Geschichte

von

Port-Royal.

Geschichte

von

Port-Royal.

Der Kampf des reformirten und des jesuitischen Katholicismus unter Louis XIII und XIV.

Von

Dr. **Hermann Reuchlin.**

Zweiter Band,

vom Tode der Reformatorin Maria Angelica Arnauld 1661 bis zur Zerstörung des Klosters 1713.

Hamburg und Gotha.

Im Verlag von Friedrich und Andreas Perthes.

1844.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Dès le commencement de notre persécution nous avons dit cent fois à Dieu que nous abandonnions le vaisseau, pourvû qu'il nous conservât les âmes.

Angelica von St. Johann Arnauld.

18452
3/12/91

Vorwort.

Sollte auch dieser Band etwas zu weitläufig ausgefallen sein, so könnte ich wenigstens nicht die Entschuldigung Pascals bei dem längsten seiner „kleinen Briefe" vorbringen, mir habe die Zeit gefehlt, ihn kürzer zu fassen. Mir zwar schien die Zeit nicht übrig lang, ich mußte mich endlich doch noch entschließen zu sprechen: mon siège est fait! sonst hätte das Decennium, welches seit Homer zu einer solchen rechten Belagerung zu gehören scheint, voll werden mögen, zumal wenn ich meinem Wunsch hätte folgen und die Vollendung des trefflichen Werks von Ste. Beuve abwarten können. Da es aber damit noch gute Weile hat, habe ich meine Arbeit auch selbständig vollendet, wie angefangen.

Ste. Beuves Arbeit hatte auf mich den Einfluß, daß ich die kirchengeschichtliche Seite des Gegenstandes noch bestimmter, noch gründlicher herauszuarbeiten suchte, während er wesentlich die Geschichte der französischen Sprache, der Literatur, des Geschmacks hervorhebt und meisterhaft behandelt. Für meinen kirchengeschichtlichen Standpunkt war die Charakterisirung der Jesuiten-Compagnie durchaus nöthig; allerdings hat durch mehreres dahin Einschlagende, welches auf jeden Fall besser in den Beilagen gestanden hätte, der erste Band, auch zu meinem eigenen Schrecken,

einen gar starken Umfang erhalten. Was nun die sogenannte Moral, die Beichtmaximen der Jesuiten betrifft, so habe ich dieselben in dem „Leben Pascals" genauer untersucht und mich seitdem in den dort ausgesprochenen Ansichten nur befestigt gefunden. Hätten es die Aufgabe und der Raum erlaubt, so würde ich gerne beiläufig eine Geschichte der gallikanischen Kirche unter Ludwig XIV gegeben haben. Sie ist doch die glänzendste Blüthe der katholischen Kirche seit dem Tridentinum, freilich nur halbrömisch und alle ihre großen Männer, Bossuet, Fenelon, Arnauld, waren einmal wenigstens in Einem Punkte Ketzer oder Schismatiker. An diesem Beispiele würde ein Hauptresultat, welches diese siebenjährige Arbeit für mich hat, sich noch deutlicher herausgestellt haben, daß nicht nur alle Bildung und nationale Glorie, sondern auch aller wirklich fromme Eifer keine gesunde Frucht, keinen kräftigen Samen tragen kann, ohne ehrliche bürgerliche Freiheit.

Eine wesentliche Verbesserung dieses Bandes im Vergleich mit dem ersten ist gewiß seine Eintheilung in viele kleine Kapitel; das Material wird dadurch viel übersichtlicher. Sehr Vieles ist in die Beilagen verwiesen, schon um diesen Band dünner zu machen. Die Beilagen enthalten großentheils Mittheilungen aus Handschriften und Auszüge aus selten gewordenen Flugschriften. Ich konnte auf diese Weise dem zweiten Band den mir zu Gebot stehenden Reichthum der Quellenforschungen zu Gute kommen lassen, ohne den Faden der Geschichte zu verwirren. Indeß bewog mich die große Wichtigkeit, welche die Zeitgenossen und Tausende von Menschen über ein Jahrhundert lang auf manche Ereignisse legten, dieselben, z. B. die große Verfolgung von 1664, genauer zu erzählen, als

vielleicht manchem modernen Lehrer passend scheinen dürfte. So werden auch die Unterhandlungen, welche dem Kirchen-Frieden vorangingen, Manchem zu weitläufig scheinen; sie lassen uns aber tief in das Wesen der römisch-katholischen Kirche schauen. Denn wenn es oft den Anschein hat, als ob der Glaube des Protestanten in wesentlichen Punkten von der Veröffentlichung einiger neuen Aufsätze oder Bücher abhinge, so scheint die römische Rechtgläubigkeit von diplomatischen Unterhandlungen und Rücksichten abhängig zu sein. Über beiden Einflüssen regiert freilich der jeder Kirche eingeborne Charakter.

Sämmtliche Beurtheilungen des ersten Bandes griffen kaum die Richtigkeit von ein Paar Thatsachen an, die kritisirenden richteten sich theils auf die Form, theils gegen die Lehren und den Charakter Port-Royals, wie z. B. ein protestantischer Diakonus diesem gegenüber den Apologeten des Jesuitenthums machte. Daß ich von Allen wo möglich zu lernen suchte, wird hoffentlich der zweite Band zeigen. Während ich mehreren namhaften Männern meinen Dank für ihre belehrende, wohlwollende Beurtheilung zu sagen mich gedrungen fühle, kann ich nicht umhin, meine Verwunderung über die Anmaßung auszusprechen, womit ein Paar Leute ihre komische Ignoranz an den Tag legen wollten. Ich muß ehrlich gestehen, daß ich aus französischen Kritiken am meisten gelernt habe, da sie meistentheils mit vielem Takt geschrieben sind. Von den Beurtheilungen und weitläufigeren Anzeigen in englischen Reviews habe ich leider nur allgemeine Kunde erhalten. In keinem Lande bietet die Gegenwart ein solches Widerspiel Port-Royals dar, als der Puseyismus. Port-Royal geärgert durch die Glaubens- und Sittenschlaffheit der Gegenwart, unbefriedigt durch das Mittelalter und seine

Scholastik, streckt sich nach dem ersten Jahrtausend der christlichen Kirche aus; der Puseyism, sein hierarchisches Interesse gefällt sich im Mittelalter, da ist alle Forschung eine Magd der Kirche. Beide sind ascetisch, aber Port-Royal augustinisch-prädestinatianisch, der Puseyismus pelagianisirend. Zu beiden Erscheinungen liegt der Keim in den halbkatholischen Landeskirchen; der vorherrschend katholische Gallikanismus bewegt sich im Jansenismus nach dem protestantischen Dogma hin, der mehr protestantisirende Anglicanismus nach der Seite des Katholicismus, ohne je in das Andere übergehen zu können.

So gebe ich denn diesen zweiten Band aus der Hand mit dem Bewußtsein, eine ehrliche Arbeit zu liefern. Der ursprüngliche Zweck des Buchs ist freilich verfehlt, und daran merke ich eben, wie lange es ist seit dem Anfang der Arbeit. Damals durfte ich noch hoffen zur Verständigung und Versöhnung zwischen Protestantismus und Katholicismus ein Scherflein beizutragen.

Über die Quellen dieses zweiten Bandes folgt eine Übersicht; hier noch Einiges darüber, wie sie mir bekannt und zugänglich wurden.

Während der erste Band unter der Presse war, gewährte mir das Wohlwollen sowohl des Erzbischofs von Utrecht, als der Jesuiten in Löwen eine Übersicht über die Literatur, die ich seitdem studirte. Die theilnehmende Humanität, welche Männer von ganz entgegengesetzten Parteien mir erzeigen wollten, machen mir eine gewissenhafte Unparteilichkeit noch zur persönlichen Pflicht gegen sie; doch muß mir die Wahrheit über alle Rücksichten gehen.

Die Liberalität, die wirklich aufopfernde Liberalität der pariser Bibliothekare ist bekannt genug. Wenn Männer, deren Stunden für die Wissenschaft von großem Werth

sind, einem Fremden zu Liebe manchmal nach einem fliegenden Blatt längere Zeit suchen, als er braucht, um es zu lesen, so ist man beinahe versucht, eine solche Güte nur möglichst selten in Anspruch zu nehmen. Auf den Archiven Frankreichs leitete meine Forschungen der hochbetagte Daunou; ihm verdanke ich besonders die Handschriften von Adry. Eine Anzahl hier gesammelter von Louis XIV selbst unterzeichneter Befehle zum Verderben Port-Royals scheinen nie geöffnet worden zu sein; die feinen Holzspäne, welche auf die noch frische Handschrift des Königs gestreut worden waren, fielen erst ab, als ich sie erbrach. Was ich über die Geschichte der Congregation des Oratoriums, über Rancé de la Trappe in Paris aus Handschriften gesammelt habe, werde ich in besondern Aufsätzen, wohl für Illgens Zeitschrift, bearbeiten.

Nach abermaligen sieben monatlichem Aufenthalt in Paris begab ich mich nach der Schweiz, wo ich in Genf und Zürich manche Brosamen sammelte. Das früh in mir geschürte Verlangen Italien zu sehen führte mich ein Jahr später, nach Vollendung von Pascals Leben, über die Alpen. Namhafte Männer stellten mir vor, daß es eine Schande, eine Feigheit wäre, wenn ich nicht versuchte, im Vatikan Forschungen anzustellen. Ich hatte sehr geringe Erwartungen davon; es giebt in Rom nichts so Anstößiges als den Jansenismus, „diese Natter in unserem Busen", wie die Jesuiten sagen. Indeß wurde ich von einigen höheren Geistlichen an die Vatikana empfohlen. Schon in der zweiten Woche wurde mir, freilich mit den freundlichsten Worten, auf höheren Befehl die Unmöglichkeit erklärt, mir Handschriften mitzutheilen; nach zwei Monaten jedoch wurde ich — ohne daß ich irgend einen Schritt dazu gethan hätte — wieder eingeladen, jedoch un-

ter genauer Kontrolle die Handschriften des Vaticans zu benutzen. In der Zwischenzeit war ich durch Jesuiten auf eine ungeheuere Bibliothek von Werken über den Jansenismus — der Katalog besteht aus zehn oder zwölf Bänden — aufmerksam gemacht worden, welche sich im Pallast Korsini findet, wo Christine von Schweden lebte und später eine jansenistische, der Kurie nicht fremde, Partei sich versammelte.

Über diese halbe Verschließung der vatikanischen Bibliothek hatte ich mich um so weniger zu beklagen, als selbst gut katholische Schriftsteller mit großer Sorgfalt überwacht, ihnen ihre Auszüge durchgesehen und Manchem schon weggenommen wurden. Zur Einsicht der Kataloge werden ohnedies nur Wenige zugelassen. Ob nun zwar diese Bibliothek mit den päbstlichen Archiven, welche durch starke Mauern davon getrennt sind, nicht zu verwechseln ist, so ist diese Vorsicht doch nicht blos eine willkürliche. Oft sind die verschiedensten Handschriften über alle möglichen Gegenstände des Kirchenregiments in Einem Bande zusammengefaßt; es wäre eine Herkulesarbeit alle Blätter dieser „größten Handschriften-Sammlung der Welt" durchzusehen, zu sondern, zu ordnen, zu katalogisiren. Die sorgfältigste Überwachung kann daher nicht verhindern, daß dem Leser Berichte, Briefe von Nuntien (wie z. B. mir der eines Nuntius in Luzern) zu Handen kommen, deren Veröffentlichung die Kurie unmöglich wünschen kann. Discretion ist nicht bei allen Literaten unserer Zeit vorauszusetzen, nicht einmal Wahrhaftigkeit, besonders in Rom, wo der Druck in der geistigen Atmosphäre mehr noch den Charakter manches fremden, als der einheimischen zu erniedrigen scheint.

Was aber die Hauptsache ist, man sagte mir in Rom oft genug: „Der Pabst will nicht, daß über diesen Gegenstand geschrieben werde", daß ich es wohl glauben mußte. Man kann indeß dieses nicht blos von unserem Gegenstande, nicht blos vom Pabst sagen. Überhaupt finden es ja die Mächte, „welche das historische Prinzip vertreten", nicht immer erwünscht, wenn ihre Geschichte erforscht und geschrieben wird; sie betrachten sich viel lieber als fait accompli.

Andererseits ist es aber auch wieder natürlich, daß der Historiker mit hungrigen Augen die Säle betrachtet, worin zahllose Urkunden in schönen geschmückten Kästen unsichtbar, wie in vergoldeten Särgen ruhen. Der deutsche Protestant besonders kann sich des bescheidenen Wunsches nicht erwehren, wenn die Seinigen einmal wieder zu Zehntausenden ihr Blut für König, Freiheit, Vaterland verspritzen sollten, so möchte es doch nicht dazu dienen, daß das Licht nicht gerade wieder unter den Scheffel gestellt würde. Wie gut ständen diese Urkunden noch in Paris, wo Alles aller Welt gehört, wenn man sie nicht besser als Ersatz für die heidelberger Bibliothek an sich ziehen wollte. Doch wir hoffen selbst über die Pforten der Vatikana gehört die schöne Inschrift des botzner Gottesackers: **Resurrecturis!**

Im Winter von 1840 auf 1841 arbeiteten in dieser „ersten Handschriften-Sammlung der Welt" immer nur zwei bis vier Personen; manchmal nur Eine. Handschriften aus dem Raum herauszugeben ist seit Sixt V bei Interdictstrafe verboten. Man hat überhaupt in Italien (außer Florenz), namentlich in Rom einen ganz anderen Begriff von literarischem Eigenthum, weil einen ganz anderen von geistiger Freiheit, als diesseits der Alpen.

Sind wir diesem Begriff von Eigenthumsrecht, den Motiven dieses Verfahrens immerhin Billigkeit schuldig, so dürfen wir Deutsche andererseits ja nicht glauben, durch Complimente Italiener, Römer zu überlisten, dadurch etwas von ihnen zu erreichen. Ich hörte öfters in Rom: „Wir haben gar nicht nöthig, euch unsere Urkunden aufzuschließen; Raumer hat ja gesagt, der Pabst könne seine Archive getrost öffnen, es werde sich ungleich mehr zu seinen Gunsten finden. Man kann uns also gar nicht vorwerfen, daß wir sie aus Ängstlichkeit verschließen — und wir können sie also getrost geschlossen halten."

Außerdem besuchte ich in vielen Theilen Italiens Bibliotheken mit verschiedenem Nutzen und auf verschiedene Weise. Erstaunt war ich, als mir einmal auf eine gute Empfehlung hin ein Gendarmerie-Hauptmann mitgegeben wurde, um dem Bibliothekar zu sagen, er sollte mir geben, was ich verlangte, auch verbotene Bücher. Das war aber schon im liberaleren, weil von Deutschen beherrschten Theile von Italien.

Zum Glück finden sich in Italien und besonders in Frankreich von den Zeiten der Revolution her in mancher Privatbibliothek schöne Handschriften; ich glaube unter den derzeitigen Umständen die Namen auch Derjenigen Besitzer verschweigen zu müssen, welche mir erlaubt hatten, sie namhaft zu machen.

Einige haben mir schon zu verstehen gegeben, daß ich ja durch Manches in meinem Buch dem römischen Katholicismus zu Nutzen gearbeitet habe. Dafür ließe sich allerdings anführen, daß ich das von den Jansenisten angefochtene Factum, die fünf vom Pabst verdammten Sätze stehen in Jansens Augustin, in der Hauptsache bestätigt habe. Ein Gleiches kann wohl in diesem Bande von

der Geschichte der sogenannten vier berühmten Artikel der gallikanischen Freiheiten gesagt werden. — Ich müßte aber kein Protestant, kein deutscher Protestant sein, wenn mich das einen Augenblick irre machen könnte. Soviel weiß ich, daß Wahrheit der Wahrheit förderlich sein muß und daß die Grundwahrheit für die Dauer nur wieder durch Wahrheit ins Licht gestellt werden kann. Die Wahrheit, die Freiheit des Geistes — wenn auch nur schweigend — irgend einem äußeren für heilig geachteten Institute zum Opfer bringen, ist das Wesen des Jesuitenthums; ob dieses Institut protestantische oder römische Kirche heiße, ist gleichgültig. Ich weiß auch recht wohl, daß es Organe von Parteien, namentlich auch der ultramontanen giebt, welche die Sachen aus dem Zusammenhang gerissen publiciren und rufen: „Seht, wieder ein Protestant, der uns Recht geben muß!" — Wohl bekomms! Der Historiker hat seine Schuldigkeit ehrlich zu thun; wozu seine Arbeit dient, weiß er selbst nicht und kann es nicht wissen, oft dient es zum Gegentheil von dem, was er beabsichtigte und meinte.

Indeß möchte ich schließlich auf ein wesentliches Moment Port-Royals aufmerksam machen, welches allein schon ihm Wichtigkeit geben würde. Die Geschichte der durch den Jansenismus angeregten hochwichtigen Fragen wirft ein ganz eigenthümliches Licht auf das Tridentinum, welches dieselben alle niederzuhalten und einzuspinnen gesucht, welches die durch die Jansenisten angegriffenen Misbräuche theils stillschweigend anerkannt, theils gerügt hatte, ohne daß die Kurie letztere wirklich auszurotten ernstlich gemeint gewesen wäre. Wir erkennen nun erst, mit welch diplomatischer Feinheit, — besonders im Vergleich mit der Naivität der ersten protestantischen Bekenntnisse — das Tridentinum ab-

gefaßt ist. — Die Nonnen, ja ein Theil der Theologen von Port-Royal glaubten daher gute Tridentiner zu sein, sie meinten fest an das Tridentinum zu glauben, seine Kanones ernstlicher zu nehmen, als die dazu bestellten Wächter. Wollte ja doch auch das Tridentinum einen Schein von Augustinismus haben.

Wie es aber mit der vielgerühmten Rechtfertigung durch die Liebe in der katholischen Kirche aussah, erhellt aus dem Streit über contritio und attritio, aus der todten Sacraments-Gerechtigkeit, indem man die Lehre, die Liebe sei zu Seligkeit nothwendig, als eine der Ehre der Sacramente gefährliche verketzerte, aus der herrschenden Beichtmoral der Jesuiten.

Das Tridentinum legt seinen ganzen Accent auf die Lehre von den Sacramenten; das thaten auch die Jansenisten aber in ethischem Sinne, andererseits auch die Jesuiten aber äußerlich, beinahe mechanisch. Unsere Geschichte zeigt, auf welche Seite sich die Kurie gewöhnlich neigte.

Somit ist die Geschichte Port-Royals nicht nur ein Schlüssel zum rechten Verständniß des Tridentinums, sondern des ganzen modernen Katholicismus seit der Restauration.

Pfrondorf ob Tübingen im Sept. 1844.

Dr. H. Reuchlin.

Inhalt.

Achtes Buch.

Charakteristiken und Biographien.

Seite

Mutter Agnes 2
Gewalt der selbstgewählten Äbtissin 11
Angelica von St. Johann 14
Guerres civiles de Port-Royal 21
Fürstliche Freunde 23
Der Herzog und die Herzogin von Liancourt 25
Die Herzogin von Longueville, ihre Verirrungen 33
Ihr Leben als Büßerin 40
Die Herzogin unter der Leitung Singlins 45
Der Prinz und die Prinzessin Conti 63
Erziehung ihrer Söhne durch Lancelot 66
Die Parteiführer. — Barcos, Abt von St. Cyran 75
Singlin, Beichtvater 83
Pascal, Verfechter der fünf Sätze 88
Arnaulds Unterscheidung von fait und droit 91
Bei Port-Royal des Champs zurückgebliebene Einsiedler 96
Hamon, Arzt 100
Andere Freunde in der Noth 109
Befreundete Congregationen 114
Der König und sein Hof 116
Der Pabst 120
Satyre eine Kapuziners auf Port-Royal 124
Schilderung der Betschwestern beider Parteien 131

Neuntes Buch.

Die Gefangenschaft.

Visitation von Port-Royal 134
Das Formular und die Unterschrift; vergebliche Versuche die Nonnen dazu zu bewegen 143
Wunder und Träume 153
Verzögerung der Verfolgung, Vorbereitung darauf 155

Seite
Vermittlungs-Versuche 162
Wichtige Erklärungen des Pabstes und des Königs 173
Arnaulds maßgebende Ansichten 176
Versöhnung des Königs und des Pabstes 183
Der neue Erzbischof sucht Port-Royal zur Unterschrift zu bewegen . . 184
Entziehung des Abendmahls 192
Der sechs und zwanzigste August 1664 198
Verhalten der Zurückgebliebenen 205
Flavies Abfall 209
Neue Gefangennehmungen 211
Ermahnungen an die in Gefangenschaft Abgeführten von Agnes . . . 216
Gefangenschaft der Mutter Agnes; Fall zweier Arnauld 217
Angelica von St. Johann im Gefängniß 225
Plan und Schwierigkeiten der Wiedervereinigung 241
Ausführung nach Port-Royal des Champs 243
Gefangenschaft der Wiedervereinigten 250
Todesfälle. Frau von St. Ange 254
Motive und Folgen dieses Widerstandes 260
Nicole 262
Übersetzung des Neuen Testaments; d'Andillys und Arnaulds verschiedene Ansichten darüber 268
Sacy über Bibel-Übersetzung und Erklärung 272
Sacys Thätigkeit und Gefangennehmung 277
Sacy und Fontaine in der Bastille 283
Arnaulds Brief an sie 590

Zehntes Buch.

Die Port-Royal befreundeten Bischöfe und der Kirchen-Frieden.

Der Bischof von Beauvais 294
Der Bischof von Angers 298
Der Bischof von Pamiers 301
Der Bischof von Alet 305
Sein Antheil an der Sache des Formulars 321
Nach einigen Schwankungen päpstliche Commissäre ernannt 325
Ein Vermittlungsplan, von einigen Bischöfen gefaßt 330
Verrath und Rechtfertigung desselben 338
Stimmung des Königs 341
Neue Reibungen 342
Absichten der verschiedenen Personen 346
Die von den vier Bischöfen gestellten Grundbedingungen 349
Die Unterhandlungen laufen wiederholt Gefahr zu scheitern 351
Die Erklärung der vier Bischöfe von der Kurie angenommen . . . 356
Arnaulds Besuche 357
Rom und die Übersetzungen der Bibel und Meßbücher 360
Schicksale der Übersetzung des N. Testaments von Mons 362
Verspottung des scheinheiligen Eifers 367
Sacys Befreiung 370
Statt Garantien werden zweideutige Erklärungen gegeben 372
Schwierigkeiten der Befreiung Port-Royals 377

Seite
Auch die Nonnen werden des Friedens theilhaftig 384
Trennung der beiden Häuser Port-Royals 387
Kritik des Friedens 388

Eilftes Buch.

Geschichte von Port-Royal bis zum Absterben des alten Stammes zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts.

Überblick 391
Neue Einrichtung Port-Royals 394
Annats und Perefixes Tod und ihre Nachfolger 397
Todesfälle in Port-Royal 399
Innere Zustände des Klosters 406
Vertraute Unterredungen von Freunden 417
Le-Tourneux und andere Beichtiger von Port-Royal 419
Tillemont 422
Einsiedler von Port-Royal seit 1669 437
Freunde außerhalb des Klosters, Racine, Boileau 440
Gefährdung des Kirchenfriedens, besonders in Angers 449
Anstoß wegen der laxen-Moral 453
Regalstreitigkeit; die Bischöfe von Alet und von Pamiers 456
Kampf des Pabstes mit dem Könige und den gallikanischen Hofbischöfen . 462
Ende der befreundeten Bischöfe 465
Ende der Herzogin von Longueville 468
Verdächtigungen beim König 474
Polemik gegen die Reformirten und ihre Früchte 476
Arnaulds Verkehr mit Philosophen, besonders mit Leibniz 481
Nicoles Arbeiten in Port-Royal 485
Nicole und Arnauld flüchtig 488
Arnaulds und Nicoles Vereinigung und Trennung 490
Angriffe auf Nicole und seine Rechtfertigung, auch durch Arnauld . . 492
Nicole kehrt nach Frankreich zurück; seine Schriften, besonders über die Gnade 498
Rances und Fenelons Verhältniß zu Port-Royal und unter sich. Nicole gegen den Quietismus 506
Nicoles Ende und Bild 510
Arnaulds Aufenthalt und Reisen in den Niederlanden. Jansenistische Mustergemeinden 511
Arnauld über das Lesen der Bibel und das Verbot desselben 517
Derselbe über die vier Artikel der gallikanischen Freiheit 518
Sein Verhältniß zu Bossuet und Mallebranche 524
Sein Kartesianismus 526
Verschiedene Streitschriften Arnaulds 531
Der Schelmenstreich der Jesuiten in Douai 533
Gravirender Brief an den Grafen d'Avaux 535
Arnauld bestellt sein Haus und stirbt 537
Sein Begräbniß, Lob und Tadel 542
Pontchateau 545
Port-Royal wieder verwaist, allerlei Bedrückungen 550
Sterben in der Familie Arnauld; Sacy 556
Der Tod Angelicas von St. Johann 563
Verschiedene Ereignisse 566

**

Zwölftes Buch.

Letzter Kampf und Zerstörung Port-Royals.

Seite
Charakter der Zeit und einer neuen Quelle unserer Geschichte 570
Ludwig XIV in seinem Alter und seine Gesinnung gegen Port-Royal . 571
Die Jesuiten und Port-Royal nach St. Simon 582
De la Tour, General des Oratoriums, Beichtiger der hohen Welt nach den Grundsätzen Port-Royals 584
Die Beichtväter des Königs: de la Chaise 586
Pater Tellier 589
Noailles, Erzbischof von Paris 593
Eine wichtige Gewissensfrage 601
Port-Royal allein nimmt die Bulle nicht an 603
Kampf zwischen dem treuen Port-Royal des Champs und dem abgefallenen in Paris 612
Aufhebung von Port-Royal des Champs 616
Abführung der Nonnen in die Gefangenschaft 620
Zerstörung von Port-Royal des Champs 622
Schicksale der Nonnen 625
Bilder der Personen und Örtlichkeiten 626
Der spätere Jansenismus 629
Überblick des Ganzen 632

Quellen der Geschichte von Port-Royal. 635

Beilagen zum achten Buch.

Beilage I. Das Bild der vollkommenen Nonne, von Agnes . . . 655
Beilage II. Innere Protestation Angelicas von St. Johann . . . 664
Beilage III. Der Herzog von Luynes 665
Beilage IV. Die Besuche des Herzogs von Longueville in Neufchatel . 666
Beilage V. Zum Leben Contis 669
Beilage VI. Lancelots Schriften und Lebensende 671
Beilage VII. Der Primat Petri und Pauli 673
Beilage VIII. Hillerin, du Hamel, Feydeau, die jansenistischen Pfarrer . 674
Beilage IX. Arnaulds schwankende Ansichten und Wahrheitseifer . . 677
Beilage X. Hamons Schriften 679
Beilage XI. Aus Hamons Briefen 680
Beilage XII. Biographie von Beaupuis 682
Beilage XIII. Mittheilungen an des Lions über Ursprung und Tendenz des Jansenismus 684
Beilage XIV. L'estrille du Pegase Janséniste 686

Zum neunten Buch.

Seite
Beilage XV. Heilsamer Mangel menschlicher Tröster 688
Beilage XVI. Malices spirituelles der Nonnen 690
Beilage XVII. Unterhandlungen von des Lions um Wiedereinsetzung der jansenistischen Doctoren in die Sorbonne 691
Beilage XVIII. Die erzbischöfliche Ordonnanz mit der foi humaine . 693
Beilage XIX. Schriften gegen das Verfahren der Hofbischöfe . . 694
Beilage XX. Vermittlungsversuche im Juli und August 1664 . . 710
Beilage XXI. Die ersten Flugschriften für die Gefangenen . . . 712
Beilage XXII. Wiederholte Unterschriften und Widerrufe einer Nonne . 714
Beilage XXIII. Schriften zur Rechtfertigung des Verfahrens der Hofbischöfe, von Amelote, Annat und Chamillard 717
Beilage XXIV. Besuch des Erzbischofs in Port-Royal des Champs, 15 Nov. 1664 730
Beilage XXV. Verbot des gemeinschaftlichen Gebets 732
Beilage XXVI. Wahl einer Äbtissin durch die Abgefallenen . . . 733
Beilage XXVII. Racine gegen Port-Royal 734
Beilage XXVIII. Jesuiten-Predigten 738

Zum zehnten Buch.

Beilage XXIX. Hermant 740
Beilage XXX. Motive der Unterschrifts-Verweigerung des Bischofs von Angers 741
Beilage XXXI. Aus dem Schreiben der vier Bischöfe an sämmtliche Erzbischöfe und Bischöfe von Frankreich über die Absicht des römischen Hofs, ihnen den Proceß zu machen 746
Beilage XXXII. Schreiben der vier Bischöfe an den Pabst 1 Sept. 1668 und dessen Antwort darauf 748
Beilage XXXIII. Amelote, Übersetzer des Neuen Testaments . . . 750
Beilage XXXIV. Schreiben des Königs an den Pabst um die Bulle für Dorothea als Äbtissin von Port-Royal 751
Beilage XXXV. Motivirung und Bestimmung der Theilung . . . 753

Zum eilften Buch.

Beilage XXXVI. Agnes an die sterbende Flavie und deren Antwort . 757
Beilage XXXVII. Pomponne nach St. Simon 758
Beilage XXXVIII. Le-Tourneux und die Übersetzungen der kirchlichen Gebetbücher 759
Beilage XXXIX. Agnes an Sevigné 762
Beilage XL. Racines geistliche Theater 763
Beilage XLI. Boileau an Racine über die Nothwendigkeit der Liebe Gottes 766
Beilage XLII. Belege für die katholische Abendmahlslehre 768
Beilage XLIII. Arnauld über Leibnitz und Grotius 769
Beilage XLIV. Polemik gegen die Reformirten 772
Beilage XLV. Nicoles Rechtfertigung seines Rücktritts 773
Beilage XLVI. Aus Arnaulds Briefen. Der Katholicismus in Deutschland und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels 781

Seite
Beilage XLVII. Dû Breuil 785
Beilage XLVIII. Der Erzbischof von Paris in Port-Royal des Champs 17 Mai 1679 786
Beilage XLIX. Schimpfende Charfreitags- und Oster-Predigt . . 789
Beilage L. Sacys und dû Fossés Schriften 790
Beilage LI. Quesnels Leben und Schriften 793
Beilage LII. Der Mauritaner Gerberon 813

Zum zwölften Buch.

Beilage LIII. Entziehung der Sacramente, das für und wider . . 818
Beilage LIV. Hinterlassene Apologie des Herzogs von Burgund . . 821
Beilage LV. Erzbischöfliches Decret zur Aufhebung von Port-Royal des Champs 823
Beilage LVI. Die Sache beider Port-Royal vor dem Parlamente . 825
Beilage LVII. Die Äbtissin von Port-Royal d. P. in Port-Royal des Champs und in St. Cyr 827
Beilage LVIII. Abbruch der Kirche 830
Beilage LIX. Gleichzeitige Lieder über die Tyrannen 831

Achtes Buch.

Charakteristiken und Biographien.

„Die Mutter in Israel, die große Angelica", war am 6. August 1661, am Tage der Verklärung Christi, gestorben. Als die Krone fiel, war dem Baume die Art auch an die Wurzeln gelegt; man wollte Port-Royal einen sichern Tod bereiten, indem man ihm die Novizen nahm und Annahme neuer verbot. Die Mädchen, welche hohe, wie geringe Familien den Nonnen zur Erziehung übergeben hatten, waren ihnen schon zuvor genommen, obgleich Erziehung der Jugend zu den wesentlichen Verpflichtungen gehörte, welche ihnen die Regel des Hauses auflegte.

Angelicas Brief an die Königin hatte keinen weiteren Nutzen, als daß man weniger durch Polizeibeamte, sondern auf kanonischem Wege die Untersuchung und Verfolgung betrieb.

„Die Würde unserer Verfolgung ist so groß, sprach die wassersüchtige Angelica, daß sie mich niederdrückt und zittern macht, wenn ich bedenke, daß Gott uns auserwählt hat, um für die Wahrheit zu dulden. Es giebt nichts Gleiches; wir dürfen uns wohl fürchten, keinen gehörigen Gebrauch davon zu machen."

Der getreue Gehülfe des Bischofs von Beauvais, Hermant, schreibt an Frau von Crèvecoeur: „Man kann unter ihren Flügeln durch eine willkürliche Gewalt die armen Kinder wegnehmen, die einfältigen Tauben, welche sie mit dem Feuer ihrer heißen Liebe decken. Aber man kann sie nicht verhindern, sich selbst wie Tauben zu flüchten in die Felsenhöhlen, in die heilige Seite des Erlösers; da er sie einem ungläubigen Jünger

geöffnet hat, so kann sie seinen getreuen Bräuten nicht verschlossen sein. — So waffnet euch denn mit dem Sinne Christi, welcher euch als wahre Israeliten behandelt, da er euch das Passahlamm mit bitteren Kräutern essen läßt." (Wohl um Ostern 1661 geschrieben.)

Mutter Agnes.

Siebenundzwanzig Jahre lang hatten Angelica und ihre Schwester Agnes sich wechselsweise durch die Wahl zur Würde der Äbtissin berufen gesehen, oder vielmehr sie hatten beide zusammen diese Zeit über das Amt verwaltet, denn sie waren durch wetteifernde Hingebung so sehr Eins, daß es den Anschein hatte, keine könnte ohne die andere diese Last tragen. Ihre Gaben ergänzten sich gegenseitig; in Angelica wohnte eine feurige, gewaltige, jedoch zarte Liebe, welche sich im Augenblicke zu erniedrigen und zu erhöhen wußte, Furcht und Liebe abgewann und das Geheimniß hatte, Alles durch ihre Gewalt vor sich niederzuwerfen und durch ihre Güte wieder aufzurichten. In der Mutter Agnes dagegen sprach sich ein immer ebenmäßiger Gleichmuth, eine stets ruhige Weisheit aus, eine Würde, von Sanftmuth begleitet, welche Vertrauen und Achtung einflößte und durch Stillschweigen eben so sehr belehrte, als durch Worte.

Wie vom Herzen St. Cyrans [1]) wollte sie von Allem, was ihr theuer und heilig war, ihren Theil an Angelica abtreten, „auf daß der Antheil dieser gedoppelt wäre; denn Gott hat sich mein ganzes Leben über ihrer bedient, um mich in die Wahrheit und Liebe zu versetzen."

Im Tode, wie zu Lebzeiten Angelicas glaubt Agnes nur ihrem Antriebe, ihrer Stimme folgen zu dürfen, ja sie beugt sich noch tiefer vor der Verklärten. Im Jahre 1663 schreibt Agnes an Sevigne: „Ich gebe Angelica kühnlich den Namen „Heilige", da ich, mein Bruder, mit Ihnen allein spreche. Das Vertrauen auf das Erbarmen Gottes läßt uns glauben, daß er zu ihr sprach: Das ist meine liebe Tochter, an der ich mein Wohlgefallen habe (en laquelle j'ai pris mon bon plaisir); höret sie! — Bitten

1) Manusc. auf der K. Bibl. Orat. 206. Brief von Agnes an St. Cyran A. 1642.

Sie Gott, daß sich ihre Stimme stets unter uns hören lasse, und daß sie, wie immer bisher, eine Donnerstimme sei, welche uns aus unserem Schlummer erwecke."

Unserem Port-Royal hat die verbreitete Meinung, als sei es ein Sitz des Mysticismus, zu seinen und in unseren Tagen Feinde und Freunde gemacht; Manche haben sich enttäuscht gefühlt, weil sie unter den überreichen Dornen der Asceſe die duftige Blume der Mystik nur sparsam fanden. Angelica, die „Gründerin und Reformatorin", hat Port-Royal das vorherrschende Gepräge der Asceſe aufgedrückt; Agnes ist die Mystikerin von Port-Royal, nur Hamon war ihr geistesverwandt, am wenigsten ihr Bruder Anton, der Doctor, welcher noch mehr der Geschichte des Jansenismus, als der von Port-Royal angehört. Wie Gregor von Nyssa seine Schwester, so nannte St. Cyran Agnes die Theologin. Theologie war ihm das Gegentheil von Scholastik, die mystische und mysteriöse allein erkannte er als Theologie an.

Dieses Feuer der Mystik brennt in ihrem ersten Schriftchen, in dem geheimen Rosenkranze, von welchem der löwener Fromond sagt: „Diese Ausdrücke prägen nur das Verlangen einer von der Liebe Gottes trunkenen und in Christum verwandelten Seele aus; sie enthalten offenbar nichts Übermäßiges, wenn man nur die Sprache der Liebe versteht und erwägt, welche Gedanken ein Wesen haben muß, das im Abgrunde der Gottheit schwimmt." Und Jansen sprach darüber: „Wie die Liebe mit Freiheit handelt, so redet sie auch mit Freiheit."

Aber ist diese mystische Seele auch ihrer Stelle gewachsen? kann sie eine Mutter in Israel werden? wird sie das auf allen Seiten von übermächtigen Feinden angegriffene Haus auch zu schirmen wissen? — Denn auf sie fällt offenbar zunächst die Aufgabe. Das weiß sie auch: „Gott hat mich nunmehr dazu bestimmt, daß ich die vielbeschäftigte Martha sein sollte; bittet für mich, daß ich es ohne Hast vollbringe."

Ihre Nichte, Angelica von St. Johann-Arnauld, entwirft uns von ihr folgendes Bild: „Es brauchte nur ihr Beispiel, um eine Gemeinschaft zu ordnen, um ihr die genaue Erfüllung der Ordensregeln einzuflößen und jene aufrecht zu erhalten, ohne daß eine geschriebene Regel nöthig gewesen wäre. Ihre Gegen-

wart und ihre über Alles wachende Aufmerksamkeit machten, daß Jedes sich an seine Obliegenheiten hielt. Insbesondere war nichts hinzuzufügen zu ihrer Genauigkeit in Allem, was den Gottesdienst betraf, wie sie denn darin auch die süßesten Genüsse fand; so daß, wenn man wagen dürfte, die Auserwählten Gottes anzuklagen, man in dieser Anhänglichkeit, welche sie für alle Übungen des äußeren Gottesdienstes bezeugte, Übermaß hätte finden mögen." (So war sie von Kindheit an gewesen, mitten unter die Kinderspiele hinein hatte die kleine Äbtissin von St. Cyr ihre Gebete ohne Aufschub gewissenhaft und feierlich gesprochen.) „Dies war aber nur ein Hervorbrechen jener brennenden Liebe, wodurch sie sich mit Gott einigte, indem sie ihm stets das Opfer eines vor seiner unbeschränkten Majestät gedemüthigten Herzens darbrachte. Daher ihre Sammlung, jene auch äußere Demuth, wodurch Alle, die sie sahen, zu Gott erhoben wurden und sich nicht genug wundern konnten, über ihre beständige Ruhe mitten unter unzähligen Sorgen und Geschäften, wie sie stets mit Gott beschäftigt war, trotz der Unterredungen mit verschiedenen Personen, stets bereit vom Handeln zum Gebet überzugehen, sobald sie nur einen Augenblick die äußere Beschäftigung fallen lassen konnte, welche diese heilige Übung ihres Herzens unterbrochen hatte."

Selbst in den schmerzhaftesten Krankheiten mußte man ihr Gewalt anthun, um sie vom Gottesdienste zurückzuhalten. Als ihre Mutter, „die Mutter der Glückseligkeit, die Mutter der Makkabäer", den Todeskampf rang (1641), wurde die Klostergemeinde zu ihrem Beistande versammelt. Da es lange währte, ging man zur Stunde des Frühgebets (Matines) in den Chor; Agnes ging mit den Anderen, ihre gewissenhafte Genauigkeit duldete es nicht anders; man sollte ihr nur pochen, wenn die Mutter wirklich im Sterben wäre. Dies geschah, Agnes stand ihr noch bei, als sie den Geist aufgab, kehrte aber sofort mit solcher Fassung zu dem Gottesdienste in den Chor zurück, daß die Schwestern glaubten, die Mutter sei nicht todt, bis sie — wie gewöhnlich — das Vaterunser laut sprach, und bei den Worten: Dein Wille geschehe! die Thränen nicht mehr zurückhalten konnte.

Die jüngere Angelica von St. Johann erzählt uns, die große Angelica habe Agnes um ihrer leidenden Gesundheit willen dringend gebeten, den Gottesdienst im Chor nicht mehr zu besu-

chen. „Ich war darüber eben so schmerzlich ergriffen, als Agnes, fährt sie fort; denn es machte mir große Freude, sie während der Offiz anzusehen, und ich hatte beinahe immer die Augen so viel möglich auf sie gerichtet, bis ich diese Anhänglichkeit (attache) als einen Fehler erkannte und es Singlin sagte, der es mir verbot. Ich war darüber sehr bekümmert, weil es mir schien, nichts auf Erden könne mir so viel Andacht einflößen und mich so zu Gott erheben, als ihr Anblick."

Dabei erwies sie selbst mitten in ihrer Schwachheit und in Schmerzen eine große Liebe zur Arbeit, theilte nicht nur Obeissancekarten selbst aus, d. h. wies einer jeden Nonne ihre Händearbeit an, sondern nahm als Äbtissin auch an der geringsten Arbeit thätigen Antheil. Dabei durfte die Liebe zur Armuth nicht fehlen, welche die rechte Nonne charakterisirt, während die gewöhnlichen Armen nur im äußeren Stande der Armuth sind, ohne innere Anhänglichkeit und Lust daran.

Angelica von St. Johann entwirft folgendes Bild der Tugend der Mutter Agnes von St. Paul, welches wir eine Ode im Sinne Port-Royals, ohne Versmaß, aber voll innerer Erhebung nennen möchten:

Die ganze Erde war für sie von der Majestät Gottes erfüllt, ihn sah, ihn betete sie überall an. Ihre Frömmigkeit hatte in den großen und kleinen Dingen nur Einen und denselben Gegenstand; daher verrichtete sie dieselben auch alle mit derselben Genauigkeit.

Sie war ein der Verehrung Gottes geweihter Tempel, dessen Äußeres das Bild der inneren Heiligkeit trug.

Ihre Lampe, statt zu verlöschen, erleuchtete stets die Anderen, weil alle ihre Handlungen musterhaft waren, und sie leiteten zur Tugend an, weil in der ihrigen keine Unterbrechung war.

Sie liebte das Stillschweigen mit einer Liebe voll Zärtlichkeit, welche ihr das feinste Gefühl für Alles gab, was Bezug auf die Übung und Achtung dieser Tugend hatte. Ihre Worte flößten Stillschweigen ein, von solcher Zurückhaltung und Bescheidenheit waren sie begleitet. Ihr Stillschweigen diente eben so sehr zur Belehrung, als ihre Worte, weil es die Idee einer geistigen Person darstellte, deren Verkehr auf Gott allein gerichtet ist.

Sie hatte eine solche Neigung zu gehorchen, daß sie keinen

Unterschied machte, wem sie sich unterwarf und gern von der geringsten Person abhängig gewesen wäre.

Ihre durchaus geistige Tugend schloß sich an nichts an, was die Sinne rührte, und selbst in Dingen der Frömmigkeit zog sie die Entbehrung, welche den Geist demüthigt, dem Genusse vor, der ihm Befriedigung und Trost giebt. Sie machte sich nicht minder von der Treue, dem Verkehre und der Bekanntschaft derer los, deren Frömmigkeit ihre Neigung erweckt hatte, als von jedem anderen menschlichen Genügen.

Da es keine Leere in ihrem ganz von Gott erfüllten Herzen gab, so wollte sie auch, daß keine Leere in ihrer Zeit sei; jeder Augenblick war entweder mit Arbeit, oder mit Gebet ausgefüllt. Weil sie äußerst sparsam war mit jedem Augenblicke, konnte sie, ob sie gleich mehr betete, als eine Andere, auch mehr arbeiten, als die Anderen. Sie betete, als hätte sie nie arbeiten sollen, so leicht schied sich ihr Geist von den äußeren Dingen, und sie glaubte sich so sehr zur Arbeit verpflichtet, daß sie eben so voll Demuth, als voll Liebe Alles auf sich nahm, was Andere ungern thaten; sie sagte, es komme sie nicht schwerer an, das Schwerste zu unternehmen, als das Leichteste, weil sie sich für gleich unfähig zu jedem Geschäfte hielt, wenn Gott ihr nicht hülfe.

Ihr ganzes Thun stellte das Thun Gottes dar, der Alles mit Gewicht und Maß vollbringt; denn von ihren größten, bis zu ihren kleinsten Handlungen und Worten war Alles in einer Gesetzmäßigkeit und Weisheit, welche sich in nichts verleugnete.

Gott hatte in ihr das unerschütterliche Reich seiner Gnade aufgerichtet, und das gab ihr mitten unter den verschiedensten Ereignissen eine Unerschütterlichkeit, welche Jedermann bewunderte; denn was für eine Veränderung auch vorgefallen sein mochte, sie erschien immer als Dieselbe.

Sie trug ein Bild der Ewigkeit schon in ihre Seele eingegraben; denn sie sah immer nur den gegenwärtigen Augenblick an und hatte eben so wenig Unruhe über die Zukunft, als sie über die Vergangenheit wenig nachsann.

Der Eindruck der ewigen Wahrheit schien in ihrem Geiste alles Vergängliche auszulöschen. Nie hörte man sie von Dingen reden, welche ihr begegnet waren, oder von dem, was sie gethan hatte, oder von anderen Vorkommenheiten. Sie vergaß Alles,

was hinter ihr war, und sah nur das an, was noch an ihrer Tugend fehlte.

Ein einziges Wort Gottes genügte, um ihre Seele zu nähren und in den kurzen Augenblicken, worin sie ein Buch öffnen konnte, trank sie dieses heilige Wasser heimlich, im Vorbeigehen, wie die Krieger Gideons.

Ihre Liebe für das Gebet war so groß, daß darin Leib und Seele ihre Ruhe fanden. Wenn ihre Gebrechlichkeit ihr Ruhe und Schlaf raubten, ergötzten sie die Psalmen, welche sie sprach, in den längsten Nächten.

Sie hegte für Gott eine solche Eifersucht, für sich selbst eine solche Verachtung, daß sie das kleinste Lob nicht leiden konnte; denn sie glaubte, Alles, was man ihr beimesse, raube man Gott.

Also schildert Angelica kurz nach dem langen dogmatischen Kampfe eine der Vorkämpferinnen Port-Royals. Wie die Kirchenlieder aus den Zeiten der starren Orthodoxie uns ein unverkennbares Zeugniß des darunter verborgenen gesunden Lebens sind, so dieses Bild ein Zeugniß davon, daß der leidige Streit das innere Leben und Streben Port-Royals nicht in Galle verwandelt hat. Mag auch ein eigenthümlich katholischer Gesichtspunkt, mag auch die Tendenz mitwirken, sie als Heilige, aber ohne Aberglauben, darzustellen, so ist doch das darin ausgeprägte Ideal ein wahrhaft christliches und edel menschliches. Agnes erscheint darin als die vollkommene Christin und Nonne im Sinne Port-Royals. Das Bild der vollkommenen Nonne neben dem der unvollkommenen hat Agnes in einer eigenen (im Jahre 1665 ohne ihr Mitwissen zugleich mit den Constitutionen gedruckten) Schrift dargestellt, aber sie hat noch mehr gethan, sie hat auch ununterbrochen darnach gestrebt, jenes in sich selbst darzustellen. Dieses Büchlein ist eigentlich die innere Constitution der Klostergemeinde von Port-Royal, und für uns wesentlich zur Pragmatik des Kampfes und Widerstandes, indem wir den innersten Geist der Angegriffenen daraus kennen lernen. (Siehe Auszüge aus diesem Buche von 474 Seiten, in Beilage I. Das Schönste sind gewiß die Sätze aus dem manuel des ames religieuses, am Schlusse des Buches und der Beilage.)

Die wichtigsten Schriften der begabtesten Nonnen von Port-Royal verdanken ihren Ursprung großentheils den sogenannten

Conferenzen, in welchen die Schwestern z. B. über dunkle Bibelstellen, über Erfüllung schwieriger Pflichten öffentlich Rath sich erbaten. Das war die Bestimmung der Versammlungen in den Erholungsstunden. Wohl mochten auch selbst komische Reden der Kinder, die an sich unschuldig waren, erzählt werden. Zwiegespräche waren nicht erlaubt, es sollte Alles öffentlich verhandelt werden. Ursprünglich waren aber diese Stunden nicht zu eigentlichen Vorträgen bestimmt gewesen, sie kamen indeß mehr und mehr in Gebrauch. Auf diesen Grund hin erdichteten die Gegner, daß die Nonnen selbst in der Kirche Vorträge gehalten haben.

Agnes leitet den Abschnitt über die Conferenzen und damit zugleich unwillkürlich ihr Büchlein mit den Worten ein: „Alle anderen Zeiten des Tages sind entweder zum Gottesdienste, oder zum Unterricht, oder zu mancherlei Arbeiten bestimmt, oder zu anderen Übungen, welche schweigend gethan werden müssen, damit die Nonnen, welche gelobt haben, Christo in die Einöde zu folgen, selbst wenn sie zusammen sind, in Zurückgezogenheit und Einsamkeit sein. Die Zeit der Conferenz aber ist ihnen zum Verkehr unter einander gegeben, und zwar zu einem gedoppelten Zwecke. Sie sollen sich darin gegenseitig erbauen; da wird der Schatz der Frömmigkeit offenbar, welchen man in den Stunden des Schweigens nur Gott allein sehen läßt. Sodann soll sie unter ihnen jene heilige Geselligkeit und Freundschaft unterhalten, welche das Band des Friedens ist."

Indem hier Agnes den Schatz ihrer Erfahrungen erschloß und mündlich mittheilte, sie, deren Schweigen so beredt war, welche mehr und lieber mit Gott im Herzen, als mit den Menschen und mit den Lippen redete, wie tief mußte es sich den geistigen Schwestern und Töchtern einprägen, zu einer Zeit, da die geistige Hungersnoth, welche die große Angelica vorausgesagt hatte, schon vor der Thür drohte! Da lehrt sie aus der Fülle ihrer Erfahrungen, wie man sich selbst kennen lernen, seinem Willen absterben, wie man beten, wie man leiden solle, wie man Gottes Wort und Gnade und seine eigene Seele in Ehren halten, und wie man nicht blos äußeren Mangel, sondern auch die innere „Trockenheit", den Mangel des Gnadengefühls ertragen und sich zu Nutzen machen solle. — Welchen Eindruck ihre Worte in den Seelen ihrer Töchter machten, erhellt auch aus der Wirkung, welche diese gedruckten Ermahnungen

auf die verwaiste Gemeinde zur Zeit der Gefangenschaft und Zerstreuung ausübte. Man gab sie den Wankenden, da Agnes den Gehorsam gegen die Oberen sehr einschärfte, man hoffte sie durch diese Autorität dem Verlangen des Erzbischofs unterthan zu machen. Allein das Büchlein wirkte das Gegentheil, so daß die Propheten des blinden Gehorsams behaupteten, das Erscheinen der Schrift sei eine vorher verabredete Losung zum Widerstande gewesen.

Aber nicht weniger als demüthiges und muthiges Dulden und Beten rechnet Agnes gemeinsame Arbeit zum Berufe und Wesen der geistlichen Person. Auch hier weiß sie selbst im Kleinsten das Größte zu finden: „Wenige Religionsübungen sind geeigneter deinen Vorgesetzten und dir zu zeigen, ob du auch den rechten Geist derselben hast, als die Art, wie du bei den gemeinsamen Arbeiten verfährst, z. B. beim Holz- und Wassertragen, wo es nöthig ist, beim Tragen der Wäsche, Kehren des Hauses, Spülen des Geschirrs, was das Gewöhnliche ist, wozu man dich vielleicht jeden Tag abordnen wird [1]). Um diese Wahrheit zu begreifen, muß man wissen, daß, da das geistliche Leben eben so wohl ein Leben der Gemeinschaft und der Gesellschaft ist, als der Buße und Sammlung, die Nonnen drei Gegenstände ihrer Liebe haben: Gott, sich selbst und den Nächsten, nicht blos die beiden ersten, wie die Anachoreten. Sie üben die Liebe gegen den Nächsten in der Person ihrer Schwestern durch eine vollkommene Entäußerung von allen Dingen, wodurch sie eben so sehr unter sich geeinigt, als von allem Privatbesitze getrennt werden."

„Denn dies ist jetzt dem geistlichen Leben eigenthümlich, ob es gleich nach dem Geiste Christi und nach dem Vorbilde der ersten Kirche von Jerusalem gewissermaßen auch in jedem anderen gemeinsamen Leben so sein sollte; denn Christus hat die Kirche eingesetzt, daß sie in einer vollkommenen Gemeinschaft der geistigen, folglich auch auf eine Weise der zeitlichen Güter sein sollte; denn eine vollkommene Freundschaft macht alle Dinge gemeinsam. Da aber die vollkommene Liebe in Wenigen ist, so wollen Wenige, daß ihre Güter auch ihren Brüdern mit gehören, nur Wenige

1) Indem wir dies wieder geben und uns wiederholt versucht fühlen, dem guten Geschmack zu Liebe, Eines oder das Andere wegzulassen, merken wir, wie weit unser Geschlecht von dieser souverainen Demuth entfernt ist.

wollen so viel möglich an ihren Bedürfnissen und an ihrem Mangel Theil nehmen. Dies kommt nur Denen zu, welche die vollkommene Liebe in sich haben, diesen Endzweck der katholischen Kirche. Diese Liebe verpflichtet aber nicht blos die Güter und Übel des Nächsten als gemeinsame anzusehen, sondern auch für sie alle Güter zu verlieren, alle Übel und den Tod selbst zu erdulden, ein Äußerstes, wozu nach dem Evangelium das geistliche Leben nicht durch seine Gelübde verpflichtet, sondern die Klosterleute sind dazu in ihrer Eigenschaft als Christen und als Glieder der Kirche verbunden. Daher kann man sagen, daß ihre Einheit und ihre Gemeinschaft nur ein Bild derjenigen in der allgemeinen Kirche ist. Wenn ihr Geist und ihre Gesetze gut beobachtet würden, so brauchte es keine besondere Verbindungen (religions), welche als besondere doch nur Surrogate sind."

„Auf jeden Fall ist gewiß der Hauptzweck der Klöster, diese gemeinsame Liebe sorgsamer zu erhalten, als dies von den Christen gemeinhin geschieht. Daraus erhellt, daß man den Geist des Klosterstandes nur dann hat, wenn man mit der Liebe zum Dienste Gottes und zu den strengen Übungen der Buße (Liebe zu uns selbst), die Liebe zur Selbstentäußerung verbindet, welche macht, daß jede Einzelne im geistlichen Stande ganz allein ihren Schwestern gehört und sich also nicht als eine besondere Person, sondern als ein Glied am Körper ihres Klosters ansieht, dessen Bedürfnisse sie fühlen und nach allem ihrem Vermögen befriedigen muß. Da sie kein Eigeninteresse haben kann, so kann sie nichts verlangen, noch thun, was nicht den Nutzen der ganzen Körperschaft betrifft. So ist denn eine Nonne der Gemeinschaft alle ihre Zeit, alle ihre Kraft, die Gesundheit ihres Körpers, alles Geschick und allen Fleiß ihrer Hand, ihren Geist, alle möglichen Talente, mit Einem Worte sie ist ihr Alles schuldig, was sie hat, was von ihr abhängt. Sie ist so sehr Sklavin der Nächstenliebe, daß sie, ohne ihrer Pflicht sich zu entziehen, über keines von diesen Dingen für ihre eigene Genüge oder Ruhe ohne ausdrückliche Erlaubniß verfügen kann."

„Auf diesen Grund hin ist es offenbar, daß einer Nonne nichts mehr zusteht, als Arbeiten für das gemeine Beste, da diese alle Mittel an die Hand geben, jenen drei Verpflichtungen des geistigen Lebens nachzukommen, wenn sie mit dem Stillschweigen

und der Sammlung gethan werden, welche sie immer begleiten müssen." —

Gewalt der selbstgewählten Äbtissin.

So war denn unser Kloster ein Versuch, ein sociales Problem zu lösen, welches allerdings unmöglich anders, als auf streng christlichem Boden und in engen Schranken seine Lösung finden kann. Die Klostergemeinde fühlt sich als ein Abbild der ersten und als eine Vorläuferin der vollendeten christlichen Kirche. In dieser Überzeugung sah sie dem Kampfe mit der unvollkommenen Kirche entgegen. Wie die Kirche der Entwicklung der Staaten, ihren aristokratischen, absolut-monarchischen, demokratischen Perioden immer um mehrere Jahrhunderte vorausgegangen ist, so übte sich besonders an der Verfassung der geistlichen Orden der politische Sinn. Eine Geschichte derselben von diesem Standpunkte aus müßte ein sehr lehrreiches Buch sein. Dieser politische Charakter spricht sich in folgendem Schreiben einer Nonne von Port-Royal [1]) entschieden aus. Seit man von den meisten Bischöfen verlassen worden, tritt der streng demokratische Geist entschieden hervor, im Sinne der alten militärischen Republiken und ihrer Dictatur, im Sinne Angelicas, aber auch im bewußten Gegensatze gegen das moderne Princip der Aufklärung und seine Gleichheit.

Die nicht namhaft gemachte Nonne von Port-Royal schreibt: „Unser Orden besteht länger, als irgend ein anderer in seiner vollen Kraft, in Beobachtung seiner Regel in allen Punkten, worunter der, welcher dem Abte eine absolute Gewalt giebt, einer der hauptsächlichen ist; während die neuen Orden, wo ein Jeder Meister ist, beinahe alsbald mit ihrer Stiftung gesunken sind. Denn zu ihrer Aufrechthaltung wäre nöthig, jede Einzelne hätte die Fähigkeit Vorsteherin zu sein, weil alle Dinge durch das Urtheil Aller durchgehen müssen. Da sich das aber nicht findet und die Mehrzahl der Untergebenen zu wenig Weisheit besitzt, so bemächtigen sich ihrer andere verwirrende und hochmüthige Köpfe und lassen dieselben machen, was sie nur wollen. Daher kommen Kabalen und Parteiungen in den Klöstern. Der Abt ist ja von Allen gewählt, man soll ja den Besten dazu nehmen. Eine Körper-

1) Königliche Bibliothek. Manuscr. Folianten. Orator. No. 206.

schaft, welche dazu zu ungeschickt, zu irdisch ist, wird sich auch selbst nicht besser zu regieren wissen. Benedict verlangt, Alle sollen ihren Rath geben, da sich Gott oft auch den Jüngsten offenbare; aber was der Abt einmal für das Passendste erklärt hat, soll auch dafür gehalten und von Allen befolgt werden, Jeder für sich soll es billigen und allen anderen Ansichten vorziehen; denn zuletzt, wenn eine (gewählte) Äbtissin (welche am Hofe keinen Rückhalt hat) Misbrauch von ihrer Gewalt macht, so hat sie ihre Oberen, welchen man vorstellen kann, was vorgeht. Wenn aber die Untergebenen gewalthaberisch und anmaßend werden, wie soll da geholfen werden, wenn die Gesetze selbst eine Gelegenheit dazu sind?"

„Wenn Gott Gutes n Klöstern durch vom Könige ernannte Äbtissinnen bewirkt, wie wir dies selbst erfahren haben (an Angelica), wer kann daran zweifeln, daß er die Regierung Derjenigen segne, welche gewählt worden sind, vorausgesetzt, daß dies durch den h. Geist geschah. Es giebt eine große Anzahl von Äbtissinnen in der Kirche, welche auch mit absoluter, aber mit tyrannischer Macht ihre Klöster regieren, weil sie nicht durch göttliche Macht (Wahl) da sind; indeß sagen ihnen die Oberen (des ganzen Ordens, oder Bischöfe) kein Wort, und die Nonnen gehorchen ihnen mit Achtung, wenigstens äußerlich, und wagen nicht ihren Mund aufzuthun, um über irgend etwas ihre Meinung abzugeben. Sobald aber eine Klostervorsteherin kanonisch gewählt ist, fürchtet man gleich, sie möchte das Kloster umstürzen. Die Oberen (des ganzen Ordens, der Bischof) wollen sich zu Herren aufwerfen und bedienen sich dazu einiger Nonnen, welchen sie Gewalt geben, das Benehmen der Mutter zu prüfen und zu beurtheilen, um sie in allem Möglichen einzuschränken, wie dies unserer Mutter (Angelica) in Maubuisson gegangen ist."

Die Lehre von der allein seligmachenden Herrschaft der alleinigen Gnade, eigenthümliche Ansichten über die Rechte und Pflichten des stets wachen Gewissens, dabei ascetische Begriffe über den Gehorsam, endlich Umstände, dringende Gefahren und starke Persönlichkeiten drängten diese Theorie auf. Seit St. Cyran todt ist, seitdem die Beichtväter seiner Hand verbannt sind, glaubt man in Port-Royal öfters auf ein kühnes Gefühl der Unabhängigkeit starker weiblicher Seelen von der Herrschaft weibischer

Männer zu stoßen. Die „Conclusion" des Briefs aus dem Vorhergehenden lautet freilich anders: „Das Endresultat ist, daß der menschliche Geist, welcher gegen eine fremde Gewalt ängstlich ist, keck ist gegen (die ihm innerliche, verwandte) göttliche. Da er sich vom Joche Pharaos nicht frei machen kann, so trägt er es schweigend; da er aber Christi Joch abschütteln kann, so will er es nur zum Theil tragen und so weit er mag. Er meint, es sei sehr hart, sich so absolut zu unterwerfen. Davon haben wir aber in Port-Royal das Gegentheil erfahren. — Wenn man glaubt, Gott zu dienen, während man über Alles seine Raisonnements anstellt, so ist es unmöglich einen vollkommenen Gehorsam aufzurichten."

Diese unumschränkte Gewalt der Äbtissin, welcher auch die Herzen unterthan waren, war noch in Agnes Hand gelegt. Der Geist von Angelicas Reform war so tief und fest in der kleinen Republik der Nonnen begründet, daß alle folgenden Wahlen nothwendig in diesem Geiste ausfallen mußten, und je größer die Macht der Äbtissin war, desto unmöglicher wurde es den fremden Mächten, diese Reform und den damit zusammenhängenden Glauben aus den Herzen zu reißen. Reform und selbstgewählte Äbtissin waren für Port-Royal unzertrennliche Begriffe. Denn königliche Äbtissinnen machten ihre Würde bald zur Sinecur und die Disciplin und Frömmigkeit durch ihr Beispiel schlaff. In ihrer letzten Noth schreiben die Nonnen dem Pabste: „Wir haben dieses Kloster gewählt, weil darin das Recht der Wahl erhalten ist. Wir haben diese Wahl getroffen, weil wir erkannt haben, daß die Beobachtung der Regel, der Geist der Armuth und der Arbeit, die Verpflichtung Alles gemeinschaftlich zu haben, ohne Unterschied der Geburt und des Alters, und die anderen Tugenden des Christen und des geistlichen Standes viel besser und länger unter wählbaren Äbtissinnen erhalten werden, als unter solchen, welche vom Könige auf Lebenslang ernannt werden. In dieser Überzeugung haben wir unsere Gelübde abgelegt. — Wir ziehen noch in Betracht, daß wir beinahe vor den Thoren des Hofes mehr Grund haben, die Übel zu fürchten und vorauszusehen, welche in unserem Kloster das Nachlassen der Strenge mit sich führen müßte, und wenn man auch nur davon abließe, das Schweigen zu beobachten, den Verkehr mit der Welt zu fliehen und deshalb

nur hinter Gittern und stets vor einer anderen Schwester im Sprachzimmer zu verkehren."

Der König wurde, jemehr er alle Schranken seiner Gewalt umstürzte, später dem freien Wahlrechte der Klöster, besonders der Nonnenklöster, feind, als hätte er darin einen Versteck unabhängiger politischer Gesinnung gewittert. Dieses angefochtene Recht des Nonnenklosters von Charonne war einer der Hauptgründe seines ernstlichen Zerwürfnisses mit dem Pabste 1682.

Diese Briefe sind der Schlüssel zu Angelicas Planen, als sie sich der ihr vom Könige ertheilten Abtei freiwillig begab, zu der ganzen folgenden Geschichte des Angriffs und der Vertheidigung. Es ist ein Kampf wie der Minen und Gegenminen. Auf beiden Seiten standen absolute Gewalten, welche auf unbedingten auch inneren Gehorsam Anspruch machen; einerseits der Pabst, der restaurirte römische Katholicismus, der König und der Erzbischof nebst den aufgedrungenen Beichtvätern; andererseits die h. Schrift, besonders Paulus, die Kirche der ersten Jahrhunderte in Augustin, der unabhängige Episkopat in Jansen und Pavillon personificirt, die unumschränkte Äbtissin.

Angelica von St. Johann.

An Agnes Seite stellt sich durch Geist und Blut verwandt und ausgezeichnet die jüngere Angelica von St. Johann, die namhafteste der fünf Töchter d'Andillys, welche sämmtlich Nonnen in Port-Royal waren. Sie ist jetzt, im Jahre 1661, 37 Jahre alt, seit 17 Jahren Nonne. Sie war eigentlich als Nonne geboren; von ihrer ersten Kindheit an sah sie sich als solche an. Sechs Jahre war sie alt, als ihr wieder eine Schwester geboren wurde, man sagte ihr: Jetzt seid ihr fünf Mädchen. Die Kleine erwiderte mit frühreifer Entschlossenheit, als wäre sie schon am Vorabende ihres Gelübdes: Ihr zählt die mit, welche im Kloster sind, das dürft ihr nicht; denn wir sind nicht mehr von der Welt. — Ihr war der frühreife Verstand eigenthümlich, „ihre Mütter", daß heißt ihre Tanten in Port-Royal, die große Angelica und Agnes, empfahlen sie dem Gebete der Freunde, denn sie würde viel Böses thun, wenn sie nicht Gutes thue. Während St. Cyrans Gefangenschaft trat sie, 17 Jahre alt, ins Noviziat.

Sie bat ihn um Rath, er antwortete: „Der Arzt muß sich nicht darein mischen und Heilmittel geben, wenn die Kraft der Natur zum Voraus gemacht hat, was die Kunst hätte durch Recepte bewirken müssen. Ich mußte schweigen, weil Gott so gut gesprochen hatte." Nachdem sie am 25. Januar 1642 das Gelübde abgelegt hatte, wurde ihr die Sorge für die Kinder übertragen, sodann wurde sie Vorsteherin der Novizen, was sie 20 Jahre lang blieb, stets „unter den schützenden Flügeln Angelicas". Es beleidigte ihr Selbstgefühl, daß sie manchmal von ihren Tanten sich noch als Kind behandelt und vermeintlich mit versüßenden Worten beschwichtigt sehen sollte. Mutter Angelica erwiderte ihr auf eine solche Klage: „Ich bin einfältiger gesinnt, als du, meine liebe Schwester. Wäre es doch Gottes Wille, daß man dich als ein Kind behandeln könnte, da du es ja doch nach dem Worte unseres Herrn sein solltest. Man lenkt dich nicht durch Autorität, wie du sagst, sondern mit Liebe; dieselbe Liebe verpflichtet dich, mit wahrer Sanftmuth und Geduld anzunehmen, was man dich heißt. Wenn Gott dir nicht die Gnade schenkt, äußerlich weise zu sein, so wäre das keine große, aber eine verderbliche Sache. Die wahren Kinder Gottes ärgern sich nicht über das, was man ihnen in ehrlicher Meinung versprochen hat und klagen nicht darüber, wenn man es ihnen nachher nicht halten kann."

Auf diese ihre gewöhnliche Weise überwand die große Angelica den widerstrebenden Verstand und Verstandesstolz der Jüngeren. Diese schreibt ihrer geistigen Mutter: „Sie haben Ausdrücke, welche nur das Herz bilden kann und die zugleich tief zu Herzen gehen. Sie sagen, Sie gehören mir ganz. Wie muß ich mit Gütern und Gnaden überschüttet sein, da die, so Gott Ihnen geschenkt hat, mit Ihnen mir gehören sollen!" Die Nichte fühlte sich einmal darüber beängstigt, daß sie für die kranke Priorin im Kapitel den Vorsitz führen sollte. Die große Angelica schreibt ihr darüber: „Wir sagten heute, wer das Gesetz auch nur in einem Punkte übertrete, sei des ganzen Gesetzes schuldig. Ist es nicht eben so wahr, daß wenn uns das Vertrauen zu Gott in Einer Sache mangelt, wir es überhaupt nicht besitzen."

So in Ein Leben mit der geistigen Mutter verbunden, sammelte sie zu deren Lebzeiten, was dazu dienen konnte, einmal ihre Lebensgeschichte, ihre Heiligkeit in ein helles Licht zu stellen, ihr das

dosier de Sainte zu bereiten; so pflegte sie dieselbe auch in ihrer letzten Krankheit.

Fontaine sagt von ihr, sie sei die Klugheit selbst gewesen, du Fosse rühmt ihre Geschicklichkeit, namentlich auch in künstlichen Handarbeiten in Holz oder Wachs für die Kirche. Sie hatte viel Geschmack. „Alle Künste waren ihr wie natürlich und angeboren. Sie hatte eine unübertreffliche Leichtigkeit gut zu sprechen, gut zu componiren, selbst gut zu schreiben, das heißt auf Papier gut zu malen." Ihre geistige Mutter rief ihr warnend zu: Wehe den Reichen! Duguet sagt: Wenn sie für Eifersucht empfänglich gewesen wäre, so wäre sie davon nur innerlich reichen Personen gegenüber ergriffen worden, welche ohne andere äußere Eigenschaften, nur Gehorsam und Gelehrigkeit haben." Sie selbst sagte, in glänzenden Eigenschaften finde sie nur einen Grund zur Demüthigung, da sie natürlich zum Stolz, dem demüthigendsten Laster, verleiten. Die Gnade, einen guten Gebrauch davon zu machen, sei selten, der Misbrauch gewöhnlich; man sei in Gefahr für das Wenige, was man habe, Alles zu verlieren, indem man den verliere, der nur die Demüthigen rette. Sie sagte oft, „da der Werth aller Dinge vom Geiste und der Gnade Gottes komme, so sei es ein schlimmer Maßstab nach der äußeren Vollkommenheit darüber zu urtheilen; nur die demüthigen Werke werden nicht durch das Feuer verzehrt werden, das Alles vernichtet. Wenn in gottgeweihten Personen eine natürliche Ähnlichkeit mit der Kindheit sei, so haben sie weniger zu zerstören und werden früher zur Vollkommenheit kommen." Je mehr sie reifte, desto mehr schätzte sie, besonders bei den ihr anvertrauten Novizen die Einfalt, die mittelmäßigen Talente waren ihr die liebsten. Sie lehrte diese, daß an einer Gott geweihten Jungfrau Alles seiner würdig sein müsse, daß es eben so gefährlich sei, sich selbst zu lieben, als die Welt; es nütze nichts, sich von vielen Dingen loszumachen, wenn man Christum nicht an ihre Stelle setze, mit Einem Worte, nach St. Augustin sei nur die göttliche Liebe die Jungfräulichkeit des Herzens, der Thron dieser Liebe aber die Demuth.

Ob sie gleich die Welt verlassen hatte, ehe sie dieselbe kannte, so hatte sie nachher doch Gelegenheit genug, sie kennen zu lernen und glaubte, Gott habe ihr die Sünden alle, an deren Begehung

sie dadurch verhindert worden war, eigentlich vergeben und näherte mit diesem Gedanken ihre Demuth. Wie die meisten eifrigen Nonnen, verfiel sie während ihres Noviziats durch strenge Übungen in eine schwere Krankheit. Diese Übungen wurden ihr mit der Zeit zur anderen Natur, sie waren ihr eben so wenig eine Beschäftigung, welche sie in Anspruch genommen hätte, als ein Spiel. Sie hätte geglaubt in das, was sie vermeiden wollte, zurückzusinken, wenn sie über dem Bestreben ihren Körper zu unterjochen die Freiheit des Geistes verloren hätte. Die Zeit ihrer Gefangenschaft erschien ihr immer als die köstlichste ihres Lebens. Sie wollte in den Zeiten der Verfolgung, daß man sie in Demuth und schweigend ertrage, wenn man nicht Liebe genug habe, dafür zu danken; man solle der Gerechtigkeit Gottes nicht zuvor kommen, indem man eile, sich selbst Gerechtigkeit zu schaffen; man solle sich in Acht nehmen, daß man nicht durch Stolz und Verachtung Derer, welche keine Liebe zur Wahrheit haben, noch schuldiger werde, als diese durch ihre Verblendung und Ungerechtigkeit.

Eine besondere Liebe hatte sie zu den Psalmen, sie hatte ein eben so feines, lebendiges Gefühl dafür als tiefe Erkenntniß; es war ihr unbegreiflich, daß man sie sprechen könne, ohne davon entflammt zu sein. Sie seufzte mit dem Propheten, lobte mit ihm den Herrn; sie fühlte sich glücklich, Gott Gebete darbringen zu können, welche er selbst gemacht. Sie wirkte deshalb die Erlaubniß aus, daß, der alten Ordensregel zu Folge, jede Woche der ganze unter die Schwestern vertheilte Psalter gesprochen wurde, während man sonst in Allem dem Ritus der pariser Kirche folgte. Ganz davon hingerissen, ergoß sie sich oft in Dank für die Liebe, welche Christus in seiner Menschwerdung erwiesen. Die von der Kirche zur Erwartung und Vorbereitung auf seine Geburt bestimmte Zeit hatte für sie etwas besonders Heiliges und Rührendes, „weil sie mehr Beziehung auf ihr beständiges Verlangen und Erwartung ihres geistigen Gemahls [1]) hatte". Wie sie dadurch mit einem Nikodemus und mit einer Hanna auf Einer Stufe stand, so glaubte man in ihr die prophetische Gabe zu spüren.

1) Epoux, es ist bezeichnend für die französische Sitte, daß dieses Wort statt des entsprechenden deutschen „Seelenbräutigams" gebraucht wird.

Man hatte in Port-Royal die Gewohnheit, jeden Monat Zettel auszutheilen, worauf die Namen der Mitglieder der königlichen Familie und der Freunde des Klosters standen. Einmal bekam Angelica den des damals einjährigen Herzogs von Chartres, Philipp von Orleans [1]). Als der Monat vorüber war, bat sie, man möchte ihr den Zettel lassen. Da so etwas auffiel, drang man in sie, ob ihr Gott etwas über diesen Prinzen geoffenbart habe. Sie antwortete endlich, sie habe erkannt, er werde die Kirche Frankreichs retten. — Derselbe hat als Regent nach dem Tode Ludwigs XIV wieder einige Gewissensfreiheit und die Appellation gegen die Bulle Unigenitus gestattet. Denn die Regierung von Ungläubigen und Freigeistern ist dem wahrhaft religiösen Leben von jeher nützlicher gewesen, als die der Heuchler.

Sie selbst jedoch liebte nur den gemeinen Weg des Glaubens, nur er schien ihr ohne Gefahr. „Alles ist wichtig, sprach sie, das Kleine erhält das Große, die buchstäbliche Treue läßt den Geist nicht erlöschen. Man kann sogar sagen, daß die kleinen Dinge den Geist mehr zieren; denn da es dazu immer Gelegenheit giebt, zeigen sie besser den ununterbrochenen Faden aller möglichen guten Werke, und die ausdauernde Gleichmäßigkeit an, wovon das Gewand aus feinem Linnen zusammengesetzt ist, womit sich die Braut schmückt, das Lamm zu empfangen."

Wie ihr Herz, nährte sie auch ihre Sprache mit der h. Schrift. Sie hatte sich die Ausdrücke der Schrift wie eigen und natürlich gemacht, ihre Reden hatten etwas von deren Kraft und göttlicher Salbung. Daher, ob sie gleich meist ohne Vorbereitung redete, erhob und rührte sie doch stets. Die Größe der Dinge, welche sie sagte, war gestützt auf eine majestätische, aber natürliche Beredtsamkeit, deren Bewegungen alle zu Herzen gingen, weil sie vom Herzen kamen. Sie entwickelte die höchsten Wahrheiten mit einer Leichtigkeit, welche ihnen alle ihre Würde erhielt, während sie dieselben bis zu den Schwächsten und Einfachsten erniedrigte.

Die erst lange nach ihrem Tode gedruckten Schriften sind Vorträge, die sie in den Conferenzen hielt. Sie sind Conferences

1) Sie, nicht die erste Angelica, war es, welche das Schloß in Baumurier, das Vermächtniß des Herzogs von Luynes, sogleich abbrechen ließ, als sie erfuhr, daß der Dauphin es zur Wohnung für ein Mädchen bestimmt hatte, mit welcher er in einem Liebesverhältniß stand.

de la mère Angelique de St. Jean, abbesse; sur les constitutions du mon. de Port-Royal du St. Sacr. Utrecht 1760. 3 Bände in 12. — Discours de la rev. mère Marie Angelique d. St. J., abbesse de P.-R. des champs, sur la règle de S. Benoit. Paris 1736. Zwei starke Bände in 12. Großentheils eine Art von Leichenreden sind die: Discours de la r. m. Angelique de St. J., abb. d. P.-R. d. ch., appellés Misericordes, ou recommandations faites en chapitre, de plusieurs personnes unies à la maison de P.-R. d. ch. Utrecht 1735. Ein Band in 12. Reflexions de la r. m. Angelique d. St. J. Arnauld, abb. d. P.-R. d. ch., pour préparer ses soeurs à la persécution, conformement aux avis que la rev. mère Agnès avait laissé sur cette matière aux relig. de ce monastère 1737. in 12. Ein Band. Der zu große Wortreichthum Angelicas darin hält uns ab, Auszüge zu geben. Ihre zahlreichen Briefe und Berichte lassen sie uns besser kennen lernen.

Sie setzte ihren Verpflichtungen keine Grenzen, weil sie dem Erbarmen Gottes keine setzte. Wie sie überzeugt war, daß das geringste Gute für sie ohne die Gnade unmöglich sei, daß es wahrer Stolz sei, auch nur zu Wenigem sich aus eigener Kraft fähig zu achten, so glaubte sie auch im Gegentheile, daß ihr Alles mit Hülfe der Gnade leicht sei. Denn sich selbst zur größten Vollkommenheit für unfähig achten hielt sie für ein beleidigendes Mistrauen in Christum. Sie war überzeugt, dies sei eine Feigheit und ein Mangel an Glauben, welche die Gnade beschränken und das Herz eng machen; statt eines so schlaffen, schwachen Lebens würde man Wunder thun, wenn man wage, Alles von Gott zu hoffen, welcher Alles mit gleicher Leichtigkeit mache. Endlich hatte sie den Grundsatz, daß unsere äußern Pflichten Grenzen haben, aber nicht die inneren Tugenden [1]). Dabei war sie weit entfernt von jener stolzen Härte, welche man auch Geistesstärke nennt, weil sie demüthig war. Nur Unbekannten gegenüber, suchte sie durch eine angenommene Kälte und Härte sich ferne und die Gaben der Natur und der Gnade vor ihnen verborgen zu halten.

1) In dieser, zunächst dem Nekrolog entnommenen Schilderung ist eine wahre Durchdringung der Lehre von der alleinigen Gnade und des katholischen Glaubens an vollkommene Heiligung in dieser Welt. Es ist nur die Entwicklung des Eigenthümlichen von Jansens Lehre. Ist das Portrait auch ins Schöne gemalt, so ist doch das eigenthümliche Ideal merkwürdig.

Auch Angelica kann man eine Theologin nennen, doch etwas mehr im Sinne der Sorbonne, ihres „kleinen Onkels", des Doktors, des distinguo. Sie wurde es erst durch die Noth, als die berathenden Theologen vertrieben waren; bis dahin betheuern die Nonnen, daß ihnen nichts so fremd gewesen sei, als Schultheologie, als Streittheologie.

Indeß machte Angelica einen anderen Gebrauch von ihrem theologischen Wissen, als ihr Oheim, Dr. Arnauld, welcher im Geiste der Scholastik das „sowohl als auch", wie das distinguo gewandt und unermüdlich handhabte. Er hatte eigentlich das zweite Formular der Großvicare von Paris, welche die Stelle des Port-Royal befreundeten, vertriebenen Cardinals und Erzbischofs Retz versahen, gemacht, welches durch zweideutige Ausdrücke den Nonnen und den übrigen Anhängern der augustinischen Lehre einen scheinbaren Akt der Unterwerfung unter die päbstlichen Dekrete erleichtern sollte. Die Überwindung, welche diese Unterschrift sie kostete, soll Pascals Schwester, Nonne in Port-Royal, getödtet haben. Sie starb am 4. October 1661 und heißt in der Geschichte „das erste Opfer des Formulars". Auch Angelica unterzeichnete mit den Schwestern am 28. November 1661 mit einer angefügten Erklärung und mit einer „inneren Protestation" [1]), welche sie bald darauf an ihrem 38. Geburtstage niederschrieb, indem sie sich von Neuem mit ihrem geistigen Gatten vermählte, der auch sein Blut für die Wahrheit gelassen hatte. Sie habe damit nur gegen den Gehorsam und gegen die Wahrheit ihre Schuldigkeit erfüllen wollen, heißt es, sie unterschreibe nur das, was gut sei, die Verwerfung der Irrthümer, sie verwerfe aber das Böse an der Ordonnanz, nämlich die Verdammung der Gerechtigkeit und Unschuld in der Person eines heiligen Bischofs (Jansen), welcher nur die Reinheit der Kirchenlehre vertheidigt habe. Ihre Protestation fängt an: „O Emmanuel mein Heiland, den ich anbete, ins Fleisch gekommen, vernichtet und verborgen im Schooße einer Jungfrau, ich betheuere zu deinen Füßen, Angesichts deiner göttlichen Mutter, der heiligen Engel, meiner Beschützer, und der Heiligen, deren Reliquien hier liegen, St. Stephans und der Märtyrer, deren Fest heute ist, welche ihr Leben dahin gegeben haben, um

1) Siehe die zweite Beilage.

eine der geringeren Wahrheiten der Kirche aufrecht zu erhalten, St. Johannes des Täufers, der gestorben ist zum Lohn dafür, daß er die Wahrheit sagte, welche alle Anderen verschwiegen, St. Johannes, des Evangelisten, der die Verfolgung, welche die Kirche heute erduldet, voraussagte, des St. Johann Chrysostomus, welcher nur für Aufrechthaltung der Zucht gelitten hat, zu einer Zeit des Friedens, unter katholischen Fürsten und Bischöfen."

Welch einer Waffe ist die kirchliche Beredtsamkeit beraubt durch die Unkenntniß der Geschichte der Kirche, der großen kirchlichen Charaktere, worein man die Gemeindeglieder hat versinken lassen! —

Guerres civiles de Port-Royal.

Wir müssen nun aber auch einer kritischen Charakteristik Angelicas das Ohr leihen. Sie konnte Nicole nicht leiden, die enge Verbindung Dr. Arnaulds mit ihm war ihr, wie vielen Anderen, ein Dorn im Auge, sie glaubte Arnauld werde von Nicole beherrscht; sie suchte beide zu trennen. Dazu wollte sie sich Pascals bedienen, „dem sie gewissermaßen den Hof machte." Racine erzählt Folgendes Nicole nach: „Die Mutter Angelica von St. Johann war eigensinnig, daß sie auf keine Weise unterzeichnen sollten (nämlich die Nonnen), sie beharrte beständig in ihrer Meinung. Der Bischof von Alet schrieb ihr, auch Arnauld, Sacy; Alles umsonst. Nicole erhielt Befehl, eine Schrift aufzusetzen, um sie zu überzeugen. Endlich ergab sie sich, er selbst weiß nicht wie, da sie sagte, sie sei durchaus nicht überzeugt." Er (Nicole) glaubt, sie habe mehr Geist gehabt als Dr. Arnauld; „sie war sehr genau in ihrer Pflichterfüllung, sehr heilig, aber von Natur etwas wissenschaftlich und liebte den Widerspruch nicht." D'Andilly sagte von dieser seiner Tochter: Alle meine Brüder, meine Kinder und ich sind Schwachköpfe in Vergleich mit Angelica. Pomponne fragte einmal Nicole: Glauben Sie nicht, daß meine Schwester so viel Geist habe, als Madame du Plessis-Génégaud? (die Gönnerin der großen Geister, welche besonders die Provinzialbriefe in die hohe Welt einführte) — Nicole behandelte eine solche Frage mit großer Verachtung, schreibt Racine.

Zu Ende des Jahres 1661 wurde Magdalene von St. Agnes von Ligni zur Äbtissin gewählt, was sie sieben und ein halbes Jahr lang während der härtesten Zeiten blieb. Sie scheint von einem

wenig hervorstechenden Charakter gewesen zu sein. Da die Feindschaft der Jesuiten zum Theil dem Namen der Arnauld galt, suchte man vielleicht durch die Wahl einer Vorsteherin anderen Namens und auch aus sehr guter Familie vorzubeugen. Ihre Mutter war die Schwester des Kanzlers Seguier und deren Bruder Bischof zu Meaux. Die Mutter hielt öfters in Port-Royal Retraites unter der Leitung Angelicas; so auch an Advent 1632. Man sah es nicht gerne, daß sie ihre Tochter mitbrachte, da deren Cousine auf den Eintritt ins Kloster vorbereitet werden sollte. Allein während es bei dieser den gewünschten Erfolg nicht hatte, trug jene, welche dem Unterrichte beigewohnt hatte, „eine heilsame Wunde davon." Schon am folgenden Gründonnerstage trat sie ein, um ihre Probezeit zu bestehen. Aus einer hochfahrenden, spöttischen Person wurde sie, zumal unter Mitwirkung St. Cyrans, eine demüthige. „Das Gefühl ihrer Unwürdigkeit erhielt sie immer in der Verfassung zum Gebete. Man mußte sie vor Gott stehen sehen, um einen Begriff davon zu bekommen, wie sie vor seiner absoluten Majestät ganz vernichtet war und sich vor ihm als eine der Armen fühlte, welche sich vor seiner Thüre niederlegen, um demüthig das Brot für ihre Seelen zu erflehen."

Neben diesen stehen noch die Mutter Sta. Christina Briquet, Tochter des Generaladvocaten am pariser Parlamente, Enkelin eines der berühmten Bignon, und du Fargis. Nicole, welcher als Halbabgefallener manches Bittere von der Partei Port-Royals zu leiden hatte, sagte zu Racine: „Diese Mutter Angelica vertraute sich ganz der Schwester von Sta. Christina und wollte sie als künftige Äbtissin zu großen Dingen bilden; sie flößte ihr damit zu viel Geringschätzung gegen die anderen Mütter ein, so daß sie sehr kalt gegen Mutter du Fargis war und starb, ohne diese um Verzeihung zu bitten. Zu dem Allen trug Madame Angran de Fontpertuis ein wenig bei, eine gute Frau und gute Freundin, aber ein wenig zur Intrigue geneigt und nicht abgeneigt, sich besonders mit hohen Herrschaften einen guten Tag zu machen. Andererseits liebte die Herzogin von Longueville Angelica nicht, ob sie gleich alle ihre guten Eigenschaften anerkannte. Sie fand mehr Geschmack an der Mutter du Fargis, welche viel umgänglicher war. So waren im Kloster selbst zwei Parteien, einerseits die Mutter Angelica, die Schwester Briguet, Sacy;

andererseits die Mutter du Fargis, Ste. Marthe, Nicole. Letztere hatten immer mehr Überlegung, aber Sta. Martha gab immer um des Friedens willen nach. Obgleich Angelica keinen Geschmack an ihm fand und er es wußte, war er nichtsdestoweniger bereit, sich für das Haus zu opfern." — Am befremdendsten ist es, wenn Nicole sagt: „Arnauld hatte gewöhnlich keine Stimme im Kapitel. Man hielt ihn für zu gut; es genügte, daß er von einer Nonne gut redete, so ließ man sie schon nichts mehr gelten. So rühmte er sehr die Schwester Gertrude, und die Mutter Angelica v. St. J. zog sich von ihr zurück."

Fürstliche Freunde.

Die fürstlichen Personen, welche sich an Port-Royal anlehnten, deren Staatswagen vor der Kirchthüre jansenistischer Prediger den Neid der Jesuiten so sehr rege gemacht hatten, waren zur Zeit der Noth großentheils von geringem Nutzen. Die Königin von Polen, Marie von Gonzaga [1]), verlangte zwar immer durch Agnes von den Schicksalen Port-Royals in Kenntniß gesetzt zu werden, zahlte aber meist nur mit Worten. Einer der französischen Geistlichen in ihrer Umgebung hielt sehr zu Port-Royal. — Die Fürstin von Guemené [2]) war eine „Devote d'Andillys", welche er „in Gott liebte". Retz, welcher ihrer Bekehrung so sehr im Wege gestanden hatte, war entfernt. Ein Spötter erzählt, mehrere parlamentarische Damen haben sich beklagt, seit d'Andilly fromm und Wittwer geworden, seien die Ergüsse seiner Liebe unerschöpflich. Beim Willkomm und Abschied könne er in den Umarmungen seiner Freunde und Freundinnen gar kein Ende finden. St. Cyran und d'Andilly, welchen er „den Freund par excellence" vielleicht auch damit scherzend „aller Welt Freund" nannte, hatten sich fleißig ihre Gedanken über Freundschaft mitgetheilt. Schon 1620 schrieb jener: „Nicht blos in die lautersten Bezeugungen der Freundschaft, sondern sogar in die Regungen der Zärtlichkeit mischt sich die Einbildungskraft, welche etwas Körperliches und aus Leib, Blut, Dünsten und Unvollkommenheit zusammengesetzt ist" [3]).

1) Siehe den ersten Band, Seite 508.

2) Siehe den ersten Band, Seite 502.

3) St. Cyran fährt fort: Aber der Freund will beurtheilt werden nach etwas Vollkommnerem, das schon im Mittelpunkte des Herzens liegt, noch ehe

So ging es auch noch dem feurigen Jünglinge in weißen Haaren, der sich rühmte, daß Niemand in Frankreich mehr Freunde habe, als er, der aber der schönen Fürstin besonders zugethan war [1]). St. Cyran aber, ob er sie gleich von seinem Gefängniß aus berieth, machte sich von Anfang an keine Täuschungen über sie. Eine vornehme Person, welche sich ernstlich zu Gott wenden wolle, sei einem schwachen Funken gleich, den auf glattem Eisboden die Winde hin und her wehen. Indem sie sich auf dem Wege zum Balle in großer Toilette im Beichtstuhle einfand, hatte sie die Schrift Dr. Arnaulds gegen das häufige Kommuniciren veranlaßt. Sie entfremdete sich je mehr und mehr Port-Royal. Später hatte sie das Unglück zu erleben, daß ihr Sohn enthauptet wurde. Sie hat zur Zeit der Verfolgung durch Verwendungen einige Theilnahme bezeugt, namentlich durch das fürstliche Wort: Der König macht, was er will, er macht Prinzen von Geblüt, er wird auch Märtyrer machen.

Der früher so befreundete Herzog von Luynes [2]) zog sich durch die Heirath einer Tante die entschiedene Misbilligung Port-Royals zu. Man machte in Rom, um die Dispens zu erlangen, geltend, daß diese Heirath ein Mittel wäre, einen so bedeutenden Mann aus den Händen des Jansenismus zu ziehen. Allein

sich dieses öffnet und ausbreitet. Dieses liegt in uns wie ein poids affectueux, das man nicht heraustreten, noch sich erschließen lassen will, aus Furcht diesen heiligen Keim zu gefährden. So wird das Beste, was die Seele geben könnte, wieder von halbsinnlichen Wallungen, wie von Wolken verdüstert. Wir selbst können nur einer unbestimmt schwankenden und doch unbeweglichen Neigung, den Freund zu lieben und zu ehren, bewußt werden; Gott allein sieht das Wesen und den Grund davon.

1) Der Spötter Tallemant schreibt gegen 1660, daß sie in ihrem fünfzigsten Jahre noch schön sei. „Sie hatte einige Galanterien; man sagt, daß ihre Liebhaber ein übles Ende nehmen (Montmorency, Graf von Soissons, de Thou, Retz). Während man einen sein Haus betreffenden Proceß verhandelte, drohte der Fürst Gueméné dem Maitre des Requetes mit dem Finger. Dieser erwiderte, er könnte ihm zwei zeigen und machte Hörner. Elles a des saillies de dévotion, puis elle revient dans le monde. Über ihr neu eingerichtetes Haus auf Place-Royale sagte Condé zu ihr: Die Jansenisten sind doch nicht so abgeschmackt, als man sagt, weil sich das Alles mit der Frömmigkeit verträgt. Ich glaube, daß es sehr angenehm ist, Gott hier anzubeten."

2) Seiner ist im ersten Bande wiederholt Erwähnung geschehen Seite 565. 566. 632. Auf seinem Schlosse Vaumurier wurden die ersten anregenden Besprechungen über die Bibelübersetzung und die Provinzialbriefe gehalten. Das Weitere siehe Beilage III.

abgesehen davon, war man in Port-Royal ganz entschieden gegen diese Sitte. Singlin sagte zu der Herzogin von Longueville: „Die Lüsternheit der Menschen wächst je länger, je mehr; die Kirche hat deshalb Gesetze gegeben, um sie zu verhindern, sich über die Anverwandten zu verbreiten und die Verwandtschaft zu entweihen. Denn wo die Heirathen durch fleischliche Leidenschaften entstehen, da werden auch die legitimsten Ehegatten Ehebrecher. Die Dispensen sind neu; anfangs wurden sie nur nach geschlossener Ehe ertheilt, wo diese nur mit großen Schaden wieder aufgelöst werden konnte. Es wurden dafür große Almosen, aber nicht für den die Dispens Vertheilenden, sondern zum Besten der Armen aufgelegt. Da war also keine Habsucht im Spiele. Jetzt läßt man aber für die Einen die Gesetze in Kraft, für Andere macht man Ausnahmen, ohne daß das Beste der Kirche es verlangte, ja zu ihrem Schaden. Dies ist dem Geiste der Kirche und dem Lichte des Christenthums ebenso wohl entgegen, als dem ganzen Alterthume und der Tradition, welche nie geglaubt hat, es sei erlaubt, einen solchen Gebrauch von der Gewalt zu machen, welche Christus der Kirche gegeben hat. Der Pabst misbraucht seine Macht, wenn er sich auf sie beruft, um sich zur Verletzung der Gesetze der Kirche Autorität beizulegen." — Persönliche Neigung erschien vor dem Richterstuhle Port-Royals durchaus nicht als gebührendes Motiv zu Schließung einer Ehe; man sah sie nur als eine „Leidenschaft" an.

Der Herzog und die Herzogin von Liancourt.

Messire Roger du Plessis, Herzog von Liancourt, heirathete, 22 Jahre alt, den Sprößling einer deutschen Familie, die 20jährige Johanna Schomberg, Tochter und Schwester eines Herzogs und Marschalls von Frankreich, eines Freundes von d'Andilly [1]). Er war ein sonst edler kunstliebender Mann, welcher aber in dem ausschweifenden Leben sich umtrieb, welches man als einem Mann von hohem Adel zukommend betrachtete. Ohne sich zu beklagen, oder gegen ihn kälter zu werden, sah sie seinem

1) Das Meiste dieses Abschnitts ist aus den Avis d'une dame à sa petite-fille, worin J. J. Boileau der Enkelin der Herzogin deren Leben als Muster vorstellte. Vies edif. im ersten Bande und bei Fontaine.

Leben zu und zeigte selbst über die empfindlichsten Punkte keine Empfindlichkeit. So bezahlte sie einmal ohne sein Wissen ein kostbares Morgenkleid, welches er einer ledigen Person geschenkt hatte; sie that sich wehe, verkaufte von ihrem Geschmeide, um seine Spielschulden zu bezahlen, gewann aber dadurch nur seine Hochachtung. Alle ihre Gebete und die größten Aufopferungen vermochten ihm 18 Jahre lang weiter nichts abzugewinnen. So ließ sie sich zu ihm innerhalb seiner enggeschlossenen Bettvorhänge einschließen, um Leib und Seele zu pflegen, als er von einer Pestilenz befallen war, woran drei seiner Diener wegstarben und der Arzt ihn für binnen wenigen Stunden verloren erklärt hatte. Noch mehr wurde sie bewundert, daß sie ihre nicht gewöhnliche Schönheit der größten Gefahr aussetzte, als er auf einer Reise von den Blattern befallen wurde. Sie blieb bei ihm in demselben Wagen. Allein er führte sogleich seinen unordentlichen Lebenswandel wieder fort.

Nun entschloß sie sich, ihn durch sinnreiches Eingehen auf seine besseren Neigungen zu retten, ihn den bösen Beispielen des Hofes zu entziehen. Er liebte das Landleben, freie Bewegung, Männer von Verdienst, auf welchem Gebiete es nun auch war. Sie ließ ein Landgut nach Planen, welche sie selbst entworfen hatte, auf das Geschmackvollste anlegen, sorgte, daß stets Männer von Geist, von Wissen, von angenehmer Unterhaltungsgabe ihn hier umgaben. Er ging in die ihm gelegte Schlinge. Allein erst eine schwere Krankheit, wovon sie befallen wurde, war entscheidend. Er gelobte seine kostbarsten Gemälde — er besaß deren einzelne von einem Werthe von 80,000 Livres — zum Besten der Armen zu verkaufen, möge Gott ihm seine Frau erhalten oder nehmen.

Sie wollte nun selbst über ihre Pflichten und über das Wesen der Buße sich klar werden und übertrug einem Geistlichen zu diesem Behuf das Studium der alten Väter. Er solle aber nicht das herauslesen, was den Schwachheiten günstig sei. Sie selbst blieb dieser Arbeit nicht fremd; beide fanden ganz andere Resultate, als sie zu Anfang gemeint hatten. Der Geistliche [1])

1) Er räth dem Herzog außer den moralischen Schriften Augustins, Bernhards, Chrysostomus, Gregors noch die Briefe St. Cyrans, die Einleitung St. Franzens von Sales, die letzten Bücher seiner Liebe Gottes, Grenadius, Avilas Briefe.

schrieb dem Herzoge die Grundwahrheiten auf und eine alle einzelnen Pflichten umfassende Lebensordnung.

Er sollte jeden Morgen mit Dank gegen Gott sich vorstellen, daß Gott die Welt für ihn, ihn aber für Gott geschaffen habe. Über seine Dienerschaft sollte er streng wachen, auf seinen Besitzungen durch gütlichen Vergleich den Processen vorzubeugen, Feindschaften zu versöhnen suchen, den Besuch der Wirthshäuser an Sonntagen und zur Zeit des Gottesdienstes verbieten, die Unordnungen der Lichtkärze einstellen. Er solle kein Gemälde von einem größeren Werthe als von höchstens 10,000 Fr. behalten. Die Wahrheit, daß er nach Gottes Ebenbilde geschaffen sei, schließe ein, daß er Gottes Barmherzigkeit nachahme. Wenigstens wöchentlich einmal solle er selbst die Kranken besuchen; er dürfe nicht genug gethan zu haben glauben, wenn er ihnen Almosen gebe, sondern er müsse ihnen auch Trost und Belehrung geben. „Denn wir sind von keinem besseren Hause, als St. Ludwig" [1]). Endlich heißt es: „Um Gottes Willen entmuthigen sie sich nicht weder durch das Gefühl des Widerwillens, noch durch Regungen des Überdrusses, noch selbst durch Rückfälle. Der erste Grad von Demuth ist, daß man sich selbst ertrage."

Die Herzogin hatte sich nämlich an einige Männer von Port-Royal um ihr Urtheil über diese Anleitung gewendet. Sie erzählte ihnen mit Heiterkeit einen Auftritt zwischen ihrem Gemahl und einem Geistlichen, welcher ihn das Sprechen des Breviers und der Psalmen lehrte. Dieser hatte an einer Stelle von dem Herzog schulmeisternd verlangt, er solle ihm neunmal Hallelujah nachsprechen; während dieser über eine solche Genauigkeit ärgerlich wurde. Arnauld ermahnte, er sollte von den Psalmen — wie ein Kranker die Speise — nicht auf einmal ein ganzes Quantum absolviren, sondern etwa zu sieben verschiedenen Malen des Tages etwas „schmecken".

Weiter räth Arnauld: „Der Herzog möge über seine Neigung wachen, von seinen Fehlern ohne Unterschied vor den Leuten

1) Der Herzog war besonders heftig gegen Dienstboten. Es wird ihm gerathen, er solle sich um eines starken Ausbruchs willen weitere 8 Tage der Communion enthalten. Arnauld räth ihm, er solle nur unter vier Augen und nachher ruhig mit den Dienstboten über ihre Fehler sprechen. Die Herzogin schrieb ihrer Enkelin: Da wir alle von Adam stammen, so sind ihre Voreltern so groß, als die unsrigen.

zu sprechen. Es könnte dabei Eitelkeit mit unterlaufen, welche gern auf diese Weise sich entlade; es wäre besser mehr mit Gott, weniger mit den Menschen davon zu reden, und sich mehr Mühe zu geben, sich zu bessern, als sich zu entschuldigen." Arnauld schließt: „Der Herzog hüte sich auch in seinen Unterhaltungen zu viel von den (theologischen) Streitigkeiten der Zeit zu sprechen, es sei denn mit Personen, von welchen er Belehrung und Erbauung erwarten kann. Dieser Rath ist von großer Bedeutung und man macht unter dem Vorwande dieses Eifers viele Fehler, welche verhindern, daß Gott unsere Liebe so segne, wie es sonst sein würde. Wenn man diesen Rath getreulich befolgt, darf man hoffen, daß Gott Kraft und Licht schenken werde, um in andere, wichtigere einzugehen, welche aber eine große Verfassung verlangen, Gott zu folgen und ihn Allem vorzuziehen."

Der Herzog hatte nachgehends sehr viel durchzumachen, da die Weigerung eines Geistlichen von St. Sülpice, ihm die Absolution zu geben, weil er sich so sehr an Port-Royal halte, den Kampf der Sorbonne, den Ausschluß Arnaulds und einer großen Anzahl Doktoren mit sich führte [1]).

Liancourt sagte darüber, es sei unverantwortlich, wenn man die Leitung der Gewissen Leuten anvertraue, denen er keine welschen Hühner zu hüten anvertrauen möchte. Ein junger Bischof wollte ihn einmal über die jansenistischen Angelegenheiten in die Lehre nehmen; der Herzog erwiderte: Ich rathe Ihnen nicht, mich gar zu gelehrt zu machen, ich würde sonst wohl damit anfangen, Ihnen zu zeigen, daß sie besser thäten, in Ihre Diöcese zu gehen.

Eine Dame sagte einmal zum Herzoge, seine Frau lasse sich von Leuten berathen, welche den Fräulein ihres Gefolges schadeten, sie sähen ja ganz blaß aus, weil sie sich nicht schminkten. Sie habe die ganze Bibel durchblättert und habe die Geschichte Susannas gefunden, welche diese Sitte autorisire. Der Herzog erwiderte trocken: Sie können Ihrer Weise folgen, wenn Sie in denselben Fall kommen wollen, wie Susanna. — Es ging aber nicht mit solchen Angriffen ab, sondern es schien eine Weile, der ganze Hof werde Befehl erhalten, sich gegen den Herzog und seine Gemahlin öffentlich zu erklären. Denn ihre Entfernung

1) Siehe den ersten Band, Seite 623.

vom Hofe, wenn sie nicht durch eine bestimmte Pflicht dahin gerufen waren, erschien als Misbilligung und Auflehnung. Sie konnten von da an nicht mehr nach Port-Royal selbst gehen, wo sie sich einige Gemächer gebaut hatten, um Retraite zu halten. Dem Herzog war ein solcher Besuch stets ein großes feierliches Vergnügen gewesen. Fontaine erzählt mit etwas lächelnder Miene: Jedermann war von seiner äußersten Höflichkeit erbaut. Er grüßte die geringste Person, der er begegnete, der Kuhhirt, er selbst schien ihm ehrwürdig. Er machte große Augen, fixirte ihn grüßend und machte seine Begleiter lachen durch die Frage, ob das einer der Herren sei, indem er ihn für einen ausgezeichneten Mann hielt. Öfters lud er Arnauld zu sich ein [1]), er verglich ihn mit Joseph, da er auch für einen Verbrecher hatte gelten wollen, aus dem einzigen Grunde, weil er es nicht habe werden wollen. Arnauld wußte ihn noch über vieles Andere, als Theologie, zu unterhalten. Einmal vertheidigte Arnauld Descartes Lehre, die Thiere seien Maschinen ohne Gefühl, ihr Schrei nur der Klang einer Feder. Liancourt setzte der Philosophie Arnaulds die Zweifel des Weltmanns entgegen: Es sind im Hause unten zwei Hunde, welche wechselsweise einen Tag den Bratspieß drehen; dem einen wurde dies zu viel, er verbarg sich, als man ihn eben dazu nehmen wollte, so hielt man sich zu diesem Zwecke an seinen Kameraden. Dieser schrie und gab mit seinem Schwanze gleichsam ein Zeichen, daß man ihm folgen solle. Er zerrte den andern aus seinem Verstecke auf dem Speicher und wurde so frei im Dienste. Sind das Uhrenwerke?

Aber der Genius des Hauses blieb die Herzogin. Sie betrachtete sich nicht nur als die von der Vorsehung aufgestellte Spenderin ihrer großen Reichthümer an die Armen, sondern auch als die Ökonomin der Armen. Daher machte sie sichs zur Regel, nicht nur nicht durch Neigung und Abneigung, sondern selbst nicht durch die Tugend oder das sündige Leben der Bedürftigen sich zu einseitiger Vertheilung bewegen zu lassen, sonst verliere der Gottesfürchtige ja allen Nutzen, den er aus der Noth ziehen könne, die Schlechten würden noch schlechter. Leuten, von welchen sie auf

1) Der Herzog pflegte ihm von seinen eigenen Karpfen — monstres, wie er sie nannte — vorzusetzen, eine Auszeichnung, die nur Wenigen wurde.

die empfindlichste Weise beleidigt worden war, that sie aufs Schonendste unter der Hand Gutes. — Bei dem verwickelten Gerichtswesen wurde sie durch ihre ausgedehnten Güter in mancherlei Processe verwickelt, ließ sich aber auf keinen ein, ehe sie sich selbst überzeugt hatte, daß das Recht, wenigstens nach der Billigkeit, auf ihrer Seite sei. Fanden sich im Verlaufe Beweise für den Gegner, so theilte sie dieselben ihm mit. Ein armer Edelmann hatte einen Proceß gegen sie, aber nicht Geld genug, um denselben in Paris zu betreiben, sie unterstützte ihn damit, gewann aber den Proceß. Er kam und sagte ihr, es habe diesen Verlauf genommen, weil er seinem Advokaten eine nothwendige Gegenschrift nicht habe bezahlen können. Sie gab ihm das Geld und der Proceß blieb schwebend. Ihre Schwägerin, auf welche sie einen Theil der großen Erbschaft ihres Bruders abgelenkt hatte, fing doch einen Proceß mit der Herzogin an. Diese schlug ihr vor und bewog sie, daß sie beide mit einander zu den Richtern gingen, um den Proceß zu sollicitiren und ihnen zu erklären, daß sie nur gleiche Gerechtigkeit verlangten.

Außer diesen Processen verbitterten mehrere harte Unfälle ihre späteren Jahre. Sie hatte einen einzigen Sohn. Als derselbe einmal von einem tödtlichen Übel befallen war, empfahl man der Mutter eine Person, welche ihn durch Gebete heilen könnte. Sie aber sprach: Ich will lieber, daß mein Sohn sterbe, als ihn durch Mittel geheilt sehen, welche nicht nach der Ordnung Gottes sind. — Er starb sehr jung bei einer Belagerung als Freiwilliger.

Ihre Enkelin, die Fürstin Marsillac, wurde seit 1653 in Port-Royal erzogen; aber die Großmutter hielt sie noch für zu unreif, um ihren Wunsch, den Schleier zu nehmen, zu gewähren. Sie sollte die Welt zuvor kennen lernen, dann könne sie erst freie Wahl haben. Auch hier wollte sie weder am Theater, noch an Romanen sich erfreuen. Der Herzog von Mazarin warf sein Auge auf die ungemein reiche Erbin, er bot wahrhaft königliche Bedingungen auch für die Großeltern; dem Herzog stellte er vor, wie viel sein Beispiel bei Hof nützen könnte. Dies machte einigen Eindruck auf diesen; die Herzogin aber stellte ihren Gemahl vor: Sie wissen, daß ich nicht gewöhnt bin, Ihnen irgend ungehorsam zu sein, aber erlauben Sie mir, Ihnen vorzustellen, daß wir schon nur zu viele Güter haben, welche uns an die Welt binden, und

daß man vielmehr darauf bedacht sein muß, diese Bande zu zerbrechen, als ihrer mehr zu machen, und Sie wissen, der Hof ist kein für unser Heil geeigneter Ort. Aber Sie werden an demselben so viel Gutes stiften, sagt man. Man muß sich selbst Gutes thun und seine Seele retten. Unsere Aufgabe ist nicht, fügte sie lächelnd bei, den Hof zu heiligen, sondern Buße zu thun. — Damit wandte sie die Gefahr ab und die Enkelin wurde einem wackern, aber verhältnißmäßig armen Manne, dem berühmten Herzoge von la Rochefoucault, gegeben, starb aber auch in einem Alter von 24 Jahren.

Die Herzogin war zu den verschiedensten Arbeiten, mit der Feder und dem Pinsel, sehr geschickt. Erst nach ihrem Tode entdeckte man, daß sie auch Dichterin gewesen. Sie besaß viel Würde, Leichtigkeit und sanfte Anmuth im Umgange; Freiheit und Vorsicht, Ernst und Heiterkeit standen ihr im rechten Augenblicke zu Gebote. Sie liebte unschuldigen Scherz, beobachtete aber eine ununterbrochene Wachsamkeit, um sich nichts zu erlauben, was den Andern verletzen könnte.

Das Alter hatte ihn der Pflege sehr bedürftig gemacht; sie verbarg den Tod, welcher ihr schon fühlbar wurde, um ihn zu pflegen. Sie schonte seiner so lange wie möglich und bereitete ihn auf das Zarteste endlich darauf vor. — Sie war 74 Jahre alt, ihre Haltung und Stimme verriethen das Alter noch nicht. Sie war im Juni 1674 auf ihrem Gute la Roche-Guyon; zum Orte ihres Begräbnisses aber hatte sie Liancourt gewählt. Vierzehn Tage vor ihrem Tode sagte sie zu einer Vertrauten: Es ist Zeit, meinen Leib an seinen letzten Aufenthaltsort zu bringen. Wenn ich lebendig hingebracht werde, werden weniger Ceremonien dabei sein. Sie betrachtete den Tod nur als eine Reise an einen vertrauten Ort. Bei ihrer Ankunft selbst sagte sie zu dem Port-Royal und längst auch dem herzoglichen Hause befreundeten Oratorianer Desmares: Nun, mein Vater, ich bin hieher gekommen, damit Sie mir helfen, zur Hochzeit des Lammes einzugehen. So ging sie, wie sie selbst sagte, „auf die Gerechtigkeit Christi hin", zugleich Buße und Glauben im Herzen, dem Tode entgegen. Eines Tages war ihr die Nähe des Todes besonders klar. Die Worte am Schlusse des Evangeliums: et subductis ad terram navibus relictis omnibus secuti sunt eum ergriffen sie; o mein Heiland, daß ich doch Alles verlassen

möchte, auch das Leben, um dir zu folgen, seufzte sie. Um den Herzog vorzubereiten, sprach sie von einer ihnen sehr befreundeten, verstorbenen Dame, „welche sie gewiß nicht blos geliebt habe, sondern noch liebe. Nun sie erwartet uns, wären wir nicht selig, wenn wir bei ihr wären?" — „Es ist nicht Zeit weich zu werden", fuhr sie nach einiger Zeit fort, „ich versichere Sie, daß ich meines Theils jetzt nur Anhänglichkeit an Ihr ewiges Heil habe. Sie dürfen glauben, daß ich Alles thun werde, was man in der andern Welt für unsere Lieben thun kann — wenn Gott mir selbst Erbarmen widerfahren läßt." Sie ermuthigte die weinenden Männer; „wenn man etwas auf mein Grab zu setzen hat, so soll es das Wort sein: Ich glaube, daß mein Erlöser lebt, und ich werde ihn in meinem Fleische sehen." Als der Herzog sagte, das gemeinsame Begräbniß gewähre ihm einigen Trost, erwiderte sie: Ja, das ist etwas. — Um jedoch dieses sein Gefühl zu läutern, ihm aber den Trost ihres beständigen, höheren Zusammenseins zu gewähren, sprach sie: Wir haben uns sehr geliebt, und diese Liebe wird mit dem Tode nicht aufhören. Aber das Sinnliche ist das Unbedeutendere an der Freundschaft der Christen, die geistige Liebe ist gewiß mehr; man müßte närrisch sein, wenn man sich nicht damit begnügte [1]).

In dieser letzten Zeit machte sie sich Vorwürfe darüber, daß sie durch die kostbare Verschönerung des Landguts vor mehr als 30 Jahren ihrem Gatten eine fromme Schlinge gelegt hatte. „Denn da die Erde ein Ort der Buße für den Christen ist, so ist es nicht vernünftig, eines der Bande, welche uns daran fesseln, stärker zu machen und sein Gefängniß zu lieben."

Schon seit einigen Tagen war der Ausdruck des Schmerzes auf ihrem Angesichte dem der Freude gewichen sobald der Herzog zu ihr trat. Ein Augenzeuge sagt: Sie hatte schon den Tod auf den Lippen, und wenn er nicht bei ihr war, glaubten wir beinahe, sie liege im Todeskampfe; sobald aber er erschien, trat der ganze Rest des Lebens durch eine neue Gnade auf ihr Angesicht." So verschied sie am 14. Juni 1674.

1) In den Vies édifiantes heißt es weiter: Puis elle lui dit quelque chose tout bas et nous avons sçu depuis que ce fut qu'il y avoit long temps qu'ils vivoient ensemble comme frère et soeur, et qu'ainsi ils avoient commencé par là à purifier leur amitié de la part que les sens y pouvoient avoir et qu'il falloit que cela se consommât par la mort.

Der Herzog lebte nur noch in ihrem und im Gedächtniß dessen, was sie ihn gelehrt hatte; er wollte nicht, daß man zu ihm von etwas Anderem spreche. Er wollte ihrer wenigstens würdig werden; er rühmte, in 54jähriger Ehe habe sie ihn mit keinem Worte betrübt. — In sieben Wochen war auch er eine Leiche; er starb in Paris, dem einzigen Orte, wo er den Tod gefürchtet hatte.

In seinem Testamente bedachte er Port-Royal reichlich, Sacy mit einer lebenslänglichen Rente von 1000 Livres. Er verbot allen Pomp bei seinem Leichenbegängniß, man sollte dafür Arme kleiden. Diese sollten dabei brennende Fackeln voraustragen, als Zeichen seiner Buße für sein früheres ärgerliches Leben.

Die Herzogin von Longueville, ihre Verirrungen.

Es bleibt uns noch das Leben einer Dame zu schildern, welche die glänzendste Eroberung Port-Royals genannt zu werden verdient, und nicht blos im Geiste eine „Bürgerin der Wüste" wurde. Wir folgen bis auf einen gewissen Grad dem aristokratischen Charakter der Zeit; wie die weltlichen, so werfen auch die geistlichen Memoires Port-Royals ein besonders helles Licht auf solche hochgestellte Personen. An ihnen sehen wir bis ins genaueste Detail die Bußmaximen Port-Royals in Ausführung gebracht; der Streit über contritio und attritio, die praktische Bedeutung der Prädestination personifizirt sich in ihnen, und zwar auf eine allgemeiner interessante, vielseitigere Weise, als in den Nonnen, deren Lebensweise schon durch die Ordensregel bestimmt und einförmiger ist.

Die Herzogin von Longueville[1]), Anna Genovefa von Bourbon, Schwester des großen Condé, hatte mit Heinrich IV

1) Unsere Hauptquelle auch für ihre Jahre im Treiben der Welt, doch mit steter Rücksicht auf ihr inneres Leben ist Bourgoin de Villefores: La véritable vie d'Anne Génévière de Bourbon, duchesse de Longueville, par l'auteur des anectodes de la Constitution Unigenitus. Amsterdam, 1739. 2 Bände. 12°. Es giebt noch eine andere Ausgabe, welche einige Abänderungen in Betreff des Jansenismus enthält. Die Mémoires historiques sagen: „Der Verfasser, welcher sehr befähigt gewesen wäre, ein so erbauliches Leben zu schreiben, glaubte der Politik weichen zu müssen und dieser Biographie ein weltliches Aussehen geben zu dürfen, welches macht, daß es den übrigen Schriften Villefores wenig gleicht. Das vierte Buch, das von ihrer Bekehrung handelt, ob es gleich weniger anstößig ist, ist weit von der Vollkommenheit. Man hat, aus Furcht zu mißfallen, viele Umstände und Thatsachen übergangen und nur durch einige schöne Auszüge aus ihren Briefen entschädigt." Wir werden daher auf Fontaine verwiesen.

einen gemeinschaftlichen Stammvater, den 1537 gestorbenen Karl, Grafen de la Marche, nachmaligen Herzog von Vendome. Dieser hinterließ zwei Söhne: Anton, welcher Navarra erheirathete, Vater Heinrichs IV, und Ludwig, welcher das Haus Bourbon-Condé stiftete. Sie ist geboren zu Vincennes, wo ihr Vater, der erste Prinz von Geblüt, und damals noch erster Erbe der Krone, Staatsgefangener war, am 29. August 1619. Ihre Mutter war eine Montmorency. — Der Vater war von der reformirten Confession zur katholischen übergetreten. Ihre Mutter schloß sich sehr an die von Franz von Sales gestifteten Nonnen der Heimsuchung in der Nachbarschaft des pariser Port-Royal an. Die junge Anna, welche frühe, wenn auch in zerbrechlichem Gefäße, den Schatz menschlicher Unschuld und göttlicher Gnade verbarg, wünschte in diesem strengen und doch glänzenden Orden der Welt zu entsagen. Diesen mütterlichen Freundinnen ihrer Jugend klagte sie ihre Noth, als die Mutter ihr ankündigte, daß sie in einigen Tagen mit ihr auf einem Ball zu erscheinen habe. Es wurde hier ernstlich Rath gehalten und beschlossen, „Fräulein von Bourbon, ehe sie zum Sturm schritte, sollte sich unter ihren Kleidern mit einem kleinen Panzer, gemeinhin Stachelgürtel genannt, waffnen und sich dann gutwillig allen für sie bestimmten Schmuck gefallen lassen." Allein der Stachelgürtel hielt nicht gegen die Pfeile der Schmeichler; sie besuchte die Karmeliterinnen, wollte im alten Tone mit ihnen sprechen, aber umsonst. Godrau[1]), Bischof von Vence, schrieb ihr einen warnenden Brief in der blumenreichen Sprache des Hotels Rambouillet: „Gott ist gut, aber eifersüchtig. Es wäre besser, seinen Geist nie geschmeckt zu haben, als seiner überdrüssig zu werden und ihn nach und nach erlöschen zu lassen. Die Rosen haben Stacheln als Schutzwehr ihrer Schönheit; Prinzessinnen aber wachsen mitten unter Rosen heran, ohne daß sie gegen die Versuchungen, welche die Lockungen der Welt ihnen einflößen, geschützt wären. Alles, was ihnen nahe kommt, schmeichelt ihnen und verderbt sie nach und nach."

Anna wurde wohl schon früher von ihrer Mutter auch in das Hotel Rambouillet geführt, welches die davon Ausgeschlossenen les petits bureaux du bel-esprit nannten. Mit ihrem berühmten

1) Siehe erster Band, Seite 158. 160.

Bruder, welcher gerade um die Zeit, da sie ihre Verbindung mit den Nonnen der Heimsuchung aufgab, als angehender Jüngling im Schoose der Familie weilte, lebte sie in der innigsten, zärtlichsten Freundschaft.

Als sie 23 Jahre alt war, gab ihr der Vater zum Gemahl den ersten Herrn nach den Prinzen von Geblüt, den Herzog von Longueville[1]). Er war Wittwer, 47 Jahre alt, und es war bekannt, daß er damals mit einer andern vornehmen Dame, Montbazon, in einem sehr genauen Verhältniß stand. Ihre blonde Schönheit, ihr träumerisches Wesen, ihr Geist und ihre Grazie mußten ihr, besonders unter diesen Umständen, viele Verehrer werben. In einem Streit mit ihrer Nebenbuhlerin Montbazon sah sie heimlich zu, wie der Graf von Coligny sich auf der Place-Royal für sie gegen den Herzog von Guise schlug und getödtet wurde. Es war nahe daran, daß der blutige Streit der Bourbon und der Coligny gegen die Guisen wieder ausgebrochen wäre.

Während ihr Bruder Condé im Felde Siege erfocht, war sie bei Hofe so gefeiert, daß die Königin-Mutter, Anna, eifersüchtig wurde. Wie sie die schöne Gueméné, wenn sie ihre schönsten Tage hatte, von den Festen des Hofes durch die Frage verscheuchte, warum sie heute so übel aussehe, so sollte nun durch Condé die Herzogin entfernt werden. Ihr Verhältniß zum Fürsten von Marsillac, dem nachherigen Herzog von La Rochefoucault, dem berühmten Verfasser der Maximen[2]), gab dem Bruder mehr als Vorwand, während der Herzog von Longueville schon Jahr und Tag bei dem Congreß zu Münster war. Allein sie zerfiel über diesen Rath mit ihrem Bruder und folgte ihrem Gemahl nur auf seine Einladung nach Westphalen. Sie wurde auf ihrer Reise dahin, besonders von den spanischen Großen in Belgien, wie eine Königin empfangen; die Schlüssel der Festungen wurden ihr übergeben und Gefangene

1) Heinrich von Orleans, Herzog von Longueville und Etoutville, Pair von Frankreich, Souverain von Neufchatel, Graf von Dumon ꝛc., Gouverneur und erblicher Connetable der Normandie. Aus seiner ersten Ehe hatte er eine Tochter, welche als Herzogin von Nemours in ihren Memoires von ihrer Mutter ohne alle kindliche Anhänglichkeit spricht.

2) Von ihm wurde gesagt, er sei der Erbe der Gesinnung, wie der Güter des Herzogs und der Herzogin von Liancourt, deren Enkelin er heirathete. Seine Maximen, die alles menschliche Thun und Lassen auf Selbstliebe zurückführen, sind die negative, weltmännische Auffassung derselben innern Thatsachen, welche der Lehre Port-Royals zu Grunde liegen.

frei gelassen. In Münster suchte ihr Gemahl, indem er die Gesandten aller Nationen um sie sammelte, sie ihre Liebe durch Erweckung des politischen Ehrgeizes vergessen zu machen. Aber umsonst[1]). Als sie ihrer Niederkunft entgegen sah, reiste sie nach Paris zurück, wo sie mit Glanz empfangen wurde.

Der Herzog kehrte misvergnügt über Mazarin, der ihm Servien mit heimlichen Instructionen an die Seite gesetzt hatte, auch bald aus Deutschland zurück, kurz vor Abschluß des Friedens. Sie war nahe an 30 Jahre und der Aufenthalt in Münster hatte den Keim des Ehrgeizes unter ihrer gewöhnlichen Gleichgültigkeit geweckt[2]). Allein am meisten trug dazu bei die Unzufriedenheit des Fürsten von Marsillac und der beleidigende Spott ihres Bruders, des großen Condé, welcher ganz zur Königin und zum Kardinal hielt. Der Fürst Marsillac stellte ihr vor, daß sie Conti, den ihr ganz unbedingt ergebenen Bruder, dem ältern entgegenstellen und durch ihn Alles leiten könnte. So stolz und gleichgültig sie sonst sich gab, so dachte sie nur im Sinne dessen, dem sie sich einmal

1) Es heißt bei Villefore: Sie langweilte sich leicht, war aber nicht so leicht aus diesem Überdruß herauszuziehen. Ein fremder Bevollmächtigter, welcher sie einmal sehr melancholisch fand, erbot sich, sie, als Mittel dagegen, das Deutsche zu lehren. Da ihr aber dasselbe nicht als wirksam für die Natur ihres Übels erschien, dankte sie ihm verbindlichst dafür. Sie machte von Münster aus eine Reise nach Holland. In der Synagoge zu Amsterdam sangen ihr zu Ehren Juden einige ebräische Verse unter Sprüngen und Gesticulationen; es wurde ihr aber nicht erlaubt, in einer holländischen Stadt Messe zu halten; es mußte im freien Felde geschehen, auf einem geweihten Steine, welchen man auf einen Tisch legte. — Ihre Portraits von dieser Zeit stellen sie als Friedensgöttin dar, die spätern als Minerva mit dem Helm.

2) Die Herzogin schildert sich selbst später, als sie sich Port-Royal ergeben hatte, mit vieler psychologischer Feinheit also: Meine Natur treibt mich immer ganz zu dem hin, womit ich beschäftigt bin, während sie mir zugleich eine so große Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit für Alles giebt, was nicht meine augenblickliche Beschäftigung ist, welche immer stark und ausschließlich in mir ist. Daher kommt es, daß ich den Einen heftig und leidenschaftlich erscheine, welche mich in meinen Leidenschaften oder auch nur in meinen kleinsten Neigungen gesehen haben; Anderen aber als nachlässig und träge, ja als todt, weil sie mich gerade von nichts, weder im Guten, noch im Bösen ergriffen sahen; daher hat man auch gesagt, es seien zwei Personen von entgegengesetztem Humor in mir, manchmal auch, ich sei hinterlistig, oder ich habe meine Stimmung geändert. Von dem Allem war nichts richtig, sondern es kam nur von den verschiedenen Umständen, worin man mich fand. Denn ich war für Alles, was nicht in meinem Kopfe war, todt, wie der Tod, ganz lebendig aber, bis zum Geringsten herab, in den Dingen, die mich angingen. — Ich habe immer noch in geringerem Maßstabe denselben Humor und lasse mich noch gar zu sehr davon beherrschen. (Man vergleiche damit, unten bei ihrem Tode, was die Prinzeß Orleans von ihrem ennuie sagt.)

in die Arme geworfen hatte. Sie verwandelte sich ganz nach dem Wunsche dessen, den sie liebte. Marsillac sagt von ihr: „Sie vereinigt in sich alle Vorzüge des Geistes und der Schönheit in so hohem Grade und mit solcher Anmuth, daß es war, als hätte die Natur ein vollkommenes Werk schaffen wollen. Allein diese schönen Eigenschaften waren weniger glänzend wegen eines Fleckens, der sich nie bei einer so ausgezeichneten Prinzessin fand; denn statt Denen, welche für sie eine wahre Verehrung hegten, das Gesetz zu geben, verwandelte sie sich so sehr in ihre Gesinnung, daß sie ihre eigene nicht mehr erkannte, sobald man ihr zu gefallen verstanden hatte." — Niemand hätte sich weniger darüber zu beklagen gehabt, als er. Eben diese Hingebung, dieses weibliche, vorherrschend empfangende Wesen werden wir auch zu den Zeiten bei ihr finden, da sie sich Port-Royal in die Arme geworfen hatte.

Marsillac schrieb unter ihr Portrait die Verse du Ruyrs:

Pour mériter son coeur, pour plaire à ces beaux yeux,
J'ai fait la guerre aux rois, et je l'aurais faite aux Dieux.

Als er aber im Gefechte in der Vorstadt St. Antoine ein Auge verlor, und mit Einem Auge nun besser zu bemerken glaubte, daß sie mit ihm nur ihr Spiel treibe, travestirte er obige Verse:

Pour mériter son coeur, qu'enfin je connais mieux,
J'ai fait la guerre aux rois; j'en ai perdu les yeux.

Ein anderer Anbeter und zugleich ein sehr weltlicher Bundesgenosse Port-Royals, Kardinal Retz, kann nicht Worte finden, um den Eindruck zu schildern, welchen sie machte, als sie, von den gegen den jungen König und Mazarin sich auflehnenden Fürsten der Bürgerschaft Paris als Geisel übergeben, in ihrer ganzen Schönheit, ein Kind auf dem Arme, auf den Balkon des Stadthauses vor das auf dem Greveplatz versammelte Volk trat. — Die Verbindung mit Retz trug viel dazu bei, ihren Sinn für Intrigue zu wecken; sie und Retz lächelten später als Sachverständige darüber, wenn man Dr. Arnauld, ihren Freund, als einen gefährlichen Intriganten verschrie[1]). — Der Sohn, den sie hier gebar, wurde vom Prevot der pariser Kaufmannschaft über die Taufe gehoben und erhielt den bedeutsamen Namen Karl Paris. Ihre Wohnung auf dem Stadthause war bald der Mittelpunkt kriegerischer und

1) Retz urtheilt von der Herzogin, sie hätte können die Herrin der Fronde werden, sei aber nur ihre Abenteurerin gewesen.

politischer Berathungen, bald heiterer Feste. Die Rolle, welche sie in diesem Bürgerkriege spielte, mußte nachher Port-Royal büßen, ob sie gleich damals einander ganz fremd waren.

Wiederholte Unglücksfälle nöthigten die empörten Großen und die Hauptstadt, mit der Königin-Mutter und Mazarin Frieden zu schließen. Die Herzogin stellte sich der Königin-Mutter gegenüber, wie eine Königin, die mit ihr Frieden geschlossen hätte; sie gab sich nie Mühe derselben zu gefallen, und gefiel ihr sehr wenig. Sie wußte ihren Bruder Condé ganz unter ihren Einfluß zu bringen; es hatte ihn gekränkt, daß er in Paris mit Zeichen der Inpopularität empfangen worden war; als Retter der königlichen Macht glaubte er gerechten Anspruch auf die Gewalt des Regenten zu haben. Mazarin stellte ihn der Königin wohl als einen Cromwell dar. Er, sein Bruder Conti, der Herzog von Longueville wurden im Januar 1650 im Geheimen Rath verhaftet und nach Vincennes und dann nach Havre gebracht. Die Herzogin brachte niedersinkend ihrer Mutter, welche heute noch Condé am Bett der sich krank stellenden Königin, und zwar beide zum letztenmal gesehen hatte, die Nachricht von dem Unglück „ihrer Brüder." Sie entfloh mit Hülfe der Pfalzgräfin unter großen Gefahren, gewann Türenne, schloß ein Bündniß mit Spanien und führte so, wenn auch ohne sonderlichen Erfolg, den Krieg gegen die Königin von den spanischen Niederlanden aus. Sie wurde für Feindin des Staats und für Hochverrätherin erklärt. Von hier aus erließ sie ein Manifest, worin sie die Unterdrückung Frankreichs und das gesetzwidrige Verfahren gegen die Prinzen mit Beredtsamkeit darstellte, das Elend des Krieges zwischen Spanien und Mazarin als dem Friedensstörer schilderte: „Unterrichtet, daß die Güte der Königin durch die Vorspiegelungen ihres Ministers mehr als je verblendet ist, habe ich erkannt, daß ich die einzige Person bin, welcher die Mittel bleiben, so vielem Elend ein Ziel zu setzen; mein Gewissen, meine Geburt, meine Pflicht verbinden mich dazu gewaltig." Indeß hatte ihre Mutter, ihren jüngsten Sohn an der Hand, das Parlament in Bordeaux auf den Knien gebeten, ihr Gerechtigkeit zu schaffen. Die Stadt erklärte, es wäre Feigheit, dies zu verweigern. Allein sie sollte ihre Familie nimmer aufkommen sehen; sie starb entfernt von den Kindern, welche der Stolz und die Freude ihres Herzens gewesen waren. Jedoch bald verwandte sich das pariser Parlament

so entschieden für die ohne Urtheil gefangenen Prinzen, die intrigante Herzogin von Chevreuse speculirte für ihre Tochter auf Contis noch freie Hand, Mazarin sah sich genöthigt, den Prinzen nach langen dreizehn Monaten den Kerker zu öffnen[1]) und sich nach Mainz zurückzuziehen. Auch die Herzogin wurde vom König und Parlament für unschuldig erklärt und Sarrazin konnte scherzen:

Vous n'êtes plus criminelle,
Si ce n'est de lèze-amours.
Mais, ma foi, vous êtes telle,
Que vous le serez toujours.

Die Spanier legten ihrer Rückkehr kein Hinderniß in den Weg, in der Hoffnung, sie werde bald neue Unruhen in Frankreich anregen. Nun waren die Königin Anna und der junge Ludwig XIV beinahe verdunkelt durch die jüngere bourbonische Linie. Wie eine Siegerin kehrte die Herzogin zurück, Condé benahm sich bei Hofe mit Spott, die Königin stellte sich, als lächle sie scherzend zu Allem. Die hohe Welt versammelte sich in den Hotels der Herzogin und Condés, als wäre die königliche Familie abwesend. Die Königin bezeugte dem spanischen Grafen Fuensaldagne ihren Schmerz darüber, daß der König von Spanien unter ihren Augen in Paris, aber nur mit den Condés, um den allgemeinen Frieden unterhandeln lasse. Allein Condé erlangte weniger reelle Erfolge für sich und seine Anhänger; so tapfer er vor einem Feinde in Schlachtordnung war, so unentschlossen und furchtsam gegenüber vor einem heimlichen. Ein blinder Schrecken trieb ihn zu einer jähen Entfernung von Paris, er that jedoch weiter nichts, verdunkelte nur wieder den Hof durch den Glanz seiner Feste; er wohnte der Ceremonie der Mündigkeitserklärung des Königs Ludwig XIV nicht bei, sondern zog sich mit der Herzogin und anderen Großen in seine Provinz, nach Bordeaux. Der König erließ am 5. Dec. 1651 durch das pariser Parlament eine Erklärung gegen sie. Condé rückte mit seinen Truppen nach Paris und riß sich damit von dem Einfluß der Herzogin los; Conti, welchen sie von der Heirath der jungen Herzogin von Chevreuse abgehalten hatte, um die Gewalt über ihn mit Niemanden zu theilen, zerfiel mit ihr. Sie bezeugte

1) Conti hatte hier die imitation de Jesus Chr. verlangt; Condé sagte, er verlange die imitation de Monsieur N., welcher aus demselben Gefängnisse entkommen war.

sich freundlich gegen den Herzog von Nemours, um ihn an die Partei zu fesseln; darüber war der Herzog von la Rochefoucault bitter eifersüchtig. Er verband sich mit der Herzogin von Chatillon, ihrer Nebenbuhlerin, und diese fesselte Condé und Nemours an sich, welcher nun auch auf die empfindlichste Art mit der Herzogin von Longueville brach. Die Chatillon hielt durch Friedensvermittelung die verbundenen Großen hin, bis Bordeaux der königlichen Partei die Thore öffnete und Condé in die spanischen Niederlande sich flüchten mußte. So war die Macht der Großen und des Parlaments, so war das Herz der Herzogin gebrochen.

Das Leben der Herzogin als Büßerin.

Schon wiederholt hatte die Herzogin mit Zuversicht dem Gedanken Raum gegeben, daß sie durch eine entschiedene Bekehrung ihrer Unruhe ein Ende machen würde. So als sie ihre Hütte in einer pariser Vorstadt, welche ihr zunächst zum Versteck diente, wie alle übrigen Pariser zur Feier der Gefangennehmung ihrer Brüder und ihres Gemahls thaten — beleuchten lassen mußte. Der Tod ihrer Mutter im tiefsten Jammer um ihre Kinder hatte ihr Gewissen sehr erschüttert. Sie bittet die Priorin der Karmeliterinnen um nähere Kunde darüber, mit den Worten: „Nur indem ich mich betrübe, darf ich mich trösten. Deshalb bitte ich Sie um diese Erzählung. Denn Sie sehen wohl, daß auf einen Schmerz wie der meinige ist, nicht die Ruhe, sondern eine heimliche, ewige Qual folgen muß. So bereite ich mich denn, denselben und meine Verbrechen, welche seine Hand über mir schwer gemacht haben, vor Gottes Angesicht zu tragen. Vielleicht läßt er sich die Demüthigung meines Herzens und die Verkettung meines tiefen, mannigfaltigen Elendes wohl gefallen." Allein der augenblickliche Sieg ihres Hauses über den regierenden Zweig der Bourbons hatte sie wiederum diese Gefühle vergessen lassen.

Nun aber stand nach der Entwaffnung aller ihrer Plane, nach der Treulosigkeit ihrer Verehrer, wieder die Angst vor dem Überdruß und der langen Weile eines ruhigen Lebens nach so großen Aufregungen, wie ein drohendes Gespenst vor ihr. Sie verlangte von den Karmeliterinnen Rath wegen ihrer Lectüre. Als Abbe Testü ihr bei Gelegenheit eines Andachtsbuchs, welches er bei ihr fand, deshalb Glück wünschte, daß sie diesen Weg eingeschlagen,

antwortete sie: Ach, ich hatte sie um ein Buch gebeten, um mir die lange Weile zu vertreiben, da haben sie mir dieses gebracht.

Mit Erlaubniß des Hofes ging sie nach Moulins, wo am Grabe ihres mütterlichen Oheims, des tapferen Montmorency, dessen edle Gattin als Nonne ein Gott geweihtes Leben führte; bei ihr suchte sie Kraft und Trost, sie betrachtete deren demüthiges, regelmäßiges Leben. Die Montmorency suchte nicht durch menschliches Treiben das göttliche Walten in der Herzogin zu beschleunigen. Die Seele dieser erhob sich oft gewaltig zum Himmel, fiel aber wieder alsobald zur Erde zurück. „Die Gnade, wie ein Jansenist sagt, ließ sie lange ihre Schwachheit fühlen, um sie zu überzeugen, daß man ihrer siegreichen Gewalt Alles schuldig ist.“ — „Endlich inmitten einer frommen Lectüre, erzählt sie selbst, war es, als ob vor den Augen meines Geistes sich ein Vorhang aufzöge; alle Reize der Wahrheit stellten sich mir in Einen Punkt gesammelt dar; der Glaube, welcher unter meinen Leidenschaften wie todt und begraben gewesen war, erneute sich; es war mir wie einer Person, welche nach einem langen Schlaf, worin sie geträumt, sie sei groß, glücklich, von aller Welt geehrt und geachtet, plötzlich erwachte, und sich, mit Ketten bedeckt, von Wunden durchbohrt, von Ermattung niedergedrückt, in einem dunklen Gefängniß eingeschlossen fände.“ Aber dieses Schauen hatte für sie etwas äußerst Tröstliches und Erfreuliches. Zwar schloß sich dieser Vorhang wieder und, die letzte Zeit vor ihrem Tode ausgenommen, „blieb ihr nur der Glaube.“ Es war ihr aber dieser Augenblick, als der Wendepunkt ihres Lebens, immer ein unverrücktes Merkzeichen. Sie schreibt in ihrem Alter an ihrem Beichtvater Marcel, welcher sich in dieser Beziehung um ein Jahr verrechnet hatte: „Ich bitte Sie also um ihre Gebete auf den 2. August; flehen Sie zu Gott, daß er mich der großen Gnaden, welche er mir an diesem Tage erzeigt hat, nicht unwürdig mache. Diese Jahre müssen mir so theuer sein, daß ich nicht will, daß Sie eines weniger zählen. Kommenden Sonntag sind es 23 Jahre. Ich zähle sie wohl vor den Menschen, aber nicht vor Gott, da ich sie an Gutem viel leerer achte, als die früheren es an Bösem waren.“ Und in einem andern Briefe heißt es: „Den 2. August betrachte ich als den meiner Befreiung, obgleich einer unvollkommenen; indeß habe ich an demselben eine Beichte gethan, seit welcher Gott mich davor bewahrt hat, in die Sünden

zurückzufallen, deren ich mich seit etlichen und zwanzig Jahren anklagte."

Dr. Arnauld sagt nach ihrem Tode: „Seit dem Jahre 1656 [1]) hat sie ihr Angesicht nicht mehr zurückgewandt, sondern in einer sehr großen Frömmigkeit gelebt; sie hatte eine so große Lust, sich selbst abzutödten und in der Buße zu üben, daß es bis zu Geißelungen und eisernen Stachelgürteln ging, und ihre Beichtväter verpflichtet waren, sie davon abzuhalten." Sie bat dieselben besonders bei der Wiederkehr auf ihrem Gewissen besonders lastender Tage um die Erlaubniß, ihre Buße auf diese Weise zu üben.

Nachdem wir nun diesen höchsten Punkt gewonnen haben, können wir einige ihrer Briefe, welche nahe vor und nach dieser Epoche fallen, mittheilen. Sie hoffte noch Manches von äußeren Ereignissen, sie meinte das Ende des Krieges in Flandern — da nun die Siege und Großthaten ihres Bruders ihre Stellung immer schwieriger machten — werde ihr den Eintritt in ein geistliches Haus und den Frieden der Seele wieder geben. Dieses tritt weniger hervor in ihren Briefen nach Port-Royal, als in denen an die Karmeliternonnen.

Die Herzogin schreibt am 5. Mai (wohl 1652) von Bordeaux aus an die Mutter Agnes von Port-Royal, mit welcher sie wahrscheinlich durch d'Andilly in Verbindung gesetzt war: „Sehen Sie, meine theure Mutter, wie meine Glückseligkeiten beschaffen sind; denn was vor der Welt vortheilhaft scheint, ist für mich eine Ursache wahrer Entmuthigung. Aber es ist billig, daß ich von der Welt also belohnt werde, welche ich Gott vorgezogen habe. Ich erkenne es mit Gewissensbissen; diese sind aber fruchtlos, und deshalb mit den ewigen Gewissensbissen zu vergleichen, welche die Strafe der Verdammten machen. In Gottes Namen, meine theure Mutter, erflehen Sie von ihm, daß es in der Zeit endige und daß mir Zeit genug bleibe, dafür Genugthuung zu üben, so viel ich es immer vor seiner Gerechtigkeit durch freiwillige Buße thun kann. Aber, mein Gott, da diese freiwillige Buße, wovon ich spreche, eine Zurückgezogenheit ist, welche selbst meiner Eigenliebe schmeichelt, so habe ich große Ursache, zu fürchten, dieser Gnade nicht theilhaft zu werden. Da ich denn Gott vielmehr der Annehmlichkeit wegen

1) Es ist nicht wahrscheinlich, daß jener entscheidende Moment ins Jahr 1656 falle, sondern etwas früher; zu Anfang 1656 war sie schon in Rouen.

suche, indem die Welt aufgehört hat, angenehm für mich zu sein, da ich Gott nicht suche, wie er gesucht sein will, und da ich die Welt nicht vermieden habe, wie sie vermieden sein will, das heißt, ohne daß die Sinne mit diesem Suchen und Vermeiden etwas zu thun hätten; so verweigert mir Gott, was ich nur aus Liebe für meine Ruhe und nicht in Betracht seiner Gnade begehre."

Das Jahr 1654 trat sie in der festen Absicht an, für ihr vergangenes Leben zu büßen. Sie klagt in einem Briefe vom 4. Januar an Agnes: „daß die aus dem Leben mit der Welt erwachsenden Verbindlichkeiten so grausam sind, daß man, selbst um sich von ihr zu trennen, die Gelegenheit dazu nach politischen Rücksichten zu suchen hat, und durchaus nicht nach denjenigen, welche Gott einflößt. Eine der schmerzlichsten Folgen davon ist, daß ich die Genossen meiner Einsamkeit nicht nach meinem geistigen und natürlichen Geschmacke suchen darf."

Den 10. September 1654 schreibt sie an dieselbe Agnes: „Ich bin gegenwärtig so an das Unglück gewöhnt, daß ich, wenn es nur mich betrifft, nunmehr in der Verfassung bin, es, wenn nicht mit Geduld, doch mit einer Ruhe des Geistes zu tragen, welche nahe daran gränzt. Aber ich gestehe, daß ich mich nicht in derselben Ruhe finde, wenn diese Übel auch meinen Bruder anfallen, wie es diesmal war. Mein Glück ist sehr abhängig von dem seinigen. Die Züchtigungen des Herrn sind nur durch die Betrachtung sehr versüßt, daß sie von seiner Gnade kommen."

„Ich bitte Sie inständig, bitten Sie den Herrn, daß es uns gegeben werde, einen guten Gebrauch von unserm Unglück zu machen; ich sage: „wir," da ich meinen Bruder auch darunter befasse. Es ist unmöglich, zu dulden, daß ein so großer Mann immer unglücklich sei; ich bitte Sie namentlich um Ihre Fürbitte für seine Bekehrung."

Die Herzogin bezeugt am 17. Mai 1656 der Madame d'Epernon, Karmeliternonne in der Vorstadt St. Jakob, genannt Schwester Anna-Maria de Jesus, ihre Sehnsucht nach dem Leben in diesem Hause: Ich wünsche mich alle Augenblicke meines Lebens nur noch dahinein, und nehme die Beraubung einer Sache, an welche ich mein Heil mehr als je geknüpft sehe, als eine Bestrafung meiner Sünden hin. Die Liebe zu den Karmeliterinnen ist aus meinem Herzen gewichen mit der Liebe Gottes, und ich fühle, daß

diese nicht zurückkehren kann, ohne die andere dahin zurückzuführen. Freilich leider kehrt die Liebe Gottes nicht mächtig darein zurück. Aber ich verlange wenigstens, sie in mir zu haben, und verabscheue, wie mir deucht, Alles, was mir während so vieler Jahre meines Lebens ihre Stelle eingenommen hat. Nachdem ich aber Gott aus freien Stücken verlassen, ist es nicht billig, daß ich in den ersten Augenblicken meines schwachen Suchens ihn wieder finde, und es ist viel für mich, wenn ich mich nur am Ende meines Lebens nicht getrennt von ihm sehe. Mein jetziges Leben aber ist ein elendes, weil ich das Böse thue, das ich nicht mehr will, und das Gute nicht thue, das ich leidenschaftlich begehre."

Den 9. Februar 1656 hatte die Herzogin von Rouen aus an die Superiorin des großen Karmeliterinnenklosters in Paris selbst geschrieben: „Ich kann mich durchaus mit keinem anderen geistlichen Hause vertragen; ich beschwöre Sie, durch Ihre Gebete mein Glück näher zu rücken, mich in Ihrem Hause zu finden und sie anzuwenden, um von Gott meine völlige Bekehrung zu ihm und das Abbrechen meiner inneren und äußeren Bande zu erhalten, denn es ist schwer, zu ihm zu gehen, wenn man so viele Hindernisse und Getheiltheit hat. Ich gehörte der Welt so ganz und gar an, als ich sie liebte, habe einen so großen Theil meines Lebens darauf verwandt, daß es sehr erniedrigend ist, daß der Theil, den man Gott widmen möchte, so getheilt ist. Es ist dies die Strafe meiner Verirrungen, und ich bitte Gott, sie im Geist der Buße hinzunehmen; ich hoffe, daß Sie mich dabei unterstützen werden; ich erwarte von Ihrer Freundschaft, daß Sie mir dieses Erbarmen von unserem Herren erlangen werden."

So weit die Herzogin ihr Heil davon abhängig geglaubt hatte, wurde ihr Wunsch nicht erfüllt. Der Herzog von Longueville hatte, seit er aus dem Gefängniß befreit war, sich ruhig in seiner Provinz Normandie als Gouverneur gehalten, und dem Hofe beigestanden, selbst im letzten Kampfe desselben gegen die Condé. Nun konnte er sich nachdrücklich für seine Frau verwenden, so daß sie Erlaubniß erhielt, mit ihm in Rouen zu leben[1]). Die Heirath ihres Bruders Conti mit einer Nichte Mazarins, Mar-

1) Ob sie gleich seit mehreren Jahren nichts so sehr gemieden hatte, als seine ruhige Nähe, und bei allen gerechten Gründen des Misvergnügens war er stets sehr gut gegen sie und blieb in sie verliebt. Wir haben es uns nicht

tinozzi, machte nicht nur ihre äußere Stellung besser, sondern sie konnte mit derselben wetteifern in streng christlichem Leben. Endlich wurde noch ein schwerer Stein durch den Abschluß des Pyrenäen-Friedens von ihrem Herzen gewälzt; trotz Mazarins Widerstand, welcher der Bekehrung der Herzogin nicht traute und fürchtete, sie möchte durch ihren Bruder neue Unruhen erregen[1]), kehrte auch dieser nach Frankreich zurück[2]). Da nun Mazarin, gegen dessen absolute Gewalt zunächst die Großen unter Anführung der Bourbon-Condé sich erhoben hatten, zu Anfang 1661 starb, hätte die Herzogin wieder mit aller Würde an dem Hofe leben mögen. Allein nunmehr zeigte es sich, daß, was ihr anfangs durch die Noth der Umstände aufgedrungen war, nun freie Wahl geworden war. Denn eben auf den Anfang dieses Jahres fällt eine Acte, welche unten in ihren Hauptpunkten als Spiegel ihres Innern und der Bußgrundsätze Port-Royals mitgetheilt werden soll[3]).

Die Herzogin unter der Leitung Singlins.

Seit die Herzogin wenigstens ihr Verlangen auf die innere, göttliche Welt gerichtet hatte, fühlte sie das Bedürfniß eines guten Beichtvaters; allein sie war anfangs nicht sehr glücklich. Sie sollte das Beten nach einer festen Methode lernen, es wurden ihr einige Seiten in einem ascetischen Buche als Gegenstand ihrer Betrachtung während einer Retraite von mehreren Tagen aufgegeben. Allein das war nicht ihr Weg. — Sie suchte nun einen Beichtvater für ihr Bedürfniß in dem Kloster, dessen Namen schon wie eine Weissagung für sie klang, mit welchem persönliche Freundschaft sie schon verband.

versagen können, eine Schilderung seines Verhältnisses zu seinen Unterthanen in Neufchatel beizufügen, welche vielleicht in den letzten Jahren auch sonst wieder veröffentlicht wurde. Siehe Beilage IV.

1) Als der spanische Friedensvermittler auf der Einschließung Condés in den Frieden drang, sagte Mazarin: Ihr Spanier habt gut reden. Eure Weiber befassen sich mit nichts, als der Liebe; in Frankreich ist es anders; wir haben deren drei, welche im Stande wären, drei große Königreiche zu regieren oder umzuwälzen, die Herzogin von Longueville, die Prinzessin von der Pfalz und die Chevreuse.

2) Um diese Zeit klagt sie, daß sie durch die „Komplimente von ganz Frankreich" erdrückt werde. „Ich hatte 3000 Leuten zu antworten, welche sich weder um mich, noch um meinen Bruder kümmern."

3) Siehe Suplément au Necrologe de Port-Roïal Seite 137, etc.

Der Moment, worin sie sich für Port-Royal entschied, ist charakteristisch. Es war um die Fastenzeit, wo sich die Verfolgungen jährlich verdoppelten, indem die Einen ihre Frömmigkeit in Angriffe auf die Jansenisten, die Anderen in Erduldung dieser Angriffe setzten. Es war gerade im Jahr 1661, als der König selbst, unmittelbar nach Mazarins Tod, den Untergang Port-Royals beschloß. Vielleicht auch ihre Hochherzigkeit trieb sie, die Gefahr der Verfolgung zu theilen.

Singlin war längere Zeit umsonst angegangen worden, der Berather ihres Gewissens zu werden. Als er eines Tages in seinem engen Versteck das Evangelium von der Kanaaniterin las, fühlte er sich sehr davon getroffen. Wie Christus, von seinem Wirken am Volke Gottes vertrieben, der Kanaaniterin die göttliche Gabe mittheilte[1]), so fand er sich auch von seiner beichtväterlichen Thätigkeit in Port-Royal verdrängt. Da er sich aber verborgen halten mußte, um der Gefangensetzung sich zu entziehen, sah er sich genöthigt, Laien-Gewand anzulegen und im kurzen Rock und in der Perrücke des Arztes sie zu besuchen. Er tröstete sich über den Betrug damit, daß er ja allerdings wie ein Arzt sie um ihrer Gesundheit willen besuche[2]). Nach seinem ersten Besuch theilte er seinen Vertrauten mit, sie habe „das Herz und Gewand einer Büßenden;" sie verdiene weiteren Beistand.

Bei einer der ersten Zusammenkünfte brachte sie ihn in nicht geringe Verlegenheit durch die Erklärung, daß sie gelobt habe, in ein Kloster zu treten. Er hielt ihr entgegen, daß sie nicht frei sei; das Leben in ihrem Hause sei für sie durch allerlei Übungen der Geduld und Demuth nützlicher, als die Ruhe des Klosters es wäre. Das Klosterleben tauge selten für Leute, die verheirathet gewesen sein und in der Welt gelebt haben. Gerade das, daß ein solcher

1) Der Herzogin selbst rieth er, das Wort Christi an die Kanaaniterin auf sich anzuwenden: es ist nicht recht, das Brot den Kindern zu nehmen, um es den Hunden zu geben.

2) Fontaine, der Genosse seines Verstecks, erzählt: „Ich sah, daß es ihn einige Mühe kostete, zu diesem Äußersten (extremité) zu kommen. Es machte mir nichts desto weniger Vergnügen, ihn zu sehen, wie er sich verkleidete. Er selbst konnte öfters sich nur mit Mühe des Lachens erwehren, wenn er sich auf diese Weise travestirt sah. Er sagte mir: „Manus quidem sunt Esau. So gleiche ich denn ganz den Weltleuten, aber ich muß versuchen, unter den Kleidern, welche mich verstellen, immer die Stimme Jakobs zu haben." — Es ließe sich mit Beispielen ein eigener Begriff des Komischen im Sinne Port-Royals ermitteln.

Schritt Aufsehen machen würde, sei das Gefährliche daran. Vorerst sei ihr gewiß der Aufenthalt in der Welt nützlicher, der im Kloster wäre gefährlicher. — Dasselbe urtheilte er von den außerordentlichen Kasteiungen, welche sie sich als Büßungen auflegte und welche dem Herzog für ihre Gesundheit, ja für ihr Leben bange machten. — Eine andere Familienangelegenheit soll nach Fontaine Singlin[1]) vorgelegt worden sein; allein Singlin war längst todt, als diese Sache in Frage stand. Ihr älterer Sohn hatte leichtsinniger Weise sich die Priesterweihe geben lassen[2]) und war mit geistlichen Würden und Einkünften überschüttet worden. Diese beliefen sich zusammen auf 100,000 Livres. Port-Royal hielt an den Gesetzen der Kirche, daß Einer nur Ein geistliches Amt übernehmen könne. Die Herzogin war über das ungeistliche Wesen ihres geistlichen Sohnes und besonders seines Eintritts in den geistlichen Stand sehr niedergeschlagen. Die Mutter Agnes tröstet sie, nachdem alle ihre Versuche, ihn für jetzt von diesem Schritte abzuhalten, fehlgeschlagen waren, in einem Briefe: „Es bleiben Ihnen noch unsichtbare Feinde zu bekämpfen übrig, welche sich bemühen, Sie in die tiefste Traurigkeit unter dem Vorwande zu stürzen, Sie haben viel Grund dazu. Was aber auch geschehen mag, so muß der Friede Gottes unsere Herzen und Gedanken in Christo bewahren. Sein Sie fest überzeugt, daß es Gottes Wille ist, daß Sie Ihrer Betrübniß widerstehen." Die Herzogin hatte in Rom umsonst alles Mögliche gethan, um die Weihe dieses untauglichen

1) Fontaine malt auch hier ins Schöne, indem er diesen Sohn und seine Frömmigkeit rühmt, die Mutter selbst klagt über seine Bosheit und Dummheit. Auf die Zeit um 1669 fällt wohl der Kampf, welchen die Herzogin gegen ihren Sohn und den aristokratischen Eigennutz Condés über die Pfründen zu bestehen hatte. Wenn nun Fontaine von dem großen Beispiele spricht, welches durch das freiwillige Aufgeben der meisten Einkünfte seiner Kirchenstellen gegeben wurde, so ist das Gegentheil überflüssig beurkundete Thatsache. Die Herzogin schreibt bei dieser Gelegenheit: „Ich bewundere die Urtheile der Leute, daß sie mir das Unrecht nicht anthun, mich für damit einverstanden zu halten, indem sie sagen, ich sei eine Närrin, daß ich mein Haus den lächerlichen Skrupeln zum Opfer bringe; auch die christlichen Leute sind damit einverstanden, daß es eine Narrheit, aber die des Kreuzes sei, achten mich aber nur um so mehr. Gott aber, welcher der Beweggrund meiner Handlungen ist, der den Grund meines Herzens sieht, urtheilt anders, als beide; er sieht, daß meine Gerechtigkeit von so vielen Fehlern begleitet ist, daß sie ganz entstellt ist."

2) Die Priesterweihe erhielt er erst 1669 vom Pabst selbst, trotz der Gegenvorstellungen der Mutter. Er mag allerdings vorher schon Pfründen erhalten haben.

Menschen zu hintertreiben. — Ihr zweiter, bei weitem begabterer Sohn, der Graf von St. Paul, zu dessen Gunsten der Ältere auf das Herzogthum, auf die erbliche Würde des Gouverneurs der Normandie und auf 300,000 Livres jährliche Rente verzichtete, ging in seiner frühen Jugend als Freiwilliger zur Vertheidigung Kandias gegen die Türken ab. Die Herzogin gab ihm dazu ihren Segen mit und sah auch darin eine Sühnung des Frevels, welchen man begangen hatte, indem man ihm als Knaben geistliche Stellen und Einkünfte gegeben hatte, zugleich eine Erstattung des Kirchenguts, welches ihr Gemahl als Fürst von Neufchatel für sich eingenommen hatte. Auch freute sie sich darüber, daß er wenigstens diese Zeit über der Verderbniß des Hofes entnommen sei. Dieser Feldzug war indeß einer der aller gefährlichsten; er reiste unter den Gebeten Port-Royals. Ihn begleitete ein alter Hauptmann, welcher in die Congregation des Oratoriums getreten war und mit seiner Kriegserfahrung die strengsten christlichen Tugenden verband. Dieser Sohn fiel 1672, ein Opfer seiner Tollkühnheit, bei dem Rheinübergang, im Augenblick, da er zum König von Polen erwählt werden sollte.

Man hatte bisher, wie schon gemeldet, die Herzogin durch die damals in der katholischen Kirche sehr verbreitete Methode des Gebets oder vielmehr der Betrachtung geplagt. Diese war eine künstliche Arbeit der Phantasie und der Gedanken, ja der mehr sinnlichen Vermögen (sie erinnert an die Methode Loyolas). Singlin dagegen zeigt, wie dadurch das Lesen der Schrift verdrängt werde; auch diesem müsse allerdings eine Betrachtung, namentlich eine praktische Anwendung auf uns selbst, eine Nahrung für das Herz folgen und daraus das Gebet kommen. Denn mit jenem ist die Erkenntniß Dessen, was uns fehlt, unmittelbar verbunden; das Gebet aber ist ein Verlangen, ein Bitten um das, was uns fehlt. Das kirchliche Alterthum habe diese methodischen Meditationen nicht gekannt; sie sich zur Pflicht machen, sei eine Last für den Geist. Man solle dem Geist Gottes Freiheit lassen, ob er solche Meditationen in Folge des Gebets geben wolle; wenn er dieses aber nicht thue, sei das Gebet um nichts weniger gut oder wirksam. Da in der Sorbonne erst kürzlich die Behauptung aufgestellt worden war, daß es nicht nöthig sei, die Heiligen anzurufen, so fragte die Herzogin Singlin darüber um Rath. Er bewies die

Nothwendigkeit aus den alten Gebeten der Kirche z. B. bei der Taufe, Beichte; wenn die Schrift verlange, daß wir Väter und Mütter ehren, so meine sie damit gewiß nicht minder die geistigen als die leiblichen. Wer sagte, man brauche die Gattin des Königs nicht zu ehren, wäre ein Staatsverbrecher; es ist folglich ein Verbrechen, in der Kirche zu behaupten, man sei nicht verbunden, die Kirche im Himmel zu ehren, ihre Verwendung bei Gott für unsere Bedürfnisse zu gebrauchen, zumal sie uns beisteht und unablässig ins Mittel tritt. Ist doch sie hauptsächlich unsere Mutter, die vollkommene Gattin des Lammes, welche mit ihm im Himmel und auf Erden regiert. „Durch obige Behauptung, daß man nicht verpflichtet sei, mit ihr in einem Verkehr zu stehen, macht die Sorbonne ein Schisma nicht mit der Kirche der Erde, sondern mit der des Himmels. Denn der Verkehr mit ihr mußte in Bitten und Dank bestehen." Singlin sieht darin einen Beweis, daß die Sorbonne von Gott verlassen sei, seit sie ihre trefflichsten Mitglieder ausgestoßen habe.

Nun fragt es sich aber, wie der vertriebene Beichtvater von Port-Royal das innere und äußere Leben der herzoglichen Büßerin leitete. Ihre eigene Feder hat uns ihre Selbstprüfung während einer Retraite und die Regeln, welche man ihr dazu an die Hand gab, erhalten[1]). Singlin hatte — was seit St. Cyran als entscheidende Maßregel für nothwendig erachtet wurde — ihr eine Beichte über ihr ganzes Leben, wenn auch nur im Allgemeinen, verordnet, um ihr zugleich den Frieden einer völligen Erneuerung zu verschaffen. Die Herzogin schreibt: „Ich habe am 21. November 1661 eine Beichte über mein ganzes früheres Leben Singlin abgelegt; ich wurde dazu durch die Ansicht getrieben, welche mir Gott eingeflößt hat, daß die Unabhängigkeit, worin ich seit einigen Jahren lebe, meiner Seele sehr nachtheilig sei, und sie zur Lauheit verführe. Man hat mir besonders eine große Lossscheidung anbe-

1) Der Supl. an Necr. sagt: „Es ist dies die Rechnung, welche eine ehrlich zu Gott zurückkehrende Seele sich selbst von ihren Fortschritten auf dem Wege des Heils vorlegt. Dieser Abschnitt muß freilich Vielen sonderbar erscheinen." — Im Verlauf dieser Memoiren ihres innern Lebens während einer längeren Retraite sagt sie: „Es ist mir der Gedanke über mich selbst gekommen, daß ich aus Eitelkeit sehr zufrieden sei, daß man mir aufgetragen, das Alles niederzuschreiben, weil ich vor Allem dabei mich selbst und Andere mit mir selbst beschäftige; denn die Eigenliebe macht, daß man lieber Böses, als gar nichts von sich sagt. Daher unterwerfe ich auch diesen Gedanken dem Urtheile."

fohlen; ich habe mich dafür anzusehen, daß mir selbst die erlaubten Dinge verboten sind, um auf eine Art zu büßen, daß ich mich den unerlaubten so ganz hingegeben hatte. Da ich mich von Gott dadurch entfernt habe, so muß ich mich mit seiner Gnade durch freiwillige Beraubung der andern ihm nähern. — Man hat mir befohlen, nie in eine Kirche zu treten, ohne mich als excommunicirt und der Mysterien unwürdig zu betrachten; besonders während der Messe und Christi Gegenwart darin habe ich den Geist in den Mittelpunkt meiner Unwürdigkeit zu versenken, die Augen auf die Erde, nicht auf die Hostie zu richten. — Ich werde meine Zeit zwischen Gebet, Lectüre und Handarbeit für Arme oder arme Kirchen theilen. — Man wünscht, daß ich mich selbst in Betreff der göttlichen Angelegenheiten des Schweigens sehr befleißige, daß ich vielmehr fleißig zuhöre; mein Zustand erlaubt nicht, daß ich Jemanden unterrichte, sondern ich soll mich gerne unterrichten lassen. Man will auch, daß ich Niemanden tadle, sondern daß ich mich vielmehr auf meine Fehler richte und von den fremden abkehre."

„Man wünscht, daß ich Gott bitte, er wolle mich diesen neuen Entschluß fassen lassen, nicht blos in der Voraussetzung, daß er mir vielleicht nothwendig sein könnte, sondern in dem wahrhaften Verlangen, das heißt, in einer freien Bewegung meines Herzens mehr als je in den engen Weg einzutreten, welcher allein selbst die Unschuldigen zum Leben führen kann. Man hat mir gesagt, daß die Seele, wenn sie recht zu Gott bekehrt ist und recht von sich selbst abgewandt, nicht mehr die empfindlichen Schmerzen haben würde, welche man bei Entdeckung seiner Verbrechen und Untreue erduldet; vielmehr thue sie mit Freuden Alles, was der Gerechtigkeit Genüge thun könnte."

„Man wollte auch von mir wissen, ob ich nicht entweder den inneren Übungen zu Förderungen meiner Vollkommenheit, noch den äußeren, zu Einrichtung meines Lebens, willkührliche Schranken setze. Denn nichts ist dem Geist der Buße mehr entgegen, als diese Untersuchung, welche die Meisten anstellen, ob das, was man ihnen aufgiebt, wirklich nöthig oder nur nützlich sei. Dies ist offenbar der Rückhaltslosigkeit (étendue) entgegen, welche die Liebe ins Herz giebt, freudig alles Mögliche zu thun, um unsere Seele von Grund zu erneuen. Man hat mir gesagt, der wahre Büßende müsse zu Allem willig und bereit sein, was man ihm auflege, und

zwar nicht blos aus Gehorsam, sondern durch eine Bewegung der Liebe, welche ihm das Verlangen einflößt, eben so viel für Gott kraft des Geistes der Gnade zu thun, als er kraft der bösen Lust für die Ungerechtigkeit seiner Leidenschaften gethan hat. Daher darf man sich nicht darauf beschränken, das Gute nur innerhalb gewisser Gränzen zu thun. Sondern man muß freiwillig alle über die ordentliche Pflicht hinausgehende Werke (oeuvres de surérogation) — wenn es irgend für Sünder solche geben könnte — erfassen; denn gegen die göttliche Gerechtigkeit verschuldet, wie sie sind, haben sie jede Strafe als unendlich unter dem, was sie zu thun oder zu dulden verpflichtet sind, stehend anzusehen, da zwischen ihrer Buße und der verdienten Sündenstrafe gar kein Verhältniß ist. (Ob sich nun die Herzogin gleich bewußt war, diese Lenksamkeit zu besitzen, so fürchtete sie doch, es möchte dies nur Schein, ein Rest von Hochmuth sein, der sich in einen Engel des Lichts verwandle. Denn durch Lenksamkeit gewinne man die verlorne Achtung wieder.) Man hat mir auch gesagt, ein Zeichen, daß man wirklich Buße thue, sei, wenn man sich nie, nicht einmal bei seinen Freunden, über die Widerwärtigkeiten des Lebens, über Ungerechtigkeiten, über die Verachtung, über üble Behandlung und Undank beklage. Man müsse das Alles, möge es so ungerecht sein, als es wolle, als uns von Gott mit Recht auferlegt und diese Leute nur als die Diener der göttlichen Gerechtigkeit für uns ansehen; denn wenn wir fest überzeugt sind, daß wir die ewige Verdammniß verdienen, welche zeitliche Unannehmlichkeit werden wir für unverdient achten, wie werden wir über das, was irgend von Menschen kommt, bitter werden können?"

Und nun schildert die Herzogin ihren Seelenzustand während der Retraite, womit sie sich auf ihre Beichte vorbereitete: „Je länger, je mehr schwand die Bangigkeit vor einem noch engeren Wege und der Überdruß. Ich glaube deutlich erkannt zu haben, daß mein Leben, nämlich seit ich mich zu Gott bekehren wollte, sehr unnütz war; denn das Frühere verdient einen andern Namen. — Schon seit langer Zeit suchte ich — wenigstens schien es mir so — den Weg, welcher zum Leben führt, aber es war mir immer, als sei ich nicht darauf, ich fühlte, daß zwischen mir und Gott ein Hinderniß liege, ohne zu wissen, welches; ich hatte eine gewisse Unruhe, an meine Stelle zu kommen, ohne jedoch zu wissen, wo

sie sei, noch auf welchem Wege ich sie zu suchen habe. Dagegen, seit ich mich unter Singlins Leitung gestellt habe, schien es mir, daß ich auf dem gesuchten Punkte sei, nämlich am rechten Eingang des Wegs zum christlichen Leben, um welchen ich bisher nur herumgegangen war. Es machte mir einigen Schmerz, daß ich fürchten mußte, alle Zeit verloren zu haben, welche ich mit einigem Schein von Frömmigkeit verlebt hatte; es war mir in der Beklommenheit meines Herzens wie Petro, der die ganze Nacht gefischt hatte, ohne etwas zu fangen. Ich fühlte mich seitdem besonders darüber gedemüthigt, daß Gott mich in seiner Kirche dulde, während die Disciplin verlangte, daß ich daraus verstoßen würde. Dabei empfand ich doch in meiner Seele einen gewissen Frieden, ja einige Freude, so daß ich wagte, mich für einen Gegenstand zu halten, auf welchen das göttliche Erbarmen gerichtet sei; ich fühlte einen Strahl von Hoffnung, eine mir bisher beinahe unbekannte Regung, daß die Gnade in Zukunft sich auf mich richten werde."

Es ist mir[1]), wie wenn diese Art von Furcht Gottes, worin ich immer stehe, seit ich durch seine Gnade an die Rückkehr zu ihm gedacht habe, welche mich ihn vielmehr als meinen strengen Richter, denn als meinen Gott ansehen läßt, sich ein wenig vermindert und einem andern, mir als ganz neu erscheinenden Gefühl gleichsam Platz gemacht hätte. Dieses erweitert mein Herz ein wenig und zog es aus dieser Beklommenheit, worin es beinahe immer bei dem Gedanken an Gott versetzt ist; es gab mir eine gewisse Leichtigkeit zu Gott zu gehen und mich in seiner Nähe zu halten, während ich mich sonst im Gegentheil gleichsam nur mit Gewalt der Arme an ihm festhielt, woher es kam, daß ich nachher der Zerstreuung durch unnütze Dinge zugänglicher wurde, um mich zu erholen. Diese Leichtigkeit bestand nicht darin, daß mir mehr Gedanken gegeben wurden, noch darin, daß mein Geist mit größeren Erleuchtungen unterhalten wurde, sondern in einer Beruhigung des Grundes meiner Seele, darin, daß ich in der Gegenwart Gottes gehalten wurde, wie an einem mir natürlicher gewordenen Ort und (wenn man wagen will, es auszusprechen) mit der Behaglichkeit, welche

1) Die Skepsis, womit sie auch ihre eignen Zustände schildert, ist nicht zu übersehen. Es heißt immer: il me semble.

man mit seinem Freunde hat; was gerade das Gegentheil des früheren Gefühls beim Gedanken an Gott oder beim Gebet ist [1]).

In dieser Schilderung, deren oft ganz fein ausgesponnenen Subtilitäten uns nicht weiter zu folgen erlaubt ist, stellt uns die Herzogin die psychologische Lösung des Streits über attritio und contritio vor Augen. Jene verlangt mehr Äußeres und nur Furcht, welche der Mensch sich schon selbst einflößen kann; im Gefühl der Unbefriedigung reizt sie die Phantasie zu Visionen. Das neue Leben, dessen Grund die Liebe Gottes ist, kann der Mensch sich selbst nicht geben, daher treibt das Verlangen, dieses höhere Ziel zu erreichen, zur Anerkennung, daß alles wahrhaft Gute allein das Werk der Gnade sei. Ersteres ist die besonders auch von den Jesuiten nebst fleißigem Gebrauch der Sacramente empfohlene Methode, Letzteres charakterisirt Port-Royal.

Die früheren Verirrungen ihres Lebens führt sie auf die Vergnügungssucht [2]) und auf den Stolz zurück, welche unzertrennlich gewesen seien, indem sie ihr Vergnügen in dem gesucht habe, was ihrem Stolze schmeichelte. „Das lockende Wort des Satans: Ihr sollt sein wie die Götter, war der Pfeil, der mein Herz so tief durchbohrte, daß das Blut noch aus der Wunde fließt und noch lange daraus fließen wird, wenn es Christus nicht stillt." — Selbst indem sie ihre Sünden schriftlich beichtete, glaubte sie sich auf der Fährte des Stolzes zu finden; denn nur daher könne das Verlangen kommen, zu erfahren, was Andere von uns denken.

Die Herzogin war noch über die Christfeiertage [3]) in ihrer Retraite; sie war bereit ihre Communion bis Ostern aufzuschieben, denn sie fühlte, daß diese Trennung vom Leibe des Herrn sie stärke,

1) Nicht zu übersehen ist der Zusatz: Cette manière d'occupation a duré quelque quart-d'heure, il me semble, ou un peu plus.

2) Sie schreibt: wenn ich von Vergnügen rede, so verstehe ich das, welches auf meinen Geist Eindruck machte. Die anderen Vergnügungen machten schon vermöge meines Naturels keinen Eindruck auf mich.

3) Sie schreibt täglich ihre inneren Erlebnisse, die sècheresse, die unnützen Worte auf, wobei sie die Beweggründe scharf, aber auch mit skeptischer Unentschiedenheit analysirt. Am wenigsten vergißt sie die Gnaden Gottes. — Am Tage der unschuldigen Kindlein schreibt sie: Das Gebet dieses Tages hat meinen Geist ergriffen; denn es scheint mir, daß mein Herz ziemlich unberührt davon geblieben ist. Mein Geist also war aufmerksam auf die Art, wie diese Unschuldigen ihr Zeugniß für Gott abgelegt haben, nämlich mit ihrem Tode, nicht mit Worten. Ich verlangte, daß Gott mir die Gnade wirksam genug schenkte, um ihn zu bekennen, indem ich auf meine Weise, nämlich

indem sie dadurch gedemüthigt werde. Singlin aber ertheilte ihr um Epiphanias, zu ihrer freudigen Überraschung, die Absolution und bald auch den freien Hinzutritt zum Abendmahl. „Seit meiner Versöhnung," schreibt sie, „war ich in einem großen Frieden, welcher in einigen Augenblicken selbst zur Freude geworden ist. Seit Singlin mir geschrieben hat, ich solle mich nur vor Gott demüthigen, ist mein Geist ganz frei. Ich war beim Gebet stets in großem Frieden im Grund meiner Seele und voll Verlangens ihm ganz anzugehören." Sie fühlte, daß sie ihre gewöhnlichen früheren Fehler jetzt meist mit Leichtigkeit überwinde; sie dankt Gott unter andern Gnaden besonders dafür, daß er sie diese geistige Leitung endlich habe finden lassen.

Das Benehmen des ihr als übertrieben streng geschilderten Singlin hatte sie sehr überrascht. Die Herzogin glaubte über diese schonende Behandlung sich mit ihm um so mehr verständigen zu müssen, als sie glaubte, man halte sie für zu schwach und wende deshalb die rechten Mittel nicht an. Singlin erklärte ihr aber, daß sie auch jetzt nach der Absolution sich vor Gott noch als Büßende anzusehen habe, wie die größten Heiligen auch nach der Vergebung ihrer Sünden ihr ganzes Leben Buße geübt haben.

Arnauld hatte in seiner Schrift gegen das häufige leichtsinnige Communiciren und Beichten besonders das todte, unfruchtbare, äußere Werk angegriffen. Es war ihm dabei um die innere Erweckung und um das neue Leben in der Gnade zu thun; nur wo dieses angebrochen sei, sei die Absolution wirksam; nur wenn die Gnade uns vor Gott von der Sünde gelöst und mit ihm verbunden hat, ist die Absolution des Priesters wirksam und verbindet uns wahrhaft mit der Kirche, dem Gefäß der Gnade. Daher mußte sich auch die Herzogin von vornehmen Damen vorwerfen lassen, sie verhindere die Leute sich zu bekehren, indem sie behaupte, man müßte schon bekehrt sein, um zu communiciren[1]). Es konnte

meinem Stolz stürbe. Ich bat den sterbenden Christum, vor dessen Bild ich betete, er möchte mir irgend eine Theilnahme an seinem Tode eindrücken, damit er mich mir selbst sterben machte. Nachdem dies Alles durch meinen Geist gegangen war, blieb ich schweigend vor Christo, indem ich ihm dieses Verlangen vorhielt. — In ihren gnadenreichsten Stunden hielt sie sich meist an eine Stelle aus den Psalmen oder aus einem Propheten.

1) In dem Progrez du Jansenisme par de Preville. Avignon 1655. 4°, einer feindseligen Schrift, findet sich folgende Aussage der Tochter des Herzogs von Atrie im Verhöre, sie habe St. Cyran predigen hören: Wie

aber nicht fehlen, daß falsche Eiferer bald in dem Selten-Communiciren, in der Verschiebung der Absolution ein eben so sicheres Mittel der Seligkeit sahen, als die jesuitische Partei im Gegentheil. Wir sehen aus dem Folgenden, daß diese äußerliche, todte Auffassung bald anfing sich zu verbreiten. Allein Port-Royal selbst war sich der Grundwahrheit zu klar bewußt, als daß es in diese Schlinge hätte fallen sollen. Singlin hielt der Herzogin entgegen, daß die Unterwürfigkeit und Ausdauer nach der Absolution mehr Gehalt haben können, als der Aufschub und die Beraubung der Sacramente bei Anderen, „wie man denn heut zu Tage aus Erfahrung sieht, daß diese Mittel wenig nützen. Denn man gewöhnt sich leicht daran, wird dadurch mehr stolz, als demüthig, indem man damit um nichts demüthiger ist." Die Kirche habe immer mehr auf die wahre Frucht der Buße gesehen, also auf den Willen, zu Gott zurückzukehren und sich demüthig und stark an seinen Dienst anzuschließen, als auf die Zeit. Weder die Communion, noch die Enthaltung davon mache uns vor Gott wohlgefällig, sondern die Art, wie man communicirt oder sich davon entfernt halte. „Daher kann es manchmal eben so übel sein, sich der Communion zu enthalten, als sie zu empfangen."

Da die Herzogin von ihrem ersten Befremden darüber, daß sie sobald aus dem eigentlichen Stande der Buße in den Genuß der Sacramente versetzt worden war, sich nicht sogleich erholen konnte, fuhr Singlin fort: „Glauben Sie mir, der Aufschub der Absolution und die Beraubung der Communion ist heut zu Tage für die Meisten gar wenig; es kümmert sie wenig und doch rechnen sie sehr darauf, weil es nicht so gewöhnlich ist. Daher überheben sie sich dessen und bilden sich ein, Großes gethan zu haben, während sie noch nichts gethan haben. Denn sie setzen darein beinahe

der Herr bei der Erweckung Lazari, welcher das Bild des Sünders ist, diesem zurief: stehe auf! worauf dieser auferweckt war, jedoch im Grabe blieb, bis er seinen Jüngern sagte, sie sollten ihn losbinden; gerade so sei es mit Denen, welche durch eine wahre, lebendige Buße (contrition) in Gott auferweckt seien, sie werden durch die Absolution des Priesters sofort losgebunden und frei gemacht, um die Functionen des Lebens der Gnade zu verrichten. — Man sagte St. Cyran nach, er spreche deshalb so viel von der ersten Kirche, weil die Apostel in der Zeit vom Tode Christi bis zu Pfingsten nicht communicirt haben! Pauli Aufenthalt in der arabischen Einöde war auch den Nonnen von Port-Royal zur Zeit ihrer Excommunication ein Trost, da auch er dort ohne Sacrament war.

die ganze Buße oder doch hauptsächlich. Daher ist es besser, sie bald zu absolviren und ihre Communion nicht hinaus zu schieben, um ihnen diesen Irrthum, diese Einbildung abzuschneiden, und ihnen zu zeigen, daß die Buße in Handlungen besteht und in der fortlaufenden Lebensweise, nicht in leichten Dingen, die nichts sind. Es ist besser, sie zum Almosengeben, zum Gebet, zur Abtödtung der Leidenschaften, des Geistes und selbst des Körpers anzuhalten, so weit ihr Stand es erlaubt und ohne etwas Unanständiges zu thun oder ohne die Anderen zu beleidigen, zu Erduldung von Unrecht und Unannehmlichkeiten, zum Beistand Unterdrückter, Unterstützung der Guten und Widerstand gegen die Bösen, zu Verminderung des Luxus und der Überflüssigkeiten, soweit es der Anstand erlaubt, zur Vermeidung der Sonderbarkeit und der Schmeichelei, der Verzärtlung, besonders bei sich daheim, wozu man mehr Freiheit hat, wenn es sein kann, einige strenge körperliche Übungen insgeheim zu vollbringen, und überhaupt das ganze Leben zu ordnen, so daß es am Morgen bis Abend keine Leere giebt und alle Handlungen christlich und Gott geweiht seien. Wenn Jemand auf diese Weise Proben seiner Buße giebt, so hat man ihn ohne weitere Schwierigkeit die Absolution und die andern Sacramente zu ertheilen. Daher legen Sie Ihre Hauptbuße in demüthige Ertragung Dessen, was Sie in Ihrem Hause und in der Gesellschaft schmerzt, in Erfüllung Ihrer Pflichten, ohne auf Ihre eigene Befriedigung oder auf Ihren Schmerz zu sehen. Denn seine Ruhe und Befriedigung suchen, sei es, in was man wolle, selbst in den heiligsten Dingen, ist keine sonderliche Tugend. Groß ist nur, sich an die Ordnung Gottes und an sein Gebot anzuschließen, ohne unser Gefühl, ohne unsern Geschmack zu befragen."

Indeß fand er für gut, ihr, nicht wie ihre bisherigen Beichtväter, alle acht, sondern alle vierzehn Tage das Abendmahl anzurathen. Er glaubte, die Schrift Arnaulds eifere noch nicht genug gegen den verderblichen Misbrauch des häufigen Communicirens. — Die schweren Anfechtungen wegen ihrer Sünde kehrten freilich auch jetzt noch oft zurück. Sie warf sich vor, daß sie auch das Gute so schlecht, nur äußerlich gethan habe, daß sie sich nur als eine Heuchlerin ansehen könne. Ihr Temperament und Scharfsinn waren erfinderisch in Verbindung mit ihrem Schuldbewußtsein ihr allerlei schwere Gedanken zu machen. —

Die Prädestination war für Port-Royal die Formel, worin sich das Bewußtsein ausdrückte, daß das Christenthum ein ganz neues, göttliches Leben, mit Lust und Liebe zu allem Guten sei, welches also der Mensch sich nicht selbst geben kann. Man kann wohl sagen, die Reformirten seien consequenter gewesen, indem sie neben die Prädestination nur für den Gläubigen eine reelle Gegenwart Christi im Abendmahl stellten. Die Jansenisten mußten lehren, Christus sei nicht für Alle, sondern eigentlich nur für die Prädestinirten gestorben, und doch reichte nach ihnen die Kirche Jedem den wirklichen Leib Christi, während sie ihm keinen geistigen Antheil am Verdienst Christi gewährte. Allein auch hierin ist im Grunde der Jansenismus nicht etwa nur katholisch, sondern der Geist der alten Kirche giebt sich auch dadurch in ihr kund. Er stellt dem jesuitischen, überkirchlichen und dem freigeistigen, außer- und widerkirchlichen Rationalismus das Mysterium entgegen, welches jede positive Religion durchdringen muß. Der römische Katholicismus und die reformirte Kirche haben jeder Theil Einen Ausdruck des großen Einen Mysteriums der Liebe Gottes als den ausschließlich wahren sich angeeignet. Die lutherische Kirche hat beide, wesentliche Gegenwart Christi im Sacrament und also in der Kirche und die Gnadenwahl, vergeistigt und so die Lebenswurzeln der positiven Religion ungetrennt bewahrt, ohne daß sie einander abstoßen. Der Jansenismus wollte die strenge Gnadenlehre und die ganze römisch-katholische Kirchlichkeit verbinden; so geschah es, daß er die sich durchaus widerstrebenden Lehren der Prädestination und der Transsubstantiation gewaltsam zusammenkettete. Das Verhältniß dieser beiden Lehren war bei ihm ein eben so erzwungenes, als sein Verhältniß zur römischen Kirche. — Alle diese drei neueren Gestaltungen des Christenthums haben damit angefangen, sich gegen jede Scholastik aufzulehnen, und haben im Verlaufe jede ihre Scholastik zu Darstellung des ihr inwohnenden Lebens entwickelt.

Die melancholisch-träumerische, dabei mit einem eigenthümlichen Forschungstrieb ausgestattete Herzogin mußte sich von den Tiefen der Gnadenwahl wie von einem schwindelnden Abgrunde angezogen fühlen. Singlin fand sie eines Tags in einer großen Niedergeschlagenheit und Entmuthigung. Sie war erschrocken Angesichts der Gerichte Gottes und in der Furcht ihrer Verstoßung von Gott.

„Er wußte wohl," sagt Fontaine, „daß, wenn diese Unruhe nur von Mangelhaftigkeit der Tugend kommt, sie sich zerstreut, je mehr man darin fortschreitet; daß sie aber, wenn sie vom Temperament herkommt, immer bleibt, und selbst zunimmt, wenn die Tugend nicht äußerst rein und stark ist. Er stellte ihr vor, es komme ihr nur zu, Gott mit Treue zu dienen, von ganzem Herzen und aus allen Kräften die Pflichten zu erfüllen, welche er ihr aufgelegt, ohne Anspruch darauf zu machen, zu wissen, was im Himmel geschehe, was Gott aus ihr machen wolle. Das könne sie nicht thun, ohne die Zeit zu verderben, ohne Leib und Geist zu schwächen, ohne sich zum Dienste Gottes unfähig zu machen. Wenn sie sich bestrebe, seine Gebote zu erfüllen, habe sie viel mehr Grund zu hoffen. Es sei gut, ganz auf diese Gewißheit und erhabene Kenntniß zu verzichten, welche sie von der Billigung Gottes und von seinem guten Willen für sie haben möchte, weil dieses Verlangen gegen die Ordnung Gottes sei, welche verlangt, daß man im Glauben in der Dunkelheit und Furcht wandle, ohne welche man vermittelst des Stolzes, durch die falsche Gewißheit und daraus folgende Nachlässigkeit, in sein Verderben rennen würde. Diese Furcht muß aber ihre Schranken haben. Gott verbietet uns die Erforschung der Zukunft und seiner Absichten mit uns; denn er will, daß man sich ihm ganz überlasse, daß wir ihn ganz machen lassen, daß wir nur um unsere Pflicht besorgt seien, ohne an die seinige zu denken, da wir versichert sind, daß er sie nicht vernachlässigen wird."

Indeß lebte die Herzogin meist in der Provinz ihres Gemahls und ließ es sich angelegen sein, in dieser und besonders bei ihrem zahlreichen Gesinde Gutes zu thun und zu fördern. Wie groß die Anhänglichkeit an sie war, zeigte sich, als sie mehrere Jahre nach dem Tode ihres Gemahls nach einem kürzeren Aufenthalt Rouen wieder verließ. Sie selbst schreibt: „Mein Auszug aus Rouen war wie mein Einzug; das Volk begleitete mich, wünschte mir laut allen Segen, es weinte und erwies mir alle Bezeugungen einer herzlichen Freundschaft. Die mich begleitenden Männer (le Nain und der Pater du Breuil) konnten sich des Weinens nicht erwehren. Ein Rest von weltlicher Gesinnung ließ mich daran einiges Vergnügen finden."

Der Herzog starb in Rouen im Mai 1663. Der König bezeugte ihr persönlich sein Beileid. Er behandelte sie überhaupt

immer als Familienglied und erkannte, daß nicht nur das Blut seines Stammes in ihren Adern floß, sondern auch ein königlicher Geist in ihr wohnte. Pelisson erzählt, die Herzogin habe einmal im Unwillen über den König, „um nicht mehr zu sagen, sehr indiscrete und gar nicht respectvolle Worte" fallen lassen. Ein Einziger hatte sie gehört; es kam vor den König, welcher mit Condé darüber sprach; dieser erklärte es für unmöglich, denn seine Schwester habe doch den Verstand nicht verloren. Der König sagte, er werde ihr aufs Wort glauben, wenn sie das Gegentheil sage. Condé gab sich alle Mühe, sie zum Ableugnen zu bewegen, sie thue dem König selbst einen größeren Gefallen damit. Sie wollte sich aber des königlichen Vertrauens nicht unwürdig bezeugen, sich nicht gegen Gott verfehlen, um einen Fehler gegen den König wieder gut zu machen, noch den Verräther als Verleumder darstellen. Sie ging den folgenden Tag zu Hof und bekannte in einer Audienz ihren Fehler.

Sie hatte sich während ihrer Retraite 1661 überwunden, der Königin-Mutter einen demüthigen Besuch zu machen. Die Königin selbst verrichtete ihre Andacht gerne in Gemeinschaft mit ihr. Doch ging sie stets nur nach langem Gebete und selten zu Hof. Auch sie wollte nichts von dem guten Beispiele hören, das sie bei Hofe geben könnte, das Beste sei, gar nicht hinzugehen. Als sie einmal in St. Germain bei Hofe erschien, sagte Condé lachend zum König, heute muß meine Schwester in einer Schenke zu Mittag speisen, die Herzogin von Richelieu (bei welcher sie sonst immer zuerst abstieg) ist in Paris. — Nein, nicht in der Schenke, sondern mit mir soll sie speisen, erwiderte der König. Das war damals etwas so Außerordentliches, daß keiner ihrer Biographen es vergessen hat. Nach der Tafel lud Condé sie ein, eine Predigt des antijansenistischen Hofpredigers Bourdaloue zu hören. Als sie vor der Predigt ein wenig einschlummerte, rief Condé laut beim Auftreten Bourdaloues: Aufgewacht, Madame, der Feind ist da! Sie ließ sich jedoch auch in Paris durch ihr Verhältniß zu Port-Royal nicht abhalten, diesen großen Kanzelredner fleißig zu hören. Konnte sie früher ohne Parteiungen nicht leben, so war sie jetzt darüber, sogar über die theologischen, erhaben. Sie hat an sich zum Theil die Wahrheit dessen bewährt, was Duguet an eine Fürstin schrieb: „Personen Ihres Standes haben, wenn sie mit der Geburt Licht und Muth verbinden, eine erstaunliche Leichtigkeit, die Tugend zu Ehren zu

bringen, wenn sie sich dafür erklären. Wenn ihre Frömmigkeit nur nichts Hartes hat, wenn sie gleichmäßig und ohne Launen, und eben so nachsichtig für die Anderen, als genau für sich selbst ist, so ist alle Welt bereit, ihr Beifall zu schenken. Nur muß man auf keinen so schnellen und so allgemeinen Beifall Anspruch machen, daß man über die Getheiltheit und über den Verzug befremdet würde, sondern mit Geduld den Erfolg des guten Beispiels abwarten und sich gegen Kritiken fest machen, welche ja ihre Kraft gegen einen demüthigen, sanften Widerstand verlieren." Indeß mußte die Herzogin gar mancherlei Einwürfe und Vorwürfe sich gefallen lassen, welche die vornehme Welt gegen ihr frommes Leben machte. — Es ist unmöglich, von dem christlichen Leben und der Zurückgezogenheit der Herzogin zu erzählen, ohne der Fräulein de Vertus zu erwähnen, von welcher sie sagte, diese sei der einzige (menschliche) Trost ihres Lebens. Wenn die Herzogin dieselbe auch nur kurz missen mußte, so kehrte ihre Schwermuth doppelt stark zurück. Es scheint, daß Singlin sie der Herzogin nahe gebracht habe. Fontaine sagt, nie sei das Wort Christi, wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen, besser in Erfüllung gegangen, als wenn diese drei beisammen waren. — De Vertus war eine jüngere Schwester der Herzogin von Montbazon, welche längere Zeit durch Eifersucht das Leben der Herzogin verbittert und sie auf Irrwege gebracht hatte. Indeß war die Herzogin, nach Racine, auch auf sie eifersüchtig, da die Vertus gleichmäßigeren Humors und dadurch umgänglicher war, auch bei den Theologen von Port-Royal sich sehr in Ansehen zu setzen wußte.

Nach Singlins Tode wählte sie Sacy zum Beichtvater, und nach dessen Gefangennehmung den Pfarrer von St. Jakob du Haut-Pas in Paris, Marcel. Es sind uns ziemlich viele ihrer Briefe an diesen erhalten; sie klagt, daß bald ihr Körper durch seine Schwächlichkeit sie zur Weichlichkeit verleite und die Seele niederziehe, bald ihre Seele „animalischer" sei, als der Körper selbst. Es schmerzte sie, daß sie zum Guten so wenig Kraft habe, während sie doch zum Bösen so viel gehabt habe. Diese Unmacht und zeitweise Gefühllosigkeit ihres Herzens nannte sie ihre Excommunication, während man ihre Bekehrung wegen des Aufsehens und der Öffentlichkeit als eine Art öffentliche Buße im Sinne der alten Kirche ansah. Über ihre Leiden selbst klagt sie nicht, sie

seien ihr ein Unterpfand, daß Gott in seiner Gnade sie ihre Sünden in dieser Welt, nicht in der Ewigkeit wolle büßen lassen; wenn Gott also unserer Sünden vergesse, so sollen wir derselben um so mehr gedenken und sie fühlen. „Es scheint mir gerecht, schreibt sie, daß man Überdruß und lange Weile (ennuyer, die Krankheit der hohen Stände) spüre, während man zu Gott zurückkehrt, nachdem man sich ergötzt hat, indem man sich von ihm trennte. Da er die Wonne der Heiligen im Himmel und auf Erden macht, ist es nicht befremdend, daß eine Sünderin, wie ich, in ihm die ihrige nicht findet! Ich habe gar nichts dagegen einzuwenden; und wenn nur die Entfremdung meines Geistes nicht eine Entfremdung des Herzens wird, versichere ich Sie, daß ich damit zufrieden sein werde."

Seit dem Tode des Herzogs hatte seine Wittwe das Patronatrecht auf vielen mit den Familien-Gütern verbundenen Pfarreien zu üben. Sie hatte es sich seitdem zur Pflicht gemacht, die Regeln kennen zu lernen, welche die Kirche für die Ernennung zu Benefizien aufgestellt hat, um ihnen streng nachzukommen. Ihr Verfahren zeigt uns, wie Port-Royal die patronatrechtlichen Verhältnisse geordnet wissen wollte. Namentlich hielt sie fest, daß man Kirchenstellen Denjenigen nicht zu geben habe, welche darum nachsuchen und daß der Laienpatron die Resignation zu Gunsten eines Andern nicht annehme. Man dürfe Keinem eine Pfründe geben, welcher deren schon andere hätte oder wahrscheinlich haben würde, daher namentlich nicht Söhnen vornehmer Familien, welche sich beinahe nie mit Einer kleinen Pfründe begnügten. Bloße Kapellen, welche auch gewissenhaftere Patrone als bloße Sinecuren ohne Rücksicht auf Würdigkeit vergaben, habe man nicht nur, wie die Pfarreien, dem Würdigsten zu geben, sondern man habe sie auch als Mittel zu betrachten, mancherlei Gutes zu thun, wozu der Patron eigentlich auf eigene Kosten verpflichtet wäre, als unnütze Geistliche von ihren Pfarreien darauf zu versetzen, guten Pfarrern aus den Einkünften dieser Kapellen Unterstützung zu gewähren, wenn sie mit ihren geringen Pfarreien nicht auskommen können, ihnen Mittel zu geben, Vicare oder Schullehrer zu halten.

Die Herzogin konnte es natürlich nicht vermeiden, mit solchen Vorsätzen gegen die Wünsche mancher vornehmer Bekannten anzu-

stoßen; ihr Grundsatz aber stand fest, man habe sich bei solchen Gelegenheiten nur ruhig zu halten.

Die Herzogin bediente sich besonders des edeln Bernières, um den Zustand der ihr gehörigen Gemeinden, auch ihre kirchlichen Angelegenheiten, in allen Stücken untersuchen und in Ordnung bringen zu lassen. Mehrere Geistliche beklagten sich auch darüber, daß dies durch einen Laien geschehe.

Allein die Herzogin ließ es nicht dabei bewenden, so die Gegenwart zu ordnen und für die Zukunft zu sorgen. Die Ascese richtet sich wesentlich auch auf die Vergangenheit. Ob man gleich in Port-Royal wohl wußte, daß die Bekehrung selbst und alles Gute, was daraus folgt, nur ein Werk der göttlichen Gnade ist, daß also noch mehr die Sühnung der früheren Sünden nur durch die sich mittheilende und einwohnende Gnade geschehen kann, so fest war man überzeugt, daß jede gesunde Buße auch Sühnung und Wiedererstattung des früheren Unrechts mit sich bringe. — Und ist dies nicht das beste Mittel, fruchtlose und darum stets wiederkehrende Gewissensanfechtungen zu überwinden? Die auch dem Gläubigen noch anhängende Sünde ist doch im Grunde Eine und dieselbe mit der noch vor der Buße herrschenden, und es kann daher jene wohl nicht mit allseitigem Nachdruck bekämpft werden, ohne daß man auch noch gegen diese einen thätlichen Kampf führt.

Die Herzogin hielt eigene Kundschafter, um zu erfahren, welche Gemeinden und Personen in den Bürgerkriegen am meisten und wie viel sie gelitten hätten. Sie verwandte einen großen Theil ihrer Einkünfte, ungeheure Summen, darauf, diesen Schaden zu ersetzen, was freilich, auch bei dem längsten Leben, ihr nie vollkommen hätte gelingen können, so sehr sie sich deshalb auch einschränkte. Der Ernst, womit man von Seiten Port-Royals Vergütung ungerechter Weise zugefügten Schadens als Unterpfand wahrer Buße und als Bedingung der Absolution verlangte, führte unter Anderem beim Tode des Staatsministers Chavigni sehr unangenehme Verwicklungen mit sich. Dieser starb unerwartet schnell ohne die Sacramente, nachdem er an Singlin erklärt hatte, daß er 973,000 Livres ungerechtes Gut zurückzuerstatten sich gedrungen fühle. Die Wittwe gab vorerst nur 100,000, aber unter der Form freiwilliger Stiftungen; man lehnte es ab, unter dieser Form und

einen so kleinen Theil anzunehmen, und sie war zufrieden, unter diesem Vorwande gar nichts zu geben.

Der Prinz und die Prinzessin Conti.

Der Genosse und das Werkzeug der Herzogin während der Bürgerkriege, ihr Bruder Conti, war auch der Genosse ihrer Buße, und zwar fällt seine Umkehr in dieselbe Zeit mit der ihrigen. Er hatte sogleich nach Beendigung der Bürgerkriege die großen, reichen Pfründen, namentlich die von St. Denis, welche ihm in seiner ersten Jugend, da man ihn zum geistlichen Stande bestimmt hatte, ertheilt worden waren, an Mazarin zurückgegeben. Dies war nur die Einleitung zu einer vollkommenen Versöhnung mit dem Kardinal. Im Jahr 1654 heirathete er dessen Nichte Anna Maria Martinozzi, welche, erst 17 Jahre alt, den kühnsten, unruhigsten Ehrgeiz unter einem äußerst bescheidenen Wesen verbarg. — Es war am 1. Mai 1655, daß ihn die Worte Christi: „so lange bin ich bei euch und ihr habt mich nicht erkannt", tief ergriffen. Zuerst theilte er sich dem Bischof von Comminges, Choiseul, mit. Im nämlichen Jahre hatte Conti in Pezenas die Stände von Languedoc zu präsidiren. Der Bischof von Alet, Pavillon, der treue Freund Port-Royals, mußte denselben beiwohnen. Er machte seine Aufwartung bei dem Prinzen; als er bei diesem eintrat, war es diesem, als spräche eine Stimme zu ihm: Dies ist der Mann, welchem Du dich überlassen mußt, um dich vollkommen zu Gott zu bekehren! — Er ersuchte den Bischof noch denselben Abend um eine Zusammenkunft und erklärte sich zu Allem bereit, was er ihm auflegen würde. Der Bischof hielt noch sehr an sich, nahm aber in zwei Predigten auf den Zustand des Prinzen besondere Rücksicht, worin er von der geistigen Empfängniß, von der dem Sünder, welcher anfängt einiges Verlangen nach der Bekehrung zu fühlen[1]), nöthigen Wachsamkeit, und in der zweiten von den Verheißungen der Taufe und den daraus folgenden Pflichten sprach. Erst nach einiger Zeit aber erklärte ihm der Bischof, seine Buße scheine ihm lauter, er glaube, sie werde von Bestand sein; er müßte jetzt anfangen, würdige Früchte derselben zu bringen, die Gegenwart zu ordnen und die Vergangenheit wieder gut zu machen (remé-

1) Es heißt: qu'il compara à une femme enceinte qui a besoin des plus grandes précautions pour ne pas perdre son fruit avant l'enfantement. Seine Frau war eben in diesen Umständen.

dier au passé). So wurde, heißt es, Alet dem Prinzen, was Petrus für Kornelius, Ananias für Paulus, Simplician für Augustin gewesen war. Da er indeß die Buße des nach Paris zurückkehrenden Prinzen doch nicht ganz hätte leiten können, so lehnte er es ab, dessen Generalbeichte zu hören, und übergab ihn an de Ciron, Kanzler der Universität Toulouse. Es kostete dieses den Prinzen einige Selbstüberwindung, denn Ciron hätte ihn bei seinem Einzug in Toulouse mit einer Rede bewillkommen sollen, hatte es aber nicht gethan, weil Conti eine Maitresse mitbrachte. Erst nachdem er in Paris noch neun Monate in strengen Übungen seiner Buße gelebt hatte, erhielt er die Absolution und das h. Abendmahl. In Bordeaux warf er sich zu den Füßen eines Parlamentsraths, dessen Frau er entführt hatte, und setzte für sie eine lebenslängliche Rente aus, um in einem Kloster zu leben. Nachdem er noch in einem Feldzug in Italien befehligt hatte, machte ihn der König, ob er gleich kaum 30 Jahre alt war, zum Gouverneur von Languedoc.

Die Fürstin hatte indeß an diesem Streben ihres Mannes keinen Antheil, selbst eine schwere Krankheit änderte ihren Sinn nicht. Erst im sechsten oder siebenten Jahre ihrer Ehe[1]) ließ sie den Prinzen zu sich rufen und empfing ihn mit den Worten: Ich glaube, daß Gott mich bekehrt hat. Während der Fastenzeit 1661 hielten sie zusammen eine Retraite in Alet. Die Fürstin war eine der Erbinnen des eben verstorbenen Kardinals; aber die Moral von Port-Royal scheute kein Verbrechen mehr, als daß man sich mit dem blutigen Schweiß des Volkes beflecke; man nahm von Leuten, auf deren Vermögen dieser Vorwurf haftete, keine Schenkungen an. Dazu kam, daß Mazarin 27 Abteien besessen hatte. Sie erbot sich, ganz auf die ungeheure Erbschaft zu verzichten[2]),

1) Nach den besseren Quellen; es ist mir wohl bewußt, daß die erste Grabschrift im Nekrologe von P.-R. sagt: détrompée du monde dès l'âge de dix-neuf ans. Auch Fontaine fehlt wieder, indem er die Bekehrung des Prinzen ihren Gebeten zuschreibt.

2) Dazu wurden auch seine geistlichen Pfründen gerechnet. Brienne erzählt in seinen Memoires weitläufig, wie der Kardinal-Minister die Masse von Abteien den Söhnen seiner Nichten, seinen Kreaturen, seinen Bedienten vermachte. Man reservirte sich auch, fährt er fort, die Abteien von St. Ouen in Rouen und von St. Stephan in Caen für den Prinzen de la Roche-sur-Yon, zweiten Sohn des Prinzen Conti. Allein dieser lehnte sie ab; da er sich nicht zum geistlichen Amte berufen fühle, so wolle er auch die Trauben

der Fürst, seine Gouverneursstelle zu verkaufen, und, mit Vorbehalt von einer jährlichen Rente von bloßen 10,000 Livres, sein ganzes Vermögen zu Erstattung des Schadens, den er in den Bürgerkriegen angerichtet hatte, zu verwenden. Allein es wurde nur beschlossen, daß er zu Erstattung des Schadens zwei Millionen bezahlen sollte. Die Fürstin war anfangs nicht damit zufrieden daß man nicht auf ihren Geschmack, die Erbschaft ihres Oheims zu sühnen, eingegangen war. Sie wollte auf ihren Gütern eine Kirche prächtig ausschmücken und ein Karmeliterinnen-Kloster gründen. Der Bischof wies sie an, zunächst für ihr Geschlecht Gutes zu thun; sie sollte Anstalten zum Unterricht für Weiber und Mädchen, zur Bekehrung von Protestantinnen und Häuser zur Bewahrung ausschweifender Weiber gründen. Die Bitten des Prinzen, ihn seiner Gouverneurspflicht zu entbinden, gewährte der Bischof nicht; so wenig sich ein Vater seiner Familie, so wenig dürfe er sich dem Publikum entziehen, er sei verpflichtet, zum Besten der Kirche und des Volks seinen Einfluß beim König geltend zu machen. Der Prinz verlangte es um so ungestümer, da der König ungeheure Summen seiner Provinz auflegte, er wollte aber kein Werkzeug der Aussaugung werden; er sah voraus, daß man es im Weigerungsfalle wie in der Provence machen werde, wohin der König Truppen geschickt hatte, die wie in Feindesland daselbst leben durften. Der Bischof erwiderte ihm, als Prinz von Geblüt sei er verpflichtet, das wahre Interesse des Königs unerschütterlich fest zu halten, den heilsamen Befehlen zu gehorchen, aber den offenbar ungerechten und ihm nur durch falsche Vorstellungen abgerungenen (surpris) zu widerstehen. (Ganz das Princip des Jansenismus auch dem Pabste gegenüber.) Den ihm anvertrauten Unterthanen sei er, als ihr Vater, schuldig, daß er sich, indem er sie gegen Unterdrückung vertheidige, auch den schlimmsten Folgen aussetze; die Einquartierung werde wohl nicht mehr Schaden stiften, als übermäßige Auflagen. Er sei für nichts verantwortlich, wenn er nur seinem Gewissen folge. „Laßt

nicht essen, ohne den Weinstock zu pflegen. Mag sich daran die Zähne stumpf essen, wer will; mein Vater hat sich dabei gefangen und ich habe keine Lust, ihm etwas nachzumachen, was ich einmal bereuen könnte. — Der Vater war von früher Jugend an besonders durch seine reichen Pfründen zur Üppigkeit verleitet worden. On avait accablé son enfance sous le terrible poids des plus riches bénéfices du royaume. Als er sich verheirathete, behielt er sich davon eine Rente von 40,000 Livres, mit Bewilligung des Pabstes, vor, verzichtete aber auch darauf in Folge seiner Bekehrung.

uns gerade auf das zugehen, wozu Gott uns beruft und ihm vertrauensvoll die Folgen unseres Gehorsams überlassen." Der Bischof sprach sich im gleichen Sinne auf eigene Gefahr in den Ständen aus. Aber noch vor der Versammlung der Stände starb der Prinz 1666. (Siehe Beilage V.). Zwei Jahre zuvor, als er in Paris erkrankte, hatte der Pfarrer von St. Sülpice ihm als Jansenisten das Sacrament verweigert.

Ob nun gleich beinahe die ganze große Welt sich gegen die rigoristische Art des Schadenersatzes auflehnte, so blieb seine Wittwe doch bei dem, was der Prinz verordnet hatte. Dazu gab sie noch von dem Vermögen ihres Oheims 800,000 Livres zu obgemeldeten guten Zwecken, sparte überdies an sich und ihren Kindern und unterstützte so die Armuth durch zuverlässige Missionare selbst in beiden Indien und in Afrika. Sie besuchte arme Kranke und fand Freude sie zu pflegen[1]). Dabei wußte sie ihre Würde aufrecht zu erhalten, machte die Ordnung in allen ihr unterstellten Verhältnissen streng geltend. Da sie sich dem Hof nicht ganz entziehen konnte, fehlte es besonders nicht an Gelegenheit, ihren äußerst feinen Wahrheitssinn der Schmeichelei und verblümten Verläumdung gegenüber zu erweisen. Sie fragte den Bischof von Alet um Rath, ob sie denn auch Unwürdigen, die zu einem Bisthum ernannt seien, dazu Glück wünschen[2]) dürfe. Der Bischof rieth ihr, sie solle solchen Männern sagen, sie wolle Gott für sie um Beistand bitten.

Erziehung ihrer Söhne durch Lancelot.

Als Hauptsorge hatte der Prinz ihr seine Söhne hinterlassen. Er selbst hatte sich ihrer ersten Erziehung angenommen; sie lasen und sahen mit einander die biblischen Bilder; Fontaine erzählt, die Kinder haben dabei dem Vater stets die Geschichte von der Opferung Isaaks überschlagen. Es fragte Jemand sie um den Grund davon; die Kinder sagten: Unser Vater ist so fromm, er

1) Da wir auch die Verirrungen, ja die charakteristischen Übertreibungen der Sage nicht verschweigen dürfen, fügen wir aus der kölner hist. d. P. R. bei: on l'a quelquefois surprise baisant des ulcères qui faisoient horreur.

2) D'Andilly hatte sich auch zur Gewohnheit gemacht, Leuten, welche ihm ihre eigenen Bücher schenkten und von denen er keine gute Erwartung hatte, dafür sogleich zu danken, ehe es noch möglich war, daß er sie hätte können gelesen haben.

würde uns ja auf Gottes Verlangen auch opfern. Deshalb halten wir's vor ihm geheim. — Sie dankte es nun dem Bischof von Alet, daß er sie durch Verhinderung der Stiftung eines Klosters zugleich abgehalten hatte, als Wittwe darein einzutreten. Auch sie wurde ihren Söhnen nur zu früh entrissen[1]).

Außer dem Hofmeister war Lancelot, der erste Einsiedler von Port-Royal (denn er war noch vor Le-Maitre von St. Cyran nach Port-Royal d. Ch. geschickt worden), den jungen Prinzen als zweiter Lehrer beigegeben, da er noch von den Schulen von Port-Royal[2]) her einen Namen als Erzieher hatte. Schon von Anfang an hatte man hier den Grundsatz, daß nur etwa vier Zöglinge einem Lehrer ganz übergeben sein müßten; so daß jede Kammer ein abgeschlossenes Ganze bildete. (Der Zögling zahlte dafür auch die damals hohe Summe von 400 bis 500 Livres). Wie man dadurch in Port-Royal die Vortheile der Privaterziehung und des Wetteifers bei einer gemeinsamen, öffentlichen Erziehung zu vereinigen suchte, so wollte man es auch bei den Prinzen halten. — Sacy ging ihn um Mittheilung seiner Erziehungsgrundsätze an. Darauf schreibt Lancelot: „Ein Mann, welcher den rechten Beruf zu diesem Amte hat, das der größte Mann dieser letzten Zeiten (St. Cyran) ein Amt der Buße und Liebe nannte, erwägt die Grundsätze St. Gregors, nach welchen die Leitung der geringsten Seele etwas Größeres und Schwierigeres hat, als die der ganzen Welt. Daher wird er auch seine Wichtigkeit und dazu nöthige Wachsamkeit von selbst einsehen. Er muß sich, wie schon der Heide Quintilian erkannt hat, als Vater seiner Zöglinge ansehen und es giebt, nach St. Ambrosius, kein besseres Mittel, diese in jeder Tugend zu fördern, als die Achtung vor dem Lehrer. Ich verbreite mich darüber nicht weiter; man möchte uns anklagen, wir haben unsere Absichten dabei. Wir leben in einer Zeit, welche in Betreff der Menschen sehr delicat ist, indifferent in den Angelegenheiten Gottes und seiner Diener. Man

1) Am Tage ihres schmerzlichen Todes, wovon die Knaben noch keine Vorstellung hatten, fingen sie in ihrem Gemache an, einander mit Lärmen nachzulaufen. Als man es ihnen wehren wollte, sprach sie: Es ist ja ihre Erholungsstunde, es ist billig, daß die armen Kinder spielen.

2) Die Schulen wurden (siehe den ersten Band, Seite 587) bald, auf Anstiften der eifersüchtigen Jesuiten, untersucht und aus Paris vertrieben, worauf sie, je ein Lehrer mit seinen wenigen Zöglingen, in der Nähe von Port-Royal d. Ch. und von Versailles noch einige Zeit in Landhäusern der Verfolgung auswichen.

hält sich sogar für weiser, als das Alterthum. Man glaubt, sie haben nicht zu leben gewußt, was sie geübt, sei nicht mehr an der Zeit. Wie dies Princip Vieles in der Leitung der Seelen umgestoßen hat, so hat es auch die der Kinder ohne Vergleich schwieriger gemacht. Es wird aber immer beinahe unmöglich bleiben, den Kindern diese gute Disposition gegen ihre Lehrmeister einzuflößen, welche in ihnen eine Quelle des Glücks würde, so lange man einen Beruf in der Erniedrigung hält, von welchem beinahe alle die größten Güter des Staats und der Kirche abhängen [1]). Darum dürfen sich die Lehrer aber nicht entmuthigen. Die ihnen von Gott anvertrauten Kinder sind des Mitleids um so würdiger, als sie das Gute, wozu man ihnen verhilft, noch nicht einsehen können; wodurch sie, wie St. Cyran sagte, nur ein Bild unserer so großen Undankbarkeiten gegen Gott sind. Ein Lehrer, welcher nicht in dieser Verfassung ist, wird nichts wirken; ist er's aber, so wird er bald spüren, daß die Gnade nicht minder stark wirkt, als die Natur; diese Liebe aber wird ihn vielmehr Erfindungen machen lassen, als alle möglichen Anweisungen."

„Und nun noch Einiges über die Art, wie die jungen Prinzen von Conti erzogen werden: Die Stunde des Schlafengehens ist fest, nicht die des Aufstehens. Sobald sie aufwachen, stehen sie auf, damit sie nicht im Bette Scherze treiben. Während des Anziehens liest man ihnen Geschichte vor, dann sagen sie ihrer Mutter Guten-Morgen. Sofort wird ein Spaziergang mit ihnen gemacht, um sie in eine gute Stimmung zu versetzen."

Und nun lernen wir die berühmte Methode von Port-Royal in ihrer lebendigen Übung kennen. „Der Unterricht wird mit einem kurzen Gebet eröffnet und geschlossen. Er beginnt um 9 Uhr. Zuerst machen sie 15 bis 20 Linien in dem Latein des Bongars, da das Latein des Verfassers seiner Zeit vornehmen Personen so nützlich ist, als das der Classiker. Ich nehme Phrase um Phrase. Ich sage ihnen das Französische Wort für Wort und sie sagen mir's in Latein wieder. Ich mache sie auf die Fehler aufmerksam; sagen sie ein falsches Wort, so müssen sie ein anderes dafür setzen,

1) Man glaubt einen Schulmann des neunzehnten Jahrhunderts zu hören! Wenn dies immer so war, möchte man glauben, diese Unbilligkeit gegen den Schulstand sei eine durch seine Verhältnisse selbst mit einer gewissen Nothwendigkeit gegebene.

bis sie das des Verfassers oder ein gleichbedeutendes sagen. So lernen sie manchmal statt Eines Worts drei oder vier. Auf gleiche Weise wird es mit den Satzwendungen gehalten. Der jüngere, nur siebenjährige Prinz de la Roche-sûr-Yon, macht diese Übung mit seinem Bruder, ob er gleich noch nicht schreiben kann. Nachdem auf diese Weise der Satz zu Stande gebracht ist, lasse ich ihn ganz schreiben, um ihn mehr einzuprägen, und mache nun auf die Kürze des Verfassers aufmerksam. Dies dauert eine Stunde, da sie die Phrasen auch auf andere Gegenstände anwenden. Darnach lernen sie es auswendig. Hierauf wird ein Exempel geschrieben, was sie eine Erholung nennen, obgleich auch die vorhergehende Übung, da sie mündlich geschieht, ein Vergnügen für sie ist. Besonders der Kleine findet großes Vergnügen daran. Nach dem Exempel lernt der Ältere (Conti) 15 oder 20 Verse von Virgil, denn man zwingt ihn nicht dazu; wenn er gut aufgelegt ist, lernt er 30 und hat eine große Freude daran. Sein Bruder lernt sieben oder acht, aber mit so großem Vergnügen, daß er das Hersagen mit einer kindlichen Action begleitet, die uns lachen macht. Nach Virgil übersetzt (explique, erklärt) Conti zwei Capitel von Livius, er macht es gut und ohne Vorbereitung, der Kleine übersetzt eine halbe Seite in Justin. Indem man sie auf ihren Autor aufmerksam macht, merkt man sich auf ein Papier die schweren Worte und Phrasen oder merkwürdige Ausdrücke, deren man sich beim Lateinsprechen bedienen kann. Beim Schlafengehen wiederholen sie diese."

„Wir gehen nicht alle Tage in die Messe, es wird dabei auch auf das Verlangen der jungen Prinzen Rücksicht genommen. Denn man möchte gerne dem h. Geist Gelegenheit geben, auf ihre jungen Herzen zu wirken und verhindern, daß ihre Andacht erzwungen sei. Man ist dann genöthigt, etwas von der Zeit ihres Studiums abzuziehen, welche gewöhnlich drei Stunden Vormittags und drittehalb Nachmittags beträgt. Dies Alles geschieht aber beinahe wie zum Vergnügen, weil sie nie allein arbeiten und beinahe nie etwas in Büchern nachschlagen. Man ist ihr lebendiges Wörterbuch, ihr Leitfaden, ihr Commentar; Alles geschieht mit lebendigen Worten."

„Eine halbe Stunde vor dem Mittagessen, um 12 Uhr, haben sie Fechtstunde oder andere Leibesübungen. Dann vergnügen sie sich bis halb 4 Uhr, wo sie vespern, und dann arbeiten sie bis

6 Uhr. Indeß haben sie noch während ihrer Freistunden den Tanzunterricht, worin sie noch keine Figuraltänze lernen, sondern gute Haltung und Bewegung des Körpers. Kurz man versäumt nichts, um sie zu anständigen Leuten heranzubilden. Sie wissen, wie man Alles wegen des Tanzens in Bewegung gesetzt hat; wie viel Condé zu sprechen hatte und wie die Sache vor den König gebracht wurde. Aber Madame de Conti, deren Gabe die Weisheit, wovon die Schrift spricht, zu sein scheint, welche Alles in der Liebe beilegt, widerstand nichts desto weniger bis ans Ende und hat bisher Alles durchgesetzt, was sie wollte. Der König hat immer auf ihre Tugend Rücksicht genommen, ja Achtung davor gehabt."

„Um 4 Uhr fängt man das Studium wieder an. Zuerst nimmt man die Geschichte vor, welche drei Viertelstunden währt; sie haben schon Josephus, Herodot und einen Theil von Xenophon gelesen. Conti weiß nicht blos den Zettel der Geschichte; er weiß auch darüber Raisonnements anzustellen, woran man ihn besonders gewöhnt, denn man verbreitet sich besonders über Moral und Politik. Er weiß auch die Profan-Geschichte mit der heiligen in Übereinstimmung zu bringen und von seiner Meinung Rechenschaft abzulegen. Nach der Geschichte wird das Latein in derselben Ordnung, nur mit weniger Aufenthalt, wie Morgens getrieben, da man weniger Zeit hat. Man erübrigt aber eine gute Viertelstunde, um sie vor dem Nachtessen vor 7 Uhr zu vergnügen; die zwei Stunden nachher haben sie frei. Man läßt sie ein kurzes Gebet sprechen, während sie sich auskleiden fragt man sie ihre Phrasen ab. Samstags sagen sie 4 bis 500 Verse von Virgil für die Woche. Hierauf schreibt Conti einen eigenen kleinen lateinischen Brief oder einen Dialog. In der übrigen Zeit lehrt man sie etwas Chronologie und Arithmetik, desgleichen Nachmittags."

„Die Prinzen machen alle andere Tage Besuche, aber bei ausgewählten Personen, um sie an Gesellschaft zu gewöhnen; jeden Tag, wenn es das Wetter irgend erlaubt, gehen sie aus, reiten täglich und vergnügen sich mit der Jagd, um den Körper zu kräftigen. Bei heißem Wetter fängt man das Studium früher an und verschiebt die Vergnügungsstunde. Da sie so jeden Tag genug Erholung haben, giebt man ihnen keine besondere Vacanz. Dies würde sie in einem gewissen Müßiggange erhalten, wo weder sie, noch ihre Umgebung wüßten, was sie anfangen sollten, um den

Tag zu Ende zu bringen. Indeß haben sie gewisse Tage, welche ihnen diese Stelle vertreten, wie wenn man nach St. Germain (an den Hof) geht oder wenn etwas Außerordentliches sich ereignet. Diese kleine Genugthuung verkümmert man ihnen nicht. Selbst an den Feiertagen, die keine großen Feste sind, läßt man sie ein wenig studiren und nach der Messe und Vesper haben sie nur einige Erholungsstunden, denn von der Jagd ist keine Rede. Man nimmt noch dazu einen andern Stoff für ihr Studium. Conti übersetzt Severus Sulpicius, sein Bruder einige Hymnen oder Homilien der Väter. Denn man treibt sie (les rompt) in allen Arten von Latein um. Man benutzt aber geschickt ihre Neigung, um sie dahin zu bringen, wo man sie haben will, giebt ihnen eine Lectüre, die man ihnen für nützlich hält, und sagt ihnen etwas darüber."

„Am Sonntag und an den großen Festen besucht man fleißig die Messe der Pfarrei (nicht in einer Klosterkirche, dies wäre gegen die kirchliche Ordnung), vorher hat man nur die Zeit, ihnen Epistel und Evangelium zu erklären. An den Sonntagen erklärt man ihnen nach der Vesper den Katechismus. Dabei hat man vielmehr im Auge, ihnen die Mysterien und Wahrheiten unserer Religion auf eine ihrem Alter entsprechende Weise zu erklären, so daß sie dieselben auf ihre eigene Lebensweise anwenden können, als daß man sie ganze Lectionen auswendig lernen ließe. (Wie dies jetzt noch in den meisten romanischen Kirchen geschieht.) Da man dabei ganz familiär verfährt, gefällt es ihnen. Dies ist vielleicht die für sie nützlichste Sache."

„Aber alle diese Ordnung wäre freilich nichts, wenn sie nicht durch die Frömmigkeit und Weisheit der Prinzessin belebt und unterstützt wäre, über welche Gott immer seine Segnungen ausgießt. Denn sie hat die in dieser Zeit so seltene Gabe einer, ich will nicht sagen römischen, sondern wahrhaft christlichen Frömmigkeit, und sie hat jenen Vorzug, den Jedermann achtet, aber Wenige besitzen, daß sie Autorität mit der Sanftmuth verbindet, ohne Geräusch sich Furcht, ohne Affectation sich Liebe zu erwerben weiß. Ob sie gleich für die Prinzen, ihre Kinder, viele Zärtlichkeit hat, so zeigt sie sie ihnen doch nie durch gemeine und zu familiäre Liebesbezeugungen (wovor man in Port-Royal die Mütter ganz besonders warnte). Sie kann es nicht ausstehen, daß man sie in Vergehungen, welche die Sitten

betreffen, schone; ich könnte ein ganz neues, schlagendes Beispiel anführen, wo sie allein fester war, als das ganze Haus und selbst als ihr Beichtvater."

„Da sie ganz von dem Grundsatze der Heiligen überzeugt ist, daß die Kinder vielmehr durch Beispiele, als durch Worte belehrt sein wollen, so würde sie auch nichts zu thun glauben, wenn nicht Alles zum Heil ihrer Söhne gleichsam verschworen wäre, welches sie als ihre einzige Angelegenheit betrachtet. Sie ist nicht zufrieden damit, sie zu erbauen durch ihr eigenes Benehmen, welches ein beständiger Unterricht in der Weisheit, Sanftmuth, in der Verachtung der Welt ist, in der schuldigen Achtung gegen die göttlichen Dinge, in der Sorge, welche man seinem Hauswesen schuldig ist und in der beinahe grenzenlosen Liebe für die Armen. Sie will überdies, daß im ganzen Hause nichts sei, was ihnen dem durchaus christlichen Leben entgegengesetzte Bilder einprägen könnte. Daher befremdet es mich nicht, daß man sie manchmal in der Sorge, welche jene für ihren Sohn, den König (St. Louis), hatte, mit der Königin Blanca vergleicht. Nur ist sie noch erleuchteter und genauer in der Erziehung ihrer Söhne, welche von dem königlichen Geblüte dieses großen Heiligen sind."

„Sie weiß, daß die größte Zuversicht des Heils immer die Erhaltung der Unschuld war. Daher folgt sie dem Rathe St. Augustins, daß unsere Wachsamkeit nicht schwächer sein darf, als die des Feindes unserer Seligkeit. Da Christus uns lehrt, daß derselbe uns überall folgt, so will sie auch, daß ihre Söhne immer und überall einen sichtbaren Engel bei sich haben. Diese Wachsamkeit war schon im Alterthume im Gebrauch und einer der Hauptpunkte bei der Kindererziehung. Daher übertrifft auch ihre Sorgfalt in Auswahl der Umgebung ihrer Kinder Alles[1]). Selbst zu blos äußern Diensten läßt sie nur Solche zu, die sie lange zuvor in ihrem Hauswesen geprüft hat."

Soweit Lancelot. Also wie in der Ascese, so auch in der Erziehung wird das Heil nicht in einigen Acten äußerer Strenge, sondern in der ausdauernden Wachsamkeit gesucht. Zum Alterthum,

1) Sogar in der Auswahl der valets de pied, welche beinahe gar nichts mit ihrer Person selbst zu thun haben, sagt Lancelot, ist sie sorgfältiger, als viele Bischöfe in der Bestellung eines Priesters an eine Kirche. — Dieses Wort deutet Petitot ihm als gar boshaft.

dessen Weisheit der Erzieher zu folgen hat, rechnet Lancelot nicht blos die Kirchenväter, sondern auch das classische Heidenthum. Von diesem hat er die nothwendige Pflege des Körpers, die Humanität gegen die Jugend ungleich vielseitiger gelernt, als die meisten Heroen des sogenannten Humanismus. Die Erziehung der Prinzen erhielt freilich eine andere Richtung seit dem Tode ihrer Mutter. Dieser erfolgte am 4. Februar 1674; sie starb in einem Alter von 35 Jahren, nach achtjährigem Wittwenstand. Ihr Herz wurde bei den Karmeliterinnen von St. Jakob, ihre Eingeweide wurden im Port-Royal d. Ch. beigesetzt. —

Der König verlangte von den Lehrern der Prinzen, daß sie diese ins Theater führen sollten; beide, denn der andere Lehrer war vom Bischof von Alet gebildet, weigerten sich deß und so gaben sie ihre Entlassung. Port-Royal verwarf den Besuch der Komödie; da die Kirche den Schauspieler für infam erkläre, so müsse man consequent auch keinen Theil und keine Freude an seinem Treiben haben. Man sage wohl, die Komödie führe nicht mehr die alten schmutzigen Reden; aber die Kirche habe nicht blos solche Zufälligkeiten, sondern die Substanz selbst verdammt; das Fortbestehen der Strafen beurkunde auch, daß es fortwährend ein Verbrechen sei. Die Komödie sei mit dem heidnischen Kultus genau verbunden gewesen; man stelle noch die falschen Götter und alle möglichen Laster auf der Bühne dar. Daher sei sie besonders der Jugend höchst gefährlich. Wir verzichten ja in der Taufe auf die Pracht des Satans, das Leben des Christen ist ein Leben in beständiger Buße und beständigen Gebets. — So hatte sich schon Singlin gegen die Herzogin von Longueville über diesen Gegenstand ausgesprochen. Das Zeitalter Augustins, für Port-Royal das normative, hatte die Komödie auf diese Weise ansehen müssen. Auch als jetzt die Komödie und das Drama durch die Classiker Frankreichs eine neue Gestalt erhielten, blieb man strenge bei der Verdammung. Und konnte man anders, da man der Kirche in den meisten Stücken Erschlaffung vorwarf, sie aber in diesem Punkte ihre alten Gesetze nicht zurückgenommen, noch gemildert hatte? — Der eine dieser Prinzen starb am 9. November 1685 an den Blattern zu Fontainebleau.

Hainault schreibt bei dem Jahre 1711: „Franz Louis von Bourbon, Prinz von Conti, stirbt am 22. Februar, in einem Alter

von 45 Jahren. Er war der zweite Sohn des 1666 gestorbenen Prinzen Conti und der Anna Martinozzi, einer Prinzessin von musterhafter Tugend. Die Schlachten von Gran, Stenkerk und von Nerwinden, worin er sich auszeichnete, ließen den König seinen Zug nach Ungarn nicht vergessen, wohin er ohne seine Erlaubniß gegangen war. Als er aber zur Krone von Polen gerufen ward, fand er im Herzen des Königs alle Gefühle wieder, die er verdiente. St. Simon sagt: Der König liebte den Prinzen Conti nicht, er konnte ihm nie aufrichtig seinen Zug nach Ungarn verzeihen und vielleicht noch weniger sein Verdienst und das gute Lob, das er hatte. So setzte der König auch seine Ansprüche auf Neufchatel sehr hintan. St. Simon schildert meisterhaft bei Gelegenheit seines Todes seinen einnehmenden Charakter und seine unglückliche Stellung. Maintenon war ihm auch sehr abgeneigt, desgleichen mehrere Prinzen, besonders die Bastarde des Königs, ob er sich vor ihnen gleich sehr erniedrigte. Denn er konnte beinahe kriechend sein und war geizig. Aber ob er gleich eigentlich Niemanden von Herzen liebte, wurde er vom Volke, vom Heer und Hofe vergöttert; diese Verehrung und der Haß des Königs steigerten sich gegenseitig. St. Simon schreibt: „Er war les constantes delices du monde, der Abgott des Volks, das Idol der Soldaten, der Heros der Offiziere, die Hoffnung der Ausgezeichnetsten, die Liebe des Parlaments, der besondere Freund der Gelehrten, oft die Bewunderung der Sorbonne, der Rechtsgelehrten, der Astronomen und tiefsten Mathematiker." — An seinen historischen und genealogischen Kenntnissen erkennen wir den Schüler Lancelots. Bossuet und Condé hatten eine besondere Neigung zu ihm. Man fand viele Ähnlichkeiten mit Cäsar an ihm. Dennoch übertrug ihm allein unter allen Prinzen der König keinerlei Commando, nicht einmal ein Regiment. Conti versuchte auf jede Weise den König zu versöhnen, als Alles fehlschlug, ergab er sich dem Trunk. Als er dadurch seine zarte Gesundheit zu Grunde gerichtet hatte, ernannte ihn der König in der Noth zum Befehlshaber der Armeen in Italien. Umsonst suchte er sich zum Leben wieder aufzuraffen. Einige Monate erfüllte das Volk die Kirchen im Gebet, umsonst! Der General des Oratoriums, der des Jansenismus verdächtige de la Tour und Fleury, Verfasser der histoire ecclesiastique, harrten die letzten Zeiten bei ihm aus, keinen Prinzen

ließ er mehr vor sich. Er hätte jetzt wieder so gern gelebt. So starb er, nicht 45 Jahre alt. Er ließ sich neben seiner Mutter beerdigen[1]). — Dieser Sohn bewahrte für seine Mutter die größte Verehrung. — Im vierten Bande des Château d'Eu wird erzählt: Als ihre Kinder noch ganz klein mit ihr in Paris waren, rief sie mitten in der Nacht und befahl, dieselben ihr zu bringen. Die Dienerschaft machte ihr Vorstellungen dagegen; sie bestand aber darauf so fest, daß man ihr gehorchte. Kaum waren ihr die Kinder gebracht, so stürzte deren gemeinschaftliche Schlafkammer zusammen, ohne daß man zuvor irgend etwas von diesem drohenden Unglück bemerkt hatte. Der Prinz erinnerte sich dessen sein Leben lang mit Bewunderung für seine Mutter, welche nie hatte sagen wollen, was sie damals bewogen hatte, ihre Kinder zu sich zu verlangen. —

Von dem Lebensende Lancelots und von seinen Schriften handelt Beilage VI.

Die Parteiführer. Barcos, Abt von St. Cyran.

St. Cyran hatte sterbend den Jesuiten sagen lassen, sie sollten nicht triumphiren, er lasse zwölf nach sich, welche stärker seien, als er. — Allein es fragte sich nun, wer sich an die Spitze dieser Adlerbrut stellen würde; die erste Noth mußte als wesentliches Bedürfniß der Einheit einen Anführer heischen. Wer sollte es werden? wer sollte St. Cyran ersetzen, welcher selbst vom Kerker aus regiert hatte? denn er war ein königlicher Priester.

Er hinterließ drei Männer, welche darauf Anspruch machen konnten, Barcos, Singlin, den Doctor Arnauld.

Barcos, der Neffe St. Cyrans, wurde als Erbe seines Wissens, seiner Tugend angesehen, wie er von der Königin dessen Abtei erhielt. Niemand kannte die geheimsten Gedanken „des größten Mannes des Jahrhunderts" besser, als Barcos[2]). Sie hatten mit

1) Von seinem unglücklichen Versuche, den Thron von Polen zu besteigen, wozu ihn eine Partei berief, erzählt St. Simon im zweiten Capitel des zweiten Bandes; von seinen Versuchen, Fürst von Neufchatel zu werden, erzählt unsere vierte Beilage.

2) Nach des Lions war Barcos auch die Veranlassung der näheren Bekanntschaft zwischen St. Cyran und St. Vincent. Als Barcos in spanischer Gefangenschaft lag, verwandte sich die mit Vincent so innig verbundene Gondy, madame la générale des galères, für ihn bei ihrem Schwager, dem Gesandten in Spanien. Als St. Vincent den todten St. Cyran mit Weihwasser benetzte, rief Barcos in seinem Schmerze: „In ihm war die heil. Schrift klarer, als an ihr selbst." St. Vincent will St. Cyran hundertmal haben

einander den Petrus Aurelius geschrieben; als die Fürstin Guemene dem Oheim zusprach, er solle sich als Verfasser bekennen, erwiderte dieser, er müsse zuvor seinem Neffen befragen. Dieser aber sagte, wenn St. Cyran sich als Verfasser bekenne, so könnte der wahre Verfasser ja hintennach auftreten. Der Oheim sagte von ihm, er sei eines Bisthums würdig; und das war das Höchste, was St. Cyran sagen konnte. Obgleich noch in seinem 40. Jahre Laie, entschied er mit der Autorität seines Oheims, als nach dessen Tod Singlin sich weigerte, das ihm von jenem aufgetragene Amt eines Beichtvaters von Port-Royal weiter zu versehen. St. Cyran, sprach Singlin, habe ihm zugleich seinen Beistand zugesagt. Große Bestürzung verbreitete sich darüber; es war dieser Entschluß den Freunden Port-Royals noch empfindlicher, als der Tod St. Cyrans selbst, sagt Fontaine. Man wußte diese Lücke durchaus nicht auszufüllen. Barcos aber erklärte ihm, er dürfe das Werk Gottes nicht liegen lassen, und Singlin gehorchte dem Laien. Als Singlin den jungen Sacy bewegen wollte, die Priesterweihe zu empfangen und dieser die heilige Bürde abzulehnen suchte, so appellirte er an Barcos, welcher ihm aber erklärte, daß er sich derselben zu unterziehen habe. Er rief Guillebert, Doctor der Sorbonne, von seiner Oberpfarrei in der Normandie ab, wo er mit großem Segen wirkte, damit er Sacy in der Theologie unterrichte, da dieser gegen die Sorbonne und ihre Scholastik eine unüberwindliche Abneigung hatte. — Aber Barcos verfügte nicht nur über die Menschen, wie sein Oheim, er hatte auch Scharfblick, sie mit dem Gewicht des Heiligthums zu wägen. Er billigte die Wahl des Mannes nicht, welchem Guillebert seine Pfarre übergeben wollte, obgleich sein Oheim denselben empfohlen hatte. Er sah, daß derselbe zwar einige Unterthänigkeit des Herzens, aber keine des Geistes habe. Derselbe gestand ihm, daß er seine eigenthümlichen Ansichten nicht aus den Vätern, sondern im Gebet geschöpft habe. Man

sagen hören, daß er sich nichts daraus mache, Empfänglichen und Unempfänglichen nach einander das Gegentheil zu sagen. Des Lions sagt schließlich: „Es ist mir in allen diesen Unterhaltungen augenscheinlich geworden, daß der gute, heilige Mann (Vincent) über den Geist und die Gesinnung mehrerer Personen nicht gut unterrichtet war, nicht einmal über mich selbst, und daß er doch auf diese Vorurtheile hin handelte. — Er (Vincent) redete von Barcos als von einem sehr weisen Manne. Er sagte mir, Singlin sei ein Mann von sehr feinem Gefühl und großer Aufrichtigkeit (fort sensible et candide) und daß er zu seinem Dienstags-Verein gehörte." — Die Angaben Vincents über St. Cyran siehe oben bei Charakterisirung der Tagebücher von des Lions.

hielt in Port-Royal fest, der Weg des Gebets sei nur gut, um die Gnade zu erhalten, die im Worte Gottes enthaltenen Wahrheiten mit Nutzen auf sich selbst anzuwenden, gefährlich aber sei es, vermittelst desselben durch sich selbst die Materien zu verstehen, welche durch die Väter ins Licht gestellt sind, statt bei ihnen in die Lehre zu gehen. Das heiße nur, seinem eigenen Geist folgen, und sei die Quelle aller Irrthümer und Häresieen. — Der Mann, von welchem Barcos früh also urtheilte, war der nach einander den Jesuiten, Port-Royal, den Reformirten ergebene Labadie, welcher zuletzt eine eigene Sekte stiftete.

Dennoch konnte Barcos seines Oheims Stelle nicht einnehmen, es fehlte ihm dessen Muth; er hatte sich wohl bereit erklärt, demselben ins Gefängniß zu folgen. Allein die Furcht vor Richelieu hielt ihn davon ab, der Aufforderung seines Oheims zu entsprechen, gegen die todte Buße und das häufige, pharisäische Communiciren zu schreiben; Arnauld nahm den von den Jesuiten hingeworfenen Handschuh auf und arbeitete seit 1640 an dieser berühmten Schrift. Deshalb ernannte ihn St. Cyran von Vincennes aus zum ersten Vertheidiger der Wahrheit gegen alle ihre Feinde. Und als nun Barcos in der Vorrede zu Arnaulds Werk die nicht hergehörige Frage über Petri Primat auf eine bedenkliche Weise erörterte und Beide sich deshalb verantworten sollten, verbarg er sich, während Arnauld bereit war, der an sie ergangenen Vorladung nach Rom zu folgen. (Siehe Beilage VII.)

Auch seine schriftstellerischen Arbeiten, sofern sie nicht Ausführung der ihm von seinem Oheim gegebenen Ideen waren, wie Aurelius, bieten nichts sehr Bedeutendes mehr dar[1]). Er hatte mit seinem Oheim eine Apologie der katholischen Kirche gegen die vier reformirten Theologen vorbereitet, welche gegen Cardinal du Perron geschrieben hatten. Singlin sagte deshalb, in der Hoffnung, Barcos werde das Buch bald vollenden, St. Cyran sei ein David gewesen, welcher das Material zum Tempelbau zusammengebracht habe, es werde sich aber ein Salomo zur Vollendung finden. Aber Barcos entschuldigte sich, durch Schriften überzeuge man weniger. — Schon St. Cyran glaubte, Anonymität erwerbe einem Buche auch einen geheimen Segen; man solle die Schriften mehr Gott, als

1) Siehe ihr Verzeichniß supplément au nécrologe de 1763. Seite 204 und 205.

den Menschen mitheilen. Barcos ging noch weiter. Er hatte sogleich nach der Gefangennehmung seines Oheims dessen meiste Papiere verbrannt; dieser sagte bei der Nachricht, nun habe er keinen Verlust auf Erden mehr zu fürchten. Barcos betrachtete es als ein Opfer; diese Schriften seien nicht verloren, denn sie seien zu Gott zurückgekehrt, von dem sie gekommen, der auch ihren Inhalt wieder in die Seelen ausgießen könne. Und so glaubte er jetzt durch die Aufrichtung der Regel Benedikts in seinem kleinen Kloster ein überzeugenderes Werk zu vollbringen, als durch die größten Bücher. In diesem Stücke stellt er ganz das alte Port-Royal dar, im Gegesatz zu dem schreibseligen der zweiten Epoche, zu Arnauld, welcher Quartbände dem Dutzend nach schreibt.

Aber noch in einem andern Punkte kam diese Verschiedenheit zum Ausbruch. Er hatte in der Angelegenheit der fünf Sätze andere Ansichten, als Arnauld und behauptete, die seinigen wären in diesem Falle auch die seines Oheims gewesen. Ganz im Geiste seines Oheims sagte er, es sei schwerer, die rechte Zeit zur Verbreitung der Wahrheiten kennen zu lernen, als die Wahrheiten selbst. Er warf wohl besonders Arnauld vor, man brauche vor Allem zu viel menschliche Mittel und sei gar zu geschäftig; es wäre besser gewesen, sich in Ruhe zu halten und durch demüthige Gebete sein Vertrauen auf Gott zu befestigen. Indem man sich in die Unterscheidung des Factums und der Glaubensnorm geworfen und sich in die scholastischen Ideen der modernen Thomisten eingelassen habe, habe man der Lehre Augustins etwas vergeben, welche durch die absolute Verdammung der fünf Sätze als Glaubensnorm compromittirt und durch die Schleichwege der thomistischen Scholastik verwirrt sei. Arnauld faßte Feuer gegen Barcos; man setzte gegenseitig Schriften auf, die aber geheim blieben, denn nichts suchte man mehr zu verbergen, als innere Spaltungen.

Lancelot, welcher bis zum Tode von Barcos in dessen Kloster lebte, der unmittelbarste Zeuge von St. Cyrans Wesen, welcher uns geblieben ist, faßt die Verfolgungen, welche über Port-Royal ergingen, als eine Strafe Gottes auf. „Vielleicht ist die Art, die Wahrheit zu vertheidigen, nicht rein genug gewesen, sagte er, und die Mittel, deren man sich bediente, waren entweder zu übereilt, oder zu wenig übereinstimmend, oder selbst zu menschlich; während nach den Vätern es dasselbe Wort ist, welches Christum in

den Seelen bildet und ihn auf den Altären hervorbringt, daher es auch zu Beidem gleich viel Heiligkeit braucht und man auch manchmal die Angelegenheiten Gottes durch zu große Rührigkeit verderbt. Überdies ist man nicht innerhalb der von St. Cyran angegebenen Ausdrücke geblieben, und begnügte sich nicht zu zeigen, daß die Wahrheit, welcher man folgte, nicht von Jansen, sondern von Augustin herkomme. Man hat zugleich durch Unterscheidung des Factums und der Glaubensnorm die Chimären der Thomisten darein gemengt, welche Jansen vermeiden wollte. Barcos konnte nie seine Zustimmung dazu geben, indem er sich für zu gut unterrichtet hielt von den Absichten Jansens und seines Oheims, um sie in einem so wichtigen Punkte aufzugeben. Ich gestehe, daß es schwer ist, sich zu überzeugen, daß Jansen, welcher diese Maßregeln zu Vermeidung aller Streitigkeiten genommen hatte (indem er das Urtheil über sein Buch ganz dem römischen Stuhl anheim stellte, worauf auch die Gegner sich stets berufen), über die rechte Art, sein Werk aufrecht zu erhalten, nicht habe urtheilen können, oder daß der sonst so erleuchtete Cyran in diesem Punkte blind gewesen sei, oder daß wir auf diesem Wege in eine ungünstigere Stellung hätten gerathen können, da nun die Unterschrift in die Kirche eingeführt, das Buch Jansens in Rom beschimpft, die Doctoren von der Facultät ausgeschlossen, das Haus von Port-Royal d. P. verloren ist." — Einem ihm untergebenen Priester legte Barcos sogar eine lange Pönitenz auf, weil er das Formular ohne Vorbehalt unterzeichnet hatte.

Von der andern Seite wurde darauf aufmerksam gemacht, wie wenig sich Barcos consequent bleibe, indem er anfangs meinte, die Nonnen könnten, in ihrer Unwissenheit über die Streitpunkte, das Formular mit gutem Gewissen unterschreiben. Ja er befahl den Laien, die sich in seinem Kloster aufhielten, die Unterschrift in folgender Form: „Wir unterschreiben aus Unterthänigkeit, ob wir gleich nichts von diesen Materien, noch von dem Buche Jansens verstehen." Ein junger Mann, welcher aber noch nicht Profeß geworden war, legte das Gewand ab, widerrief diese Unterschrift und zeigte, daß man auch nicht unterschreiben dürfe, wovon man nichts verstehe. Barcos suchte sogar in einem Aufsatze zu beweisen, daß Geistliche die beiden päbstlichen Constitutionen unterschreiben können. Arnauld schrieb dagegen; Barcos machte zu dieser Gegen-

schrift 500 sie anzweifelnde Anmerkungen. Arnauld schreibt am 1. September 1663 an Singlin, zu Ende eines hundert Seiten langen Briefes, dem noch ein zweiter folgen sollte: wenn Sie mir indeß die 500 Anmerkungen schicken wollen, so versichere ich Sie, daß ich sie mit aller möglichen Billigkeit prüfen werde. — Barcos befriedigte keinen Theil mit diesen Widersprüchen, auf Befehl des Hofs wurde 1662 sein Kloster visitirt. Er war flüchtig in Paris, wo er aber mit den Männern von Port-Royal beinahe gar nicht zusammen kam; es war 1669 nahe daran, daß die Abtei einem Anderen gegeben worden wäre, da er sich für seine Person der Unterschrift beharrlich entzog. Denn es wurde sonst immer von ihm besonders gerühmt, daß er ganz dem Rathe von St. Ambrosius nachkomme, man solle stets Derselbe sein. Nichts habe sich in seinem Leben widersprochen. Was er einmal als auf Gottes Gebot hin unternommen hatte, gab er, unberührt von Lob und Tadel, nie wieder auf. Nur wich er allem Aufsehen aus und beobachtete Stillschweigen, wo es nur immer möglich war. — Vielleicht sah er früher die Priester als die auserwählte Kriegerkaste Gottes an, wie sein Oheim, und glaubte, die Laien, als nicht davon berührt, dürfen unterschreiben, ja der Gehorsam verlange es von ihnen. In seinen Ansichten über die Pflicht des Priesters in dieser Angelegenheit, ob wir sie gleich nicht genau kennen, scheint er aber in Drang der Zeiten sich nicht gleich geblieben zu sein.

Es ist natürlich eine müßige Frage, was St. Cyran gethan hätte, wenn er gelebt hätte? Schien er in den letzten Zeiten, besonders bei Erscheinen Augustins zum Äußersten entschlossen, so war er doch zu sehr gewöhnt, „um der Juden willen" mit seiner eigentlichen Überzeugung zurück zu halten. In neuen, entwickelteren Verhältnissen, unter schärferen Gegensätzen nach der Autorität eines längst Todten leben wollen, muß zu Haltungslosigkeit und Widersprüchen führen.

Schon 1650 war er in seine Abtei gegangen, vielleicht weil schon da die Verschiedenheit der Ansichten fühlbar wurde. Hier führte er die Regel Benedikts in ihrer ursprünglichen Form wieder ein, z. B. man hielt während der kirchlichen Fasten täglich nur Ein Mahl, gegen Abend. Er wurde mit Alcuin und St. Martin von Tours verglichen, weil man von ihm sagen konnte, er sei nicht blos ein rechter Hirte, sondern auch ein rechter Mönch, ohne

je ein Mönchsgelübde abgelegt zu haben. Als ein anderer Odon habe er die verborgenen Schätze der Regel Benedikts aufgedeckt. (Daß er das tägliche Maß des Weines auf 10, des Brotes auf 12 Unzen festsetzte, steht wohl mit Lancelots Forschungen im Zusammenhange.) Während er noch mit den äußerlichen Anfängen der Reform beschäftigt war, hatte er von den Bürgerkriegen hart zu leiden, die Geldmittel zur entsprechenden Ausbauung des Klosters wurden ihm geraubt und mehrere Freunde, welche sich um ihn zu sammeln anfingen, gefangen fortgeführt, um ein ungeheures Lösegeld zu erlangen. Darunter war namentlich des Touches (Paul le Pelletier, Seigneur des Touches), welcher unter St. Cyrans Leitung früh ein so frommes Leben begonnen hatte, daß dieser ihm schrieb, wenn er so fortfahre, sei er reif jeden Tag zu communiciren. Längere Zeit sein Zellenbruder starb St. Cyran in seinen Armen. Er lebte nun mit Barcos, wie dieser, ohne Gelübde und Gewand eines Mönchs, aber streng nach der Regel St. Benedikts; es wurde bei der Visitation 1662 als anstößig bemerkt, daß er als reicher Mann den Garten des Klosters baue. Seine schönen Einkünfte benutzte er zu Almosen. In der Regalstreitigkeit schickte er dem Bischofe von Pamiers, dem der König seine Einkünfte entzogen hatte, 2000 Thaler zum Lebensunterhalte. Als einige Höflinge dem Könige dies in böslicher Absicht anzeigten, sagte dieser: Nein, man soll nicht von mir sagen, daß ich Jemanden zur Strafe dafür, daß er Almosen gegeben, in die Bastille gethan habe. Er starb 1703 in einem Alter von 83 Jahren. Man hat berechnet, daß er in Allem etwa zwei Millionen Livres an Arme und zu anderen guten Werken geschenkt hat. Er gab auf einmal 80,000 an Port-Royal, um es in den Stand zu setzen, Nonnen ohne Mitgift aufzunehmen. „Bis ans Ende seines Lebens blieb er im Wege St. Cyrans, in derselben Zurückgezogenheit und in demselben Geiste des Gebets, welche seine größten Tugenden waren."

Auch Baudry de St. Gilles d'Asson, ein Edelmann aus Poitou, welchen das strenge Leben Hillerins und die Schrift Arnaulds gegen das häufige Communiciren für Port-Royal geworben hatten, warf seine Augen auf die Abtei des Barcos; er hoffte hier noch etwas mehr zu finden, als in Port-Royal; die Abhängigkeit

von einem Vorgesetzten auch in den kleinsten Dingen, welche Benedikt verordnete, schien seiner Sehnsucht nach einer noch größeren Vollkommenheit zu entsprechen. Fontaine sagt von ihm: „Er war der Trost Singlins durch die Reisen (zumal eine gefährliche nach Holland), die er unternahm; Arnaulds durch seine Werke (denn er hatte Theologie studirt, verstand das Griechische und war länger Arnaulds Genosse und Gehülfe in seinem Verstecke); er selbst schrieb kein Buch; Sacys Trost durch seine Unterredungen, denn es war unmöglich ihn zu kennen, ohne ihn zu lieben; der Trost der Nonnen durch seine Unterhandlungen, der seiner Freunde durch seine Gefälligkeiten. (Er besorgte besonders den Druck der Schriften, und wurde einmal von der pariser Polizei deshalb verfolgt und an zwei Markttagen austrompetet.) Endlich wage ich zu sagen, fährt Fontaine fort, er war die Freude der Engel durch seine Buße, welche er aufs Äußerste trieb. Man kann sagen, daß er sich, so groß und stark er war, dadurch selbst getödtet und in der Blüthe des Alters ganz aufgezehrt habe. Dies benahm aber seiner Liebenswürdigkeit und Heiterkeit nichts. Nie werde ich einen Antonstag vergessen können, an welchem er mit sechs Anderen, welche auch diesen Namen führten, mit Singlin, Rebours, Arnauld, Le-Maitre zusammen war. Nach einem frugalen Mahle machte er mit ihnen einen Spaziergang, nahm die deutsche (Quer-) Flöte, welche er bewundernswürdig blies, und spielte darauf mit so durchdringendem Tone die heiligen Gesänge, welche die Nonnen bei der Anbetung sprachen, daß Alles in und außer dem Kloster davon entzückt war."

Als seine besondere Aufgabe betrachtete er die Unterstützung der Wittwen, namentlich solcher, die untertreten wurden; daher nahm er sich auch mit eigener Gefahr der Nonnen von Port-Royal an, da sie um des Rechts und der Wahrheit willen verwittwet waren. Er hatte sich früher neben den Scheunen von Port-Royal d. Ch. ein Häuschen mit einem Strohdache gebaut, welches man das Palais St. Gilles nannte, und hier das Schreinerhandwerk gelernt, um dem Kloster etwas zu nützen. Seine Arbeitsamkeit, besonders in Verwaltung eines zu Port-Royal gehörigen Hofes und Entschlagung alles Eigenthums war so erprobt, als seine Enthaltsamkeit von Schlaf und Speisen. Er half der Herzogin von Longueville den Schaden, welchen sie durch den Krieg von

Sedan aus in dortiger Gegend angerichtet hatte, ausforschen und ersetzen.

Indeß glaubte Barcos, Port-Royal zu viel Rücksicht schuldig zu sein, als daß er dem Wunsche von St. Gilles entsprochen hätte. Er sah, daß er weder dem Kloster schade, noch sich selbst, indem er in der Nähe desselben bleibe. St. Gilles starb am 30. Dec. 1668. Sein Herz wurde in Port-Royal d. Ch. beigesetzt; Hamon sagte in der Inschrift, er habe den Adel der Geburt verachtet, um den wahren des Glaubens zu erlangen. — Hamon selbst, im Sehnen nach einem noch innerlicheren Leben, war im Begriff gewesen, mit des Touches sich zu Barcos zurückzuziehen, aber man verweigerte ihm in Port-Royal die Erlaubniß dazu.

Auch von Barcos hören wir weiter nichts mehr, ob er gleich erst 1676 (wohl nicht 1678), in einem Alter von 78 Jahren, starb. Er war in seinem Leiden voller Geduld und stumm; aus Schamhaftigkeit verbarg er sein Übel, so daß man es erst nach seinem Tode entdeckte. Er blieb nur an dem Tage, an dessen Abende er verschied, im Bette, so abgetödtet war er durch lange Buße; er wollte auch stehend vom Tode erfunden werden, wie sein Oheim. Ein Beweis, daß er mit Port-Royal in keinem näheren Verkehr mehr stand, ist dieses Schweigen unserer Quellen. Dennoch glaubte man sein Werk zerstören zu müssen und vertrieb alsbald Lancelot und die ihm anhänglichsten Mönche.

Singlin, Beichtvater.

An Barcos schließt sich als anderer Elisa St. Cyrans Singlin. Es heißt, Barcos habe alle seine Entscheidungen gebilligt. Er hielt auch die Worte Augustins fest: Laßt uns nicht kalt zum Beten und heiß zum Disputiren sein! Zu diesem war er auch nicht begabt, wie man überhaupt nicht glänzende Talente an ihm bewunderte, sondern seine große Innerlichkeit, seine Unerschütterlichkeit, sein ruhiges Urtheil, ja man glaubte, es erleuchte ihn ein übernatürliches Licht [1]). Er war nicht ein königlicher Priester, wie

1) Als nach dem Friedensschlusse mit Spanien der König eine Infantin heirathete, wurden die glänzendsten Feste zu ihrem Einzuge bereitet. Man fragte ihn, ob man ausgehen dürfe, um diese zu sehen; er antwortete: Ich werde Niemanden dazu veranlassen, dem Einen werde ich es erlauben, Andere werde ich davon abhalten.

St. Cyran, aber dieser erkannte in ihm den Beruf des Beichtvaters und hatte ihn als solchen Port-Royal vorgesetzt. Als solchem war ihm auch Arnauld wie ein Kind unterthan; die anderen Einsiedler um Port-Royal d. Ch. desgleichen, ob er gleich gewöhnlich in Paris war. Dugué de Bagnols sagte von sich, er erinnere sich nicht, daß er etwas aus eigenem Willen gethan hätte, seit er sich unter die Leitung Singlins begeben. Als derselbe schwer erkrankte, betete Singlin während des Meßopfers für ihn mit den Worten: Herr, er ist krank, den du lieb hast. Kurz vor seinem Tode wollte Bagnols mitten in seiner brennenden Hitze nicht trinken, ohne daß es Singlin erlaubt hätte, um nichts aus eigenem Willen zu thun. — Sacy, heißt es, ließ sich von ihm leiten wie eine junge Nonne. Singlin hatte Pascal und Pontchateau zu den Eroberungen St. Cyrans gefügt. Er selbst hatte aber auch eine seltene Lenksamkeit und Gelehrigkeit erwiesen. St. Cyran hatte gesagt, er habe noch Niemanden gekannt, der für die Aufnahme aller Wahrheiten offener und empfänglicher gewesen wäre. Er habe sie schon im Herzen, ohne es zu wissen. Er sei wie ein Zündholz, man dürfe ihn nur dem Feuer nahe bringen.

Nachdem Singlin 20 Jahre Beichtvater von Port-Royal gewesen war, machte ihn Retz 1656 zum Superior beider Häuser und heimlich zum Großvicar davon, damit er unmittelbar nur unter ihm stände.

Allein so sehr er sich auch in seinen Predigten mäßigte, mit 1662 brach das Unglück Schlag auf Schlag über ihn herein. Der Verbannung nach Quimper entging er nur, indem er sich mi- Sacy, Akakia, Fontaine und Fossé in der Vorstadt St. Marceau bei einer Wittwe Vitart verbarg. „Dieser Schmerzensmann, sagt Fontaine, von seinem Port-Royal, dessen Vater er war, getrennt, vernimmt den Tod der Mutter Angelica. Sechs Tage darauf sieht er seinen intimen Freund, welcher 20 Jahre durch die heiligste Liebe mit ihm verbunden, mit ihm Beichtvater Port-Royals gewesen war, Rebours in seinen Armen sterben. Sechs Tage darauf stirbt der junge, ergebene Schwiegersohn der Wittwe Vitart." — „So groß aber dieser Schmerz war, heißt es, so war er doch gering im Vergleich mit der tödtlichen Noth, worin sein Herz über dem Verlangen der Unterschrift kam. Er sah, wie die Gewissen seiner geistigen Töchter hin und her gezerrt wurden.

Sein Herz war durchbohrt beim Anblicke des inneren Kriegs unter den Dienern Gottes, welche, in ganz entgegengesetzte Ansichten sich theilend, jeder die seinige mit Heftigkeit vertheidigten." Um Port-Royal zu retten, neigte er sich jetzt, wenigstens in Betreff der Nonnen, sehr zur Nachgiebigkeit; er wollte, sie sollten ohne Vorbehalt in Betreff des Inhalts unterzeichnen, aber mit dem ausdrücklichen Beisatze, es geschehe nur aus bloßem Gehorsam, nicht aus eigener Überzeugung oder Glauben. — Es ist sehr zu bezweifeln, ob sich die Verfolger damit zufrieden gegeben hätten. Aber auch die Freunde selbst konnte er durch solche Vermittlungsvorschläge nicht vereinigen. „Sie waren, heißt es, ihm, so hoch ihr Geist und zum Theil ihr Stand war, unterthan, als ihrem Beichtvater im Geiste des Glaubens. Dieser Glaube blieb jedoch ein aufgeklärter; denn in den öffentlichen Angelegenheiten, wo die Ansichten des Beichtvaters nicht immer die wahrsten und die dem Bedürfniß der Kirche am meisten entsprechenden waren, war der Gehorsam nicht blind. Man stellte es ihm mit Freimuth vor, wo seine Ansichten mangelhaft waren, und handelte anders, unbeschadet des ehrfurchtsvollen Vertrauens für die persönliche Gewissensleitung." — Allein natürlich ließ sich da nicht so streng scheiden. Seine gerühmte Discretion machte an Andere manchmal übertriebene Ansprüche; er wollte z. B. Pascal nicht ganz ins Vertrauen ziehen, war empfindlich auf Arnauld [1]), eben weil er seinen Einfluß

1) Ein leidiger Beweis, wie gereizt der Ton zwischen beiden, besonders bei den Vermittlungsversuchen des Bischofs von Commenges, wurde, ist der Brief Arnaulds vom 2. Januar 1664. Arnauld klagt, daß Singlin ihm wohl von den 500 Anmerkungen, welche Barcos gegen ihn gemacht hatte, geschrieben, sie ihm aber nicht mitgetheilt habe. „Ich fange an zu glauben, daß man es auch diesmal halten wird wie mit einer gewissen Replik, worüber man uns erklärte, wir würden sie nicht zu sehen bekommen, weil wir nicht genug Unterwürfigkeit hätten; man wird wohl damit zufrieden sein, ohne Störung sich der einmal gefaßten Überzeugung zu freuen, daß ich wohl widerlegt sei. Das bezeugt mir auch Singlin deutlich in seinem langen Briefe. Er hat mir dieses Benehmen als eine große Mäßigung darstellen wollen. Ich weiß nicht, ob alle Welt gleichermaßen urtheilen wird und ob man nicht dieses Betragen für sehr bequem für Diejenigen, welche tadeln, Denen aber, welche getadelt werden, für sehr wenig vortheilhaft halten wird. Denn damit versetzt man sie in die Unmöglichkeit zu antworten, während die Tadler bei ihren Freunden ungestört den Ruhm genießen, gut widerlegt zu haben; wie denn Singlin mir gehörig dargelegt hat, daß er in Betreff meiner Schrift dieser Meinung sei, da er mir in seinem langen Briefe sagt, er habe aus diesen (500) Anmerkungen gesehen, „daß es Niemand gebe, der in seinen Raisonnements, oder in den Thatsachen, die er anführe, unfehlbar wäre." — Letzteres war von Singlin offenbar gegen Arnauld gemeint.

schwinden sah. Die großen Schwierigkeiten einer mündlichen Verständigung erzeugten Misverständnisse, welche schriftlich nicht so leicht zu lösen waren. Seine Ansicht über die Unterschrift und das zu beobachtende Verhalten scheint nicht sehr klar und so ziemlich mit den schönen, aber unpraktischen Ansichten von Lancelot und Barcos übereinstimmend gewesen zu sein. — Singlin mußte sich nicht nur aus seinem Wirkungskreise vertrieben, sondern auch seine Suffisance (um uns eines Ausdrucks von Port-Royal zu bedienen) zu Ende gehend fühlen. Aber daß gerade die scholastische Distinction die Oberhand gewann, mußte dem Schüler und Nachfolger St. Cyrans das Schmerzlichste sein. — Da sein Beruf zu Ende war, mußte er sich nach der Auflösung sehnen. Er betrachtete sich tanquam vas perditum, als einen Menschen, den Gott von seinem Berufe vertrieben habe, weil er ganz untauglich dazu sei. Als die Herzogin von Longueville, welche in einer Krankheit sich dem Tode nahe glaubte, ihn rief, um sich darauf vorzubereiten, sprach er: Ich empfehle Ihnen eine rechte Unterwerfung unter den Willen Gottes, einen rechten Gehorsam gegen seine Befehle. Ich, der ich nicht mehr lange zu leben gedenke, wollte für meine Person keine bessere Vorbereitung. Sie wissen, wie ich in meinen besten Absichten durchkreuzt worden bin; Sie sehen den gewaltsamen Zustand, worin ich mich befinde; ich bin genöthigt, von allen möglichen Creaturen abzuhängen, von vernünftigen und unvernünftigen, von guten und bösen. Ich gestehe, daß dieser Zustand mir manchmal schmerzlich wäre, wenn ich nicht in den Menschen Gott ansähe, der da will, das wir jeden Augenblick ihm in ihnen gehorchen. Fontaine erzählt, er habe Singlin, in der Angst der Wahrheit auf irgend eine Weise zu schaden, öfters einen wahren Todtenkampf kämpfen sehen; son ame engraissée de souffrances heißt es. — Wie oft, fährt Fontaine fort, wiederholte er die Worte des Apostels: Ihr habt gehört, wie groß die Geduld Hiobs war und ihr habt das Ende des Herrn gesehen. (Jak. 5, 11). Die Wahrheit sprach er, geht viel weiter, als das Vorbild. Hiob, das Vorbild Christi, wurde betrübt, um der Welt ein Muster der Geduld zu geben; aber seine Übel verwandelten sich in Glück, während Christus in den Martern gestorben ist. — So war er gefaßt auch zu sterben, ehe die Verfolgung ein Ende genommen. Dazu kam, um sein Leben zu

untergraben, „seine unersättliche Begierde nach Büßung", besonders die Fastenzeit über.

Man brachte ihn am Charfreitage in einem bedauernswürdigen Zustande ins Haus zurück. Die Ärzte machten nichts aus dem leichten Fieber. Bald darauf, am 17. April 1664, starb er in Fontaines Armen ohne Todeskampf [1]). Er wurde heimlich von seinem Pfarrer, dem von St. Medard, nach Port-Royal gebracht. Die Nonnen empfingen ihn versammelt in der Kirche, als einen triumphirend aus dem Exil zurückkehrenden, oder, wie ein Anderes sagt, in einer Stimmung, wie das Volk von Konstantinopel, als man den Leichnam von St. Chrysostomus brachte. So wurde er in der Mitte seiner Heerde beigesetzt [2]).

Hamon setzte zu seinem Herzen [3]) die Inschrift: „Es war von Gott erfüllt, fruchtbar ihm Heilige zu zeugen. So wird dieser Hochzeitgehülfe des Bräutigams, begleitet von den Bräuten, für welche er eine Liebe der Eifersucht, göttlicher Eifersucht hatte, sich darstellen dem Bräutigam, wenn er erscheinen wird, wenn es nur noch Eine Braut geben wird, wie er der Eine Bräutigam ist." — Singlin hatte sich früher umsonst dagegen erklärt, daß einem Todten das Herz ausgeschnitten werde, um es an einem besonderen Orte aufzubewahren, es sei zu sinnliche Liebe, man solle seine Hände nicht mit Blut beflecken.

Racine sagt in den Bemerkungen, die er aus dem Munde Nicoles hatte: „Sacy war gegen Niemanden in der Welt nachgiebig, als gegen Singlin, der wirklich durch seinen geraden Sinn und guten Verstand ein bewundernswürdiger Mann war. Dieser

1) Fontaine und Fossé bewohnten dasselbe Zimmer, wachten bei ihm, indem sie sich ablösten, und doch erzählen sie den rührenden Auftritt, wie Fräulein de Vertus mit Thränen und Küssen den Leichnam ihres geistigen Vaters segnete, widersprechend; nach dem Einen kam sie auf die Nachricht von seinem Tode, nach dem Anderen war sie beim Eintreten von diesem unerwarteten Ereigniß sehr betreten.

2) Nur der trockene Zettel seiner Predigten ist gegeben in Instructions Chrétiennes sur les mystères de notre seigneur, et les principales fêtes de l'année in 8° 5 Bände 1671—73, u. in 12, 1763; abgekürzt in 6 Bänden 1757.

3) Welches in der Reliquienkapelle beigesetzt wurde; ich sah dasselbe in der dasselbe schützenden Blechkapsel in Paris vor einigen Jahren in der Sammlung eines greisen Gelehrten, Herrn Villenave, der es von der Familie Fossé erhalten hatte.

hatte wieder große Rücksichten für M. de St. Cyran (Barcos), welcher sein Beichtvater war, einen Mann, rein in seinem Leben und von großem Wissen, der aber oft ganz besondere Meinungen hatte und immer sehr an seiner Ansicht festhielt. — Eines Tages unter Anderem wollte er beharrlich, um Jansen zu vertheidigen, solle man behaupten, da dieser Schriftsteller Augustin Schritt für Schritt gefolgt, und nur der Geschichtschreiber seiner Lehre sei, so sei es ihm unmöglich gewesen, sich davon zu entfernen. Arnauld setzte eine Schrift auf, worin er diese Meinung von Grund umstürzte, das heißt, worin er zeigte, daß diese Vertheidigung komisch gefunden würde; denn es sei nicht unmöglich, daß Jansen einen Sinn für den anderen genommen und sich getäuscht habe, wie der Pabst und die Bischöfe behaupten. M. de St. Cyran setzte eine Antwort auf, worin er diese Demonstrationen als bloße Difficultäten behandelte, welche nicht verhindern dürften, daß man sich seiner Ansicht unterwerfe. Pascal hob die Verlegenheit auf; er nahm den Aufsatz von St. Cyran, ging zu Singlin und sagte ihm, nie solle er diesen Aufsatz, den er als lächerlich behandelte, zurückgeben. Pascal war geachtet, weil er stark sprach, und Singlin ergab sich, sobald man zu ihm mit Nachdruck sprach."

Pascal, Verfechter der fünf Sätze.

Während der Angelegenheit Arnaulds bei der Sorbonne hatte ein Mann wie ein Gideon sich auf die Feinde geworfen, welchen St. Cyran noch nicht gekannt hatte, Pascal. Die Pfeile seiner Provinzialbriefe hatten bis in die entferntesten Provinzen die Führer des Angriffs, die Jesuiten, in Verwirrung gebracht. Dieselben Provinzialversammlungen von Geistlichen, welche gegen die fünf Sätze Maßregeln nahmen, rügten nun die erschlaffte Moral, und so war das Gleichgewicht gewissermaßen wieder hergestellt. Alle Interessen, welche sich durch die Jesuiten verletzt fühlten, hatten sich auf dies Signal erhoben. Allein während sie in den entfernteren Landestheilen noch ihre Stellungen zu vertheidigen hatten, konnten sie in Paris schon wieder daran denken, einen entscheidenden Schlag gegen Port-Royal zu führen. Es fragte sich nun also, ob vielleicht er in dieser Noth der Anführer, der Dictator der Jansenisten sein sollte. Wir haben gesehen, wie Barcos und Singlin umsonst ihre Ansicht geltend zu machen gesucht hatten. Pascal war durch

seine Krankheit gelähmt; aber seine Wahl war getroffen, seine Überzeugung stand fest, während noch lange Tausende auf sein Wort in den Provinzialbriefen hin glaubten, es sei hier kein Streit um Theologie, sondern unter Theologen, also um bloße Persönlichkeiten, war Pascal zu der festen Einsicht gelangt, der Pabst habe bei seiner Verdammung der fünf Sätze Jansens nicht dessen Buch falsch verstanden, sondern er habe die Wahrheit, das wahre Dogma der Apostel, der alten Kirche Augustins, verdammt. Diese Überzeugung sprach er aus, als die Großvicare, welche anstatt des flüchtigen Cardinals Retz das Erzbisthum Paris regierten, sich durch Arnauld ihr Mandement machen ließen, worin nur für die Entscheidung des Pabstes im Glaubenspunkte, also für die Verdammung der fünf Sätze die Unterschrift verlangt wurde. Obgleich der Pabst diese als Sätze Jansens verdammt hatte, so wollten die Großvicare doch von dieser Persönlichkeit absehen. Auf die dringenden Vorstellungen Arnaulds hatten die Nonnen von Port-Royal mit bebendem Gewissen unterschrieben, die Schwester Pascals in Port-Royal aber war dem inneren Kampfe unterlegen.

Pascal schmerzte es „sich so zwischen Gott und dem Pabste zu sehen." Er sagte: „Jansens Lehre ist die von der „wirksamen Gnade", das heißt, daß das neue Leben, welches uns zu wahren Christen macht, Gottes freies, unwiderstehliches Werk in uns ist. Der Pabst aber verdammt in einer amtlichen Akte Jansens Buch; mag er nun auch nicht die Absicht haben, die wirksame Gnade zu verdammen, so kann man sein Breve doch nicht unterschreiben, ohne sich zu dieser Verdammung ausdrücklich zu bekennen." Um des guten Sinnes, den sie auch hätten, wollte er die fünf Sätze fort und fort vertheidigt wissen. — Arnauld und Nicole antworteten, dies hieße ja den Pabst und die Bischöfe gröblich beleidigen, wenn man Veranlassung gebe, sie anzuklagen, als hätten sie die wirksame Gnade verdammt. Dieser Lehre selbst aber könnte man auf keine Weise so sehr schaden, als wenn man zum Glauben veranlaßte, sie werde nur noch von einem kleinen Häuflein vertheidigt und von den meisten Bischöfen aufgegeben. — Als aber Pascal, dem nichts über Wahrheit und Wahrhaftigkeit in Religionssachen ging, auf seiner Ansicht beharrte, erwiderte Arnauld, wenn man die Gnadenlehre auf die von Pascal verlangte Weise

sicher stellen wollte, so würden die Feinde sie ausdrücklich verdammen. — Damit ließ Arnauld wohl seines Herzens Meinung schauen. — Pascal aber, der doppelt verdammlich gewesen wäre, hätte er der Lehre, daß der Zweck die Mittel heilige, gehuldigt, antwortete: Da werden sie doch dreimal zusehen, bis sie die Lehre ausdrücklich verdammen, und wenn sie es thun, so wird es ihr, nicht unser Fehler sein! — So blieb er bei seiner Ansicht, zugleich machte er kein Geheimniß daraus, daß Arnauld zu solchen Auswegen sich herbeilasse, um Port-Royal zu erhalten, das er der Kirche für nützlich halte. Er nannte dieses Verfahren Erschlaffung (relachement), mit welchem Worte man in Port-Royal die Moral der Jesuiten charakterisirte. Jedoch erlaubte auch er den Nonnen die Unterschrift der Verdammung der fünf Sätze aus Jansen, wenn sie nur den Sinn Jansens und die wirksame Gnade ausdrücklich von der Verdammung ausnähmen.

Es wurde noch das letzte Mittel der mündlichen Verständigung versucht. Beide Ansichten wurden entwickelt; als Pascal die Anwesenden der von Arnauld und Nicole zufallen sah, fühlte der Kranke einen solchen Schmerz, daß ihm übel wurde und er Sprache und Bewußtsein verlor. Als er sich wieder erholt hatte, fragte ihn seine Schwester Perier, welche dies selbst erzählt, was diese Ohnmacht veranlaßt habe? Er erwiderte: Als ich die Männer sah, die ich als Diejenigen betrachte, welche Gott die Wahrheit hat erkennen lassen und welche ihre berufenen Vertheidiger sind, als ich sah, wie sie schwankend geworden sind, da ward ich, ich gestehe es, so von Schmerz ergriffen, daß ich ihn nicht mehr aushalten konnte, sondern erliegen mußte. — Indeß besuchte ihn Arnauld noch wiederholt in seiner letzten Krankheit. Dem Beichtvater der Nonnen, Ste. Marthe, welcher Pascal selbst eine Vorstellung wegen Nachgiebigkeit in Betreff der Nonnen gemacht hatte [1]), legte er die Beichte ab.

Merkwürdig ist das Wort Racines über diese Meinungsverschiedenheiten: „Arnauld schlug durch einen Aufsatz Pascals Ansicht zu Boden; denn Pascal war klein vor Arnauld." — Welch ein Mann, ruft La-Harpe, vor welchem Pascal klein war! — Und doch haben wir darin das Urtheil Port-Royals, das Angelicas von St. Johann vielleicht ausgenommen.

1) Siehe meine Biographie Pascals, Seite 375 u. s. w.

Arnaulds Unterscheidung von fait und droit.

Wir müssen zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß nicht minder innere, als äußere Gründe und seine natürliche Disputationsgabe Arnauld zu der Aufrechthaltung der Unterscheidung des Factums und der Glaubensnorm bewog. Die Männer von Port-Royal, wie die Nonnen, wollten Katholiken sein und bleiben; denn das Wesen des Katholicismus hatte sich ihrem innersten Wesen fest eingeprägt. Sie gehörten allerdings früheren Jahrhunderten der katholischen Kirche an; und mit dem nämlichen Rechte, womit die römisch-katholische Kirche des 17. Jahrhunderts mit jener früheren Zeit Eins sein wollte, mit demselben konnte auch Port-Royal verlangen, innerhalb der katholischen Kirche dieses Jahrhunderts zu bleiben. — Die Gegner, namentlich Dumas, erinnern immer daran, daß die Jansenisten zuerst die fünf Sätze in Rom vertheidigten; auch nachher in der Schrift mit den drei Kolonnen, welche dem Pabste übergeben wurde, unterschieden sie den ketzerischen Sinn, der den fünf Sätzen gegeben werden könne, von dem orthodoxen, augustinischen. Dieser sei in dem Werke Jansens enthalten. Indem man nun, mit Hülfe der Unterscheidung des Factums und einer verklausulirten Unterschrift, diesen orthodoxen Sinn Augustins und Jansens zu retten suchte, glaubte man alle Pflichten gegen Pabst und Jansen, gegen die Kirche des Alterthums und gegen die der Gegenwart zu erfüllen, seinen katholischen Glauben, aber einen „aufgeklärten Glauben", zu bezeugen, seine Liebe zur Wahrheit und zum Frieden. Arnauld schreibt an den Bischof von St. Brieu, die meisten Ketzereien seien daher gekommen, daß deren Urheber die scheinbaren Widersprüche der Mysterien weder begreifen, noch in Demuth sich darein ergeben konnten. So scheinen sich auch die wirksame Gnade und die menschliche Freiheit, die Entscheidung des Pabstes und die Lehre der Väter darüber auszuschließen. Man falle von der kirchlichen Wahrheit ab, indem man sich ausschließlich an das Eine halte, das Eine dem Andern entgegenstelle; man müsse gläubig Beides annehmen. Man habe sich oft genug erklärt, welcher Überzeugung man sei, man begehe also mit der restringirten Unterschrift der Verdammungsformel keinen Betrug; denn die Gegner wissen wohl, welcher Ansicht

man sei. — Nicht Mysticismus im Sinne des Mittelalters und der neueren Zeit, aber entschieden den Sinn für das Mysterium im Sinne des dritten, vierten Jahrhunderts finden wir in Port-Royal. — Indeß wollte Arnauld sein ganzes Verhalten auf einen major, auf eine feststehende Wahrheit gegründet wissen. Die Verdammung der fünf Sätze, als der Lehre Jansens, könne man nur dann leisten, wenn feststehe, der Pabst sei untrüglich auch in Entscheidung eines Factums. Das behaupten aber nicht einmal Diejenigen, welche die Unterschrift verlangen, nicht einmal Rom. — Diese blieben beim Praktischen, die Kirche könnte nicht bestehen, wenn sie nicht dies Recht hätte, die Urheber von Ketzereien namhaft zu machen, also habe sie dieses Recht.

Wir hören Arnauld in folgenden beiden Briefen seine Ansicht nicht nur gegen entgegengesetzte Überzeugungen aussprechen, sondern lernen ihn und sein Herz kennen. An die Mutter Angelica von St. Johann schreibt er im November 1661: „Nachdem ich Gott darüber gelobt, daß er euch den Entschluß hat fassen lassen, lieber Alles zu dulden, als eure Pflicht gegen die Wahrheit zu vergessen, muß ich mich auch noch aussprechen, daß ihr mir dabei zwei Dinge berücksichtigen zu müssen scheinet. Einestheils, daß ihr euer Gewissen mit keiner Lüge verletzen sollt; andererseits, daß ihr, ohne Beeinträchtigung eures Gewissens, das thut, was der Kirche und der Wahrheit am vortheilhaftesten ist, und nicht gerade das, was als das Edelste erscheinen möchte. Mein Gedanke ist, daß es der Wahrheit vortheilhaft sei, daß die Nachwelt hinreichende Zeugen habe, daß es in diesem Jahrhundert Mehrere gegeben habe, welche nicht in die Verdammung Jansens eingestimmt haben; daß aber dieser Vortheil viel verlieren würde, wenn es sich fände, daß Alle, welche sich dieser Verdammung widersetzt hätten, durch die Kirche unterdrückt und verdammt worden wären; daher solle man die fünf Sätze verdammen, aber Jansen und seine Lehre durch eine beigefügte Erklärung sicher stellen."

In demselben Jahre unterschrieb der bis dahin Port-Royal sehr anhängliche Geistliche du Hamel (s. Beilage VIII.), ohne Jansen und seine Lehre davon auszunehmen, die Verdammungsformel der 5 Sätze. Arnauld schreibt bei dieser Gelegenheit: „Die Briefe du Hamels

haben mich recht zum Mitleiden gegen ihn gestimmt. Die blinde Unterthänigkeit, welche er gegen Alles, was vom Pabste und von den Bischöfen kommt, zu haben erklärt, ist eine klägliche Verfassung, um der Kirche in dieser Zeit zu dienen. Er macht einen Misbrauch von dem: „Wer mit dem Stuhle Petri verbunden ist, ist mein", indem er nicht sieht, daß nicht Alles, was der auf diesem Stuhle Sitzende thut, von diesem Stuhle ausgeht, und daß man um so mehr damit verbunden ist, je weniger man das billigt, was die Petri Stelle Einnehmenden gegen seinen Geist thun. Aber das ist die Frömmigkeit der Zeit, Alles für gut zu halten, was von dort kommt, mag es auch noch so sehr gegen die Gerechtigkeit und das Gesetz sein. Gott bewahre uns vor diesem Gehorsam. Meine ganze Hoffnung in Betreff meines Freundes ist, daß Gott die Einfalt seines Herzens werde angesehen haben. Denn ich gehöre nicht zu Denen, welche ihm Gedanken des Interesses und das Verlangen, in seine Stelle wieder eingesetzt zu werden, zuschreiben. Ich schreibe seinen Fall allein dem Mangel an Erleuchtung in der Materie der Gnade zu, welcher ihn die Lehre der Kirche verdammen läßt, während er nur die von Jansen zu verdammen meint, was ein erschrecklicher Irrthum ist in Verbindung mit der falschen Idee, welche er längst über den Gehorsam hegt, welchen man den geistlichen Oberen schuldig ist. Dies verhindert aber nicht, daß ich nicht immer noch eine herzliche, treue Liebe zu ihm habe, ob ich gleich einsehe, daß seine Schwachheit ihn vielleicht bewegen könnte, sogar meine Ausstoßung zu unterschreiben. Aber auch dann würde ich ihn nichts desto weniger lieben und würde nur das menschliche Elend beklagen."

Arnauld schreibt 1657: „Man darf sich nicht so bestimmt erklären, daß man sich bei Gefährdung der augustinischen Lehre schweigend verhalten werde; denn wenn etwas den Lauf der Decrete aufhalten kann und den Nachtheil verhindern, welchen die Lehre Augustins indirect davon leidet, so ist es die Furcht, welche sie in Rom haben, man werde sich widersetzen und ihre Autorität werde in Gefahr kommen. Indem man so gar bedächtig auftrete, gebe man sich das Ansehen, als hätte man gar keine schlagenden Gründe für sich." Als nun 1661 die Verfolgung ausbrach und Einige Mittel und Wege vorschlugen, dem Übel ihrerseits zuvorzukommen, schrieb Arnauld: „Man ist gegen uns zu übel gestimmt,

wird uns jeden unserer Schritte übel ausdeuten; daher glaube ich, daß wir uns jetzt nur in der Defensive zu halten haben, ohne uns näher zu erklären. Ist das Wetter vorüber, dann wird man die Lehre von der Gnade mit mehr Freiheit entwickeln können. Indeß halte ich für gut, uns ein wenig zurückzuhalten auf dem uneinnehmbaren Posten der Vertheidigung Jansens, und diesen recht zu behaupten, ohne sich niederschlagen zu lassen durch den leeren Schrecken so vieler Autoritäten, welche doch gegen die Wahrheit nichts vermögen." — Wer sich bewußt ist, nicht auch ähnliche Widersprüche in sich zu tragen, der werfe kühn den ersten Stein auf Arnauld. Es ist der nie geschlichtete Streit des Glaubens und des Zweifels.

Nach unläugbaren anfänglichen Schwankungen der Überzeugung (Beilage IX.) stellt Arnauld dem römischen auch eine Art Katholicismus entgegen. Er blieb unbeugsamer als die Kirche bei seiner Formel, bei der Unterscheidung von Factum und Glaubensnorm, während 40 Jahre langer, mehr oder minder strenger Verfolgung; er suchte unter derselben alle Anhänger Augustins zu vereinigen, ohne gerade die Gewissen zu untertreten. Wie ganz anders steht er da, als gar viele bis dahin unerschütterliche Männer! Das Mandement der pariser Großvicare sollte eben ein Panier sein, um unter seine beliebte Unterscheidung Alle zu sammeln. Der jansenistische Attikus, le Roi, Abt von Haute-Fontaine, warnt ihn davor: „Wenn Sie die Leute zur Unterschrift desselben bewegen, so ist zu fürchten, daß Sie alles das Gute, was Sie gethan, in einem Augenblicke zerstören, unglaubliches Übel stiften, das nie wieder gut zu machen sein wird. Ich beschwöre Sie daher, indem ich mich im Geiste zu Ihren Füßen werfe, das Herz voller Thränen, ich beschwöre Sie, beten Sie noch einmal fleißig über diese Angelegenheit." — Nach einiger Zeit unterzeichnete le Roi, ohne Vorbehalt Jansens und seiner Lehre. — Sobald die Noth einbrach, fanden sich Männer genug, welche sagten, man könne ohne Zusatz die Verdammung der fünf Sätze Jansens unterschreiben; denn es verstehe sich von selbst, daß die Unterschrift nur für die Glaubensnorm wirkliche Überzeugung ausdrücke, für das Factum nur eine Bezeugung der Achtung und Unterthänigkeit, welche nur dazu verpflichte, dem Pabste und den Bischöfen nicht öffentlich zu widersprechen. Dabei sagten sie, sie

glauben nicht, daß der verdammte Sinn der fünf Sätze sich in Jansen finde; „so daß nach ihnen Diejenigen, welche glauben, daß diese Sätze in Jansen seien, und Die, so es nicht glauben, in Betreff der Unterschrift des Formulars sich ganz übereinstimmend finden werden", sagt Dumas. Zu diesen gehörte auch der Sorbonnist Ste. Beuve. Des Lions schreibt 1661: „Thomassin, Bourzeis, Ste. Beuve erfinden jeder Gründe nach seinem Sinne, um glauben zu machen, man müsse unterzeichnen aus bloßem Gehorsam. Jeder macht sich ein eigenes Gewissen, um zu unterschreiben, oder um nicht zu unterschreiben; man versteht sich in der Verwirrung nicht mehr. Ste. Beuve sagt, die fünf Sätze seien in Jansen, aber nicht in ketzerischem Sinne; Letzteres verschweigt er bei Hof." — Schon 1657 war das Signal zur Verwirrung durch den feinen Rathschlag gegeben worden, Jeder solle das Formular der Verdammung mit einer besonderen Modification unterschreiben, damit man sich nicht das Ansehen einer Partei gebe. — Schon damals hatte des Lions sich abstrahirt, Port-Royal werde unterzeichnen, aber sich so lange als möglich das Ansehen geben, als werde man es nicht thun. Den im Leben Pascals mitgetheilten Spottversen (Seite 195. 196) fügen wir noch folgende bei:

Signer, ne signer pas-tout cela m'est égal;
Le Jansenisme n'étant rien,
Il est aussi certain que ce n'est pas un mal,
Comme il est assuré que ce n'est pas un bien.

C'est bien injustement
Que l'on blame la signature;
Sans elle on n'entre pas dans la clericature
Et l'on peut dire assurement
Qu'elle est la seconde tonsure
Et le huitième sacrement.

D'une crime qui plait à Rome
On a facilement pardon.

Die Ausdauer Arnaulds, welche nie wankend wurde, seine naive Ehrlichkeit, welche mit seiner theologisch-advocatischen Disputirfertigkeit unzertrennlich verbunden war, lassen uns keinen Zweifel darüber, daß auch er nach bester Überzeugung handelte. Er trat als Dictator für die äußeren Angelegenheiten in einen Theil von St. Cyrans Erbschaft ein, aber eben dadurch ist der

Janſenismus etwas Anderes geworden. St. Cyran, ſo lehrhaftig er war, war zugleich ein königlicher und prieſterlicher Mann. Er war ſich deſſen bewußt, daß, wie Chriſtus in ſich die drei Ämter vereinigte, der Diener der Kirche auch dieſen dreifachen Charakter an ſich, in ſich tragen muß [1]). Prieſterliches hatte Arnauld nichts; er lenkte und herrſchte wie ein Parteihaupt, nicht wie ein König; er war lehrhaftig, aber voller logiſcher Feinheiten und mit Gelehrſamkeit beladen. Er war und blieb der Doctor, man mochte ihn aus der Sorbonne ausſchließen oder nicht. Es iſt unglaublich, wie verſchieden ſeine Briefe von denen St. Cyrans ſind, wie wenige Goldkörner ſich in den neun ſtarken Bänden der Sammlung ſeiner Briefe [2]) finden, wie wenig Sententiöſes, wie wenig, womit eine Seele ſich nähren, ſtärken, verklären, wie wenig, was ein Gewiſſen ergreifen, beunruhigen, beruhigen kann. Was die Fertigkeit, Klarheit, Präciſion der Sprache betrifft, iſt allerdings ein Rieſenſchritt geſchehen ſeit St. Cyrans Galimatias, wie die Jeſuiten ſeinen Styl nicht ganz mit Unrecht nannten.

Von dieſer Zeit an treffen wir unzertrennlich von Arnauld Nicole, welcher auch auf der Schwelle zwiſchen der ſcholaſtiſchen Sorbonne und der modernen Schriftſtellerwelt ſteht. Doch er gehört in einen ſpäteren Abſchnitt, da er jetzt ſein eigenes Weſen noch weniger ausgebildet und ſich noch nicht ſelbſtſtändig gemacht hat.

Bei Port-Royal d. Ch. zurückgebliebene Einſiedler.

Die „Bürger der Wüſte" waren durch die momentane Verfolgung 1656 zerſprengt worden, aber bald kehrten ſie in die Umgebung von Port-Royal d. Ch. zurück, d'Andilly voran, von welchem man ſagte, er habe in der Vertheidigung „ſeiner Wüſte" feſter ausgehalten, als die tapferſten Kommandanten in Behauptung der ihnen anvertrauten Feſtungen. Anders war die 1661

1) Daß die proteſtantiſche Geiſtlichkeit, je mehr ſie deſſen vergißt, zum Stande, und vielleicht mancher Orten unter den Stand der Schullehrer herunterſinken muß, liegt am Tage.

2) Ich beſitze nur dieſe Ausgabe, Lettres de M. Antoine Arnauld, Dr. de Sorbonne. Nancy 1728 in 12. Dieſe neun ſtarken Bände enthalten nicht alle Briefe, die ſich in der lauſanner Geſammtausgabe von Arnaulds Werken finden. Jedoch habe ich auch die meiſten der hier neu mitgetheilten geleſen.

ausbrechende Verfolgung und Zerstreuung; d'Andilly wich erst 1664, außer ihm blieben nur einige, weniger Bekannte in verschiedenen geringen Diensten; diese Umgestaltungen geistlicher und adelicher Männer in Tagelöhner, waren die Vermummungen, die Maskenscherze Port-Royals, sie selbst wahre Momiers. In dem Meierhofe (granches), 10 Minuten über Port-Royal d. Ch., wohnten der Meier Duchemin, Bouilli, La-Riviere, La-Petitiere, Girouſt, des Landres.

Duchemin war eigentlich nur unter dem Namen Karl Christ, oder Karl bekannt, sein Name und Stand wurden erst nach seinem Tode entdeckt. Er war Priester in der Picardie gewesen; nie sagte er, welches Ereigniß ihn einmal besonders erschütterte, so daß er in Paris einen Gewissensrath suchte; erst nachdem Singlin ihn einige Monate hatte warten lassen, übernahm er seine Berathung. Er hat, von demselben nach Port-Royal gewiesen, 37 Jahre, während welcher er nur einmal, nach dem Tode seines Vaters, sich kurz entfernte, als Meier oder Gutsverwalter unermüdlich gearbeitet und den Stand des Hofes sehr gehoben. Er griff selbst scharf an, führte die Dienstboten an, verband selbst das kranke Vieh und beschlug die Pferde. Dabei benutzte er jeden freien Augenblick zur Lectüre, welche er stets bei sich trug. Da er wenig sprach, hielten ihn die Leute für einfältig, das gab ihm Gelegenheit auch Geringschätzung geduldig zu ertragen. An Ostern 1687 wurde er bei Gelegenheit einer Predigt von einem großen Verlangen nach der Seligkeit ergriffen, er bat Gott um Erlösung; denselben Abend ergriff ihn ein Schauer und so gab er Gott acht Tage darauf, in derselben Stunde, worin er Gott seine Sehnsucht vorgetragen hatte, seine Seele heim.

Bouilli, früher Domherr von Abbeville, zog sich jung in die Einsamkeit und baute den Garten, in welcher Arbeit er der Lehrer Pontchateaus war, und legte selbst den Weinberg hier an. Auf diese Weise lebte er über 20 Jahre bei Port-Royal d. Ch. Man bemerkte, daß er sein ganzes Leben über sehr erschüttert war von der Furcht vor den Gerichten Gottes, daß er aber während seiner letzten Tage von einem erstaunlichen Frieden und Ruhe erfüllt war.

De la Riviere, früher Soldat, Cousin des Herzogs von St. Simon, übergetretener Protestant, war Forstwart des Klosters;

er lebte aber wie ein Anachoret in diesem Dienste, seine Härte gegen Kälte und Entbehrung wurde selbst in Port-Royal bewundert. Er lernte das Ebräische und Griechische, um die Schrift in der Grundsprache zu lesen, das Italienische, das Spanische, besonders wegen St. Therese. Zugleich sah er das Erlernen der Sprachen als eine ascetische Übung für den Geist an. Er starb im Frühjahre 1668, als der Tod eine Reihe dieser Männer heimforderte, so daß nur Einer übrig blieb. Er war der Erste derselben, Bouilli erlag in Folge seiner Pflege; ihnen folgte des Landres, ein Adelicher aus Poitou, welcher als geistiger Sohn des Pfarrers Guillebert mit Pascal zu Einer Familie von Bekehrten gehörte. Schon 20 Jahre alt ging er nach Port-Royal, war Forstwart, Schlosser und Krankenpfleger der Armen. Er starb 37 Jahre alt.

Endlich konnte ja das Handwerk in Port-Royal nicht fehlen, welches den Feinden so viel zu spotten gab.

De la Petitiere, Ritter von St. Michael, von der Leibgarde Richelieus, galt für einen der Bravsten, oder wie man sich in Port-Royal sagte, für den bravsten Degen in Frankreich. Er bekam Streit mit einem Verwandten des Cardinals und forderte ihn; acht Tage hielt er stets ein gesatteltes Pferd, um sogleich zum Zweikampf fertig zu sein. Er verwundet seinen Gegner auf den Tod, rennt sich aber in der Wuth in dessen Degen, der in seinem Arm, zwischen den beiden Knochen steckend, abbricht. Er muß sich denselben von einem Hufschmiede mit einer starken Beißzange ausziehen lassen. Dies war im Jahre 1642. In der Überzeugung, daß der Cardinal ihm dies nie verzeihen würde, hielt er sich streng verborgen. Hier hatte er Zeit über sein Leben nachzudenken. Er kam 1644 auf kurze Zeit nach Port-Royal; es scheint, daß man seinen Hochmuth auf die Probe stellen und durch demüthigende Buße ausrotten wollte. Er ging zu einem Schuster in die Lehre, führte hier die Kinder in die Kirche, las ihnen das Evangelium und das Leben der Heiligen vor. Im Jahre 1648 kam er nach Port-Royal zurück, wo er bis 1670, bis in ein Alter von 75 Jahren, das Schusterhandwerk trieb [1]).

1) Solche einzelne Erscheinungen veranlaßten Worte wie das in der feindlichen monastici instituti descriptio, welche angeblich von Port-Royal dem Erzbischofe zur Approbation soll vorgelegt worden sein, man müsse ein

In den gefährlichen Zeiten der Fronde stellte Petitiere sich mit Lust an die Spitze der Vertheidigung des Klosters, das Bußhemd unter der glänzenden Uniform und leitete die Sendungen der Lebensmittel in das Schwesterhaus in Paris. Sein schlummernder Soldatenmuth verursachte eine der komischen Geschichten der Einsiedler. Eines Tages beim Mittagessen sahen Arnauld und die Anderen, daß er sehr betrübt war; er wollte anfangs mit der Sprache nicht heraus. Endlich erzählte er, daß er zwei Stücke Leder auf dem Markte des benachbarten Chevreuse gekauft habe, die ihm aber auf dem Heimwege bei dem Teufelsloche von vier Soldaten abgenommen worden seien. Er wurde nicht müde, das bewundernswürdige Leder zu loben. — Aber konnten Sie, als Herr von Petitiere, sich nicht vertheidigen? fragten ihn halbscherzend die Einsiedler. — Ach, ich glaubte, das Evangelium verbiete die Rache! — Man stellte ihm vor, daß Selbstvertheidigung gegen Diebe mit Maß erlaubt sei. Ohne ein Wort zu sagen nimmt er sein altes Schwert, sucht die Soldaten in allen Schenken von Chevreuse, wartet sie an der Thüre ab, befiehlt ihnen beim Heraustreten, das Leder nieder zu legen. Der ihm eigene Löwenblick schlägt die vier Soldaten in die Flucht, und er kehrt triumphirend mit seinen unvergleichlichen Lederstücken zu den bei seinem Anblick wohl halblaut lachenden Einsiedlern zurück [1]).

Im Thale beim Kloster selbst wohnte dessen Gärtner, Jankins, von englischem Adel. Le-Maitre hatte einen Proceß für ihn zu führen; als er aus England zurückkam, fand er seinen Advocaten in der Einsamkeit „seinen eigenen Angelegenheiten lebend." Davon ergriffen, trat er, erst 22 Jahre alt, selbst ein, und blieb Gärtner der Nonnen, ohne mit einer von ihnen je ein Wort zu sprechen. Dennoch verrieth ihn nach 21 Jahren sein kühner Ausdruck auch in den Bauernkleidern, als 1664 der Erzbischof das Kloster heimsuchte; er sagte ihm, ein Degen würde ihm besser stehen, als der Spaten und trieb ihn aus. So blieb er in glei-

Handwerk gelernt haben, um Mönch in Port-Royal, wie um Bürger von Lüttich zu werden; während Fossé es als ein Leben in evangelischer Freiheit, ohne bestimmten geistlichen, oder weltlichen Stand auffaßt.

1) Diese Arbeit von Petitiere also veranlaßte den Spott der Jesuiten, welcher durch Ein in Beziehung auf die Provinzialbriefe gesprochenes Wort: „ils vous ont porté de fameuses fumeuses bottes" ihnen mit Wucher vergolten wurde.

chem Dienste beim Herzog von Liancourt bis zu dessen Tode. Er starb 1690 nach 50jährigem Einsiedlerleben in Port-Royal.

Küster des Klosters war der frühere pariser Kanonicus Girouft, welcher aus dem frommen elterlichen Hause in das des weltlichen Abbe Retz gekommen war. Er wollte seine erste Messe in Port-Royal halten, blos weil seine Schwester darin Nonne war. Die ältere Angelica nahm seinen Wunsch kalt auf, da man überzeugt sein mußte, daß er in weltlicher Gesinnung die Priesterweihe empfangen hatte. Seine Schwester gab ihm einen Aufsatz von St. Cyran über das Priesterthum zu lesen. Er wurde davon so betroffen, daß er den Hoffnungen, welche Retzs Gunst ihm machte, und seinem Kanonicat entsagte, nie in seinem Leben eine Messe las, um seinen Leichtsinn zu büßen, womit er die Priesterweihe empfangen hatte, und lange Jahre bis 1672 als Küster in Port-Royal diente. Als der Erzbischof Haslai dies auf seinem Grabsteine las, verlangte er Erklärung darüber. Er mußte einige Jahre der Verfolgung das Kloster meiden. — Sein Bruder, früher Hauptmann, bediente die Gäste und die Einsiedler mit demüthiger Dienstbeflissenheit.

Die ersten Jahre der Bedrängniß über hatte Port-Royal statt Singlins einen durchaus nicht feindseligen Beichtvater in der Person von Paulon.

Hamon, der Arzt.

Den besten unter den Beichtvätern nennen wir den Arzt, der aber, besonders in Zeiten der Noth, noch viel mehr war, wie er von Lukas sagte, bis medicus, für Seele und Leib. Man wandte auf ihn auch das Wort Augustins an, scienter pius et pie sciens, da seine Frömmigkeit und sein Wissen sich durchdrangen. Er war in der ärgsten Verfolgung den Nonnen Berather, Gewissensrath, Tröster, Theolog, kurz Alles.

Von Cherbourg, in der Nieder-Normandie, gebürtig, erhielt Hamon eine gründliche classische Bildung, lernte frühe die h. Schrift kennen; schon in früher Jugend war er besonders mit den Sprüchen Salomonis beschäftigt, kein Tag verging, ohne daß er etwas darin gelesen hätte. Die Todesgefahr, welcher er bei dem Einsturze des Hauses kaum entgangen war, nachdem er sich die Nacht zuvor, nach der von Port-Royal angefochtenen Sitte, als

am Dreikönigstage gütlich gethan hatte, ergriff ihn sehr [1]). Er studirte in Paris Medicin und versuchte sich mit Glück als Arzt. Durch den Pfarrer von St. Merri wurde er an Singlin gewiesen, welcher ihm rieth, unter die Kartheuser zu treten; die Umstände verhinderten die Ausführung. Hamon war deß zufrieden; denn, sagte er, da die Orden alle interessirt sind, so wird sie die erste Bulle, welche von Rom gegen die Wahrheit ausgeht, zur Unterwerfung bringen. Dann würde man mir, ohne daß ich sonst Jemanden sehen könnte, hunderterlei Dinge sagen und mich wahnsinnig machen. So kam er 1649 nach Port-Royal, nachdem er all sein Hab und Gut den Armen vertheilt hatte. Er baute zuerst das Feld, bediente dann Arnauld, was ihm viel Freude machte. Seit dem Tode Palus wurde er zum Arzte des Klosters und der Armen in den umliegenden Ortschaften gemacht. Er selbst lebte wie der Ärmste, übte im Schlafen und Essen, wie so manche Andere, heimlich harte Entbehrungen an sich; er lebte wie ein Eremite in seiner Dachkammer. Stets ging er ganz als Bauer ärmlich gekleidet, selbst nach Paris zu seinen Collegen, deren Zunft anzugehören er stolz war. Wir kennen ihn schon, wie er altersschwach auf seinem Esel zu den Armen reitet, die Bibel auf einem vorn am Sattel befestigten Lesepültchen. Besonders liebte er das Stricken, weil es ihm erlaubte zugleich ein gutes Buch zu lesen; seine meisten Bücher schrieb er, um nicht mehr einzuschlafen in seiner stets ungeheizten Kammer, nach dem Morgengebete, das 1 Uhr in der Nacht gesprochen wurde, nach welchem er sich selten wieder zu Bette legte. So ein strenger Ascete er gegen sich war, so weich, so duftig und bilderreich sind seine Schriften. (Siehe Beilage X.) Clemencet schreibt darüber: „Sie sind mehr Früchte des Herzens als des Geistes; von diesen Wahrheiten lebhaft ergriffen, trachtet er danach, seine Gefühle auch Anderen fühlbar zu machen. Daher kommt auch die Fülle von Wendungen, womit er öfters dieselbe Sache auszudrücken sucht. Wer von den Wahrheiten, wovon er spricht, nicht ergriffen ist, ist geneigt schnell darüber weg auf andere Gegenstände überzugehen, und das gefällt

1) Er hat nach dem Muster von Augustins Geständnissen geschrieben: Relation de plusieurs circonstances de la vie de M. Hamon, faite par lui-même 1734 in 12. Das Buch ist jedoch sehr selten, es ist beinahe die einzige von seinen zahlreichen Schriften, welche ich mir nicht erwerben konnte.

Denen, welche eben so wenig davon ergriffen sind. Ist man aber lebhaft ergriffen, von dem, was man sagt, so hält das Herz den Geist natürlich über seinem Gegenstand fest und läßt ihn, um seinen nicht vorübergehenden Regungen Raum zu geben, unter verschiedenen Gestalten betrachten, welche er unter diesen verschiedenen Ausdrücken darstellt, um sich nicht sobald davon zu trennen."

Wohl keine seiner Schriften ist so sehr ein Spiegel seines inneren Lebens, als sein Buch über das immerwährende Gebet, welches in der Regel mit Arbeit verbunden sein solle. „Denn also haben es die ersten Christen gehalten; die Heiligen, welche das Gebet am meisten geliebt haben, haben auch die Arbeit am meisten geliebt. Das Gebet, welches die Arbeit begleitet, heiligt den ganzen Menschen und macht den Leib, nach St. Paulus, zu einer lebendigen, heiligen Hostie (Opfer)." — Allerdings hält er es für nothwendig auch ohne Arbeit zu beten, aber hauptsächlich nur damit man auch unter der Arbeit beten könne. Die Kirche hat deshalb, besonders für die geistlichen Personen, die bestimmten Gebetsstunden und Gebete eingeführt.

Hamon, als ein sehr innerlicher Christ, fand manche Kirche zu geputzt, so daß er die Augen glaubte schließen zu müssen, um darin andächtig beten zu können. Aber das Kirchengebet ist ihm das Höchste; „die Kirche stellt in diesen, meist der h. Schrift entnommenen Gebeten, ihre besten Schätze aus." Er spricht ganz die Seligkeit der in diesen Gebeten lebenden Nonnen, ihre Trauer aus, als man ihnen auch dieses letzte verborgene Brot rauben wollte, wenn er schreibt: „Das allgemeine Gebet der ganzen Kirche ist jeder Art von anderen Gebeten um so mehr vorzuziehen, als das Ganze beträchtlicher ist, als ein Theil. Deshalb vielleicht ist die Braut im Hohenliede mit einem in Schlachtordnung gestellten Heere verglichen. Denn wir sind unseren Feinden nur in dem Grade überlegen, in welchem wir mit Gott vereint sind; sie fürchten am meisten das Gebet, das uns mit ihm vereint. Was die Kirche schrecklich macht, ist die Einheit aller ihrer Kräfte, welcher nichts widerstehen kann; denn sie thut ja selbst dem Himmel Gewalt an. Wenn die Kinder der Kirche sich unter ihre Fahnen sammeln, wenn wir alle in Schlachtordnung auf Gott zu dringen, so spricht der böse Geist: Laßt uns fliehen vor Israel." — „Wenn wir die Horen der Offiz sprechen, fühlen wir die Liebe der Mutter

(der Kirche), welche unsere Hände zum Himmel aufhebt. Wir haben uns nur mit ihr zu verbinden, um unseren Vater mit unserer Mutter aufzusuchen; man kann ihr die Thüre nicht schließen, weil ihr Gemahl ihr sein Herz öffnet. Wir haben nur ihr zu folgen, so werden wir eingehen." — „Die Kirche reinigt unsere Zunge und macht sie fertig zum Schweigen, sie erneuert dieselbe, indem sie sie das Wort sprechen lehrt, welches Himmel und Erde geschaffen hat. Denn durch das Kirchengebet wird selbst der Körper durch die vorgeschriebenen Stellungen der Andacht zur Theilnahme an einer durchaus geistigen Handlung beigezogen und himmlisch gemacht."

Hamon deutet überall darauf, wie die Kirche zugleich den Geist und den Buchstaben aufrecht erhalten will. „Wir sehen, schreibt er, daß man die Ordnung des Chorgesangs stört, wenn man die Stimme sinken läßt, statt sie nach der Note zu erheben und umgekehrt; man übt aber noch viel schlimmer diesen inneren geistigen Gesang, wenn wir mit der Traurigkeit dieser Welt im Herzen Freudenlieder singen, oder wenn wir mit der Taube zu seufzen erklären, während wir in der Freude dieser Welt sind. Wenn unsere Stimmen nicht unharmonisch sein (discorder) dürfen, so dürfen es unsere Herzen noch weniger. Wenn es vernünftig ist, sich an die Regeln des gewöhnlichen Gesangs zu halten, so kann noch mehr verlangt werden, daß wir uns an die Gesetze des h. Geistes in seinem geistigen, inneren Gesange halten."

Er hält es für die größte Sünde traurig und niedergeschlagen zu sein, so lange man noch die Loblieder der Kirche singen darf; aber, sagt er, nicht nur loben wir Gott um seiner Gerechtigkeit willen nicht, indem wir seine Urtheilssprüche besingen, sondern wir tadeln sie sogar oft. Denn wenn, wie St. Peter sagt, er sein Gericht mit seinem Hause anfängt, indem er in seiner Gnade uns barmherzig züchtigt, zu welcher Zeit wir ihn noch mehr um seiner Gerechtigkeit willen loben sollen, so sind wir traurig und beklagen uns darüber. Daher wenn wir mit dem 118. Psalm singen: Deine Gerichte dienen mir als Freudengesang im Orte meiner Verbannung, so ist das kein Lob, sondern eine Lüge. Es giebt keinen Lobgesang ohne Freude. Daher singen wir nicht, sondern wir weinen, wenn wir nicht zufrieden sind, auch wenn wir keine Thräne vergössen, sind wir in freiwilliger

Widersetzlichkeit gegen den Willen Gottes." — „Je mehr wir mit Arbeit überladen sind, desto mehr sollen wir auch beten, während das Gebet so oft unter dem Vorwande der Arbeit leiden muß. Das ist, wie wenn Jemand, der einen weiten Weg zu machen hätte, nicht essen wollte, um sich dadurch mehr zu fördern. Dies wäre ja vielmehr eine Verzögerung. Als der Engel dem Manne Gottes den weiten Weg ankündigte, welchen er zu machen hätte, zeigte er ihm zugleich ein Brot, da es kein besseres Mittel zum guten Gehen giebt, als daß man gut esse."

Die Kirche, ihre Liebe und innerliche Herrlichkeit erfüllt Hamon, in ihr ist sein Herz daheim; die Geliebte, die Gattin Christi hat er durch eine weitläufige Erklärung des Hohenliedes auf seine Weise besungen, durch den Gesang seines Herzens.

Auch die Veranlassung zu dieser Arbeit charakterisirt ihn. Bei den drohenden Gefahren fürchtete er, er möchte einmal durch seine Schwachheit sich verleiten lassen, von den Männern Gottes abzufallen. Da machte die Geschichte im Buche der Richter auf ihn einen tiefen Eindruck, wie die dritthalb Stämme, welche ihren Sitz jenseits des Jordans hatten, einen Altar errichteten, zum bleibenden Denkmale, daß sie zum Volke Gottes gehören. So wollte auch er durch seine Handschrift, durch eine Arbeit, worin er von seinem Glauben Zeugniß gäbe, einen Altar errichten, welcher ein Zeugniß gegen ihn selbst wäre, wenn er abfällig würde. Er wählte das Hohelied, weil eine Stelle desselben ihm in einer starken Versuchung die Seelenruhe wieder gegeben hatte; er fing seine Erklärung an, wo St. Bernhard sie abgebrochen hatte.

Arnauld bewunderte ihn wegen seiner großen Geistigkeit, welche ihn Gott und die Religion in Allem, auch im Geringsten, finden ließ, zunächst auch in seiner Kunst [1]). Sie war ihm ein Bild der geistigen Heilkunst; er schrieb eine Parallele der Heilmittel für die Seele und für den Leib. So auch die Thesen, als er bei einer Disputation in Paris zu präsidiren hatte. Die eine lautete: Sana sanis, Gesundes für Gesunde (mit Beziehung auf das sancta sanctis); die andere: An actio sine spiritu? Kann die Bewegung im Körper ohne die animalischen Geister vor sich

1) Einer seiner Freunde zog ihn zu Rathe, ob man manche Versuchungen nicht durch — Aderlassen überwinden könne? Hamon antwortete, er wisse aus eigener Erfahrung, daß die geistigen Mittel wirksamer seien.

gehen? (mit Bezug auf den göttlichen Geist, ohne welchen alle menschlichen Bewegungen todt sind.) Fontaine sagt von ihm: „Vor Allem habe ich ihn bewundert als einen sehr geschickten Theologen, weil die ganze Medicin für ihn eine fortlaufende Theologie war, weil er nur Gott in der Natur ansah, nur die Krankheiten der Seele in denen des Leibes, nur die Heilmittel einer heilsamen Buße in den Bitterkeiten der Mittel seiner Kunst, nur die Kraft der Gnade und das wahre Lebensbrot in der materiellen Nahrung. — Mit Einem Worte, er war unser Ruhm und unser Beispiel, Gott gebe, daß er nicht eines Tages unsere Verdammung sei." Denn nicht nur die Kirche, nicht nur seine Wissenschaft war ihm ein Tempel Gottes, auch die Natur war ihm voll Gottes. „Wenn der Glaube uns die Augen öffnete, schreibt er, so würden wir nicht nur nichts sehen, noch hören, was uns am Gebete verhindern würde, sondern nichts, was uns nicht eine Gelegenheit zum Gebete anböte. Es giebt unzählige kleine Dinge und Handlungen, welche wir aus Gewohnheit verloren gehen lassen, die aber der Glaube sammeln, woraus er uns einen großen Schatz machen würde, wenn wir über uns selbst wachten. Wahrhaftig, wenn wir Gott recht angehörten, so würde uns auch nichts in dieser Richtung aufhalten. — Wenn die Gnade die Unempfänglichkeit unseres Herzens geheilt hätte, so gäbe es nichts so Fruchtbares, als die Natur. Nicht die Natur, sondern wir sind todt. Himmel und Erde, die Pflanzen und die verschiedenen Arten der Thiere loben Gott, nur wir sind stumm, ob sie gleich für uns ihn loben. So sind wir nicht blos gegen Gott undankbar, sondern gegen alle Creaturen, denen wir das Gute mit Bösem vergelten; während sie uns zum Lobe Gottes einladen, bedienen wir uns ihrer ihn zu beleidigen. So begehen wir auch an der Natur einen Ehebruch, indem wir sie misbrauchen und verderben."

„Wenn wir immer das Glaubensleben lebten, und wenn er uns Augen gäbe, die Creaturen innerlich zu sehen, so wäre es uns leicht, stets zu beten. Denn nachdem wir Gott in der Kirche angebetet hätten, und ihn in der h. Schrift und ihren Mysterien hätten reden hören, würden wir auch aus der Kirche heraustretend durch Vermittelung der Creaturen ohne alle Mühe seine Stimme hören. Daher war in dem bewundernswürdigen Baue des Tempels von Ezechiel nicht blos ein Altar innerhalb des Tempels,

sondern auch außerhalb. So findet der Geist, wenn er ermüdet sich nicht mehr über den Creaturen halten kann, um so die Wahrheit zu betrachten, wenn das Gewicht des Fleisches ihn auf die Erde zurückfallen läßt, um hier eine dem Elende seiner Verbannung entsprechende Ruhe zu genießen, so findet er abermals die Wahrheit mitten unter den Sinnen und körperlichen Gegenständen. Wenn unser Herz durch den Glauben neu geworden ist, so ist auch die Natur, Himmel und Erde sind für uns neu geschaffen. Durch die Natur sprechen Gott und der Mensch mit einander. Gott ruft uns zu: Ich habe mich Himmels und der Erde, der Elemente bedient, um mit euch zu reden. Ihr aber betet mich an und werdet mich immer anbeten, wenn ihr unter dem fühlbaren Gewichte meiner Größe, welche ich darin geoffenbart habe, zittert. Wenn ihr nicht mehr gehen könnt, so sollen meine Creaturen euch tragen; wenn ihr nicht bis zu meiner Wahrheit aufsteigen könnt, so bedient euch dieses Fußschemels, den ich euch anbiete. Wenn ihr nicht mehr lesen könnet, noch mein Wort anbeten in den beiden Gesetzestafeln, welches die beiden Testamente sind, werfet eure Augen wenigstens auf die Farben, womit ich sie in den Creaturen gemalt habe. So werdet ihr eure Sinne durch diese Nahrung, die ihnen entspricht, ausruhen lassen und doch stets mit mir bleiben; denn nichts ist so gefährlich, als außer mir zu ruhen und meiner (mit mir) müde zu werden."

„Nicht blos die Kirche lehrt uns diesen geistigen Gebrauch der Creaturen, sondern auch die einzige Autorität, die über ihr steht, Gott. Der Glaube ist ja nur auf das Wort Gottes gegründet, dessen Bewahrerin nur die Kirche ist. Treten wir also zur ersten Quelle des Glaubens. Wenn Gott in seinen h. Schriften uns von den Creaturen redet, so will er gewöhnlich, daß wir etwas Anderes darunter verstehen, als er sagt; denn wirklich ist, was er uns sagt, nicht das, was er uns hauptsächlich sagen will [1]). Damit wollte Gott uns ihn in seinen Creaturen suchen und schauen lehren, indem er sich in den von jenen entlehnten Figuren der h. Schrift vor uns wie verborgen hat."

Die fromme Naturbetrachtung ist so für Hamon der Schlüssel

1) Z. B. wenn er verbietet, dem Ochsen, der drischt, das Maul zu verbinden.

zum Räthsel der Schrift, und diese überzeugt ihn wieder, daß auch die Natur geistig, gläubig geschaut werden muß [1]).

Aus dieser Anschauung der Natur und der h. Schrift floß seine bilderreiche Sprache, welche Nicole, von dem seine meisten Schriften herausgegeben und bevorwortet wurden, gegenüber der sonstigen Nüchternheit der Sprache Port-Royals, glaubte rechtfertigen zu müssen. Am eigenthümlichsten ist seine Sprache in seinen Briefen. (Siehe Beilage XI.).

Als die Verfolgung drohender heranrückte, fürchtete er, es könnte ihm doch noch die Anhänglichkeit an einiges Eigenthum gefährlich werden; er schenkte es daher weg, nämlich eine Bibel, einen Splitter vom Kreuze Christi, ein Bild von Maria und eins von St. Karl (Borromeo); er ließ sich von nun an nichts mehr schenken. Auch er mußte endlich von Port-Royal weichen. Einige Soldaten, die gekommen waren, ihn zu verhaften, bewirthete er, daher ließen sie ihm Zeit, da er in seiner Einfalt keinen Verdacht hegte. Noch im letzten Augenblicke wurde er gewarnt und entfloh. Das war wieder eine der komischen Geschichten, welche sich die „Freunde der Wahrheit" in ihren Verstecken lächelnd erzählten. Wegen der einreißenden Krankheiten durfte er nach drei Vierteljahren nach Port-Royal d. Ch. zurückkehren, blieb jetzt aber noch mehrere Jahre wie ein Gefangener, denn er durfte den Fuß nicht außerhalb der Klostermauer setzen. Nur unter Aufsicht durfte er die kranken Nonnen besuchen, nur mit Blicken sie trösten und an die Wahrheiten erinnern, welche er ihnen niedergeschrieben hatte, um sie auf die christliche Ertragung der Verfolgung vorzubereiten. Er machte sich selbst Vorwürfe darüber, daß er wage, geistliche Personen zu belehren, welche er so hoch und heilig hielt, daß er nie zu bewegen war, sich vor einer Nonne zu bedecken. Er klagt sich an: „Das erste Gebot Gottes war, daß ich in Stillschweigen bliebe. Es giebt nichts so Lächerliches, als wenn sich eine Person Autorität giebt, die keine hat." — Schon sein Anblick, seine Demuth flößte den Nonnen Festigkeit ein. Die Wächter aber höhnten ihn und spotteten über ihn, als über einen Schwachkopf, nannten ihn bald: Euer Gnaden, bald ihren Freund. Er hatte keinen Menschen zur Gesellschaft. Es heißt: „Sein Trost war der der

1) Die später unter den Jansenisten ausgebildete Exegetenschule der Figuristen dürfte Hamon als einen Vorläufer zählen.

frommen Juden, welche in den Büchern der Makkabäer sagen: Habentes solatio sanctos libros." Einige Zeit schlossen die Wächter ihn in seine Dachkammer und ließen ihn nur zu den Krankenbesuchen heraus. Dennoch war eine seiner Anfechtungen seine zu große — Freiheit, da Niemand ihm befahl, was er thun solle. Außer der Bibel war sein Trost zu sehen, wie so manche Nonne, ohne die Sacramente leiblich zu empfangen, getrost verschied. Einmal war er sehr erfreut: Einer der Soldaten schob einen Stein aus dem Wege und sagte, er habe früher stets geflucht, wenn er seinen Fuß angestoßen habe; daher schiebe er jetzt überall die Steine zurecht, damit sie Niemandem Veranlassung zum Fluchen gäben. Ist das nicht auch eine von den Kleinigkeiten, welche nach Hamon der Glaube sammelt und womit er sich so einen großen Schatz anlegte? Mit einer solchen Brosame mußte er sich oft wieder lange nähren. Wer dafür keinen Sinn hat, für den geht einer der schönsten Reize der Geschichte Port-Royals verloren.

Als die Wächter wieder abgezogen waren, fing er seine Besuche bei den armen Kranken der Umgegend wieder an, bei welchen er auch nicht vergaß, daß eine leidende Seele in dem leidenden Körper sei. Aber von nun an schweigt die Geschichte einige Jahrzehnde über sein stilles Wirken, nur von drei Reisen wird gemeldet. Er wollte den kranken Freund Port-Royals, den Bischof von Alet, in den Pyrenäen, selbst sehen; er sagt von demselben: Er ist wie die Sonne eben so schön in seinem Niedergange, als in seinem Aufgange zu sehen. Ein andermal ging er zu dem kranken Abte von la Trappe, nach St. Cyran und Clairvaux [1]). — Im Jahre 1687 mußte er in Paris bei einer Disputation präsidiren, welche der jüngere Dodart, später Leibarzt Ludwigs XV, hielt; er konnte es nicht ablehnen, ohne aus der Zunft der Ärzte gestrichen zu werden. Er las dazu den ganzen Gallen, Hippokrates und andere Ärzte des Alterthums, ohne seine Besuche bei den kranken Armen im weiteren Umkreise einzustellen. Da er auch dabei als Bauer gekleidet erschien, sagten seine Amtsbrüder,

1) Es war Sitte in Port-Royal, jährlich während der Octave St. Bernhards Jemanden nach Clairvaux zu schicken, welcher ein von den Nonnen unterschriebenes Papier während der Messe auf den Altar legte. Darauf waren besondere Bitten, welche man durch Vermittelung St. Bernhards von Gott zu erreichen hoffte.

er habe von einem Arzte nur die Wissenschaft und das theilnehmende Herz. Unwohl heimkehrend schonte er sich wieder nicht im Krankendienste; sobald er sich aber einem Arzte übergeben hatte, gehorchte er ihm so streng, wie er es selbst stets verlangt hatte. „Ach mein Gott, seufzte er, ich habe mein ganzes Leben über meinen Willen gethan, daß ich ihn wenigstens im Tode nicht auch thue." Als ihm einmal eine leise Klage entschlüpfte, strafte er sich: „Was ich doch schwach und elend bin! wäre ich in la Trappe, würde man mich für eine einzige Klage in Pönitenz setzen." Er starb 69 Jahre alt, nach langem Schweigen, welches er nur durch den Namen Christi und seiner Verlobten unterbrach, am 22. Februar 1687.

Er hat das einem solchen Arzte zustehende Geschäft geübt, die meisten Inschriften auf die Gräber Port-Royals zu schreiben.

Andere Freunde in der Noth.

Und nun haben wir noch die beiden Apologeten der Nonnen, welche durch brieflichen Verkehr und durch Reisen sich so aufopfernd ihrer annahmen, in ihrem Versteck zu besuchen. Wie Sacy längere Zeit, so lebten auch Ste. Marthe, Pontchateau und der uns schon bekannte St. Gilles d'Asson während der Verfolgung mit einander in der Vorstadt St. Antoine verborgen.

Claude de Ste. Marthe war aus einer in Paris angesehenen Familie, welche der Congregation des Oratoriums sowohl, als den Benediktinern von St. Maurus einen General gegeben hatte. Er wuchs in Frömmigkeit heran und empfing die Priesterweihe erst nach ernster Vorbereitung. Singlin entsprach vorerst seinem auf Port-Royal d. Ch. gerichteten Wunsche nicht, er wurde auf die davon abhängige, verwilderte Pfarrei Mondonville geschickt; erst als er von hier krank zurückkehrte, wurde er zum Predigen und zur Leitung der Nonnen berufen. Niemand stand mit den Nonnen von Port-Royal d. Ch. während der strengsten Bewachung in so genauem, brieflichem Verkehre. Als die Verfolgung endlich alle Macht zu entwickeln drohte, zu Anfang von 1664, schrieb er an Angelica von St. Johann „über die neuen Kronen, die man ihnen bereite." Während der geistlichen Blokade ging er im Winter öfters von Paris oder einem Hause ein Paar Stunden von Port-Royal d. Ch. aus, um die Nonnen zu einer be-

stimmten Stunde zu treffen. Er stieg auf einen Baum, an einem von den Wachen entfernten Orte, und hielt an die innerhalb der Klostermauer versammelten Nonnen kurze Reden. Diese „nächtlichen Balkone Port-Royals", wie Ste. Beuve sie nennt, verschweigen uns die gedruckten Urkunden unseres Klosters. — Als Zeitungen verbreiteten, die Jansenisten machen Manifeste zu Gunsten der Feinde des Staats und andere Libelle gegen die Regierung, erklärte er sich bereit, sich als Gefangener zu stellen und die Verantwortlichkeit für alles Derartige, wenn es erwiesen würde, zu übernehmen; aber man solle ihn mit den Anklägern confrontiren. — Von Anfang der Verfolgung hatte er Arnauld gewarnt, er solle sich nicht aus Rücksicht gegen Diejenigen, welche er mehr liebe, als sich selbst (zu Port-Royal), zur Nachgiebigkeit bestimmen lassen. Denn diese kennen keine höhere Furcht, als die, er möchte zu sehr für sie bange haben. Er erinnert ihn daran, wie seine sterbende Mutter, wie St. Cyran ihm geweissagt haben, er müsse Verfolgung leiden, wenn er die Wahrheit verfechte. „Laßt uns dem Beispiele Naboths folgen; in seinem und seiner Väter Weinberg ist uns die Wahrheit vorgebildet, die wir nimmermehr aufgeben dürfen!" Er schrieb 1664 an den Erzbischof einen „priesterlichen Brief", worin er besonders die Unschuld der verfolgten Jungfrauen versicht. Oves istae quid fecerunt? fragt er. Am Schlusse sagt er: „Die Israeliten beweinten zur Zeit der Richter einen ganzen Stamm, welchen sie vernichtet hatten (Benjamin); sie beweinten ihn, sage ich, ob er gleich nicht unschuldig war, und erhielten mit großer Sorgfalt das Wenige, was noch davon übrig war. Warum sollte man aber in unseren Tagen das große Übel thun, einen ganzen Stamm von der Kirche abzuschneiden, welcher keiner Sünde schuldig ist? Quare factum est hoc malum, ut hodie una tribus auferretur ex nobis? Er beruft sich darauf, daß man ja die Lehre der Jesuiten dulde, daß die Unkenntniß des Gesetzes seine Übertretung entschuldige; „sollte uns nicht auch die Unbekanntschaft mit einer Thatsache ihrer Beurkundung durch unsere Unterschrift überheben?" Nachdem er mit Aufhören der Unterdrückung nach Port-Royal zurückgekehrt und zehn Jahre wieder Beichtvater der Nonnen gewesen war, hielt er sich weitere zehn Jahre (annos decem orans, legens, latens, silens, Deo, sibi, pauperibus vixit,

sagt sein Epitaph) in der Nähe auf und starb 1690, am Todestage St. Cyrans, den 11. October, 70 Jahre alt [1]).

Sebastian Josef du Cambout de Pontchateau, von einer alten, vornehmen bretagnischen Familie, ist geboren 1634. Sein Vater war der Baron von Pontchateau und Marquis von Coislin, Gouverneur von Brest und General-Lieutenant von Nieder-Bretagne. Der Herzog von Coislin, der Cardinal Coislin, Bischof von Orleans, waren seine Neffen, die Herzoginnen von Sulli und von Verneuil seine Nichten, der Herzog von Epernon sein Schwager. Obgleich seine Lehrer und Hofmeister Gegner von Port-Royal, zum Theil Jesuiten — namentlich der bekannte Le-Moine — waren, machte er doch schon als 17jähriger Student mit einigen Männern von Port-Royal Bekanntschaft und bat sie, seine Leitung zu übernehmen. Singlin aber ermahnte ihn nur zu Gebet und Zurückgezogenheit, er fürchte aber, es fehlen ihm die nöthigen Eigenschaften, um einer Person von seinem Range, welche Würden und große Güter in der Kirche habe, hülfreich zu sein. Denn Pontchateau hatte drei Abteien, mehrere Pfründen schon im siebenten Jahre auf falsche Urkunden hin erhalten, welche ihn als reifen Mann dargestellt hatten. Darüber sprach Singlin ernstlich mit ihm, als er die Abwesenheit seines Hofmeisters 1651 zu einem Besuche in Port-Royal d. Ch. benützte, wo besonders St. Gilles d'Asson erfreut war, „seinen kleinen Abt" zu sehen; denn er hatte ein unter demselben stehendes Kanonicat. Sein Hofmeister aber riß ihn aus diesen gefährlichen Verbindungen durch eine Reise nach Rom. Er kam kurz vor dem Tode seines Verwandten, des Cardinals Alfons Richelieu, Erzbischofs von Lyon, zu diesem. Sein ganzes Leben über sagte er sich selbst: Gott habe zu seiner Rettung zwei Menschen getödtet — die beiden Cardinäle Richelieu, die ihn wohl sehr in die weltlichen Angelegenheiten vorwärts getrieben hätten. Als er 1656 zurück war, hielt er sich in der kritischen Zeit wieder an Port-Royal, und die große Angelica gab ihm wegen seiner Bemühungen um Untersuchung des geglaubten Wunders an Pascals Nichte den Namen: greffier de la sainte épine.

1) Von Ste. Marthe sind außer einigen zerstreueten Briefen, besonders im ersten Bande der vies intéressantes, im supplément au Necrologe, der défense des relig. 1667, gedruckt: Traités de piété ou discours in 12, 2 Bände 1703. 1733. und Lettres d. Ste. Marthe sur divers sujets de piété. Rouen und Paris 1709. 2 Bände in 12.

Aber sobald er einige Zeit aus dem persönlichen Umgange der Einsiedler war, ließ er sich hinreißen, mit einigen anderen vornehmen Abbes eine Reise nach Rom zu machen. Hier lebten sie auf sehr vornehmen Fuß; Alexander VII machte ihn zum apostolischen Protonotare, welchen Beruf er aber im Dienste Port-Royals geübt hat. Als er 1660, immer noch ein „gedoppelter Mensch in den Geburtswehen des geistigen Menschen", sich wieder an Singlin wandte, glaubte dieser ihn nur durch die Unterstellung unter eine Ordensregel fixiren zu können; seine Schwester und er selbst glaubten, das könne auch durch die Verehelichung geschehen. Der Sitte, junge Leute durch Reisen zu bilden, war man in Port-Royal sehr entgegen, da man doch bei den verschiedenen Völkern nur sehe, wie der Satan sie durch verschiedene Hinterlisten in seinem Reiche gefesselt halte. Die Ehe betrachtete man als einen Stand, welcher von dem der Buße gar zu leicht ableite. Er selbst sah es als eine Art von Büßung seines jugendlichen Wanderlebens an, daß er in seinem Alter keine ruhige Stätte finden konnte (aliquem interea, ubi tranquille mori posset, nidulum quaeritans). Singlin empfing kurz vor seinem Tode ihn einmal ärgerlich mit den Worten: Sie wollen also dem Leben, welches Sie führen, kein Ende machen? Der Abbe antwortete, er möchte wohl, aber er könne noch nicht. Singlin mit festem Ton erwiderte: Nein, sagen Sie nicht, daß Sie nicht können, sagen Sie, daß Sie nicht wollen! — Denn Niemand machte an den Willen des Menschen so große Anforderungen, als diese Prädestinatianer.

Pontchateau wiederholte bei sich selbst: Er hat Recht, ich will nicht! Dieses Wort ließ ihn die ganze Nacht nicht schlafen; um 4 Uhr stand er auf, schrieb einige Briefe und zog sich an einen unbekannten Ort zurück. Von da an hat er sein ganzes Leben über keinen seiner Verwandten mehr gesprochen; er legte seine Pfründen nieder, entließ seine Dienerschaft, gab einen Theil seiner schönen Bibliothek Arnauld, seiner Familie sein väterliches Vermögen, bis auf 20,000 Livres, welche er in Nordstrand anlegte, wohin er noch in demselben Jahre 1664 reiste, um auch für die übrigen Jansenisten, welche hier den Rest ihres Vermögens in Sicherheit zu bringen glaubten, die Sache einzusehen [1]). Wir

1) Pontchateau faßte eine Beschreibung dieser Reise ab, welche aber weder gedruckt wurde, noch unter den Handschriften der königlichen Bibliothek

sehen, man benützte jetzt in Port-Royal, seit Arnauld den Haupteinfluß gewonnen hatte, die natürlichen Neigungen, man hieß nicht mehr den Beredten schweigen, noch den Stammelnden predigen. Seine Sprachkenntniß im Griechischen und Ebräischen, wie auch die, welche er in Italien, in Deutschland gesammelt hatte, war Arnauld nützlich, um aus den jesuitischen Casuisten aller Nationen Auszüge zu bekommen. Überdies schrieb er die Schriften Arnaulds und Nicoles ab, besorgte ihren Druck, sorgte dafür, daß sie nach Paris gebracht wurden. Er reiste 1667 nach Holland, um den Druck des Sacy'schen Neuen Testaments durch den berühmten Elzivir zu besorgen. Als es 1668 galt, die vier befreundeten Bischöfe zu vereinen, diente er als vertrauter Courier. Bei all dem trieb er das friedliche Geschäft des Gärtners.

Mallon de Beaupuis war, wie der Vorhergehende, durch Arnaulds Schrift gegen das häufige Communiciren gewonnen worden. Auf die Vorwürfe eines Oheims, der Kapuziner war, daß er das Studium der Scholastik aufgegeben und sich mit verdächtigen Leuten verbunden hätte, antwortete er, er habe keinen Geschmack für die Schultheologie, er wolle sich lieber von dem Studium der Religion nähren; ferner wisse er nicht, warum man wolle, daß er auf die Worte Christi verzichte, um sich darin nicht mit Arnauld zusammen zu finden.

Er hatte 14 Jahre an den Schulen von Port-Royal gelehrt. Nach Zerstörung der Schulen war er einige Jahre Lehrer der Neffen Pascals, der Perrier, lebte dann bis in sein 87. Jahr, bis 1709, in seiner Vaterstadt Beauvais. Der Bischof übertrug ihm 1676 die Stelle des Superiors an seinem Priesterseminar, welche er annahm unter der Bedingung, daß er auch sein Kostgeld im Seminar zahle, daß der Bischof ihm keine Pfründe aufdringe, daß der Bischof sein Gewissensrath und Beichtvater sei. Der Port-Royal zugethane Bischof war Búzanval. (Weitläufigeres über Beaupuis siehe in Beilage XII.)

Der Einzige, welcher die Zeit der Gefangenschaft über bei Port-Royal de Paris blieb, war der Marquis de Sevigné, in seinem kleinen Häuschen, im Klosterhofe. Wir werden ihn später in Port-Royal d. Ch. wieder finden.

zu finden war. Die Jesuiten, namentlich d'Avrigny, suchten diese Weise zu verdächtigen, wie überhaupt den Ankauf auf Nordstrand. Clemencet bezieht dagegen auf diese religieux marchants Baruch 3, 23: Negotiatores Merrhae et Theman et fabulatores.

Befreundete Congregationen.

Es fehlte Port-Royal nicht an befreundeten Mächten; nur erlaubte ihnen die Unterdrückung durch die vereinigte päbstliche und königliche Gewalt nicht, wirklich Dienste zu leisten. Wie aber Mancher Jansenist genannt wurde, nur um ihn anzuschwärzen und zu verdrängen, so waren besonders die geistlichen Congregationen zum Theil aus Eifersucht gegen die Jesuiten und Lazaristen dem Jansenismus geneigt. Das Benehmen derselben brachte indeß diesem in der Regel mehr Unehre, als Ehre. So die Congregation von Frankreich oder von St. Genovefa. Der General sprach von einer Appellation an das Parlament gegen die Unterschrift; allein 1657 sagte er zu Des-Lions, er wisse, der Pabst sei entschlossen, die Jansenisten auszurotten, der neue Nuntius Piccolomini habe drei geheime Breven, zur Ausrottung des Port-Royal utriusque sexus, zur Bestätigung der Censur Arnaulds, zur Verdammung der Provinzialbriefe; wenige Zeit darauf sagte er demselben, er neige sich zur Unterschrift der Verdammung der fünf Sätze, seit er die Schriften des Bischofs von Alet darüber gelesen habe.

Wohl eine noch stärkere Partei blieb stets in der Congregation des Oratoriums jansenistisch, selbst in dem italienischen Stamme; allein, obgleich oft in der Majorität, verbarg sie sich doch vor der Verfolgung und wurde deshalb mit Mistrauen schlimm behandelt. Der General suchte durch eine unbestimmt verdammende Unterschrift der von den Bischöfen (oder von dem Hofe, wie es in der Urkunde heißt) verlangten vorzubeugen. — Die freiere Form der Congregationen, im Gegensatz der eigentlichen Mönchsorden, entsprach mehr dem Wesen Port-Royals, wie denn auch zuerst wegen freier Ansichten über die Gelübde ein Oratorianer des Zusammenhangs mit St. Cyran beschuldigt wurde [1]).

1) Nämlich Seguenot; ich kenne die sinnige Hypothese bei Ste. Beuve über die Motive Richelieus bei Verfolgung desselben. Allein nach der sehr zuverlässigen Handschrift in den Archiven von Frankreich Fol. M. 439 Annales de la congregation de l'Oratoire (von Adry) wurde 1638 Seguenot verhaftet „wegen der Noten, welche er dem Buche Augustins über die Jungfrauschaft beigefügt und weil er darin peu avantageusement des voeux gesprochen hatte." Man konnte glauben, er spreche im Sinne seiner Corporation. Die Versammlung derselben glaubte sich verpflichtet, sich darüber zu erklären. Die Congregation desavouirte das Buch ausdrücklich, Seguenot selbst widerrief, um aus dem Gefängniß zu kommen. Richelieu soll vom General verlangt haben, er solle Seguenot ausschließen, dieser habe es abgelehnt, weil er von dessen Unschuld vollkommen überzeugt sei. — So sprach der-

Zu den entschiedensten Anhängern Port-Royals im Oratorium gehören der berühmte Prediger[1]) Desmares und Gondy[2]), der Vater des Cardinal-Erzbischofs Retz.

selbe Gondren sich auch gegen den Kardinal über die drei Arten von Märtyrern sehr frei aus, wozu er auch die rechnete, welche vom Despotismus sich nicht wollten in ihren natürlichen Rechten unterdrücken lassen. Als der Cardinal-Minister ihn fragte, ob denn die Könige nicht ein Recht auf das Eigenthum ihrer Unterthanen haben, bei den Juden sei es ja so gewesen; antwortete Gondren, die Juden seien Sklaven Gottes und des ihnen von ihm gesetzten Königs gewesen, anders sei es bei Völkern, welche, wie die Franzosen, ihre Könige sich ursprünglich selbst wählten.

1) Die weiteren berühmteren Prediger der Congregation waren, der von unserem Desmares wohl zu unterscheidende Desmarets, Dübreuil, Lejeune, Barthelemy, Du-Faur, Senault, Gabriel Leblanc, le Boux. — Toussaint Guy Desmares, aus der Normandie, wurde von den beiden ersten Generalen des Oratoriums sehr hervorgezogen. Gondren soll einmal zu ihm gesagt haben, wenn der Antichrist komme, so werden sich die geistlichen Corporationen ihm nicht widersetzen, sondern allein die evangelischen Laienpriester. St. Cyran hatte ihm Anleitung zum Studium der Theologie gegeben, er solle blos St. Thomas, dann Augustin, indeß täglich in der Schrift und zwar zuerst Paulus lesen, zuerst nur ohne sich aufzuhalten. Erst gegen 40 Jahre alt fing er an zu predigen, bald mit großem Beifall; die Königin hörte ihn öfters, sie ließ ihn auffordern gegen die Frondeurs zu predigen, er lehnte es ab, um nicht durch den Schein der Bestechlichkeit alles Vertrauen zu verlieren; nun wurde er angeklagt, er habe unter Anderem in seinen Predigten gegen die Wohlgerüche geeifert, welche die Königin sehr liebte; dies wurde mit der Verdächtigung des Jansenismus, mit angeblichen Angriffen auf das Fegfeuer verbunden. Daher mußte er sich verbergen. Er wurde 1653 zu Verfechtung der fünf Sätze nach Rom geschickt. Im Hinweg brachten ihn die Korsaren in große Gefahr; er las indeß ruhig in der Bibel. Der Pabst fragte ihn, ob er ihn nicht für unfehlbar halte, er antwortete, der Pabst habe die Gnadengabe der Unfehlbarkeit, wenn er sich an die Tradition halte. — Er mußte sich sofort bei seiner Rückkehr verborgen halten, zuerst bei dem Herzog von Liancourt, dann bei dem von la Rochefoucault; bei jenem ließ ihn sich der König bei einem Besuche vorstellen; der Greis bat den König um die Erlaubniß, seine Brille aufzusetzen, um auch ihn zu sehen. Er wurde 88 Jahre alt. Seit dem Kirchenfrieden predigte er wieder. Man nannte die mehr schlichte, evangelische Predigt nach seinem Namen. Boileau sagt in seinen Satyren:

Desmares dans St. Roch n'auroit pas mieux prêché.

Zur Charakteristik seiner Geistesgegenwart und der Zeit, welche den Großen auch in der Kirche besondere Ehre bezeugte, wie sie im Theater auf die Scene selbst sich setzen durften, mag dienen, daß eines Tags, als der große Condé während der Predigt eintrat, Desmares ihn anredete: „Euer Gnaden, ich erkläre das Evangelium von der Heilung der dürren Hand; es ist mir eine große Ehre, daß Sie die Zahl meiner Zuhörer vermehren. Ich bitte Gott, daß er den Arm erhalte, welcher Europas Schrecken, Frankreichs Glück ist; aber vergessen Sie nicht, daß, wenn Sie nicht alle Ihre Thaten zuletzt auf Gott beziehen, Gott Ihren Arm verdorren lassen würde." — Condé sagte zu einigen Jesuiten, man hatte mir wohl gesagt, er sei gefährlich; hörte ich ihn noch einmal, er würde mich bekehren!

2) Er war der dritte Sohn des Albert von Gondy, Herzogs von Retz, Generals der Galeren, Marschalls. Er selbst war General der Galeren und

Außer Quesnel, welchem wir später begegnen werden, haben wir unter den janseniſtiſchen Oratianern nur noch Pouget auszuzeichnen (geb. 1666, ſeit 1709 im Oratorium, geſtorben 1723), weil er, außer Ritualen und Brevieren für verſchiedene Diöceſen, den (janseniſtiſchen) Katechismus von Montpellier ſchrieb, welcher jetzt noch von der janseniſtiſchen Partei in Frankreich hoch gehalten wird und deſſen Überſetzung ins Spaniſche der Inquiſition Mühe machte[1]). (Weiteres ſiehe unter Dû Breuil unter Beilage XLVII.)

Der König und ſein Hof.

Der Zuſammenhang Port-Royals mit Retz war jenem bei Hofe ſehr ſchädlich. Doch hielt man zu ihm, weil in ihm die Freiheit des Epiſkopats bedroht ſchien und weil man dadurch in Rom, wo er gut ſtand, wieder Fuß zu faſſen hoffte. Erſt ſeit ſeiner Flucht aus dem Gefängniß, wo er von dem Meſſe leſenden Prieſter durch Fürbitte für ihn, als Erzbiſchof, vom Tode ſeines Oheims, deſſen Coadjutor er geweſen, unterrichtet worden war — hatte der König die von ihm geſetzten Großvicare, worunter ein Port-Royal befreundeter Pfarrer des janseniſtiſchen Kirchſpiels von St. Severin, wie Aufrührer verfolgt. Auch als Retz ſelbſt einen Procurator aufgeſtellt hatte, um ſeine einfache Abdankung zu erklären, als der König bereits Marca zu ſeinem Nachfolger ernannt hatte, erklärte in Rom am 1. Juli 1662 die zu Auslegung des tridentiner Concils niedergeſetzte Congregation, daß die von dem durch die Regierung purgirten, Kapitel gewählten Vicare nicht anzuerkennen ſeien.

Die Anhänger Retzs im engeren Kreiſe nannten ihn „das Evangelium," es waren aber auch esprits forts darunter. Der Hof ſah ſeine Sache um ſo bedenklicher an, da auch der Erzbiſchof von Sens ſich nicht fügen wollte. Dieſer war der Port-Royal

Generallieutenant der Meere des Oſtens; 1619 war er ſiegreich gegen die Türken; er ſtand mit ſeinen Galeren auch vor Rochelle. Als er 1625 den Tod ſeiner Frau erfuhr, gab er ſeine Stelle ſeinem älteren Sohn und trat am 6. April 1627 in das junge Oratorium, welches zum Theil eine Stiftung ſeiner Familie war. Da Richelieu und Mazarin ſeine Familie haßten, wurde er 1641 nach Lyon und wegen der Unruhen ſeines Sohnes 1652 auf 5 Jahre nach Clermont verbannt. Er ſtarb am 29. Juni 1662 in dem pariſer Seminar des Oratoriums St. Magloire, 82 Jahre alt.

1) Die lateiniſche Überſetzung iſt von Colbert, dem muthigen Biſchof von Montpellier, ſelbſt, wegen der eingeſchobenen Veränderungen verboten worden.

so befreundete Gondrin, welcher von Anfang sich geweigert hatte, die Verdammung Jansens unbedingt zu unterschreiben. Retz selbst war der Einzige aus den Zeiten der Fronde, welcher noch auf dem Kampfplatz geblieben war, ein Verehrer und einst Bundesgenosse der Longueville[1]). So stieß die Regierung Ludwigs XIV in ihrem Streben nach Absolutismus überall auf Freunde Port-Royals, und die Unterworfenen fanden hier ein Asyl, worin sie eine höhere Unabhängigkeit jeder menschlichen Macht gegenüber bewahrten. Das war ein Hauptgrund der Verfolgung durch den König. Die Feinde benützten es möglichst. Nicht sobald war der Günstling Fouquet gestürzt, als man, wenn auch unwahr, die Sage verbreitete, eine entschiedene Schutzschrift für ihn sei von Arnauld. Um diese Zeit fällt auch die erste Ungnade von d'Andillys hochstrebendem Sohne Marquis Pomponne. — Die jesuitischen Beichtväter des Königs[2]) ermangelten natürlich nicht, das Ihrige zu thun.

Die Prinzessin von Orleans schreibt am 9. Juli 1719: „Die böße pfaffen seindt schlimme gesellen, wen Ihnen waß Im Kopf Kompt leütte Zu plagen haben sie Keine ruhe biß sie Es Ins werk stellen, Ich habe sie genugsam gesehen, wie sie Es machen und Es hergeht, Es ist Eine Ellendt wen man meint devot Zu sein und Nur Zu glauben was Einem die pfaffen weiß wollen machen, unßer S. König war so Er wußte Kein wort Von der H. schrift Man hatte es Ihm nie leßen lassen, Meinte daß wen Er Nur seinen beichts Vatter ahnhörte und sein pater noster plabelte were schon alles gutt undt Er were gantz gotsfürchtig hatt mich offt recht gejammert, den sein intension ist allezeit auffrichtig undt gutt geweßen, allein Man hatt Ihm weiß gemacht die alte Zott undt die jesuwitter daß wen Er die reformirten plagen

1) Adry sagt in seinen handschriftlichen Annalen zum Jahr 1661: „Der König hatte nach dem Tode Mazarins erklärt, er überlasse den Bischöfen die Sorge der Unterdrückung des Jansenismus; er versprach ihnen seine ganze Protection für die dazu geeigneten Maßregeln. Der wahre Grund der Vorurtheile Ludwigs in diesem Punkte war, daß er im Hasse gegen Retz aufgezogen war. Daher hatten die Feinde Port-Royals gutes Spiel, um ihm aus dem Jansenismus ein Ungeheuer zu machen, da er wußte, daß Retz besonders durch diese Männer begünstigt worden war."

2) Wenn der Beichtvater Mazarin oder andere Minister auf Staatsangelegenheiten zu bringen und ihnen daraus etwas zur Gewissenssache machen wollte, so pflegten sie zu sagen, sie haben ihm darüber nichts mitzutheilen, sie handeln nach Rücksprache mit Doctoren der Sorbonne.

würde, daß würde bey gott undt Menschen den scandal Ersetzen so Er mitt dem doppelten Ehebruch, mit der montespan begangen, so haben sie den armen Herrn betrogen."

Kurz nach dem Tode des Königs schreibt die Prinzessin am 13. September 1715: „Ach liebe Louise mich wundert nicht, daß Eüch unßers Königs S. todt zu hertzen gangen, waß Ich Eüch davon geschrieben ist nicht Zu vergleichen waß wir leyder gehört undt gesehen haben, der König war von sich selber gutt undt gerecht, allein daß alte weib hatte Ihm so Eingepregt, daß Es Niemandts gutt mitt ihm meint, als sie und seine minister daß Er Niemandts alß sie seinem beichtsvatter undt seinen ministern getrawet, undt wie gutte König nicht gelehrt war also hatt der jessuit undt daß alte weib In geistlichen sachen undt die minister In weltlichen sachen dem König alles weiß gemacht waß sie gewollt haben, undt die minister wahren Meisten theils der alten Zott creaturen, also Kan Ich mitt wahrheit sagen, daß alles waß bößes geschehen, nicht vom König kommen Man hatt Ihm alß weiß gemacht seine seeligkeit bestehet drauff, undt Ihr wist liebe Louise wenn Man davon persuadirt ist, ist man nicht Zu abussiren." —

Bei Des-Lions finden sich sehr frivole Äußerungen des Königs notirt. Der König beklagte sich 1665 bei Marsillac, man nöthige ihn zum h. Abendmahl, man sage, es sei seine Pflicht, dadurch ein gutes Beispiel zu geben. Ein andermal sagte der König: Das ist das letzte Mal, daß man mich dazu brachte; es ist mir sehr übel bekommen. — Dennoch verfolgte er Port-Royal namentlich auch wegen angeblicher Geringschätzung dieses Sacraments, weil man vor seinem Misbrauche warnte.

Den gealterten König, zugleich aber auch Manches über seine anerzogenen Begriffe, werden wir gegen das Ende von St. Simon kennen lernen. — Der König sagte 1662 von den Jansenisten: ma mère en veut terriblement à ces gens-là.

Die Königin-Mutter wurde für d'Andillys Galanterie immer weniger zugänglich. St. Vincent sagte zu Des-Lions, er habe sie gefragt, woher ihre Abneigung gegen den Jansenismus komme, sie habe ihm geantwortet, das Haus Östreich verehre ganz besonders das h. Sacrament (Hostie); der ihm von einem Herzog von Östreich (vielleicht von Rudolf von Habsburg) bezeugten Ehrfurcht verdanke man das Kaiserthum in ihrem Hause. Vincent

selbst bearbeitete die Königin sehr in diesem Sinne. Man sagte 1660, in den Friedensschluß mit Spanien sei die Ausrottung der Ketzerei mit aufgenommen worden. Wenigstens hatte man jetzt, besonders seit Retzs Widerstand sich auch zu Ende neigte, freiere Hände, die vermeinte Faction im Innern niederzuschlagen.

Dem Hofe war die von Port-Royal verlangte Sittenstrenge eine Ketzerei[1]). Abgesehen von seinen Ausschweifungen hören wir namentlich aus dem Munde des überall herumhorchenden Des-Lions Züge, welche die Unwissenheit und den Aberglauben, wie die Frivolität der Hofleute gehörig charakterisiren: „Sie glauben bei Hofe, nur die Sünden des Hasses und der Rache machen der Communion unwürdig." Man gab den Ungläubigen bei Hof die Schuld, als man in Paris einen Altar und eine Liturgie für den Satan fand, worin es unter Anderem heißt: gratias tibi Lucifer, gratias tibi Betzebul, gratias tibi Azareel! Auch Richelieu wurde solcher Zauberkünste verdächtigt; er habe die Königin Anna, in die er verliebt gewesen sei, durch ein Zauberbuch gewinnen wollen. Man berief sich für Jenes darauf, daß er die Geheimnisse des königlichen Paares unter sich gewußt; als hätte er aus dem bis zur Elendigkeit schwachen Ludwig XIII nicht Alles herausbringen können! — St. Simon erzählt von einigen bei Ludwigs Hofe sehr angesehenen Männern, daß sie zuerst auf dem Todenbette das Vaterunser in französischer Sprache hörten; der Spötter, Graf Grammont, fand es da sehr schön und fragte seine Frau, wer es gemacht habe. Das war aber sein bitterer Ernst.

Die am Hofe sich unterschreibenden Bischöfe und anderen Geistlichen waren meist charakterlose Menschen. Einer derselben, der Prior von Jars, wohl ein Mann von Familie, betet 1670 auf dem Todenbette: Herr, laß mich doch noch nicht sterben, ich verspreche dir mein Leben zu ändern. Du weißt ja, daß ich ein Mann von Ehre bin; ich werde dir Wort halten. — Allerdings wurde nun mehr auf Anstand gehalten als früher. Marolles erzählt von Valançai, damaligem Bischof von Chartres, welcher 1651 als Erzbischof von Rheins starb, er habe bei der Aufführung von Miramis, welcher die Königin Anna beiwohnte, geholfen die Hon-

1) Ein Anwohner des classischen Bodens von Port-Royal d. Ch. sagte zu mir, er hätte an Ludwigs Stelle auch nicht anders gehandelt, denn, wenn man die Jansenisten hätte um sich greifen lassen, so hätte der König nicht einmal mehr eine Maitresse halten können. — Richtig bemerkt!

neurs machen. Er sei beim Schlusse des Stücks von dem Theater herunter gestiegen, an der Spitze Derer, welche in kostbaren Gefäßen Süßigkeiten zur Erfrischung trugen. — Weil er Godeau zum Bisthum geweiht hatte, sagte Arnauld, er sei mit der Wolfstatze gesegnet.

Der Nuntius bezeichnete mit einem classischen Worte das Band der Unterthänigkeit, welches die meisten Bischöfe an Rom knüpfte, indem er sagte: „Entweder begnügt euch mit Einer Pfründe oder glaubt an den Pabst!" — Der Pabst war nöthig, um die von den Concilien verbotenen Misbräuche erlaubt und gesetzlich zu machen. Mit welcher Stirne konnten solche Bischöfe erklären, der Pabst stehe unter den Concilien und ihren Gesetzen?

Der Einfluß der Jesuiten bei Hof machte die meisten Bischöfe und Bisthums-Candidaten von ihnen abhängig, da der König die Bisthümer vergab. Wer Bischof werden wollte, predigte in den Jesuitenkirchen und rühmte ihren Orden. Später war man denn gebunden. So ging es Senlis, Erzbischof von Embrün. Lange schleppte sich sein früheres Verhältniß zu den Jesuiten fort. Allein 1686 brachen sie mit Verläumdungen gegen ihn bei Hofe los, weil er zu Missionen unter den Protestanten, nicht Jesuiten, sondern die gemäßigteren Oratorianer verlangte, während die Jesuiten mit ihrer kargen Scholastik und Polemik dabei nur wenig fruchteten. Man warf ihm vor, er habe das ihm vom König gegebene Geld zu den Missionen in seiner Tasche behalten und keine gehalten. Er schrieb an den Erzbischof von Paris, an de La Chaise, an andere Geistliche bei Hof, keiner wagte oder wollte ihm antworten[1]). Daher sprachen alle Geistlichen, welche bei Hofe eine Beförderung suchten, im Sinne der Jesuiten.

Der Pabst.

Alexander VII. Die gesammelten gegenseitigen Briefe des Pabstes[2]) und des Nuntius in Frankreich, welche ursprünglich in

1) Es hieß, die Jesuiten haben das ihnen zu Förderung der Bekehrungen anvertraute Geld nur ihren Schuldnern gegeben. Sie nehmen Schenkungen von anerkannten Wucherern an, und wollen nicht gegen Wucher predigen (darunter wohl auch das Zinsennehmen verstanden). Der Erzbischof berief sich darauf, daß er aus eigenen Mitteln bei dem Widerruf des Edikts von Nantes alte unbrauchbare Pfarrer pensionirt und tüchtige an ihre Stelle gesetzt, ein gutes Seminar eingerichtet habe und beinahe nie einem die Priesterweihe gebe, den er nicht habe predigen hören.

2) Papst Alexander VII, unter welchem die große Verfolgung über Port-

Chiffern geschrieben waren, liegen in einer beglaubigten Handschrift vor uns.

Der Pabst schreibt am 1. November 1660: „Man hat besonders auf Port-Royal loszugehen. Und da nun die Königin mit ihren dringenden Bitten den Weg dazu öffnet, so ist nöthig, dazu jeden Geist zu gewinnen. Die angeblichen Exemtionen Port-Royals sind durch apostolische Visitatoren zu untersuchen. Vorher muß man sich aber der königlichen Unterstützung und Mazarins versichern."

Dieses ist offenbar die Antwort auf das Schreiben des Nuntius an den Pabst vom 24. September 1660, welches lautet: „In der letzten Audienz forderten die beiden Majestäten (der König und besonders seine Mutter) auf, der Pabst solle seinerseits etwas gegen den Jansenismus thun. Der Nuntius setzte dem Almosenier des Königs, der deshalb noch besonders an ihn geschickt wurde, auseinander, daß man untersuchen müsse, ob die Ansprüche Port-Royals, daß es nicht unter dem Pabst unmittelbar, sondern zunächst unter dem Erzbischof von Paris stehe, begründet seien. Denn da eben die Angelegenheiten des Cardinals Retz mehr in Anregung gekommen sind, so könnte unter den Bischöfen ein Rumor erregt werden, daß damit ohne seine Zustimmung ein Eingriff in seine Gerichtsbarkeit gemacht worden sei, wogegen viele von diesen Bischöfen sich immer ohne irgend einen Grund sehr abgeneigt bezeugt haben." Die Vicare des Erzbischofs hätten bisher immer behauptet, sie könnten gegen Port-Royal nicht einschreiten, weil es unentschieden sei, ob Port-Royal unmittelbar unter ihnen stehe (wie der Hof behauptete); überdies hätten sie keine Vollmacht dazu von Retz, er habe ihnen aber verboten, etwas zu thun, wozu er ihnen keine bestimmte Vollmacht gegeben habe. Der Nuntius folgert daraus, daß die Sache Retzs bald entschieden werden müsse.

Und das wollte eben der König bezwecken, indem er den Pabst aufforderte, etwas zu thun, dabei aber wieder erklärte: „er wage nicht, die Hand ans Heiligthum zu legen." Die Karten lagen so: Dem König war mehr an Beilegung von Retzs Angelegenheit gelegen, dem Pabst mehr an Unterdrückung des Jansenismus.

Royal ausbrach, war nur gewählt worden, indem er sich einmal in Conclave sehr für Augustins Lehre aussprach und dadurch die barbarinische Partei zu gewinnen wußte.

Während Retz sich durch sein Bündniß mit Port-Royal das Ansehen eines mächtigen Parteihauptes zu geben suchte, suchte der König den Pabst zur Nachgiebigkeit in der Angelegenheit von Retz zu bewegen, indem er ihm die Unterdrückung Port-Royals als Lohn zeigte; der Pabst aber stellte dem König die Partei Retzs unter den Bischöfen als bedenklich dar, damit der König desto bereitwilliger wäre, sobald der Pabst ihm Retz zum Opfer brachte, zu Unterdrückung des Jansenismus dem Pabst die Hände zu bieten. Der Nuntius, welcher den Ruhm haben möchte, den Jansenismus unterdrückt zu sehen und dessen Stellung bei Hofe nicht eben die angenehmste sein mochte, so lange Retz vom Pabst aufrecht erhalten wurde, stellt dem Pabst die Beilegung seiner Angelegenheit als wünschenswerth dar.

Der Pabst schreibt bald darauf an denselben Nuntius: „Die Impulse, welche von der Königin, dem Cardinal Mazarin, dem Bischof von Rennes und Anderen gegeben wurden, damit das Nest des Jansenismus durch Aufhebung der Versammlungen von Port-Royal zerstört werde (distruga), sind großer Überlegung würdig. Der Königin und Mazarin ist anzubieten, daß Ihre Majestät indeß die Conventikel, welche darin gehalten werden, aufheben und bestrafen und so der Visitation des Klosters, welche darauf folgen solle, einen glücklichen Ausgang versichern könne. Was Arnauld betrifft, so dürfen Sie (der Nuntius) sich nicht bei Laien zum Urheber seiner Einkerkerung machen; wenn es aber der Cardinal Mazarin will, so fehlt ja nicht das Beispiel des Abts von St. Cyran, die Frucht davon wäre leichtlich größer; hierorts hätte man gar keine Abneigung dagegen. Wäre dieses Haupt aus dem Wege geräumt, die obgemeldeten Conventikel aufgelöst, so wäre der Jansenismus zu Boden geworfen."

So weit der Heilige Vater. Zugleich trägt er dem Nuntius auf, sich in Betreff des von der Klerus-Versammlung zu Förderung der Verdammung Jansens verfaßten Unterschrifts-Formulars so zu benehmen, daß es nicht den Anschein gewinne, als ob der Pabst die Klerus-Versammlung als National-Concil anerkennte [1]).

1) Nach Des-Lions zögerte der Pabst deshalb besonders, dem Formular seine Anerkennung zu geben, weil man es ein „Glaubensformular" nannte; ein solches zu geben, stehe nur dem Pabste oder einem allgemeinen Concil zu.

Der Nuntius schreibt am 21. Januar 1661 an den Pabst, die Unterschrift finde Widerstand. „Die Meisten glauben zwar, der Jansenismus werde bald unterdrückt sein, die gute (sana cosa, während auch die Jansenisten die ihrige immer saine doctrine nennen[1]) werde schon von selbst siegen. Die Verständigeren jedoch glauben, die Verpflichtung zu Unterschrift des Verdammungs-Formulars der Versammlung könnte ohne Erfolg bleiben, wenn der König die päbstlichen Commissarien nicht kräftig gegen die in der Ausführung nachlässigen Bischöfe unterstütze. Es lasse sich leicht absehen, daß wir dabei keine andere kanonische Gewalt haben, als die apostolische, um noch mit Strafen die renitenten Bischöfe zu zwingen, während verschiedene Bischöfe durch so große Schlauheit, durch die Unterstellung, als handelte es sich um ihre eigene Erhaltung und um die der ersten Gesetze der gallikanischen Kirche, um Einführung der Inquisition von den Jansenisten zum Widerstand verleitet werden." — Der Pabst wiederholt unterm 7. Februar, die gute Stimmung der Machthaber zu wirklicher Unterdrückung solle benützt, es solle dafür gesorgt werden, daß die Beschlüsse der Versammlung nach deren Auflösung auch ausgeführt würden. — Immer kommt er darauf zurück, daß ja der strenge (rigorosa) Beistand des königlichen Arms zur Ausführung nicht fehlen dürfe.

Aus diesen Correspondenzen lernen wir weiter nicht blos, daß Lionne, der königliche Minister, mit dem Nuntius, besonders bei Gelegenheit von Arras, jetzt schon in Unterhandlung stand, wie es mit den Bisthümern sede vacante, namentlich mit der Besetzung von Pfründen in ihrem Bereich sollte gehalten werden; sondern es handelte sich auch um die Einführung einer Lehre, welcher sich der Jansenismus stets entschieden entgegen gestellt hat, und worüber der Pabst, von streitenden Mönchsorden aufgefordert, eine Entscheidung geben sollte. Eine Congregation suchte vor Allem zu temporisiren. — Auf die Anfrage des Pabstes an den Nuntius, wie es in Frankreich mit der Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariens stehe, erwiderte dieser am 26. Nov. 1660:

Der Karmeliter Leon hatte darüber mit dem Pabste eine Unterredung gehabt, worin sich dieser so aussprach, daß Leon, aus Furcht vor Annat, allen Mittheilungen darüber auswich.

1) Das bedeutet noch heut zu Tage im Munde eines Jansenisten: jansenistische Lehre. Alle nichtunitarischen, orthodoxen Dissenter in England nennen ihren Glauben the sound doctrine of the scriptures.

„Die fromme Meinung (opinione) wird von der Sorbonne nach einem besonderen Statut vertheidigt; sogar Dominikaner müssen, um darein einzutreten, versprechen, Dasselbe zu thun. Auch in den meisten Städten Frankreichs werden Feste zu Ehren derselben gefeiert. Man kann vielleicht vermuthen, die Jansenisten werden entgegen sein, von denen ich höre, daß sie in Rouen Meinungen gelehrt haben, um die Gläubigen von der Verehrung der glorreichen Jungfrau abzuhalten. Man hat angefangen, gegen sie ein Verfahren einzuleiten." — Etwas später schreibt Derselbe an den Pabst: „Gegen den Bibliothekar von Notre Dame zu Rouen wird gerichtlich ausgesagt, er habe sich vernehmen lassen, man thue der Jungfrau zu viel Ehre, indem man der Mutter die dem Sohn gebührende Ehre erzeuge, er habe auf die Gebete an die Jungfrau gescholten, wie über die Litaneien, indem er die Lobeserhebungen und Eigenschaften, die man ihr darin giebt (indem man sie domus aurea, turris eburnea nennen) als lächerlich und die Andacht des Rosenkranzes als Narrheit behandle."

Der Pabst schreibt am 7. Februar 1661: „Ich wünsche, daß Sie sich geschickt unterrichten, ob nicht der Hof, die Sorbonne, die Klerus-Versammlung oder eines von ihnen die Absicht habe, den Pabst um ein in Betreff der Materie der allerheiligsten Empfängniß günstiges Decret unterthänigst zu bitten. In diesem Fall haben Sie einen solchen Gedanken nicht zu verhindern, sondern vielmehr zur Ausführung zu ermuthigen, ganz aber nur wie von Ihnen selbst und wie aus Ihrer eigenen Anregung (in tutto pero come da se e di suo proprio motivo) [1]). —

Satyre eines Kapuziners auf Port-Royal.

Indem wir nach den Quellen die Glieder und Freunde Port-Royals zu charakterisiren suchten, trat uns öfters der Zweifel entgegen, daß ja an diesen Bildern nur Licht, beinahe kein Schatten

1) Auf die Jansenisten fiel immer der Verdacht, daß sie schlechte Marien-Verehrer seien. Sie waren der erst von den jüngeren Mönchsorden aufgebrachten unbefleckten Empfängniß und besonders den damit verbundenen Ablässen abgeneigt. Die von der Universität Mainz, von der römischen und spanischen Inquisition verdammten (1674) avis salutaires de la B. V. Marie à ses dévots indiscrets wurden den Jansenisten zugeschrieben. Noch im Jahre 1678 verbot der Dominikaner Raymond Capisucci maitre du sacré palais den officio dell' immaculata conceptione della santa vergine nostra signora, approvato dal S. P. Paulo V mit Ablässen. Der Kaiser schrieb

sei. Die Gegenschriften helfen uns nur wenig, da sie theils auf die Persönlichkeiten wenig eingehen, theils handgreifliche Verläumdungen enthalten, theils nur Böses aussagen. Einem schattenlosen Gemälde wird dadurch nicht geholfen, daß Jemand herkommt und einen Topf schwarzer Farbe darüber hinuntergießt. Und doch ist dies die Weise der Parteikämpfe und am meisten der theologischen. Indeß gehört es zum Interesse der Sache, ja zur Wahrhaftigkeit und Billigkeit selbst, diesen leidenschaftlichen Anklägern Gelegenheit und Stimme zu geben.

Einer der ausgezeichneteren ist der Kapuziner Zacharias von Lisieux, welcher unter dem Namen Louis Fontaines 1660 seine Relation du pays de Jansénie herausgab, où il est traitté des singularitez qui s'y trouvent, des coustumes, moeurs et religion des habitans. Er kommt erst in der zweiten Hälfte an die eigentliche Verketzerung bei Gelegenheit der fünf Artikel, wo er sich ganz als Kapuziner zeigt; im Übrigen stellt er nicht ohne Witz schwache Seiten der Partei ans Licht.

In dem Rahmen des beigegebenen Kupferstichs sind die jetzt noch in Frankreich gebräuchlichen Holzschuhe, Schwefelhölzer und Körbe überall angebracht, offenbar ein Spott auf die Handarbeiten. Schon im Vorwort sagt er, er schreibe nur kurz und mache keinen profit du libraire et supplice du lecteur, was sich auf die affectirt gedehnte Schreibart mancher jansenistischen Schriftsteller bezieht.

Es wird behauptet, die Insel Nordstrand habe Veranlassung zu diesem fingirten Lande Jansenien gegeben. Allein weder die beigegebene Ansicht des Landes, noch ihre Erklärung stellt es als eine Insel dar. Dieses Land, dessen Beschreibung gewiß nicht uninteressanter sein werde, als die vielen Beschreibungen von China und Kanada[1]), gränzt gegen Süden an ein unergründliches Meer

deshalb an den Pabst, welcher in der neuen Ausgabe bei den Gebeten das sanctam conceptionem in sanctam et immaculatam conceptionem veränderte. Auch Baillet, der kritische Historiker, Biograph von Des-Cartes, von Richer und von Hermant, der satyrische Schriftsteller, Verfasser der Schrift über dévotion de la sainte Vierge et du culte qui lui est dû, war Port-Royal befreundet. Bayle sagt, er habe darin so vernünftig über diesen Gegenstand gesprochen, als ein Mann von seiner Profession thun könne. Der Pabst setzte diese Schrift 1695 auf den Index.

1) Worin zum Theil die Accommodation der Jesuiten an heidnische Gebräuche angegriffen wurde.

voller Ungeheuer, gegen Osten an die weiten Auen von Libertinien (die Lehre von dem Unvermögen des Menschen, die Gebote Gottes zu erfüllen, führt zur Ausschweifung); gegen Norden hat es Kalvinien, woher sein Hauptfluß kommt, gegen Westen liegt Desesperien, das Land der Verzweiflung, mit seinen Felsen und Ruinen, wo nur Einzelne herumirren und den Tod suchen. (Die Lehre, daß Christus nicht für Alle gestorben sei, führt zur Verzweiflung.) In der Mitte von Jansenien liegt die Hauptstadt, der Sitz des Parlaments und der Universität; vortreffliche Communicationen führen nach den drei benachbarten Ländern. Die Menschen sind mehrentheils sehr klein, ob sie sich gleich von ihren Malern in außerordentlicher Größe darstellen lassen. Ihr Kopf ist klein, aber sehr hart, wegen der Dicke des Schädels. Man hat bei Sectionen wiederholt gefunden, daß Mehrere ein doppeltes Herz hatten — man glaubt, daß sie deshalb zweideutig in ihrem Verfahren sind. Ihre gewöhnliche Krankheit ist eine gefährliche Geschwulst (enflure, die ascetischen Schriften Port-Royals stellen die enflure du coeur, den Hochmuth, als das Grundübel des Menschen dar), woran sie gewöhnlich sterben, wenn sie das Land nicht verlassen, wovon man sie aber selbst mit Gewalt abhält. Ihre Häuser haben sämmtlich Hinterthüren; gewöhnlich kommen sie bei Nacht zusammen; sie thun alle ihre guten Werke bei Licht. Sie haben ihren eigenen Gang und Ton; bei jeder Gelegenheit verdrehen sie die Augen auf eine Weise, daß man meint, sie sterben; was sie Apostrophen des Gesichts nennen.

Dieses Land hat Thiere, welche sonst ganz unbekannt sind, Wölfe, welche Schaafwolle tragen, Füchse mit allen möglichen Bälgen, selbst gezähmte, welche mit den Hühnern leben, ohne daß sie, wie man sagt, ihnen etwas thun, schwarze Papageien, welche sehr gut reden, Nachteulen mit Büschen, welche schöner singen, als Nachtigallen. Da sie sich im Schreiben sehr wohl gefallen, halten sie eine große Menge Vögel; doch ist es nicht wahr, daß sie blos mit Adlerfedern schreiben. Auch fehlt es nicht an Hirschen, welche ihr Geweih sehr hoch tragen. Ihre Schaafe sind größer, als die unseren, daß man sie hier für Ochsen hält.

Was die Pflanzenwelt anbelangt, so wächst das giftige Eisenhütchen (Sturmhut, Narrenkappe) am häufigsten. Auch wächst der Lorbeer schön, woraus sie sich Kränze machen. Es ist im Lande

ein See, welchen Manche dem Genfer See ähnlich finden, nur daß sein Wasser viel feiner ist. Unter allen Künsten betreiben sie am meisten die Buchdruckerei, man kann auch nichts Pünktlicheres, nichts Hübscheres sehen, als ihre Arbeiten in diesem Artikel. Es ficht sie wenig an, wenn etwas Wahrheitswidriges sich eingeschlichen hat, wenn nur ihre Fehler ganz correct, auf feinem Papier, mit guten Lettern gedruckt und reinlich gebunden sind. Daher verschaffen sie sich viel Eingang bei den Frauen, welche die Vergoldung lieben.

Aus Kalvinien erhalten sie ihre schönsten Lettern; sie haben von allen Gattungen, nur keine römische Schrift. Eben daher beziehen sie auch ihre Waffen, welche sie nicht selbst verfertigen. Weniger Nutzen ziehen sie aus dem Handel mit Desesperien, wohin sie nur Messer, Stricke und Hanf dazu absetzen.

In den Wissenschaften nehmen sie die herkömmlichen Formen nicht an, denn sie machen lieber Gesetze, als daß sie dieselben annehmen. Ihre Philosophen erkennen den gesunden Menschenverstand nicht an. Ihren Doctoren giebt man Revesche-Mäntel mit Ärmeln[1]), mit Fuchspelz, statt mit Hermelin gefüttert, man setzt ihnen den Hut des Stifters ihrer Universität auf. Wer es zur höchsten Doctorswürde (mit grünem Hut?) gebracht, wird vom Volk, besonders von den bigotten Weibern, gemästet. Die Rhetorik treibt Jedermann, aber die Musik lieben sie nicht (c'est pourquoi il ne leur faut jamais parler d'accords). Indeß haben sie Gefallen an der Trompete, weil sie zum Krieg dient, wozu sie sehr geneigt sind, ob sie gleich immer Unglück dabei haben. Wenn sie aber eine Schlacht verloren haben, so verbergen sie es so geschickt, daß, wenn man sie sieht oder hört, man glaubt, sie haben gewonnen. Ihre Anführer hängen dann zur Täuschung des Volks immer einige gemachte Fahnen in ihren Tempeln auf.

Es ist eine Lust, sie über das Alterthum ihrer Stadt sprechen zu hören; sie sagen, dieselbe sei von einem Fürsten von Hippo (Augustin) vor 1200 Jahren gebaut; sie rühmen sich des Besitzes von Urkunden, welche dies aufs Deutlichste beweisen. Ihre keckſten Geschichtschreiber treiben es noch weiter und versichern, dieser Herr habe sie nur wieder aufgebaut, sie sei schon 400 Jahre früher durch

1) Reveche, grober Zeug, ein widerspänstiger Mensch; in den Ärmeln haben sie die einfältigen Leute ihrer Partei.

einen berühmten Fürsten von Tarsus, einen großen Krieger, gegründet worden, welcher in seiner Jugend den berühmten Gamaliel zum Lehrer gehabt habe. Sie zeigen auf ein unterschobenes, kaum 30 Jahre altes Schwert, das sie für sein Schlachtschwert ausgeben (Jansens Augustin), wie man zu St. Denys das der Jungfrau von Orleans zeigt. — Sie errichten ihren Anführern zahlreiche Statuen und Monumente, in welche nur der Blitz gerne schlägt. Allen wohlhabenden Weibern, welche zum Wiederaufbau der Stadtmauern, zum Gießen der Kanonen, zur Bezahlung der Garnison beitragen, geben sie den Titel Heroinen und dediciren ihnen ihre Bücher.

Statt daß man bei ihnen das Bürgerrecht kaufen müßte, geben sie den Fremden, die hereinziehen, Geld, daher von allen Orten solche kommen, deren Verhältnisse sonst ruinirt sind. Man sagt von den Wilden, daß man sie mit einer Bouteille Branntwein, ihrem Lieblingsgetränke, leicht zum Entschluß brächte, Christen zu werden, daß ihnen aber das Taufwasser allein keine Andacht einflöße. Dasselbe geschieht mit dem Pöbel, welcher sich von den Jansenisten gewinnen läßt; ihre Lehre wird nur den sie begleitenden Freigiebigkeiten zu Liebe angenommen. Die Doctoren haben vorausgesagt, daß das Interesse ein sicheres Mittel wäre, diese Arznei zu verschlucken.

Derselbe Eifer, welchen sie für die Armen affectiren, läßt sie misbilligen, was man ihnen von den in andern Ländern mit Marmor und kostbaren Gemälden reich ausgeschmückten Kirchen sagt. Sie meinen, sie schaffen nur den Bedürftigen Recht, indem sie für dieselben Gott diesen großen Schmuck wegnehmen, der ihm ja doch zu nichts diene. Salomo sei gewiß in der anderen Welt für die Erbauung eines so prächtigen Tempels gestraft worden, sagen sie: man dürfe gar nicht daran zweifeln, daß die rechtschaffenen Leute in Jerusalem sich daran geärgert haben.

Da sie in ihrem Lande keine Privilegien dulden, wollen sie keine Mönche, welche stets davon reden. Um so auffallender ist, daß sie Nonnen haben wollen. Auch haben sie in einem Walde, zwischen den Straßen nach Deseserien und Kalvinien, Halbmönche, welche sind, was sie nicht sind, und nicht sind, was sie sind. Man weiß von ihnen nichts Zuverlässiges, als daß einige von ihnen Körbe, Holzschuhe, Schwefelhölzer machen, welche nachher

auf dem Markte verkauft und von den Devotesten unter ihnen als Reliquien angesehen werden. Sie lassen es geschehen, daß die Laien unter Einer Gestalt communiciren, aber viele unter ihnen behaupten, das Gegentheil wäre sehr wünschenswerth. Man glaubt, dieses Licht sei aus England zu ihnen gekommen mit anderen Waaren, womit sie sich nicht brüsten, weil sie der Confiscation unterworfen sind und sie dafür gestraft worden wären, daß sie dieselben ohne Befehl des Magistrats angenommen hätten. Auch der Cölibat ist bei ihnen mit dem Priesterthum verbunden, wie in der römischen Kirche; man weiß aber nicht, ob sie diesen Gebrauch ins Land aufnehmen würden, wenn er nicht schon eingeführt wäre. Ich habe auch wirklich einige eifrige Laien gesehen, welche die Augen zum Himmel erhoben, die Achseln zuckend, unter Seufzern vorstellten, wie unpassend das sei, daß das viele Ausschweifungen unter den Dienern des Altars veranlassen könne." — So weit unser Kapuziner.

Es ist möglich, daß diese letzten Punkte nur Verleumdungen sind, aber nicht minder, daß von den Parteiführern solche Ansichten niedergehalten wurden, um nicht noch neue Verwickelungen herbeizuführen. Die strengascetische, priesterliche Zentralmacht der Jansenisten mußte dagegen sein, aber unter der Hand mochte bei manchen Anhängern davon die Rede sein. Uns ist in den gedruckten Urkunden kein Beleg dafür bekannt, sie sprechen nicht davon. Ein Unbekannter, welcher 1673 im Seminar von Alet eine Retraite hielt, schreibt über den Cölibat auf ganz jansenistisch-diplomatische Weise: „Sie glauben vielleicht, ich habe eine zu kecke Ansicht ausgesprochen, indem ich sagte, der Gehorsam, welchen die Geistlichen dem Bischof versprechen, sei wesentlicher und unerläßlicher, als die Enthaltsamkeit, wozu sie sich verpflichten. Sie werden das aber nicht mehr befremdend finden, wenn Sie betrachten, daß die Hierarchie in der griechischen Kirche nicht weniger bestanden hat, als in der lateinischen, trotz der Ehe der Priester, Diakonen und der anderen niedern Kirchendiener." Es folgt nun ein jansenistischer „Fuß": „Daraus können wir schließen, wie groß die Anmaßung der Mönche und wie unerträglich ihre Verwegenheit ist, wenn sie sich anmaßen, sich der Macht der Bischöfe zu entziehen, in deren Hände sie dieselben Gelübde abgelegt haben, wie die anderen Priester bei ihren Ordi-

nationen, und wenn sie sogar wagen, sich ohne ihre Erlaubniß in die Verwaltung der Sacramente zu mischen."

Nicht übel schildert unser Kapuziner die jansenistische Lehre von der Absolution: „Es ist wahr, daß die Doctoren dieses Landes die Absolution nicht für sehr wirksam halten; sie lehren, sie sei nur eine einfache Erklärung der Gnade, welche man (schon) durch die innern Schmerzen erhalten hat." — Bloße Folgerung ist es jedoch, wenn es weiter heißt: „Der Mensch könne sie wohl entbehren, der entlassene Gefangene brauche sich sehr wenig darum zu kümmern, ob man ihm sage oder nicht, daß der Kerkermeister die Pforte geöffnet habe."

Wahr ist, daß Port-Royal zwar einerseits die Sacramente, namentlich Abendmahl, Beichte, Priesterweihe sehr hoch stellt, andererseits durch die innerliche Auffassung, wornach doch nur die Gnade durch dieselben wahres Leben geben kann, wenigstens das opus operatum ganz aufhebt. Dieses kann mit der Prädestination durchaus nicht zusammen bestehen. So hätte auch die Einschärfung einerseits sich an seine Pfarrkirche zu halten, andererseits sich dem Beichtvater, „den man unter 10,000 gefunden," sich ganz zu ergeben, auch ohne äußeren Zwang, am Ende zu der Unterscheidung des Directeurs und des gesetzlichen Beichtpfarrers führen müssen. Der Geist des so ganz priesterlichen St. Cyran trieb selbst dahin, die Seelsorge über den Beichtstuhl zu stellen.

Unser Kapuziner sagt, die Jansenianer sehen die Enthaltung vom Abendmahl als das verdienstlichste Fasten an. Aus Singlins obiger Unterredung mit der Herzogin erklärt es sich, wenn unser Kapuziner sagt: „Seit einiger Zeit zeigen sie sich im Widerspruch mit ihren Grundsätzen, als fleißige Communicanten, um der Nachrede auszuweichen, als glaubten sie, die Gnade werde um so mehr ertheilt, je mehr man sich von der Quelle entferne. Vielleicht hat sich auch seit der Zeit ihrer ersten Schriften darüber die menschliche Natur und die Wirkung der Sünden verändert."

Um die fünf Sätze nun recht in ihrem zerstörenden Einfluß darzustellen, erzählt unser Kapuziner, welchen Gebrauch die Jansenisten davon im Jugendunterricht machen[1]).

1) So heißt es: Die Lehrerinnen, welche den Mädchen das Lesen lehren und die mindestens denselben Eifer haben, den Kleinen diesen Glauben einzuflößen, daß Petrus gefallen sei, weil die Gnade sich ihm entzogen habe (Ver-

„Es heißt, daß man sich in Italien, wo es viele arme Bischöfe gäbe, an mehrere gemacht habe und verspreche, ihnen Equipagen zu halten, wenn sie es mit Jansenien halten. Den Spaniern halte man die Größe und Herrlichkeit der Partei vor; denn das ist die Leidenschaft der Spanier, es hält sich einer schon für glücklich, wenn er nur auf den Anderen herabsehen kann (de tenir le haut du pavé), auch wenn er nur Wind zu schlürfen und Rüben zu essen bekäme." Damit schließt sich unser Kapuziner vollends an die Karrikaturen der Zeiten Richelieus an, worauf der spanische Wind, nebst Rüben statt des Federbusches an den Hüten der Spanier eine große Rolle spielen. Ähnliches sagte man Des Lions, um ihn von den Jansenisten abzubringen; es fehlte sogar nicht an dämonischen Wirkungen und an Offenbarungen. (Siehe Beilage XIII.)

Es fehlte auch nicht an Satyren in Versen, zumal da Port-Royal selbst, wenn auch mit Misbilligung des älteren Stammes, selbst diese Saite angeschlagen hatte. So als Antwort auf die Enluminures (erster Band, Seite 615) der „Striegel für den jansenistischen Pegasus." (Siehe Beilage XIV.)

Schilderung der Betschwestern beider Parteien.

Eine Handschrift auf der Mazarin-Bibliothek enthält zuerst eine Menge von satyrischen Büchertiteln, welche die Bibliothek des Ordens des devotes du temps et à la mode bilden, ein Ver-

anlassung zu Arnaulds Ausschließung aus der Sorbonne), sprechen: Glaubt ja nicht, meine Töchter, daß Gottes Gnade immer mit uns sei. Ach nein; es giebt Zeiten, da man zu Grund gehen muß! Was sollen wir auch anderes thun, wenn Gott sich von uns zurückzieht? und das geschieht doch oft; sind wir nicht recht unglücklich? Man gebietet uns die Keuschheit und doch sind wir oft der zu ihrer Erhaltung nöthigen Kräfte beraubt. Behaltet das ja, es handelt sich dabei um euer Heil, wenn ihr es nicht wißt; bei Gelegenheit könntet ihr es nöthig haben. Ehemänner wären nicht so grausam gegen ihre Frauen, wenn sie die Theologie studirt hätten; denn dann wüßten sie, daß, da die Gnade uns öfters verweigert ist, man mit unseren Schwachheiten vielmehr Mitleid haben, als über Fehltritte böse werden sollte, worein wir verfallen, weil Gott uns seine Gnade verweigert, entweder um uns für unsere Untreue zu strafen, oder um uns durch einen nothwendigen Fall zu lehren, daß wir ohne ihn nichts können. — Auch ermangeln die Wüstlinge in Jansenien nie, sich bei Denen, welche sie verführen wollen, auf ihre Doctoren zu berufen und ihnen zu sagen, es gäbe ja Augenblicke, wo der Widerstand nicht in unserer Gewalt sei. Dieser Eindruck, verbunden mit den Gelüsten, welche man durch diese verderblichen Reden erweckt, macht eine elende Creatur leicht glauben, daß der Augenblick, wo man zu ihr spricht, dieser Augenblick sei, wo der Wille keine Gewalt über sie habe, daß es Zeit sei, sich zu ergeben, weil Gott nicht mehr der bekämpften Tugend beistehe.

zeichniß der Gemälde, Garderobe, die Regeln für die Ordensschwestern in der Clausur und für die in der Welt. Als eine Hauptregel dieser steht oben an, daß jede einen confesseur, einen directeur und einen debrouilleur für ihr Gewissen habe, damit sie dann, bei deren Widerspruch unter sich, selbst zu entscheiden habe. Besondere Abschnitte geben die Regeln für die jansenistischen, für die antijansenistischen und für die quietistischen Betschwestern.

„Die jansenistischen Betschwestern 1) sollen alle Bücher von Port-Royal haben, sie gerne herleihen und selbst anbieten, wo sie sehen, daß Jemand Liebe zur Wahrheit und Geschmack für das heilige Alterthum und die gute Moral hat. — 2) Sie citiren zur Zeit und zur Unzeit die Schrift, die Concilien und die Väter; sie haben von der Tradition, von öffentlicher Buße, von den alten Kasteiungen zu sprechen und vermissen die ersten Jahrhunderte bitterlich. 3) Sie haben Sorge sich gründlich zu unterrichten über die Geschichten des Falles des Pabstes Liberius, von der Verdammung des Honorius und anderen ähnlichen Geschichten und werden sich fleißig darüber unterhalten. 4) Sie declamiren gegen das Formular, die heilige Politik und plumpe Unwissenheit der Bischöfe, welche die Unterschrift verlangen. 5) Sie beklagen die erstaunlichen Misbräuche der Brüderschaften, der Indulgenzen und sagen nie den Rosenkranz. 6) Sie geben sich alle Mühe, gewisse Casuisten als Verderber der Moral und als Feinde des göttlichen Gesetzes zu verschreien. 7) Sie müssen alle Übungen der Frömmigkeit, von welchen sie nicht glauben, daß sie aus der ersten Kirche seien, als devotion de femmelettes und als Aberglauben ansehen. 8) Ihr Oratorium und ihr Cabinet soll mit Portraits des Bischofs von Ypern und der Heroen der Secte geschmückt sein, es sei denn, daß eine verpflichtet sei, sich in Acht zu nehmen, um nicht dem Glück ihres Sohnes, des Abbes, oder ihrer Tochter, der Nonne, zu schaden. 9) Ihr Überfluß soll auf den Unterhalt ihrer verbannten oder verborgenen Doctoren verwandt werden, auf Druck und Vertheilung der Bücher der Partei; sie geben nicht einen Obol den Bettelorden, noch zum Schmuck der Kirchen, da er doch hinausgeworfen wäre. 10) Sie werden jedes Jahr ihre Retraite oder doch einige fromme Wallfahrten nach Port-Royal machen und rufen die heiligen Männer und Frauen des Ordens an, die daselbst begraben sind."

Die devotes antijansénistes oder die molinistischen Betschwestern haben mit allen ihren Kräften und mit allen Mitteln die Schriften dieser Herrn (von Port-Royal) ohne Ausnahme zu verschreien. Sie stimmen dafür, daß man mit Feuer und Schwert Alle ausrotte, welche sie des Jansenismus verdächtigen. Sie sollen als dieser verfluchten Ketzerei überführt betrachten gewisse bekannte Orden, die Priester, welche mit verständlicher Stimme den Meßkanon recitiren, welche keine Pfründe wollen oder sich mit Einer begnügen, die Beichtväter, welche ihren Beichtkindern den französischen Meßkanon und die Bibelübersetzung nicht aus den Händen reißen, welche die Absolution bisweilen verweigern oder verschieben. Sie werden für verdächtig halten die Mädchen und Frauen, welche sich bescheiden kleiden, welche die Zurückgezogenheit und die Handarbeit lieben, welche zu keiner Brüderschaft gehören, zu Gott französisch beten, sich ein Gewissen daraus machen, in den Predigten und Messen der Pfarrkirchen[1]) zu fehlen und in der Fastenzeit nur Eine Mahlzeit halten. Sie werden auch allen denjenigen Frauen nicht trauen, welche nicht alle Wunder und Geschichten glauben, die man in den Legenden und in den Büchern der Brüderschaften liest, und welche nicht dafür sind, daß man alle die verfluchten Jansenisten lebendig verbrenne. Um die Jansenisten zu ärgern, werden sie oft unvorbereitet zur Beichte und zum Abendmahl gehen und ohne sich etwas daraus zu machen; sie machen sich ihre Hauptsache aus den äußeren Übungen der Andacht, sie tragen ihr Skapulier mit dem festen Glauben, dadurch vor jedem Unfall und vor der Hölle geschützt zu sein; sie sagen jeden Tag die sieben Seligkeiten (allégresses) her, die Gebete von St. Brigitta und das der vierzig Tage, daß sie nicht ungebeichtet sterben möchten. Sie bezeugen sich besonders andächtig gegen die Heiligen, deren Reliquien erst neuerdings aus Rom gebracht worden sind, und von denen man weder das Leben, noch den Namen weiß.

Diese Schilderung ist — abgesehen von einiger Übertreibung — offenbar wahr und unparteiisch und ein wichtiges Charaktergemälde.

1) Von den Betschwestern nach der Weltsitte heißt es dagegen, sie glaubten sich dadurch zu encanailler, wenn sie in die Predigten und Messen der Pfarrkirchen, nicht vielmehr in die der Orden, besonders der Jesuiten, gingen.

Neuntes Buch.

Die Gefangenschaft.

Pensez-vous être saint et juste impunément? —
Dès long-tems votre amour pour la religion
Est traité de révolte et de sédition.

Racine.

Visitation von Port-Royal.

Haec sunt initia dolorum.

An die Stelle des durch eine lettre de cachet verbannten Singlin [1]) hatte Port-Royal den „großen Molinisten" Bail als Superior annehmen müssen, obgleich mit Verwahrung seiner dadurch gekränkten Präsentationsrechte. Man stellte den Nonnen vor, daß sie einen „Wunsch des Königs" nicht verweigern könnten. Keiner der Freunde, Arnauld, Pascal, Singlin, durfte sich mehr nach Port-Royal wagen. Der Verkehr war nur noch ein brieflicher. — Bail eröffnete mit dem General-Vicar des flüchtigen Erzbischofs, Des Contes (Dekan der Metropolitankirche) [2]), am 11. Juli 1661

1) Trostbriefe darüber und überhaupt über die Entbehrung geistlichen Zuspruchs der Freunde, siehe in Beilage XV.

2) In einem zur Zeit seines Todes geschriebenen Briefe (1679) heißt es: „Er hat ein Vermögen von 400,000 Livres, wovon die Hälfte in baarem Gelde in seinen Koffern, hinterlassen. Er hatte außerdem noch erstaunliche Vorräthe, besonders waren seine Zimmer voller Confitüren und Zucker, schimmlicht, verdorben, halb von den Ratten gefressen. Bei all dem hatte er seine Benefizien und übrigen Güter mit aller Klugheit unter seine Neffen vertheilt und hat sich wohl gehütet, den Armen etwas zu geben. — Auch Bail hinterließ, ob er gleich ein ungleich geringeres Einkommen hatte, ein hübsches Vermögen, an dem er noch mehr hing. „Dieser gute Mann war ein großer

eine Visitation von Port-Royal de Paris, durch eine äußerst kränkende Rede. Er sagt den Nonnen, daß sie der Ketzerei verdächtig seien. Einige Nonnen warfen sich, darüber bestürzt, mit den Worten vor dem Sacramente nieder: ne tradas bestiis animas confitentes tibi. Das allgemeine Weinen bewog Des Contes zu einer mildernden Rede und zur beständigen persönlichen Mitwirkung bei der Visitation, um Mishandlung zu verhüten. Ob er gleich nicht Muth genug für die äußersten Proben hatte, war er doch Port-Royal gewogen.

An einem Tage der Visitation, heißt es in den Acten, fiel um Mittag eine große Feuerkugel über den Klosterraum von Port-Royal d. P. weg und mit starkem Donner zur Erde und ließ eine gute Weile sichtbare Spuren und Schwefelgeruch zurück. „Wir haben bemerkt, daß wenn der Lieutenant-Civil im Begriff war zu kommen oder uns überhaupt etwas Neues zustoßen sollte, dieselbe Erscheinung Einen oder zwei Tage zuvor kam. Wir waren so daran gewöhnt, daß, wenn wir ein Gewitter kommen sahen, wir sagten, man braue etwas gegen uns; und es stund nie mehrere Tage an, ohne daß man die Wirkungen sah."

„Denselben 22. Juli zu derselben Stunde schlug der Blitz nahe bei Port-Royal des Champs in eine große Eiche, deren sämmtliche Zweige er in tausend Stücke zerschlug, so daß nur der Stamm übrig blieb. Man hat bemerkt, daß dieser Baum nicht mehr trieb, als in dem Jahre, in welchem wieder alle Nonnen in Port-Royal d. Ch. versammelt wurden."

So steht in der Geschichte unseres Klosters der Aberglauben, welchem das Wunder zur Gewohnheit wird, neben dem Zarten, Sinnigen.

Wirklich kreuzte sich die geistliche Visitation mit einer durch einige hohe weltliche Beamte. Ursache war das falsche Gerücht, daß nächtlicher Weise die vertriebenen Beichtväter und andere Freunde über die Klostermauer einstiegen und mit den Nonnen Versammlungen hielten. Sie geboten, daß zwei Thüren, welche aus dem Klosterraume hinaus führten, sollten zugemauert und eine

Pelagianer; aber die Pelagianer unserer Zeit sind nicht des Glaubens wie die alten, daß die Reichen nicht selig werden können. Sie häufen so viel Geld als möglich auf und auch darin unterscheiden sie sich von den Jansenisten, welche meist nur Bettler sind."

Strecke der Gartenmauer erhöht werden. Auch Port-Royal d. Ch wurde von diesem Besuch nicht verschont.

Die Visitation durch die beiden Geistlichen währte den Juli 1661 über; alle Nonnen in den beiden Häusern und die Schwestern Conversen wurden eine um die andere verhört. Jede mußte nachher für das Kloster niederschreiben, was sie gefragt worden war und geantwortet hatte. Wir haben diese Protokolle noch auf mehr als hundert gedrängten Quartseiten. Sie gewähren uns die genaueste Einsicht in das Leben und in den Glauben der Nonnen.

Jede wurde gefragt, ob Christus für Alle gestorben sei, was ohne Ausnahme bejaht wurde; sodann, ob man der Gnade widerstehen könne. Alle versicherten, daß sie dies aus eigener Erfahrung wüßten, indem sie gar oft ihrem besseren Gefühl und Vorsatze, welche Gott ihnen geschenkt habe, nicht Folge leisteten. Dies war ihnen aber nur ein Beweis dafür, daß sie ohne Gottes Gnade aus sich selbst blos Böses thun könnten. Somit waren unsere Nonnen der scholastischen Formel Jansens fremd, im Grund des Bewußtseins aber mit der verdammten Lehre Eins. — Aber sind Gottes Gebote unerfüllbar? Nein, antworteten Alle; sie sind sogar leicht für den, welcher Gott liebt, fügten Einige bei. Obgleich Gott Einigen seine Gnade auch ungebeten gebe, müsse man sie doch fleißig von ihm erflehen und dürfe gewiß sein, daß er sie uns dann schenke. „An der Gnade fehlt es nicht, sondern an uns." (La grace ne nous manque jamais, mais j'ai manqué à la grace.)

Die gewöhnliche Kasteiung ist das Wachen, zumal vor dem Sacrament. Beichte und Communion war ein Hauptpunkt des Verhörs. Es wurde außer den Festen regelmäßig an den Sonntagen und Donnerstagen communicirt und immer wurden Einige dazu bestimmt. Die gewöhnlichen, auch schwereren Anliegen trug man den Müttern des Hauses vor, sie vermittelten Versöhnung und Abbitte wegen kleiner Streitigkeiten, ehe die betreffenden Schwestern communicirten. Damit die eigentliche Beichte nicht zu einer todten Gewohnheit würde, damit man sich nicht durch Alltäglichkeit dagegen abstumpfe, war man nicht gehalten, vor jeder Communion zu beichten, sondern nur alle 14 Tage. Man versetzte sich außerdem vor der Communion in die Gegenwart Gottes und nur um bedeutenderer Sünden willen wandte man sich an den Beichtvater, z. B. „wenn ich im Sprechzimmer mit Aus-

wärtigen über weltliche Dinge mit Lust gesprochen habe," sagte Eine. Nur wegen Übertretung der Nächstenliebe wird manchmal um einige Tage die Communion hinaus gerückt. — Täglich prüft man sich zweimal selbst und bittet Gott um Verzeihung. Seine fehlerhaften (äußeren) Handlungen bekennt man alle acht Tage unter den versammelten Schwestern im Kapitel. Man klagt sich nicht unter einander an, sondern Jede sich selbst.

Den Verhörenden schien es etwas befremdend, daß die Schwestern sich mit ihren Anliegen und Selbstanklagen an die Mütter wendeten. Wie, fragte der Dekan die Schwester Susanna von Sta. Cecilia, ihr sagt eure Fehler eurer Mutter? habt ihr so viel Zutrauen? fällt es euch nicht schwer? — Ja, mein Vater, wir haben vollkommenes Zutrauen zu ihr. — Ein so großes, als zum Beichtvater? — Ich versichere Sie, daß wir noch ein größeres zu ihr haben; wir kennen sie besser. — Die Schrift Arnaulds gegen das häufige, mechanische Communiciren wurde zwar von den Nonnen nicht gelesen, weil sie polemischer Natur war; sie hatte aber Mehrere veranlaßt, ihr Heil in dem Kloster zu suchen, wie sie die Einsamkeit der Männer bevölkert hatte. Es scheint, als hätte man, gedrängt durch feindliche Vorwürfe und freundliche Ermahnungen, das Abendmahl etwas häufiger genossen; dafür sollte nun die Beichte vor der Abstumpfung bewahrt werden, welche mit dem häufigen Gebrauch sich einstellt. Auch hier überwog nur die Seelsorge über das Priesterliche, Sacramentliche. So organisirte sich mit dem herannahenden Interdict, mit Vertreibung der vertrauten Beichtväter, die klösterliche Gemeinde in sich selbst, damit sie mit Gott sich selbst genügen könnte. Später wird die Verleumdung daher Veranlassung nehmen, auszusprechen, Nonnen haben in Port-Royal Messe gelesen.

Wir erinnern uns, daß man St. Cyran vorwarf, er schätze das Abendmahl gering, weil er von dem Communicirenden nicht blos die knechtische Furcht vor den Höllenstrafen (attritio) verlangte, sondern eine Buße, welche aus der evangelischen Liebe zu Gott und seinem Gesetze hervorgehe (contritio). Mehrere Nonnen hatten, wie Bail sagte, „bei dieser Frage nicht anbeißen wollen." Eine Tochter d'Andillys, Maria Charlotte von St. Clara, war die Erste, welche darauf einging: „Die contritio, glaube ich, ist ein Schmerz darüber, daß man Gott beleidigt, weil er unendlich

gut ist. Die attritio aber kann nicht genügen, wenn sie nicht zur contritio führt. Ich glaube, sie dient dazu." — Bail verbreitete sich sofort über diese Materie: „Wenn Jemand wahre Buße (contritio) hätte, so brauchte er die Beichte nicht, weil er dadurch von Gott unfehlbar die Vergebung erlangen würde; da aber nicht Jedermann diese Buße haben kann, genügt die attritio mit dem Sacrament." (Das würde heißen: nicht Jeder kann Gott lieben und aus Liebe sein Gebot erfüllen, es muß aber doch jedem Katholiken möglich sein, selig zu werden, also genügt die äußere Buße mit dem Sacrament, für dessen Ehre man durch Verdächtigung der liebevollen Buße zu eifern meinte. Die Unterwerfung unter die Kirche wird auch in dieser Frage, wie in der Casuistik, als Surrogat für die Erfüllung der göttlichen Gebote gerühmt.) — Maria Charlotte ließ sich aber nicht in diese Subtilitäten verwickeln, sie antwortete: „Ich gestehe, mein Vater, daß ich nie diesen Unterschied gemacht habe, auch brauche ich keine Kenntniß davon; ich weiß nur, daß ich täglich die Erfahrung mache, daß ich meine Fehler viel mehr zu Herzen nehme, wenn ich an die Güte Gottes denke und an Alles, was er an den Menschen thut, als bei dem Gedanken an die Hölle." —

Die Schwester Agnes von Sta. Thekla (Racine) sagte: „Ich fürchte die Hölle, aber nur weil Gott nicht darin ist; ich meine, ich würde mich um die Qualen darin nicht kümmern, wenn ich nur nicht von Gott getrennt wäre." Der Dekan fand dies sehr gut; hätte er sie deshalb nicht dreißig Jahre später des Quietismus verdächtig gefunden?

Angelica von St. Johann versicherte, daß ihnen in Port-Royal nichts so eindringlich empfohlen werde, als daß sie sich immer fest im Vertrauen und in der Hoffnung auf Gott halten und nie aus der Fassung kommen sollten, selbst nicht über ihre Versuchungen und Fehler; worüber man sich demüthigen, aber nicht beunruhigen müsse, da Gott allen Gliedern der Kirche alle zu ihrem Heil nöthigen Gnaden gebe. Auf Bails Frage, ob sie glaube, daß Christus für alle Menschen gestorben sei, erwiderte sie: „Ja, ich glaube, daß es kein größeres Verbrechen giebt, als wenn man, in welchem Zustande man nun sei, an seinem Erbarmen verzweifelt." — Aber, fragt der Dekan, wenn Gott Dir geoffenbart hätte, daß Du nicht zur Zahl der Prädestinirten gehöreſt, was würdeſt Du antworten? —

„Ich liebe nicht, unmögliche Dinge als Voraussetzung anzunehmen, mein Herr; Gott ist zu gut, als daß er Seelen in die Versuchung der Verzweiflung führen sollte. Für eine Sache, welche er nie zu mir sagen wird, bilde ich mir auch keine Antwort ein." — Der Dekan: Indeß was würdest Du antworten? — „Ich würde sagen, diese Offenbarung sei eine Täuschung." — Der Dekan: Sage aber doch eine Antwort. — „Ich weiß gar zu gut, was ich zu sagen und zu thun hätte, erwiderte sie, ich fühle, daß ich zu Gott sprechen würde: Mein Gott, auch wenn du mich in Verdammniß stürzen wolltest, so würde ich dich doch mein ganzes Leben über lieben. Aber ich nehme nie das Unmögliche als möglich an." — Bail berief sich, zum Beweise dafür, daß einmal ein Teufel in Gestalt eines Engels also zu einem frommen Mönche sprach, auf die exercices du coeur, ein Buch, welches man eben den Nonnen als Heilmittel sehr anempfehlen wollte. — Dagegen wurde insbesondere vor dem Katechismus St. Cyrans gewarnt, welchen der Pabst censirt habe. In Port-Royal berief man sich darauf, daß der Erzbischof von Paris ihn hatte durchsehen lassen und dann gebilligt hatte; „wenn man seinem Hirten folgt, läuft man keine Gefahr; ob der Pabst ihn censirt hat, weiß ich nicht," sagte eine Nonne. — Als die gewöhnliche Lectüre geben die Nonnen an, das Evangelium, die Nachfolge Christi, Schriften von Franz von Sales, von St. Bernhard, die Briefe St. Cyrans, das Leben Augustins, Grenadius; d'Andillys Töchter lesen die Biographien der Väter der Wüste von ihrem Vater. Die Bilder dieser Einsiedler und der heiligen Patrone sind in vielen Zellen, mit einigen französischen Versen darunter, Portraits von Augustin, ja eine Marie vom Rosenkranz[1]). Ganz besonders erlangten Bails Wohlgefallen die Kruzifixe in den meisten Zimmern, mit der Unterschrift: Er ist die Versöhnung für die Sünden der ganzen Welt. — Somit war der Vorwurf Lügen gestraft, als seien weder Bilder noch Kruzifixe im Kloster.

Was die Visitatoren am meisten befremdete, ist die allgemeine Zufriedenheit; die Seligkeit, welche sie bei ihrer Aufnahme empfunden hatten, leuchtet noch auf dem Angesichte. „Sie haben hier das wahre Geheimniß gefunden, Jungfrauen zu erziehen, sie sind

1) Die kleinen Kinder mußten täglich bei der Vesper den Rosenkranz beten.

alle zufrieden, frei, offen, heißt es; auch nicht Eine ist misvergnügt, Jeder ist die Freude aufs Angesicht geschrieben. Das finden wir in anderen Häusern nicht; wenn da eine Jungfrau kaum Professin ist, so ist sie schon voll Mismuth." — Die Schwester Maria von Sta. Euphrasia antwortet für alle: Ich liebe meinen geistlichen Beruf sehr; ich wollte ihn nicht gegen alle möglichen Güter der Welt dahin geben, wenn ich auch gewiß wäre, dabei recht glücklich zu sein [1]). — Die Schwester Anna Eugenie, Wittwe des Herrn von St. Ange, welche als Gattin und Freundin ihr treues liebevolles Herz bewährt hatte, versichert, daß zu ihrer vollen Zufriedenheit nichts fehle und auf die Frage, ob sie Achtung gegen ihre Schwestern habe? antwortet sie, ja, in hohem Grade und eine so herzliche Zuneigung insbesondere, daß sie als vor Gott sagen müsse, ihr größter Schmerz im Nonnenstande sei für sie, daß sie nicht wage, diese Zuneigung durch Worte auszudrücken, „denn oft stand ich in Versuchung, ihnen ein äußeres Zeichen von dem zu geben, was ich in meinem Herzen für sie hege; da dies aber nicht erlaubt ist, hat es mir oft schon recht leid gethan." — „Als man auf die ihr auferlegte Arbeit kam, sagte sie, sie liebe dieselbe so sehr, daß sie bei ihrem Geschäft oft denke, die Ehrendamen der Königin seien mit ihrem Berufe gewiß nicht so zufrieden, als sie, die Strümpfe für das Kloster mache."

Der Dekan antwortete ihr mit Worten, welche die Einsiedler unter sich hie und da führen mochten, und sagte lächelnd: Das wundert mich nicht, Sie arbeiten auch für Königinnen! — Darüber ging St. Ange das liebevolle Herz vollends auf: „Sie haben Recht, sprach sie, ich sehe auch alle meine Schwestern für noch etwas Höheres an; durch meine Freude darüber, daß ich immer zu ihren Füßen sein darf, verstehe ich ganz die Freude der h. Magdalena zu den Füßen unseres Herrn. Ja, man ist hier wie in einem irdischen Paradies."

Des Contes bemerkte, daß die Unordnungen in den geistlichen Häusern von der Geringschätzung der Nonnen unter einander herkommen, woraus nothwendig Spaltungen entstehen müssen. Daher haben sie bei ihren Visitationen sonst beinahe nichts als Klagen

1) Aus verschiedenen handschriftlichen Briefen erhellt, daß es indeß bei vielen Nonnen auch nicht an allerlei düsteren, wie dämonischen Gedanken und eigenthümlichen malices spirituelles fehlte. Siehe Beilage XVI.

derselben über einander anzuhören. — Bail erklärte diesen herrschenden Frieden daraus, daß sie allesammt dieselben Beichtväter haben, daß nicht, wie in den anderen Klöstern, jede Jungfrau ihren besonderen geistlichen Vater habe, der sie besuche, der eine alle drei Monate, der andere alle sechs Wochen. Da nun jeder seine besondere Frömmigkeit und seinen eigenen Geist habe, so sei es auch bei den Jungfrauen also. „Ich habe zehn Häuser visitirt, da hört man schier nichts als Klagen der Einen über die Andern," sagte er. — Das Verhör ging im Ganzen ohne starke Reden vor sich, man fand, daß Diejenigen, welche über die streitigen Punkte Bescheid wußten, in der Regel es gelernt hatten, während sie noch außerhalb des Klosters lebten. — Angelica von St. Johann macht davon eine Ausnahme. So oft eine Arnauld erschien, gab man ihr zu verstehen, sie habe gewiß den Schlüssel des Geheimnisses, der „Intrigue." Angelica rügte mit gewaltiger Rede die unbesonnene Eröffnungs-Predigt Bails, sie kam eben aus dem Noviziat, welches sie in der größten Bestürzung gefunden hatte; man hatte die Novizen immer nur mit der Milch praktischer Frömmigkeit genährt, sie von allen streitigen Fragen fern gehalten, und nun hatte der Visitator ihren kindlichen Frieden zerstört.

„Mein Herr, hob sie an, giebt es auch etwas Befremdenderes für Jungfrauen, welche hier in einem tiefen Frieden, in vollkommenem Vergessen der Welt lebten, welche an nichts mehr dachten, als der Ruhe zu genießen, worein sie Gott in ihrer Zurückgezogenheit versetzt hatte, und sich für den Eingang in eine andere höhere Ruhe vorzubereiten, wenn Gott sie dahin abrufen würde, — als wenn man nun auf einmal daher kommt und von Anathemen spricht, ihnen zeigt, daß sie auf dem Rand, ja schon im Abgrund der Ketzerei selbst sind. Wer hätte da nicht Furcht? man vergleicht sie mit Sodom und Gomorra, mit Zauberinnen, mit den Besessenen von Auxonne; — dergleichen ist wohl nicht geeignet, bestürzt zu machen! — da wissen wir fürwahr nicht mehr, woran wir sind!" — Bail suchte sich hinauszureden, das sei ja nur gleichnißweise gesprochen gewesen; „bisweilen ist es gut, sagte er, im Anfang Staunen zu erregen, um aufzuregen." — „Ja, erwidert Angelica, aber Mittel, welche nur aufregen, sind sehr häufig gefährlich." — Der Dekan wollte dem Collegen zu Hülfe kommen: Aber wenn es Gottes Wille ist, daß ihr etwas erduldet, wollt ihr euch darüber

beklagen? solltet ihr in eurem Stande euch nicht überglücklich darüber fühlen? — „Sonder Zweifel, erwidert Angelica, wäre es unvernünftig, wenn wir ohne Weiteres von einem Paradies in das andere eingehen wollten. Da geht es durchs Kreuz; man will uns wahrscheinlich den Weg dazu bereiten!" — Zu der Schwester Angelica von St. Alexis sagte Bail bei Gelegenheit des Heiligen, dessen Namen sie trug, derselbe habe in dem Hause seines reichen Vaters ein so strenges, entbehrungsvolles Leben geführt, daß man ihn nicht als Sohn des Hauses kannte, sondern er erst nach seinem Tode als dieser offenbar wurde; so habt auch ihr die Güter der Welt gegen ein strenges Leben vertauscht, die Welt verachtet euch dafür und hält euch für Ketzerinnen. Aber es ist noch nicht erschienen, was ihr seid; Gott wird nach eurem Tode zeigen, daß ihr Töchter des Hauses, d. h. der Kirche, gewesen seid und eure Verfolger werden es mit Beschämung eingestehen. — Darob nahm Angelica das Wort: Wie, mein Vater, Sie setzen das Ziel sehr weit hinaus. Hoffentlich rechtfertigen Sie uns nach Ihrer Untersuchung und legen noch bei unseren Lebzeiten Zeugniß von unserem Glauben ab. Ich bin noch jung genug, um zu glauben, daß ich lange Zeit leben kann. Wie könnte ich mich entschließen, noch längere Jahre für eine Ketzerin mich ansehen zu lassen, nachdem Sie uns bezeugt haben, daß unser Glaube orthodox katholisch ist?

Indem er am 30. August 1661 die Visitation schloß, erklärte der General-Vicar, daß er sie unschuldig an Allem erfunden habe, dessen man sie beschuldigt hätte. — Er lobte ihren Glauben, wie ihren Gehorsam und beschwor sie bei den Eingeweiden Christi, darin zu beharren. Es war freilich nicht nach ihrem Sinne, daß er sprach: „Was ist wunderbarer, als daß ihr, die ihr so lange von verdächtigen Personen umgeben und nicht ohne Grund im Verdacht waret, diese bösen Meinungen zu hegen, in der Reinheit des Kirchenglaubens erhalten wurdet! Gott hat euch davor beschützt durch ein Wunder, das größer ist, als alle, welche hier durch den heiligen Dorn gewirkt wurden."

Er warnt sie besonders vor Bitterkeit gegen ihre Feinde; nur Salomo sei in dieser Welt vollkommen glücklich gewesen und vielleicht deshalb in die Hölle verstoßen worden. Hiob sei in sein

früheres Glück wieder eingesetzt worden, erst nachdem er für seine Freunde, die ihm so zur Last geworden, geopfert habe.

Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß in Port-Royal d. P. sechszig Chorprofessen, fünf Novizen des Chors, dreizehn Conversen waren, auf dem Lande, in Port-Royal d. Ch., außer der Priorin, neun und zwanzig Chorprofessen, Eine Novize, dreizehn Conversen. — Noch während der Visitation wurde eine neuntägige Feier zu Ehren Petri in den Ketten und seiner Befreiung begangen, um Gott zu bitten, daß er ihnen ihre Töchter, die geraubten Postulantinnen und Zöglinge wieder gebe, welche sich in der Welt als Gefangene ansahen, gerade wie die Weltleute die im Kloster als Gefangene betrachten. Agnes fußte besonders auf das so günstige Resultat der Visitation und auf das königliche Wort, daß Jenes nur eine augenblickliche Maßregel sein solle. Sie wandte sich an Le Tellier, da ihm das Pfand des königlichen Worts anvertraut sei. Allein die Antwort war, der König wolle die vollständige Wiedereinsetzung Port-Royals auf eine andere Zeit verschoben wissen; man verstand wohl, daß damit die Schlinge der Unterschrift des Formulars gemeint sei. Contes ermahnte Agnes, sie sei persönlich für das Schicksal Port-Royals verantwortlich, sie habe solchen Einfluß, daß sie alle Schwestern zur Unterschrift bewegen könne. Das sei das einzige Thor der Rettung. Sie solle ihr Gewissen auf ihn werfen, wie er es auf den Pabst werfe, welcher ihn auch dazu wider seinen Willen zwinge.

Das Formular und die Unterschrift; vergebliche Versuche, die Nonnen dazu zu bewegen.

Mit dieser Unterschrift war es am meisten auf unser Kloster abgesehen; während sich die Männer zerstreuten und verbargen, zum Theil auch als Laien und Privaten nicht zur Unterschrift angehalten werden konnten, blieben die Nonnen durch die Pflicht der Clausur in der Hand der Feinde gebunden. Angelica von St. Therese Arnauld schreibt um diese Zeit: „Unsere große Noth läßt mich den Stand Derer glücklich schätzen, welche den Rath unseres Herrn befolgen können, „wenn man euch in einer Stadt verfolgt, fliehet in die andere." Das können wir nicht thun." — Zu einer der Nonnen, welche sich darüber beklagte, daß man auch von Nonnen die Unterschrift verlange, sagte der Erzbischof: „Ich gestehe ohne

Anstand, daß man nicht daran gedacht hätte, von Nonnen die Unterschrift zu verlangen, wenn dieses Haus nicht gewesen wäre, wenn man eures Gehorsams, wie des Gehorsams der übrigen Klöster versichert gewesen wäre. Wegen aller Derer, welche ohne alle Schwierigkeit unterschrieben haben, hätte man nicht den leichtesten Gedanken gehabt, sie zu verlangen. Aber man weiß wohl, daß ihr in den 20 Jahren, die ihr mit Jansenisten umgeben waret, nothwendig deren Ansichten annehmen mußtet. Denn eure beiden Häuser waren die Burg und die Pflanzschule des Jansenismus; daher ist es jetzt nothwendig, daß ihr durch einen öffentlichen Act die Aufrichtigkeit eures Glaubens und eure Unterwürfigkeit unter die Kirche bezeuget." — Ein seltsamer Schluß! — Ein andermal sagte er, die alten Concilien und Päbste haben allerdings von Laien (was ja die Nonnen auch sind) keine Unterschrift verlangt; denn sie haben es nie für nöthig erachtet, da kaum die Bischöfe in den ersten Jahrhunderten über die fraglichen Materien gut unterrichtet gewesen seien. Jetzt aber sei alle Welt gelehrt; es fehle selbst nicht an Weibern, welche über die tiefsten Mysterien ihre Raisonnements anstellen.

Wir müssen uns über das Formular, um dessen Unterschrift sich nun Alles dreht, näher orientiren.

Die Klerus-Versammlung mit Zuziehung einer Anzahl von Bischöfen, welche nicht Residenz hielten, sondern den Hof umlagerten, hatte am 17. März 1657 ein Formular aufgesetzt, durch welches die päbstliche Bulle vom 31. Mai 1653[1]) in Frankreich allgemeine Geltung erlangen sollte. Es sollte damit den augustinischen Bischöfen unmöglich gemacht werden, durch einen erklärenden Beisatz zu der Bulle Jansens Lehre von dem ketzerischen, verdammlichen Sinn der fünf Sätze zu unterscheiden und jene zu retten. Das Formular sollte von allen geistlichen Personen und öffentlichen Lehrern unterschrieben werden. Es lautet: Ich unterwerfe mich aufrichtig der Constitution des Pabstes Innocens X vom 31. Mai 1653 nach ihrem wahren Sinn, wie er durch die Constitution unseres heiligen Vaters Alexander VII vom 16. October 1656 bestimmt wurde. Ich erkenne an, daß ich Gewissens halber verpflichtet bin, diesen Constitutionen zu gehorchen, und ich verdamme

1) Siehe diese Bulle und die verdammten fünf Sätze. Band I. S. 606. 607.

mit Herz und Mund die Lehre der fünf Sätze von L. Jansen, welche in seinem „Augustin" betitelten Buche enthalten und von diesen beiden Päbsten und von den Bischöfen verdammt worden ist; und sie ist nicht die Lehre St. Augustins, welche Jansen falsch gegen den wahren Sinn dieses Kirchenlehrers ausgelegt hat."

Man muß den Nonnen gegen Arnauld Recht geben, dieses Formular hatte eine große Klarheit. Um seine Unterschrift handelte es sich. Die Einmischung des Parlaments, welches sich für competent in der Sache hielt, da sich der Streit ja um eine Thatsache drehe, die Verwicklungen mit Retz, die öffentliche Meinung, welche wohl mehr durch die Provinzialbriefe, als durch die Wunder des heiligen Dorns gewonnen war, hatten die Heischung der Unterschrift des Formulars aufgeschoben.

Ob nun gleich der König mit dem Antritte seiner Selbstregierung den Prälaten, welche die Klerusversammlung leiteten, am 13. December 1660 erklärte, Gründe des Gewissens, der Ehre und des Staatswohls bewegen ihn, zur Ausrottung der jansenistischen Ketzerei seinen Arm und seinen Beistand, den sie bedürften, zu leihen, so suchten die Großvicare von Retz doch noch einmal die Spitze des Formulars von 1657 abzustumpfen. In ihrer Ordonnanz vom 8. Juni 1661 stellen sie die Sache so dar, als ob es eine Neuerung und Verdrehung der päbstlichen Breven sei, zu behaupten, daß das Formular von 1657 mit der Verdammung der Irrlehre der fünf Sätze die einer Thatsache verbinde, als wollte der Pabst nicht diese Sätze als Jansens Lehre verdammt wissen. Die innerste Überzeugung wird nach ihnen für die Entscheidung über den Glauben verlangt, für die Thatsachen aber nur „eine völlige, ungeheuchelte Ehrfurcht, welche man den Constitutionen schuldig ist." — Dabei hätte sich Jeder denken können, was er hätte mögen. Indeß unterschrieben, wie oben gemeldet, die Nonnen von Port-Royal nur nach schwerem Kampfe und mit Erklärung diese Ordonnanz. — Allein der König und der Pabst befahlen den Großvicaren den Widerruf ihrer Ordonnanz und eine neue im Sinne von 1657. Es mußte gehorcht werden [1]). Es war

1) Das noch strengere dritte Mandement vom 30. Juni 1662, welches für die Diöcese Paris die Unterschrift des Formulars von 1657 gebietet, ist jedoch nicht mehr von denselben Großvicaren, sondern von den nach Retzens Abdankung ernannten Administratoren des Erzbisthums. Dieses zur Berichtigung von Seite 193 von Pascals Leben.

Freude über die Zurücknahme der ersten Ordonnanz in Port-Royal, wie, jedoch mit mehr Grund, bei den Jesuiten.

Es drängt sich uns die Frage auf, woher denn diese Abneigung der Nonnen komme, das Formular zu unterschreiben? — Wir haben doch aus der Visitation das sichere Resultat gezogen, daß die fünf verdammten Sätze nichts weniger, als das Glaubensbekenntniß der Nonnen waren. — Ein Theil mochte mit Recht seine Unwissenheit über diese Gegenstände entgegenstellen, und zwar der größere Theil. Ihre Apologeten bestehen darauf, daß Zartheit des Gewissens die Ursache ihrer Weigerung sei. Daß Jungfrauen, welche wegen jedes zweideutigen Wortes sich im Kapitel anklagten, welche im Schweigen so geübt waren, — daß solche Jungfrauen eine heilige Betheuerung, welche einem Eidschwure gleich kam, schon überhaupt fürchteten, ist natürlich. — Dazu kam die Pietät und persönliches Zutrauen. Denn obgleich einige Furcht mit unterlief, sie möchten vielleicht zugleich der Lehre Augustins Eintrag thun, so dürfen wir doch behaupten: Die fünf Sätze hätten sie, wenn auch mit zitternder Hand, verdammt; aber St. Cyran, welcher erst Gottes Geist über das Haus gebracht hatte, der geistige Vater der großen Angelica, war Jansens Freund, Eines Sinnes, Eines Glaubens mit ihm. Jansen verdammen, hieße das Werk Gottes an dem Hause für ein Werk des bösen Geistes erklären. War das nicht Sünde wider den heiligen Geist? — Die Männer, welche in der Nachfolge St. Cyrans, von ihm eingesetzt, ihr Gewissen erleuchtet und erwärmt hatten, ihnen das Lebensbrot in einer Reinheit und Fülle mitgetheilt hatten, wie man es von keinem Kloster Frankreichs glaubte, waren verfolgt, weil sie Jansens Lehre nicht verdammen wollten. Sollte man sie verleugnen? — Die heilige Schrift, die Geschichte der Heiligen ist voller Beispiele, daß die Auserwählten Gottes allerlei Verfolgung leiden mußten, namentlich auch Verleumdung. Diese war den Nonnen in reichem Maase zu Theil geworden, hatte sie doch Brisacier Sacraments-Verrätherinnen (asacramentaires) genannt, sie, die Tag und Nacht mit den Engeln anbetend vor dem Sacramente Wache hielten! Verleumdung erleiden erschien beinahe als ein Siegel der Prädestination; aber sie annehmen, gutheißen, bekräftigen — wem mußte das zukommen? — Wohl waren die Verdammenden die ungleich Mehreren; allein Viele sind

ja berufen, Wenige auserwählt. „Das ist der Tag der Menschen," eine kurze Verdunklung, Unterdrückung der Wahrheit, sagte die sterbende Angelica; öfters war durch Gottes Gericht eine solche Stunde als Strafgericht auf der Kirche gelegen. Es gehört nur „Ausdauer" dazu, den Tag Gottes und seiner Offenbarung abzuwarten. Die Ausdauer ist das Siegel der auserwählten Kinder Gottes.

So sprechen sich die Nonnen selbst deutlich aus; Solches deuten sie in ihren Acten an. Bei ihnen war die Unterscheidung der Glaubensnorm und des Factums, der Lehre und der Persönlichkeit ungleich mehr Ausdruck der innersten Überzeugung; denn die weibliche Natur legt mehr Gewicht auf die Persönlichkeit, als auf das System. Über ihren Zusammenhang mit Jansen giebt uns der Traum einer Nonne einigen Aufschluß. Sie träumte kurz vor Angelicas Tode, diese habe die Pforte des Klosters geöffnet und das Herz Jansens in Empfang genommen. Darin habe sie ein großes Fruchtkorn gefunden, dieses habe man in die Mühle geschickt und viel des schönsten Mehls davon bekommen, womit man die Nonnen und viele Leute außerhalb des Klosters ernährt habe. Dabei hörte sie die Worte: Das ist das Symbol des Glaubens. — Da der Streit ein Streit der Theologen, ja zum Theil der Scholastiker war, so drangen die Nonnen als auf ein Recht ihres Geschlechts darauf, daß man von ihnen gar keine Unterschrift verlange. Ein Brief von Port-Royal sagt: Diejenigen, welche Jungfrauen zur Unterschrift nöthigen, wissen nicht, was sie thun und wie unfähig diese dazu sind; sie geben wahrhaft unmögliche Gebote (Anspielung auf den verdammten Satz Jansens, daß es uns oft unmöglich sei, die Gebote zu erfüllen).

Man hielt den leitenden Nonnen vor, daß sie eine schwere Schuld auf sich laden, indem sie eine Gemeinschaft, die Vielen zur Seligkeit dienen könne, ins Verderben stürzen. — Sie antworteten, man könne Niemanden zum ewigen Leben helfen, wenn man sich selbst desselben verlustig mache. Da ihr Haus auf den Fels der Wahrheit gegründet sei, so könne man es nur durch dessen Umsturz zu Grunde richten. — Man wollte den Widerstand untergraben, indem man den Nonnen vorstellte, entweder müssen sie in der Theologie sehr gelehrt, oder nur von einigen Männern blindlings geleitet sein. Angelica von St. Johann antwortete

darauf: „Wer über das Gesetz Gottes täglich nachdenkt und es übt, wird darin aufgeklärter, als durch eine von seinen Meistern mitgetheilte Aufklärung. — Ihr gutes Herz und ihre Geradheit ist ihre ganze Erleuchtung, und es steht zu hoffen, daß diese sie sicherer leiten wird, als die Wissenschaft vieler Anderen. Denn viele Wasser können die Liebe nicht auslöschen, aber man sieht nur zu oft, wie die größten Lichter von den geringsten Winden ausgelöscht werden, wenn die Furcht vor Drohungen und Gewaltthätigkeiten zur Nachgiebigkeit lenkt" [1]). — Damit straft sie zugleich die vermittelnden Auswege ihres Oheims.

Man verkannte über der Freude darüber, daß das zweideutige Vermittelungsbestreben der Großvicare und Dr. Arnaulds gescheitert war, die neue steigende Gefahr nicht. „Für alle Folgen, sagt ein Brief aus Port-Royal (kurz nach der am 31. October 1661 erfolgten Zurücknahme der vermittelnden Ordonnanz vom 8. Juni) haben wir nur die Augen zu schließen; Gott ist Herr darüber". — Das war der blinde Gehorsam, der Mysticismus im Geiste Port-Royals. Bei Agnes nimmt er allerdings einen stark apokalyptischen Zug an. Sie schreibt am 9. November: „Sie wissen, auf welchem Punkte wir stehen, und daß die Zeit, die Frucht zu sammeln, gekommen ist. Der Weinberg des Herrn soll jetzt geherbstet und getreten werden, denn er ist nur dazu gepflanzt. Daher sind wir auch, Gott sei Dank, darüber nicht erstaunt, als über etwas Außerordentliches." — „Vielleicht werden wir die Troßknechte der Fürsten Ahab, welche zuerst ins Treffen rücken und die Schlacht gewinnen mußten. Auf alle Fälle wagt man nicht viel daran, und sollten wir dabei zu Grunde gehen, so verliert die Kirche doch ihre besten Vorkämpfer nicht. Was haben wir für ein anderes Interesse, als das Himmelreich zu gewinnen? Armuth und Verfolgung machen uns seiner theilhaftig."

Dabei erklärte Agnes als Äbtissin, sie lasse Jeder ihren freien Willen, Jede solle vor Gott fleißig darüber nachdenken. Eine Alte sagte zu ihr: „Meine Mutter, ich werde Alles thun, was Sie thun, ich werde keine andere Überzeugung haben". — Agnes stellte

1) Das, sagt sie, gelte sowohl von 971 (Port-Royal d. P.), als von 972 (P.-R. d. Ch.). Die Noth treibt zum Geheimniß und daraus wird immer wieder eine Anklage gemacht. Von nun an gebraucht man wieder eine geheime Sprache, mysteriöse Namen.

ihr vor, daß die Unterschrift kein Act der Klostergemeinschaft sei, und da sie keine indifferente Sache sei, müsse Jedes der Bewegung seines eigenen Gewissens folgen. — Dieselbe Mäßigung zeigte Agnes, als sie dem Kapitel den Befehl der Großvicare, das Formular zu unterschreiben, anzeigte. Sie erklärt, daß mehrere rechtschaffene Personen sich schon gefügt haben, Andere freilich vertheidigen die Unterschrift, um zu entschuldigen, was sie gethan haben. — Sie war entschieden gegen einen erklärenden Zusatz (tête, pied), welcher unter zweideutigen Worten einen dem Formulare selbst widersprechenden Sinn verberge. „Das könnte auch nur helfen, wenn unsere Feinde den Frieden suchten". Auf ihren Antrag unterschrieben nach vielen Bedenken und Thränen die Nonnen beider Häuser das Formular mit folgendem Zusatz:

„Wir, Äbtissin, Priorin und Nonnen der beiden Klöster P.-R. d. P. und d. Ch., im Kapitel versammelt, um der Ordonnanz der Generalvicare des Cardinal Retz vom letzten October nachzukommen; in Betracht der Unwissenheit, worin wir über alle Dinge stehen, welche über unseren Beruf und unser Geschlecht sind, ist Alles, was wir thun können, daß wir von der Reinheit unseres Glaubens Zeugniß ablegen. Und so erklären wir freiwillig durch unsere Unterschrift, daß wir, in der tiefsten Ehrfurcht unserem heiligen Vater, dem Pabste, unterworfen, — indem wir nichts so Kostbares haben, als unseren Glauben, — ehrlich und von Herzen Alles annehmen, was S. H. der Pabst Innocens X entschieden hat und verwerfen alle Irrthümer, die als dawiderlaufend erklärt sind."

In den Acten heißt es: Jede unterzeichnete, aber mit einem gewissen Leidwesen, daß sie nur durch ein Motiv der Liebe, um Ärgerniß zu vermeiden, dazu vermöcht wurden. Denn Mehrere zeigten mehr Lust zur Verfolgung, als Furcht davor, weil sie ihnen ein Beweis war, daß sie in Wahrheit Gott angehörten. — Besonders bemerkenswerth ist, was Agnes von der nachherigen Verrätherin schreibt: „Mein Schwester Flavie weint Tag und Nacht, seit sie unterschrieben hat; wenn die Thränen auf ihre Unterschrift gefallen wären, so bleibe sicher keine Spur davon übrig. — Die Meisten fürchteten durch die Unterschrift die Wahrheit zu schwächen".

Die geistlichen Vorsteher des Hauses thaten alles Mögliche, um die Nonnen zur Unterschrift des Formulars ohne weiteren

Zusatz zu bewegen. Bail war einen Augenblick zum Schweigen gebracht durch die Erklärung von Agnes, sie seien bereit, das tridentiner Glaubensbekenntniß feierlich zu beschwören. Doch faßte er sich bald wieder und erwiderte: Das ist gut, aber nicht genug; die Kirche befiehlt von Zeit zu Zeit noch Anderes, je nach dem Bedürfniß. — Die beiden früheren Generalvicare von Retz bezeugten ihre persönliche Zufriedenheit mit der Art der Unterschrift, aber zugleich, daß der Hof damit nicht zufrieden sein werde. Sie stellten ihnen den Untergang ihres Hauses vor Augen. Die Nonnen blieben dabei, sie dürfen nur auf Rettung ihrer Seele bedacht sein. Auf diese einstimmige feste Erklärung sagte Agnes: Es ist mir, als legten wir damit ein neues Gelübde ab, welches schwieriger sei, als das erste (beim Eintritt ins Kloster). Denn von jenem wüßten sie die Folgen nicht, während sie von Allem, wozu dieses sie verpflichtete, eine vollkommene Kenntniß gehabt hätten.

Ein großer Gewinn war es, daß Contes durch seine Gegenwart die gesetzliche Wahl einer neuen Äbtissin möglich machte. Den 12. December 1661 wurde, nachdem die Mutter Agnes die Würde in seine Hand zurückgegeben hatte, Magdalena von St. Agnes de Ligni gewählt, die bisherige Priorin; sie erhob die bisherige Unterpriorin Marie Dorothea de l'Incarnation le Conte zum Priorat.

Des Contes, der Dekan, drang sogleich mit aller Macht in die neugewählte Äbtissin wegen der Unterschrift; sie sei ja eigentlich nichts, die Sachen werden sich schon aufklären, ein anderer Pabst, oder sogar der jetzige, werde die Sachen revidiren; oder Gott werde, der ja der Kirche den Beistand seines Geistes versprochen habe, sie sonst auf eine Weise aus diesem Zustande herausziehen. — Die Mütter antworteten, da könnte sie der Tod zuvor überraschen. — „So glauben Sie denn, erwiderte des Contes, daß ich (mit meiner Unterschrift) eine Sünde gethan? Ich glaube vielmehr, daß die Unterwürfigkeit, welche ich dadurch dem Pabste bezeugt habe, mir vor Gott einigermaßen zur Sündenvergebung gereichen wird (tiendroit lieu de quelque chose pour la remission). Er versicherte, erzählt eine Nonne [1]), unsere Unterschrift werde nie für ein Zeichen unseres Glaubens, sondern

1) Wir wollen die Berichterstatterinnen in hist. des persecutions des religieuses de P.-R. écrites par elles-mêmes, nur selbst reden lassen.

nur unserer Ehrfurcht genommen werden, da Jedermann wisse, daß eine Thatsache nicht ein Glaubensartikel sein könne. So verstehen sie die Großvicare, und haben es ausdrücklich in ihrem ersten Mandement (das sie doch widerrufen hatten) erklärt. Er versichere uns das noch einmal, und wir seien frei zu glauben, was wir wollten. — Darauf sagte ihm unsere Mutter, wenn es ihm gefällig wäre, uns dieses schriftlich zu geben, so würden wir es unterzeichnen. — Nein, erwiderte er, es genügt, daß ich es euch mündlich sage. — Unsere Mutter antwortete, so genüge es ja auch, daß wir ihm unsere Namen mündlich sagten, um ihn unserer Ehrfurcht (für die Bulle) zu versichern." — Der wohlwollende, aber schwache Mann versicherte: „Ich für meinen Theil habe gegen euer Verfahren nichts einzuwenden und werde euch meines Theils auch nichts Übeles thun, aber ich fürchte, man werde mich dazu zwingen, euch Übeles zu thun, und ich werde dazu genöthigt sein, um das, was ich gethan habe, aufrecht zu erhalten." — Mußte nicht solche Zusprache die Nonnen noch mehr in ihrer Weigerung bestärken?

„Wir befanden uns in einer Lage, ähnlich der der drei Ebräer, als sie zu König Nabuchodonosor sprachen: Gott sei mächtig genug, sie aus dem Feuerofen zu erretten; wolle er es aber nicht, so werden sie doch nichts desto weniger die ihm schuldige Treue unverletzt bewahren; Jede bezeugte der Mutter durch irgend ein Wort, sie gehöre Christo an und fürchte nichts, als ihn zu verlieren, indem sie sich eines falschen Zeugnisses oder einer Lüge schuldig machte."

Auch der Bischof von Meaux versuchte es umsonst mit seiner Schwester, der neuen Äbtissin [1]). — Bail legte sich wieder auf

1) Ihr Anverwandter, der Bischof von Chalons, Vialart hätte eher durch seine Würde, als durch die Versicherung, es verstehe sich von selbst, daß die Erklärung nicht auf das Faktum (Jansen) bezogen werden könne, die Nonnen wankend machen können. Die Berichterstatterin fügt bei: „Man kann auf die gegenwärtigen Vorgänge die Geschichte der Eselin Bileams anwenden, welche sich nicht rührte, wegen der Schläge, womit der Prophet sie überhäufte, ob dieselben sie gleich schmerzten, weil der Engel des Herrn mit dem Schwerte ihr den Weg vertrat. Durch seinen von Feuer und Licht strahlenden Blick macht er sie fähig, dem Willen Gottes zu folgen, ob ihn gleich ihr Herr nicht erkennen konnte und sie von Natur das dümmste Thier ist, wie die Mädchen das schwächste, zerbrechlichste Geschlecht sind. So kommen auch Anverwandte, Freunde, selbst Geistliche und fromme Leute, uns durch Gründe niederzudrücken, denen wir sonder Zweifel nicht antworten könnten; während

das Schelten; er nannte die Nonnen Schismatiker; ihr ehret den Pabst, rief er, wie die Juden Christum, welchen sie anbeteten, indem sie sein Haupt schlugen und ihm ins Angesicht spieen. Ihr sagt, ihr ehret den Pabst, und straft ihn zu gleicher Zeit Lügen! — Auf das Verlangen Telliers, dem Hofe [1]) die Unterschrift der Nonnen vorzulegen, bestürmte sie Contes umsonst noch einmal; er brachte drohende Reden vom Hofe zurück. Man stellte schon ausdrücklich die Maßregeln in Aussicht, die später ausgeführt wurden. Er versicherte, er, als ihr geistlicher Vorgesetzter, welchem ihre Gewissen von Gott anvertraut seien, wolle sich bei ihm für sie verantwortlich machen. Sie sollten ihm eine vollständige Erklärung ihrer Überzeugung schriftlich übergeben und das Formular sodann unterschreiben; so würden sie vor der Verfolgung geschützt und doch zugleich ihr Gewissen in Sicherheit sein, da er einmal zu geeigneter Zeit jene ihre Erklärung vorzeigen werde.

Die Äbtissin versammelte noch an demselben Tage die Nonnen und stattete ihnen Bericht ab. Die Einen, heißt es, waren über diese Drohungen nicht nur nicht erschrocken, sie fühlten sich vielmehr durch die so große und kostbare Gnade Gottes, welche er ihnen erzeigte, indem er sie in den Stand setzte, etwas für ihn zu leiden, so gestärkt, daß es schien, diese für eine christliche Seele so glorreiche Hoffnung habe die Regungen der Zärtlichkeit für die theuersten Personen beinahe erstickt. Andere dachten mit Trauer an die Trennung von denselben. Agnes erinnerte daran, daß man dabei von der Hingabe an Gott nichts werde ausnehmen dürfen; „als sie fragte, ob wir die Excommunication nicht fürchteten, antworteten Mehrere, sie fürchten mehr die von Gott, als von den Menschen." — Da die Mehrzahl der Nonnen befürchtete, der Haß und die Rache der Gewalthaber möchte auf ihre Mütter, auf die Leitenden fallen, man möchte ihnen diese rauben, so traten sie ohne deren Wissen zusammen und setzten einen Brief auf. Darin heißt es: Unsere Herzensüberzeugung ist allerdings der

Andere es uns von oben herunter gebieten und uns selbst mit dem Tode der Rebellen bedrohen, was auch einen edleren Muth, als den von Mädchen bestürzt machen könnte; dennoch erschüttert uns dies nicht, kraft der Verheißung, welche der Furcht Gottes gegeben ist.

1) Man möchte die Sprache von P.-R. constitutionell, parlamentarisch nennen; statt Pabst und König heißt es: „Der römische Hof, der Hof."

unserer Mütter ähnlich, nicht durch eine natürliche Liebe und eine blos menschliche Unterthänigkeit, sondern kraft des göttlichen Geistes, welcher macht, daß alle Diejenigen, so er mit seiner heiligen Liebe erfüllt, Eines Willens werden. — Wir ahmen sie nur darum und in so weit nach, als sie Christum nachahmen, denn nur ihn dürfen wir unerschütterlich nachahmen, weil nur er allein unerschütterlich ist."

Sie wandten sich deshalb an des Contes mit einem Schreiben, welches nicht ohne feine Satyre ist. „Es bleibt uns nichts übrig, heißt es, als Sie zu bitten, daß Sie Mitleiden haben mit der harten Noth, worein man arme Jungfrauen versetzt, welche weder genug Licht, noch Kraft haben, um sich gegen ihre eigene Überzeugung zu überreden, es sei ihnen möglich, ihrem eigenen Gewissen Gewalt anzuthun zu etwas, was ihnen als der Wahrhaftigkeit entgegengesetzt erscheint, welche sie Gott und der Kirche schuldig sind." — Sie berufen sich darauf, daß er als ihr Vorsteher und Visitator ihre Unschuld gründlich kenne und schließen: „Es sei denn, daß Gott Ihnen einen eben so ausdrücklichen Befehl gebe, wie der an Abraham, seinen Sohn zu opfern, können wir unmöglich glauben, daß irgend eine Gewalt Sie vermögen könne, Ihre eigenen Töchter zu opfern."

Wunder und Träume.

Es fehlte auch in dieser Noth nicht an dem Troste der Wunder, welche als Apologie und Rechtfertigung ihres Benehmens durch Gott von den Nonnen und ihren Freunden betrachtet wurden. Eines, die Heilung der Katharina Susanna Champagne, ist durch das Bild ihres Vaters berühmt geworden, welches die Gallerie des Louvre ziert. Es stellt die Tochter auf ihrem Krankenlager und vor ihr die Mutter Agnes kniend dar, beide betend, das Angesicht strahlend vom Lichte der Freudigkeit des Glaubens. —

Die verschiedenen Berichte stimmen nicht ganz überein, ein der Geheilten zugeschriebener Brief schreibt die Heilung der Wirkung eines Kreuzes aus dem rothen Skapulier der seligen Mutter Angelica, also einer Relique derselben zu. Die meisten Nachrichten kommen überein, daß die Fürbitte Angelicas angerufen worden sei. (Nach einer Nachricht war es an Christum unmittelbar,

ohne Anrufung eines Heiligen gerichtet. Doch widerspricht dieses nicht entschieden, da Angelica doch nicht im eigentlichen Sinne eine Heilige genannt werden konnte.)

Das Übel Susannens war ein von den Ärzten seit drei Vierteljahren ohne allen Erfolg behandelter geschwundener Fuß, welcher ihr das Gehen unmöglich machte. Die Person, welche sie pflegte, bat aus Mitleiden Agnes, sie möchte neun Tage für die Kranke beten. Agnes wollte nicht darauf eingehen, da es offenbar Gottes Wille sei, daß sie also leide. Jedoch übernahm sie es unter der Bedingung, daß sie mehr um die Gnade bäte, das Leiden gut zu ertragen, als um die der Heilung. Sie begann am 29. December 1661 aus ihrem Brevier die passenden Gebete zu sprechen. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß dieses der Tag war, an welchem die Unterschrift der Nonnen, die als durchaus ungenügend erfunden wurde, an den Hof gebracht wurde. Die Schwester Briquet sagte später in einem Verhöre zum Erzbischof: „Dürfte ich nicht wenigstens dieselbe Betrachtung über dieses Wunder anstellen, wie der Blindgeborne im Evangelium, und ihm nachsprechen: Ich weiß gewiß, daß Gott die Sünder nicht erhört? — Hätte die Mutter Agnes durch Verweigerung ihrer Unterschrift Gott beleidigt, würde er ihr die Gnade erwiesen haben, zugleich ein solches Wunder zu thun?"

Am Tage der drei Könige, als am letzten der neuntägigen Fürbitte, hatte man sie, wie gewöhnlich, gleich einem Kinde auf den Armen in die Kirche getragen, um sie zu communiciren; während der Vesper brachte man sie auf eine Tribüne, in der Nähe ihres Zimmers. Nach derselben nahte sich Agnes ihr, um zu beten [1]); während des Gebets kam ihr das Vertrauen, die arme Kranke werde geheilt werden. Sie hatte dieses Vertrauen bisher nicht gehabt, noch hatte sich irgend eine Besserung gezeigt. Indeß fühlte sich auch nach diesem Gebete die Kranke nicht erleichtert, sie hatte sogar eine schlimmere Nacht, als gewöhnlich. So brachte man sie um 9 Uhr Morgens in einen Sessel. Allein während der Einleitung der Messe, welche sie von ihrem Zimmer aus hörte, kam ihr der Gedanke, das Gehen zu versuchen. Zuerst stützte sie sich an die Meubles und an die Wand; da sie aber merkte, daß

1) Diesen Moment scheint Champagne ergriffen zu haben.

sie frei gehen konnte, so ging sie bis ans Ende des Zimmers, wagte jedoch nicht hinaus zu gehen, da ihr Staunen über eine so wunderbare Veränderung ihr ein so starkes Herzklopfen und einen solchen Frost verursachte, daß sie nicht wußte, was daraus würde. Sie kniete ohne irgend eine Anstrengung nieder, um Gott zu danken und das Sacrament bei der Elevation anzubeten; sie stand ohne Schwierigkeit wieder auf, ging selbst zu Agnes, damit diese sich mit eigenen Augen von dem Wunder überzeuge. Sie stiegen mit einander eine Treppe von 40 Stufen hinab, um Gott vor dem Sacramente mit der ganzen Gemeinde zu danken. Im Rückwege half sie Agnes die Stufen hinaufsteigen. Und von da an blieb sie vollkommen gesund.

Das Gemälde schenkte Champagne dem Kloster.

Der Glaube, der Vater der Wunder, wird uns, wie in einem Gleichnisse, im Traume einer der Nonnen dargestellt. Dieselbe Nonne, welche den Traum vom Herzen Jansens gehabt hatte, träumte, sie seien alle in einer tiefen Schlucht gewesen; als sie beim Anblick der Berge, welche von allen Seiten auf sie zusammen zu stürzen drohten, zitterten, hörten sie eine Stimme, ähnlich der von Angelica: Das sind die Berge, welche der Glaube versetzt; wenn er aber vollkommen ist, so werdet ihr das Gebirge der Dämonen und eurer Schwachheiten übersteigen und den Frieden Gottes genießen. Wenn ihr aber keinen Glauben habt, so werden die Berge euch erdrücken!

Die Gemeinde stellte sich von Neuem unter den Schutz St. Josephs, in der Hoffnung, daß er, wie er das Christuskindlein genährt und erhalten hatte, besonders auf der Flucht vor Herodes nach Egypten, nicht ermangeln werde, sie zu beschützen und zu vertreten, da auch sie im Stande der Unmacht und Schwachheit sich dennoch verpflichtet sehen, eine schwere Verfolgung zu erdulden, ohne daß es ihnen erlaubt wäre zu fliehen.

Verzögerung der Verfolgung, Vorbereitung darauf.

Indeß erhielt man durch des Contes über die Gesinnung des Königs die beunruhigendsten Nachrichten; der König habe zu ihm auf ihre Entschuldigungen geantwortet: „Wohl mögen sie in der Unwissenheit sein, aber können Sie sie nicht zum Gehorsam bringen? — o! dabei wird es nicht stehen bleiben." Die Prinzessin

Guemene reizte durch ihren Widerspruch bei Hof nur noch mehr; sie faßte eine Rede des Bischofs von Amiens, die sich besonders auf die Verleumdungen bezogen, welche St. Therese erfuhr, vor der Königin in die Worte zusammen: „Also sind Verfolgung und Verleumdung der Stempel der Heiligkeit; je heiliger einer ist, desto mehr läßt man ihn dulden."

In diesem Augenblicke war der Bischof von Angers, Heinrich Arnauld, das Gestirn, worauf Port-Royal mit Vertrauen schaute. Aber seine Briefe an den König konnten den Verlauf der Sachen nicht aufhalten. Indeß blieb er für Port-Royal ein großer Trost, daß sie nicht ohne einen Bischof standen.

Der Tod Marcas, ob er gleich einer der hauptsächlichsten Beförderer des Formulars gewesen, war vielleicht für Port-Royal ein Unglück. Er hatte wenige Tage vor seinem Tode die ihm lange Zeit vom Pabste vorenthaltene Bestätigung als Erzbischof von Paris erhalten und war am Ziele seiner Wünsche angelangt. Er war ein Gallikaner und mußte durch Eifer in der Angelegenheit des Formulars seine früheren Werke im Sinne des entschiedenen Gallikanismus zudecken. Nunmehr hätte er wahrscheinlich seinen Ehrgeiz und Freiheitssinn dem Pabste, allerdings schwerlich dem Könige entgegengesetzt. — Er starb am 29. Juni 1662.

Indeß wurde der Lauf der Verfolgung durch ein unerwartetes Ereigniß unterbrochen. Der Gesandte des Königs in Rom wurde am 20. August von der Korsengarde des Pabstes beschimpft. Der König verlangte glänzende Genugthuung, ja Abbitte von Seiten des Pabstes; da der Pabst sich nicht leicht dazu entschließen konnte, wurden die Verhältnisse sehr gespannt.

Dieses war die Ursache, daß das Erzbisthum Paris längere Zeit nicht rechtskräftig besetzt wurde. Der König ernannte zwar den Tag nach Marcas Tode Beaumont de Perefire, Bischof von Rhodez, zum Erzbisthume. Der Bischof von Luçon hatte ihn erzogen, da sein Vater auf der Reise nach Rom gestorben war, wo er dem Bischof den Cardinalshut erlangen sollte. Richelieu machte ihn auch zum Lehrer des jungen Königs, er wurde Bischof von Rhodez und war als solcher für das Formular sehr thätig. Auch die Könige von Frankreich hatten die Gewohnheit, den Lehrern der Prinzen die hohe Prälatur als Lohn zu geben, ohne auf inneren Beruf und Würdigkeit für ein hohes

Kirchenamt zu sehen. An demselben Tage erließen die sieben Großvicare das Mandement vom 30. Juni 1662, worin die unbedingte Unterwerfung unter das Formular mit drohender Sprache abermals verlangt wurde. Es wurde den Nonnen bei Zeiten mitgetheilt, allein sie appellirten als gegen incompetente Richter. Diese Appellation hatte indeß nur Erfolg, weil es dem Könige darum zu thun war, durch Hemmung der Verfolgung gegen die Jansenisten dem Pabst wehe zu thun und ihn zu einem demüthigen Vertrage zu spornen, dessen Preis zum Theil Port-Royal wäre.

Dieses konnte Port-Royal nicht entgehen; daher suchte man sich durch Gebete, Kasteiungen, außerordentliche Gutthaten gegen Arme auf den drohenden Angriff vorzubereiten. Im Juni 1663 gab die Mutter Agnes den Schwestern eine Anleitung, wie sich die Gemeinde zu benehmen habe, wenn ihr die Häupter geraubt würden, wie man ohne Rumor sein Recht behaupten, und stillschweigend selbst gegen das protestiren solle, was man auf Befehl der vorgesetzten Eindringlinge thue [1]). Man hat in der Folge diese Anleitung befolgt, allein es war unmöglich, diesen durchgängigen moralischen Widerstand zu leisten, ohne mehr und mehr erbittert zu werden. Agnes handelt von der Verlassenheit, worin Manche ohne Sacramente sterben dürften. Sie erinnert daran, daß Christus auch gerufen habe: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? „Gott befiehlt uns, das Haupt nicht rückwärts zu wenden, wenn wir einmal die Hand an den Pflug gelegt haben; er hat uns verpflichtet ihm zu dienen, ihm zu folgen, bei welcher Gelegenheit es irgend sei, in der Furcht, seines Reiches unwürdig zu werden. Alles hängt also davon ab, daß man nicht unentschieden schwanke, daß wir nicht fürchten, wir möchten in dem, was wir einmal angefangen haben, nicht fest bleiben, sondern daß man Gott alle Folgen anheimstelle. Diese so außerordentlichen Gelegenheiten werden uns sehr nützlich dazu sein, um uns zur Erkenntniß zu bringen, daß unser Glaube und Vertrauen auf Gott seiner nicht würdig, beinahe ganz menschlich, nicht göttlich wäre, wenn wir seiner Allmacht Grenzen setzen wollten,

1) Außer einer kleinen Sammlung in 12. von 1718 findet sich diese von Arnauld durchaus gebilligte Instruction in den 1724 in 4. publicirten Acten, Seite 310 der hist. des persecutions in 4. von 1753 und in den Reflexions de la mère Angélique de St. Jean von 1737.

da sie doch der vermittelnden Creaturen nicht bedarf, deren er sich beim gewöhnlichen Lauf der Dinge bedient, um in uns zu wirken; wie er ja auch nicht an die Materie und die Ceremonien der Sacramente gebunden ist, um ihre, allein von ihm abhängige Gnade und Wirkung mitzutheilen. Im Gegentheile ist es ein glücklicher Tod, welcher zur Zeit der Verfolgung zustößt, in der Fremde unter Personen, welche ohne Verbindung mit uns auch unser Herz nicht theilen, und ihn zu erdulden mit der alleinigen Stütze, welche wir in dem Erbarmen Gottes zu suchen haben, in dessen Schoos die Verlassensten ihre Zuflucht finden, weil er seine Ehre darein setzt." —

Charakteristisch sind die Worte: „Keine Schwester wird die Hand dazu bieten, im Kloster oder auch in die Kirche Sonderlichkeiten einzuführen, als Blumen auf den Altar zu stellen und Kuriositäten zu verfertigen; sondern man wird fortwährend eine Arbeit treiben, welche entweder dem Kloster oder Auswärtigen nützlich ist, um so durch seine Händearbeit zu seinem Unterhalte beizutragen."

In dieser Zwischenzeit hatten einige Nonnen auch die wichtigsten Streitschriften über die Verdammung der fünf Sätze gelesen [1]). Angelica von St. Johann las die Schrift Nicoles gegen die These der Jesuiten, worin dem Pabste die Unfehlbarkeit Christi

1) Die Schwester Magdalena von St. Christine Briquet sah sich veranlaßt, am 2. September 1664 einen kurzen Brief (königliche Bibliothek, pièce D. 965) drucken zu lassen, worin sie sich darüber beklagt, daß mehrere Begleiter des Erzbischofs bei seinem Besuche die Nonnen zum Disputiren gereizt haben. So sei auch sie durch Gaudin dazu verlockt worden, habe aber auf die Mahnung einiger Schwestern sich bald wieder in Stillschweigen gehüllt. Deshalb rühme sich nun genannter Gaudin laut, er habe sie durch seine Beweise des Irrthums überführt. Er hatte behauptet, der erste der fünf Sätze sei wörtlich in Jansen, die anderen aber lassen sich daraus ableiten. Sie antwortet ihm darauf in ihrem Briefe: Gaudin wollte mir fürs erste beweisen, der fünfte Satz sei eine Folge und Consequenz des ersten; er that mir aber das Umgekehrte dar. Fürs zweite könnte man sagen, daß wenn die vier Sätze nur die Consequenzen des ersten sind, so folge daraus nicht, daß dieselben positiv in dem Buche enthalten seien, auch wenn der erste wirklich im Buche ist. Denn sonst könnte man ja so viel Sätze, als man immer wollte, aus dem ersten folgern und zu glauben befehlen, sie seien im Buche. Briquet hatte ihm schon mündlich gesagt, je mehr er darauf dringe, der erste Satz sei in Jansen, desto mehr Mistrauen schöpfe sie dagegen, daß auch die anderen darin seien. Konnte man es den Gegnern verargen, wenn sie behaupteten, die Nonnen befassen sich mit theologischen Discussionen? Aber war es denn den Nonnen zu verargen, wenn sie es nach und nach lernten? Dieses geschah gewiß ungleich mehr durch mündlichen, als schriftlichen Weg.

auch in Thatsachen zugeschrieben wurde; den 17. Januar (seinem Namenstage) 1664 schreibt sie davon an ihren Oheim, den Dr. Anton Arnauld:

„Ich denke, Sie wagen doch nicht, mich zu verdammen, wenn ich wagte, Ihnen heute mit einem Propheten, welcher mir dazu seine Auctorität leiht, zu sagen, daß ich alle meine Liebe auf den heiligen bewundernswürdigen Seelen ruhen lasse, welche auf der Erde sind, und wenn ich an diesem Festtage mehr der Antone gedenke, welche in den Einöden der Welt leben, als an den, welcher aus den Wüsten in den Himmel eingegangen ist. Nicht als ob ich die bewundernswürdige Tugend dieses Heiligen geringschätzte, sondern weil man von den Erscheinungen der Gegenwart mehr ergriffen ist und die besonderen Gnadenbezeugungen Gottes gegen uns mehr anerkennen soll; wie denn dies eine unschätzbare ist, daß wir durch so viele Bande mit Denen verbunden sind, welche er ausgewählt hat zur Vertheidigung seiner Wahrheiten, zur Leitung der Seelen auf dem Wege des Friedens in einer Zeit, wo alle geraden und sicheren Wege in der Kirche beinahe unbekannt geworden sind. „Die neue Ketzerei" (so heißt jene Schrift Nicoles) ist das Schönste, was man je gesehen, und ich will nur Ihnen berichten, daß ich sie gegen das Verbot im Verzeichniß Bails gelesen habe, worüber ich mir auch keinen Scrupel mache. Ich versichere Sie, diese Lectüre hat mich veranlaßt, mit einem Gefühl lebhafter Freude Gott dafür zu danken, daß er Denen, welche seine Kirche und Wahrheit lieben, so viel Eifer gegeben hat, daß sie in der tiefsten Unterdrückung durch die Verleumdung, während sie wissen, daß wir als ihre Geißeln in der Hand ihrer Feinde sind, sich weder durch die Liebe zu ihrer Ruhe, noch durch die Furcht vor unserem Untergange abhalten lassen, ihre Stimmen zu erheben, um die Hirten der Kirche vor der Gefahr, welche diese bedroht, zu warnen."

Der König versäumte nie bei einer ausgebrochenen Streitigkeit mit dem römischen Stuhle die Sorbonne und das Parlament zu Demonstrationen zu veranlassen. Der Syndikus der Sorbonne, Grandin, war römisch gesinnt. Die streitigen Entscheidungen der Kurie über Thatsachen waren die über Jansen und das kopernikanische System. Zur Zeit, als die Großvicare ihr zweideutiges Mandement hatten zurück nehmen müssen, hatte ein Jesuite die These

verfochten: Christus hat den Nachfolgern Petri, so oft sie ex cathedra sprechen, dieselbe Unfehlbarkeit, selbst in Thatsachen ertheilt, welche er selbst hatte; daher kann die Entscheidung der Päbste über die Thatsache Jansens „mit göttlichem Glauben" geglaubt werden. Arnauld hatte umsonst den Bischöfen und dem Parlamente diese Lehre denuncirt; der Jesuite gab jedoch seiner These eine mildernde Erklärung, und die Anklage hatte damals keine weitere Folge. Im Jahre 1663 hatte ein Jesuite in einer Disputation gegen den Sohn eines Parlamentärs selbst mit Berufung auf den Spruch der Inquisition, die dem kopernikanischen Systeme anhängenden Mathematiker mehr keck, als fromm genannt. Grandin hatte eine Anklage dieser These, worin besonders gerügt war, daß sie die Entscheidungen der Inquisition denen der h. Schrift gleichstelle, bei der Facultät unterdrückt.

Allein da jetzt der König mit dem Pabste zerfallen war, konnte er nicht verhindern, daß auf Verlangen des Königs die Sorbonne in sechs Sätzen die Lehren des Gallikanismus erneuerte und proclamirte. Besonders hart war es ihn angekommen, seinen Namen selbst zu dem Satze leihen zu müssen, es sei nicht die Lehre der Facultät, daß der Pabst unfehlbar sei, wenn nicht die Zustimmung der Kirche hinzukomme. Der Erzbischof lachte mit seinen Vertrauten darüber, daß Grandin seine Überzeugung hatte verleugnen müssen; denn, sagte der Prälat, wir haben Mühe genug dabei, wir müssen auch unser Vergnügen dabei zu finden wissen. Der fünfte Satz erklärte, der Pabst könne die Bischöfe nicht gegen die im Königreich angenommenen Kanones absetzen. Das Übrige handelte von der Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der päbstlichen. — Wir dürfen nicht verschweigen, daß, nachdem das Verhältniß zwischen Pabst und König wieder hergestellt war, 30 bis 40 Doctoren der Sorbonne dem Nuntius eine Protestation gegen diese sechs Sätze überreichen wollten; die mehreren von ihnen scheinen Mönche gewesen zu sein.

So war denn über die Unfehlbarkeit des Pabstes in Thatsachen doch im Ernste nichts entschieden, obgleich Talon, das Organ des weltlichen Despotismus, gegen dieselbe im allgemeinen, natürlich im Namen der gallikanischen Freiheit, declamirte.

Das Parlament zeigte sich um so geneigter in kirchlichen Angelegenheiten ein entscheidendes Wort zu sprechen, je weniger ihm

dieses in bürgerlichen erlaubt wurde. Es rieth dem Könige, bei dieser Gelegenheit dem Pabste seine Privilegien zu nehmen. Die grande-chambre forderte ihn auf, er solle, ohne das Territorium des Pabstes anzugreifen, das Concordat für aufgehoben erklären, und den Erzbischof von Paris, ohne die päbstliche Bestätigung abzuwarten, durch seine Suffragane in sein Amt einsetzen zu lassen [1]). Dies Parlament verdammte ein Buch, welches die gallikanischen Freiheiten als vom Pabste ertheilt darstellte; man ließ sich vernehmen, der päbstliche Primat sei nur menschlichen Rechts. Porcher stand an der Spitze der widerpäbstlichen Partei. Abbe Le-Tellier repräsentirte einen Cyprianismus (schon um 1665), welcher es sich zur Aufgabe machte, dem Pabste Widerstand zu leisten. Wir werden Beweise seiner für Port-Royal freundlichen Gesinnung finden.

Die Klerusversammlung glaubte später einen Vortrag, welcher am 12. December 1664 im Parlamente gehalten worden war, nicht mit Stillschweigen übergehen zu können [2]). Aber sowohl der Inhalt der Gegenvorstellung, als die Form, unter welcher sie vorgebracht werden sollte, erhob viele Bedenken. Endlich kam man überein, den darin ausgesprochenen Grundsatz, daß der König auch über die „Dogmen des Glaubens und der kirchlichen Disciplin" zu bestimmen habe, für schismatisch und ketzerisch zu erklären.

Man sah jedoch ein, daß es nicht genüge, den vielen Citaten des Parlamentärs aus dem Rechte und der Kirchengeschichte blos durch eine Verdammung zu antworten. Andererseits wäre es gegen alles Herkommen und gegen den Grundcharakter der katholischen Kirche gelaufen, sich gegen Laien darüber auf Erörterungen einzulassen. So etwas konnte und wollte nur geistlich, also nur von Geistlichen gerichtet werden, wollte man sich nicht auf den eben zu verdammenden, ja auf den protestantischen Standpunkt stellen.

Daher überreichten, nach wiederhergestelltem Verhältnisse zum Pabste, zu Anfange des Jahres 1666 Deputirte der Klerusver-

1) Der General-Procurator sagte zum Könige, indem er ihm die Bulle Unam Sanctam überbrachte, er komme, Se. Majestät zu fragen, ob es Ihr Wille sei, daß ihr der Pabst die Krone vom Haupte nehmen könne.

2) Das Folgende ist aus dem Vatikan. bibl. Ottob. ausgezogen.

sammlung dem König die von allen Mitgliedern derselben unterschriebene Verdammung jenes Grundsatzes, zugleich aber auf einem anderen Papiere, und nur als Auszug aus dem Protokolle, die weitläufige Widerlegung mit der Erklärung, daß man sich zwar darüber nicht auf Beweise und Raisonnement einzulassen habe, diese Mittheilung aber zu des Königs „persönlicher Genugthuung und Belehrung" gemacht haben wolle.

Der erste Grund des Parlamentsredners, heißt es darin, womit er seinen falschen Grundsatz zu unterstützen suche, sei die Krönung des Königs. — Obgleich ihn diese durch ihre durchaus wunderbare Eigenthümlichkeit über alle Fürsten der Erde erhebe und besondere Gaben ertheile, könne sie ihm keine Gewalt über das Wesen der Kirche geben. „Sie ziehe ihn nicht aus dem Stande der Schafe (ouailles), um ihn zu dem der Hirten zu erheben, welchen allein Gott die Gewalt gegeben habe, über Glaubensdogmen ein Urtheil zu sprechen."

Die anderen Beweise waren eine Anhäufung von Thatsachen aus der Geschichte der Kirche und des christlichen Staats, besonders aus den ersten Jahrhunderten ihrer Verbindung. Der Klerus bestritt theils die Thatsachen, theils ihre Folgerungen; der Misbrauch und die Eingriffe der weltlichen Gewalt, besonders unter ketzerischen Fürsten, beweise nichts. Allerdings haben viele Bischöfe unter den Griechen sich zu ungebührlicher Herablassung und Schmeichelei gegen die Kaiser bewegen lassen. Selbst de Dominis habe in seiner Vertheidigung der englischen Kirche die Lehre verworfen, der Fürst könne die Geistlichen zu Annahme eines Glaubensbekenntnisses verpflichten.

Hinter dem ausgesprochenen Principe des Parlamentärs lag der Grundsatz verborgen, daß auch die Laien das Recht haben zur Gültigkeit eines Dogmas durch Zustimmung oder Widerspruch (consentement des laïques) mitzuwirken. Dieser Grundsatz, heißt es, sei schon zu Anfang des Jahrhunderts von der Sorbonne verdammt worden. Der Parlamentsmann hatte dem Klerus kein ausschließliches Recht gelassen, als das die Sacramente zu verwalten.

Vermittlungsversuche.

Während der Streitigkeiten zwischen dem Pabste und dem Könige wurde auch ein Versuch gemacht, die jansenistischen Angele-

genheiten beizulegen. Man hatte durch die Herzogin von Longueville günstige Nachrichten über die Stimmung des Königs; er habe gesagt, er sehe wohl, daß man gegen diese Leute mehr gethan habe, als man hätte thun sollen; allein es sei ja nicht unter seiner Regierung geschehen, habe der König (unwahr) hinzugesetzt und so die Schuld auf Mazarin gewälzt. Der angeblich seinem Orden abspenstige Jesuite Coquelin rühmte sich bei den Jansenisten, er habe den König durch Seguier bange gemacht, sie würden sich, wenn man sie fürder verfolge, dem Pabste und den Mönchen anschließen.

Der König wollte wohl die Jansenisten, welche er als Unruhestifter fürchtete, besonders da das Erzbisthum Paris nicht besetzt war, hinhalten, und andererseits dem Pabste drohen, er werde die jansenistische Streitigkeit so beilegen, daß der Kurie nichts übrig bleibe, als das Siegel aufzudrücken. Das war ein Mittel, um den Pabst zur Annahme der demüthigenden Friedensbedingungen bereitwilliger zu machen. — Der erste Plan wurde in dem Landhause des Parlamentspräsidenten Miramont bei Toulouse angelegt. Der König ernannte den Bischof von Comenges, Choiseul, zu seinem Bevollmächtigten und berief ihn nach Paris. Des Lions sagt von ihm, Niemand habe den Grund des Herzens und des Geistes der Jansenisten besser gekannt. Die Sache wurde mit dem größten Geheimniß angelegt. Befremdend erscheint es auf den ersten Anblick, daß, wie es in der geheimnißvollen Sprache der Briefe heißt, „der, welchem H. v. P. seine wichtigsten Geheimnisse anvertraut," der Jesuite Annat, Beichtvater des Königs [1]), sich zu Betreibung einer Angelegenheit herbeiließ, worin es sich darum handelte, „die Töchter dieser guten Wittwe (Port-Royal) ihres kleinen Gutes genießen zu lassen, wie sie es vor dem Processe gethan."

Es fand die Sache unter den Jesuiten selbst großen Widerspruch; Mönche und bigotte Leute erfüllten ihre Häuser, der Orden werde sich schlecht dabei befinden, wenn er seinen Gegnern die Hand biete. Allein den leitenden Jesuiten war sehr darum zu

1) Nach des Lions schickte der Jesuitengeneral durch Annat dem Könige einen Brief, worin er demselben seine Dienste bei dem Pabste anbot. Der König warf den Brief auf den Tisch, wo er unerbrochen lag, als Annat einige Tage darauf erschien, um die Antwort des Königs in Empfang zu nehmen.

thun, daß sie den Faden einer sie so nahe berührenden Unterhandlung in Händen hätten. Es war gewiß nicht zu befürchten, daß Annat ein Handlanger des Jansenismus würde. Er soll über die Unterhandlungen gesagt haben: Entweder werden sie sich unseren Forderungen unterwerfen, oder ich werde sie kennen lernen und entzweien. — „Wenn dies auch nicht gesagt wurde, setzt Arnauld hinzu, so ist es wenigstens die ganze Frucht der angeblichen Versöhnung." — Sobald die Sache gescheitert war, versicherten die Jesuiten in ihren Anklagen gegen die Jansenisten, es sei ihnen selbst um nichts weniger zu thun gewesen, als um Frieden mit diesen. Des Lions sagt, nach Allem, was er von beiden Seiten gehört habe, scheine es ihm, als hätten Annat und Ferrier entweder die Ihrigen oder die Jansenisten, zugleich aber alle Welt zum Besten haben wollen. Überdies waren noch Privatabsichten mit im Spiele.

Ferrier war ein Verwandter Annats, ein angesehener Jesuite in Toulouse; man vermuthete, Annat sei auf die Unterhandlung um so eher eingegangen, als er hoffte, dadurch seinen Vetter nach Paris in die hohen Geschäfte zu bringen und ihn einmal zu seinem Nachfolger zu machen, was ihm auch gelang. Die Gegner der Unterhandlung eiferten, es sei eine Schmach für die Bischöfe, daß man mit den Jansenisten über Aufhebung des von ihnen aufgestellten Formulars unterhandele. Denn die Jansenisten hatten von Anfang erklärt, sie können nur unterhandeln, wenn man das Formular ganz bei Seite setze. Eben der Anstoß, den auch der Pabst am Formular der Bischöfe nahm, läßt vermuthen, daß auch ihm eine Unterwerfung genehm gewesen wäre, wobei seine Ehre gesichert gewesen wäre, wenn auch jenes Formular auf die Seite geschoben worden wäre. Dieses ist um so wahrscheinlicher, als im Vatikan ein vom Pabste abgefaßtes Formular zur Unterschrift vom März 1663 sich vorfindet [1]). Es soll auf Aufforderung des

1) Dieses Formular lautet: Ego constitutioni apostolicae I. X, datae 31. Mai 1653, et Alex. VII, datae 16. Oct. 1656, summorum pontificum me subjicio et 5 propositiones ex Jansenii libro cui nomen Aug., excerptas, et in sensu ab eodem auctore intento, prout illas per dictas constitutiones sedes apost. condamnavit, sincero animo rejicio ac damno et ita juro; sic me Deus adjuvet et haec sancta Dei evangelia. — Der Inhalt der päbstlichen und bischöflichen Formulare war derselbe, das hob die Concurrenz der Auctorität nicht auf; dieses Formular sagt nichts von der Mitwirkung der Bischöfe bei der Verdammung.

königlichen Gesandten abgefaßt sein. Annat handelte also wohl zugleich mit geheimer Gutheißung des Pabstes. Man war wenigstens durch Choiseul versichert, daß für das Factum kein „innerer Glaube" verlangt werden werde. Choiseul und Ferrier waren darüber Eins, daß sie den Streit zwischen Jesuiten und Jansenisten, der auch jenen schon so böse Wunden geschlagen hatte, als einen Schulstreit darstellen wollten; daher sollten sich die Jansenisten mit der Lehre der neuen Thomisten einverstanden erklären. So im Allgemeinen wollten sie sich darauf nicht einlassen, sie schlugen aber diese Fährte in der unten folgenden Erklärung über die fünf Sätze ein. Man versprach sich überdies gegenseitig eine Unmöglichkeit, nämlich Stillschweigen über das Vergangene.

Die Doctoren der Sorbonne, Lalane und Girard, welche im Auftrage der Theologen von Port-Royal unterhandelten, gingen so weit, wie möglich, ja wohl weiter, als ihre Vollmacht lautete. Darob brach die Uneinigkeit im Lager der Jansenisten aus; d'Andilly beschuldigte seinen Bruder, den Doctor, er mache durch sein Zurücktreten den Frieden unmöglich, da Freunde und Feinde erklären, sie können nur mit seiner Theilnahme abschließen; Arnauld warf dagegen d'Andilly vor, er vergesse über seiner neuen Freundschaft mit Choiseul seine alten Freunde [1]).

Arnauld rügte die Nachgiebigkeit und die Dictatur von Barcos, welcher Zweideutigkeiten billige, die er 1657 verworfen habe; Ferrier kam, ob er gleich versprochen hatte, davon zu schweigen, immer wieder auf den Sinn Jansens zurück, in welchem die fünf Sätze verdammt werden müßten, während die Jansenisten, ohne auf Jansens Lehre einzugehen, feststellen wollten, welchen Sinn der fünf Sätze der Pabst verdammt habe. Man warf ihnen mit Recht vor, daß sie der Erörterung über „den Sinn Jansens" ausweichen, während sie sich doch bisher beklagt hatten, daß man dessen

1) Den 3. Mai 1663 schreibt Arnauld an d'Andilly, er habe nie geglaubt, daß dessen Herz gegen ihn ein anderes geworden sei; aber er könne sich nicht verbergen, daß das Vertrauen, das er zu einem neuen Freunde gefaßt habe, das zu seinem Bruder bedeutend geschwächt habe. Arnauld setzt hinzu: Wenn es ein allen Menschen gemeinsamer Fehler ist, daß sie können eingenommen werden, so ist es ein Fehler der großen Seelen, der besten Naturen, daß ihnen dieses mit ihren Feinden geschieht. Denn da sie über niedrigeren Leidenschaften stehen, sind sie für die der Freundschaft empfänglicher. — Dieses charakterisirt d'Andilly ganz, besonders wenn wir dazu nehmen, was sein Sohn, der Abbe, über seinen Eifer in neuen Freundschaften sagt.

Verdammung von ihnen verlange, ohne ihn näher zu definiren. Aus lauter Eifer, eine äußere Einigkeit herbeizuführen, entsteht eine grenzenlose Verwirrung, Freunde und Brüder, die Mittelspersonen, zerfallen unter sich. In den Parteidarstellungen des Verlaufs, welche nachher erscheinen, wirft man sich gegenseitig Wortbrüchigkeit, Betrug, Indiscretion vor. Auf Arnauld fiel der gehässige Schein, als hätte er so viel hereinbrechendes Unglück verschuldet. In dem Briefe, welcher den meisten Anstoß gab, sagt er: „Nicht als wünschte ich den Frieden weniger, als irgend Jemand, aber ich kann nur einen ehrlichen Frieden und durchaus ehrliche Mittel wünschen. Ich würde mein Blut darum geben, einen solchen zu haben. Aber ich hoffe auch, daß Gott mir die Gnade schenken wird, nie eine zeitliche, vorübergehende Ruhe durch irgend etwas zu erkaufen, was die Ruhe meines Gewissens stören könnte."

In einem anderen Briefe sagt der für solche Unterhandlungen noch zu ehrliche Arnauld: „Gott sei Dank, wir machen keine Partei; nur die christliche Liebe verbindet uns und nimmt uns nicht die Freiheit, daß Jeder seiner Erleuchtung und den Bewegungen seines Gewissens folge. Dies ist ein unabänderlicher Grundsatz für uns. Wir müssen den Irrthum und die Verblendung fürchten, wir haben Gott um Aufklärung zu bitten. Wenn aber Gott zuließe, daß wir irrthümlich für unerlaubt hielten, was es nicht ist, so könnten wir es nicht thun, ohne ihn zu beleidigen, wie Diejenigen zur Zeit Pauli, welche glaubten, es gebe verbotene Arten von Fleisch, sich allerdings täuschten; nichts desto weniger erklärte dieser Apostel, diese Überzeugung, obgleich falsch, mache sie schuldig, wenn sie davon essen."

„Weder die Güter, die man uns hoffen, noch die Übel, welche man uns fürchten läßt, tragen etwas zur Entdeckung der Wahrheit bei, welche uns doch allein leiten soll. Denn das Böse bleibt bös, mag noch so viel Gutes davon zu erwarten sein, man würde Gott beleidigen, so große Übel man auch für die Weigerung, es zu thun, zu befürchten hätte. Gott hat uns in unserer bisherigen traurigen Lage aufrecht erhalten, er kann es auch in einer noch allgemeineren Verlassenheit. Uns liegt nur ob, unsere Pflicht bei jeder besonderen Gelegenheit zu thun und hernach den Erfolg Gott anheim zu stellen. Unser Licht ist zu kurz, um in die Zukunft

zu bringen; wir sind oft gar verwegen im Urtheile, was für uns vortheilhaft oder nachtheilig sein müsse. Gott gefällt sich darin, unsere Hoffnungen und Befürchtungen zu Schanden zu machen, indem er in unserer Hand die Rohrstäbe zerbricht, worauf wir uns stützen wollen, und aus den härtesten Steinen die Wasser des Trostes und der Gnade hervorzieht. Daher haben wir nur darauf zu sehen, daß wir ihm getreu seien, ohne uns um das, was geschehen kann, zu kümmern."

„Ich habe von St. Gregor gelernt, daß die Weisheit der Kinder der Welt darin besteht, daß sie ihre Gedanken verbergen; die der Kinder Gottes darin, daß sie in nichts sich verstellen, daß sie nur die Wahrheit lieben, und die Mishandlungen, welche sie für die Wahrheit erdulden, als eine Ehre und als einen Nutzen ansehen. Aber, setzt dieser Vater hinzu, man spottet über diese Einfältigkeit der rechtschaffenen Leute; weil die Weisen dieser Welt die Geradheit für Dummheit ansehen. Dem will ich mich gerne aussetzen. Ich weiß wohl, daß man sich über mich, als über eine unnütze Person, beklagt, weil ich zu frei spreche. Aber diese christliche Plumpheit (rusticité) wird mir immer besser gefallen, als alle Raffinements der Hofsprache."

Besonders ärgerlich war es Arnauld, daß die Vermittlungseifrigen ihm sagten, er dürfe seine besondere Ansicht wohl denken, nur nicht aussprechen.

Der Hauptgewinn dieser Unterhandlungen, welche so viele Bitterkeit erzeugten, ist eine Erklärung, welche die Theologen von Port-Royal über ihren Glauben in Beziehung auf die fünf Sätze ausstellten. Den 7. Januar erhielten Arnauld, Singlin, Barcos, Tanier Erlaubniß, sich in der Stille in Paris aufzuhalten, um den Unterhandlungen, welche Lalane und Girard in ihrem Namen führten, nahe zu sein. Sie gaben den 24. folgende Erklärung von sich:

1) „Da nach der Lehre St. Augustins, welche die ganze Schule von St. Thomas behauptet, die „wirksame Gnade", — welche den Willen unvermeidlich und untrüglich, jedoch ohne Nothwendigkeit bestimmt, durch die Kraft der göttlichen Bewegung biegt (flectit, flechit) und bestimmt, — zu jeder Handlung der christlichen Frömmigkeit nöthig ist; so geschieht es nie, daß wir recht beten, es sei denn, daß sie in uns wirke und uns die

Liebe zum Gebete und zum Seufzen einflöße, noch auch, daß wir die Gebote Gottes halten, wenn sie nicht macht, daß wir darin wandeln; noch daß wir die Versuchungen des Feindes überwinden, wenn sie uns nicht den Sieg giebt. — Da indeß die Gerechten manchmal den Versuchungen unterliegen und in verschiedene Sünden fallen, selbst wenn sie dieselben unvollkommen und schwach vermeiden wollen und sich darum bestreben; so ist klar, daß während die Gerechten in diesem Stande eines schwachen und unvollkommenen Willens sind und, obgleich durch ihren Fehler, ein Gebot verletzen, sie nicht jene „wirksame, stets siegreiche Gnade" haben, mit welcher wir nie besiegt werden. Indem man nun von diesen Gerechten spricht, welche diese große Gnade nicht haben, ob sie gleich eine kleine, unvollkommene haben, kann man mit Wahrheit das Eine, wie das Andere sagen, nämlich sowohl, daß sie Gottes Gebote beobachten und der Versuchung widerstehen konnten, als auch in einem anderen Sinne, daß sie es nicht konnten. Denn sie konnten es vollkommen, da sie nicht nur das Vermögen des freien Willens und die habituelle Gnade, sondern selbst eine actuelle Gnade haben, welche man genügsam nennen kann im Sinne der Thomisten, welcher (zum Gutes thun) die Nothwendigkeit einer wirksamen Gnade voraussetzt."

„Da es aber, wenn man die wirksame Gnade nicht hat, nie geschieht, daß der Wille der Versuchung gehörig widersteht, und es eine bei den Thomisten feststehende Lehre ist, daß die hinreichende Gnade ohne die wirksame nicht Alles enthält, was nothwendig ist, um eine Handlung der Frömmigkeit zu vollbringen; so kann man, vermöge eines Sprachgebrauchs, dessen sich die h. Schrift und die Väter oft bedienen, welcher auch von allen Thomisten angenommen ist, in diesem Sinne sagen, daß diese Gerechten, welche diese hinreichende Gnade haben, der Versuchung, welcher sie unterlegen sind, nicht widerstehen konnten, weil sie kein Vermögen hatten, welches Alles zur Handlung Nöthige in sich befaßte, indem sie die wirksame Gnade nicht hatten, welche doch zum Thun des Guten nothwendig ist."

2. „Es giebt zwei Arten von innerer Gnade; die eine, die wirksame, welche immer den Erfolg hervorbringt, wozu sie den Willen antreibt; die andere, die unwirksame, welche den Willen zu einem Erfolg aufreizt, welchen sie nicht hervorbringt. Das

erste ist die Gnade, welche die Thomisten einfach, eigentlich, absolut die wirksame nennen; man kann ihr stets widerstehen; wie Dieselben lehren, aber man widersteht ihr nie so, daß sie desjenigen Erfolgs beraubt wäre, wozu sie den Willen antreibt (was sie auch mit anderen Worten ausdrücken, man könne ihr in sensu diviso, nicht aber in sensu composito widerstehen)."

„Die zweite ist diejenige Gnade, welche sie in gleichlautenden Ausdrücken bald die ermunternde (excitans), bald die hinreichende, bald die unwirksame nennen. Dieser widersteht der Wille in Wirklichkeit, er beraubt sie der Wirkung, wozu sie ihn ermuntert und wozu sie im oben erläuterten Sinne der Thomisten ein hinreichendes Vermögen giebt. Der Wille kann wohl damit übereinstimmen, allein er stimmt nie wirklich damit überein, wenn er nicht die wirksame Gnade hat, nicht aus Mangel an einem vorangehenden Vermögen, sondern weil er sich selbst freiwillig zum entgegengesetzten bestimmt."

„Obgleich nun diese Gnade an sich selbst betrachtet ihrer beabsichtigten Wirkung ermangelt, wozu sie den Willen ermuntert, wozu sie durch einen vorangehenden Willen Gottes bestimmt ist, und es in diesem Sinne falsch ist, daß jede Gnade Christi immer die Wirkung habe, die Gott will; so wird sie doch, wenn man sie als mit dem absoluten Willen Gottes verbunden betrachtet, mit Recht in dem Sinne wirksam genannt, weil sie im Herzen des Menschen immer das wirkt, was Gott mit absolutem Willen will. Denn es ist bei den Thomisten als gewiß angenommen, daß der Beistand, welcher in Betreff einer Handlung nur hinreichend ist, in Betreff einer anderen, zu deren Hervorbringung sie durch einen absoluten Beschluß des göttlichen Willens bestimmt ist, immer wirksam ist. Somit ist bei ihnen jede Gnade wirksam und bringt einen Erfolg hervor, nämlich den, wozu sie bestimmt ist und welchen Gott mit einem absoluten Willen will, nach dem Spruche Jesaiä: Das Wort, welches aus meinem Munde geht, wird nicht leer zu mir zurückkehren, sondern wird Alles thun, was ich wollte."

3. „Um im Stande der verdorbenen Natur des Guten, wie des Bösen zurechnungsfähig zu sein, genügt eine Freiheit von dem Zwange nicht, sondern man muß auch von der Nothwendigkeit frei sein. Denn obgleich die durch sich selbst wirksame Gnade den

Willen unfehlbar und unwiderstehlich zum Handeln bestimmt, und so der Wille nie wirklich von derselben abweicht, so legt sie doch keine Nothwendigkeit auf, weil sie ihm das Vermögen, seine Zustimmung zu verweigern, nicht nimmt. Der gefallene Mensch hat also immer jene active Indifferenz, welche die Thomisten lehren, welche man ohne Anstand eine naheliegende nennen kann, wenn man nur das Wort nicht in dem Sinne nimmt, daß man glaube, der durch die wirksame Gnade bewegte Wille gebe bald seine Zustimmung, bald verweigere er sie; oder, was dasselbe ist, es finde sich bei dieser Gnade bald die thätliche Zustimmung, bald die thätliche Verweigerung der Zustimmung."

4. „Die Semi-Pelagianer sind durchaus nicht darum Ketzer, weil sie sagten, daß wir der Gnade beipflichten können, oder nicht. Im Gegentheile ist gewiß und außer Zweifel, daß man jeder Gnade widerstehen kann, selbst der wirksamen; das heißt, bei jeder Gnade bleibt ein actives und naheliegendes Vermögen, wie oben gesagt wurde, obgleich man, wie auch gesagt wurde, seine Übereinstimmung nie der wirksamen Gnade verweigert."

5. „Die Lehre der Prädestination durch freie Gnade hat sich mit Recht eine sehr große Auctorität in allen katholischen Schulen erlangt. Der Hauptpunkt dieser Lehre aber, welcher von Allen, welche sie behaupten, angenommen wird, ist, daß wenn man den absoluten, wirksamen Willen Gottes, nicht den vorangehenden betrachtet, die ewige Seligkeit durch einen unbedingten Rathschluß Gottes nur den Auserwählten allein bestimmt ist, mit einer solchen Folge von Gnaden und Wohlthaten, daß durch dieselben ganz gewiß alle Erlöste erlöst sind. Die Hauptsächlichste unter diesen Wohlthaten ist die Gabe der Ausdauer, von welcher Niemand bezweifelt, daß sie die den Prädestinirten eigenthümliche Gabe sei."

„Daraus folgt, daß Christus, dessen unbedingter Wille immer mit dem seines Vaters übereinstimmte, durch seine Gebete und seinen Tod diesen Rathschluß nicht einfach und absolut abändern wollte; somit wollte er die ewige Seligkeit und die Gabe der Ausdauer nur denen allein unbedingt und wirksam verdienen, von welchem er im Evangelium sagt, daß sein Vater sie ihm gegeben habe und daß sie Niemand aus seiner Hand reißen werde."

„Alle Vertheidiger der Prädestination kommen über diese Hauptpunkte überein, wodurch allein die Art von Allgemeinheit

des Todes Christi für alle ausgeschlossen wird, welche voraussetzen ließe, daß alle Menschen so sehr hinreichende Gnaden hätten, daß es nicht nöthig wäre, überdies noch eine wirksame zu haben, um zu wollen und zu handeln. Sobald aber diese einzige Meinung ausgeschlossen wird, so hindert nichts, es ist im Gegentheile wahr, zu sagen, Christus sei für Alle gestorben und habe sein Blut überhaupt für alle Menschen vergossen; sowohl weil er durch einen vorausgehenden Willen das Heil aller Menschen wollte, als weil er einen hinreichenden Preis für das Heil aller Menschen dargebracht hat. Es ist aber falsch und ketzerisch, zu sagen, Christus sei nur für das Heil der Prädestinirten gestorben, da er für viele Verdammte und für Alle, die gerechtfertigt wurden, hinreichende Gnaden — nach dem thomistischen Begriffe — erworben hat, wodurch sie zum Heile gelangen können, obgleich Keiner von Denen, welche sie erhalten haben, einen guten Gebrauch davon macht, noch in der Gerechtigkeit beharrt, wenn er nicht durch weitere, wirksamere Hülfe unterstützt wird."

Welche Ehrlichkeit und zugleich scholastische Verschrobenheit spricht sich nicht in diesem Glaubensbekenntnisse der Jansenisten aus! Welchen Anlauf nahm St. Cyran gegen die Scholastik und wie tief sind nun seine Schüler darein gerathen! Die Scholastik besteht darin, daß jede kirchliche Partei sich genöthigt sieht, den Glauben der Gegenwart, ihrer Culturstufe, als Eins mit dem Glauben der christlichen Vorzeit darzustellen. Die Jesuiten waren die Leute der Gegenwart, ihre Scholastik hatte die Aufgabe, der Meinung der Gegenwart Kraft und Recht zu verschaffen, indem sie eine scheinbare Übereinstimmung derselben mit dem christlichen Alterthume herstellten, um welches es ihnen sehr wenig zu thun war, das ihnen eigentlich fremd war. Die Jansenisten, auf dem Boden des christlichen Alterthums stehend, wollten doch von der Gegenwart der katholischen Kirche nicht als abgefallen erscheinen, wozu ihnen der Thomismus gute Dienste leistete, welcher die Formeln des christlichen Alterthums ohne seinen Geist bewahrte. So sahen auch sie, durch die Nothwendigkeit, Widersprechendes scheinbar zu vereinigen, sich in die Scholastik gestürzt. Das kecke, ehrliche Nebeneinanderstellen gleichberechtigter, sich widersprechender Wahrheiten wäre wohl der getreueste Ausdruck des über und wider alle Vernunft stehenden Mysteriums.

Da alle anderen Vermittlungsversuche gescheitert waren und die Jansenisten sich namentlich nicht auf die Verdammung einer von Ferrier abgefaßten Erklärung der fünf Sätze einlassen wollten, schickte Choiseul dieses Glaubensbekenntniß der Jansenisten nach Rom. Die Meisten von ihnen, aber nicht Arnauld, fügten die Versicherung bei, auch sie würden jede Erklärung der fünf verdammten Sätze, welche der Pabst als deren verdammten Sinn anzeigen würde, verdammen.

Arnauld unterschrieb dies nicht, weil man damit offenbar mehr zu versprechen schien, als man zu halten gesonnen war. In Rom müsse man glauben, man wolle endlich dem Pabste carte blanche geben. Er ehre aber die Wahrheit und den Pabst zu sehr, als daß er ihn täuschen möchte. — Des Lions wollte zu gleicher Zeit eine Aussöhnung Arnaulds mit der Sorbonne vermitteln (siehe Beilage XVII), allein Arnauld erklärte, man könne besser anfangen zu unterhandeln, ohne ihn hineinzumischen. Arnauld glaubte schon durch seine anfängliche Theilnahme an dem Vermittlungsversuche zu viel gethan zu haben. Er schreibt, nachdem das Unternehmen gescheitert war: „Ich sage Gott ohne Unterlaß Dank, daß man unsere Anerbieten verworfen hat, da wir wirklich mehr boten, als wir durften. Hätte man sich damit begnügt, so weiß ich nicht, was in der schrecklichen Gewissenunruhe, worin ich mein Leben über geblieben wäre, aus mir würde geworden sein; es sei denn, daß Gott mir die Gnade erzeigt hätte, wie ich auch glaube, durch öffentlichen Widerruf das Übel wieder gut zu machen." — Dasselbe wünschte er von Denen, die durch obige zweideutige Unterschrift sich verpflichtet hatten; sie sollten durch Widerruf eine entsprechende „öffentliche Buße" üben.

Die Herzogin von Longueville, welche sich doch wohl auf Intriguen verstand, sagte, sie sei einfältig genug gewesen zu glauben, man habe es bei den Conferenzen ernstlich gemeint; doch sei sie erst den Tag, ehe man sie abgebrochen habe, dieses Glaubens geworden. — Pater Crasset predigte um diese Zeit über die Worte: Ihr werdet in euren Sünden sterben; er rief: Diese elenden Jansenisten wollen sich nicht bekehren, man hat gethan, was man konnte; so werden sie denn in ihrer Sünde sterben. Als die Zeit, worauf Arnauld und die Übrigen die Aufenthaltspässe für Paris hatten, abgelaufen war, betrieb ein Jakobiner ihre Verhaftung.

Wichtige Erklärungen des Pabstes und des Königs.

Schon seit einiger Zeit deutete Alles darauf hin, daß der Wind in den höheren Regionen umgeschlagen habe. Besonders verrieth dies der Bischof von Luçon durch die Kälte, welche er rücksichtlich der Unterhandlungen zur Wiedereinsetzung von Arnaulds Freunden in die Sorbonne an den Tag legte. Er ließ des Lions melden, man solle nicht raisonniren wie die Pedanten und wie das Volk, welche wähnen, man werde sogleich dem Jansenismus die Hand bieten, weil man mit Rom nicht im Reinen sei. Vielmehr hätten die Jansenisten um so mehr zu fürchten; denn um dem Pabst allen Vorwand zu benehmen, als beschütze der König die Ketzer, werde dieser durch ausdrückliche und gewaltsame Erklärungen zeigen, daß er um nichts weniger katholisch sei, ob er gleich Avignon aus Politik weggenommen habe. Wenige Tage darauf hielt Bossuet Cornet, welcher von Anfang in den jansenistischen Streit sehr verwickelt war, eine Leichenrede; aus dem Mangel an Zusammenhange wollte man schließen, daß aus Rücksicht auf die neueste Wendung der Dinge Mehreres herausgenommen, Anderes eingeschoben sein müsse.

Dies erklärte sich, als am 20. August 1663 ein Breve in Paris einlief, welches zwar vom 29. Juli datirt war, von welchem man aber schon im Juni in Paris gewußt hatte. Es war eine Antwort auf die durch Choiseul von den jansenistischen Doctoren eingereichten obigen Erklärungen. Ob es gleich an alle Erzbischöfe und Bischöfe Frankreichs gerichtet war, nahm Annat doch keinen Anstand, es zu erbrechen.

Da der Pabst mit dem Könige noch nicht ausgesöhnt war, war das Breve ein wahres Orakel, durchaus zweideutig. Der Pabst wollte sich nicht durch Befehle bloß stellen, die man nicht achten würde. Er ließ es darauf ankommen, welches Verfahren zu Unterdrückung des Jansenismus, Härte oder Nachsicht, die Gewalt für sich gewinnen könnte, um sich wo möglich nachher damit zu verständigen.

Es enthielt ein Lob des Eifers, welchen die meisten Bischöfe „zur Ausrottung der jansenistischen Ketzerei" gezeigt hätten, eine Ermunterung, das Werk zu vollenden, doppelte Lobeserhebungen für den König, wegen seiner verdienstlichen Unterstützung dabei.

Man solle sich in allen weiteren Schritten an seinen Beistand halten; aber der Pabst wagte nicht selbst anzugeben, welche weitere Schritte man thun solle. Das Formular der Bischöfe war auch nicht ausdrücklich bestätigt.

Schwer war der Bischof von Comenges dadurch gekränkt, daß nach so vieler Mühe, und nachdem er wiederholt an die Kurie geschrieben hatte, seiner auch nicht mit einem Worte Erwähnung geschehe. Er hielt sich selbst vor Annat nicht; er sagte, er betrachte den Episkopat als in seiner Person gekränkt. Da er sich nur durch Stillschweigen rächen könne und wolle, werde er sich sogleich in seine Diöcese zurückziehen. Das wäre auch das Klügste gewesen. Allein er nahm die Vorstellungen von des Lions an, welcher ihm sagte, die guten Politiker nehmen die zweifelhaftesten Nachrichten immer zu ihrem Vortheil, oder verbreiten sie doch als gute, weil das wenigstens den Triumph der Gegner mindere. Allein die Jesuiten hatten den Vortheil, daß das Breve in ihren Händen war; sie zeigten es nur, wem sie wollten, sie konnten es also auch zu ihren eigenen Gunsten auslegen. — Der Bischof suchte auch die Herzogin von Longueville durch diese Zweideutigkeit zu trösten. Die jansenistischen Doctoren beriefen sich darauf, als auf einen Beweis, daß ihre Erklärung der fünf Sätze und ihre Anerbietungen angenommen seien. Denn wie hätte das Breve sonst Freude darüber bezeugen können, daß täglich Mehrere orthodoxer gesinnt werden und sich von Herzen den Constitutionen unterwerfen. Arnauld konnte nicht umhin, über diese Feinheit seiner Freunde zu spotten. — Der Bischof ließ sie eine neue Erklärung unterschreiben, daß sie die verdammte Lehre der fünf Sätze in keinem Sinne und unter keinem Vorwande verfechten und dem Pabste die „gebührende Ehrerbietung" auch in Beziehung auf die Thatsache erweisen wollen. Das war offenbar viel weniger, als man früher versprochen hatte. Arnauld bedauerte daher, daß seine Freunde sich dadurch den Anschein der Wortbrüchigkeit geben. „Da Jeder gerne in solche Geheimnisse seine Nase und seine Glossen hineinstecke," so wollte der Bischof diese Erklärung, welche er dem König „als eine noch präcisere Unterwerfungsformel" mitgetheilt hatte, insgeheim vom König nach Rom geschickt wissen. Allein die Jesuiten verstanden es so einzurichten, daß sie mit ihrem Packet abgeschickt und dem Pabste überreicht wurde.

Zu Anfang Octobers 1663 versammelten die Agenten des Klerus die in Paris anwesenden 14 Erz- und andere Bischöfe, worunter Anton Barberini, Cardinal und Grand-Aumonier von Frankreich, Neffe Urbans VIII, welche die von Choiseul gebilligte Erklärung der Jansenisten eine verfängliche, hinterlistige Acte nannten, die unter dem Anscheine des Gehorsams die Ketzerei des Jansenismus verberge. (Siehe Beilage XIX zweite Hälfte, Kritik dieses Verfahrens durch die „justes plaintes".) Die geeignetsten Mittel zur Ausrottung desselben sei das Formular der Klerusversammlung von 1656 und 1661. — Der König bestätigte am 15. April 1664 diese Aussprüche einer Versammlung, deren Berechtigung von den Jansenisten natürlich in Zweifel gezogen wurde. Er befiehlt durch lettres patentes die Unterschrift des Formulars allen geistlichen Personen, damit endlich Einheit im Lande werde. Wer sich deß gegen seinen Bischof weigert, verliert seine Einkünfte von geistlichen Stellen, wer in Zukunft eine solche erlangen will, der muß das Formular bei einem königlichen weltlichen Beamten [1]) unterschreiben, sonst ist ihre Ernennung nichtig, auch wenn sie auf einer Bulle beruhte. Alle Lehrer an Universitäten und Collegien sind vor der Amtsübernahme dazu verbunden, jede Nonne hat ihre Unterschrift der Acte bei der Profession beizulegen. Alle Mitwirkung zu Schriften gegen das Formular und die Acten, worauf es beruht oder wodurch es in Ausführung gebracht werden soll, ist aufs Strengste verboten. Wer etwas dagegen geschrieben oder gelehrt hat, hat noch besonders zu widerrufen. Der König schlug jeden Widerstand der Parlamente gegen diesen entscheidenden Befehl nieder, indem er ihn in einem lit de justice, bei persönlicher Anwesenheit im Parlamente, zu registriren befahl.

Gewiß hat die jansenistische Streitigkeit sehr viel dazu beigetragen, den Pabst wenigstens vom König von Frankreich abhängig zu machen. Denn da die kirchlichen, die „apostolischen" Waffen gegen die Jansenisten ihren Dienst versagten, so mußten die fürstlichen selbst gegen erklärte Katholiken angesprochen werden. Das war ein großer Sieg der königlichen Waffen über die päbstlichen. Das Formular der Klerusversammlung oder der Bischöfe war auf Befehl und unter den Augen des Königs abgefaßt. Der einzige

1) Bei dem lieutenant général, oder, in dessen Abwesenheit, beim ältesten Beamten du baillage oder Sénéchaussée.

Kanzler Le-Tellier wagte, den König öffentlich zu warnen, die Hand nicht ans heilige Rauchfaß zu legen, während die meisten Bischöfe ihn dazu trieben. — Es trat um diese Zeit Einer von der katholischen sogar zur protestantischen Kirche über, weil jene nur eine Cäsareopapie sei. Des Lions meldet von Schwärmern, welche sagten, die Priester seien jetzt nur eine zeitliche Gewalt, die Gnade der geistigen Dinge sei auf die Laien übergegangen.

Arnaulds maßgebende Ansichten.

Die Geschichte dieser gescheiterten Unterhandlung hat für uns unter Anderem, neben der Kenntniß dieser Glaubenspolitik und Heimlichkeiten, namentlich auch den Nutzen, daß wir Arnauld ganz genau kennen lernen. Nie mehr, so lange er im Mittelpunkte unseres Kreises ist, hebt er sich so entschieden ab von der ihn umgebenden Schar jansenistischer Doctoren. Dazu kommt, daß beinahe über keinen Theil unserer Geschichte handschriftliche und gedruckte Quellen, Darstellungen aus den Federn beider Parteien [1]) uns so überreich zur Hand sind.

Choiseul, welcher endlich in seine Diöcese zurückkehrte, klagte Arnauld an, seine unbesonnene Offenheit habe namentlich gemacht, daß man dem Breve vom 29. Juli eine so ungünstige Auslegung gegeben habe. — Choiseul selbst bewahrte allerdings auch nach dem völligen Scheitern der Unterhandlungen das discreteste Stillschweigen darüber, die Jesuiten, welche eine besonders für Arnauld sehr ehrenrührige Darstellung gaben, beschuldigten den Bischof, er veröffentliche nur darum nichts darüber, weil er die spitzen Federn der Jansenisten fürchte.

Er und d'Andilly wollten als Staatsmänner auch nachher das strengste Staatsgeheimniß daraus machen. Arnauld klagte darüber, daß sie besonders seinen guten Namen der Verleumdung preisgeben, Stillschweigen sei in solchem Falle Selbstverdammung. Von Anfang waren Briefe von Choiseul, welche die Grundlagen der Unterhandlung enthielten, worüber man übereingekommen war, d'Andilly als Unterpfänder für die Jansenisten übergeben. Diese gab d'Andilly ohne Weiteres seinem neuen Freunde zurück und verargte es seinem Bruder als gröbliche Indiscretion, daß er in

1) Die hist. des cinq propositions handelt gar weitläufig davon.

seiner Rechtfertigung einige Auszüge daraus veröffentlichte. In diesen Entzweiungen sah Arnauld eine List Satans, dem die seinem Reiche so gefährliche Einigkeit der Familie Arnauld längst verhaßt gewesen sei.

Es ist wahr, daß Arnauld in seiner Ehrlichkeit die Offenherzigkeit oft weit trieb; die befreundeten Großvicare hatten sich auch geäußert, man könnte diesen Männern wohl manchmal einen Gefallen thun, aber sie wissen nichts geheim zu halten.

Arnauld hatte Theilnahme mit Choiseul, daß seine Mühe so belohnt worden sei; indem der Pabst nicht einmal die Formen der Höflichkeit gegen ihn beobachtet habe; noch näher ging es ihm, in Choiseuls Person den Episkopat so erniedrigt zu sehen, da ihn der Pabst nicht einmal einer besonderen Antwort gewürdigt habe. Er hatte längst über die Bischöfe geklagt, daß sie ihres hohen Berufs vergäßen, dem Könige die Wahrheit und die Unterdrückung der Kirche darzustellen. Wenn ein Bischof dazu nicht entschlossen sei, selbst mit Gefahr seines Glücks und Lebens, so habe er nicht die seinem Stande entsprechende Tugend. „Johannes der Täufer sagt mit Gefahr seines Lebens Herodes, daß er die Frau seines Bruders nicht behalten dürfe. Aber es findet sich kein St. Johann, unserem Könige zu sagen: Es ist dir nicht erlaubt, dir diejenige wie dein Weib zu unterwerfen, welche die Gattin deiner Brüder, oder vielmehr deiner Väter (der Bischöfe) ist. Du hast nicht das Recht, allen Bischöfen deines Staats als Gesetz aufzulegen, was ihnen durch keine geistliche Auctorität zur Pflicht gemacht ist." Schon jetzt spricht er aus, daß besonders mit dem Geist begabte Bischöfe auch außerhalb ihrer Diöcese eine Auctorität des Raths, der Ermahnung, der Vorstellung haben; „denn jeder Bischof ist nur als Bischof der allgemeinen Kirche Bischof seiner Diöcese." — Da man nie darauf hoffen konnte, auf dem erzbischöflichen Stuhle von Paris einen gegen Port-Royal billigen Mann zu sehen, so hielt man für die Bischöfe von Angers und Alet dieses Recht offen.

Das Breve werde wenigstens die Folge haben, daß nun alle Anhänger Augustins und Port-Royals, enttäuscht über die Versöhnungs-Aussichten, sich vereinigen würden, hoffte Arnauld. Statt dessen überhäufte man sich mit Vorwürfen, schob sich die Schuld so vieler üblen Folgen zu. Er verkannte nicht, wie durch das

Breve, so dunkel es war, nach der natürlichsten Auslegung und offenbaren Willensmeinung des Pabstes, die Lage Port-Royals und der Jansenisten eine ungleich gefährlichere geworden war. Zum Erstenmale sprach der Pabst ausdrücklich von „jansenistischer Ketzerei". — „Ich weiß wohl, man kann allerlei sagen, schreibt Arnauld. Das Volk versteht aber nur so viel von diesem Breve, daß es eine jansenistische Ketzerei gebe, die man abschwören müsse, wie die calvinische, um Katholik zu werden, daß der Pabst die Unterschrift des Formulars billigt, indem er die Bischöfe für das, was sie zu Ausrottung dieser Ketzerei gethan, lobt. Eine von den Sachen, wodurch die Bischöfe, welche noch nicht haben unterschreiben lassen, am meisten gestützt waren, ist, daß sie sagen konnten, es werde ihnen durch keine authentische Acte erwiesen, daß der Pabst diese Unterschriften verlange. Das können sie jetzt nicht mehr sagen. Möge es Gottes Wille sein, daß sich nicht einige finden, welche froh sind, diesen Vorwand zu haben, um mit einiger Ehre aus einer Stellung heraus zu kommen, die sie stets der Verfolgung unterworfen hielt."

Arnauld klagt, daß namentlich durch die Jesuiten die Lehre eingeführt werden wolle, der Pabst habe ohne vorläufige gründliche Untersuchung besonders der Schrift und Tradition über den Glauben zu urtheilen, „als wäre er unmittelbar inspirirt." „Die Jesuiten sagen zum Pabste, ob er gleich Theologen zusammenrufe, stehe es ihm frei, sie anzuhören oder nicht, ihrem Rath zu folgen oder nicht, er habe ja die Erleuchtung des h. Geistes, um Alles zu verstehen und über Alles zu urtheilen. Damit ist die Thüre aufgethan, allen möglichen Irrthum festzustellen; der Glaube ist den Jesuiten in die Hände gegeben, wenn man es geschehen läßt, daß so ohne Beobachtung der Form durch Anmaßung einer unmittelbaren Inspiration gerichtet werde. Man kann einer so gefährlichen Neuerung sich nicht zu sehr widersetzen, noch zu stark dagegen sprechen. Denn offenbar ist der Kirche nichts so gefährlich, nichts kann schlimmere Folgen haben, als die Anmaßung von Innocens X, daß, wenn die Päbste über die schwierigsten Glaubensfragen urtheilen wollen, sie der Erleuchtung des h. Geistes, auch ohne daß sie etwas von Theologie verstehen, versichert sind, daß der h. Geist machen werde, daß sie Dinge verstehen, welche sie nie studirt haben; Alles hänge von dieser Inspiration ab und

diese könne ihnen nicht fehlen, wenn sie nur einige Messen sagen lassen. Auch Duval erkennt an, daß diese angebliche Unfehlbarkeit des Enthusiasmus die offene Thür für alle möglichen Irrthümer ist. Es ist daher wichtig, daß diese angebliche Erleuchtung sich nicht als eine durch die universelle Übereinstimmung dieser Zeit autorisirte, auf die Nachwelt fortpflanze."

„Man könnte diesem Misbrauch ein Heilmittel durch die freie Annahme der Bischöfe beigeben. Das will aber der Pabst gerade nicht leiden, er, der die Bischöfe nur als bloße Vollstrecker seines Willens ansieht. Aber man muß wohl betrachten, auf welche Weise diese Annahme geschieht. Man versammelt 15 oder 20 Bischöfe [1]), die gerade bei Hof sind. Man läßt die Sachen durch sie de plano ohne irgend eine Prüfung, Feierlichkeit oder Berathung annehmen. Und sie maßen sich sofort an, allen Bischöfen damit ein Gesetz zu geben, so daß diese gar nicht mehr zu berathen hätten. Sie maßen sich an, ihr Verfahren mache ein Decret unfehlbar, in diesen Verhandlungen führt man den abscheulichen Misbrauch ein, man müsse gegen seine Überzeugung der Stimmenmehrheit nach unterzeichnen. Marca sagte, wenn er (in diesen Versammlungen) Bischöfe sah, die seiner Absicht widersprachen: Lasset sie reden und schwatzen, was ihnen beliebt, wir haben die Mehrheit und sie werden unterzeichnen. Man wird nicht sehen, was sie hier gesprochen haben, ihre Unterschrift aber wird ein Zeichen von ihrer Übereinstimmung sein."

Aber was war unter so fatalen Umständen zu thun? — Arnauld antwortet uns: „Das Beste wäre gewesen, im Augenblicke des Erscheinens des Breves loszubrechen, es als die Frucht eines offenbaren Betrugs zu verschreien, da es offenbar von Paris (zuerst nach Rom) ausgegangen war, wie Marca ein fertiges Exemplar bei einer ähnlichen Gelegenheit nach Rom schickte." — Allein die Feinen unter den Freunden Port-Royals ließen ja den entscheidenden Moment verstreichen, indem sie das Breve noch zu ihrem Vortheil drehen zu können vermeinten. Arnauld war entschieden gegen die Rücksichtnahmen, womit man Alles verderbe und welche nur um eitler Hoffnungen willen beobachtet werden.

1) Wie gerade im vorigen October mit der Annahme des Breves geschah.

Er schreibt am 6. September 1663 an de la Lane: „Man kann in der Mitte, worauf man sich zurückziehen wollte, nicht bestehen. Alle diese Mittelwege zwischen einem feigen Aufgeben der Wahrheit und einem offenen Bekenntnisse und Behauptung derselben werden uns die gesuchte Ruhe nicht genießen lassen. Man kann damit nur durch eine vollkommene Unterjochung zu Ende kommen. Diese Partei haben die Väter des Oratoriums ergriffen; sie glaubten den Jesuiten eine weitere Ausführung ihrer bösen Absichten unmöglich gemacht zu haben, indem sie sich entschlossen, Alles zu unterzeichnen, was man ihnen vorlegen würde, und sie rühmen sich einer sehr geschickten Politik, weil sie damit allerdings den gröbsten Unterdrückungen entgangen sind. Man hat uns glauben gemacht, man wolle uns wohlfeiler durchkommen lassen; aber man hat uns betrogen und wir haben uns ohne Grund mit dieser Hoffnung geschmeichelt. Hassen doch die Jesuiten uns mehr als das Oratorium, und ihre Feindschaft wird nicht gestillt sein, ehe sie uns durch die äußersten Erniedrigungen entehrt oder durch alle möglichen Gewaltthaten unterdrückt haben."

„Ich hoffe, daß Gott uns allen die Gnade schenken werde, daß wir uns lieber dem Äußersten aussetzen, ehe wir jenes thun. Da wir nun einmal entschlossen sind, nicht darein zu sinken, so wollen wir uns auch so benehmen, daß wir ihnen keine Gelegenheit geben, die Leute glauben zu machen und überall zu verkündigen, wir seien darein gesunken. Das ist das einzige Übel, wogegen das Gegenmittel in unserer Hand steht, die anderen alle haben wir nur zu erwarten und zu erdulden, wenn sie kommen. Umsonst würden wir uns plagen, die Verfolgungen abzuwenden, welche diese neuen Breven erwecken können. Darüber haben wir keine Gewalt. Wir können nur von der Wahrheit Zeugniß ablegen und allen Vorwand entfernen, daß man uns nicht beschuldigen könne, daß wir sie verlassen haben. Das habe ich von meiner Seite zu thun versucht."

Wie Arnauld nun den Kampf eröffnete, den Kampf auf Leben und Tod, wie schonungslos er das Verfahren der Gegner aufdeckte, erhellt aus seinen Briefen vom Anfange des Jahres 1664. „Ich habe Annat und die mit ihm durch Kabale vereinigten Prälaten als Leute ohne Gewissen angesehen, an die Ungerechtigkeit verkauft, auf welche keine Gründe Eindruck machen

können; es steht mit ihnen so, daß wenn etwas im Stande ist, sie aufzuhalten, oder ihre Gewaltthaten zu mäßigen, so kann es nur die Furcht vor öffentlicher Infamie sein, welche auch ferner immermehr über die Urheber einer so unerträglichen Tyrannei, welche man in der Kirche aufzurichten beabsichtigt, zu bringen ich beflissen sein werde. Was kann man auch Anderes mit Leuten thun, welche gegen alle Gründe eine eherne Stirne haben, welche sich um Recht und Unrecht nicht kümmern! nur die Furcht, vor der Welt als ganz lächerlich zu erscheinen, kann sie etwas aufhalten. Daher glaube man nicht, mir einen sonderlichen Einwurf zu machen, wenn man mir sagt, ich ziehe sie ins Lächerliche. Es giebt in der Kirche keine Strafen mehr für ungerechte, lasterhafte Bischöfe. Aber die öffentliche Beschämung soll ihnen eine Strafe sein, und die ganze Nachwelt soll wissen, was für Leute die Verfolger der Wahrheit waren."

Arnauld hatte den Ton der Provinzialbriefe in Schutz genommen, allein darum stand ihm die Waffe des Lächerlichen nicht in gleichem Maase zu Gebote. Die Nachahmung derselben in den mit seiner Mitwirkung von Nicole verfaßten Satyren steht allerdings weit hinter den „kleinen Briefen" zurück.

Arnauld hatte nicht die Ruhe des Genius und des Humors, und er glaubte damit „Gott einen Dienst zu thun." Es ist wahr, er erwartete auch nicht, daß die Feinde dadurch von ihrem Vorhaben sollten abgebracht werden; da das nicht geschah, tadelten die Furchtsamen seine Weise als eine fruchtlose. „Was bei solchen Gelegenheiten täuscht, ist, daß man von diesen Schriften Folgen haben möchte, welche sie doch nicht haben sollen, sagt Arnauld; nach diesen Folgen beurtheilt man sie. Man möchte, daß sie die verhärtetsten Herzen erweichten und der Verfolgung Stillstand geböten; sieht man aber, daß die Feinde der Wahrheit nur noch gereizter sind, daß man nicht weniger verfolgt wird, so schließt man daraus, daß diese Schriften nichts werth sind, daß sie nur schaden. Jesus aber sagt uns, daß wir uns freuen sollen, wenn man uns verfolgt, und wir stellen uns die Verfolgung als das schlimmste Übel vor. Es heißt von Christo selbst, er sei zum Verderben und zur Auferstehung Vieler gekommen, das Licht, welches er in die Welt gebracht, habe Diejenigen, welche zu sehen glaubten, blinder gemacht, Diejenigen aber mehr aufgeklärt, welche nicht

sahen. Und wir wollen, daß unsere Werke mehr Wirkung auf die Seelen hätten; wir werden damit unzufrieden, wenn nicht alle Welt dadurch bekehrt wird. Welchen Beifall sie auch bei Billigen erlangen werden, wir werden finden, daß sie kein Glück gemacht haben, sobald Leidenschaftliche, deren Ungerechtigkeiten sie aufdecken, sich zornig darüber stellen. Im Gegentheile wäre es ein sehr böses Zeichen, wenn Niemand dadurch verletzt wäre."

Das ist offenbar eine angreifende Apologie gegen die Männer von der ersten Generation Port-Royals, gegen Barcos, gegen Singlin, gegen Klagen, wie die, welche wir oben aus dem Munde Lancelots vernahmen. Es handelte sich darum, wie die Pflichten gegen die Wahrheit sich mit der oft entgegenstehenden Pflicht der Friedfertigkeit, der Freundschaft ins Gleichgewicht stellen ließen. „Obgleich Gott eben so wohl der Gott des Friedens ist, schreibt Arnauld, als der der Wahrheit, so ist doch der Unterschied, daß jede Wahrheit von Gott ist, aber nicht jeder Friede. Christus wünscht uns nicht jeden Frieden, sondern nur den seinen." — Besonders d'Andilly und den anderen Unterhändlern gegenüber deckt er auf, wie die weltliche Freundschaft und Ehre, die Discretion und die Sucht, in diesem Sinne heroische Handlungen zu vollbringen, ein Götze sei, den man Brüder, Schwestern, Töchter, die Wahrheit, die Kirche, Gott selbst zum Opfer bringe. Dr. Arnauld kämpft nicht mehr für die göttliche Auctorität des Priesters, wie St. Cyran sie unantastbar trug, sondern für sein Recht als Theologe. „Die politischen Unterhändler sehen den Theologen als den schlechtesten Unterhändler an, sagt er, vergessen aber, daß man die Kirche nur vertheidigen könne, wenn man ihren Geist und ihre Weise kennt, während der Theologe mit der Taubeneinfalt oft Schlangenklugheit verbindet. Jene aber mit ihren der Phantasie entnommenen Begriffen von Ehre und Freundschaft laufen gegen göttliches und menschliches Recht und gegen alle Klugheitsregeln an."

Im December 1663 schrieb Arnauld an de la Lane: „Hätte es Theologen gegeben, die vom Eifer für die Kirche und für die Wahrheit beseelt gewesen wären, und mit Kraft die Misbräuche der Ablässe und in anderen Stücken vorgestellt hätten, welche Luther die Veranlassung zu seinem Schisma gaben, so hätte man geholfen. Ohne dieses Ärgerniß hätte Luther sein Schisma nicht

gemacht, welches der römischen Kirche die Hälfte Europas genommen hat. — Die Häretiker ärgern sich entsetzlich an dem, was jetzt geschieht. Sie bemerken es nicht durch das, was man ihnen davon sagt, sie sehen es selbst. Aber sie schreiben darüber nicht aus zwei Gründen; erstlich damit man nicht gegen sie schreibe, so lange der Streit währt, zweitens damit die Sachen aufs Äußerste getrieben werden. Denn sie fürchten, wenn sie darüber sprechen, möchten Pabst und Bischöfe sich genöthigt sehen, diesen Streit zu beendigen und die (jansenistischen) Theologen in Ruhe zu lassen. Schon längst haben die reformirten Prediger den Entschluß gefaßt, nichts über dieses Verfahren zu schreiben, um den Verlauf desselben nicht aufzuhalten." — Demnach hatten die Reformirten die einfältige, schädliche, aber ganz charakteristische Indiscretion der Gröninger und Zürcher endlich eingesehen, durch welche die Abneigung der Jansenisten gegen die Protestanten sich zum Theil erklärt. — Diese Grundsätze Arnaulds wurden von Port-Royal nun entschieden angenommen und von den Nonnen noch strenger gehalten, als von ihm selbst. Das Interregnum, welches besonders während der Unterhandlungen eingerissen war, war zu Ende.

Versöhnung des Königs und des Pabstes.

Indeß rückte die für Port-Royal unheilschwere Versöhnung des Königs und des Pabstes vorwärts. Der Cardinal-Nepote, Flavio Ghigi, reiste von Rom im Frühjahre 1664 an den Hof Ludwigs ab. Die Jesuiten und „unzählige Mönche" (infiniti monachi) warteten ihm auf der Reise auf [1]). Er wurde mit Versen überhäuft. Der Nepote ließ an die Mönchsorden und an die Nachbarbischöfe der jansenistischen Bischöfe den Befehl ergehen,

1) Er schreibt dem Pabst von den Audienzen, die er „nach der Messe und dem Frühstück" zu geben hatte. Schon in Arles, wo der alte, blinde, wie es schien der Kurie sehr ergebene Erzbischof Grignan ihn besuchte, hatte der Nepote das Heimweh. „Ich kann mich an diese Art zu leben nicht gewöhnen, schreibt er, noch an die zu essen und zu trinken. Alles ist schmutzig, schlecht, meinem Geschmacke und der italienischen Delikatesse entgegen. Hier tranchirt man nicht, wechselt man die Teller nicht, man bringt in der Hand einen Becher mit Wasser, mischt ihn nach Gutdünken mit recht schlechtem Wein. Ich seufze nicht nur nach der Rückkehr nach Italien, sondern zunächst nach der Ankunft in Avignon, wo ich mir auf meine Weise werde dienen lassen und in meiner Freiheit und Ruhe mich aufhalten werde."

sie sollten diese nicht mehr als Bischöfe anerkennen. Derselbe schreibt an den Pabst: Soviel ich bis jetzt erkundigen konnte, indem ich den Nachbarbischöfen Commissionen gegen die anderen auftragen wollte, so wird man auf Widerstand der Parlamente stoßen, bei welchen die Diöcesan-Bischöfe die sogenannte Appellation de abuso einlegen werden, und diese werden sich anmaßen, mit ihren Urtheilssprüchen die Execution zu verhindern. Ob es nun gleich gewiß ist, daß sie vermöge der gallikanischen Freiheit sich diese Auctorität nicht mit Recht anmaßen können, so läßt mich doch die Erfahrung sehen, daß wenn man nicht den Beistand des Hofes hat, sich besonders auch die Geistlichen wenig um die Befehle kümmern, die von uns ausgehen [1]).

Der neue Erzbischof sucht Port-Royal zur Unterschrift zu bewegen.

Hatte schon das Formular die Nonnen von Port-Royal besonders durch die Worte erschreckt, daß sie mit dem Munde und mit dem Herzen etwas als Glaubenssache bekennen, was sie weder als solche ansahen, noch für wahr halten konnten, so hatte das Breve ihnen die Unterwerfung noch schwerer gemacht. Der Erzbischof stellte ihnen zwar das Formular und das Breve als Dasselbe dar. Allein die Nonnen wollten doch auch kennen, was sie unterschreiben sollten, um sich zu überzeugen, ob sie sich zum letzten Breve oder zum Formular eher verstehen könnten. Sie fanden aber, daß der ganze Unterschied darauf hinauskomme, daß das Formular nur eine Person verurtheile, die sie nicht kennen (Jansen), die Constitution Alexanders aber verdamme als Kinder der Ungerechtigkeit alle Personen, für welche sie die größte Achtung haben, von denen sie einige seit 25 und 30 Jahren so gut kennen.

1) Weiter schreibt der Cardinal-Nepote an den Pabst: „Ich wage nicht zu entscheiden, ob der Bischof von Cotanza (Contence?), in der Provinz von Rolano, Jansenist ist, wie man behauptet; seine Capacität veranlaßt ihn nicht solche Materien sehr zu ergründen. Was den von Monod-Albano (Montauban?) betrifft, so läuft das Gerücht, daß er nicht dem Glauben nach Jansenist sei, daß er ihnen aber wohl anhängen könne, um einen Anhang zu haben für seine Meinungen, welche wenig Ehrerbietung für den römischen Stuhl bezeugen, aus Haß gegen die Mönche und aus solcher hohen Meinung von seiner Gerichtsbarkeit, daß sie ihn abgeneigt machen muß, irgend einen Oberen anzuerkennen. Ihm ist die Bestätigungsbulle vorzuenthalten."

Indeß konnte der Erzbischof, so lange er nur die königliche Ernennung hatte, noch nicht mit strafender Auctorität auftreten. Endlich am 10. April 1664, am grünen Donnerstage, erhielt Perefixe die Bestätigungsbulle von Rom. Die Frist Port-Royals war nahezu erfüllt. Als zur Osterzeit vor drei Jahren die Zöglinge und Novizen vertrieben wurden und man die Zerstörung des Klosters für unmittelbar bevorstehend hielt, öffnete eine Nonne in diesen Gedanken das Buch Daniel und fand die Worte: usque ad tempus et tempora et dimidium temporis.

Da diesen Tag gerade sogenannte Retraite, stille Betrachtung in Port-Royal gepflogen wurde, setzte Agnes die Gemeinschaft nur durch einen Laufzettel in Kenntniß, worin sie zugleich zu Gebeten aufforderte, daß Gott dem Prälaten auch die Gesinnungen eines Vaters gegen das Haus gäbe, da er ihm ja auch diese Eigenschaft gegeben habe; zugleich ermahnte sie alle, sich vorzubereiten auf das, was sie von ihm würden zu leiden haben; er würde ja keine Gewalt über sie haben, wenn sie ihm nicht von oben gegeben wäre. Die Herzogin von Longueville besuchte noch denselben Tag die Schwestern, welche sie sehr niedergeschlagen zu treffen meinte. Aber man sprach zu der hohen Beschützerin mit noch festerer Hoffnung für die nächste Zukunft, als man im Grunde hatte. Gegen geringere Freunde war man wohl offenherziger.

Die Herzogin sandte auch an den Erzbischof einen längeren Aufsatz zu Gunsten Port-Royals und verwandte sich persönlich bei ihm. Der Bischof von Angers fügte seinem Glückwünschungsschreiben ernste Vorstellungen bei. Auch ihm ist die Ehre des Episkopats wichtig; „sonder Zweifel, schreibt er, wird Gott durch diese Verleumdung (der Gegner) und den damit verbundenen Irrthum (der Unzertrennlichkeit des Factums von der Glaubensnorm) viel mehr verletzt, als durch diese übergroße Freimüthigkeit. Und wäre es nicht befremdend, daß Prälaten, welche ihre Ehre nur im Verhältniß zur Ehre Gottes anzusehen haben, so empfindlich wären in dem, was sie selbst zu verletzen scheint, und so unempfindlich für das, was ganz gewiß die Ehre Gottes verletzt?" — Ste. Marthe in seinem Schutzschreiben stellt dem Erzbischofe vor, wie unbillig es sei, die Zartheit des Gewissens an den Nonnen zu strafen, während man ungestraft geschehen lasse, daß täglich Blasphemieen durch Schriftsteller verbreitet werden, daß sie den

Sündern die Seligkeit versprechen, ohne daß sie Gott je geliebt hätten; daß sie die Leute nur dann zur Liebe Gottes verpflichten, wenn sie in einer Todsünde ohne Beichtpriester sterben sollten; ja während man lehren darf, daß man nie sündige, wenn man nur einer probabeln Ansicht folge, und daß man, um zu sündigen, in Form einer Demonstration die Gewißheit haben muß, daß die Handlung schlecht sei.

Den 8. Juni 1664, am Trinitatisfeste, erließ der neue Erzbischof sein Mandement (Beilage XVIII), worin er zwar die alsbaldige Unterschrift des Formulars der Bischöfe gebietet, aber dasselbe auf eine eigenthümliche Weise auslegte. Denn er erklärte wenigstens in stillschweigendem Widerspruch gegen die wiederholte Entscheidung Alexanders VII und gegen die ausdrücklichen Bestimmungen des Formulars, man könne nur aus Bosheit oder Unwissenheit behaupten, die Kirche verlange, daß man als einen göttlichen Glaubensartikel annehme, daß die fünf Sätze Jansens Lehre und in seinem Sinne verdammt seien. Er unterschied auf eine den Jansenisten sich nähernde Weise die kirchliche Entscheidung über Dogma und über die persönliche Thatsache; nur für jene Entscheidung verlangt er die unbedingte Unterwerfung des Glaubens, als unter eine göttliche Auctorität, für das Zweite, für die kirchliche Entscheidung über die Thatsache, zwar auch eine innere Überzeugung, aber nur ein sich Dareinergeben, acquiescement de foi humaine ou ecclesiastique; ein unklarer Ausdruck, den Nicole sogleich mit sehr unangenehmer Bestimmtheit untersuchte. (Siehe Beilage XIX.) Dieses Buch ist von großer Bedeutung, eine ruhige Section der Grundsätze, welche die kirchlichen Auctoritäten und ihre Untergebenen leiteten. Merkwürdig ist, wie klar sich darin das Bewußtsein ausspricht, daß nur durch einen gemäßigten Zweifel dem bodenlosen Unglauben und dem Zerfalle der ethischen Grundlagen vorgebeugt werden könne, wie Unterdrückung der Gewissen zur beschönigten Gewissenlosigkeit führe. — Das Mandement war indeß ein Zugeständniß, welches den Jansenisten die Unterwerfung erleichtern, die Unentschiedeneren von Denen trennen sollte, welche das Äußerste wagen wollten.

Die Lehre von der Unfehlbarkeit des Pabstes in Bestimmung von Thatsachen war der königlichen Auctorität gefährlich; das Parlament war entschieden dagegen, die Sorbonne dafür. Der Mit-

telweg des Erzbischofs ist offenbar ein Ausfluß und die Krone der Probalitäts-Lehre. — Der Erzbischof hielt besonders das Beispiel Jansens vor, welcher ja sein Werk unbedingt dem Urtheile des Pabstes unterworfen habe. — Damit man aber nicht in Zweifel wäre, wen man damit zunächst meinte, ließ er der Äbtissin von Port-Royal denselben Tag noch sein Mandement mittheilen und den Anfang seiner Visitation auf den nächsten Morgen ankündigen. Er erklärte den Nonnen, daß er gekommen sei, sich von ihrem Gehorsam gegen den päbstlichen Stuhl zu überzeugen, einer Tugend, welche er als den Grund aller anderen und als die für das Bestehen jeder Gesellschaft nothwendigste rühmte. Er hoffe, sie werden dem Beispiele des „großen Mannes" folgen, zu dessen Vertheidigung sie, nach der über sie herrschenden Meinung, etwas geneigt seien. Jansen habe als ehrlicher Mann seine Lehre in der Überzeugung vorgetragen, daß sie die echte Lehre Augustins sei; er habe aber auch als wahrer Christ erwogen, daß er als Mensch sich habe täuschen können, und deshalb sein Urtheil dem des Pabstes unterworfen. Sie dürften nicht fürchten, sein Andenken zu verunglimpfen, indem sie dem von ihm gegebenen Beispiele folgten.

Peresixe hielt auch mündlich den viel benützten Ausspruch Vincents von Lerins den Nonnen warnend vor, es geschehe manchmal, daß Jemand, welcher Irrthümer lehrte, selig werde, während Diejenigen, welche ihm folgen, ins Verderben gerathen, indem sie ihn vertheidigen. — Als Magdalena Christine Briquet im Verlaufe des Verhörs erwähnte, Bail habe von ihnen verlangt, über Jansen, so gut als über Nestorius, das Anathema auszusprechen, ereiferte sich der Erzbischof: „Bail ist ein Narr, daß er euch das gesagt hat! Ich wollte ihn bei der Hand haben, er müßte mir alsbald widerrufen. Wenn er sich weigerte, würde ich ihm sagen, daß er ein Narr, ein Unvernünftiger (un impertinent), ein Mensch ohne Verstand, ein frecher Mensch (un insolent) ist!" — Die Schwester erwiderte, ihre Vorgesetzten haben ihnen doch befohlen, Bail zu gehorchen. Sie haben also doch gut gethan, ihm in diesem Stücke nicht zu gehorchen und nicht über einen ehrwürdigen Todten ein Anathema auszusprechen, welches sie jetzt nicht mehr ungeschehen machen könnten.

Der Erzbischof räth den Nonnen, sich im Gebete am Fuße

des Kruzifixes ganz unbedingt Gottes Willen zu übergeben und seinen Eingebungen, den Befehlen ihrer Vorgesetzten zu folgen. Das gezieme sich für Jungfrauen. Damit verbindet er unmittelbar, daß sie ihren Feinden, den Jesuiten, ein Schnippchen schlagen und denselben jeden Vorwand zur Verfolgung aus den Händen winden würden, indem sie unterzeichneten. (Der Pfarrer von St. Nikolas aber sagte: Sie sehen die Unterschrift als eine Angelegenheit der Jesuiten an und wollen darum nicht nachgeben.)

Der Erzbischof nahm die Sache als eine Ehrensache; er gab den Nonnen das Ehrenwort, er verlange nichts Unrechtes von ihnen. Den 24. August soll er in seinem versammelten Rathe gesagt haben: Diese Nonnen wollen nicht unterzeichnen, weil sie eine Ehrensache daraus machen, und ich mache eine daraus, sie zur Unterschrift zu vermögen. Er hatte es wohl auf sich genommen und gleichsam eine Wette eingegangen, daß er durch einige Nachgiebigkeit die Unterwerfung leicht zu Stande bringen werde. Die Königin-Mutter soll wiederholt sehr bedeutsam zu ihm gesagt haben: Herr von Paris, erinnern Sie sich, unter welcher Bedingung Sie dieses Bisthum erhalten haben; nun wird man sehen, wie Sie sich benehmen! — Man sagte sogleich, besonders Annat habe ihm die Zerstörung Port-Royals zur Bedingung gemacht. Er betheuert sich beim Sacramente, er beruft sich darauf, „daß er eben Messe gelesen habe." — Er gab sich alle Mühe, sie zu überreden, zu überzeugen. So niedrig auch seine Gleichnisse öfters waren [1]), so leidenschaftlich er auch öfters wurde, so war er doch anfangs nicht ohne ein gewisses Wohlwollen. Er ermangelte nicht, ihnen auch sehr gewichtige Vorstellungen zu machen, z. B.: Die jansenistischen Theologen wollen das Factum nur darum nicht verdammen, um die verdammte Lehre selbst einmal wieder vertheidigen zu können. — „Wenn es wahr ist, sagt er, daß der Pabst und die Kirche in Thatsachen nicht untrüglich sind, so daß der Pabst sich in dieser hätte täuschen können, so kann man durch dieselbe Maxime den Grund unseres Glaubens umstürzen. Könnte ich nicht nach derselben abscheulichen Meinung sagen, es sei mir erlaubt, an Allem zu zweifeln, was die h. Schrift sagt? Ist es nicht eine Thatsache, wenn es sich darum handelt, zu wissen, ob die Vulgata,

1) Z. B. wenn der Pabst euch geböte, ihr sollt eurer Äbtissin eine Ohrfeige geben, so dürftet ihr ihm sagen: Du bist nicht klug, du bist ein Narr!

welche mir die Kirche heut zu Tage als die wahre h. Schrift vorlegt, korrekt gedruckt und getreu übersetzt ist? Wir haben ja die Originale nicht. Und wenn ich daran zweifle, ob das die rechte h. Schrift sei, so bin ich nicht verpflichtet, ihren Ausprüchen mich zu unterstellen. Ist es nicht eine Frage über ein Factum, ob die allgemeinen Concilien, die über Glaubenspunkte entschieden haben, legitim und frei versammelt waren?"

In Port-Royal hielten die Meisten die leiblichen Strafen gegen die Reformirten, wenigstens gegen Diejenigen, welche zu ihnen übergingen, für gerecht. Der Erzbischof beruft sich darauf, um zu zeigen, daß auch sie mit Recht für ihren Eigensinn bestraft werden. Er aber wollte lieber von seinem Blute geben, um sie herauszuziehen [1]). Sie müssen aber auch selbst etwas dazu thun.

Am Schlusse der Visitation stellte er ihnen vor: „Ihr zieht die Privatansichten einer kleinen Handvoll Leute der Ansicht des Pabstes und eures Erzbischofs vor. Die Personen haben euch mit Vorurtheilen eingenommen und euch zu Behauptung ihrer Partei bewogen. Ich will über ihre Absichten nicht urtheilen. Aber vielleicht wollten sie euch lieber zu Grunde gehen, als euch das erfüllen sehen, was man von euch verlangt. Sie sind sehr froh, eine solche Klostergemeinde für sich zu haben. Das ist eine große Corporation, sehr tugendsame Jungfrauen; das macht Aufsehen! Daher thun sie alles Mögliche, um euch in ihren Ansichten zurückzuhalten. Ihr werdet mich nicht glauben machen, daß ihr ihre Schriften nicht gelesen habt, wenigstens einige von euch. Denn ich sehe, daß die Antworten von Mehreren unter euch Dasselbe sind, was in ihren fliegenden Blättern und in ihren Wischen (paperasses) steht."

Zum Abschiede legte der Erzbischof den Nonnen als Buße für ihren bisherigen Ungehorsam auf, daß sie während der noch übrigen Bedenkzeit von drei Wochen täglich das veni creator singen und die Personen, die er ihnen senden werde, besonders Chamillard, und ihre Gründe geduldig anhören sollten. — Diese Bedenkzeit verlängerte sich noch durch eine Krankheit des Erzbischofs.

1) Die Nonnen ihrerseits hegten ohnedies den Wunsch, „ihr Blut für ihre Überzeugung zu vergießen." Beide Theile betheuren, daß sie „passion" für ihre Sache haben.

Die zu Bearbeitung der Nonnen aufgestellten Geistlichen versuchten zuerst die Nonnen von der Pflicht der Unterwürfigkeit zu überzeugen, bald aber nur noch irgend eine Unterschrift, die sich zeigen ließe, ihnen abzuringen. Pater Esprit sprach auf schlau sentimentale Weise von der verkannten Güte des Erzbischofs. Er stellte es dar, als verlangte man von ihnen nur die Erklärung, daß Jansens Lehre vom Pabste verdammt worden sei. Chamillard war leidenschaftlicher Ultramontaner und unterschied sich von den meisten Predigern der Unterschrift dadurch, daß er für seine Überzeugung auch zu leiden wußte. Er wurde, als er sich weigerte, die vier Artikel der sogenannten gallikanischen Freiheit von 1682 zu unterschreiben, ins Exil geschickt. Er erklärte, man verlange von den Nonnen Unterschrift, weil sie unter den Geistlichen (ecclesiastiques) eine Stelle einnehmen. Sie dagegen beriefen sich darauf, daß Paulus den Weibern geboten habe zu schweigen; so wollen sie es auch bei dieser Angelegenheit halten. Chamillard sagt, man verlange von ihnen ja nur, daß sie ein kleines Wort schreiben, nicht daß sie predigen. Angelica erwiderte, sie wollte lieber noch eine Predigt halten, als das Formular unterschreiben. Die Nonnen widerstanden standhaft allen Auswegen zweideutiger Formulare (siehe Beilage XX); sie erklärten feierlich, daß sie auch nicht die entgegengesetzte Meinung haben, nämlich daß die verdammte Lehre sich nicht in Jansens Augustin finde, sondern daß sie völlig unwissend darüber seien. Beinah alle unterschrieben die Erklärung: „Ich verspreche eine aufrichtige Unterwerfung und Überzeugung für den Glauben, und in Betreff des Factums in der unserer Verfassung und unserem Stande entsprechenden Ehrerbietung und Stillschweigen zu verbleiben." Champagne suchte den Erzbischof zur Annahme derselben zu bewegen, aber umsonst. — Vor Allem suchte man ihn von einem neuen persönlichen Besuche abzuhalten, da er über dessen Erfolglosigkeit sich immer sehr gereizt, beleidigt und hitzig zeigte.

Die Nonnen wurden auch durch die Anekdote gestachelt, daß Annat gesagt habe, Diejenigen, welche das Formular unterschreiben, ohne an das Factum zu glauben, beweisen hinreichend, daß es für die Jansenisten etwas Gewöhnliches ist, zu lügen und ihren Glauben zu verleugnen. — Sie wußten, daß man sie als für den Staat wie für die Kirche gefährliche Personen zu behandeln

bereit war. In einem der Verhöre während der Visitation hatte Angelica zum Erzbischofe über St. Cyran gesagt: Sie wissen, was er für ein Verbrecher war! — Ja ein Verbrecher, erwiderte der Erzbischof auf diesen Spott, die Folge hat gezeigt, daß er schon die Absicht hatte, eine Secte zu bilden. Cardinal Richelieu war damals in Compiegne, ich sein maitre de chambre. Er rief mich noch denselben Tag zu sich und sprach: Beaumont, ich habe heute etwas gethan, was ein großes Geschrei gegen mich verursachen wird. Ich habe diesen Morgen St. Cyran verhaften lassen. Ich sehe voraus, daß alle Gelehrte und Ehrenmänner, besonders seine Beichtbefohlenen, sich gegen mich auflehnen werden; und man muß gestehen, er ist gelehrt und rechtschaffen. Was man aber darüber von mir sagen mag, ich bin überzeugt, daß Kirche und Staat mir für den wichtigen Dienst, den ich ihnen hiemit gethan, Dank schuldig sind. Denn das ist eine meiner Maximen, daß Alles, was je der Kirche die Ruhe stören kann, auch die des Staats gefährdet. Dem zuvorzukommen, ist also ein wichtiger Dienst gegen beide. Das sagte der Cardinal mir selbst, und er sprach nicht in den Wind."

Die Nonnen bestellten ihr Haus, sie legten Appellation bei den Gerichten auf Erden und bei den Heiligen des Himmels ein, und eine Erklärung über ihre Gesinnung in die Hände der Herzogin von Liancourt nieder. Besonders beurkundeten sie ihren Glauben an das Tridentinum. Sie erklärten zum Voraus alle Gewalt, die man an dem Kloster, seinen Personen, Rechten und Gütern üben würde, für null und nichtig und stellten für einen Sachwalter Vollmacht aus.

Die Bittschriften (requêtes) an die Heiligen, welche auf den Altären niedergelegt und worin sie um ihre Fürsprache bei Gott gebeten wurden, sind von der Mutter Agnes abgefaßt. Sie sollten wohl zugleich eine factische Widerlegung der Verleumdung sein, man bete in Port-Royal nicht zu den Heiligen. Sie waren an die beiden Apostelfürsten, an Sta. Magdalena, an St. Laurentius, an Maria gerichtet. Man bittet nicht um Abwendung der Gefahr, sondern um den Geist, dieselbe auf die rechte Weise zu ertragen, „um das Verständniß, daß es, um Christi göttliche Belehrungen zu erfüllen, nothwendig ist, daß wir ihm auf dem Wege zum Tode folgen, wohin er von allen Denen begleitet sein will, welche

Antheil an seiner Auferstehung haben möchten; daß Gott uns die Gnade schenke, uns nicht davor zu fürchten, Genossen seiner Passion zu sein, weil wir sie mit einer Liebe umfassen sollen, welche stärker ist, als der Tod." Die bilderreiche Sprache spricht sich in der Bittschrift an Maria aus, mit welcher Agnes in der Sprache der großen Verehrer der Mutter Gottes redet. Das sinnigste Gleichniß auf Maria, welches uns hier begegnet, ist die Taube, welche nach der Sündfluth den Ölzweig brachte. Agnes setzte auch an Christum, „der sich mit Dornen krönen lassen wollte, um der König der Herzen zu sein", eine Bittschrift auf, wohl mit Beziehung auf die wunderkräftige Reliquie aus der Dornenkrone Christi: „Die Lämmer, welche der brüllende Löwe umkreist", wenden sich an ihren guten Hirten mit dem Rufe: „Herr, kümmert es dich nicht, daß wir untergehen. Aber sie weisen sich selbst sogleich zurecht, denn sie wissen, daß wenn du verlässest, du um so mehr hilfst. Sie erinnern sich an so viele Gnaden, die sie von deiner Hand empfangen haben, und besonders, daß es dir gefallen hat, sie in die Gemeinschaft des Mysteriums deiner Passion aufzunehmen, indem du sie das (rothe) Kreuz über ihre Kleider tragen ließest, zum Zeichen, daß sie es in ihr Herz eingegraben haben sollen."

Entziehung des Abendmahls.

Bereits war der Genuß des h. Abendmahls vorläufig den Nonnen vorenthalten, zum Zeichen, wessen sie gewärtigt sein müßten. Nachdem man freiwillige Enthaltung davon ihnen früher zu einem schweren Vorwurfe gemacht hatte, sollten sie nun durch fremde Gewalt davon ausgeschlossen werden. Während der restaurirte Katholicismus durch seine Überkirchlichkeit gedrungen war, im opus operatum des Sacraments alles Heil zu suchen, kannte man in Port-Royal etwas Höheres; das beständige Anbeten vor dem Sacramente bei seltenerem Genuß war für Gläubige, welche Alles von der freien Gnade Gottes erwarteten, eine Hinleitung zur Überzeugung, daß der geistige Genuß der Gnade Christi das Lebensbrot sei. In der Bittschrift an St. Laurentius heißt es: Lehre uns, auf welchem Wege du über so viele Schmerzen Sieger geworden bist. Du hast dich trunken gemacht in dem göttlichen Becher des Blutes Christi, welcher dich für so grausame Qualen

gefühllos machte. Dieses anbetungswürdige Sacrament, woraus du deine Kraft gezogen hast, ist immer dasselbe in der Kirche. Es wird an alle ihre Kinder vertheilt. Und obgleich es uns durch die göttliche Vorsehung nicht erlaubt ist, daran Theil zu nehmen, so lehrt uns doch der Glaube, daß wir dieser Seelenspeise nicht beraubt werden können, wenn wir sie, so lange es dazu an einem Priester fehlt, von der Hand Gottes erwarten, und daß wir eine göttliche Kraft (vertu) empfangen, die uns in Allem unbesiegbar macht, wenn wir nur würdig sind, dem unsichtbaren Altar zu nahen, worauf unser Hoheprieſter sich für uns darbringt und sich uns mittheilt, um die Seele unserer Seele zu sein."

Eine solche mystische Gesinnung ist besonders im Geist der Mutter Agnes, der Verfasserin des Skapuliers, welche gerade in diesen Tagen an Sevigne schreibt: „Wir wollen uns nun an die Gemeinschaft der Leiden Christi anschließen, um mit Demuth die Ausschließung vom Altare zu ertragen." — Angelica sagt wohl besonders mit Beziehung auf diese Zeiten von ihr: Sie wußte sich aller äußeren Dinge (Hülfsmittel des christlichen Lebens) zu entschlagen, wenn Gott sie derselben beraubte; darum nahm aber ihr Eifer für die heiligen Übungen um nichts ab, denn sie hatte einen Durst nach Gott, der nie genug hatte. Agnes hatte in ihrem Unterricht, was die Gemeinde bei ausbrechender Verfolgung zu thun habe, Folgendes gesagt: „Wenn Gott durch ein Gericht, das stets gerecht und anbetungswürdig wäre, erlaubte, daß man dieses göttlichen Sacraments beraubt würde, so müßte man sich vor dem himmlischen Altar darstellen, wo Christus, der Hoheprieſter, sich ohne Unterlaß dem Vater opfert, und mit sich Alle, welche durch lebendigen Glauben und unverfälschte Liebe mit seinem Leibe Eins sind, auch wenn sie äußerlich durch ein ungerechtes Gericht von der Gemeinschaft der Kirche losgerissen sein sollten. Denn das beraubt sie nicht der geistigen Theilnahme an diesem göttlichen Tische, welchem sich die Seele durch den Glauben naht. Das hieße eine zu geringe Vorstellung von diesem, für die Sinnen unfaßlichen Mysterium haben, wenn man es für so von den Menschen abhängig hielte, welche es consecriren oder austheilen, daß Christus es nicht ohne ihre Vermittelung den reinen Seelen mittheilen könnte, welche durch die Ungerechtigkeit der Men-

schen von diesem göttlichen Mahle vertrieben werden. So würden auf diese Weise die Sinne weniger Antheil haben und nur die Reinheit des Herzens uns Antheil verschaffen; während es beim Empfang durch die Hand des Priesters oft geschieht, daß man die Kraft und Gnade des Sacramentes nicht empfängt, welches nicht an die äußere Handlung, sondern allein an die Verfassung der Seele gebunden ist, welche unter Denjenigen, die doch äußerlich Dasselbe empfangen, einen großen Unterschied macht."

Längst hatte Arnauld die Worte Augustins (de bapt. contra Donat.) sich und den Seinigen zum Trost vorgehalten: „Mögen die Gottlosen in der Arche der Kirche stehend in ihrer Unfruchtbarkeit beharren, oder durch die Gelegenheit einer Versuchung wie durch einen Windstoß hinausgenommen werden — was Spreu ist, ist Spreu. Die Geistigen aber, welche darin an frommem Eifer wachsen, werden nicht außerhalb (der Arche, Kirche) sein, weil oder wenn sie auch entweder durch einige Verdorbenheit oder Nothwendigkeit der Menschen ausgestoßen scheinen. Dadurch werden sie mehr erprobt, als wenn sie innen bleiben, da sie sich nimmermehr gegen die Kirche auflehnen, sondern mit aller Kraft der Liebe auf den festen Felsen der Einheit wurzeln."

Das Folgende entnehmen wir wörtlich, nur mit Abkürzung der Geschichte ihrer Verfolgung, welche die Nonnen selbst aufsetzten:

Donnerstag am 21. August (1664), am letzten Tage der neuntägigen Gebete, welche wir für die Gesundheit des Erzbischofs hielten, kam er selbst „nous en apprendre des nouvelles." Er versammelte die Klostergemeinde im Sprechzimmer und ermahnte uns noch einmal zum Gehorsam. Er schloß seine Rede: „Da all mein Bitten, Ermahnen und Beschwören unnütz war, so habe ich euch zu sagen, daß ich nun eine andere Sprache mit euch sprechen werde, ich werde fürder nicht mehr so mit euch sprechen. Ich befehle euch bei der Strafe des Ungehorsams, daß ihr meine Ordonnanz und das beigefügte Formular unterschreibt. Thut ihr es nicht, so werde ich sehen, auf welche Weise ich mit euch zu verfahren habe. Ich entferne mich, um jetzt alle einzeln um ihren Entschluß zu fragen, dann aber werde ich berathen, was Gott und mein Gewissen mir eingeben werden, um zu sehen, was ich zu thun habe."

Während Alle mit Schrecken erfüllt waren, schlug Agnes das Neue Testament auf und las: das ist eure Stunde und die Gewalt der Finsterniß. — Auf dieses hin war man überzeugt, daß das Äußerste vor der Thüre stehe und las das hohenpriesterliche Gebet Christi, welches er vor seinen Leiden gesprochen.

Nachdem der Einzelverhör beendigt war, sprach der Erzbischof zu der versammelten Gemeinde: „Wenn je ein Mensch auf der Erde Grund hatte, ein von Schmerz überströmendes Herz zu haben, so kann ich sagen, daß ich mehr als irgend Jemand Grund dazu habe, nachdem ich nun euch alle in der Halsstarrigkeit, in Ungehorsam und Rebellion erfunden habe. Aus Stolz ziehet ihr eure Ansicht der eurer Vorgesetzten vor. Daher erkläre ich euch heute für Rebellen und Ungehorsame gegen die Kirche, und gegen euren Erzbischof und spreche das Urtheil, daß ihr unwürdig seid des Besuchs und der Theilnahme der Sacramente. Ich verbiete euch denselben zu nahen, da ihr durch euren halsstarrigen Ungehorsam verdient habt, von allen heiligen Dingen getrennt zu werden. Nächster Tage werde ich zurückkommen, um Ordnung zu schaffen, je nachdem Gott und mein Gewissen mich verpflichten." Mit diesen Worten entfernte er sich, horchte aber eine Weile an der Thüre. —

Alle fingen sogleich laut zu weinen an; die Einen sagten, der, von welchem man uns trenne, werde unser Richter sein; Andere sprachen sich sehr stark und laut aus, damit der Erzbischof es höre, wenn er noch an der Thüre stände. Er kam nach kurzer Zeit zurück und verbot ihnen drohend allen Verkehr mit außen. Angelica antwortete, nachdem er sie von den Sacramenten geschieden habe, würde jede andere Strafe ihnen nicht mehr fühlbar sein. Eine der Alten sagte: Wir waren auf jeden Fall von den Sacramenten ausgeschlossen, da man uns derselben zur Strafe für die verweigerte Unterschrift beraubt, während wir uns derselben zur Strafe für einen so großen Fehler selbst beraubt haben würden, wenn wir unterzeichnet hätten. „Als unsere Mutter zu ihm sprechen wollte, wollte er sie nicht anhören und sagte: Schweigt, Sie kleiner Eigensinn, Hochmüthige, die sich, ohne Verstand zu haben, anmaßt, über Dinge zu urtheilen, wovon Sie nichts versteht. Sie ist nur ein keiner Zieraffe (pimbèche, ganz ordinärer Ausdruck), eine kleine Närrin, eine Nichtswisserin, die nicht weiß, was sie sagen will; man braucht nur Ihr Gesicht anzusehen, um das zu merken!"

Dabei standen seine Pagen und Lakeien vor der offenen Thüre. — Als einige Nonnen von dem Richter im Himmel sprachen, der ihnen einmal mehr Recht gewähren werde, sagte er: Ja, ja, wenn wir einmal so weit sind, so wollen wir sehen, wie die Sachen gehen! — Als sie sich auf seine eigene Kenntniß ihrer Unschuld beriefen, sagte er: „Ich sage euch noch einmal, ihr seid sehr gute geistliche Personen, eure Halsstarrigkeit ausgenommen. Sonst ist an eurem Benehmen allerdings nichts auszusetzen. Ihr seid recht tugendsam, ihr seid rein wie die Engel, und stolz wie Luzifer. Ihr habt einen Eigensinn und einen Stolz vom Teufel; ihr haltet euch für fähiger über das, was ich euch gebiete, zu urtheilen, als alle Vorgesetzten und Beichtväter."

Die Prinzessin Guemene hatte das Alles im Hof gehört, da er in seiner Hitze sehr laut sprach; während sie ihm unten vergeblich Vorstellungen machte, stimmten zu Boden gebeugt und schluchzend die Nonnen das Miserere und den 16. Psalm an. Darauf unterzeichneten sie eine Protestation gegen sein formloses, mündliches Verbot der Sacramente.

Zwei Tage darauf schrieb Angelica an Fräulein von Vertüs: „Ich sage auch von Herzen, wie die beiden Jünger, es ist nun der dritte Tag, daß Christus für uns im Grabe ist; man macht uns keine Hoffnung, daß er daraus hervorgehen werde. Und möge es Gottes Wille nicht sein, daß man uns seinen Leib wiedergebe unter der Bedingung, daß wir ihn in unserem Herzen von Neuem kreuzigen. Da wollen wir lieber mit ihm dulden und sterben und so, wie St. Bernhard uns gelehrt hat, an seinem Blute communiciren, indem wir zur Communion (Gemeinschaft) seines Leidens und Todes gehen. Wir müßten uns doch seine Führung mit uns seit 20 Jahren wenig zu Nutz gemacht haben, da wir stets die Zielscheibe der Verleumdung waren, wären wir noch nicht in der Verfassung zu dulden. Durch Gottes Erbarmen bringen wir uns ihm mit vollkommener Unterwerfung dar, damit er in uns Allen seinen heiligen Willen erfülle, und wir begehren hiebei keine Gränze, noch eine Ausnahme zu machen. Daher sind wir auch dadurch getröstet, daß wir, während man uns des Ungehorsams anklagt, nie mehr Geneigtheit hatten, blindlings zu gehorchen, aber Gotte, dessen Gesetz allein ohne Flecken, dessen Wille stets gerecht, heilig und heiligend ist. Dies versichert uns aber, daß wir eben so viel

Geneigtheit hätten, uns den Verordnungen unserer Oberen zu fügen, wenn diese uns nicht den göttlichen zu widersprechen schienen, wie wir ja auch Gotte gehorchen, selbst wenn er uns dadurch auf eine so strenge Weise übt. — So gehören wir denn zu der Ordnung der Hündlein, welche die Brosamen speisen, die von dem Tische des Herrn fallen. Von dieser Stelle kann man uns doch nicht vertreiben und wir legen uns an dieselbe mit der möglichsten Demuth, indem wir uns alle zur Erde niederwerfen, so lange die Communion in der Messe dauert. So wohnen wir ihr auf dieselbe Weise bei, wie der gute Schächer dem Opfer Christi, durch den Antheil, welchen wir an seiner Schmach und Leiden nehmen. Dieses Opfer gereicht gewiß zu Gottes Ehre, besonders da unter uns Seelen sind, wie die Mutter Agnes, welche, nachdem sie 71 Jahre das Leben der Engel nachgeahmt hat, in diesem Alter in die Classe der Missethäter gesetzt ist. — Dies ist beinahe gewiß mein letzter Brief. Denn man sagt, daß man spätestens am Dienstag die ersten Steine vom Tempel wegreißen wird, den man zerstören will und daß man ihn nach und nach zerstören wird, wenn der, so ihn bewohnt, es nicht auf sich nimmt, ihn zu vertheidigen."

Man hatte in Port-Royal die Sitte, die Hostien im Ciborium verschlossen in einem durchsichtigen Gefäß über dem Altar zwischen Bildern anbetender Engel aufzuhängen. Dieses war im Alterthum oft geschehen; indeß fand diese Sitte sehr heftige Tadler und gelehrte Apologeten. Den 24. August vor der Anbetung zur Vesper, als man das Gefäß zur Benediction auf den Altar herablassen wollte, brach der Strick, woran es hing und es fiel auf den Altar. Man vollendete die Adoration, aber voll Schrecken; denn bei der gegenwärtigen Spannung wurde es als ein schweres Zeichen aufgenommen. Den anderen Tag sang man eine Dank-Antienne, da nichts von den heiligen Dingen Schaden genommen hatte. „Das tröstete aber die Schwester Flavie (die wir bald näher werden kennen lernen) nicht; sie that alles Mögliche, um auch die Anderen zu überzeugen, es sei dies ein Zeichen des göttlichen Zorns, daß Gott sie verlasse, eine Vorbedeutung davon, daß das Institut des heil. Sacraments bald in dem Hause aufhören werde.

Man beobachtete die Schritte des Erzbischofs genau; er war viel mit den Jesuiten, namentlich mit Annat. Den 24. August —

St. Bartholomäustag[1]) — weihte er in der Jesuitenkirche den neuen Bischof von Rodez, Abelly, dessen jesuitische Moral in seiner medulla ihm bei den Jansenisten den Beinamen moëlleux zuzog und der in seiner Biographie St. Vincents sehr entschiedene Äußerungen dieses gegen St. Cyran anführte, wogegen Barcos eine „Apologie Vincents," eigentlich St. Cyrans, schrieb. —

Den 25. August begab sich der Erzbischof von einem Kloster der Stadt zum anderen. Man erkannte, daß jetzt die Stunde Port-Royals gekommen sei. „Nichts erschien uns nun außerordentlicher und unglaublicher, als diese Trennung, da wir sie jetzt so nahe sahen, nachdem wir uns doch so lange damit bedroht gewußt hatten, die Trennung von Denjenigen, welche uns die Theuersten waren, deren Leitung bisher unser Trost und unsere Stütze gewesen war, welche wir längst mehr als Alles, ja mehr als den Tod gefürchtet hatten."

Der 26. August 1664.

In dieser schrecklichen Erwartung brachten die Meisten die Nacht vom Montag auf Dienstag den 26. August, den Tag St. Bernhards, in Gebet und Thränen, vor dem h. Sacrament und vor der Reliquie aus der Dornenkrone zu, welche im Chor ausgestellt war. Jede that Gelübde und Gebete, um die Gnade Gottes auf uns herabzuziehen.

Freunde des Hauses brachten Schlag auf Schlag Nachricht von dem Herannahen der Entscheidung. D'Andilly fand sich bei Zeiten auf seinem Posten im Sprechzimmer ein; er wurde mit dem Losungswort: **Haec dies quem fecit dominus** empfangen. Er

1) Zu Vermeidung jedes Misverständnisses wird bemerkt, daß diese Parallele nicht von Port-Royal selbst gemacht wird, sondern nur uns nahe liegt. — Eine merkwürdige Parallele bietet die gleichzeitige Absetzung Paul Gerhardts dar, weil auch er durch sein Gewissen gehindert war, einen Revers anzuerkennen. Er zeigt dieselbe Zartheit des Gewissens wie die Nonnen; in Frankreich und in Brandenburg geht die Verfolgung von der verbundenen geistlichen und bürgerlichen Gewalt aus. — Die Parallele hat auch ihre heitere Seite. Die Gemeinde Lübben, meinte Gerhardt, könnte ihre „Bierfreiheit," das heißt den Bierzunftzwang, gefährden. Es haben einige feine Nasen in seinen Liedern nur den Bier- und Tabakduft gespürt. Auch Luther wurde verlästert, weil er mit seinen Freunden gerne ein Glas Bier trank. Aus den Spottversen sehen wir, daß auch Jansen mit der Bierbrauerei, als Holländer, in eine Ideenverbindung gebracht wurde. Das ist der Spott der romanischen weintrinkenden Völker gegen den Geist der reformirenden — biertrinkenden — Germanen.

begehrte von seiner Schwester Agnes Abschied zu nehmen; sie kam mit den Worten: Ich kann mich nicht mit Dir besprechen, mein Bruder, aber ich komme mit Dir zu sprechen: haec est; sie sprachen den Vers zusammen und sie nahm sofort Abschied mit den Worten: „Gott befohlen, mein Bruder, wir müssen unsere Gespräche mit Gott wieder beginnen, die Gemeinde erwartet mich." — Nun wurde angegeben, wie man gegen alles Vorkommende protestiren und appelliren sollte und man begab sich dann wie gewöhnlich in den Chor, um die Tierces zu sprechen. „Um Ein Uhr versammelte man sich wieder; unsere Mütter wollten die noch übrige Zeit den Schwestern widmen, um sie zu trösten und zu stärken. Unsere Mutter ließ daher mehrere Briefe lesen, welche während der Verfolgung von verschiedenen Personen an die Klostergemeinde geschrieben worden waren. Da kam um zwei Uhr Agnes brennend von dem Eifer, der sie beseelte, als eine rechte Mutter, um in diesem äußersten Schmerz ihre theuren Töchter zu sehen. Sie hob mit unaussprechlicher Demuth an: „Meine Schwestern, es bleibt mir nur noch ein Augenblick, ich benütze ihn, um euch für meine Fehler in meinem Benehmen gegen euch um Verzeihung zu bitten. Ich bitte euch, daß ihr zu Gott flehet, er möge mir die Gnade schenken, daß ich den Stand, worein ich einzutreten im Begriffe stehe, benütze, um sie wieder gut zu machen. Ich bitte euch zugleich, daß wenn Jemand so boshaft sein sollte, euch zu sagen, ich habe unterzeichnet, ihr nichts davon glaubet."

„In diesem Augenblick zeigte man an, der Erzbischof komme eben mit sieben oder acht Karossen an. Dies verbreitete allgemeine Bestürzung. Die Mutter Agnes entfernte sich mit der Mutter Äbtissin, die abgerufen wurde. Als Agnes eben Gott im Sacrament anbeten wollte, warfen sich Alle auf sie, und baten sie mit Thränen wenigstens um ihren Segen. Sie wollte es ablehnen; aber auf die Vorstellung meiner Schwester Angelica, daß sie uns diese Gnade in einer solchen Lage nicht versagen dürfe, ertheilte sie uns denselben. Hierauf drängten sich alle Schwestern auf sie ein, jede versuchte sie zu umarmen; die jüngsten Professen hatten bis dahin ihrer Trauer Gewalt angethan, jetzt brach sie laut hervor, indem die gewaltsame Unterdrückung sie vergessen ließ, daß sie in Gegenwart des h. Sacraments waren. Aber meine Schwester Angelica, ihre Meisterin, welcher der Glaube mehr Kraft gab, die

Rührung zu überwinden, mahnte sie daran; und der Gehorsam, stärker als der Schmerz, erstickte sogleich ihre Stimmen und gab nur ihren Thränen Freiheit. Im Zimmer von Agnes umarmten sie Einige ohne ein Wort zu sprechen, Andere warfen sich zu ihren Füßen und blieben halbtodt liegen, Andere empfahlen sich ihren Gebeten, Einige beschworen sie, ihnen etwas zu sagen, was sie zum Andenken als ihre letzten Worte bewahren könnten." (Denn man durfte nicht hoffen, die betagte, kranke Mutter aus der Gefangenschaft zurückkehren zu sehen.) „Meine Schwester Agnes von Sta. Thekla (Racine) sprach zu Agnes, von deren Geist beseelt: Immer war ich beschämt, wenn ich im Evangelium die Worte las: Siehe, wir haben Alles verlassen. Denn es schien mir, ich habe nichts verlassen, da ich das Glück hatte, in der Klostergemeinde Diejenigen zu besitzen, deren Verlust ich, wenn ich in der Welt geblieben wäre, schmerzlicher gefühlt hätte (ihre Mutter hatte sich auch in das Kloster zurückgezogen). Ich habe in der Liebe dieses Gotteshauses und in unsern Müttern mehr gefunden, als ich je hätte hoffen können. Nun aber fange ich an aufzuathmen, in der Hoffnung, an der Vergeltung Theil zu nehmen, die Christus Denjenigen verspricht, welche etwas verlassen, um ihm zu folgen, weil er mir jetzt die Gnade schenkt, für ihn alles, das Theuerste zu verlassen." — „Meine Schwester Margarethe von St. Thekla brach beim Anblick der in Reih und Glied im Hofe aufgestellten Polizeisoldaten (archers) in die Worte aus: O wie schön und herrlich! unsere Erniedrigung ist auf ihrem Gipfel!"

Der Erzbischof hatte unter Vortragung des Kreuzes, in seiner hohen Amtstracht, mit mehreren bedeutenden Geistlichen, in Begleitung des Lieutenant-Civil, des Chevalier du Guet, des Prevot de l'Isle, nebst 20 Exemten mit ihren Amtsstäben, 200 Archers mit Flinten und Karabinern, sich in Bewegung gesetzt. Als er aus seinem Wagen stieg, warf sich d'Andilly zu seinen Füßen und sprach, er sei sehr unglücklich, daß er 76 Jahre gelebt habe, um heute das zu sehen. Sie haben ja gehorcht, so weit es ihnen das Gewissen nur erlaubte. — Was für ein Gewissen? sprach der Erzbischof. War es nicht genug, daß ich sie ihres Scrupels entband? — D'Andilly erinnerte ihn umsonst an die frühere Bitte, daß in einem solchen Fall Agnes und seine drei Töchter ihm möchten nach Pomponne gegeben werden.

Der Erzbischof trat durch das Sacramentsthor mit zwölf Geistlichen in die Clausur und versammelte die Klostergemeinde im Kapitel; er erklärte ihr, daß er nun die äußersten Mittel anwenden müsse, da sie es auch aufs Äußerste getrieben hätten. Sofort wurden zwölf Nonnen verlesen, welche in andere Klöster zu folgen hätten. Sogleich sprach die Äbtissin: Eure Gnaden, wir halten uns durch das Gewissen verpflichtet, von dieser Gewaltthat zu appelliren und gegen Alles, was man uns thut und thun wird, als gegen etwas null und nichtiges zu protestiren; und die ganze Gemeinde sprach einstimmig: Wir appelliren, wir protestiren, wir protestiren! — Was, erwiderte der Erzbischof, ihr wollt von eurem Erzbischof appelliren? Sehet euch wohl vor, daß ihr eure Sachen nicht aus übel ärger machet. Ich lache darüber (je me mocque de cela); protestirt, appellirt, thut, was ihr wollt; aber gehorchen müßt ihr! — Als er Miene machte, Gewalt anwenden zu lassen, gab man ihm zu verstehen, daß das nicht nöthig sei; vielmehr warfen sich Alle vor ihm nieder und flehten für die 73jährige Agnes, welche in zwei Jahren drei Schlaganfälle gehabt hatte, daß er sie lasse. Das hieße ja den Dolch in ihre Brust stoßen. Eine wollte vom Erzbischof das Versprechen haben, daß wenigstens ihr Leichnam nach ihrem Absterben nach Port-Royal gebracht werde. — Um die Abschiedsscenen zu vermeiden, wurden die zwölf sogleich in den Chor geführt."

„Der Erzbischof, welcher bisher nicht aus seiner Würde gefallen war, vergaß sich wieder mehr und mehr, indem er bald Witze machte, bald hitzig wurde, bald lobte. Da die Nonnen die genaue Darstellung des Hergangs bald nachher drucken ließen, wurde er sehr entrüstet, sein Bild darin so wenig schmeichelhaft zu finden. So sagte er zu der Äbtissin und Agnes: Fürwahr, wenn alle Welt durch die Unterschrift sich in die Verdammniß stürzte und nur ihr ins Paradies kämet, so wäre wohl viel Platz darin übrig! — Als es eine Weile währte, bis Agnes ihre nöthigsten Sachen zusammengebracht hatte, zürnte er: Was, will sie nicht kommen? man hat jetzt genug Sanftmuth gezeigt, es ist Zeit auf eine andere Weise zu handeln. Wenn sie nicht gutwillig kommt, wird man sie zu vier an den Füßen und am Kopf nehmen und sie mit Gewalt hinaus bringen."

Der Mutter Agnes wurde ihrer Gebrechlichkeit halber ihre Nichte, die Schwester Maria Angelica von Therese beigegeben, eine

der drei Töchter d'Andillys. Aller Mitleiden erwachte von neuem, als sie, trotz aller Hülfe, beinahe nicht in den Wagen zu steigen vermochte. Aber ihr ruhiges Angesicht stärkte auch die Anderen. D'Andilly und mehrere Freunde standen ihr bei. Sie sagte zum Abschied insgeheim zu ihm: „Wie Kaiphas einst sagte, es sei nothwendig, daß Ein Mensch stürbe, auf daß nicht das ganze Volk zu Grunde ginge, so kann man auch heute sagen, es sei beinahe nothwendig, daß Ein Haus für die Wahrheit zerstört werde, damit nicht alle anderen die Erkenntniß derselben verlören."

Alle drei Töchter d'Andillys waren unter den Verbannten, nämlich außer der Ebengenannten, Maria Charlotte von St. Clara und die starke Angelica. Als sie ihn an der Pforte erblickten, warfen sie sich auf die Kniee und baten ihn um seinen Segen vielleicht zum letzten Abschied. Mit väterlicher Zärtlichkeit, aber mit fester Entschlossenheit ertheilte er ihnen denselben. Er ermahnte sie, sich mit dem Gedanken zu trösten, daß, was sie zu dulden hätten, gewiß für sie ein Weg zum Himmel sei. Hierauf führte er sie, eine um die andere, auf die Balustrade, um sie an derselben Stätte, wo er und sie ihr erstes Opfer dargebracht hatten, dasselbe viel schmerzlichere Gott darzubringen.

D'Andilly führte seine Töchter und alle Verbannten nach einander an ihren Wagen, worin sie in Begleitung einer Nonne und eines Geistlichen an den Ort ihrer Bestimmung gebracht werden sollten. — Die Äbtissin de Ligny, die Haushälterin, die Boulogne de St. Ange waren darunter. Sein ritterlich galantes Wesen, seine „spanische Natur," wie Ste. Beuve es nennt, verließ d'Andilly nie. Sein Benehmen wurde ihm von den Gegnern sehr übel gedeutet, als hätte es ohne die starken militärischen Vorkehrungen zu einem Aufruhr führen können. Er soll Umstehenden zugerufen haben: Meine Herrn, Sie sind Christen, rührt Sie das nicht? Der große Volkshaufe stand als unthätiger Zuschauer; die Einen sagten, die Nonnen „wollten nicht von unserem Gesetz sein," Andere schrieben es der Feindschaft der Jesuiten zu. Der uns wohl bekannte Bail soll geäußert haben, in Italien oder Spanien hätte man sie als Teufel gekleidet verbrannt.

Der Erzbischof kehrte nun zu den im Kapitel versammelten Nonnen zurück; bezeichnend ist, daß, als er in seiner Rede unterbrochen und abgerufen wurde, die Gemeinde den Augenblick benützte, um die eben

einfallende None „mit allem Feuer, Andacht und Sammlung" zu sprechen. Ihr Bewußtsein wurde besonders dadurch verletzt, daß die vornehmen Beamten, obgleich Laien, in die Clausur eingeführt wurden, um ihre Abgeschlossenheit gegen außen zu untersuchen. Dergleichen geschah sonst nur in sehr ungeordneten, ausschweifenden Klöstern.

Der Erzbischof hatte unter lauten Ausbrüchen seiner Ungeduld lange gewartet. Da erschien endlich um 5 Uhr Mutter Eugenie mit fünf Nonnen aus dem Kloster St. Maria zur Heimsuchung, also geistige Töchter des h. Franz von Sales, des einzigen Seelsorgers vor St. Cyran, welchem die große Angelica ihr Gewissen mit ganzem Vertrauen aufgeschlossen hatte, geistige Töchter der Mutter Chantal, der Freundin Angelicas. Sie und Angelica hatten sich geehrt, wie Maria und Elisabeth, die von ihnen ausgehenden geistigen Häuser schienen geistige Zwillingsschwestern zu werden! Und nun, was wollten sie in Port-Royal? Die Stellen der vertriebenen Mütter einnehmen. Die Nonnen weigerten sich, ihnen die Thore zu öffnen, der Erzbischof mußte es selbst thun. Ins Kapitel berufen, nahmen die Nonnen von Port-Royal die obersten Plätze ein, damit der Erzbischof die Eindringlinge nicht in die Plätze der verbannten Vorsteherinnen einsetze. Die sechs fremden Nonnen knieten am andern Ende des Kapitels, unter ihren langen Schleiern das Haupt zur Erde geneigt[1]). Einen so freundlichen Ton auch der Erzbischof annahm, so sehr er besonders Eugenie rühmte, welche, wie die Mutter la Fayette, die man anfangs auch für Port-Royal bestimmt hatte — schon öfters auf Commission in Klöster gesandt worden war, die Nonnen wollten sich dieselbe nicht einmal als bloße Superiorin aufdringen lassen. „Wir haben schon eine rechtmäßige Äbtissin; wie unser Körper (Corporation) Eins ist, können wir auch nur Ein Haupt haben." Besonders erregte der Gedanke, daß die Nonnen von Sta. Maria unter der Leitung der Jesuiten standen, starke Abneigung und die Furcht, die Jesuiten möchten ihnen nach

1) Die Schwester Genovefa de l'Incartation (Pineau) giebt in ihrem Bericht noch einzelne Nachträge, die zum Theil auch komische Zufälle herausheben. Auch unsere Nonnen blieben eben immer noch Weiber und es entging ihnen nicht, wie der Anzug von Eugenie durch das köpflings Knien ganz in Unordnung gekommen war. (Son visage en étoit tout bouffi, et avec cela sa coëffure et son habit en étoient tout en désordre, ce qui la rendoit en effet d'assez mauvaise grace, et d'un port qui n'avoit pas la façon d'une personne fort extraordinaire en qualités éminentes, comme l'on venoit de nous la représenter.)

auch hier sich eindringen. Als der Erzbischof Eugenie auf seinen eigenen Stuhl setzte, um sie als Vorsteherin anerkennen zu lassen, flohen beinahe Alle aus dem Kapitel, um nicht auch genöthigt zu werden, sie zu küssen. Zugleich erhielt sie Vollmacht, die Stellen an der Gemeinde nach ihrer Überzeugung zu besetzen.

Der Erzbischof drohte, sie nach einander als vollkommene Rebellinnen abführen zu lassen, wenn sie sich Eugenie nicht fügten. Die Drohung, sie zwischen vier Wänden bei Wasser und Brot das Leben beschließen zu lassen, war ihm ohnedies geläufig. Einzelne bat er, es ihm zu Gefallen zu thun. „Gehorcht, nehmt die Mutter Eugenie auf, sie wird nicht lange bleiben. Man mußte das dem gewaltsamen Dringen eurer Feinde zugestehen." Zu der Schwester Briquet sprach er ins Ohr, klopfte sie auf die Schulter. Sie aber erklärte laut die Protestation und Appellation der Gemeinde, die Nullität und Nichtigkeit des Verfahrens. — Ihr seid toll; eine Tollheit, Tollheit ist euer Appelliren! es nützt nichts! erwiderte der Erzbischof, indem er ihr scherzend eine kleine Ohrfeige gab und ihr die Hand drückte. — „Tollheit, so lange es Ihnen gefallen mag, antwortete sie; darum legen wir heute nichts desto weniger Appellation ein, und erklären (protestons), daß wir diese Nonne nur annehmen, weil Sie es befehlen, unbeschadet unseres Appells. Deshalb werden wir ihr in den durchaus äußerlichen Dingen Gehorsam leisten, welche unsern Regeln und Appellationen nicht entgegen sind. Im Übrigen werden wir sie als Gast mit der Liebe und Achtung behandeln, welche St. Benedict von uns für Gäste verlangt."

Der Erzbischof wurde zuletzt noch ganz freundlich, gab der Klostergemeinde den Segen und empfahl sich ihrem Gebet; allein er ließ ihnen Chamillard nicht nur als Beichtvater, sondern auch als Superior, wofür sie ihn nicht anerkennen wollten. Er sagte ihnen auch, wohin Agnes und Angelica gebracht wurden. „Angelica ist keine gewöhnliche Jungfrau, sprach er, sie hat einen ganz besonderen Geist, sie ist eine Gelehrte und ein fähiger Kopf. Sie ist bei den Cölestinerinnen mit Frau von Rantzau, Geist bei Geist, Wissenschaft mit Wissenschaft, das wird sich gut machen."

Annat schreibt an Fabri, seinen Agenten in Rom, am 22. August 1664[1]). „Die Unterschrift des Formulars findet gemeinhin keine

1) Vatikan. Ottobon. 2469.

großen Hindernisse. Aber sie machen sich, ich weiß nicht was für ein Gewissen und glauben unterschreiben zu können, ohne ihre Ansicht zu verändern. Besonders gefährlich ist deshalb der Antrag bei der Sorbonne, daß Alle, welche unterschreiben, wieder darin aufgenommen werden sollen; dann wäre es um Kirche, Pabst, Jesuiten gethan. Der König wird den Pabst um Approbation des Formulars, oder um ein neues bitten. Es ist sehr zu wünschen."

Diesem fügt er am 29. August eine kurze Schilderung der Krise in Port-Royal bei tralaschiando li pianti, le gridi etc. Der Erzbischof habe sich mit vieler Ruhe und Würde benommen. Die ausgetriebenen Nonnen seien beinahe alle von der razza der Arnauld, die halsstarrigsten. Die Anderen hoffe man, eine um die andere zu gewinnen. Die Beharrlichkeit der Äbtissin sei unglaublich gewesen. Sie sei eine Schwester des Bischofs von Meaux und Enkelin des Kanzlers, die ihr Benehmen tadeln.

Verhalten der Zurückgebliebenen.

Dieses war also die Constellation, worunter das seiner Häupter beraubte Port-Royal den Widerstand gegen die vereinigte geistliche und weltliche Macht fortzuführen versuchte. Derselbe wurde nach den schon erwähnten von Agnes gegebenen und an diesem verhängnißvollen Tage gegen den Erzbischof selbst beobachteten Verhaltungsregeln geübt. „Die aufgedrungenen Vorgesetzten hat man nach denselben als von Gott nicht eingesetzt innerlich zu fliehen, ihnen seine Anliegen nicht zu eröffnen. Damit würde man ja den „Handel mit unseren Seelen" fördern. Wie man sich gegen Mishandlungen von ihrer Seite zu stählen hat, so hüte man sich auch vor ihrer scheinbaren Freundlichkeit; denn wir dürfen nur Gott lieben und die so Gott uns gegeben hat. Diese sind aber nur durch Menschen aufgedrungen." — Vor Allem empfahl Agnes ihren Nonnen herzliches gegenseitiges Vertrauen und liebevolle Einigkeit, wodurch sie unüberwindlich würden. Jede solle überzeugt sein und sich überzeugt zeigen, daß die Anderen eben so viele Festigkeit haben. Mistrauen sei eine List des Satans. — „Die Nonne legt das Gelübde des Gehorsams ab, um in dieser Begebung des eigenen Willens den Gehorsam Christi gegen den Willen seines Vaters nachzuahmen. Daher gehorche man in gleichgültigen Dingen den Eindringlingen, um keine Gelegenheit zum Gehorsam und um das

Verdienst desselben nicht zu verlieren. Wo aber das Wesen der Frömmigkeit verändert werden will, widersetze man sich mit Weisheit und Mäßigung. Statt den aufgedrungenen Beichtvätern vertraue dich deinen Schwestern an und sei gewiß, daß die Salbung von oben, welche in der Trübsal noch größer ist, Alles lehren wird."

Agnes warnt vor einer religiösen Phantasie-Verirrung der Zeit, welche auf Loyolas[1]) und wohl auf ältere Methoden gegründet mit der Pracht des Cultus und mit dem Pelagianismus der Lehre Hand in Hand ging. Sie sagt: „Was die besonderen Konferenzen betrifft, worin man das Gebet methodisch halten, Acte hervorbringen (z. B. ein erzwungenes Gefühl des Schreckens vor der Hölle), seine Absicht lenken (dressiren, dresser) lehrt, worauf beinahe Alles, was man derzeit lehrt, hinauskommt, so finde man sich dabei ein, wie in den Predigten, ohne Verachtung gegen solche Unterweisungen zu zeigen, welche, so menschlich sie auch scheinen, doch nicht ganz vernächlässigt werden dürfen. Denn es ist doch eben so wohl Gefahr dabei, keinen ernstlichen Versuch zu machen, die Beweglichkeit des Geistes fest zu halten, wie in der Selbstzufriedenheit mit seiner großen Application auf den Gegenstand seines Gebets durch ein Mittel, von welchem man sagen kann, daß es selbst eine Zerstreuung sei. Denn man kann allerdings nur das vom h. Geist eingeflößte ein wahrhaftes Gebet nennen und es ist ein Übelstand, was man selbst thut, um Aufmerksamkeit zu bewirken, dafür zu halten. Darum wäre es aber doch eine Verwegenheit, diejenigen zu tadeln, welche sich gewisser Gedanken und Anrufungen bedienen, um sich Gottes zu erinnern und sich mit ihm zu beschäftigen; können sie doch je nach ihrer guten Absicht und ihrer Verfassung daraus Nutzen ziehen. Denn dem Reinen ist alles rein." Überhaupt macht Port-Royal, zumal Agnes, einen Unterschied und ist nur so entschieden gegen die „modernen Jesuiten."

„Sollten wir der Lectüre der h. Schrift beraubt werden, so kann man doch nicht machen, daß wir so manche Stellen vergessen, welche in unsere Seele eingegraben sind; ein einziger Satz davon reicht ja hin, eine Seele zu nähren, zu stärken und gegen alle ihre Feinde zu vertheidigen."

Nach diesen Grundsätzen verhielt sich die Gemeinde gegen die Fremden. Allein dieser moralische Widerstand führte im Einzelnen

1) Siehe erster Band, Seite 47.

oft kleinliche, bittere Reibungen mit sich, da man sich durchaus von seinem Rechte nichts vergeben wollte und die Nonnen entschlossen waren, „für das Gesetz ihrer Väter zu sterben."

Die Nachkommenschaft Angelicas und der Chantal hatten auch eine sehr verschiedene Richtung genommen und mochten sich schwer mit einander vertragen. Uns liegen allerdings nur die — aber sehr genauen — Schilderungen aus der Feder von Port-Royal vor. Die hochfahrende Eugenie mag in der Lebensbeschreibung, welche ihr Orden nach ihrem Tode schrieb, um ihr das dosier de sainte zu machen, eine andere Gestalt haben. Die Schwester Pineau stieß einmal hart mit ihr zusammen; Eugenie antwortete auf ihre Gründe und auf den Vorwurf der Unwissenheit: „Meine theure Schwester, Unwissenheit und blinder Gehorsam gegen die Kirche und meine Vorgesetzten ist meine ganze Wissenschaft und ich will auch keine andere." Pineau, welche dieses ihre Stärke nennt, erwiderte: „Meine Mutter, der Unterschied unserer Grundsätze besteht darin, daß ihr die Hauptsache eurer Frömmigkeit darein setzt, der gegenwärtigen Kirche bis in die durch die Zeit und die unordentlichen Sitten ihrer Diener eingeschlichene Erschlaffung (relâchements) zu folgen, während wir die unsrige in die Verehrung der Reinheit der ersten Kirche und in die Sittenheiligkeit der ersten Christen setzen, welche alle vom h. Geist beseelt waren;" worüber Eugenie aufschrie: Das ist entsetzlich! — Sie stieß sich äußerst an die Antwort, welche man ihr auf die Frage, was die Kirche sei? gab, nämlich „eine Versammlung der Gläubigen, welche mit Christo vereinigt seien." — Das sei ja nach dem Katechismus St. Cyrans; man müsse hinzu setzen: unter dem Haupte, dem Pabste.

Als unmittelbare Folge dieses blinden Gehorsams fiel den Nonnen von Port-Royal an denen von Sta. Maria und an der ganzen orthodoxen Partei die Unsicherheit auf (inégalité d'esprit). Es fehlte den Fremden offenbar nicht an „natürlicher Theilnahme," aber sie waren ganz abhängig von dem Impulse, welche ihre Auctoritäten ihnen gaben. Eben so unstät waren ihre Ansichten, da ihre natürliche Einsicht durch solche bloße äußere Einflüsse und Auctoritäten schwankend und verfinstert wurde. Was Wunder! rühmte sich doch der Erzbischof, daß er seine feste Überzeugung einem entgegengesetzten Ausspruch des Pabstes gegenüber als falsch ablegen würde; Chamillard versicherte oft, zu Ehre der Unfehlbarkeit

des Pabstes, daß wenn mehrere Päbste nach einander allemal die Aussprüche ihrer Vorgänger verwerfen und umstürzen würden, er sich mit Ehrfurcht unterwerfen und alle diese Veränderungen, als Befehle Gottes selbst, annehmen würde. Eugenie und ihr Anhang bekannten sich zu derselben Ansicht, die Nonnen von Port-Royal aber spotteten einer so „mobilen und biegsamen Religion“[1]). — Angelica nannte diesen Glauben geradezu einen Köhlerglauben. Sie sagte, in ihrem Katechismus sollten nur drei Fragen stehen: was soll man glauben? — Alles, was die Kirche glaubt. — Was soll man thun? — Alles, was die Vorgesetzten befehlen. — Wie viele Gebote giebt es? — Nur Eins, blinden Gehorsam gegen Pabst und Vorgesetzte. — Alles Andere, Weitere verwirre nur. —

Auch an der Armuth der Kirche, an dem Mangel der Bilder und Blumen auf den Altären stießen sich die Töchter des h. Franz. Schon der bilderreiche, etwas überladene Styl ihres Stifters läßt uns nicht zweifeln, daß auch ihre Kirchen und Säle mit Bildern erfüllt waren, während die Bilder Champagnes an die Lebensbeschreibungen der abgezehrten, trockenen, geistigen Väter in der eintönigen Wüste mahnen. — Wie Agnes voraus gesehen hatte, suchte Eugenie die Nonnen zu einem methodischen Gebete „nach Punkten“ zu bringen. In diesem Stücke gab man ihr aber nichts nach.

Von Anfang an hatte man sich fest gehalten, Eugenie auf keine Weise, durch kein Wort als Superiorin anzuerkennen. Nach langem Kampfe kam es zu der Einrichtung, das zwei Pförtnerinnen gesetzt wurden, eine von Port-Royal und eine Fremde; wenn eine in das Sprechzimmer gerufen wurde, sollte sie immer von einer Nonne der andern Partei begleitet werden. Bald wurde man jedoch bewogen, in einem freundlicheren Tone mit den Fremden zu sprechen. Man vernahm, Agnes sei in dem eigenen Kloster der Fremden mit vieler Ehrfurcht aufgenommen worden, sie werde von mehreren Nonnen bedient und bewohne die sehr angenehmen Gemächer der Chantal. Da man aber bemerkte, daß Eugenie davon Gelegenheit

1) Außer von den Büchern ihres Stifters, der Jesuiten und einigen von Oratorianern wußten die Fremden nicht Bescheid; eine, welche früher Superiorin des Klosters in Chaillot gewesen war, fragte ganz naiv, wer die Psalmen Davids geschrieben habe?

nahm, immer herrischer aufzutreten, „so entschlossen wir uns, uns von ihr ganz zurück zu ziehen und Alles nach einem Beschluß der Gemeinde zu thun, ohne diese Mutter irgend davon in Kenntniß zu setzen. So wurde sie endlich gezwungen, uns machen zu lassen und sich ruhig in ihrer Kammer zu halten. Daher sagte sie öfters, sie nütze uns nicht mehr, als wenn sie in ihrem Kloster geblieben wäre, die, welche unterzeichnet hätten, würden es auch ohne sie gethan haben."

Flavies Abfall.

Denn es entstand jetzt ein böser Riß in Israel. Die Schwester Flavie war von den Müttern des Hauses ohne alle Mitgift aufgenommen worden. Schon seit einiger Zeit scheint sie im Einverständniß mit dem Erzbischof gestanden und ihm versprochen zu haben, wenn man die Häupter wegschaffe, wolle sie den Rest schon zur Unterwerfung bewegen. Die Erscheinung der Nonnen von Sta. Maria war wohl gegen ihre Plane, denn sie hätte lieber Alles selbst geleitet. Indeß hielt sie sich dem Anschein nach immer noch zu Port-Royal, fühlte sich aber ohne Grund von den Schwestern beargwöhnt. Denn zu ihrem größten Schrecken erhielten diese erst von außen Nachricht, daß ein Theil im Begriff stehe abzufallen. „Wir fanden es nöthig, uns zu versammeln, um über diese äußerste Gefahr zu berathen, man fühlte das größte Bedürfniß sich mitzutheilen; allein wenn man im Begriff stand, unter vier Augen sein Herz auszuschütten, wußte man nicht, ob nicht ein Verräther dabei sei." Die Lobeserhebungen, welche man in Paris ausstreute, sie seien so lenksam wie Lämmer, waren ihnen noch schmerzlicher, als die unbestimmten übeln Nachreden; zumal da durch jene alle Schuld auf ihre gefangenen Mütter gehäuft wurde, für welche zu kämpfen man sich nun bewußt war, wie bisher für Angelicas geistige Väter und Brüder, für St. Cyran, Jansen, Singlin, Arnauld. Dazu kam, daß man von außen Nachricht hatte, es würden noch zwölf oder vierzehn gefangen weggeführt werden. „Die Einen sagten, es wird morgen, die Andern, es wird heute sein; so warteten wir von einem Augenblick zum andern auf unsere Wegführung gefaßt. Wenn der Tag anfing zu grauen, dachten wir um Mittag nicht mehr in unserem Kloster zu sein; wenn Mittag vorüber war, wagten wir zu hoffen, die Nacht darin zuzubringen. Wenn wir eine Karosse

hörten[1]), dachten wir immer, es sei der Erzbischof, und unser Blut gefror in unseren Adern." Denn es war, als hätte der Erzbischof gemeint, wie das Parlament in einer Sitzung, worin der König selbst gegenwärtig war, diesem nichts verweigern durfte, so müßten die Nonnen thun, was er befehle, wenn er persönlich erscheine. Um so erbitterter machte ihn ihre Weigerung.

In dieser Todesangst waren die Briefe von den Freunden ein großer Trost. Manche wurden dadurch von völligem Irrewerden bewahrt; man las sie je in Versammlungen einer Abtheilung. Allein auch diese verbot der Erzbischof bei Excommunication.

Indeß sprach Flavie mit den meisten Nonnen einzeln, um sie wankend zu machen. Man sei von dem ursprünglichen Geiste Port-Royals abgewichen; sie habe jetzt erst sich fest entschlossen, Vater und Mutter zu verlassen, das heißt von den Müttern Port-Royals sich loszusagen. Endlich den 12. September leistete sie mit sechs anderen Abfälligen die Unterschrift. Annat wünschte ihr durch ein Schreiben Glück dazu. Die Treugebliebenen wurden besonders dadurch entrüstet, daß die Abfälligen die Schuld der Halsstarrigkeit auf die Anhänglichkeit an die Mütter schoben, ja eine behauptete, die Mütter haben ihnen ein eidliches Versprechen abgelegt, nicht zu unterzeichnen. Der Erzbischof nahm den Abgefallenen die Angst vom Herzen, indem er ihnen sein Ehrenwort gab, die Mütter werden nie wieder ins Kloster zurückkommen. Vielmehr wurden die Begabteren unter den Abgefallenen zu den niederen Ämtern befördert. Flavie als Unterpriorin und Vorsteherin der Krankenzimmer machte es sich zur Aufgabe, die Kranken zu schrecken und für die Unterschrift zu gewinnen. „Sie glich Absalom, wie er das Volk aufrührerisch machte, an Bosheit, nicht an Schönheit." Die Schwester Pineau kann es nicht begreifen, wie ihr Dorothea als Motiv zur Unterschrift als Neuigkeit erzählte, der König habe den Hugenotten befohlen, ihre Kinder in der (katholischen) Kirche taufen und sie darin trauen zu lassen, er habe den „Tempel" (diesen heidnischen Namen gab man den Versammlungshäusern der Reformirten; unter „Kirche" ist immer eine katholische verstanden) derselben in Charenton geschlossen; man werde die Reformirten verpflichten, ihre Predigt zehn Meilen von Paris zu halten, da der

1) Ganz wie die Leute erzählen, welche die Schreckenszeit in Paris durchgemacht haben.

König eine solche Verschiedenheit der Religion in seinem Königreich nicht dulden wolle; er wolle, daß alle seine Unterthanen durch denselben Glauben vereinigt seien.

Neue Gefangennehmungen.

Da bei Herannahen eines neuen Termins für die Wahl der Äbtissin die Nonnen, zu Wahrung dieses ihres Rechts, entschlossen waren, die Wahl vorzunehmen, wurde ihnen die active und passive Stimme abgesprochen. — Der Verkehr mit außen, indem man öfters die Briefe nur über die Gartenmauer warf, war dem Erzbischof um so ärgerlicher, als man auf diese Weise eine Appellation beim Parlament einbrachte und verbreitete, daß eine der Abgefallenen ihre Unterschrift widerrufen hatte. Denn es geschah, daß einige sogar den Widerruf widerriefen; so irre waren ihre Gewissen gemacht worden. Was ihn aber am meisten entrüstete, war, daß man durch Darstellung seines heftigen, nicht immer würdigen Benehmens, durch Protokolle, die gedruckt wurden, seine persönliche Ehre angriff. Deshalb erschien er am Morgen vor dem ersten Advent noch mit Lichtern, während die Nonnen im Kapitel den Martyrolog lasen und führte drei gefangen mit fort, von welchen er glaubte, daß sie diese Protokolle abgefaßt hätten. Von jetzt an werden die Angriffe einiger Vertheidiger der Nonnen auf den Erzbischof sehr persönlich. (S. Beilage XXI.) Unter den diesmal Abgeführten war Eustoquie, welche bisher den Widerstand geleitet hatte; sie gehörte zu den Jüngsten, Mehrere nahmen an ihrem Feuer Anstoß. Die Älteren tadelten, daß sie sich mit Chamillard in Erörterungen einlasse, der Anfang von Evas Sünde sei gewesen, daß sie mit der Schlange gesprochen habe. Sie hatte sehr vornehme Oheime; ihre Mutter war in persönlicher Verbindung mit der Königin; über ihren unwandelbaren Muth spottete sie: „Meine Tochter hängt nur (ne relève que de) von Gott und von ihrem Degen ab.“ Als ihre Mutter ihr vorhielt, sie werde die Personen, welche sie so leidenschaftlich liebe, durch deren und durch eigene Schuld nie mehr sehen, erwiderte Eustoquie: Gott ist ein Spiegel, worin sich die gerechten Seelen sehen und stets gegenseitig betrachten. Wenn man sie aus meinen Augen wegreißt, so wird man sie doch nie aus meinem Herzen reißen [1]). —

1) Der Großmutter dagegen hatte der Erzbischof vor der Königin-

Eustoquie hatte sich gegen den abenteuerlichen Plan gestellt, mehrere Nonnen sollten aus dem Kloster sich flüchten, um auf dem Rechtswege, bei Freunden verborgen, die Angelegenheiten zu verfolgen. „Es ist uns besser, sprach sie, im Tempel, als in den Straßen geschlachtet zu werden." Der Erzbischof spottete über ihre Versuche beim Parlament, das würde eine schöne Klosterzucht geben, wenn eine Nonne gegen Alles, was der Erzbischof ihr gegen ihren Willen befehle, an das Parlament appelliren wollte.

Große Trauer verbreitete die Schwester Melthide du Fossé (eigentlich Mathilde, Schwester des Genossen Sacys), als sie durch eine einfache Unterschrift „die Wahrheit verließ." Sie that es unter der Bedingung, daß man sie nie nöthigte, die Mütter und ihre Schwestern zu verdammen. Sie weinte bitterlich, als sie sah, daß sie dadurch den Schwestern fremder geworden war und bat knieend: Meine Schwestern, ich bitte euch demüthig, daß ihr zu Gott für mich betet. Ich habe gestern unterschrieben, weil ich dazu gezwungen wurde und den Gründen, welche man mir vorhielt, nicht mehr widerstehen konnte. Ich bitte euch, mir zu glauben, daß ich nichts gegen euch thun werde; ich bitte Gott von Herzen, daß wenn ich ihn dadurch beleidigt habe (was ich jedoch nicht glaube, da ich es aus lauter Gehorsam that), daß er mich in dieser Welt strafen wolle. — Am Tage ihrer Unterschrift, ehe diese bekannt wurde, sah die Schwester Nicole auf der Seite des Evangeliums auf dem Altar ein sehr helles Licht brennen, aber mitten in einem Psalm auslöschen und fallen. Es kam sie eine große Furcht an, daß sie aus der Kapelle eilte und zu einer Schwester sagte: Es hat gewiß eine unserer Schwestern unterschrieben.

Mutter vorzuwerfen, daß sie Eustoquie verderbe; sie antwortete, sie könne eine Jungfrau nicht quälen, welche nur ihrem Gewissen folge; sie könne nur Gott bitten, daß er sie erleuchte, wenn sie im Finstern sei. — Eustoquie schreibt: „Meine Großmutter sagt mir, die Königin-Mutter sei über unsere Angelegenheit derzeit ganz ruhig, sie sage, so eigensinnig ich sei, liebe sie mich und erinnere sich wohl, daß sie meine Pathin sei. Sie fragte mich, ob ich ihr nicht einen Brief an die Königin geben wolle, denn sie wünsche sehr, daß ich ihr schreibe. Allein ich bin weit davon entfernt; Alles, was uns mit der Welt, besonders mit den Großen in Verbindung bringt, ist zu fürchten, weil es uns von der Demuth des Christen und des geistlichen Standes entfernt, dessen Wahlspruch sein soll: Ama nesciri et pro nihilo reputari. — Der Bruder des Königs hat nach mir gefragt und hat sich und seine Tochter meinen Gebeten empfohlen. Aber nicht von Menschen, sondern von Gott erwarte ich meine Befreiung." — Dabei zog die Königin-Mutter wieder die Vorsteherin Eugenie in Gewissenssachen zu Rath.

Man verdoppelte jetzt die gegenseitigen Ermahnungen, Einige im Mistrauen gegen ihre Kraft erklären zum Voraus ihre mögliche Unterschrift für erzwungen und nichtig. Die Leitenden trauen Denjenigen am meisten, welche am meisten Mistrauen gegen ihre Beständigkeit zeigen. Solche, welchen man früher am wenigsten hätte etwas anvertrauen mögen, zeigten sich nun am muthigsten. Bald darauf widerrief Melthide ihre Unterschrift in versammelter Gemeinde, „allein von ihrem Gewissen und durch die Furcht Gottes ohne Zusprache dazu getrieben." Sie bat um Verzeihung für den Anstoß, den sie gegeben. Die treuen Nonnen sangen ein Tedeum; da Eugenie es nicht zum Schweigen bringen konnte, entfernten sich die Fremden und Abgefallenen aus dem Chor. Eine dieser sagte: So ein Fest feiern die Teufel, wenn sie eine Seele erwischt haben. Für die Treuen war „diese Auferstehung einer Seele ein wenig Brot und Wasser auf den weiten Weg, wie für den Propheten, zugleich aber Holz für die Zornflamme des Erzbischofs." Daher mußte sie am 29. November mit Eustoquie sich in ein anderes Kloster setzen lassen, wo sie abermals durch ihr Gewissen gedrungen ihren Widerruf widerrief[1]). Ähnliches findet sich bei Einigen.

Ob man gleich nicht so leicht zum Glauben zu bewegen war, „daß die Sterne vom Himmel gefallen seien, daß ein an Früchten so reicher Ölbaum die Kraft der Ausdauer im Sturme nicht haben sollte," so konnte man doch nicht bezweifeln, daß die Nachricht, zwei vom Stamme des Arnauld haben unterschrieben, wahr sei. Noch brünstiger als früher um das Leben der Mutter Agnes in ihren Krankheiten wurde, auf ein zweideutiges Wort von Eugenie hin, gebetet, Gott möchte Agnes aufrecht erhalten oder durch den Tod vor dem Abfall bewahren.

Den 10. December holte der Bischof ein weiteres Haupt ab, die Schwester Christine Briquet. Die Gemeinde protestirte und appellirte, und schwur der Reihe nach auf die Evangelien, daß sie nur von ihrem Gewissen abgehalten werde zu unterzeichnen. Wir lernen sie und das gefangene Port-Royal zugleich aus einem ihrer Briefe kennen: „Man sagt, daß die Nonnen von Sta. Maria und die Signeuses (sonst auch von den Treuen les noires ge-

1) Die Geschichte der Schwester Magdalena von Sta. Melthide, von ihr selbst erzählt, siehe Beilage XXII.

nannt) auch ein Protokoll aufsetzen. Wenn dem so ist und wenn sie es veröffentlichen, so könnte es uns sehr schaden, selbst wenn sie nur die Wahrheit sagten; denn einige Schwestern haben sich von der Hitze hinreißen lassen, zumal im Gespräche mit Chamillard und mit den Signeuses. Eine sagte zu Chamillard, wir seien ihm sehr verpflichtet, daß er für uns in die Verdammniß gehe. Solche unbedachte Worte aus übermäßigem Schmerz können sehr üble Folgen haben. Um diesem zu begegnen, wäre es gut, den Schwestern einige Ermahnungen zu geben; aber das betrübt mich eben am meisten, daß ich Niemanden mehr sehe, der ihnen eine gute Aufnahme verschaffen könnte. Die Rügen unserer älteren Schwestern gegen einige haben offenbar nur Misstimmung zur Folge gehabt. Denn bei der herrschenden Verwirrung und Niedergeschlagenheit der Gemüther braucht es wenig, um sie vollends niederzuschlagen. Solche Ermahnungen müßten mit Sanftmuth und Weisheit gewürzt sein. Aber die übermäßige Betrübniß hindert manchmal, über die Dinge richtig zu urtheilen."

So war es denn mit Port-Royal, wie Angelica in ihrem Gefängniß es in einem Gesichte sah, alle tragenden Steine hinweggenommen, voller Zerstörung, Spalten und Risse durch und durch; „es wehte ein schrecklicher Sturm, und ich war in großem Staunen, woher es komme, daß dieses Haus aufrecht stehe und die Mauern fest blieben, ohne sich zu neigen, ob sie gleich nicht mehr auf die Grundsteine sich stützen." — Man forschte um diese Zeit nach Worten der großen Angelica, ob sie die Wiederherstellung des Hauses vorausgesagt habe. Sie hatte aber gesagt, die Wiedereinsetzung des Hauses in seine Rechte kümmere sie wenig, sondern was sie allein beunruhige, sei, daß sie nicht wisse, ob der Geist der Armuth, des Stillschweigens, der Demuth sich auf den Grad wieder herstellen werde, wie sie es gesehen habe." Christine fügt bei: „Was sie aber sagte und was uns glauben läßt, daß das Haus zerstört werden werde, ist das Wort über Eleazar (in der Geschichte der Makkabäer), von welchem St. Ambrosius schreibt, nachdem er einen Elephanten von ungeheurer Größe getödtet hatte, suo est sepultus triumpho. Meine Kinder, sagte sie uns, wir werden das Thier tödten, aber das Thier wird auch uns tödten" [1]). —

1) Auf eine etwas alltäglichere Weise stellt Nicole, später als halb Abgefallener, die Lage Port-Royals und Briquets dar: „Während die Nonnen

Seit auch Christine Port-Royal verlassen hatte, sind die sich hervorhebenden Persönlichkeiten daraus abgetreten. Die Briefe sind nun unbedeutend; Elisabeth Agnes steht nun an der Spitze. Der Disputationen mit Chamillard und anderen Geistlichen entschlug man sich nicht; der Dreicapitelstreit und Pabst Honorius waren auch diesen Nonnen sehr geläufig. Die Gegner gebrauchen jenes Beispiel für sich, indem es beweise, daß man schon damals die Unterschrift der Verdammung von Schriften namhafter Kirchenlehrer verlangte. Chamillard schrieb sogar gegen die Nonnen (siehe Beilage XXIII), wofür er von Nicole und Ste. Marthe angegriffen wurde. Dieser zeigte die ritterlichste Gesinnung im Dienste der unschuldig verfolgten und gefangenen Jungfrauen. Er sagt: (in seiner défense des religieuses de P. R. et de leurs directeurs, sur tous les faits allégués par Mr. Chamillard, dans ses deux libelles contre ces religieuses, addressées au même Chamillard. 1667) statt die Nonnen mit den beiden Augen des Christen zu betrachten, mit denen der christlichen Liebe und der christlichen Wahrheit, habe Chamillard sie nur mit dem bösen Auge des Verdachtes angesehen. Die Kirche verbietet, einen Einäugigen zum Priester zu weihen, da der Priester auch Richter ist. Chamillard aber, obgleich von Haß ganz blind, wirft sich zum Richter und zum Ankläger auf." — Flavie lauerte stundenlang Nachts auf Ste. Marthe, indem sie glaubte, sie könne ihn abpassen, wie er auf einer Leiter durch das Fenster die treuen Nonnen berathe und beichte. — Selbst ein neues starkes Breve des Pabstes vom 15. Februar 1665 [1]) und der Schrecken der Excommunication störte

in Port-Royal d. P. eingeschlossen waren, fanden sie Mittel, Arnauld täglich Nachricht zu geben und von ihm zu erhalten." — „Nicole sagt (schreibt Racine), daß es bewundernswürdige Briefe und voll Geist waren. Schwester Briquet hatte den meisten Antheil daran. Schwester Bregy (Sta. Eustoquie de Fleceller) wollte sich auch damit befassen. Sie hatte einige Lebendigkeit, aber die Ausbildung (tour) ihres Geistes war falsch und hatte keinen Gehalt."

1) Es war auf Verlangen des Königs gegeben; da besonders der Bischof von Beauvais behauptete, die Hofbischöfe können anderen Bischöfen nichts befehlen, der Pabst habe aber noch keine Unterschrift eines Formulars in dieser Sache, selbst zu Rom, befohlen. Das Formular erklärt Unterwerfung unter die früheren päbstlichen Constitutionen und fährt fort: „Ich verwerfe und verdamme aufrichtig die aus dem Buche von C. Jansen, Augustin betitelt, ausgezogenen fünf Sätze, in dem eigenen Sinn des Schriftstellers, wie der apostolische Stuhl sie durch obige Constitutionen verdammt hat. So schwöre ich; so helfe mir Gott und die h. Evangelien." — Es lautet etwas anders, als

die sich wieder belebende Freudigkeit nicht. Die Mutter Priorin in Port-Royal des Champs, mit welcher man jetzt wieder mehr in Verkehr stand, schrieb: „Die Menschen, auch der Pabst und der Erzbischof, können uns den Himmel nicht schließen, wenn Christus uns ihn öffnet. Ich erinnere mich dabei eines Worts von der Mutter Angelica: meine Tochter, was nicht ewig ist, macht mir keine Angst." Nur die Festzeiten Weihnachten, Ostern waren betrübt, da sie mit ihren Bitten umsonst an die Thüre dessen pochten, der als ihr geistlicher Vater seinen Kindern auf diese Zeiten das Brot hätte reichen sollen. Wenn sie dann zur Feier des Abendmahls singen sollten, kostete es sie große Selbstüberwindung, die Stimme versagte ihnen wohl, aber nur einen Augenblick. Der Gedanke an die Gegenwart Christi strafte ihren Schmerz und stärkte sie.

Ermahnungen an die in Gefangenschaft Abgeführten von Agnes.

Wir wenden uns nun zu den einzeln aus Port-Royal in die Gefangenschaft Abgeführten, nachdem wir zuvor einige Worte der Ermahnung an sie aus dem Munde der Mutter Agnes vernommen haben: „Wenn man uns das Abendmahl in den fremden Häusern verbietet, so betrachten wir uns als im Stande der Buße, während welcher die Kirche auch der Communion bis zu dem von ihr bestimmten Zeitpunkt beraubte. Man vergesse nicht, daß die Communion nicht eine auf eine gewisse Zeit bestimmte Wirkung hat, so daß vielmehr eine einzige Theilnahme für das ganze Leben genügen kann. So liebten die heiligen Anachoreten ihre Einsamkeit sehr, ob sie ihnen gleich nur selten den Genuß des Abendmahls möglich machte, weil sie ihnen zugleich den Vortheil gewährte, die ihnen stets gegenwärtige Frucht des Abendmahls zu genießen. Das wird ein Zeichen sein, daß wir Kenntniß und Ehrfurcht haben vor der Macht und Wirkung der göttlichen Gnade, welche ins Herz gegraben ist, wenn wir glauben, daß sie von allen Mitteln, deren sie sich gewöhnlich bedient, um sich den Seelen mitzutheilen, unabhängig ist, daß sie Alles ersetzt und dieselbe Kraft hat, wie das

das Formular der Klerusversammlung, das der Pabst nicht schlechthin bestätigen wollte. Es ließ keine Hinterthür offen. Der König erschien am 29. April selbst im Parlament, um es registriren zu lassen; er befahl allen Bischöfen streng binnen dreier Monate die Unterschrift.

Wort Gottes, von welchem gesagt ist, daß es nicht leer zu Gott zurückkehren werde. — Nachdem Gott uns in den kleineren Angelegenheiten unsere Schwachheit hat erfahren lassen, macht er uns stark in den schwersten. Wie ja eine Mutter ihr kleines Kind auf ebenem Wege allein gehen läßt, wo es nichts desto weniger, aber ohne Gefahr fällt; während sie es auf einem schwierigen Wege in ihre Arme nimmt, so daß es unmöglich verletzt werden kann, wenn die Mutter nicht selbst fällt. Das kann aber unmöglich von Gottes Allmacht und Güte geglaubt werden, welche uns immer an ihrer Brust trägt, wenn wir uns nicht durch Mangel an Vertrauen davon entfernen."

„Das Leiden ist die wahre piscina salutaris (sonst von der Taufe gesagt). Vielleicht will uns Gott darum wie Jonas in den Bauch des Wallfischs werfen, wie unsere selige Mutter sagte, damit er aus einem so tiefen Orte, wo alle Hoffnung des Heils abgeschnitten ist, das Schreien und die Gebete höre, die wir ihm darbringen, und uns so sicherer in den Port (ins himmlische Port-Royal) bringe, als es wohl in dem Schiffe geschehen wäre, worein wir uns eingeschifft hatten."

Gefangenschaft der Mutter Agnes; Fall zweier Arnauld.

Zuerst wenden wir uns mit bangem Herzen zu unserer Mutter Agnes selbst, mit welcher ihre Nichte Maria Angelica von Sta. Therese die Verbannung theilte. Agnes warf sich beim Scheiden noch in der Kirche nieder und rief den „guten Hirten" an, daß er sich der verwaisten Heerde annehme. Im Kloster der Heimsuchung Mariens, also ins Mutterhaus von Eugenie, wurde sie mit ihrer Nichte in eine dunkle Kammer gebracht, deren Fenster vergittert waren.

Maria Angelica erzählt: Ob sie gleich in diesem Hause sehr herabgesetzt wurde, und man ihr öfters sehr kränkende Dinge sagte, hat sie doch nie, weder durch das geringste Wort, noch Geberde sich dadurch beleidigt oder gekränkt gezeigt. Sie erbaute sich an dem Guten, was sie an den Nonnen sah, sprach mit ihnen von St. Franz von Sales und von Chantal und lobte, was sie Erbauliches in ihren Schriften gefunden hatte. Sie dankte Gott, daß er ihr Gelegenheit gegeben, ihre Fehler zu erkennen, und wünschte für ihre Person, hier von aller Welt, aber um so weniger von Gott,

verlassen zu sterben. Sie erfuhr bald, daß auch die unschuldigste, sinnliche Erleichterung, wie ein Gang in den Garten, sie nur betrübter mache. „Das ließ mich sagen, daß man die Betrübniß nur durch die Betrübniß selbst gut trage." Kam eine Stunde der Bangigkeit, so erkannte sie darin Gottes Gerechtigkeit; darauf folgte dann um so tieferer Frieden.

Das Gefängniß der Mutter Agnes ist für uns auch dadurch von Wichtigkeit, daß wir darin einer großen Persönlichkeit begegnen; wir meinen damit nicht etwa die Königin von Polen[1]), mit welcher Agnes in einem lebhaften Verkehr unter Einsicht der Äbtissin stehen durfte, sondern Bossuet. Der Erzbischof sagte bei einem Besuche zu ihr: Ich bitte Sie, hören Sie den Abbe Bossuet; er ist ein gelehrter Mann und der allersanfteste, er ist ganz wie Sie einen brauchen, denn er gehört zu keiner Partei. Agnes schreibt nach seinem Besuche: „Das ist sicherlich ein gelehrter Mann, welcher nicht hitzig wird. Er bringt aber nichts desto weniger mehr in Verlegenheit, als ein Anderer. Denn es ist, als wollte er einen übervortheilen. Er machte uns viele Besuche und hielt uns sehr lange Reden, deren ich mich aber durchaus nicht zu erinnern weiß. Denn nichts von dem, was er sagte, machte auf meinen Geist Eindruck, ob er mich gleich öfters in Verlegenheit brachte." — Es gab auch nicht leicht sich fremdere Naturen, als den geborenen großen Hofbischof von Ludwig XIV und die mystische, einfache Agnes.

Da bald die freie Luft den Gefangenen ganz verboten wurde, wiederholten sich bei Agnes die Schlaganfälle auf eine bedenkliche Weise. Sie begehrte den Pfarrer v. St. Nikolas, einen der Großvicare des Erzbischofs. Dieser erklärte ihr aber, er könne ihre Beichte nicht anhören, sie sei in einer Todsünde und in der Verdammniß; er warf sich bei ihrem Bett auf die Kniee, und beinahe zu Boden, schrie aus Leibeskräften, indem er sich auf die Brust schlug: Mein Gott, du bist für sie gestorben, erbarme dich ihrer, laß sie erkennen, daß sie mit ihrem Ungehorsam in die Verdammniß rennt! — Sie blieb aber fest dabei, daß sie nur Gott bei ihrer Weigerung ansehe.

1) Sie bezeugte um diese Zeit den Nonnen ihre Theilnahme, indem sie ihnen eine Zuflucht in Polen anbot; eine Großmuth, die sie wenig kostete.

Wir folgen nun Maria Angelica von St. Therese in der Erzählung ihres Abfalls, welche sie als eine Art Genugthuung dafür niedergeschrieben hat. Dieser Abfall war um so befremdender, als sie ja an der Mutter Agnes eine so starke Stütze hatte. Sie sagte darüber: „Nichts zeigt deutlicher, daß nur Gott allein aufrecht erhält und selbst die heiligsten Creaturen nicht vor dem Untergang bewahren können. Mich hat meine Erfahrung gelehrt, daß wir in Gott allein unser Vertrauen setzen sollen und ihn unablässig um seine heilige Gnade bitten." — Obgleich sie die Nonnen der Heimsuchung inständig bat, ihre Schwachheit mit solchen beängstigenden Vorstellungen zu verschonen, so stellten diese ihr doch lebhaft vor, welche Zukunft ihrer warte, wenn Agnes gestorben sei. Sie sagt, eine der stärksten Versuchungen sei für sie gewesen, daß man beabsichtigte, sie von Agnes zu trennen, weil sie von dieser in ihrem Widerstand bestärkt werde. Man hinterbrachte ihr geschäftig alle bösen Nachrichten, besonders wenn eine Schwester ohne die Sacramente gestorben war. Sie sah, daß man entschlossen sei, sie selbst im Tode ohne die Sacramente zu lassen; noch mehr entbehrte sie die Beichte; nur einmal noch wollte sie derselben theilhaftig sein. Die Äbtissin warnte den Erzbischof, sie beichten zu lassen, ehe sie unterschrieben; sonst werde sie nicht mehr unterschreiben. Über einen Monat trug sie die schrecklichsten Bangigkeiten, ohne sie den Nonnen merken zu lassen. „Ich war in so entsetzlichen Zweifeln und Dunkelheiten, daß ich öfters zweifelte, ob ich an Gott und an die Ewigkeit glaubte oder nicht." — Sie hielt sich über dem Abgrund noch an das Wort des Predigers: Beeile dich nicht zur Zeit der Betrübniß. — Der Hamen, woran sie gefangen wurde, war, daß sie den Erzbischof fragte, ob er wirklich nur Gehorsam und daß sie sich in seine Entscheidung ergebe, verlange. Nachdem sie die ganze Nacht über „die Schmerzen der anderen Welt" erduldet hatte, stellte Bossuet der auch körperlich ganz Niedergebeugten vor, daß Singlin und Barcos die Unterschrift gerathen haben, daß man jenem durch Nichtachtung seiner Ansicht seine letzten Lebenstage verbittert habe. Der Erzbischof fragte sie, ob sie sich nicht vor ihrer Tante fürchten würde. Sie merkte wohl, daß man sie auf diesen Fall von Agnes getrennt hätte. „Ich antwortete ihm: Sie ist die Erste, der ich meine Anfechtungen vortrage; ich habe keinen Rückhalt gegen sie, denn

ich habe ein vollkommenes Vertrauen zu ihr. Ich versicherte sie, ich wolle nichts thun, was sie nicht thue; sie sagte mir aber: Meine Tochter, sage das nicht, man soll sich nicht auf einen fleischernen Arm stützen. Wenn du glaubst, es thun zu müssen, nur daß es mit Beirath geschehe, so werde ich kein Leid darüber haben. — Sie sahen sich alle unter einander an und sagten: Das ist weise gesprochen! — Sie waren so davon ergriffen, daß der Erzbischof und Bossuet darüber weinten." — „Seitdem habe ich es als ein Gericht Gottes über mich angesehen, daß die Mutter bei dieser Gelegenheit nichts zu mir glaubte sagen zu müssen; Gott ließ es zur Strafe meiner Sünden geschehen, daß sie nicht der Ansicht war, mich auf diesem starken Abhange aufzuhalten. Alle meine Schritte führten mich in den Abgrund[1]).

Doctor Ste. Beuve weigerte sich entschieden, mit einer Nonne von Port-Royal über die Unterschrift zu sprechen, „aus Furcht, er möchte in einer Flugschrift angegriffen werden." Er ließ ihr nur rathen, dem Beispiele nachzufolgen, welches er durch seine siebenmalige Unterschrift gegeben habe. Maria Angelica verlangte also zur Berathung einen Freund Port-Royals, Cheron. Diesem war es ganz besonders um Erhaltung des Klosters zu thun; er sagte, auch sie sei verpflichtet Alles dafür zu thun, was das Gewissen erlaube. Man könnte sie sonst leicht von Agnes trennen, und diese würde ohne ihre Pflege bald wegsterben. Die öffentliche, den Jesuiten so ärgerliche Erklärung des Erzbischofs, daß die Unterschrift nur ein Act des Gehorsams aus Respect sei, beruhige vollkommen. Er bestärkte sie in dem Glauben, Gott verlange Verschiedenes von Verschiedenen; Agnes und Angelica, welche viel Erleuchtung über den Gegenstand und keinen Zweifel dafür hätten, würden bei ihrer Überzeugung, daß sie überhaupt nicht unterschreiben dürften, sich durch eine Unterschrift versündigen. Andere aber, welche die Befürchtung hätten, einen Ungehorsam zu begehen, thun gut, sich zu unterwerfen. — Seine Theilnahme, sein Eingehen gewann sie ganz für seine Ansicht. Er gab ihr sein Ehrenwort als Priester, daß sie nichts Unrechtes damit thue, indem sie durch

1) Agnes machte sich später Vorwürfe darüber, daß sie ihre Nichte nicht abgemahnt habe. Aber man stellte auch ihr vor, es handle sich um die Rettung dieser Seele, daß sie durch das ihr dargebotene Mittel aus der geistigen Niedergeschlagenheit gerissen werde, wodurch sie aufs Äußerste gebracht war. —

eine Unterschrift den gefährlichen Anfechtungen zu entgehen suche. Allein selbst der beredte Bossuet konnte sie nicht überzeugen, daß sie dadurch in Einem Punkte größere Tugend erweise, als Agnes oder Angelica. „Denn in meinen größten Verfinsterungen, sagte sie, habe ich immer geglaubt, Die, so mehr Festigkeit haben, seien glücklicher, nur meine Schwachheit und mein Mangel an Licht lasse mich straucheln."

Als man ihr sagte, der Erzbischof sei da, um ihr die Unterschrift abzunehmen, war sie einer Ohnmacht so nahe, daß man sie in den Garten führen mußte. „Ich sagte zu einer Schwester, heißt es, wenn man mir die Wahl ließe und spräche: Hier steht der Erzbischof, um dich unterschreiben zu lassen, dort der Scharfrichter, um dir das Haupt abzuschlagen; ich würde mit Freuden zu diesem gehen, in der Hoffnung, Gott würde mir Erbarmen angedeihen lassen, weil er meine Furcht, ihn zu beleidigen, kennt. Ich ließ mir vom Erzbischof das Versprechen geben, daß man von mir nie eine Verdammung meiner Mütter und Schwestern, weder der todten, noch der lebendigen, noch auch meines Oheims verlangen werde. Ich erklärte, da ich keine Kenntniß von diesem Factum habe, so habe ich auch keinen Glauben darüber; ich lasse diese Sache, wie sie sei, ohne zu glauben, sie sei richtig oder nicht; ich wolle den Herrn von Ypern (Jansen) nicht verdammen, ich achte, ich verehre ihn, ich habe eine andächtige Gesinnung gegen ihn, wie gegen einen Heiligen; ich wolle die Wahrheit und Gnade Christi, welche St. Augustin vertheidigt habe, nicht verdammen. Er gestand mir das Alles zu und sagte nur, daß er für Behauptung der Lehre Augustins sterben würde. Da er mir aber nicht erlaubte, meiner Unterschrift — seiner Auslegung gemäß — beizusetzen, daß mich dazu nur Gehorsam aus Ehrfurcht vor meinen Vorgesetzten antreibe, nahm ich in einem Gebet Gott zum Zeugen. Ich unterschrieb also. Man lobte mich sehr über dieses gute Werk; der Erzbischof aber sprach mit einem absoluten Ton zu mir: Ich verbiete dir, meine Tochter, kraft aller Gewalt, welche ich, als dein Erzbischof über dich habe, jemals über diese Handlung Leid zu empfinden. Ich will keine scrupulöse Töchter haben."

„Der Erzbischof sagte zu der Schwester Chandenier, sie solle mich gut unterhalten und ich solle mich ruhig halten. Diese Worte durchbohrten mein Herz mit Schmerz und erinnerten mich an das

Wort des Evangeliums, daß, wenn der Starke gewappnet in eine Seele eingegangen ist, er Alles in Ruhe hält. Ich darf wohl sagen, die Nacht über litt ich in meinem Herzen größere Schmerzen, als man auf dem Rade leiden kann. Jetzt sah ich deutlich Alles, was ich gethan hatte; es war mir, als hätte man mir die Binde von den Augen genommen. Mein Gesicht war vom Weinen ganz entstellt. Ich sagte zu der Chandenier, meine Sünden haben dieses Gericht Gottes über mich gebracht. Meine Hand erregte meinen Abscheu; es war mir unmöglich, sie anzusehen, ich verbarg sie unwillkürlich. Ich sagte ohne Unterlaß zu Agnes, ich wolle widerrufen und ich hätte es gethan, wenn sie mich nicht davon abgehalten hätte. Aber sie rieth mir, ich sollte keinen Schritt thun, ehe ich Belehrung erhalten hätte. Die Nonnen wagten nicht, sich mir zu nahen, so sehr that mein vieles Weinen ihnen Leid. Ich beichtete aber, daß ich durch meine Unterschrift meinen Schwestern ein Ärgerniß gegeben habe. Das Wort der Evangeliums, „es wäre besser in das Meer geworfen zu werden," kam mir nicht aus dem Sinn. Ich hätte mich lieber verborgen, um nicht zu communiciren, weil diese Gnade, deren ich so unwürdig war, zwischen mich und unsere Mutter und lieben Schwestern eine Ungleichheit brachte. Auch schaffte es mir keinen Trost."

„Agnes bezeugte mir die zarteste Sorge. Da ich meinte, mein Elend sei unheilbar, stellte sie mir vor, ich dürfe darum das Vertrauen zu Gott nicht verlieren, welcher einer wahren Buße auch die größten Sünden verzeihe; meine Geneigtheit, Alles zu thun, was man mir rathe, sei ja ein Zeichen des göttlichen Erbarmens. Da sie sah, daß ich meine Hand, beinahe mir selbst unbewußt, verbarg, so nahm sie dieselbe und küßte sie, was mich an St. Johannes, den Evangelisten, erinnerte. Ich sagte zu ihr: Wenn ich nicht wüßte, daß Sie fest sind, würde ich Sie vor der Unterschrift warnen, und ich bin überzeugt, daß Sie darnach sterben würden. Sie könnten die darauf folgende Verzweiflung nicht tragen. — Ich glaube, ich wäre ohne diese theure Mutter verzweifelt; meine Ehrfurcht für sie wuchs sehr und ich achtete mich, so demüthigend es mir war, glücklich, einer Person zu dienen, welche für eine so heilige Sache duldete."

Ganz die Doppelsinnigkeit seiner Congregation charakterisirend tritt auch hier ein Oratorianer auf, von dem Maria Angelica sagt:

„Alle seine Belehrungen waren gediegen, und ich hätte keinen großen Unterschied unter seiner Weise und der unserer alten Beichtväter gefunden, außer der Unterschrift; denn Wenige treiben mehr dazu an, als er." — Als sie sich aber zu communiciren weigerte, da ja die Mutter Agnes in einem so großen Fasten sei, sagte er, sie sei nur äußerlich des Sacraments beraubt; ich solle sie ansehen wie Paul den Eremiten, welcher lange Jahre ohne Communion gelebt habe, während die anderen ungleich weniger frommen Christen communicirten; auf dieselbe Weise theile (communicire) Gott sich ihr mit. Die Märtyrer communicire man nicht, „bei ihrem Tode haben sie nicht Priester, sondern Henker bei sich. Ihre Leichname werfe man ins Feuer, in Kloaken, andere verbrenne man und werfe die Asche in den Wind." — Dergleichen galt wohl in der gelehrten und sonst erleuchteten, ehrenfesten Congregation für eine sublime Lehre.

Eine besondere Tortur war für die beiden Gefangenen, daß die Nonnen von der Heimsuchung wohl durchblicken ließen, daß sie vielerlei aus Port-Royal wüßten; allein sie theilten nur den Abfall der Schwestern mit. Agnes war bei all den Nachrichten so unerschütterlich gleichmüthig, ihr innerer Friede wurde so wenig gestört, daß die Superiorin, wohl dadurch geärgert, zu ihr sagte: In Wahrheit, meine Mutter, ich glaube, Sie würden auch nicht erstaunen, wenn man Ihnen sagte, daß man Sie zum Galgen verurtheilt habe; Sie würden das Gesicht nicht einmal verändern!

Als Beweis, wie rückhaltslos sich Agnes Gott übergeben hatte, erzählt Maria Angelica: „Ich war schon krank, was mich verhinderte in den nächtlichen Zwischenräumen mit ihr die Offiz wie gewöhnlich zu sprechen; ich stellte ihr eine Lampe und eine Uhr auf den Tisch. Um eilf Uhr erwachte sie, öffnete ihren Vorhang, um zu sehen, wie viel Uhr es sei. Da sie aber nichts sah, glaubte sie sich blind und brachte es Gott zum Opfer dar. Gegen drei Uhr wachte auch ich auf, und da ich hörte, daß auch sie es war, fragte ich: Meine Mutter, wie viel Uhr ist es? — sie antwortete: Meine Schwester, ich weiß es nicht. Ich bat sie, auf die Uhr zu sehen; sie sprach: Meine Schwester, ich sehe nicht mehr. — Wie, erwiderte ich bestürzt, meine Mutter, Sie sehen nicht mehr! — Nein, gar nicht mehr. Ich sprang heraus; als ich aber den Vorhang lüftete, sah auch ich eben so wenig, denn ich hatte vergessen,

das Licht anzuzünden. Agnes hatte geglaubt, es sei eine ausgemachte Sache für ihre Lebzeiten, es sei aber noch Zeit, mir es den anderen Morgen zu sagen."

Noch eine Arnauld, die Schwester von Maria Angelica, Marie Charlotte von Sta. Klara, hatte unterschrieben; sie war allein in dem Kloster von St. Thomas. Man hatte sie auf jede Weise bestürmt. Auch sie hatte umsonst durch das Mittel der Unterschrift der Trostlosigkeit zu entfliehen gedacht. Sie hatte erklärt, sie wolle damit aber Jansen und ihre Lehrer nicht verdammen, noch sich von ihren Müttern trennen. Erst nachher sah sie ein, daß ihre Unterschrift und diese Erklärung sich widersprechen; sie hielt es nicht heimlich, daß sie mit einem Widerrufe umgehe. Man achtete es fürs Beste, sie mit Agnes und Maria Angelica zu vereinigen. Diese beiden sahen sich mit Thränen über ihren Fall; sie widerstanden fest dem Ansinnen, das neue päbstliche Breve zu unterschreiben.

Nach dem Fall von Angelica hatten die Nonnen der Heimsuchung ihre Gebete verdoppelt, daß auch Agnes sich zur Unterschrift bekehren möchte. Sie sagt: „Aber Gott, der nicht immer das gewährt, warum man ihn bittet, sondern vielmehr das, um was man ihn bitten sollte, entzog mir seine Gnade nicht, ohne welche auch ich, wie so manche Andere gefallen wäre." Diese vor solchem Abfall bewahrende Gnade, die so Wenigen geschenkt wurde, ist ihr ein Bild der Prädestination. Agnes nahm aber von dem neuen Breve und der darin noch gegebenen Bedenkzeit Gelegenheit, den Erzbischof um das Abendmahl zu bitten, als um das beste Mittel, den Willen Gottes zu erkennen und zu erfüllen. Sie versicherte ihn, sie sei ja nicht eigensinnig, noch irgend einer Partei anhängig, vielmehr in Betreff der Unterschrift indifferent und unentschieden. Sie wollte damit nur den Vorwurf der Eigenwilligkeit, des absichtlichen und wissentlichen Beharrens ablehnen. — Der Erzbischof ergriff dies mit beiden Händen und erlaubte ihr die Communion. Sie dachte nichts Sonderliches damit gethan zu haben, man nahm ihre Erklärungen, wie sie es gemeint habe, gutwillig an. Allein ihr Brief und ihre Communion sollten nun dazu dienen, die in Port-Royal Versammelten wankend zu machen und zu unterwerfen. Anfangs wollte man es hier nicht glauben, daß Agnes diese Urkunde ihrer Wankelmüthigkeit ausgestellt habe, um

so größer war die Trauer, als man sich von der Thatsache überzeugen mußte. Ihre Nichte sagt, sie sei dem Tode nahe gewesen, als sie gehört habe, wie der Erzbischof, wie man in Port-Royal, in der Stadt ihre Erklärung auslege. Sie enthielt sich nun lieber des Abendmahls, um diesen Irrthum nicht zu bestärken.

Angelica von St. Johann im Gefängniß.

So bleibt uns denn nur die dritte Tochter d'Andillys, **Angelica von St. Johann**. Sie schrieb später die Schilderung ihrer „Retraite von zehn Monaten", worin sie das innerlich Erlebte besonders hervorhebt; denn das Äußere war nur die Eintönigkeit eines Gefängnisses. Diese ihre bald darauf ganz gegen ihren Willen veröffentlichte Schilderung machte nicht gewöhnlichen Eindruck auf das Publicum. Sie hat unter allen Jüngeren in Port-Royal am meisten poetisches Talent, dessen Producte weniger den Stempel des Prophetischen tragen, — als die Worte ihrer älteren Namensschwester, sondern manchmal sogar an die Sprache von St. Franz von Sales erinnern. Natürlich konnte seine üppige Bilderfülle bei einer Nonne von Port-Royal nicht die Oberhand gewinnen.

Als Text ihrer Schilderung setzt Angelica einige Verse aus dem 14. Kapitel von Esther voran; denn dieses Buch und das Buch Judith, worin die Rettung Israels durch Weiber erzählt wird [1]), waren für die Nonnen eine besondere Stütze in dieser Zeit der Prüfung.

Angelica erzählt: Als ich von dem Erzbischof (26. August) ausgeschieden wurde, um weggeführt zu werden, so kamen mir beim Eintritt in den Chor zuerst die Worte von St. Ignaz auf die Lippen: **Gaudeo plane quia hostia Christi effici merui.** So fühlte ich auch zur Stunde so viele grausame Trennungen nicht auf eine menschliche Weise, ob sie gleich grausamer sind als der Tod; denn ich sah sie als Theile meines Opfers an, welches zertheilt werden muß, ehe es verzehrt wird. Ich dachte nur daran, Gotte alle Diejenigen, welche ich verließ, wie mich selbst darzubringen. Ich dankte Chamillard, daß er uns darauf vorbereitet habe, indem er erst am Tage St. Bernhards uns die Anwendung der Worte

1) Nicht zu übersehen bei Racines Esther.

des Psalms empfahl: Wegen eurer sind wir alle Tage bereit, in den Tod geführt zu werden, man sieht uns nur noch als Schaafe an, die bestimmt sind, zum Schlachten abgeführt zu werden. — An der Thüre fand ich meinen Vater, ich warf mich vor ihm nieder und bat um seinen Segen, denn er sollte doch das Opfer (hostie), welches er Gott zum drittenmal brachte, auch einsegnen. Dann führte er mich an den Altar, gerade wie er es gethan, als ich das geistliche Gewand angelegt und mein Gelübde gethan hatte. Er führte mich die Treppen der Balluſtrade des Altars hinauf, wo er mich sonder Zweifel Gotte als seinen Isaak zum Opfer brachte."

„Auf den ganzen Weg war ich so erfüllt von Bewunderung der Führung Gottes, daß er uns würdig gemacht habe, eine solche Schmach für die Wahrheit zu dulden, daß ich ununterbrochen in meinem Herzen Lieder und Hymnen sang, unter anderen die auf die Einweihung (einer Kirche): **Urbs Jerusalem beata**; es war mir, als seien wir die lebendigen Steine, welche man versetze, um sie in das geistige Gebäude dieser heiligen Stadt einzufügen, worin ich mit allen Denen vereinigt zu werden hoffte, die ich eben verließ."

„Als ich im Kloster meiner Bestimmung, bei den Annunciaden auf dem Boulevart, angekommen war, kniete ich vor der Superiorin nieder und gelobte ihr Gehorsam, versicherte sie, daß ich immer große Achtung für ihr Kloster, besonders wegen ihrer Zurückgezogenheit von der Welt, gehabt habe und durch ihr Beispiel viel zu lernen hoffe. Sonst blieb ich immer bei meinem Vorsatze, wenig zu sprechen."

„Man führte mich zuerst in die Kapelle der unbefleckten Empfängniß (Mariä). Dieses Mysterium war mir neu, da bei uns für bestrittene Meinungen kein Altar errichtet ist. Ich gewann aber hier eine gewisse Andacht lieb, daß ich mich in die Arme „der Mutter der schönen Liebe und der heiligen Hoffnung" warf; unter welchem Namen ich sie anrief, so lange ich in diesem Hause war. — Sodann brachte man mich in meine Kammer. Ich bat die Mutter, mir zu befehlen, was ich zu thun habe; sie sagte, ich solle selbst wählen, ich könne zur Offiz gehen oder auch nicht. Sie rief einer Converse, welche für mich sorgen sollte. Dieser Anfang war schön. — Sobald ich allein war, warf ich mich vor dem Allgegenwärtigen nieder. Als aber die Nacht gekommen war, ich meine Gebete alle

gesprochen hatte und mich ruhig niederlegen wollte, war es mir auf einmal, als ob mein bisher über einem Abgrund gehaltener Geist plötzlich sehr hoch herunter gefallen und mein Herz vom Fall ganz zerbrochen wäre. Denn in Einem Augenblick fühlte ich mich von allen Seiten niedergeschlagen und zerrissen über alle die Trennungen und die Schmerzen so Vieler. Trotz der Gewalt, die ich mir anthat, konnte ich mich gegen diesen Schmerz nicht unempfindlich machen; ich mußte meinen Thränen den Lauf lassen, um ihn zu erleichtern. Um die Wahrheit zu sagen, ich vergoß viele in dieser Nacht, welche ich im ununterbrochenen Kampf der Gnade und der Natur zubrachte, ohne andere Waffen zu meiner Vertheidigung, als den Schild der Wahrheit, welcher alle Zärtlichkeiten der Natur zurücktrieb."

„Als ich den anderen Morgen mich zur Messe dem Chor nahte, war das erste Wort, das ich hörte: **Euntes ibant et flebant mittentes semina sua.** Dieses Begegniß schien mir nicht zufällig und da ich nur noch auf Gott allein zu hören hatte, nahm ich von Allem, was seine Vorsehung mir zustoßen ließ, Unterricht an, und Dieses belehrte und tröstete mich zumal. — Den folgenden Tag, als an dem St. Augustins, begegnete mir ein noch größerer Trost, da ich erfuhr, daß ich in einer Familie sei, welche ihn zum Vater habe, da diese Nonnen von der Regel St. Augustins sind. Sie haben sogar auf ihrer Seite in einer Kapelle das Sacrament ausgestellt, wo man mir einen Theil des Nachmittags zuzubringen erlaubte. Ich zitterte, als ich eintrat. Denn es ist wahr, diese Andacht, welche in unseren Constitutionen uns vorenthalten, hat etwas, was die tiefe Ehrfurcht verleugnet[1]); eine Nonne ist erschrocken, wenn sie sich an der Stelle eines Priesters am Fuße eines Altars befindet, wo sie das Sacrament leicht mit der Hand berühren könnte. Mein Zustand jedoch gab mir bald das Zutrauen, mich Christo zu nahen, wie die Schrift bemerkt, daß Juda sich Joseph nahte, getrieben von einer Bewegung des Schmerzens, der ihm alle Furcht benahm. Ich war eben so betrübt wie er und hatte mit einem Herrn zu thun, von dem ich überzeugt war, daß er nicht so gar streng gegen mich sein würde. Ich sprach also

1) In Port-Royal wurde, in Folge der Vereinigung des Sacramentsordens damit, wohl die Hostie beständig angebetet, aber aus ehrfurchtsvoller Entfernung.

vor ihm meine ganze Betrübniß aus und goß mein Herz mit meinen Thränen in seiner Gegenwart aus. Da ich aber, indem ich ihm meine Wunden zeigte, sie selbst zu sehr betrachtete und über mich weich wurde, machte ich mir nachher Vorwürfe darüber. Denn ich erfuhr fühlbar, daß man, um in den großen Betrübnissen nicht schwach zu werden, seine Augen nicht herunter blicken lassen darf, welche man zu den Bergen erhoben hat, von denen uns die so nöthige Hülfe kommt. Sobald man auf etwas Anderes nebenaus schaut, ist man einem gefährlichen Falle ausgesetzt. Dieses ließ mich immer fürchten, freiwillig über irgend eine meiner schmerzlichen Anliegen nachzudenken. Denn ich fühlte, Alles, was ich thun könne, sei, daß ich sie im Aufblick zu der göttlichen Ordnung dulde. Sobald ich dagegen anfange, die Betrübniß an sich selbst ins Auge zu fassen, begleitet von allen ihren Umständen, würde dieses Gewicht mich niederdrücken. Es war mir, als trüge ich dann immer meine Seele in meinen Händen, wie eine Erzieherin ein Kind in ihren Armen trägt, das man entwöhnt; sie trägt es umher und macht ihm so viel Zerstreuung als möglich, damit es nicht an die Amme denke, von welcher sie es bei jeder Begegnung abkehrt, aus Furcht, ihr Anblick möchte seine Thränen erneuen. Das betrübte Port-Royal war wie meine Amme; ich war jetzt von Allem, was ich unter diesem Namen aufs Zärtlichste liebte, entwöhnt worden. Meine Seele konnte diese Trennung nur mit den äußersten Schmerzen tragen und mein Glaube war ganz beschäftigt, sie ohne Unterlaß von Betrachtung dieses Gegenstandes abzuwenden. Ich konnte jedoch nicht verhindern, daß er sich zu jeder Stunde vor meinen Augen darstellte; aber sogleich erhob ich die Augen wieder zu Gott, um nur in ihm das zu sehen, was ich nur für ihn liebte. In diesem Kampf erhielt ich den Frieden; es gab Augenblicke, wo ich selbst der Freude fähig war. — So brachte ich die drei ersten Tage in meiner Einsamkeit zu, ohne zu wissen, daß sie sich in ein Gefängniß verwandeln sollte."

„Denn am Freitag hörte ich, daß man den Schlüssel an meiner Thür umdrehte; ich sah einige Zeit darauf nach, und fand, daß sie wirklich geschlossen sei. — Ich hatte darüber eine fühlbare Freude, denn es war mir, als erlangte ich an diesem Tage eine sehr große Würde, indem ich in die Gemeinschaft der Bande St. Johannes eintrete, dessen Enthauptung an diesem Tage war.

Als mir aber eine Mutter denselben Tag sagte, daß die Jesuiten ihre Beichtväter seien, ergriff mich ein Schauer, es war mir wie dem Lamm mitten unter den Wölfen. Ich danke Gott, daß er mich sogleich damals meine Schwachheit empfinden ließ, wodurch ich bewahrt wurde[1])." —

„Von da an war ich vier Monate in der strengsten Einsamkeit, ich sah wochenweise nur die Converse und las oder sang Gebete und Lieder laut, um nicht die Stimme zu verlieren. Die Nonnen waren indeß sehr besorgt für mich; sie klagten nur, daß ich über nichts klage und nichts verlange. Denn wenn man nur das Reich Gottes sucht, so giebt man uns die anderen nöthigen Dinge obendarein; dabei hat man noch den großen Vortheil, daß man sich recht in der wahren Verfassung der Armen findet, welche auch für die geringsten Dinge dankbar sind."

Die Gefangenschaft Angelicas ist auch dadurch merkwürdig, daß sie während derselben ihren Bußkampf kämpfte. Wir haben gesehen, wie die große Angelica denselben Kampf siegreich kämpfte; von der mehr mystischen Agnes ist dergleichen nicht bekannt, überhaupt sah man es in Port-Royal nicht als Bedingung eines reifen christlichen Lebens an[2]). Die Ansicht über Ascese stand der Annahme der Nothwendigkeit eines Bußkampfes entgegen. Diese Betrübniß, welche alle anderen Schmerzen verschlang, erzählt uns Angelica zum Belege, „daß Gott dem Satan die Macht gegeben hatte, uns alle auf dieselbe Weise und mit denselben Waffen zu versuchen; wenn aber im Ausgang des Kampfes ein Unterschied war, so kam es nur daher, daß ihm nicht über uns alle gesagt war: verumtamen animam illius serva; denn er wollte an Einigen die Macht seiner siegreichen Gnade sehen lassen, welche sie vor der Niederlage bewahrte, an Anderen die Wirkung seiner heilenden Gnade, welche die tödtlichen Wunden heilen sollte, die sie im Kampfe erhalten hätten, um sie dadurch stärker zu machen, wenn er sie von Neuem darein führen würde."

1) Einmal fragte eine Nonne Angelica, ob sie auch den Jesuiten Griset, einen großen Prediger, kenne. Sie erwiderte, ja, sie habe von ihm gehört, daß er sich gerühmt habe, er würde die Beichte des Teufels in einer halben Stunde gehört haben, wenn dieser sich an ihn wendete.

2) Nur zu der Zeit, als St. Cyran kurz vor seiner Gefangennehmung die Herzen wie im Sturme nahm, finden sich mehrere Beispiele davon.

„Ich hatte also die acht oder zehn ersten Tage in empfindlicher Betrübniß über unsere Trennung zugebracht. Aber diese Betrübniß war nur in den Sinnen, im Grund der Seele fühlte ich den ganzen Nutzen dieser Prüfung; ich fühlte zwei Personen in mir, die eine hatte Kraft genug, um die andere in ihrer Schwachheit zu tragen und ich freute mich im Geiste über dem, was mich in den Sinnen betrübte. Ich sehe jetzt deutlich ein, daß wenn ich auf diesem Wege weiter getrieben worden wäre, ich mich schwerlich lange in diesem Stande erhalten hätte, weil man bei einem so großen langen Gewitter sehr in der Demuth gegründet sein muß, um Widerstand zu leisten; mein Geist aber war in dieser Verfassung nicht genug gedemüthigt. Denn ich war nur mit dem Ruhm beschäftigt, welchen das Dulden für die Wahrheit mit sich bringt und betrachtete nicht gehörig, daß es die Wahrheit sei, welche in mir bestrafe, was sie durch ihr Licht verdammt hatte, was ich aber nicht sah, weil ich in der Finsterniß war."

„Da ich mich also einmal niedergelegt hatte und im Einschlafen war, weckte mich Gott durch einen Strahl seines Lichts, welcher mein Herz traf, um mir Dinge zu entdecken, welche mir nichts geschienen hatten, die mir jetzt aber so wichtig erschienen, daß sie meine Verfassung ganz umstießen und mich vor Gott so erniedrigten, daß ich — statt wie bisher zu denken, er habe uns zu sehr erhoben, indem er uns Antheil an der Verfolgung der Wahrheit und Gerechtigkeit gab — mich in einer so tiefen Erniedrigung und so sehr von Furcht ergriffen fühlte, daß ich beinahe nicht wagte, meine Augen gegen ihn zu erheben. Ich sah, daß alle meine Leiden viel geringer seien als diejenigen, welche er mir hätte nach meinem Verdienst auflegen mögen. Ich erfuhr an mir die Worte des Psalms: Sie steigen bis zum Himmel hinauf und bis zum Abgrund hinab. Dabei die Verlassenheit von allem Zuspruch, und das vielleicht bis zum Tode; wenn ich nur die geringste Person gehabt hätte, um mich ihrem Gebet zu empfehlen."

„Ich blieb in dieser geistigen Betrübniß ungefähr sechs Wochen. Sie bestand ganz darin, daß ich die Vorstellung hatte, Gott züchtige mich in seinem Zorn. Dies benahm mir das Vertrauen nicht, daß er auch seines Erbarmens gedenke, dessen Spuren ich im Verhältniß meiner Leiden und meiner Sünden zu erkennen glaubte. Ich wagte aber in meiner Beschämung nicht, anhaltend auf das zu schauen,

was mich auf seine Güte hoffen ließ. So oft ich die Augen aufschlagen wollte, schlug ich sie wieder vor Beschämung nieder und suchte mich nur vor ihm zu verbergen. Nichts führt in eine so große Armuth ein, als dieser Zustand. Indem die Menschen uns Alles zu nehmen glauben, rühren sie doch unseren Schatz nicht an, wenn Gott in unserem Herzen das Gefühl der Gnade läßt; sobald aber er nur sein Angesicht abwendet, so finden wir in unseren Händen nichts von all den Reichthümern, von welchen wir glaubten, daß man sie uns nicht rauben könnte."

„Seit vielen Jahren hatte ich oftmals die Verbannung und die Trennung ins Auge gefaßt, worin ich mich jetzt befand und hatte mir versprochen, in welche Lage man mich auch brächte, dürfte ich hoffen, im Gebet und im Worte Gottes die Tröstungen und die Geduld zu finden, welche meine Hoffnung aufrecht erhalten könnten. Jetzt aber suchte ich umsonst Kraft und Licht, welche ich so oft in den Worten der h. Schrift gefunden hatte, und die mir fähig geschienen hatten, die Schmerzen der härtesten Gefangenschaft zu versüßen. Ich las immer wieder die Stellen der Propheten und der heiligen Geschichten, welche ich in meinem Geiste als Nahrung für Nothfälle aufbewahrt hatte. Aber Gott hatte dem Brod die Kraft genommen, und es war mir, als fände ich darin nur Grund, meine innere Beschämung zu vermehren, indem Gott überall zeigt, daß seine Züchtigungen Strafen unserer Sünden sind. — Ich sah wohl ein, daß mir dieser Zustand gut sei, indem er mich erniedrigte, aber auch, daß ich dadurch in eine große Gefahr der Niedergeschlagenheit käme. Daher kamen beinahe alle meine Gebete auf das von Esther hinaus, welches ich in meinem äußersten Schmerze in mein Diurnale (Gebete für die verschiedenen Zeiten) schrieb, um es immer zu wiederholen: Du über Alle starker Gott, erhöre die Stimme Derer, welche keine andere Hoffnung haben und reiße mich aus meiner Furcht! — Dazu fügte ich das Gebot von Sara, da mir nichts so viel Trost gab, als diese Worte: Zur Zeit der Trübsal vergiebst du die Sünden Denen, welche dich anrufen."

„Eines Tages, da ich mich in einer doppelt schrecklichen Bangigkeit fand, in der Furcht, daß ich es bei einer früheren Gelegenheit an der christlichen Liebe habe fehlen lassen, wurde ich gewahr, daß mich das weit führen könnte. Nachdem ich Gott lange

angefleht hatte, erwies er mir die Gnade, meinen Glauben zu erwecken, welcher anfing, nach menschlichen Stützen (besonders nach der Beichte) sich umzusehen; er gab mir die Willensbewegung, mich der Leitung seiner Gnade zu überlassen und den Entschluß, mich über mich und meine Leiden nicht weiter zu betrüben; damit er es über sich nehme, Alles gut zu machen, was ich gegen Andere verschuldet hatte. Ich behielt mir nichts vor, als die Hoffnung auf sein Erbarmen, welches ich allein im Stande sah, auch den anderen unzähligen Schulden zu entsprechen, wofür ich seiner Gerechtigkeit und Güte verpflichtet war. Von diesem Schritte an fand ich mich viel entblößter als je, aber zugleich auch viel ruhiger."

„So habe ich denn gelernt, was Verzweiflung ist, weil ich den Weg dazu ziemlich deutlich sah. Diese wenn auch mir selbst fremd gebliebenen Gedanken ließen mich errathen, daß dies die dunkeln Thore seien, wovon Gott zu Hiob sprach. Denn Manche wollen wohl dulden, aber sie nehmen von ihren Leiden Gelegenheit zu fürchten, diese so harte Führung Gottes mit ihnen sei ein Zeichen seines verdienten Zorns. In Folge dieser Stimmung, welche demüthig scheint, haben sie weniger Vertrauen sich Christo zu nahen, als hielten sie sich um ihrer Unwürdigkeit willen von ihm zurückgestoßen, während doch nach dem Evangelium die Leiden die sichersten Unterpfänder der Liebe Gottes sind. So habe ich auch aus den Berichten unserer meisten Schwestern, welche unterzeichnet haben, ersehen, daß ihre Verwirrung mit dem Anschauen ihrer Fehler angefangen hat. Dieses hat sie zur Meinung gebracht, sie täuschen sich, indem sie nicht gehorchen wollen und sich für einen Gegenstand, welcher es doch nicht verdiene, Leiden aussetzen, die über ihre Kräfte gehen und sie in zu große Gefahr brächten. Und auch ich habe erfahren, daß der Satan meinen Geist mit denselben Gesichten umgab." — Diese Zeit des inneren Kampfes und der Versuchung nennt Angelica wegen der Zeitdauer, mit Beziehung auf die Versuchung Christi und eine katholische Sitte — ihre Quarantäne. — Sie beschreibt wiederholt ihre Seelenverfassung nach diesem Siege: „Weder der Anblick meiner Sünden, noch der Schmerz über die Sünden meiner Schwestern, noch die Gefahr unserer Klostergemeinde und Freunde, noch die Betrübniß der Kirche raubten mir den Frieden, welcher mein Herz und Geist in Ruhe erhielten." — Die Freude war freilich nicht so unwandelbar. „Oft brach ich in Betrachtung

des Erbarmens und der Führungen Gottes in Freudenthränen aus, wenn ich Christum als meinen Hirten ansah, so beschäftigt mit mir, als hätte er, wie der Mann in der Parabel Nathans, nur mich das Eine Lamm besessen, welches er an seinem Busen ruhen ließe, von seinem Brod nährte, das ihm die Stelle einer Tochter einnahm. Die nähere Betrachtung alles Dessen führte mich so weit, daß ich mich in der Bewunderung dieser Gnaden verlor, und ich erinnere mich, daß dieses mich eines Morgens in der Kapelle, wo ich die Messe zu hören pflegte, so viele Thränen vergießen ließ und aus so verschiedenen Ursachen, des Leids über meine Untreue gegen Gott, des Danks für seine Güte gegen mich, des Verlangens, seines Besitzes würdig zu sein, der Liebe zum Leiden, welche der Weg dazu ist, daß ich im Gefühl des Trostes und der heiligen Lust in diesen Thränen dachte, dies müsse der Parfum sein, welchen Gott in seinem Tempel zu verbrennen befohlen habe und worein verschiedene Arten von Aromen kämen, welcher zu anderen Zwecken sich zu bedienen verboten war. Denn ich sah, daß, obgleich alle Leidenschaften ihre Thränen haben und man aus Liebe, aus Verlangen, aus Traurigkeit und Freude weint, es doch keine Creatur gebe, welche in sich so verschiedene Motive vereine, daß man zugleich Entbehrung, Genuß, Furcht, Zuversicht, Schmerz und Freude und so viele Bewegungen fühlt, welche die göttliche Liebe zumal im Herzen hervorbringt und welche man nicht tragen könnte, wenn diese Gefühle immer dauerten. Es wäre eine Thorheit von mir, dieses von mir zu sagen, wenn ich einigen Theil daran hätte; aber ich glaube nur das zu thun, was Diejenigen thaten, welche auf Befehl Gottes ausgegangen waren, das Land der Verheißung zu entdecken, das er seinem Volke geben wollte. Auch ich bringe nur eine Traube aus diesem Lande der Gefangenschaft, von welchem man glaubt, es verschlinge seine Einwohner, um es von dieser Verleumdung zu rechtfertigen, damit Diejenigen, welche Gott noch dahin berufen könnte, wüßten, daß sein Grund sehr fruchtbar ist, ob es gleich nicht von den Flüssen der Erde bewässert wird, wie Egypten, sondern weil der freiwillige Regen, welchen Gott darauf fallen läßt, darin die süßesten Früchte hervorbringt." —

Man hatte Angelica besonders aus Rücksicht auf die Gräfin Rantzau, welche hier Nonne war, in dieses Kloster gethan. Diese war die Wittwe eines Mannes aus deutschem Stamme, dessen

Rechtschaffenheit und Tapferkeit im Dienste Ludwigs XIII in den Memoires seiner Zeit glänzt.

Die Gräfin, selbst erst zur katholischen Kirche übergetreten, wurde besonders in Anspruch genommen durch die Bekehrung der Lutheraner, indem man ihr eine besondere Dispens gab, sich mit den deutschen Protestanten zu unterhalten, während die Ordensregel nur mit den nächsten Anverwandten Verkehr gestattete. Sie war auch in der Kirchengeschichte nicht unbewandert. Schon in der zweiten Woche hatte sie einen Strauß mit Angelica, in welchem sie gegenseitig Concilien gegen einander aufführten. Angelica kam auf Pabst Honorius, die Gräfin behauptete, die Acten des Concils, welches ihn verdammt haben solle, seien verfälscht. Angelica erwiderte, sie habe gehört, das sei ein Traum; sie gestehe aber, daß sie nichts wisse und bitte, daß ihr vergönnt sei zu beten, nicht zu disputiren. Beide hatten sich in diesem Streite etwas vergessen und erklärten sich gegenseitig, daß es ihnen Leid thue. Die Gräfin versuchte während der ersten Monate noch einigemal durch Gründe, aber in freundlicher Gesprächsweise Angelica zu gewinnen, stand aber dann davon ab, wodurch erst aus ihrem Verhältniß alle Spannung entfernt wurde. Angelica erzählt: „Sie kam immer darauf zurück, sie hoffe, meine Zeit werde kommen, man habe nur für mich zu beten, daß der gute Augenblick komme, wo Gott mir eine „gehörige Gnade" (gratia congrua) geben und mein Herz ändern würde. Ich glaube, da sie die „wirksame Gnade" (efficax) nicht zuläßt und denkt, daß ich die „hinreichende" (sufficiens) nicht hochachte, hat sie diese andere „gehörige Gnade" erfunden, um uns in Übereinstimmung zu bringen. Übrigens war sie gegen jede Unterscheidung der Glaubensnorm und der Thatsache, als gegen eine Ausflucht und machte vor dem Erzbischof kein Geheimniß daraus."

„Frau von Rantzau, sagt Angelica weiter, ist nach meiner Ansicht die letzte, welche sich belehren ließe, weil sie nicht sowohl die Wahrheit sucht, als zu sehr von der Meinung eingenommen ist, sie wisse Alles. Es scheint, daß sie, indem sie aus der Ketzerei und dem Schisma heraustrat, ihren Katholicismus auf den festen Glauben an die Unfehlbarkeit des Pabstes gegründet habe, wovon sie wohl wie Saugei sagen könnte, wenn man diesen Grund erschüttere, so habe man keine Stütze mehr. Denn auch dieser ist ein Sprößling von Genf, und es scheint, daß diese unter den Ketzern aufgewach-

jenen Personen geneigt seien, von einem Extreme zum Andern überzugehen und an der Wahrheit, welche in der Mitte liegt, vorüberzugehen."

Angelica und die Gräfin standen in so fern auf Einem Boden, als sie sich namentlich auf die h. Schrift gründeten. So die Gräfin auch mit ihrem Glauben an die Unfehlbarkeit des Pabstes in allen für die Kirche nothwendigen Sachen. Angelica bewies ihr aber, daß die Salbung, welche nach Johannes über Alles unterrichtet, nicht dem Pabst, sondern allen Gläubigen verheißen sei. Über eine Stelle aus dem Deuteronomion, über den dem Hohenpriester schuldigen Gehorsam, welche ihr die Gräfin zum Beweise angeführt hatte, daß sie die Entscheidung des Pabstes und des Erzbischofs in allen Fällen gut zu heißen habe, schreibt Angelica: „Diese Stelle scheint allerdings diese Verpflichtung aufzustellen; daher habe ich sie auch lange betrachtet. Aber ohne mir ihre Auslegung anzumaßen, welche mir auch nicht zukommt, bin ich durch die Erfahrung fest überzeugt, daß sie einer Erklärung durch den h. Geist bedarf, welche in dem Herzen redet und die Seelen unterrichtet; denn ohne das tödtet der Buchstabe. Hat doch der Buchstabe dieses Gebotes den Sohn Gottes getödtet. Das ganze jüdische Volk, welches seinen Tod mit solcher Wuth verlangt und betrieben hat, hätte nur eine Handlung der Gerechtigkeit und des Gehorsams gethan, wenn es bei Todesstrafe verpflichtet gewesen wäre, dem Spruch des Hohenpriesters beizustimmen (acquiescer), welcher ihn feierlich in der Versammlung aller Priester, Schriftgelehrten, Pharisäer und Ältesten des Volks auf sein eigenes Bekenntniß hin und gerade unter den im Deuteronomion bestimmten Umständen verdammt hatte. Es ist ja gewiß, daß dieses Volk durchaus nicht durch einen bösen Willen gegen Christum eingenommen war und daß nur die Auctorität dieser Männer es gewann, wie das Evangelium ausdrücklich angiebt. Daraus erhellt deutlich, daß dieses Gesetz (des Deuteronomions) Ausnahmen haben mußte und daß es dem Hohenpriester, ob er gleich so gut als Kaiphas Prophet war, keine Unfehlbarkeit in seinen Aussprüchen beilegte, welche zu deren Annahme ohne alle Unterscheidung verpflichtete."

„In allen Gründen, sagte Angelica, welche man mir bis jetzt vorgebracht hat, sehe ich eben so wenig, als die Taube aus der Arche, wo ich meinen Fuß mit Sicherheit hinsetzen könnte und ohne

Dieses halte ich mich nicht für verpflichtet meine Seele zu wagen und wenn ich auch die ganze Welt dabei gewinnen sollte."

Vor Allerheiligen wandte sie sich wieder an den Erzbischof mit der Bitte um das Abendmahl: „Ich werfe mich jetzt zu Ihren Füßen nieder, wie einst die Büßenden thaten, welche die gerechte Strafe der Kirche von den Altären verbannt hatte. Unsere Seelenverfassung gleicht sich darin, daß sie bei uns beiden aus dem Haß der Sünde entspringt, welche in dem Herzen entweder, wenn man sich schuldig fühlt, Leid darüber, oder wenn man sich gegen sein Gewissen dazu angetrieben sieht, Furcht vor der That hervorbringt. — Sie finden vielleicht, daß ich mich überhebe, indem ich wage, mit Ihnen wie mit einem Vater zu sprechen, nachdem Sie dafür gegen mich die Eigenschaft des Richters angenommen haben. Dann werde ich mich fürder mit der mir noch allein übrigen Freiheit begnügen, Gott um das Brod bitten, dessen ich täglich bedürftig bin, da seine Güte sich nicht für überlästigt hält, und werde, ohne noch einmal eine Bitte zu wagen, erwarten, bis Sie selbst meine Einsetzung für zeitgemäß halten." Ihre Bitte wurde, wie vorauszusehen war, nicht gewährt.

Den 5. März schreibt sie indeß bei Herannahen der österlichen Zeit wieder an den Erzbischof: „Während ich im Zweifel stund, ob ich mein viermonatliches Schweigen auch ferner zu bewahren habe oder des Rechtes der Armen mich bedienen sollte, welche die Freiheit haben zu bitten, ohne daß man sich darüber ärgert, habe ich mich jetzt durch das heutige Evangelium bestimmen lassen, einen Mittelweg einzuschlagen, indem ich mich zu Ihren Füßen werfe, wie Lazarus auch ohne zu sprechen sich vor die Thüre des reichen Mannes legte. Sein Elend sprach für ihn und mein Bedürfniß schreit laut genug zu Ihrem Erbarmen, ohne daß ich Ihnen zu sagen brauche, was eine Person bedarf, welcher Sie seit sechs Monaten selbst die Brosamen verweigern, welche von Ihrer Tafel fallen und die man selbst den Hunden nicht verweigert. Es giebt sonder Zweifel eine große Zahl von diesen, welche nicht Ein Verbrechen begangen haben, sondern welche täglich in dieselben Verbrechen zurückfallen, die man aber darum an diesem Feste nicht von dem heiligen Tische verjagen wird. Soll man wohl einmal sagen, daß man das Brod den Kindern nehme (denn die Furcht, Gott zu beleidigen, macht uns doch wohl nicht dieser Eigenschaft verlustig!) und daß sie diese

Strenge verdienen, nur weil Sie dieselben in einem Punkte für schuldig halten, welcher nicht mit dem seligmachenden Glauben zusammenhängt?"

Auch diesmal bat Angelica umsonst. — Wir sehen aber aus dem Bisherigen, welchen Auctoritäten sie folgte; sie ehrt die Ordnungen der Kirche, besonders der älteren, als deren edelstes Kleinod die Schrift, welche aber uns durch den Geist Gottes lebendig werden muß.

Nur über die Gesundheitsverhältnisse ihrer nächsten Anverwandten [1]) gab man ihr hie und da einsylbige Kunde. Im Übrigen nur so oft man ihr eine „gute Nachricht," das heißt, den Abfall einer Schwester mitzutheilen hatte [2]). Zugleich mit der Nachricht von dem Fall Gertrudens fragte man, was sie sagen werde, wenn die Mutter Agnes unterzeichnet habe, was zu hoffen man alle Ursache habe? „Darüber war ich im Augenblick wie zu Boden geschlagen; es war nicht blos die Furcht vor einem so großen Unglück, sondern so niederschlagende Gedanken über die schreckliche Führung Gottes, wenn er es zuließe, daß ich den Schiffbruch meines Glaubens fürchtete. Je mehr ich das Leben, die Frömmigkeit, die Erleuchtung und Demuth der Mutter Agnes betrachtete, und daß zuletzt, nachdem sie in diesem Alter eine so ungerechte Verfolgung in treuer Anhänglichkeit an die Gnade Gottes ertragen hatte, Gott sie zu

1) Ein Gedanke, der sie peinigte, war, daß vielleicht ihr Vater oder Bruder gestorben sein möchte und daß man es ihr aus Mitleiden verschweige. Es war ihr eine Freude, daß man in den Paar Linien, die sie ihrem Vater einmal schreiben durfte, den Bischof von Angers nicht grüßen sollte; ich dankte Gott dafür als für ein Unterpfand, daß er ihm den Muth gegeben hatte, sich für den Beschützer der Unschuld zu einer Zeit zu erklären, wo ich dachte, daß alle Welt in der Versuchung wäre, aus Staunen über die Größe unserer Betrübniß, wie die Freunde Hiobs, im Schweigen zu bleiben.

2) Sie pflegte dann die h. Schrift aufzuschlagen, deren gewaltige Worte ihrer stummen Frage erschütternd antworteten. So einmal aus dem Prediger: Wehe Denen, die losen Herzens sind, welche Gott nicht vertrauen und deshalb von ihm nicht beschützt werden. Wehe Denen, welche den Halt verloren haben, auf schlechte Wege abgegangen sind; was werden sie thun, wenn Gott einmal nach ihnen schauen wird? — Bei einer Anderen: Jaculum et gladius et sagitta acuta homo qui loquitur contra proximum suum falsum testimonium. Sie sagt: Wenn dieser Stachel mir selbst das Herz durchbohrt hätte, so wäre ich nicht ärger erschrocken. — Die guten Nachrichten für sie waren, daß eine Schwester gefangen abgeführt worden sei oder daß man ihr sonst eine Gewalt angethan habe; denn das waren sichere Zeichen ihrer Festigkeit. Das Aufheben, welches man vom Falle Einzelner machte, beruhigte sie über die Treue der Mehrzahl.

einem so schrecklichen Fall verlassen wollte, welcher so großes Ärgerniß verursachen müßte, das schien mir so sehr allen Verheißungen Gottes zuwider, daß ich nichts mehr zu sehen glaubte, um darauf mein Vertrauen zu Gott zu gründen, wenn er eine Person verließe, die mit einer so demüthigen Frömmigkeit und auf eine so besondere Weise die Allgewalt (Souveränität) Gottes über die Seelen geehrt hatte. Hätte Gott, an welchen ich mich zu halten versuchte, mich nicht selbst an der Hand gehalten, so wäre ich, wie Petrus, durch das Wanken meines Glaubens ertrunken. Bei der Kunde von den Unterschriften der Anderen hatte ich nichts Ähnliches gefühlt, weil es Wenige giebt, an welchen man nicht schwache Punkte sähe, wodurch die Versuchung Eingang finden kann. Von welcher Seite ich aber Agnes betrachtete, fand ich sie als einen geschlossenen Garten, als eine versiegelte Quelle und ich begriff nicht, da sie doch alle Zeichen trug, wodurch die Gott, seiner Wahrheit und Gnade am meisten angehörenden Seelen sich auszeichnen, wie der Satan hätte wagen dürfen, dieses Siegel zu brechen, um eine so reine Quelle zu vergiften. Ich weiß nicht, ob ich mich verständlich mache, daß nur mein Glaube und meine Hoffnung durch diese Versuchung angegriffen waren, daß ich aber durchaus nicht durch das Beispiel der Mutter Agnes erschüttert worden wäre, wenn sie auch unterzeichnet hätte." — (Hatte Angelica außer dem Vertrauen zu Gott noch einen Anker in diesem Sturme ausgeworfen? — ihre Feinde behaupteten alle, sie sei darum so unbeugsam, weil sie es dem Arnauld für schmachvoll hielte, wenn sie sich unterwärfen.) —

„Endlich nach vielen Thränen, fährt Angelica gleichsam sich selbst verbessernd fort und vielmehr nach lautem Geschrei als Gebeten gab Gott in Einem Augenblick meiner Seele Ruhe durch eine so starke Bewegung, mich auf die Wahrheit seiner Verheißungen in blindem Glauben zu stützen, welcher keine Beweise und Erfahrungen sucht, weil er einen unerschütterlichen Grund haben muß, der kein anderer ist, als das Wort Gottes selbst."

Auch das Vertrauen zu Agnes war nur einen Augenblick erschüttert worden. Bald wurde sie dessen gewiß, sah aber zugleich, wie man ihren Entschluß, nur mit Gott zu reden, wie man auch ihr Schweigen als einen Anfang von Nachgiebigkeit auslege, und daß schwächere Schwestern dadurch zum Abfall verleitet werden

möchten. — Sogar ihre Freudenthränen über die Gnaden Gottes unter lächelndem Gesichte zu verbergen, fand sie deshalb für gut. — Mit Zuspruch und Überredungs-Versuchen von Männern blieb sie verschont; man war überzeugt, daß sie von der Verstandesseite uneinnehmbar sei. Bald stellte man ihr die Unterschrift als eine heilige Pflicht, bald als eine Kleinigkeit vor und forderte sie auf, es nur einmal „zu versuchen." Man hielt im Kloster viele Gebete um ihre Unterwerfung; denn es kränkte die Nonnen, daß die bei ihnen Gefangengesetzte nicht gewonnen werden sollte. „Es scheint, unsere Gebete seien Gott weniger angenehm," sagte eine Nonne zu ihr.

Die Priorin bat Angelica, nicht mehr in den Chor zur Messe zu kommen, sondern dieselbe in der Krankenkapelle zu hören. Sie war davon sehr erbaut, theils weil diese Kapelle äußerst einfach und schmucklos war, theils „weil sie alle Worte deutlich hörte, während sie im Chor oft nicht gewußt, ob man nur angefangen habe, wenn man mit der Messe schon halb fertig war." Allein bald kam ein Kaplan, „welcher die Messe mit erschrecklicher Eile las und ein Chorknabe, welcher bei den Antworten es sich zur Regel machte, nur die zwei letzten Worte auszusprechen." „Ich klagte darüber bei den Nonnen, diese sagten aber nur lachend, das nenne man eine Jägermesse." Daher ging Angelica bald nicht mehr aus ihrer Kammer, sprach hier alle Kirchengebete, sang die Psalmen, ja hielt allein ihre Processionen. So feierte sie an den Festen ihren Frühgottesdienst nach Mitternacht. „Ich wollte, man hätte gesehen, wie schön und andächtig das ist, wenn man so allein in der Mitte der Nacht Gott in einem Gefängniß preist und sein Lob singt, ohne irgend etwas zu hören, als ein tiefes Schweigen mitten in dieser großen Stadt, deren Geräusch erst um diese Zeit aufhört — denn bis eilf Uhr rollen die Wagen noch —; das hat etwas Schöneres, etwas Hinreißenderes, als man irgend sagen kann." — „Ich habe recht erfahren, daß die Zeit gekommen ist, wo man Gott an jedem Orte, im Geist und in der Wahrheit anbetet, daß seine Gnade nicht an die Tempelmauern gebunden ist. Denn ich fühlte mich gewöhnlich gesammelter in der Ecke neben meinem Bette, welche meine Kapelle war, als im Chor" [1]). — Ganz charakte-

1) Predigten hörte Angelica nur ein Paar Mal, da sie hier von Jesuiten gehalten wurden; einmal sprach einer in seinem alten Gaulois recht evangelisch; sie sagt, er habe die guten Grundlehren über die Gnade vielleicht deshalb noch nicht verleugnet gehabt, weil er von den Ältesten unter der Compagnie gewesen sei. —

ristisch ist es für ihre und Port-Royals Frömmigkeit, wenn sie fortfährt: „Ich darf auch nicht vergessen, daß meine Kirche durch die Reliquien der Märtyrer geweiht wurde, welche mir Frau von Rantzau gab, um sie in ein Kästchen zu fassen[1]). Ich sagte ihr meinen Gedanken darüber, ich glaube, sie erweise mir diese Gnade, weil sie wisse, daß die Kerker die Tempel der Märtyrer seien, welche dieselben zuerst eingeweiht haben."

Einen letzten Sturm hatte Angelica wegen der neuen Bulle zu bestehen; man stellte ihr vor, wie schrecklich es sei, in der darin gedrohten Excommunication zu sterben. Sie aber, von den Geschichten der Märtyrer erfüllt, war auf mehr, auf Feuer und Schwert gefaßt. Sie antwortete daher Frau von Rantzau einmal, sie habe den Trost, daß die Nachfolger Petri ein wenig seine Raschheit im Schwertziehen nachahmen und daß sie zu früh zuschlagen, ohne die Erlaubniß Christi abzuwarten; dann heile aber Christus auch, indem er den Glauben Derer mehre, welche man (von seiner Gemeinde) getrennt habe, wie einst das abgehauene Ohr. — „Am Sonntag der Octave der Himmelfahrt, als ich in der Messe das Evangelium hörte: absque synagogis facient vos, sprach ich bei mir selbst: Gewiß verkündigt man heute die Bulle. Als ich nachher erfuhr, daß es wirklich so war, empfand ich einen wahren Trost bei dem Gedanken, daß Christus es vorausgesehen und uns vorausangesehen hatte, als er sagte: ut cum venerit hora, eorum reminiscamini quia ego dixi vobis.

„Am Morgen des 2. Juli, am Tage der Heimsuchung (von Elisabeth) trat Frau von Rantzau ein und sagte, sie wolle uns beiden die Festgabe bringen; sie bringe mir eine gute Nachricht. Ich machte kein Geheimniß daraus, daß ich ihrer „guten Nachricht" nicht traute. Sie sagte aber, der Erzbischof lasse fragen, ob ich Mutter Agnes in Sta. Maria besuchen wollte? vielleicht werde man uns bald nach Port-Royal d. Ch. führen." — Angelicas Freude war

1) Die Nonnen hatten auch erfahren, daß Angelica so schöne Figuren von Wachs mache, und munterten sie dazu auf, zumal es ihr Zerstreuung machen würde. Sie erwiderte, sie habe im Gegentheil nie so nöthig gehabt, sich in Gott zu sammeln. Sie scheute solche Unterhaltungen, welche der Lust der Augen nur neue Reize geben. Frau von Rantzau brachte diese Geschicklichkeit und ihre Unbeugsamkeit in Zusammenhang durch den höflichen Vorwurf: Ihr Geist ist wie Ihre Finger, und da Sie alle möglichen Erfindungen machen, um mit Ihren Handarbeiten ins Reine zu kommen, so liefert Ihnen Ihr Geist auch Gründe, um Sie in Allem zu befestigen.

eine sehr gemäßigte, denn sie fürchtete, es warten ihrer jetzt nur andere Leiden. Man hielt sie unter den freundschaftlichsten Vorwänden noch im Kloster zurück, eigentlich aber, um das Arbeiten in Wachs von ihr zu lernen; denn man hatte sich nicht gedacht, daß sie so schnell aus dem Kloster genommen werden sollte.

Plan und Hindernisse der Wiedervereinigung.

Die Ursachen dieser neuen, unvorhergesehenen Wendung der Dinge sind uns zum Theil bekannt. Die Abführung der die Klostergemeinde leitenden Nonnen hatte nicht den erwarteten, von Flavie versprochenen Erfolg gehabt, daß die verwaist Zurückgebliebenen sich unterworfen hätten. Man ging daher mit dem Plane um, alle Halsstarrigen in ein nach Art eines Gefängnisses eingerichtetes Privathaus ohne Kapelle und Gottesdienst zu sperren. Man scheute sich jedoch vor der Gehässigkeit des Schrittes und vor den Pamphleten, welche aus der heimlichen Presse der Jansenisten kamen. Darauf beabsichtigte man noch gegen 30 Nonnen in verschiedene Klöster gefangen zu setzen. Aber es fanden sich nur wenige Bischöfe und Klöster, welche zur Aufnahme bereit gewesen wären. Maria Angelica, die Genossin von Agnes, machte dem Erzbischofe den Vorschlag, alle Beharrlichen, welche einzeln in verschiedenen Klöstern gefangen säßen, etwa in Port-Royal d. Ch. zu versammeln; Mehrere hatten erklärt, sie könnten in Betreff der neuen Bulle nichts thun, da sie nur vermöge eines gemeinschaftlichen Beschlusses in versammelter Gemeinde dazu berechtigt seien. Der Erzbischof fand einen Vortheil darin, dies auch auf die Beharrlichen in Port-Royal d. P. anzuwenden.

Die Pineau, welche in Port-Royal zurückgeblieben war, erzählt uns: „Chamillard sagte uns, der Erzbischof werde uns erlauben, mit unseren Müttern zusammen zu sein, um mit ihnen gemeinschaftlich zu berathen, wenn wir ihn darum bäten. In der ungemeinen Freude, welche mir dieses machte, brach ich in Ausrufungen aus. Er hoffte nun Alles nach seinem Willen zu lenken und fügte bei, die Mutter Agnes verlange nach Port-Royal d. Ch. gebracht zu werden, desgleichen die anderen Gefangenen. Ich antwortete ihm: Wir können nicht darum bitten, aus unserem Kloster auszugehen, denn wir haben das Gelübde der Stabilität abgelegt. — Gut, gut, sagte er, die Mütter müssen sich also

entschließen, ihr ganzes Leben in Gefangenschaft zu bleiben. — Meine Schwester Margaretha Angelica antwortete ihm: Dieses unser Haus ist groß genug, um unsere Mütter aufzunehmen, man braucht nicht aufs Land zu gehen. — Das ist unmöglich, erwiderte er, die Schwestern, welche unterzeichnet haben, sind hier, sie fürchten sich vor der Rückkehr eurer Mütter. — Meine Schwester Margaretha Angelica antwortete: Das hindert nichts, das Haus ist groß genug; wenn sie links gehen, werden wir uns rechts halten, und wenn sie rechts gehen, werden wir uns links halten; wir werden uns nicht begegnen. — Er warnte, man solle das Anerbieten des Erzbischofs, das er vielleicht sonst bald zurückziehen werde, nicht von der Hand weisen. — So wurde nichts abgeschlossen. — Seine Absicht war, uns dazu zu bewegen, daß wir inständig um Versetzung aufs Land bäten, damit der schon gefaßte Beschluß uns gutwillig oder mit Gewalt dahin zu versetzen, uns als eine erbetene Gnade erschiene und wir nicht gegen die Vertreibung aus unseren eigenem Hause protestirten."

Den 27. Juni kam deshalb Chamillard zu Agnes und sagte, man habe auch wollen die in Port-Royal an dieser Gnade Theil nehmen lassen, es sei aber Alles abgebrochen und an der Halsstarrigkeit der Nonnen gescheitert; si werde mit ihrer Nichte nun ewig bleiben, wo sie sei. Agnes antwortete ihm mit ihrer gewöhnlichen Sanftmuth: Meine Ewigkeit wird nicht lange sein. — Sie schrieb sofort an die Schwestern in Port-Royal d. P.: Bei eurer Handlungsweise gedenkt ihr euer Haus zu erhalten, ob ihr es gleich sonst für das Beste eurer Seelen gefährdet. Ich betrachte unsere Vereinigung als den größten Gewinn, der uns werden kann und scheide das Interesse unseres Zeitlichen von dem einigen Interesse, das wir haben, nur Ein Herz und Eine Seele zu sein, was bei der Trennung unmöglich ist, da man die Gesinnungen gegenseitig nicht kennt. Ich gestehe, daß ich in dieser Sache leicht zu überreden war, indem ich mir einbildete, ihr würdet sehr erfreut sein, uns wieder zu sehen, wie mir die Hoffnung, euch noch einmal zu umarmen, die größte Freude machte." — Offenbar hatte die unwahre Darstellung des Schrittes, welchen Agnes gethan hatte, um das Sacrament zu erhalten, das Vertrauen und die Liebe zu ihr bei den Eifrigsten etwas erkalten lassen. Der Schmerz darüber spricht sich in dem Briefe von Agnes deutlich aus, jedoch

erwachte die alte Liebe wieder mit dem brieflichen Verkehre. Die Nonnen in Port-Royal erwiderten ihr, daß ihr Widerstand besonders daher komme, daß man beabsichtige, die Jüngsten in Paris unter der Herrschaft der Abgefallenen zurückzuhalten, in der Hoffnung, sie werden sich diesen unterwerfen und unterschreiben, und es werde so ihren Feinden gelingen, eine gehörige Anzahl zur Stiftung einer Corporation zu bekommen. — Agnes nimmt ihnen das Versprechen ab, daß sie mit Sanftmuth und Achtung gegen den Erzbischof ausziehen werden. Sie hege deshalb Besorgnisse, weil man ihr gesagt habe, sie haben bei der Abführung der drei Letzten so großen Lärmen gemacht; „was man vielleicht übertrieben hat, fügt sie bedeutsam hinzu; denn ich setze voraus, daß man uns Vieles glauben gemacht hat."

Ausführung nach Port-Royal des Champs.

Pineau, welche entschieden auch der zweiten, mehr protestirenden, als reformatorischen Generation von Port-Royal angehört, erzählt weiter: „Freitag, den 3. Juli, an welchem wir ausziehen sollten, machten wir noch einmal 5 Uhr Morgens eine Processión mit dem h. Dorn, um unseren verstorbenen Müttern und Schwestern und all den heiligen Personen, welche in dem Grasplatze des Klosters begraben liegen, ein letztes Lebewohl zu sagen; allein die Ankunft des Erzbischofs verhinderte uns daran, und so ließen wir diese Todten mit dem größten Schmerze zurück (namentlich Angelica und Singlin). Der Erzbischof verlas die Namen der dreißig, welche abgeführt werden sollten; wir protestirten und appellirten gegen die Gewaltthat und Ungerechtigkeit, uns aus unserem Kloster zu vertreiben. Der Erzbischof spottete darüber. So begaben wir uns nach der Thüre, wo keine unserer Schwestern war, welche unterschrieben hatten, sondern nur die von Sta. Maria und der Erzbischof, welcher die Thüre offen hielt. So zogen wir denn aus und grüßten eine Menge von Freunden, welche im äußeren Chor standen. Als wir im freien Felde waren und die acht Wagen in einem Zuge mit der Mehrzahl der Gemeinde sahen, dachten wir das In exitu Israel de Aegypto zu singen; aber wir glaubten doch den Befehl unserer lieben Mutter Agnes erwarten zu müssen, da wir anfingen, wieder das Glück zu haben, unter ihre Leitung zurückzukehren." Angelica wurde noch am Abende

desselben Tags, an welchem Frau von Rantzau ihre Befreiung verkündigt hatte, mit Anbruch der Nacht von einem Geistlichen abgeholt; Frau von Rantzau stand auf diese unerwartete Nachricht wieder vom Bette auf, und da sie Angelica vor der Superiorin knieend fand, warf sie sich selbst auf die Knie und umarmte Angelica und bat sie, doch mit der Kirche verbunden zu bleiben. Angelica dankte ihr herzlich für all ihre Güte und Sorgfalt. „Man muß, sagt diese, immer das, was sie als Verbreiterin des katholischen Glaubens that, von dem unterscheiden, was sie als Privatperson that; als solche war sie ganz demüthig und herzensgut." — Die begleitende Frau sagte, die Stunde sei wohl ungewöhnlich, um eine Nonne durch die Stadt zu führen; der Erzbischof sei aber erst diesen Abend spät von St. Germain zurückgekommen. Angelica erwiderte: Es ist billig, daß wir eben so bereit seien, auf die Befehle Gottes zu hören, als man die des Hofes schleunig ausführt.

„Nachdem wir durch unbekannte Straßen gefahren und lange vor einer Klosterpforte gehalten hatten, stieg in der Dunkelheit eine Nonne bei uns ein, erzählt Angelica. Ich blieb aber nicht lange im Zweifel; sie warf sich um meinen Hals mit den Worten: Ist das meine Tante? [1]) — Was, das ist mein Kind! antwortete ich. Das war Alles, was wir miteinander auf dem ganzen Wege sprachen. Aber diese Worte von Herzen genügten, wie zum Erkennen, so auch uns mit Trost zu erfüllen, welcher zuerst in der Gegenwart Gottes genossen sein wollte. Ihm brachten wir die Erstlinge einer so glücklichen Ernte dar, wie man nur nach so vielen Thränen eine sammelt. Diese Erfahrung ließ mich begreifen, was es für Magdalena war, sich bei ihrem Namen von Christo nennen zu hören, welchen sie für einen Gärtner gehalten hatte, wie auch ihre Antwort mit dem einzigen Worte „Rabboni." — So waren wir schweigend im Dunkeln zwei und eine halbe Stunde unterwegs. Während wir vor dem Kloster Sta. Maria in der Vorstadt hielten, hörte ich die Glocke der Kartheuser schlagen, woran ich mit Freuden erkannte, daß wir in der Nähe unseres armen verwaisten Zion waren, wovon ich nichts gesehen, noch gehört hatte, so lange ich an den Wassern Babylons geweint hatte."

1) Eine Tochter Pomponnes.

„Endlich öffnete man uns, und die guten Nonnen empfingen uns mit freudiger Theilnahme [1]), die ich aber nicht ganz theilen konnte, denn ich dachte nur, es sei die Versetzung von einem Gefängnisse in das andere. Aber ich vergaß einen Augenblick meine Bande und mein Gefängniß, als ich meine beiden Schwestern entfesselt uns entgegeneilen sah. Sie ließen mir nicht die Zeit daran zu denken, wie ich sie (wegen ihrer Unterschrift) empfangen, was ich ihnen sagen sollte nach der Betrübniß, welche sie mir gemacht hatten. Dies hatte mich auf ihre erste Begegnung bange gemacht, weil ich Mühe gehabt hätte, mich zu verstellen. Aber ich sah sie zu meinen Füßen ihren Schmerz über ihren Fehler bezeugen, ehe ich Zeit hatte sie zu erkennen. Ihre Demuth und Liebe fachten mir meine wärmste Liebe an, und wenn ich damit doppelt so viel gewann, als ich verloren hatte, so sollte ich in der Umarmung von Agnes das Hundertfältige finden. Sie empfing uns mit der Freude, womit die Engel die Seelen empfangen, welche den Schlingen Satans entgangen sind und aus dem Gefängnisse dieser Welt ausgehen." Auch Agnes war sehr überrascht, denn man hatte sie erst, als der Wagen vor dem Klosterthore hielt, gefragt, ob sie Angelica aufnehmen wolle.

Maria Angelica erzählt diese Begegnung: „Ich sagte zu meiner Schwester (Angelica), indem ich sie knieend umarmte, ich bitte sie, eine verlorne Tochter aufzunehmen. Es war mir, als hätte sie mich in diesem Augenblicke in ihr Herz aufgenommen, so große Freude und Liebe bezeugte sie mir; mein Fehler hatte mich ihr nicht entfremdet und ich hatte nun noch mehr Ehrfurcht für sie. Denn Alle, die nicht unterschrieben hatten, erschienen mir als Heilige." — Sie widerrief sofort ihre Unterschrift.

Angelica, von Wonne erfüllt, daß sie, nach so falschen Gerüchten und tödtlichen Zweifeln, Agnes so voller Gnade und Kraft traf, ruft: Refloruit caro mea! „Meine Schwestern, schreibt sie, erzählten mir, wie die Hand Gottes sie in ihrem Sturze aufgehalten und in der neuen Bulle eine Gelegenheit sich wieder aufzurichten gegeben habe, indem sie ihre Unterschrift verweigerten. Von mehreren Schwestern erfuhr ich zugleich ihren Fall und ihr Auferstehen, ihren Tod und ihr Leben; ich erstand selbst bei der

1) „Il leur fallut du temps pour s'habiller, n'ayant pas la commodité que nous avons de ne deshabiller jamais."

Kunde von so vielen Auferstehungen. Es war auch, als wäre ich zehn Monate begraben, oder in der Sklaverei der Türken gewesen; meine Schwestern wurden gerührt, als sie sahen, daß mir auch die allgemein bekannten Sachen ganz neu waren, die edelmüthige Festigkeit unserer heiligen Bischöfe, besonders dessen von Alet, während man mich im Gegentheile hatte glauben machen wollen, daß er unsere Sache ganz verlassen habe. Im Hinblick auf meine bisherige Armuth fühlte ich mich von solchen Reichthümern ganz niedergedrückt."

„In aller Frühe führten uns die Nonnen herum und zeigten uns mit der höflichsten Aufmerksamkeit das Kloster, die Kirche, die Gebetskapellen, besonders die des h. Franz von Sales, „dem ich viel zu sagen hatte", den Garten mit dem prächtigen Kalvarienberge [1]). Darüber meldete man uns, daß ein Wagen uns erwarte. Man verabschiedete sich aufs Freundlichste. Agnes bestieg also mit ihren vier Töchtern (Nichten) den Wagen. Als wir das Reisegebet und Primes gesprochen hatten, bot ich die Bibel, welche ich mit mir trug, Agnes dar, um sie zu öffnen und zu sehen, was Gottes Wille uns geben wollte. Und siehe, was er uns sagte durch einen seiner Propheten, welcher uns vielleicht in der großen Heerde gesehen hat, welche durch das Blut ihres Hirten erkauft ist! Es war Jeremias, Kap. 23: „Vae pastoribus qui disperdunt et dilacerant gregem pascuae meae. Wehe den Hirten, welche verderben und zerreißen die Heerde meine Waide, spricht der Herr. Daher sagt der Herr, der Gott Israels, zu diesen Hirten, welche mein Volk leiten: Ihr habt meine Heerde zerstreut, ihr habt sie hinausgestoßen und nicht besucht. Ich will aber über euch die Bosheit eurer Plane heimsuchen, sagt der Herr, und die Reste meiner Heerde sammeln aus allen Orten, wohin

1) Angelica erzählt: „Die Bedeckung des prächtigen h. Grabes ist ein so gebautes Gewölbe, daß man an dessen einem Ende nicht so leise sprechen kann, daß es nicht auf dem anderen gehört würde. Man sagt ferner, daß man durch eine geheime Vorrichtung hier Alles hört, was in einem gegenüberliegenden langen bedeckten Gange gesprochen wird. Meine Schwestern wußten Dieses nicht, so lange sie hier waren; man erzählte es aber der Mutter Priorin im Kloster von Montorgueil. Wenn es wahr ist, konnten sie oft belauscht werden. Sie erinnerten sich sogar, daß wenn man sie spazieren führte, man ihnen nur an dieser Stelle des Gartens und in einem Halbmonde am Ende des Kalvarienberges allein zu sprechen erlaubt; hier aber ließ man sie in aller Freiheit sprechen, unter der Bedingung, daß sie nicht von hier wichen. Cela est fort agréable."

ich sie verstoßen habe, und sie zurückführen in ihr „Landhaus" (P.-R. des champs!) und sie sollen wachsen und sich mehren. Ich will über sie Hirten setzen, die sie leiten sollen; sie sollen keine Furcht, noch Schrecken mehr haben, nicht Eins von ihrer Zahl soll verloren sein." — „Könnte man zweifeln, fügt Angelica bei, daß in solchen Begegnissen die Vorsehung walte? Wer hätte aus dem ganzen alten und neuen Testamente eine Stelle auslesen können, welche sich auf uns hätte besser anwenden lassen?"

„Wir mußten vor einer Schmiede in Chatillon lange warten; aber was unsere Reise verzögerte, beschleunigte unsere Freude. Unsere Schwestern aus Port-Royal d. P. waren etwas später abgegangen. Als wir die weißen Gewänder und die rothen Kreuze ansichtig wurden, waren wir gegenseitig außer uns vor unbeschreiblicher Freude. Wir grüßten uns mit einem Freudenschrei, als der erste Wagen an uns vorüberfuhr; denn anhalten durften sie nicht. So die anderen der Reihe nach. Nur ein Wagen hielt sich immer hinter uns, so langsam es auch ging. Das war eine wahre Processíon. Eine große Menge folgte dem Kreuze und lobte Gott. Erst jenseits Joui, wo der Weg schlecht wurde, konnten wir einander begegnen, da man neben einander vorüber fahren und ein wenig halten mußte. Die Wagen kamen dem unsrigen ganz nahe, man sah sich und sprach einen kurzen Augenblick mit einander. Was konnte man sich aber bei diesem Übermaß von Freude sagen? Ich weiß nicht, mit was ich diese Menge von Menschen vergleichen soll, die sich in ihren Wagen aufrichteten, sich die Hände reichten und beim Anblick der Mutter Agnes vor Freude aufschrien. Ich glaube, es glich der Auferstehung der Todten. Die ersten Worte, welche man sich nach diesen verworrenen Ausrufen verständlich sagen konnte, waren nur Worte der Danksagung für die Gnade Gottes, welche uns in der Festigkeit und Treue der Wahrheit erhalten hatte, und daß er uns schon für unsere Leiden durch die Freude unserer Vereinigung belohne. Unsere Freude wurde übervoll, wenn wir unter unseren Schwestern diejenigen gewahrten, welche wir am meisten liebten oder für die wir am meisten gefürchtet hatten, daß man sie in Paris zurückhalten würde. Wir hatten unsere vergangenen Übel beinahe schon vergessen, aber wir erfuhren, daß einige Geistliche, der Großvicar und einige Nonnen im letzten Wagen seien. Daraus war abzunehmen, daß wir nur in

ein Gefängniß ziehen, und daß man vielleicht eine Excommunication über uns aussprechen würde."

„So kamen wir denn zusammen am Ziele unserer Reise an; die Verlassenheit dieses Hauses fiel uns sehr auf, nur einige alte Dienstboten kamen uns entgegen, statt aller der Personen, welche uns sonst entgegen zu kommen pflegten. Kein Glockenklang und keine Freudenfeuer, wie sonst, wenn man die Mutter Angelica empfing. Aber viel schöner war es, zu sehen, wie in einem Augenblicke die ganze alte Kirche sich mit geistlichen Jungfrauen erfüllte, welche durch die Farben ihrer Gewänder (weiß und rothes Kreuz) zeigten, daß sie ihre Kleider im Blute des Lammes weiß gemacht hatten, womit ihre Kreuze noch gefärbt waren. Wir warfen uns alle zusammen auf die Kniee zu den Füßen dieses guten Hirten, welcher die zerstreuten Schafe sammelte. Er allein sah die Regungen jedes einzelnen Herzens, und vielleicht waren sie alle Eins. Sie sollten mit Denen, die schon hier versammelt waren und noch nachkommen sollten, nur Ein Brot ohne Sauerteig werden durch die Aufrichtigkeit und Wahrheit, welche sie bewahrt hatten, und so Gott auch ferner das Opfer darbringen, welches sie ihm schon dargebracht hatten; wie Christus ohne Unterlaß im Abendmahl das Opfer erneuert, welches er für uns am Kreuze dargebracht hat."

„Bald darauf öffnete uns die Priorin, welche uns mit ihrer ganzen Gemeinde erwartete, das Thor der Sacramente. Die Mutter Agnes ging uns voran, wie die Schafe ihrem Hirten folgen, welchen sie kennen, aber keinem Fremden. Wer wollte die gegenseitige Freude beschreiben, welche man kaum zurückhalten konnte, bis das Thor wieder geschlossen war! Wer da weiß, was eine vollkommene Einigung und Freundschaft ist, wer sich vorstellen kann, was wir seit einem Jahre gelitten hatten, wird sich auch ungefähr die Freude vorstellen können, welche wir fühlten, als wir uns an diesem Tage umarmten. — Gott hatte diese lebendigen Steine zu diesem geistigen Gebäude gerade noch versammelt, um am folgenden Sonntage den Gedächtnißtag der Einweihung unserer Kirche zu begehen. Nie sangen wir mit mehr Trost und Freude: **haec est domus domini firmiter aedificata, bene fundata est supra firmam petram.**"

Angelica unterzeichnet diesen ihren Bericht, von dem sie sagt,

man könnte ihn ihr Bekenntniß oder ihre Beichte nennen, den 28. November 1665. Er ist also im frischen, unmittelbaren Eindrucke geschrieben. Sie wollte auf Grund desselben dem Urtheile eines Beichtvaters ihr Benehmen unterstellen. Daher wollte sie es zuerst nicht gutheißen, daß ihr Oheim den Bericht auch nur dem Bischof von Alet mittheile. Auch sie klagt, wie ihr Vater, über die literarische Indiscretion des Doctors, „es däucht mir, jeder sollte Herr seines Geheimnisses sein, es ist unangenehm, dessen nicht versichert zu sein. Der größte Nutzen unserer Verfolgung ist, daß wir sollten im Schatten des Kreuzes verborgen bleiben. Erlauben Sie uns, daß wir in die Absicht Gottes eingehen, uns zu verbergen, wenn er uns verbirgt. Er hat uns hier in ein Grab gelegt und mit Myrrhen balsamirt, weil wir an der Weltluft verdorben worden wären, deren Odem man nicht ganz vermeiden konnte, so lange wir mit der Welt viel Verkehr hatten. Zu was würde es uns frommen, die Wahrheit zu erhalten, wenn wir die Demuth verlören, welche als Grundlage aufrecht erhalten und befestigen muß, was man bei einer so großen Gelegenheit an Tugend gewinnen konnte."

Ihr Oheim konnte jedoch nicht umhin, ihren Bericht Mehreren mitzutheilen, und wir sind ihm dafür Dank schuldig; denn es ist ein großer Absprung davon zu der trockenen Erzählung von Clemencet, welcher wir zunächst folgen werden.

Am Tage nach der Befreiung der Arnauld kamen noch 13 Schwestern nach. Sogar zwei, welche in Port-Royal d. P. unterschrieben hatten, widerriefen ihre Unterschrift; desgleichen vier, welche es in anderen Klöstern gethan hatten. Sie wurden alle auch nach Port-Royal des Champs gebracht; hier, in der Wiege unserer Klostergemeinde, finden wir alle treuen Glieder wieder versammelt. Wie viele Leiden wären ihr erspart worden, wenn sie nicht mit dem einen Fuße die heimische Erde verlassen und nach Paris sich verpflanzt hätte! — Aber schwerlich würde dann in der Geschichte Frankreichs, der Kirche, ja in der Weltgeschichte der Name Port-Royals genannt. — Gertrude wurde gefragt: Wie kommt es, daß du mit uns gehst, da du Alles unterzeichnet hast? — Das habe ich gethan, erwiderte sie, aber ich gehe mit euch, wie Ruth, die Moabitin; euer Gott ist der meinige, eure Wohnung die meinige; mit euch will ich leben und sterben!

Der Theil der Klostergemeinde, welcher diese ganze Zeit der Verfolgung über hier gewesen war, hatte zwar im November auch den zürnenden Erzbischof gesehen, war in strenger Absperrung und Trennung von den Freunden gestanden. (Siehe Beilage XXIV.) Aber im Vergleich mit der Schwestergemeinde in Paris war das Leiden erträglich gewesen, es war mehr ein geistiges um die Schwestern, auf welche das Gewitter sich entladen hatte.

Gefangenschaft der Wiedervereinigten.

Anfangs war für die Menge der Gemeinde der Raum und die Einrichtung so mangelhaft, daß immer Mehrere, statt zu schlafen, die Nächte vor dem Sacramente zubrachten. Es waren ihrer jetzt 60 Nonnen vom Chor und 12 Conversen. Die Äbtissin kam beinahe zuletzt, erst den 25. Juli, da sie die an sie gerichtete Weisung des Erzbischofs nicht annehmen wollte, weil dieselbe an die „ehemalige Äbtissin" gerichtet war. Neun Nonnen des Chors, welche unterschrieben hatten, und sieben Conversen bildeten nun die Klostergemeinde in Paris.

Mit den Nonnen hatte sich aber auch ein Exempt der Gardes du Corps mit vier Mann von Adel von der königlichen Garde eingestellt und die Blokade oder Absperrung des Klosters begonnen. Obgleich der Garten zur Klausur gehörte, machten sie darin auch ihre Ronden; die wenigen Dienstboten wurden von ihnen wie Gefangene behandelt und ihnen aller mündliche Verkehr mit den Nonnen verboten. Es ist ein bitterer Nachklang eines stolzen Scherzes der großen Angelica [1]), wenn es jetzt heißt, die Garden des Königs von Frankreich seien die Garden und Wächter der Dienstboten der Nonnen von Port-Royal geworden.

Am vierten Tage nach ihrer Ankunft hielt die Äbtissin Kapitel. Fünf Schwestern, eine mehr als achtzigjährige an der Spitze, traten vor, warfen sich vor den Müttern nieder und baten um Verzeihung für ihre Unterschrift. Allgemeine Überraschung und Beschämung ergriff die Versammlung, als auch Agnes vor der Äbtissin niederkniete und alle Schwestern für den Schmerz um Verzeihung bat, welchen ihre unbedachte Erklärung ihnen verur-

1) Erster Band, Seite 565. Für Bauführer gebraucht Angelica das Wort chasse-avant, was im Gegensatze mit „Schuster" lautet wie: Vorschuher.

sacht habe. — „So erzählt St. Cyran, daß Gläubige, ob sie gleich den Götzen keinen Weihrauch gebracht hatten, ihre Reue darüber bezeugten und Buße zu thun verlangten, weil sie nur daran gedacht hatten es zu thun.“ [1])

Der Erzbischof hatte den 17. Mai eine dreimonatliche Bedenkzeit in Betreff dessen gegeben, was sie in Betreff des päbstlichen Breves und seiner Unterschrift thun wollten. Das Kapitel theilte ihm seinen Beschluß in einer Urkunde mit. Es heißt darin: Der Erzbischof unterscheidet die menschliche und die göttliche Auctorität, er wird daher auch nicht befehlen, der Creatur das größte Opfer zu bringen, welches der Mensch dem Schöpfer schuldig ist, nämlich das seines Urtheils und seiner Vernunft. Es würde uns nichts helfen, uns darin nach Anderen zu richten, welche weniger als wir selbst wissen, was in unserem Herzen vorgeht. Man wird uns nie überreden, daß irgend eine Sicherheit darin sei, einem so offenbaren Lichte (klarer Überzeugung) Gewalt anzuthun, um uns unseren Vorgesetzten unterthänig zu bezeugen, in der Hoffnung, sie werden uns einmal vor Gott vertheidigen; können sie doch nicht Personen von der Strenge seines Urtheils frei machen, welche sich durch die Verdammung ihres eigenen Gewissens verdammt finden. — Sollten wir so verdammlich sein, indem wir über einen Gegenstand Zweifel hegen, dessen Kenntniß uns unnütz ist? Und ist es etwas so Sonderliches, daß wir bei einer solchen Sache (Jansens Person) zweifelhaft bleiben können, obgleich der Pabst eine Versicherung giebt, während wir ihn von einer anderen ungleich wichtigeren überzeugt sehen [2]), von welcher wir das Gegentheil sehr gut zu wissen glauben, und das nicht auf fremde Berichte hin, sondern durch viele persönliche Erfahrungen, welche sonder Zweifel viel mehr überzeugen, als es die Auctorität kann. Nachdem wir die Erfahrung gemacht haben, mit wie vielen Ver-

1) Bald darauf sprach Agnes zu der Gemeinde, man habe die Makkabäer nachzuahmen, welche in den Tempel Geld schickten, um für Diejenigen Opfer zu bringen, welche im Kampfe geblieben waren; „auch wir treten aus einem langen, gefährlichen Kampfe, worin eine unserer Schwestern unterlegen und gestorben ist, daher haben wir Alle uns zu vereinigen, um ihr das verlorene Leben und die Gnade wieder zu gewinnen.“ Dies galt der Schwester Gertrude, welche ihre gedoppelte Unterschrift erst nach einigem Bedenken zurücknahm.

2) Daß nämlich St. Cyran, Arnauld und Andere ketzerische Meinungen in Frankreich verbreiten.

leumdungen man die Reinheit unseres Glaubens seit so vielen Jahren anzuschwärzen suchte, müssen wir gut wissen, daß es nichts Neues ist, durchaus gute Katholiken der Ketzereien anzuklagen." — Endlich sagen sie, man könne einem Vater keinen größeren Beweis der Achtung und Liebe geben, als daß man ohne veränderte Gesinnung, ohne sich von der schuldigen Ehrerbietung, noch von der Treue, die man seiner Gerechtigkeit schuldig ist, zu entfernen, seine übelste Behandlung erdulde.

Port-Royal sah alle Ursachen der Verfolgung noch bestehen. Es wünschte sich mit tausend Ketten zu binden, um nicht die unglückselige Freiheit zu haben, seinen Vorsatz zu ändern. Daher wurde eine Acte aufgesetzt, worin alle die Nonnen etwaigen, künftig ihrer Schwachheit abgerungenen, abweichenden Erklärungen, so lange man durch Furcht und Hoffnung zu überzeugen suche, für ungültig erklären. Über die Sacramente, welche man ihnen verweigerte — was erst kürzlich mit der letzten Ölung geschehen war — heißt es: „Man hat Alles gethan, um uns Christum, unseren Schatz, zu rauben, indem man uns von seinem Tische trennte. Da aber überall, wo sein göttlicher Leib ist, die Adler sich sammeln, haben uns der Glaube und die Liebe, als Flügel über alle diese Hindernisse hinweggehoben. Wenn wir nur so glücklich sind, uns mit festem Glauben auf den Geliebten unserer Seele zu stützen, so wird er in den größten Bitterkeiten des Todes unsere Wonne sein. Unser ewiger Vater wird unsere Beichte annehmen, welche wir in seiner Gegenwart mit einem demüthigen Herzen ablegen, und er wird uns selbst einen Schmerz über unsere Sünden geben, welcher die verweigerte Absolution ersetzen wird. Christus wird uns als Viatikum die Gnade eingießen, um uns in dem engen Wege, worein er uns gewiesen, bis ans Ende unserer Reise zu stärken. Die Salbung seines h. Geistes, welche die Vergebung der Sünden wirkt, wird unser Seufzen erhören und uns die Gnade dieses Sacraments schenken, dessen wir beraubt sind. — So bringen wir denn dir, Jesu, unser Gott und Heiland, das Vertrauen dar, welches du uns in diesem Augenblicke schenkst, welchen wir als den letzten dieses Lebens ansehen, damit du uns dieses köstliche Kleinod bis zu dem Tage erhaltest, an welchem man mehr als je erfährt, daß man nichts hat, als was du uns

giebst; läßt sich doch die Ausdauer als eine Wirkung deines bloßen, freien Erbarmens nie verdienen."

In Folge dieser Erklärung erschien der Erzbischof den 6. September, erklärte sie für Ungehorsame und Rebellinnen, für unwürdig der Sacramente, der activen und passiven Stimme beraubt, unfähig irgend eine Gemeinschaft zu bilden, Novizen aufzunehmen, die Eigenschaft der Äbtissin, der Priorin anzunehmen, endlich verbot er ihnen die Offiz — eine Hauptbeschäftigung der Nonnen — laut zu singen oder zu sprechen, bei Strafe der Excommunication ipso facto. — So blieb ihnen denn kein gemeinschaftlicher Gottesdienst mehr übrig, als daß sie die stumme Sprache der sichtbaren gottesdienstlichen Gebräuche im Kloster gemeinschaftlich redeten und feierten. (Siehe Beilage XXV.) — Von dieser Stunde an verstummten die Kirchenglocken. — Die Kehrseite davon war, daß der Erzbischof durch die zehn stimmfähigen Nonnen in Paris den 16. November 1665 eine Äbtissenwahl vornehmen ließ, welche nicht auf Flavie, sondern auf Dorothea fiel. (Siehe Beilage XXVI.) Darauf entfernten sich die Nonnen vom Orden der Heimsuchung Maria. Dorothea wurde das Recht über das ganze Eigenthum des Klosters zu verfügen zuerkannt, sie erhielt alle darauf bezügliche Urkunden [1]), kaum zwei Dritttheile der reinen jährlichen Einkünfte, 20,000 Livres sollten von ihr jährlich den 71 Nonnen des Chors und 17 Conversen in Port-Royal d. Ch. ausbezahlt, für jede, die stürbe, 200 abgezogen werden. Ob man gleich hier gegen diese Ungerechtigkeit appellirte, war man vorläufig zufrieden, daß man sie allein ließ; denn man hatte gefürchtet, sie werde auch die Heerde, welche Christus in die Einöde geführt hatte, unmittelbar regieren wollen.

Der Erzbischof befahl dem pariser Kloster, keiner Reliquie der neueren Heiligen zu trauen, die Bilder einiger Heiligen wegzunehmen, weil man sie nach den Portraits einiger erst kürzlich Verstorbenen gemacht habe, und das Grabmal St. Cyrans ganz wegschaffe; was denn sogleich geschah, indem man die ganze Schrift vom Steine vertilgte [1]).

Da der Erzbischof für ihr leibliches Brot einigermaßen ge-

1) Dieser erzbischöfliche Erlaß vom 8. Februar 1666 findet sich im kön. Archive C. 1621. Es wird darin der neuen Äbtissin ausschließlich das Recht mitgetheilt, Processe zu führen.

sorgt hatte, flehten die 70 Töchter ihn auch um das geistige auf die herannahende Osterzeit 1666 an. Allein es war beinahe unmöglich, diese Bitte auch nur an ihn zu bringen, da die Wächter erklärten, sie haben Befehl, keinen Brief heraus oder hinein zu lassen, und da der Erzbischof von ihnen gar nichts mehr annehmen wollte. Er verweigerte ihnen die Beichte und jede kirchliche Feier der Charwoche. Der Priester las die Messe nicht. „So sah man ein ganz neues Schauspiel in der Kirche von Port-Royal, schreibt Clemencet, welches aber große Beziehung auf das Mysterium der Passion hatte, welche man feierte. Statt der Majestät der geistlichen Ceremonien, statt des Gesangs der Priester, des Volks und des Chors der Nonnen, welche gewöhnlich den Triumph des Kreuzes begleiteten, war Alles in einem traurigen Schweigen, die Kirche beinahe verlassen, nur zwei Priester; der eine trug das Sacrament, der andere das Rauchfaß. Christus erschien, wie in seiner Passion, mitten unter Soldaten, welche das Dach des Sacraments trugen, und die Nonnen nahmen die Stelle der heiligen Frauen des Evangeliums ein, welche weinend seiner Kreuzigung beiwohnten; sie standen vor dem geöffneten Gitter, die Schleier gesenkt, Lichter in den Händen, um die Erniedrigung des Gottessohnes zu feiern, indem sie selbst seine Schmach trugen." Der Priester, welcher den Leib des Herrn trug, verbarg ihnen denselben durch eine Wendung, als er an ihnen vorüberging. Am Charfreitage wurde ihnen die Anbetung des Kreuzes verboten; aber am Osterfeste beschlossen sie die Hymnen zu singen, da es ja auch Excommunicirten erlaubt sei.

Todesfälle. Frau von St. Ange.

Im Mai 1666 starb ohne alle Sacramente und priesterlichen Beistand, unter den Fürbitten der Schwestern, Margarethe von

1) Die Ordonnanz des Erzbischofs vom 29. December 1665, welche dieses Alles ordnet, findet sich im kön. Archive C. 1621. Über dem Grabsteine, welcher St. Cyrans Eingeweide deckte, war eine Kuppel gewesen. Einige Stützen des Jansenismus waren unter den Namen und mit den Symbolen von St. Augustin und Chrysostomus porträtirt. Diese Gemälde sollten „reformirt" werden. Chamillard sollte auch die Bücher und Manuscripte des Klosters durchsehen. Man traute offenbar auch nicht allen zurückgebliebenen Nonnen; ner Verkehr mit außen, welcher auch vermittelst eines Brunnens ging, wurde doch mehr erschwert. Es wird noch der Geist der Singularität im Kloster gerügt.

St. Gertrude (Dupre), welche sich zuletzt von ihrem Falle erhoben hatte. Die Schwestern baten sie auf ihrem Todtenbette um Verzeihung dafür, daß man sie einige Zeit als Spionin betrachtet hatte. Sie versicherte aber, daß sie selbst ihren Feinden und Verfolgern gerne ihr Herz schenken wollte. Man ermahnte sie nur auf den hohen Priester selbst zu schauen. Angelica berichtet: „Die Fürsten der Apostel, welche die Schlüssel des Himmels haben, erhörten unsere Stimme, als wir Sonntag mitten in der Nacht in der Weihoffiz sangen: Tollite, portas, principes, vestras; und sie haben endlich an der ersten Vesper ihrer Octave die ewigen Thore geöffnet, welche für uns geschlossen schienen, seit die Schlüssel unserer Thore in den Händen der königlichen Wächter sind; und so haben sie gestern die Erstlinge unserer Gefangenschaft in Freiheit gesetzt."

Sie sollte ohne Geistlichen, ohne Sang und Klang beerdigt werden. Man hatte einen Boten nach Fontainebleau an den Erzbischof mit der Bitte um geistliches Begräbniß geschickt; er verbot aber den Nonnen selbst den Gesang während der Beerdigung bei Excommunication ipso facto. Angelica aber schreibt: „Solch ungerechte Drohungen hielten uns nicht ab, gegen unsere selig Verschiedene alle Pflichten zu erfüllen, so viel es uns zu unserer Erbauung nöthig war." Die Schwestern benutzten diese Gelegenheit, ihre Appellation an das höchste Gericht zu wiederholen; sie gaben ihr eine „Procuration" mit ins Grab, worin es heißt: Die Eile deiner Abreise von uns hat uns nicht die Zeit gelassen, an uns selbst zu denken, als wir uns versammelten, dich Gott anzuempfehlen. Nun bitten wir dich, im Namen aller seiner Gefangenen zu Christo zu sprechen: Herr, es ist Zeit, daß du handelst, denn sie haben dein Gesetz zerbrochen. Man klagt uns an, man richtet uns, man verdammt uns, man vollstreckt die Verdammung an uns ohne Form, ohne Gesetz, ohne Gerechtigkeit. Wir appelliren an alle Tribunale, und Niemand hört uns; wir haben an das höchste Tribunal des allmächtigen Richters appellirt und bis jetzt bleibt er im Schweigen; wir haben uns vor ihm erniedrigt, und er scheint die Gebete seiner Armen zu verachten. Wir fürchten, die Welt möchte zuletzt spottend sagen: Wo ist ihr Gott? — Sie wird beauftragt, „beim Richterstuhle Christi alle

Appelle zu sollicitiren", welche die Nonnen schon daselbst eingelegt hätten.

Die Todesfälle folgen sich in den nächsten Jahren; sie sind das Licht, welches in den Kerker dringt. Der Tod wurde als eine Reise in das Land der Gerechtigkeit begrüßt; den Abgehenden wurden Aufträge und Bitten mitgegeben. Eine, welche früher die Unterschrift geleistet hatte, nahm den mit ihrem Blute unterzeichneten Widerruf mit ins Grab, um sich vor Gottes Richterstuhl damit zu rechtfertigen. Um die Passionszeit 1668 starben binnen 14 Tagen sieben dem Hause angehörige Personen, einige zurückgebliebene Einsiedler und Dienstboten; auf diese Zeit fällt auch der Tod eines Judas, mit Namen Maria, in dessen Tasche sich die Worte fanden: Maria, ein armer Bursche, seit langer Zeit zu Port-Royal aus Mitleiden genährt, hat es verrathen und dem Erzbischofe mehrere Unwahrheiten gesagt.

Unsere Theilnahme wird ungleich mehr in Anspruch genommen durch den Tod, weil schon durch das Leben der Anna Eugenie, verwittweter von St. Ange. Der Bericht darüber wurde auf Bitten der Nonnen von d'Andilly abgefaßt mit dem Motto, Daniel 13, 41: Die ganze Versammlung glaubte den Greisen, als den Ältesten und Richtern des Volkes, und sie verdammten Susanna zum Tode. Da stieß Susanna einen lauten Schrei aus und rief: Ewiger Gott, der du das Verborgenste durchdringst und Alles kennst, noch ehe es gethan ist, du weißt, daß sie gegen mich ein falsches Zeugniß abgelegt haben; so sterbe ich, ohne etwas von Alle dem gethan zu haben, was sie boshaft gegen mich erfunden haben.

D'Andilly war ganz der Mann, Frau von St. Ange zu schildern, denn ihr Sinn für Freundschaft, ihre Leutseligkeit wird auch sonst beurkundet. Er schreibt: Sie war als Dame anständig ohne Verschwendung, große Ökonomin ohne Geiz, wohlthätig gegen ihre Dienstboten, sehr mittheilend gegen die Armen, freundlich und verbindlich gegen Jedermann. Sie hatte ihren Geist so sehr in ihrer Gewalt, im Frieden und in beinahe unglaublicher Ruhe und in Gleichmuth, daß ich nicht glaube, daß man sie je in Zorn gesehen habe. Diese Eigenschaften, verbunden mit ihrer Schönheit, gewannen ihr die Herzen. — Sie war geboren in Nogent-le-Roi, wo ihr Vater, Herr von Boulogne, Gouverneur war. Als reiche

Erbin wurde sie, 15 Jahre alt, Frau eines jungen Hofmannes, welcher der Königin Anna sehr ergeben und in ihrem Dienste war. Sie wußte ihm aber eine solche Neigung zu frommer Einsamkeit einzuflößen, daß er mit ihr sich ganz auf das Land zog. Sein jäher Tod 1651 erschütterte den in vielen blutigen Schlachten geprüften Pontis so sehr, daß er den Weg nach Port-Royal wallte. Während St. Cyran vom Kerker in Vincennes aus seine Gewalt und Eroberungen über die Herzen ausbreitete, gewährte sie Einigen auf ihrem Landgute Gelegenheit ihre Buße und ihren Entschluß für die Einsamkeit zu prüfen. Mit d'Andillys Tochter, Marie Angelica, legte sie 1654 in Port-Royal das Gelübde ab. Angelica hatte gesagt, wenn diese sie täusche, werde sie keine Dame mehr ins Kloster aufnehmen. Sie fand sich wirklich getäuscht; denn Anna Eugenie zeigte eine „Liebe zu der Armuth der Krippe und des Kreuzes Christi", welche alle Erwartung übertraf. Jede ihrer Bewegungen athmete die naivste Demuth.

Sie war unter den zwölf Ersten, welche der Erzbischof aus Port-Royal entfernte, ob sie gleich kein Amt hatte. Sie wurde auf die Bitte der Mutter La-Fayette in das Kloster der Heimsuchung nach Chaillot gebracht. So viel wir im Stande sind zu untersuchen, war diese dieselbe La-Fayette, welche sich aus dem vertrauten Verhältnisse Ludwigs XIII in ein Kloster flüchtete. Sie wurde von dieser mit aller Liebe empfangen, mit der offensten Theilnahme behandelt. „Der Fluß am Fuße von Chaillot, schreibt sie, machte, daß der Psalm Super flumina Babylonis mich ganz besonders erbaute. Ich konnte zu meinem Troste Port-Royal, wo mein Herz immer war, erblicken. — Da der Erzbischof mir bald auch das Sacrament verweigerte, überlegte ich, ob ich mich nicht in ein anderes Bisthum sollte versetzen lassen. Aber La-Fayette drang in mich zu bleiben; ich schlug mein neues Testament auf und fand: Gehet nicht von einem Hause ins andere. — Gott ließ mich erkennen, daß ich damit aus seinem Orden gewissermaßen in meinen eigenen treten würde. Er ließ mich erkennen, daß mein Verlangen, die Sacramente zu empfangen, ungeordnet sei, und daß ich ihm vielmehr ein Opfer bringen müsse, das um so größer sei, als meine anderen, da ich früher mich nur von den Creaturen getrennt habe, während ich mich jetzt selbst von Christo

trenne, um der Wahrheit und Gerechtigkeit unwandelbar anzuhängen."

Die edle La-Fayette starb im Januar. Aber ihre Behandlung blieb ihrem eigenen freundlichen Wesen entsprechend. Auch die berühmte Verfasserin der Memoires, Frau von Motteville, besuchte sie.

Ihr jüngerer Sohn, d'Epinoi, war erschüttert von des Vaters Tode in die Einsamkeit von Port-Royal eingetreten; er starb 1676 in den Armen Sacys. Aber ihr Herz hing an dem älteren. Nachdem auch sie nach Port-Royal d. Ch. versetzt war, erhielt sie einen Brief, welchen er den Wächtern gegeben hatte, ohne sie selbst sehen zu dürfen, worin er sie von dem völligen Ruin seiner Verhältnisse und von seinem Entschlusse in Kenntniß setzte, außer Frankreich ein Unterkommen zu suchen. Das gab ihr den Todesstoß. Bald darauf erkrankte sie schwer. Alles und vor Allem legte sie sich selbst „in die Arme des Kreuzes." Ein Brief von ihrem Sohne, der bezeugte, daß ihr Gebet um seine Bekehrung erhört sei, ließ sie ihre Schmerzen in der Wonne ihrer Seele vergessen.

Man hatte den Erzbischof für sie um die Sacramente gebeten; er machte unbedingte Unterschrift zur Bedingung. Sie getröstete sich Christi, welcher zwar den Schlüssel der Gewalt den Dienern der Kirche gegeben, sich selbst aber den Schlüssel Davids vorbehalten habe, so daß Niemand dem schließen könne, welchem er öffne, noch öffnen, wem er verschließe. Selbst der feindselige Bail gestand zwar Angelicas Thränen die heimliche Communion für sie nicht zu, versicherte aber, Gott werde ihr den Trost, welchen ihr die Kirche entziehe, doppelt ertheilen. — Er entlehnte von der Predigt eines Jesuiten ein Gleichniß, wie zwei Ziegen sich den Weg über ein schmales Brett lange mit den Hörnern streitig gemacht haben, bis eine endlich sich platt niedergelegt und die andere über sich habe wegsetzen lassen, um dann auch ihres Wegs zu gehen. „So müßt ihr es auch machen; auf der einen Seite steht der Erzbischof, auf der anderen ihr! die Demüthigung steht euch zu!" — Haben wir damit nicht die Wurzel der schönen Fabel von La-Fontaine?

So starb Frau von St. Ange den 13. December 1667 unter den Gebeten der Schwestern; der Geistliche weigerte sich, auch

nur ein Gebet für sie zu sprechen. Als man ihr gedroht hatte, sie in ungeweihter Erde zu begraben, sprach sie: Auch Christus ist in einem Garten begraben worden. Eine besondere Verehrung hatte Frau von St. Ange für den Schutzengel; sie theilte an die Glieder Port-Royals kleine silberne Engelsbilder [1]) zum Anhängen aus und Sacy verfaßte dazu ein Gebet: angele sancte patris summi qui semper adoras. Sie hoffte das letzte unblutige Opfer zu sein, welches in dieser Verfolgung geschlachtet würde, um von Gott den Frieden in der Kirche zu erlangen. — Schon als Gertrude ohne Sacramente starb, schrieb der Bischof von Alet: „Wie die Menschen das Licht, die Einflüsse der Wärme und Kälte nicht verhindern können, noch viel weniger können sie verhindern, daß die Sonne der Gerechtigkeit die Christo angetrauten Seelen erleuchte und erwärme. In dem Stücke ist die Wachsamkeit der Wächter schlafend, die Verwalter der Sacramente haben keine Gewalt. Christus ist trotz der Wächter und der Priester des Gesetzes glorreich aus seinem Grabe hervorgegangen. So wird Gott auch die heiligen Jungfrauen von Port-Royal aus dem Grabe ihrer Einsamkeit hervorziehen, trotz der Wächter und der Beraubung der Sacramente. Ich werde nicht erröthen für sie zu dulden, und es wäre mir nicht unangenehm, wenn dieser Brief bis in ihre Mauern dränge."

Da die Nonnen sahen, daß man sie schon als Todte, oder als Excommunicirte behandle, ließen sie sich durch die Drohung dieser Strafe nicht mehr abhalten, den Chorgesang wieder aufzunehmen, welcher ja eine ihrer wesentlichsten Verpflichtungen zum Lobe Gottes war. Da auf die Conversen sich die „Verpflichtung zum Meineide", d. h. zur Unterschrift, nicht erstreckte, erhielten sie die Sacramente. Dieses veranlaßte einige Nonnen, welche ein besonderes Verlangen darnach trugen, in Conversenkleidung dem Altare zu nahen. Hamon rechtfertigte in einem Aufsatze diesen frommen Betrug, der Priester aber nahm davon Veranlassung auf Agnes die Worte von St. Chrysostomus anzuwenden: Kein Judas, kein Geiziger, keine unreine, verdorbene Person nahe dem Altare. — Dagegen lehnten die Nonnen den Vorschlag, daß man ihnen in Briefen geweihte Hostien schicken wolle, als abergläubisch ab. Da-

1) Sie schenkte dem Kloster auch ein Christuskind von Poussin, welches auf 2000 Livres geschätzt wurde.

mals war es, daß der getreue Beichtvater der Nonnen selbst im Winter Abends von Paris oder von Gif ausging, und zu verabredeter Stunde der Nacht sich einstellte. Er setzte sich dadurch nicht nur der Bastille, sondern welchem Spotte aus, wenn er in dieser Lage gefangen wurde!

Der Verlauf dieser drei bis vier Jahre ist sehr einförmig. Er gleicht der Blokade eines von Natur uneinnehmbar festen Platzes, wo es sich nur um den Versuch, alle Zufuhr abzuschneiden, handelt. Der Garten war eigentlich das Schlachtfeld; der Besuch desselben war bei der Sumpfluft des Thales für die Gesundheit nothwendig; man wollte die Erlaubniß dazu an das Versprechen knüpfen, daß die Nonnen keine Briefe über die Mauer würfen. Sie verweigerten es, erhielten aber die Erlaubniß doch. Als 1667 der König nach Brabant ausrückte, zog er alle seine Garden an sich; als diese durch Bewaffnete des Grand-Prevot, also der Municipalität von Paris, ersetzt wurden, faßten die Nonnen den kühnen Entschluß, die Klausur durch einen kühnen Streich wieder herzustellen und den Wächtern das Eindringen in den Garten unmöglich zu machen. Sie errichteten selbst hinter den beiden Thoren des Gartens hohe Barrikaden, welche natürlich von den Soldaten sogleich ohne Blutvergießen zerstört wurden.

Motive und Folgen dieses Widerstandes.

Bei allen diesen Oppositionen und Appellationen wurden die Nonnen durch ihre Freunde, besonders durch Ste. Marthe, Pontchateau, Dr. Arnauld berathen und ihnen dieses Verfahren zur Pflicht gemacht. Angelica schreibt an diesen, Leiden und Verfolgung sei ja ein Segen von Gott, sie betrachten es als eine außerordentliche Einnahme, welche Gott ihnen außer dem reichen, alten Grundstocke zufließen lasse. Nur weil man es ihnen als eine Pflicht darstelle, das Recht ihrer Corporation und das Eigenthum Christi zu vertheidigen und dem Unrechte zu widersprechen, thun sie es, zumal ihnen der Segen einer doppelt schweren Verfolgung aus diesem Widerstande entspringe. Sie halten aber dafür, alle persönlichen Kränkungen ohne allen Widerspruch zu ertragen, sei ihnen vergönnt.

Als Arnauld Hoffnung faßte, durch Unterhandlungen eine Hinterthüre zu öffnen, wodurch die Wahrheit und Port-Royal

zugleich gerettet werden könnten, mahnte er von diesem protestirenden Verfahren ab. Darauf schreibt ihm Angelica (wohl nicht Agnes): „Ich muß mich falsch ausgedrückt haben, da ich Ihnen Veranlassung gegeben habe, zu glauben, als hätten wir Eifer für alle diese Acten, Proceduren und Formalitäten, wozu wir uns doch nur entschlossen haben, weil man es uns als Pflicht vorstellte. Ich habe alle Tage Motive und Gründe zu suchen, um mir zu all diesen Acten des Widerstandes eine andächtige Stimmung einzuflößen. Wir werden uns glücklich schätzen, dieser Last enthoben zu sein und nur stillschweigend zu dulden zu haben; nur daß man darüber nichts dem Grunde selbst Nachtheiliges thun müsse und nicht von irgend einer Unterschrift spreche. Darauf beharre ich so fest, als auf Erhaltung meines Hauptes, welches mein Glaube und mein Gewissen ist. In Allem, was das Zeitliche anbelangt, habe ich so sehr Furcht, wir möchten, während wir die Interessen Christi zu behaupten gemeint sind, da all unser Gut ihm gehört, unvermerkt den Gegenstand wechseln, weil unser Privatinteresse dabei mit unterläuft. Daher werde ich immer bereit sein, darin Rath anzunehmen. Denn ich mache jeden Schritt nur zitternd den Anderen nach, welche Sie besonders während unserer Abwesenheit geleitet haben und welche sehr darauf eingegangen sind. Diese sind es, welche jetzt in diesen Angelegenheiten am schwierigsten sind, und ich frage Sie um Rath, nur um ihren Vorschlägen zu antworten, welche sie ohne Weiteres zum Beschluß erheben würden, wenn man ihnen nicht bessere Gründe entgegen zu stellen hätte. — Die Geister sind nicht mehr dieselben, wie früher. Es ist, wenigstens bei Einigen, ein großer Unterschied. Der blinde Gehorsam hat seinen Credit verloren (also auch gegenüber den früher etwas aristokratisch leitenden Nonnen, besonders den Arnauld); indem man (der Erzbischof) sein Gebiet zu weit ausdehnen wollte, hat man ihn in vielen Stücken aus seinen gerechten Ansprüchen verdrängt. Die Neigung dazu ist ganz natürlich, und wenn eine günstige Gelegenheit dazu kommt, so ist die Versuchung groß, und es ist schwer, einen Vogel, der aus dem Käfig entflohen ist, wieder zu fangen. Ich drücke mich nicht recht aus und corrigire mich; denn es möchte scheinen, als klagte ich eine an, sie wolle das Joch des Gehorsams abschütteln, was nicht der Fall ist. Ich will damit nichts Anderes sagen, als daß, bei

der natürlichen Neigung des Menschengeistes, die Freiheit zu lieben und seinem eigenen Urtheile nach zu leben, viel Mühe und lange Erziehung nöthig ist, es zu einer Einfalt und Gelehrigkeit zu bringen, welche in dem Hause immer außerordentlich war. Als aber die Gelegenheit nöthigte, die Augen mehr zu öffnen und sich mehr selbst zu lenken, konnten Diejenigen, welche mehr durch Gewohnheit, als Tugend in dieser Verfassung waren, beinahe nicht mehr darein zurückkehren und halten es sogar nicht für nützlich. Alles, was ich fürchte, ist, daß, da dieses das gerade Gegentheil von dem früheren Verhalten des Hauses ist, es auch den Geist bald umwandle. Man darf jedoch nichts übertreiben; was ich sage, bezieht sich nicht auf Viele, aber es giebt Einige, welche es den Anderen mittheilen können."

Damit sehen wir die Wunde aufgedeckt, welche die Verfolgung Port-Royal im Herzen geschlagen hatte. Die jüngere Angelica steht zwischen der ersten und letzten Generation. Ihr Charakter verleugnet die Verwandtschaft ihrer großen Namensschwester nicht. Aber ihre Phantasie ist reicher, ihrer Feder stehen mehr Gedanken zu Dienst. Darin gleicht sie den Männern der zweiten Epoche. — Arnauld aber, wir dürfen es nicht verschweigen, steht mit seiner Anleitung zu dem formellen, halb advokatischen, halb diplomatischen Widerstande unter den Verstörern des alten Port-Royal.

Angelica klagte, daß ein so gutes Schwert, wie das ihres Oheims, nur damit beschäftigt sein sollte, ihre Sache zu verfechten, statt sich gegen die unsichtbaren Feinde des wahren Friedens, gegen die Irrthümer, Misbräuche und Sünden in der Kirche zu wenden. — In Betreff Arnaulds ist wohl nicht zu bedauern, daß er so in den Strom der Polemik geworfen war; seine Natur ist polemisch. Angelica selbst erkennt das; sie wünscht ihm nur freiere Hand zum Kampfe. Das Schwert stand ihm handgerechter, als die Kelle zum Bau des Heiligthums, ob er gleich Beides führte.

Nicole.

Arnauld hatte während dieser Verfolgung einen Mann zum unzertrennlichen Genossen, Mitarbeiter, Mitkämpfer, welcher die

zweite Periode Port-Royals [1]) entschieden personificirt, Nicole, einen Mann von vielem Talente, aber ohne Genie, sehr fruchtbar, ohne schöpferisch zu sein, einen Verfechter der Bischöfe, ohne etwas von dem mystisch-hierarchischen Sinne St. Cyrans zu haben. Sein Gedächtniß wurde als ein Wunder betrachtet; in höherem Alter gestand er seinen Freunden, daß er von dem, was er in seiner Jugend gelesen hatte, nichts vergessen habe. Der Mangel an Phantasie macht seine Schriften etwas trocken, dafür fehlte es ihm weder an feiner Beobachtungsgabe, noch an Raisonnement. Nachdem die lange Erörterung alle Fragen, und noch mehr die Köpfe und Leidenschaften verwirrt hatte, so brauchte es einen etwas prosaischen Logiker, sie unter ein „entweder, oder" zu bringen.

Sein Vater war als Redner und Humanist unter den Mitgliedern des Parlaments in Chartres und Paris ausgezeichnet. Wegen der Schlüpfrigkeit seiner Gedichte suchten der Sohn und die Tochter, welche Nonne in Port-Royal war, den Verleger von einer neuen Auflage abzubringen. Man hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß von mehreren Vätern oder Großvätern der Männer von Port-Royal berichtet wird, sie haben zu den Ersten gehört, welche in reiner französischer Sprache schrieben. Port-Royal hat dadurch für Frankreich eine ähnliche Bedeutung, wie Luther und die Reformation für Deutschland. Voltaire nennt — ob er gleich charakteristischer Weise die Jahreszahl dazu falsch angiebt — das Erscheinen der Provinzialbriefe „die Epoche der Fixirung unserer Sprache."

Sein Vater sah bei seiner etwas freien Gesinnung den geistlichen Stand als eine reich belohnende Laufbahn für einen talentvollen Mann an und schickte seinen vierzehnjährigen Sohn nach Paris, wo er unter Ste. Beuve und le-Moine [2]), dem Verfasser der devotion aisée [3]), studirte. Zuvor hat auch dieser ausge-

1) „Nicole, welcher St. Cyran nicht gesehen hat", sagte Ste. Beuve mit feinem Nachdruck öfters zu mir.

2) Diese beiden Lehrer polemisirten gegen einander. Ste. Beuve schloß sich in der Lehre von der Gnade an Augustin an, suchte aber die anstößigen Folgerungen und harten Ausdrücke zu vermeiden. Er befliß sich, den Unterschied unter Augustins und der protestantischen Lehre hervorzuheben, weil man ihm Annäherung an diese zum Vorwurf machte. Le-Moine unterschied die „Gnade der That" von der „Gnade des Gebets", er behauptete, diese sei nur hinreichend (sufficiens), jene immer wirksam (efficax).

3) Siehe darüber mein „Pascals Leben" Seite 147 und 296.

zeichnete Schriftsteller die von Rousseau für alle Söhne verlangte Erziehung, wie Pascal, genossen, indem er von seinem Vater selbst unterrichtet wurde. Die Plane des Vaters scheiterten aber in Betreff der Laufbahn seines Sohnes; denn sein Sohn blieb Zeit Lebens Baccalaureus; er verzichtete sowohl auf den Stand eines Licentiaten, als eines Doctors, wohl um nicht die Verdammung Arnaulds zu unterschreiben. — Charakteristisch ist, daß er, 20 Jahre alt, gegen die Schrift von Barcos de la grandeur de l'église Romaine einen Aufsatz schrieb; Barcos war ganz vom alten Port-Royal. Auch dedicirte er dem Inquisitor St. Cyrans, Lescot, als dem Bischofe seiner Vaterschaft, seine Dissertation.

Besonders durch seine Tante, die nachmalige Äbtissin Suireau, durch Singlins Predigten, durch ein Verlangen nach (doch wohl mehr literarischer) Zurückgezogenheit wurde er an Port-Royal gebunden. Er war unter der Oberleitung Wallons von Beaupuis, einer der Lehrer bei den ersten Schulen, welche in der Nähe von Port-Royal d. P., in der Rue d'Enfer, gegründet wurden, wo Lancelot, Guiot und Contes de Beauvais jeder nur vier Knaben alle Zeit bei sich hatten.

Dieser Unterricht gab die Veranlassung zu der Logique, ou l'art de penser. Es sind die Grundsätze, wornach Nicole besonders le Nain de Tillemont unterrichtete. Arnauld, mit welchem er Rücksprache darüber genommen hatte, sagte einmal im Gespräch mit dem jungen Honoré d'Albert, Herzog von Chevreuse, er mache sich anheischig, ihn binnen vier oder fünf Tagen Alles zu lehren, was die Logik Nützliches enthalte. Aufgefordert, dieses Wort zu halten, schrieb er den Aufsatz nieder, welchen er zwar nicht an Einem Tage fertig machte, wie er geglaubt hatte, und der nachher noch mannigfaltige Zusätze erhielt.

Nicole zog sich um 1650 einige Zeit in die Einsamkeit von Port-Royal d. Ch. zurück, wo er in Gebet und Studien im vertrauten Umgange mit der h. Schrift, den Kirchenvätern und Einsiedlern sich namentlich auch der Kirchengeschichte widmete. Diese Kenntniß und sein gutes Latein machten es Arnauld wünschenswerth, in dem Kampfe, welchen er von seinem Verstecke aus mit den Jesuiten und der Sorbonne ausfocht, Nicole zum Bundesgenossen sich genau zu verbinden. Daher hatte dieser beinahe an allen Schriften, welche seit 1654 in den Angelegenheiten des

Jansenismus ausgingen, seinen Antheil. „Dieser bestand darin, daß er seinen Rath gab, wenn man ihn verlangte, daß er die Schriften durchsah und corrigirte, daß er Entwürfe machte, welche Andere ausführten, oder beendigte, was Andere entworfen hatten, besonders darin, daß er in den Unterredungen des Tags mit Arnauld den Plan der Werke machte, welche zeitgemäß wären. — Terenz war ihm das Muster eines Schriftstellers. Es ist im Einzelnen bekannt, welchen Antheil Nicole an den „kleinen Briefen", an den Pamphlets Pascals, an der Abfassung der Provinzialbriefe nahm, welche er auch unter dem Namen Wendrock ins Lateinische, als in die Universalsprache, übersetzte und mit Noten begleitete. Auch die von den Pfarrern mehrerer Hauptstädte und Provinzen eingereichten Schriften gegen die verdorbene Moral der Jesuiten verfaßte er zum Theil. Nicole beutete den Gedanken der ersten Provinzialbriefe, daß es nicht ein Streit um Theologie, sondern nur unter Theologen sei, auf eine etwas pedantische Weise aus, indem er seit 1664 in seinen Imaginaires zu beweisen suchte, der Jansenismus sei nicht sowohl eine reelle, als eine blos eingebildete Ketzerei, ein Phantom, das nirgends existire; die Sache des Formulars sei daher eine ganz unbedeutende, welcher man nur aus Leidenschaft eine große Bedeutung andichte [1]). Seit December 1665 schlossen sich daran die Visionaires an, worin er Desmarets, welcher gegen Port-Royal geschrieben hatte, des Fanatismus bezüchtigt. Dieser erhob die mystische Theologie und die Geistigkeit. Nicole, der nichts weniger als mystische Nicole, hielt seinem falschen Mysticismus den wahren eines St. Bernhard, Bonaventura, der „Nachfolge Christi" entgegen. Das Heer von 144,000 Schlachtopfern, wovon unter Anderem Desmarets phantasirt hatte, bot Nicoles Witz einen geeigneten Angriffskörper dar. Mit demselben würde Ludwig XIV in Europa die Ketzerei ausrotten und die Mohamedaner bekehren, verkündigte der phantastische Gegner

1) Es heißt: „Eine Idee Pascals gab Veranlassung zu den Imaginaires. Er hatte eine kleine Schrift unternommen, um die Welt über viele Vorurtheile zu enttäuschen, womit man sie in Betreff dieser Streitigkeiten täuschte. Er theilte es Nicole mit. Dieser machte darauf aufmerksam, daß er das Hauptvorurtheil vergessen habe, daß man sich nämlich daran gewöhnt habe, die Formularfrage als sehr wichtig anzusehen, während sie doch nur eine Kleinigkeit sei, welche die interessirten Parteien so darstellen. Deshalb ließ Pascal seinem Freunde darin freie Hand."

Port-Royals. — Da Desmarets früher sich auch mit einer Art von Romanen und Theaterstücken befaßt hatte, so zog Nicole auch diese vor seinen Richterstuhl. Er sagt:

„Die Eigenschaft eines Romanschreibers und Theaterdichters ist nach dem Urtheile der rechtschaffenen Leute nicht gar ehrenwerth, aber abscheulich, wenn man sie nach den Grundsätzen der christlichen Religion und nach den Regeln des Evangeliums betrachtet. Ein Romanenmacher, ein Theaterdichter ist ein öffentlicher Giftmischer, zwar nicht für die Leiber, aber für die Seelen der Gläubigen; er muß als einer Unzahl geistiger Todschläge schuldig angesehen werden, welche er entweder wirklich verübt hat, oder doch verursachen konnte. Je mehr er Sorge trägt, die verbrecherischen Leidenschaften mit einem Schein der Anständigkeit zu bedecken, desto gefährlicher hat er sie gemacht und desto fähiger, einfältige, unschuldige Seelen zu betrügen und zu verderben." Dadurch fand sich nun Racine, der Schüler Port-Royals, gekränkt und veröffentlichte einen Brief über Port-Royal, welcher seinem Herzen und seiner Pietät weniger Ehre macht, als seinem Geschmacke. (Siehe Beilage XXVII.)

Die Kritik der foi humaine des Erzbischofs von Paris (siehe Beilage XIX), die Apologien der Nonnen und der Bischöfe, welche die fünf Sätze nicht als Jansens Lehre verdammen wollten, wie Pabst und König geboten, beschäftigten Nicole vollauf. Zwar hatte er jetzt schon dem Wunsch, sich aus diesen Streitigkeiten herauszuziehen, Gehör gegeben; allein der Bischof von Alet hatte ihm seine Verpflichtung streng eingeschärft. Zu Ende des Jahres 1666 hatte ein Theologe dem Könige in Fontainebleau einen Aufsatz übergeben, um ihn zu bewegen, den genannten Bischöfen den Proceß zu machen. Der Aufsatz sollte in Eile widerlegt werden; Nicole reiste unter einem fremden Namen hin; da er aber keinen Raum in einem Gasthause fand, schrieb er die Nacht über auf einem kalten Speicher die Widerlegung, nachdem er sich ein wenig auf Stroh ausgeruht hatte. Den anderen Morgen sandte er an Le-Tellier Antwort auf diesen Aufsatz, welchen er Abends erhalten hatte.

Allein es genügte nicht, daß Nicole gegen den Erzbischof, gegen Romanschreiber und Theaterdichter, gegen Jesuitenmoral

schrieb, er sah sich auch noch in Polemik gegen die Protestanten verwickelt.

Die katholische Kirche Frankreichs hatte seit dem Anfange des Jahrhunderts sich an der Lehre vom Sacramente der Messe wieder in ihrem Bewußtsein aufgerichtet; Port-Royal hatte an dieser Richtung Theil genommen, die Nonnen durch Adoptirung des Sacramentsordens mit beständiger Anbetung des Hochwürdigsten, die Theologen durch den Kampf gegen leichtsinnigen Misbrauch damit. Schon Le-Maitre hatte zur Erbauung der Einsiedler und Nonnen aus den Vätern Stellen ausgelesen, welche der „Offiz des h. Sacraments", einem in Port-Royal so fleißig gebrauchten Buche, angehängt werden sollten. Der Herzog von Luynes übersetzte das Ganze aus dem Lateinischen ins Französische; Nicole machte eine Vorrede, worin er die leichteste Methode lehrte, die Ketzer, d. h. Protestanten, zu überführen, daß die Lehre der Kirche über das Abendmahl sich nie verändert habe. Diese Vorrede wurde zwar nicht mitgedruckt, da man einem Erbauungsbuche nichts Polemisches beifügen wollte, aber eines der handschriftlichen Exemplare fiel in die Hände des unglaublich thätigen reformirten Theologen Claude, welcher eine sinnreiche Widerlegung schrieb. Darauf [1]) ließ Nicole seinen vermehrten Aufsatz 1664 unter dem Titel: La perpetuité de la foi de l'église catholique touchant l'eucharistie drucken, was man gewöhnlich die „kleine perpetuité" nennt. Claude antwortete darauf 1665 mit einem Quartbande, welcher 1668 schon die siebente Auflage erlebte. Mehrere Bischöfe beklagten sich, daß man die Veranlassung zu diesem Buche gegeben habe, worüber die Protestanten triumphirten. Nicole suchte den Schaden wieder gut zu machen, indem er den Plan zu einem größeren Werke entwarf, dessen Ausführung aber nur ruhigere Zeiten möglich machen konnten.

Arnauld und Nicole lebten bald in der Straße St. Avoie in der Pfarrei von St. Merry in Paris, bald in dem nahen Chatillon bei Varet, dem Verfasser der Geschichte des Kirchenfriedens, verborgen. Sie befolgten hier ungefähr die nämliche Lebensweise, wie in Port-Royal, indem sie sich nur Morgens in der Messe, einige Male des Tags zum gemeinschaftlichen Sprechen

1) Nicole polemisirte zugleich gegen Aubertins eucharistie de l'ancienne église, welche 1664 zum zweiten Male erschien.

des Breviers und über Tisch sahen, worauf sie sich noch eine halbe Stunde besprachen, um wieder allein zu arbeiten.

Die Herzogin von Longueville nahm um 1666 Arnauld, Nicole und Lalane in das von ihr angekaufte Hotel d'Epernon in Paris auf. Indeß lebten sie, das erste Halbjahr ausgenommen, immer auf eigene Verköstigung. Die Herzogin war damals durch den Schadenersatz für die Bürgerkriege sehr in Anspruch genommen, und vielleicht wäre ihr diese neue Ausgabe ungelegen gewesen. Denn sie wurde leicht überdrüssig und ging schnell von einem großen Verlangen die Leute zu sehen, zu einer großen Abgeneigtheit über. „Man subsistirte wie man konnte von Bücher schreiben, sagt Nicole. Die Apologieen der Nonnen trugen 5000 Franks ein, die Imaginaires die Hälfte." Viele Leute glaubten, Nicole bereichere sich mit Arnaulds Arbeit, indem er Nutzen aus der Perpetuité ziehe; und er duldete das Alles [1]). Die Nonnen hatten vor der Gefangennehmung Arnauld einige Kisten mit Papieren anvertraut; daraus wurden die Constitutionen von Port-Royal und andere Traktate herausgegeben. — Jeden Abend unterhielten sie eine Stunde die Herzogin. Arnauld schlief oft ein, nachdem er seine Kniebänder hatte hinabgleiten lassen, ce qui la faisait un peu souffrir, sagt Racine. Seine Naivität war groß. Als man ihm einmal den Arzt rief, sagte dieser, man halte eine Schrift für die Nonnen für Sacys Werk, aber dieser schreibe nicht so gut, es müsse von Arnauld sein. Arnauld vergaß sein strenges Incognito und rief: nein, sein Neffe schreibe besser als er. — Nicole war artiger und besser gelitten bei der Herzogin. — Unter dem Schutze der Herzogin in ihrem Hotel wurden gelehrte Versammlungen gehalten, um ein längst im Landhause des Herzogs von Luynes besprochenes und begonnenes Werk zu fördern.

Die Übersetzung des Neuen Testaments.

Auch hier kommen wir zuletzt auf die Vorarbeiten des verstummten Redners Le-Maitre zurück. Er war schon damit beschäftigt, als 1655 die Klerusversammlung, durch die reformirten Bibelübersetzungen dazu genöthigt, den Wunsch aussprach, es

1) Von den Traités de piété, wohl Hamons Werk, löste man 1600 Franks, Nicole gab sie Arnaulds Secretair, Guelphe, der sie mit etwa 4000 Franks von Arnauld so anlegte, daß sie in einem Bankerott verloren gingen.

möchte auch von katholischer Seite für eine ordentliche Übersetzung des neuen Testaments gesorgt werden. Sie hatte die Sorge dafür Marca übertragen, und dieser wandte sich an den Port-Royal befreundeten Erzbischof von Sens, Gondrin, um durch ihn die Männer, welche am besten der französischen und der alten Sprachen zugleich Meister wären, für diese Arbeit zu gewinnen. Gondrin antwortete aber, die Versammlung, welche diese Männer schon so verfolgt habe, würde denselben doch keinen Schutz gewähren, wenn sie, wie vorauszusehen war, um dieser Arbeit willen neue Verfolgung zu erdulden hätten.

Dieser Vorgang ermunterte jedoch Le-Maitre zur Wiederaufnahme seiner Arbeiten, welche nach seinem Tode (1658) das Erbe seines Bruders Sacy wurden. Er gab 1665 zuerst das Evangelium Matthäi, mit den Homilien von Chrysostomus darüber, unter dem Namen Marsilly. — Die Übersetzung des ganzen neuen Testaments war aber die Arbeit einer ganzen Akademie, wobei die Freunde Port-Royals verschiedene Handreichung thaten: namentlich Sacy, sein Freund Fontaine, Arnauld, Nicole, Pontchateau, Ste. Marthe, de Lalane, der fromme Graf Troisville (sprich Trêville), welcher der französischen Sprache sehr Meister war und besonders den Styl kritisirte. (Der Tod der Henriette von England, erster Frau von Monsieur Bruder Ludwigs, hatte ihn tief erschüttert.) Die Arbeit war auch ganz von vorn anzufangen, da Le-Maitre nur die Geschichtsbücher und eigentlich nur die Vulgata übersetzt hatte; man entschloß sich auf den Grundtext zurückzugehen — schon ein Grund, dem Werke das Misfallen Roms zuzuziehen. Der Eine nahm es auf sich Chrysostomus und die griechischen Väter zu lesen, ein Anderer Augustin und die übrigen lateinischen Väter, ein Dritter die orientalischen Übersetzungen, ein Vierter die Kritiker und neuen Ausleger. Die mit dieser Beihülfe abgefaßte Übersetzung wurde wieder erörtert, sowohl ihrem Gehalte, als ihrer Form nach.

D'Andilly, Lancelot und besonders Sacy waren gegen diese stylistische Akademie, sie fürchteten die Einfalt des Textes möchte darunter leiden. Dieser Widerspruch wurde entschiedener, als Sacy durch seine Gefangenschaft im Märtyrerglanze dastand und seine Übersetzung als heilig und unantastbar erschien. D'Andilly sprach sich darüber gegen Arnauld aus: „Das Evangelium, sagt er, ist

nur geschrieben, um unser Herz zu verändern, und je weniger wir es durch künstlich gewählte Worte und durch zu große Feinheit in den Ohren festhalten, desto mehr Kraft wird es haben. Erhaltet unseren Schwestern (den Nonnen in P.-R.) die Übersetzung ihrer Väter, erlaubt nicht, daß sie durch eine fremde Hand geändert werde. Sie lasse uns unsere Übersetzung und mische sich nicht ein, um uns etwas Gutes zu erzeigen, welches wir für ein Übel ansehen." — D'Andilly glaubte, der Einfluß von nicht entschieden frommen Männern, dazu von Laien, werde dem Werke Segen und Salbung rauben. Er wollte eine lautere Übersetzung von Port-Royal. Überdies glaubte er gewiß zu sein, daß Sacy gegen dieses Verfahren sich aussprechen würde, ja sich ausgesprochen habe.

Darauf erwiderte ihm sein Bruder, Dr. Arnauld: „Deine Gründe gegen die Verbesserungen haben mir viel Schmerz verursacht, da ich darin gewisse Gefühle bemerkte, welche mir um so menschlicher erschienen, als sie mit der höchsten Geistigkeit bedeckt sind. Ja, mein theurer Bruder, ich kann es dir nicht verbergen, mein Herz wird durchbohrt beim Anblicke, daß man uns gar zu menschlich liebt, daß man in unseren Personen das „ich bin Paulisch, ich aber Apollisch" wiederholt, was der Apostel so nachdrücklich verdammt. Werden wir wohl am Lesen des Evangeliums darum Geschmack haben, weil die Übersetzung von Diesem oder Jenem ist? Ist die Rücksicht auf Menschen nöthig, damit wir Ehrfurcht für die Worte des h. Geistes haben? — Du glaubst unser Gehülfe (du Bois, Freund von Troisville) sei, weil er sich noch nicht der Selbstheit entschlagen habe, nicht im Stande, die Übersetzung Derer zu verbessern, welche darnach trachteten, sie nur aus der Liebe Christi und aus der Übung des Evangeliums zu schöpfen, er könne nur verderben, er werde die Sprache von Weltdamen einmischen und den Worten des h. Geistes das Aussehen weltlicher Beredtsamkeit geben. Allein wir sollen nicht so fertig über die Frömmigkeit eines Anderen aburtheilen. So verehrungswürdig die Frömmigkeit ist, so folgt daraus doch nicht, daß der Frömmere auch immer bessere Ausdrücke und Worte finden werde, als ein weniger Frommer, um den Sinn des h. Geistes in Vulgärsprache auszudrücken. Die Kirche in ihrer größten Reinheit war nicht dieser Ansicht, sie glaubte nicht, daß eine starke Chri-

stenliebe zu einer einfachen Schriftübersetzung nöthig sei; denn sie hat mehrere Jahrhunderte die Bücher der h. Schrift in der Übersetzung Theodotions gelesen, welcher aus seinem angestammten Judenthume unmittelbar in die Ketzerei der Marcioniten übergetreten war. — Man kann nicht blos zu nachgiebig und zu demüthig sein, auch die Eigenliebe hat ihren gefährlichen Abhang. Haben wir nicht zu fürchten, wir möchten zu sehr an unserer Ansicht hängen, zu sehr in unsere Arbeit verliebt sein? wir möchten das zu hoch halten, was wir mit vieler Sorgfalt und Mühe zusammen gemacht hatten? wir möchten es beinahe für unmöglich halten, daß Andere vernünftiger Weise etwas dagegen könnten einzuwenden haben? Wie leicht könnten wir geringschätzig von Denen urtheilen, welche nicht besonders mit uns verbunden sind, als nicht de semine virorum illorum per quos salus facta est in Israel! Könnten wir nicht leicht meinen, da man uns als Leute ansieht, die nicht übel schreiben, so sei es schwer, uns etwas in der französischen Sprache zu lehren, das wir nicht schon wüßten? Ist das Alles nicht eben so sehr zu fürchten, als eine übermäßige Nachgiebigkeit? — Vor Allem aber, mein theurer Bruder, bitte ich Sie zu betrachten, daß wie es Ordensglieder giebt, welche für sich sehr arm sind, aber doch vor Gott für Reiche gelten, wegen ihres Verlangens, ihr Kloster zu bereichern, daß gleichermaßen große Gefahr ist, daß Personen, welche für sich sehr demüthig sind, die Frucht ihrer Demuth durch eine geheime Eitelkeit verlieren, welche sie in ihre Berather oder in die Corporation setzen, welcher sie angehören. Denn da die Liebe uns mit den Personen, welche wir lieben, Eins macht, so kann unsere Eitelkeit eben so viel Nahrung aus der wohlgefälligen Betrachtung ihrer Vorzüge schöpfen, als wenn diese die unsrigen wären. Daraus können Urtheile entspringen, die wir zu Gunsten unserer Freunde fassen, welche zwar unsere persönliche Neigung entschuldigt, die Wahrheit aber nichts desto weniger verurtheilt. So werfen Sie du Bois vor, daß er die Bastille für nichts achte (daß er für den Gefangenen keine Ehrfurcht bezeuge); Gott weiß, welche Verehrung ich für die Tugend und die Frömmigkeit dieses theuren Gefangenen Christi, und welche Achtung ich für seine Bande habe; allein ich gestehe Ihnen, ich bin nicht geistig genug, um einzusehen, daß die Bastille etwas ausmache, um zu beur-

theilen, ob eine Rede, deren Glieder gebrochen und ohne Verbindung sind, der Einfachheit des Styls des Evangeliums, welcher voller Verbindungen ist, angemessener sei, als eine nicht so abgebrochene, oder um unter zwei Ausdrücken zu unterscheiden, welcher auf eine einfachere und natürlichere Weise den Sinn des h. Geistes ausdrücke. Welche Rücksicht ist man einerseits nicht einer Person von so großem Verdienste schuldig, deren Tugend von Gott durch eine so große Vergeltung gekrönt ist, indem sie allein würdig erachtet wurde, für seinen Namen zu dulden und die Eigenschaft des gebundenen Christi zu tragen! Heißt es aber andererseits nicht seine Freunde zu menschlich lieben, wenn man das, was sie verlangen (d'Andilly war der Meinung, Sacy sei gegen diese Verbesserungen seiner Arbeit), dem vorzieht, was sie verlangen sollten und was sie ohne Zweifel verlangen würden, wenn sie über den Thatbestand besser unterrichtet wären? Heißt das für ein so heiliges Werk, wie die Übersetzung der h. Schrift ist, alle schuldige Achtung haben, wenn man sich an menschlichen Rücksichten aufhält und deshalb das Mangelhafte nicht wegnimmt?"

Arnauld zeigt schließlich, daß auch gar kein Grund vorhanden sei, eine Verschlechterung der Arbeit durch diese gebildeten Männer zu befürchten, da diese ihm und seinen Freunden nur als ein gutes lebendiges Wörterbuch dienen und so der Endentscheid von ihnen ganz unabhängig bleibe.

Sacy über Bibelübersetzung und Erklärung.

Sacy beschäftigte sich während seines übrigen Lebens hauptsächlich mit Erklärung der h. Schrift[1]). Es genügte ihm nicht, sie übersetzt zu haben. Auch hier erkennen wir seine mittlere Stellung zwischen protestantisch-evangelischer und römisch-katholischer Kirche. Die Schrift ohne Erklärung schien ihm zu schwer für die Mehrheit der Christen, wie Hieronymus, darin sein Vorgänger sagte, es sei schwer in das Heiligthum der Schrift einzugehen, wenn uns nicht Jemand an der Hand leite. „Dazu, sagt Fontaine, scheint Sacy in unserem Jahrhundert von Gott erweckt worden zu sein; er hat den Schlüssel zu dieser Pforte auf der Morgenseite erhalten, wovon Ezechiel spricht, von wo wir das

1) Siehe Beilage L.

wahre Licht erhalten, um in diesen heiligen Tempel einzugehen und die Hüllen aufzudecken, welche das alte Testament von allen Seiten bedecken."

Fontaine erzählt uns eine Unterredung, welche er kurz vor Sacy's Tode mit diesem über seine Übersetzung und Erklärung der Schrift gehabt hat. „Es befremdet mich nicht, sprach Sacy, „daß Viele diese Übersetzungen und Erklärungen lieben. Ich fürchte, sie thun es, weil dieselben von der Art sind, daß sie sie ohne Mühe verstehen können und daß ihre Wißbegierde dadurch mit geringem Aufwand (von Mühe) befriedigt werden kann. Sie suchen diese Bücher hauptsächlich, weil sie in der Schrift nun nicht mehr dieselben Schwierigkeiten finden. Sie lassen es sich gern gefallen, die Wahrheiten und die Mysterien selbst nicht zu verstehen; aber sie können die dunkle, verworrene Sprache nicht ertragen, deren sich der h. Geist bedient, um sie ihnen vorzulegen, wenn sie nicht mehr als gewöhnlichen Glauben, Gottesfurcht und Unterwürfigkeit haben. So sind sie denn froh, in meinen Übersetzungen eine neue Klarheit zu finden, wodurch sie von den Finsternissen befreit werden, welche früher so ärgerlich und unangenehm für ihren Stolz und ihre bloße Wißbegierde waren, welcher der h. Geist nicht schmeicheln, sondern welche er durch seine Worte bekämpfen und heilen wollte." — „Vielleicht thue ich damit etwas gegen Gottes Absichten, fuhr Sacy fort. „Ich habe versucht, der h. Schrift die Dunkelheit und die Starrheit zu benehmen, während es doch bisher Gottes Wille war, daß sein Wort in Dunkelheiten gehüllt sei. Habe ich nicht zu fürchten, daß ich den Absichten des h. Geistes widerstand, indem ich versuchte, eine deutliche und vielleicht in Betreff der Reinheit der Sprache und Grammatik genaue Übersetzung zu geben? [1]) Gott ist mein Zeuge, wie sehr ich dabei weltlichen Schmuck verabscheute. Aber verdiene ich nicht dennoch Tadel, indem ich dem h. Geist eine andere Sprache lieh, als die, welche er durch die kanonischen Schriftsteller sprechen wollte und auf eine andere Weise, als die, welcher sich die Übersetzer der h. Schrift vor mir bedient haben. Man fand bisher darin

1) Allerdings wird noch heut zu Tage, namentlich von den Evangelischen, diese akademische Stylisation der Übersetzung Sacys als Vorwurf angerechnet.

schlechte Worte, schlechte Redensarten; habe ich wohl gethan, indem ich diese scheinbaren Fehler zu vermeiden suchte, welche Vielen dagegen Abneigung einflößen können? Habe ich nicht Grund zu zittern, wenn ich, nachdem der h. Geist bisher die Regeln der Grammatik offenbar verachtet hat, ihn denselben unterstelle, indem er mit den Menschen spricht. Ich sehe in der h. Schrift, daß das Feuer, welches nicht aus dem Heiligthum kam, unheilig und fremd war, ob es gleich heller sein mochte, als das des Heiligthums. Habe ich nicht gleichermaßen zu fürchten, daß die Weisen, die Orakel Gottes auszudrücken, welche mit den seinigen nicht übereinstimmen, als unheilig (profan), als seinen Absichten und der ihm schuldigen Ehrfurcht entgegenlaufend betrachtet werden müssen? Glauben Sie mir, rief Sacy, daß es, wie es nichts so Großes, auch nichts so Gefährliches in der Kirche giebt, als öffentlich die Schrift zu übersetzen und zu erklären, der Dollmetscher des h. Geistes und der Diener seines Wortes zu sein! Ich sehe, wessen die Schrift Diejenigen bedroht, welche etwas zum Worte Gottes hinzusetzen. Ich weiß, daß diese Kühnheit einem frommen Christen nicht zuzukommen scheint. Indeß, wie viele Stellen giebt es, wo man sich beinahe genöthigt sieht, es zur Verdeutlichung zu thun. Hat man aber dabei nicht zu fürchten, daß man Wasser mit dem Wein vermische? Dabei genügt es nicht, das Gute zu beabsichtigen, wenn man es nicht wirklich thut. Und so weiß ich nicht, ob es etwas Gutes ist, wenn man sich von dem Styl, welchen Gott bei seiner Sprache mit den Menschen aus sehr hohen, seiner würdigen Gründen gewählt hat, entfernt. — Sacy blieb hier eine Zeit in einem Stillschweigen, während dessen ich wohl sah, daß er mehr mit Gott redete, als er bei mir war."

Sacy fürchtete die Leute mehr befriedigt zu haben mit seiner Übersetzung, als erbaut, wie denn Viele sich für um so mehr erbaut halten, je mehr man ihrem feinen Geschmack schmeichelt; während die Mühe, welche man sich darum giebt, ihnen mehr schadet, weil sie ihre Schwachheit und ihre Anhänglichkeit an sinnliche Vergnügungen des Geistes nur vermehrt, welche doch eben so gefährlich sind, als die des Körpers. „Gott, fuhr Sacy fort, wollte die Menschen durch die h. Schrift erbauen, indem er die Seelen durch das Deutliche nährt und des Dunkeln und Verbor-

genen sich bedient, um sie zu demüthigen und zu üben. Nahrung ohne Übung ist den Seelen eben so gefährlich, als dem Körper. Belehrung ohne Demuth bläht nur auf und verwandelt sich in ein tödtliches Gift, welches macht, daß das Heiligste im Worte Gottes tödtet, wie dieses selbst sagt. So ist, nach den Grundsätzen, welche ihr sonst mit mir in St. Augustin gefunden habt, die Dunkelheit der Schrift nicht weniger nützlich und nothwendig für das Heil der Menschen, als die Deutlichkeit. Gott hat sie zusammengemischt, um daraus eine göttliche Verbindung (tempérament) zu bilden, wodurch er sie erbaut und rettet. Die geistige Mäßigkeit ist eben so wichtig und nothwendig, als die körperliche. Durch diese Dunkelheiten verpflichtet uns Gott gleichsam im Schweiße unseres Angesichts zu arbeiten, um ebenso wohl das Brot der Seele, als das Brot des Körpers zu gewinnen. Er hat überdies die Einfalt und Rohheit einer nachlässigen Sprache erwählt, um zu prüfen, ob wir die Wahrheit um ihrer selbst willen suchen, die Väter sind auch darin so wenig heikelich gewesen, daß die Geschicktesten unter ihnen keine Schwierigkeit gemacht haben, selbst gegen die Ketzer sich der so wenig schönen Ausdrücke der Übersetzungen zu bedienen, die sie zu Handen hatten."

Fontaine hielt Sacy entgegen, wie doch seine Freunde, die er am höchsten achte, entgegengesetzter Ansicht seien. Er stellte ihm die Heiligkeit des Bischofs von Alet vor, der ihn mit einigen andern Bischöfen zu dieser Arbeit ermahnt habe, daß Singlin, der Alles so wohl erwog, geglaubt habe, daß er sich diesen ihren Aufforderungen nicht entziehen dürfe. — „Nur um dieser Verpflichtungen willen, erwiderte Sacy, habe ich dieses Werk unternommen; und wie hätte ich ohnedies daran denken können! Aber das benimmt mir die wohlbegründete Furcht nicht. Wenn ich alle meine Ansichten dem Bischof von Alet und den anderen Bischöfen hätte auseinander setzen können, wären sie vielleicht mit mir Einer Meinung geworden, daß eine Übersetzung, um die Seelen zu erbauen, nicht nothwendig so deutlich sein müsse, sondern daß man sich vielleicht im Gegentheil dadurch dem h. Geist widersetze, welcher der Baumeister und der hauptsächliche Arbeiter an dem himmlischen Gebäude ist, ohne welchen man die Seelen nur zerstören kann. Sie sehen wohl, daß man unmög-

lich ein solides Gebäude aus Material aufführen kann, wenn man die Gesetze der Baukunst nicht beobachtet. So kann man auch den Bau Gottes in den Seelen nur nach den Regeln der göttlichen Baukunst aufführen, welche der h. Geist durch seine Worte und durch sein Beispiel angegeben hat und welche in allen Jahrhunderten der Kirche befolgt wurden. Ich erinnere mich immer, daß der selige Abt von St. Cyran mir einmal sagte, daß wie Gott sein Wort durch die Menschwerdung in einen niedrigen, verächtlichen Stand gesetzt hat, um die Menschen durch diese Erniedrigung zu retten, er dieses Mysterium auch in seiner Schrift geehrt wissen wollte, indem er dasselbe Wort unter schwachen, unförmlichen und dunkeln Ausdrücken vorstellte, um dadurch die stolzen Gemüther der Menschen zu heilen und sie für seine Gnade empfänglich zu machen. Er glaubte, es genüge, daß er in dieser Welt sie in der Schrift die Güte seiner Wahrheit schmecken lasse und daß er es sich vorbehalten habe, ihre ganze Schönheit, ihren Glanz und ihre ganze Majestät ihnen im anderen Leben zu zeigen, wo sie nicht mehr in Gefahr sind, davon Misbrauch zu machen und verblendet zu werden, wie es hier immer der Fall ist." — „Das ist die Ordnung Gottes, sprach Sacy, welche man vielleicht stört unter dem Vorwand, die Seelen zu erbauen, die es doch nicht ohne Gott werden können, der sie nur nach ihren Regeln erbaut. Wenn die Niedrigkeit und die Dunkelheit der Schrift ihnen anstößig ist, so kommt es nur daher, daß sie darin mehr ihr Vergnügen, als ihre Seligkeit suchen. Würden sie aber die Wahrheit recht lieben, würden sie Hunger und Durst nach ihrer Gerechtigkeit und nach ihrem Heil haben, so würden sie sich nicht durch die scheinbare Unregelmäßigkeit der Sprache der h. Schrift abstoßen lassen, wie wer recht Hunger hat, nicht genau nachforscht, ob das Fleisch gut oder übel gewürzt ist, sondern es genügt ihm, daß es gut und gesund ist."

„Sacy sagte mir", fährt Fontaine fort, „daß er die Erklärungen zu seinen Übersetzungen nur gezwungen gemacht habe, weil man sonst kein Privilegium zum Druck erhalten hätte. Er habe mich gebeten, daran zu arbeiten, damit es um so schneller ginge und um die Gelegenheit des Abts von St. Luc nicht zu verlieren, welcher unter dieser Bedingung die nöthige Erlaubniß

dazu geben wollte. Diese Art von Beschleunigung sei dem Benehmen entgegen gewesen, welches er sonst immer beobachtet und anderen empfohlen habe, was ich bezeugen kann."

Eine Art von Dissonanz, aber eine lehrreiche, nach Fontaines andächtigem Bericht und eine modificirende Zusammenfassung des Bisherigen ist, was Racine, wohl aus Nicoles Munde, über unsere Übersetzung berichtet: Sie ist das Werk von Sacy, Arnauld, Le Maitre, Nicole und dem Herzog von Luynes. Sacy machte den Zettel, und brachte ihn beinahe unverändert zurück (aus den Versammlungen bei Longueville). Allein er hatte selbst den Hauptantheil an den Veränderungen, da er fruchtbar an Ausdrücken war. Arnauld entschied gewöhnlich den Sinn. Nicole hatte St. Chrysostomus und Beza vor sich, Letzteren, um ihn zu vermeiden, was so viel möglich geschah. Sacy machte auch die Vorreden, durch die Ansichten und Bemerkungen, welche Arnauld und Nicole ihm gegeben hatten, unterstützt. Später machte Jemand Bemerkungen über diese Übersetzung, Arnauld nahm davon an, was ihm am besten schien, was er immer recht gern that, während Sacy weniger geschmeidig war [1]).

Sacys Thätigkeit und Gefangennehmung.

Sacy hatte während der langen Verfolgung die Seinigen damit getröstet, daß Gott seine Sache immer dadurch gefördert habe, indem er Verfolgungen dagegen erweckte. Er stellte ihnen vor, daß im Christenthum die Verfolgten stärker sind, als die Verfolger. Er zog sich in die Verborgenheit zurück, weil das Evangelium und das Beispiel der Heiligen es so gebot, welche uns gelehrt haben, daß man fliehend den Leiden entgegen gehen müsse. Das sei der Unterschied zwischen dem weltlichen und dem göttlichen Muth. Dieser fange immer mit der Flucht an, während jener nur zuletzt fliehe, nachdem er alle Kräfte und Listen im Kampf versucht habe. Er wünsche nur Gott getreulich in

1) Es heißt bei Racine weiter: „Was seine Unbiegsamkeit gegen die Bemerkungen des Pater Bouhours bezeugt, wovon er nie eine befolgen wollte, während Nicole dagegen in seinen essaies sich diejenigen zu Nutze machte, welche ihm gut schienen." Wir dürfen nicht vergessen, daß Racine das Meiste von Nicole hat, welcher noch in P.-R. auf der Sacy entgegenstehenden Seite war.

Allem zu folgen, wohin er ihn führen werde, und nie von selbst vorzugehen, wie ein guter Soldat, dessen Pflicht sei, keinem Befehl seines Hauptmanns sich zu entziehen, noch zuvorzukommen. Man solle nur Gott seine Sache führen lassen und seine Plane nur nicht durch zu viele Bemühungen stören, man habe nichts zu thun, als zu dulden donec-transeat iniquitas. Allein auf diese Weise wurde sein Aufenthalt schon nach drei Monaten entdeckt und er genöthigt seine Wohnung zu ändern, was er und seine Genossen immer nach einem solchen Zeitraum wieder zu thun genöthigt waren [1]), bis er endlich für die Besuche ein besonderes Zimmer sich verschaffte. Nicht einmal Arnauld wußte seine Wohnung, und Sacy tadelte es, daß dieser die seinige so vielen Freunden wissen lasse. Darum wollte er sich aber den Seelen nicht entziehen, welche sich ihm anvertrauten; diese Verantwortung vor Gott fürchtete er mehr als die Gefahr.

Die Herzogin von Longueville setzte nur in ihn das Vertrauen, daß er das Werk Singlins in ihr fördern könne. Er mußte sich Gewalt anthun, sich auch zu verkleiden und scheute die Gefahr der leichteren Entdeckung durch diese Besuche nicht. Zugleich wohnte er in ihrem Hotel den Berathungen über die Bibelübersetzung bei. Diese Besuche setzte er zwei Jahre fort.

Er hatte an einem Ende der Vorstadt St. Antoine ein sehr abgelegenes Logis mit Fontaine bezogen.

Dieser sein Freund und Genosse erzählt: „Vierzehn Tage lang konnte man sagen, er sei verhaftet, ohne daß er es wußte. Es waren Leute auf der Wache, um Alles, was aus- und einging, zu beobachten. Man folgte ihm, so oft er ausging. Wir gingen zusammen nach St. Denys, um Tillemont das Geleit zu geben, welcher von Beauvais gekommen war, um Sacy zu spre-

1) Etwas anders, als Fontaine, welcher ganz in der seligen Erinnerung seines Zusammenseins lebt, schildert du Fosse dieses einsame Zusammenleben der Freunde: „Das Leben, welches ich in dem Hause führte, worin Singlin kurz zuvor gestorben war, war für die Sinne nicht sonderlich angenehm. Da war ich in beständiger Einsamkeit und Studium, da ich nur mit Sacy nach Tische etwas sprach. Dieses Gespräch war aber sehr ernsthaft wegen der ununterbrochenen Wachsamkeit dieses großen Mannes über sich, die Gegenwart Gottes nicht zu verlieren und nichts zu sagen, was nicht erbauen sollte. So waren unsere Unterhaltungen eine Art von Studium und frommer Conferenz. Aber ich hatte es einmal so gewollt, um einer noch ermüdenderen Einsamkeit auf dem Lande zu entgehen."

chen. Der Spion war hinten auf dem Gefährt. Wir setzten bei dem Thor von St. Antoine über die Seine, um in St. Medard dem Leichenbegängniß von Guillebert beizuwohnen; der Spion war in demselben Nachen; und so beobachtete man uns vierzehn Tage, um aller unserer Freunde sich zu bemächtigen. Da man jedoch keine weitern Entdeckungen machte, entschloß man sich, die Hand endlich an ihn zu legen."

„Es war der 14. Mai, der Tag der Gefangennehmung St. Cyrans, welchen er als seinen Vater und Meister ansah, des Jahres 1666. Er sollte in der Früh nach dem (am andern Ende der Stadt gelegenen) Hotel Longueville kommen. Er hatte die Vorrede zum N. Testament bei sich, um sie zu erörtern; denn die Übersetzung war vorerst fertig. (Diese Vorrede wußte man doch wieder zu bekommen, wie wir aus einem Briefe Arnaulds sehen.) Man konnte ihm diesmal nicht den Wagen bis in seine Vorstadt entgegenschicken, wie sonst geschah, da die Herzogin ihrer Schwägerin, der kürzlich verwittweten Prinzessin Conti, alle ihre Pferde entgegen geschickt hatte."

„Wir gingen um sechs Uhr von Hause fort und ruhig in der Kühle unseres Wegs. Als wir 20 Häuser weit gegangen waren, vor der Abtei von St. Anton, ungefähr wo sonst der Wagen der Herzogin Sacy erwartete, sahen wir den des Lieutenant-Civil. Er war auf dem Wege uns festzunehmen; der Wagen war voller Commissäre. Wir dachten an nichts und setzten ruhig unseren Weg nach der Stadt fort. Sie ihrerseits wollten keinen Lärmen machen, damit man nicht in unserem Hause Zeit gewönne, die Papiere auf die Seite zu schaffen, um die es ihnen ebenso viel zu thun war, wie um die Menschen. Sie sandten uns daher nur zwei Commissäre mit zwei Archers nach. Wir gingen in großer Stille; denn Sacy sprach gewöhnlich unter Wegs einige Gebete. Als ich sah, daß er fertig war, sagte ich, indem wir an der Bastille hin gingen: Wir denken wahrhaftig nicht genug an Diejenigen, welche hier eingekerkert sind. Man gewöhnt sich an ihre Übel: man wird hart dafür. Man hat nicht das Mitleiden, wovon St. Paulus spricht, welches macht, daß man eben so empfindlich von der Gefangenschaft Anderer gerührt ist, als wenn man selbst gefangen wäre. Als ich eben Dieses wegen des guten (Buchhändlers) Savreux sagte, welcher

schon lange in der Bastille war, hörte ich eine Stimme, welche uns von hinten zurief: Genug, genug, meine Herren! — Wir wandten uns nach dem Commissär um, welcher zu uns sagte: Meine Herren, ich habe Befehl, Sie zu verhaften. — Überrascht erwiderte ich ihm: Mein Herr, ist es nicht eine Verwechslung? denn der Herr ist eine Person von Gewicht, welche verdient, daß man nicht umsonst Skandal macht. — Nein, nein, erwiderte er mir, es ist keine Verwechslung. Sie kennen den Garten von Petit [1]), in der Vorstadt St. Antoine. — Es brauchte nichts weiter. Wir wurden zu dem Commissär Vendome gebracht. Sacy war nur wegen einiger Briefe über Gewissensangelegenheiten besorgt, welche er bei sich hatte. Da er Diejenigen, welche ihm das Geheimniß ihres Gewissens anvertraut hatten, nicht glaubte verrathen zu dürfen, nahm er sie, sobald er im Wagen war, sachte aus seiner Tasche und ließ sie in seine Beinkleider, als an einen unverletzlichen Ort gleiten. Da man aber diese Bewegungen beobachtete, merkte man diesen frommen Betrug und das Erste, was man that, als er bei dem Commissär ausstieg, war, daß man ihm die Beinkleider unten aufschnallte und so über die Strümpfe die Papiere hervorzog. Gewiß litt er mehr dabei sich so losgebunden zu sehen, als wenn er mit Ketten beladen worden wäre. Sie wurden dem Lieutenant-Civil gebracht; so bemächtigte sich ein weltlicher Richter der Entscheidungen des Richters der Seelen. Er verbreitete falsche Gerüchte mit einfältigen Scherzen, als gäbe Sacy brieflich Absolution. Der Kanzler Le Tellier befahl ihm, diese Papiere dem Erzbischof zuzustellen."

„Bei dem Commissär wurden wir bis Mittag getrennt, jeder mit einer Wache, stumm wie die Fische, die nur durch Zeichen mit uns redeten. Mir war nicht heiter zu Muthe; umsonst sang die junge Frau des Commissärs schöne Arien, umsonst suchte sie ein Gespräch mit mir anzuknüpfen. Das Frühstück, welches sie mir brachte, verzehrte mein Wächter mit vielem Appetit. Oft konnte ich mich später des Lachens nicht erwehren, wenn ich mich

1) Ein Buchhändler, welcher viele Bücher von Port-Royal verlegte, z. B. die Werke d'Andillys. Ich sah noch ein Mitglied dieser Familie, welches zu den Jansenisten gezählt wird. Durch diesen Garten führte aus Sacys Hinterhause eine heimliche Communication.

erinnerte, was Sacy am meisten Leid that, worüber er in diesen vier bis fünf Stunden am meisten lamentirte. Da er seit zwei Jahren sich alle Tage auf die Bastille gefaßt hielt, trug er sorgfältig stets die Briefe Pauli bei sich. Man mag mit mir machen, was man will, sprach er, man mag mich thun, wohin man will, wenn ich nur meinen St. Paul mit mir habe, so fürchte ich mich nicht. Da er aber an diesem Tag in der Hitze einen weiten Weg zu machen hatte, glaubte er, die langen Kleider würden ihm ohnedies Mühe genug machen. So legte er das Buch weg, ehe er ausging. O wie unnütz sind doch die menschlichen Vorsichtsmaßregeln! klagte er besonders über seine Weichlichkeit, daß ihm das Buch zu viel gewesen war. Und das war das erste Stück, welches er in seine Tasche schob, sobald er seine Hand darauf legen konnte."

„Indeß hatte sich der Lieutenant-Civil zu unserem nächsten Nachbar, Molodin, dem Obersten der Schweizer begeben, welcher vom Hof den Befehl erhalten hatte, in der Nacht heimlich eine ganze Compagnie in seinem Hause zu versammeln, und den Befehlen des Lieutenant-Civil zu folgen. Zugleich hatte man auf den Nothfall, in der Nachbarschaft au Thrône hundert Archers versammelt. Der Lieutenant-Civil schickte eine Abtheilung nach dem Hause Petits, um die vermuthete Druckerei zu finden. Zugleich befahl er auf unser Haus Sturm zu laufen. Dazu wählte er fünf, sechs der herzhaftesten Schweizer aus und ließ die Leiter anlegen, um durch das Fenster du Fosses einzusteigen. Dieser junge Edelmann, welcher mit zwei jungen Landsleuten mit uns zusammenwohnte, schlief ruhig im nächsten Zimmer. Er hört ein Geräusch, ein Schweizer springt vom Fenster mit der dieser Nation eigenen Gewandtheit herab und macht den ganzen Boden erzittern [1]). Ihm folgen die Anderen; sie vertheilen sich durch die Zimmer, damit kein Papier abhanden komme und öffnen dem Lieutenant und dem Obersten."

„Dieser Auftritt machte in dem Viertel großes Aufsehen. Man that uns die Ehre an, uns für Diebe, für Giftmischer zu halten, von welchen man damals stark sprach, wovon die Schul-

1) Fontaine zeigt nirgends in seinen Memoires so viel Humor, als in dieser Erzählung der traurigsten Vorkommenheit seines Lebens.

digste wol die Frau von Brinvilliers war, Tochter des Beamten, welcher sich über unsere Gefangennehmung so sehr freute, und der vielleicht schon das langsame Gift hatte, welches ihm seine Tochter gab, woran er zwei Monate darauf starb. Andere sagten, wir seien Falschmünzer, denn acht Tage zuvor hatte man in unserer Nachbarschaft einen Hauptfalschmünzer verhaftet. Dieses setzte unsern Nachbar, einen Bäcker, sehr in Schrecken; er lief in Eile und betrachtete die zwanzig Pistolen, welche man ihm Tags zuvor für Brotrechnung gegeben hatte. Nachdem er sie zitternd genau untersucht hatte, sagte er beruhigt: Es sind keine Falschmünzer, sie haben gewiß diese zwanzig Pistolen nicht gemacht."

„Nachmittags wurden wir wieder in unsere Wohnung zurückgebracht, welche wir kaum wieder erkannten. Wir traten durch lange Reihen von Bewaffneten ein, die Schweizer hatten sich schon in Küche und Keller heimisch gemacht. Der Lieutenant-Civil verhörte Sacy, dem er wenig Achtung bezeugte; Sacy hielt aber muthig die Ehre des Priesterthums aufrecht, er sprach mit dem Diener der Gerechtigkeit als Gottes Diener, zugleich mit menschlicher und göttlicher Klugheit. Namentlich weigerte er sich fest, die Namen der Personen zu sagen, an welche er als Beichtvater geschrieben hatte. Die Anklagen, er halte eine Buchdruckerei und Versammlungen, welche einer Verschwörung ähneln, in seinem Hause, fielen von selbst. Die Papiere wurden um so genauer genommen. Sodann wurde ich verhört; der Lieutenant ärgerte sich aber sehr über meine Heiterkeit."

In diesem Zustand blieb das Haus Sacys vierzehn Tage. Diese Hauskirche, geweiht durch die Opfer Sacys, wurde vor seinen Augen nicht nur ein Gefängniß, sondern eine Schenke, wie das Gefängniß St.-Cyrans in Vincennes. Während dieser Zeit sahen wir große Ärmlichkeiten von Seiten der Leute mit den langen Röcken (die Justizbeamten und das höhere und niedere Schreibervolk). Zwar wurde der Lieutenant artiger, da Frau von Pomponne ihn und die Minister als Sacys treue Freundin und Nichte besucht und Fürsprache eingelegt hatte. Im Hintergrund sah man aber deutlich die Absicht, uns unschuldige Dinge als Verbrechen auszulegen. Er glaubte einen großen Fang gemacht zu haben, als er in meinen Papieren die Worte fand,

welche ich für meinen Freund Pontis [1]) geschrieben und die Gomberville für ihn gemacht hatte:

Loin de la cour et de la guerre,
J'apprens à mourir en ces lieux:
Qui ne meurt longtems sur la terre
Ne vivra jamais dans les cieux.

Den ersten Buchstaben hatte ich weiß gelassen, um ihn nach Belieben mit Miniaturblumen zu zieren. Daher glaubte der Lieutenant, es werde heißen sollen: **Foin de la cour** (was wahr, aber darum sehr strafbar gewesen wäre). Die Soldaten waren menschlicher und ließen uns mehr Freiheit mit einander zu sprechen, als sie eigentlich sollten. So bereitete uns Gott väterlich nach und nach auf die Trennung und das Leiden vor. Ich erinnere mich noch einer kurzen Unterredung mit Sacy einen Augenblick, ehe wir in die Bastille abgingen. Er hatte, ich weiß selbst nicht wie, ein Billet von seiner theuren Cousine Angelica von St. Johann erhalten, welche durch die Kraft des Glaubens alle Zärtlichkeit der Natur überwand und mit unglaublichem Muthe schrieb, indem sie besonders auf das Wort Christi im Anfang seines Leidens Nachdruck legte: **quomodo implebuntur scripturae?** War er zuvor auf die Gefangenschaft vorbereitet, so war er jetzt in einer heiligen Ungeduld, darein einzugehen."

Fontaine schreibt den Entschluß des Königs, Sacy und seine vier Hausgenossen doch in die Bastille zu schicken, unkritisch einem Fußfall zu, den der königliche Beichtvater in dieser Absicht gethan habe. Wir wissen, daß der Erzbischof, erbittert über den, wie er meinte, seine Ehre kränkenden Widerstand der Nonnen, die Bestrafung Derer verlangte, welche mit diesen verkehrten, sie darin bestärkten und ihre fatalen Protokolle und Appellationen verbreiteten, ja zum Theil verfaßten. Da man bei Sacy Briefe aus Port-Royal fand, wurde er für überwiesen angesehen.

Sacy und Fontaine in der Bastille.

„Der Gouverneur der **Bastille**", fährt Fontaine fort, „empfing uns Fünf mit den trockenen Worten, die Bastille sei ein

1) Siehe Beilage IV. des ersten Bandes.

schreckliches Lager, und sagte zu einigen Freunden, daß es besser gewesen wäre, wenn man es mit den Ketzereien der vergangenen Jahrhunderte auch so gemacht hätte. Jeder wurde in eine besondere Kammer gebracht; Sacy durfte die Messe nicht mit den Andern hören, man las sie ihm besonders. Zwei Jahre erhielten Sacy und ich das Abendmahl nicht. Als ich später mit ihm davon sprach, sagte er, man müsse sich auch des Zustandes der ersten Christen erinnern, wie sie sich mit der geistigen Theilnahme am Opfer begnügten, wenn sie es nicht anders machen konnten. Dieses sei eines der Hauptstücke der Buße und da Gott ihn dazu verpflichte, so müsse er durch Unterwerfung darunter für seine Sünden genugthun; es sei besser, sein Verlangen und sich selbst Gott opfern, als den Leib Christi, besser sich abtödten, als die Messe lesen. Die Menschen behandeln ihn wie sie wollen, ohne zu wissen, was sie thun; Gott aber wisse gut, was er durch sie thue und er selbst sehe genug davon, um sich demüthig zu unterwerfen. — Das waren seine Gefühle und Gedanken während der ersten Monate seiner Gefangenschaft; mit dem Feuer der Liebe brachte er sich Gott zum Opfer dar."

„Sacy war in dem Gemach, worin Fouquet gesessen hatte, nur wurde er strenger bewacht. Doch hatte er den Trost, daß Barail, ein frommer Offizier der Bastille, gern seine erbaulichen Gespräche suchte und daß du Fosse mit den beiden Jünglingen frei gelassen wurde. Sacy bat wiederholt, man möchte mich ihm beigeben, da seine schwachen Augen ihm eine Person nothwendig machten, um ihm die fromme Lectüre zu erleichtern. Andererseits tröstete man mich damit, daß man an meiner Freilassung arbeite. Meine Freiheit, antwortete ich, besteht darin, daß ich mit Sacy sei. Und da Barail mir es beim Herausgehen aus der Messe sagte, während man mich einige Mal im Hof auf- und abführte, ehe man mich wieder einschloß, so antwortete ich ihm, indem ich auf der einen Seite auf das Thor zeigte, welches aus der Bastille hinausführte, auf der andern auf die Thüre Sacys: Öffnet mir diese beiden Thüren und ihr werdet sehen, welcher ich zueile. Alles wird mir Gefängniß sein, wo ich Sacy nicht sehe; frei werde ich sein, wo ich ihn sehe! — Man antwortete auf Sacys Bitten, es wäre unerhört, wenn zwei Personen, welche um derselben Sache willen in der

Bastille säßen, zusammengethan würden. Barail ließ indeß durch einen vertrauten Freund den König selbst darum angehen. — Seit dem sechsten August, dem Todestag Angelicas, rief ich sie eifrig um ihre Fürbitte an. Du liebtest Sacy von Herzen, sprach ich in meiner Einfalt, du hattest ein liebreiches Herz auch für mich; voilà un beau coup à faire, um die Macht zu zeigen, welche Du bei Gott hast! — Vier Tage nachher kam das Fest von St. Laurentius; ich war diesen Tag sehr damit beschäftigt. Wie sein theurer Vater, St. Sixt, um ihn über den Schmerz ihrer Trennung zu trösten, ihm versprochen hatte, daß er in dreien Tagen mit ihm vereint sein werde, stellte ich ihm vor, wie glücklich ich wäre, wenn ich durch seine Vermittelung dieselbe Gnade erlangen könnte, mit Sacy, meinem theuren Vater, auch in dreien Tagen vereint zu sein. Ich hatte aber diese acht Tage über einen Grund schwarzer Traurigkeit in meiner Seele. Während der ersten vierzehn Tage war mir die Bastille sehr angenehm gewesen, ich hatte nur Psalmen in meiner Kammer gesungen. Jetzt aber war mir übel zu Muthe; obgleich die Seele noch einen Rest von Muth hatte, unterlag der Körper. Ich kannte mich selbst nicht mehr; mein ganzes Temperament war verändert. Ich mußte mich endlich entschließen, mir zur Ader zu lassen, das Blut war sehr schwarz und zäh. Es war gerade der 13. August, die Octave des Todestags von Angelica, der dritte Tag nach St. Laurentius. Während ich so dasaß, stellte sich unbemerkt ein Offizier hinter mich und sagte: „Mein Herr, ich hole Sie, um Sie zu Sacy zu bringen. — Ich sank vor Betroffenheit zurück, er hielt mich. Sobald ich wieder zur Besinnung gekommen war, sprach ich: Sie schenken mir heute das Leben wieder!"

„Der Offizier führte mich also in die Kammer Sacys, welcher nichts weniger erwartete, als mich, denn Barail hatte Niemanden etwas von seiner Unterhandlung gesagt. Wir warfen uns auf die Erde und dankten Gott. Jeden Monat ehrten wir diesen Tag und diese Stunde, indem wir einige Psalmen sprachen, welche Sacy gewählt hatte, wie auch für den Tag und die Stunde unserer Gefangennehmung. Um zwei Uhr kam Barail, wie jeden Tag, um Sacy auf der Terrasse frische Luft schöpfen zu lassen. Da er nichts von dem Vorgang wußte, war

er, welchem wir am meisten Dank für diese Vereinigung schuldig waren, erstaunt und betrübt zu sehen, daß sie ohne seine Vermittelung und ohne daß er ein Wort davon wußte, vor sich gegangen war. Allein die Freude gewann die Oberhand. Wir gingen auf die Terrasse, und ich darf sagen, daß von diesem Augenblick an alle meine Übel zerstreut waren und ich bald meine gewöhnliche Stimmung wieder erlangt hatte. Sacy wollte, daß wir acht Tage lang nur mit dieser Gnade beschäftigt wären, ob er gleich große Plane hatte. Allein er wußte, daß man sich auf eine heilige Weise dazu in Verfassung setzen müsse, daher man sich nicht zu beeilen, sondern lange seine Arbeiten Gott darzubringen habe."

„Sacys Tage waren nun sich ganz gleich. Ich darf sagen, daß man nie mehr Genauigkeit bemerkte, die Zeit der Arbeit und des Gebets in einander zu passen, als bei der Arbeit, die er nun begann. Sein Geist war stets ruhig und da er durch Nachrichten von außen nur gestört werden konnte, so war er auch gar nicht begierig darnach. Er schloß sich ganz in sich, um die üblen Eindrücke solcher Nachrichten zu verhindern und vielmehr Nutzen daraus zu ziehen. So als man ihm schrieb, ein Prediger von einem bekannten Orden habe in einer Predigt, welche er bei den Nonnen von Sta. Maria neben der Bastille hielt, von mehren Arten von Einsamkeit gesprochen und sich weitläufig ausgelassen über die „Einsamkeit der Schmach"; was er damit sagen wollte, war leicht zu verstehen. So sagte er mir später, daß er mir nicht habe mittheilen wollen, um mich nicht zu erschrecken, daß ein Mitglied desselben Ordens [1]) einem sehr vornehmen Mann, auf die Frage, warum sie Sacy gefangen halten, geantwortet habe: Um zu wissen, daß er bei der Hand ist, um ihn hier zu holen, wenn man seiner bedarf, um ihn etwas mehr Wärme fühlen zu lassen, als die der Sonne. So verstrichen die Jahre seiner Gefangenschaft, in einer großen gleichmäßigen Ordnung und einem Frieden, daß er öfters sagte, es seien dies die sanftesten Jahre seines Lebens".

„Der Gouverneur machte sich bei den Ministern selbst ein Verdienst daraus, daß er durch die Wachen Sacy es nahe lege,

1) Offenbar Jesuiten. Jesuitenpredigten aus dieser Zeit, siehe Beilage XXVIII.

auch auf den König zu schelten. Er besuchte uns öfters und forderte Sacy auf, er solle sich regen und seine Freilassung betreiben, sonst werde er immer dableiben müssen, Gott sage ja im Evangelium: Hilf dir, so will ich Dir helfen. Sacy sah mich lachend bei der Anführung dieser Stelle des N. Testaments an, welche wirklich in der Übersetzung von Mons vergessen ist. Da der Erzbischof besonders seinen Verkehr mit Port-Royal gestraft wissen wollte, schlug der Gouverneur Sacy vor, er solle versprechen, er wolle keinen Verkehr mehr mit den Nonnen haben; dann werde man ihn vielleicht freilassen. (Dasselbe schlugen ihm Freunde schriftlich vor; er antwortete aber, er glaube nicht dieses Versprechen geben zu können, ohne eine Gottlosigkeit zu begehen und ohne gewissermaßen anzuerkennen, daß er dadurch sich früher vergangen habe. Er habe nie Gelegenheit dazu gesucht und suche sie jetzt auch nicht; so lange aber die Jungfrauen Mittel fänden, ihm Briefe zuzustellen und er ihnen antworten könne, werde er es thun.) Er erklärte, er sei entschlossen, auch nicht mit der geringsten Feigheit seine Freiheit zu erkaufen. — Nie habe ich ihn so unerschrocken gesehen, als an diesem Schreckensort, während ich ihn in der Welt bei den geringsten Begegnissen schwankend sah. Während der Gouverneur einmal mitten zwischen uns in unserem Zimmer auf und abging, kam er auf seinen blinden Gehorsam gegen die Befehle zu sprechen. Er sagte uns ganz ruhig, daß wenn der König ihm befehlen würde, seinen Vater zu vergiften, so würde er es ohne Zaudern im Augenblick thun. Als er gegangen war, sagte Sacy, so wissen wir nun, in wessen Händen wir sind. Man muß sich demüthigen, dulden und von Gott abhängen, das sind meine drei Lebensregeln an diesem Orte. — Er ließ sich dadurch nicht abschrecken, auch anderen Gefangenen mit eigener Gefahr Trost und Hülfe zu schaffen" [1]).

1) Fontaine erzählt eine Geschichte, welche zu charakteristisch ist, als daß wir sie ganz unterdrücken könnten: „Unter den Gefangenen waren einige Namens Du Verger von Bayonne; wir glaubten deshalb, es sei Jemand von der Familie St. Cyrans; wir entschlossen uns daher zu helfen. Der Mann war in einem tiefen Graben, das Weib in einem hohen Thurm; sie streckte die Arme heraus, es war kläglich anzusehen. Sie waren wegen der Tollheit angeblicher Hexerei gefangen, worein der Meister der Chorknaben von St. Severin verwickelt war und man brachte gewisse Tauben (!) in die Bastille. Wir schrieben zuerst dem Weibe, um sie zu trösten; dem

„Seine Freunde vergaßen indeß auch seiner nicht und gaben sich Mühe, ihm einige Erleichterung zu verschaffen, besonders Frau von Pomponne, diese Frau von heroischem Muthe, welche so zarte Beweise ihrer Liebe zu ihrem Manne während seiner Ungnade gegeben hatte, indem sie ihm heiter in seine Exile folgte, um zu einer Zeit sein Trost zu sein, wo andere Weiber durch die Festigkeit ihrer Männer hätten aufrecht erhalten werden müssen [1]). Dieses starke Weib erröthete nicht, bei Hofe als die Cousine eines Gefangenen zu erscheinen. Sie brachte ihr Ansuchen um die Erlaubniß ihn zu besuchen mit Nachdruck vor. Sie erhielt endlich die Erlaubniß, aber nur für ein Mal und in Beisein eines Offiziers. Sacy war sehr erfreut über diesen Besuch;

Mann zu schreiben, war gefährlicher. Wir hatten ein Stück Bindel für Sacys Überschläge. Sein Bedienter machte ein Loch ins Kamin Vergers und band zum Beschweren ein schwarzes Säckchen mit Bleikugeln an den Brief. Der arme Mann sieht dieses im Kamin hüpfen; da er aber der Hexerei angeklagt war, glaubt er, man stelle ihn damit auf die Probe, und rührte es aus Mistrauen nicht an. Der Bursche wollte es schnell wieder heraufziehen, als er den Offizier auf die Terrasse steigen sah, es blieb aber im Kamin an einem Eisen hängen. Der Gefangene machte den Schließern Anzeige, um alle Schuld von sich zu wälzen, er habe an diesen Teufeleien im Kamin keinen Antheil nehmen wollen. Das war eine große Geschichte. Der Gouverneur war um so erbitterter, als Louvois sich für die Sache sehr interessirte. Dieser kam noch den nämlichen Tag, um die angeblichen Hexenmeister zu untersuchen. Der Gouverneur aber wollte gegen uns den Schlauen machen. Da in dem aufgefangenen Billet zu derselben Stunde gleiche Hülfe versprochen war, so befahl er einem Offizier, sich zu verstecken, und wenn er den Burschen Sacys etwas durchs Kamin hinunterlassen sähe, solle er hervorbrechen, ihn tüchtig schlagen und in den Winkel des Grabens werfen. Mit Gottes Zulassung wurden wir sogleich davon benachrichtigt. Das Lachen wandelt mich noch an, wenn ich mich erinnere, wie wir bei unserem Auf- und Abgehen Gutes von dem Gouverneur und dem Offizier sprachen, wenn wir an dem Ort vorbeigingen, wo wir wußten, daß er verborgen war. Diese Überwachung währte sechs Wochen. Nachher war weiter nie davon die Rede, der Offizier scherzte nur, indem er die Schönheit des Billets rühmte. — Man erzählte uns, daß öfters Weiber unter der Hand daran arbeiten, ihre Männer in die Bastille zu bringen und dann heulend kommen, um sie zu trösten, so z. B. eine Madame Cadot; als der Mann es nachher erfuhr, prügelte er sie ebenso unbarmherzig durch. Ein Weib, welches von ihren Verwandten in die Bastille gebracht worden war, blieb fest dabei, sich auszuhungern. Alle Ermahnungen der Beichtväter halfen nichts. Da kam Einer und sagte, Madame N. sei sehr erfreut, daß sie so schnell zu ihrem Ziel komme; er wußte, daß sie einander feind waren. Sie soll gelogen haben, schrie die Gefangene zornentbrannt, man bringe mir zu essen.

1) Ganz anders urtheilt St. Simon von ihr; er stellt sie als ungebildet und geizig dar.

er fühlte aber wegen der Überwachung, wie auch einer solchen Freude Trauer beigemischt sei und daß die Worte eben so gefangen seien, wie die Personen. Zum Andenken daran sprach er auch an jedem Zwölften des Monats einen Dankpsalm; denn er war für die kleinsten Tropfen des göttlichen Erbarmens eben so dankbar, als für die reichsten Ergießungen dieses göttlichen Thaus."

„Was ich von der Gefangenschaft Sacys sage, sind aber nur Kleinigkeiten im Vergleich mit dem, was zu sagen wäre. In sein Herz müßte man dringen können, um etwas Großes zu sehen. Man könnte darüber nach seinen Thränen urtheilen. Denn ob sie ihm gleich in den andern Zeiten seines Lebens sehr vertraut waren, und alle Welt bezeugen konnte, daß er mit jedem Opfer des Altars diese Libationen verbinde, so kann man versichern, daß sie in der Bastille nicht aufhörten, besonders wenn er seinen täglichen Dankpsalm sang oder an Sonn- und Festtagen nach der Messe. Dann goß er sich ganz vor Gott aus mit einem Feuer, das auch mich ergriff."

„Ich sage nichts von der Beschäftigung Sacys in dem Gefängniß. Er war nicht müßig. Man wollte seine seltenen Talente hier einschließen, aber sie erlangten einen neuen Glanz. Er war zu gut unterrichtet von den Ansichten der h. Väter, welche das Beispiel St. Cyrans ihm vergegenwärtigt hatte. Er wußte, daß man in den Gefängnissen sein Werk so gut wie möglich fortsetzen müsse, wie St. Johannes, der Täufer, wie Chrysostomus von Jeremias, von Jesaias sagt, daß sie in der Tiefe ihrer Kerker dasselbe gethan haben, wie früher. St. Cyran war von Gott bestimmt, an der Leitung der Seelen zu arbeiten und sie in den Weg der Buße zu leiten. Er arbeitete trotz der Wachsamkeit seiner Hüter im Gefängniß mehr als sonst daran durch seine erbaulichen Briefe. Ein anderer Beruf, wozu Gott Sacy bestimmt hatte, war die Übersetzung der h. Schrift. Er war aber mit der des N. Testaments fertig, als er verhaftet wurde. Gott führte ihn in die Bastille, nur um ihm die Muße zu geben, an der Übersetzung des Alten Testaments zu arbeiten; das hat um so mehr allen Anschein, als ihm Gott alle nöthige Hülfe und Bücher dazu verschaffte und da, nachdem er jeden Tag gleich viel Zeit darauf verwandt und sie vollendet hatte und er den Abend noch an der Durchsicht gearbeitet hatte, man ihm

den andern Morgen den Befehl brachte, welcher ihn aus der Bastille befreite, als hätte er jetzt seine ihm hier gegebene Aufgabe erfüllt!" Soweit Fontaine [1]).

Arnaulds Brief an sie.

Das Härteste für alle Gefangenen Port-Royals war offenbar die Beraubung der Sacramente; wir schließen daher diesen Abschnitt der Verfolgung mit Stellen aus einem Briefe, welchen Arnauld an Sacy ins Gefängniß schrieb [2]), besonders weil Fontaine Zweifel hegte, ob diese Entbehrung des Sacraments seinem Seelenheil nicht schade. Er tröstet sie damit, daß ja mit ihnen auch das Wort Gottes (die Übersetzung des N. Testaments) gefangen liege. Es sei Zeit anzufangen Gott zu loben, wie wir ihn im Himmel loben werden, nämlich durch göttliches Schweigen, nicht durch menschliche Sprache. Von seiner eigenen Lage sagt er: „Ich finde doch auch mein Gefängniß an dem Orte, worin ich gewaltsam zurückgehalten bin; denn es ist mir nicht erlaubt zu gehen, wohin mich der selbst ruft, welcher mich zurückhält. So bin ich denn sein Gefangener, indem ich durch seine Vorsehung gebunden bin, und zugleich bin ich frei, indem ich mich ihm freiwillig ergebe." Und nun kommt er auf die Hauptsache: „Ich weiß wohl, daß die gegenwärtige Frömmigkeit mehr in den Sinnen, als im Glauben besteht, und daß sie deshalb nie zufrieden ist, als wenn sie die Sacramente wirklich zu genießen bekommt und nicht ohne Verwirrung und Beängstigung sein kann, wenn sie davon getrennt wird. Und das Beispiel der Anderen und die herrschenden Ansichten machen selbst auch auf den Geist Derer einen lebhaften Eindruck, welche ihnen nicht zustimmen, ja sie mit Worten verdammen. Euer Genosse

1) Hier fügen wir noch einige unverbürgte Nachrichten bei, welche Des Lions unter 1666 notirt: Der Lieutenant der Bastille soll verlangt haben, daß Sacy noch enger eingesperrt werde, damit man die Leute aufschreiben könne, die sich für ihn verwenden. — Man habe bei Sacy Briefe gefunden, die beweisen, daß Port-Royal eine Partei sei, auch einen Brief vom Bischof von Alet; die der Nonnen enthalten schriftliche Beichten, wofür sie Absolution mit geweihten Hostien verlangen.

2) Ich zweifle, ob dieser Brief irgendwo gedruckt ist. Er ist hinter einem Band meines Exemplars von der Sammlung der Briefe Arnaulds in der Schrift des 17. Jahrhunderts handschriftlich beigefügt. Ich nehme keinen Anstand, den Brief für ächt zu erklären; man hatte aber gute Gründe, ihn nicht zu drucken.

wäre aber viel ruhiger, wenn er bedächte, daß einer der berühmtesten Schriftsteller dieser Zeit, welcher für einen der über die Frömmigkeit aufgeklärtesten gilt, öffentlich geschrieben hat, daß man sie auf Dinge gründen müsse, welche uns nicht gegen unsern Willen können genommen werden, nicht auf solche, welche die Gewalt der Zeit und die Begegnisse dieser Welt uns rauben können. Sonst ist man immer schwankend, man baut nicht auf den unbeweglichen Fels, sondern auf Sand, mit der Gefahr, durch den ersten Sturm zerstört zu werden. Die Sacramente sind gut, aber die Ordnung Gottes ist noch besser; man muß sie nicht außer derselben begehren, weil sie (so) zu wenig dienen; während diese Ordnung immer gut ist und die, welche fest daran halten, nichts zu fürchten haben, weil Gott immer mit ihnen ist und sie mit seinen Segnungen erfüllt, welche er nicht Allen, die communiciren, zugesteht."

„Wenn Gehorsam nach der Schrift mehr gilt, als die Opfer, so ist er noch viel mehr, werth als die Sacramente, welche weniger sind, als die Opfer; und ihr müßt überzeugt sein, daß er, während er euch die Sacramente nimmt, euch Gelegenheit giebt, ihm vollkommener zu dienen, als wenn er euch den freien Gebrauch davon ließe. Denn er hat sie nur der Schwachheit der Menschen gewährt, und wenn sie fähig wären, sich mit ihm ohne dieselben zu vereinigen, so hätte er dieselben ihnen nicht zur Pflicht gemacht, so wenig als den Engeln und den Seligen, und er wäre zufrieden damit gewesen, daß sie ihm dienten wie St. Paul, der erste Eremite und wie mehrere andere große Heilige, welche einen großen Theil ihres Lebens ohne Sacramente und Messe zugebracht haben."

„Der Hunger und der Durst nach dem Himmelsbrot ist sonder Zweifel gut und er ist das wahre Zeichen der Gesundheit und der inneren Kraft der Seele. Aber die Sacramente und selbst das Abendmahl sind nicht eigentlich dieses Himmelsbrot, sondern nur Mittel, es zu erwerben. Sonst wären wir nach der Communion gesättigt, und wir brauchten weiter weder Hunger noch Durst zu haben, während die wahre Folge der Communion Vermehrung des Hungers und Durstes nach dem Himmelsbrot und nach dem Trank des h. Geistes ist, welcher eigentlich die Nahrung und das Fleisch der

Seelen nach dem Wort Christi im Evangelio ist. Auch steht nicht geschrieben, daß Diejenigen selig seien, welche hungern oder dürsten nach dem Abendmahl und nach den anderen Sacramenten, sondern welche Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit, das heißt nach Gott selbst und nach seinem Geiste, haben, der über alle Sacramente und sinnlichen Dinge und über alle Gaben ist, welche nicht er selbst ist. Die Sacramente sind wohl Mittel, aber weder die einzigen, noch die vollkommensten, um dem Menschen dieses Gut zu verschaffen und nicht Alle, welche darnach verlangen und sie empfangen, sind heilig oder in einer Verfassung, daß sie selig werden können; sondern Alle, welche Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit haben, sind selig, weil Gottes Geist in ihnen ist, welcher sie lebendig macht und nach und nach zu dieser Gerechtigkeit und zu diesem ewigen Leben führt, wozu er ihnen Liebe und Verlangen giebt."

„Wenn dieses für alle Gläubigen wahr ist, so gilt es besonders von Denen, welche Gott behandelt wie euch, denen er durch seine Vorsehung die Sacramente nimmt, und die er in die Nothwendigkeit versetzt, das Himmelsbrot an der Quelle und nicht in den abgeleiteten Bächen zu suchen und sich mit dem Engelsbrot, nicht als Menschen, sondern als Engel, zu nähren, durch den Geist, nicht durch die Sinne, in seiner eigenen, nicht in einer fremden Form. Das ist das Leben des Himmels und der Segen des Himmels, worin er nur einigen wenigen großen Heiligen dieses Leben gereicht hat, und welches er von Zeit zu Zeit einigen auserwählten Seelen mittheilte." — Diese Güte Gottes sollen sie anerkennen und, statt zu klagen, ihn preisen. So mußte die Verfolgung denn auf dieselben Ansichten führen, wie der Mysticismus einer Agnes und der Quietisten; die Bedeutung der Gnadenmittel, welche Nicole einmal gegen diese Secte vertheidigen wird, tritt zurück. Aber schon die Prädestinationslehre allein, wie oben entwickelt wurde, ihre sittliche Strenge, die Voranstellung des unbedingten göttlichen Willens durch sie, welcher die Kirche, ja folgerecht selbst Christum in den Hintergrund drängt, hatte abgesehen von äußeren Umständen einigen mächtigen Zug dahin. Daher auch die Schrift desselben Arnauld gegen das häufige, todte Communiciren höher

zielte, was die Gegner wohl fühlten. — Daß die Prädestinationslehre der Grund von Port-Royal war, mußte es von allem anderen Klosterleben, welches auf einer semi-pelagianischen Basis ruht, bestimmt unterscheiden.

Auf Fontaines Frage, ob er eine Gelegenheit, Messe zu lesen, nicht benutzen würde, antwortete Sacy, nein, er würde die Macht Gottes in den Befehlen seiner Vorgesetzten ehren; „es sei gut, daß die Schwachen sehen, man könne die Communion entbehren, wenn Gott sichtbar dazu verpflichte, damit sie nicht glauben, Alles sei verloren, wenn die Gewaltthat der Menschen sie zu diesem Übel verdamme."

Nirgends sehen wir so deutlich, als in diesem Punkte der scheinbar stärksten Übereinstimmung, wie sehr sich Port-Royal nicht blos vom Katholicismus der Jesuiten, sondern auch des Tridentinums innerlich losgelöst hatte, nämlich von der Überkirchlichkeit und der Überschätzung der Sacramente.

Zehntes Buch.

Die Port-Royal befreundeten Bischöfe und der Kirchenfrieden.

Vier Bischöfe waren mit der Sache Port-Royals genau verwachsen, gaben ihr Halt und den Angelegenheiten eine unerwartete Wendung. Dies sind der uns schon bekannte Heinrich Arnauld, Bischof von Angers, Nikolaus Choart de Búzanval, Bischof von Beauvais, Caulet, Bischof von Pamiers in Languedoc, und Pavillon, Bischof von Alet in den Gebirgen des benachbarten Rouffillon.

Den alten Freund der Familie Arnauld, Godeau, Bischof von Vence, vermissen wir unter ihnen, ob er sich gleich nicht ganz entzog. (Siehe Beilage XXX.)

Der Bischof von Beauvais.

Bis zum Jahre 1661 war der Bischof von Beauvais der Einzige auf dem Plan, welcher der Verdammung Jansens sich offen widersetzte. Nikolaus Choart de Búzanval war am 25. Juli 1611 in Paris geboren. Zumal von Seiten seiner Mutter stammte er aus einer durchaus parlamentarischen Familie. Es eröffneten sich ihm glänzende Aussichten; in dem von seinem Urgroßvater Thibaut Baillet organisirten Parlament der Bretagne erhielt er eine Rathsstelle. Zwei Brüder seiner Mutter waren Bischöfe von Beauvais gewesen. Auguftin Potier, Bischof von Beauvais, sein Oheim nahm im Anfang der Regentschaft An-

nas, der Wittwe Ludwigs XIII kurze Zeit die Stelle des ersten Ministers ein. Nachdem er gestürzt war, zog sich auch der Neffe vom Hofe zurück und entschloß sich zum geistlichen Stand. Der Oheim legte zu Gunsten des Neffen sein Bisthum in die Hände der Königin nieder; ohne diesem ein Wort davon zu sagen, ließ Potier de Novion, Präsident à mortier beim pariser Parlament, in der Übertragungsurkunde seinem eigenen Sohne eine Pension von 12,000 Livres aus den Einkünften des Bisthums auswerfen, welche ihm zeitlebens bezahlt werden mußte. Die beiden Großvicare der Diöcese besuchten ihn, unter dem Vorwand, ihm Glück zu wünschen; allein sie kamen in der Befürchtung, nur das Bisthum habe ihn zum Entschluß gebracht, Priester zu werden. Sie gehörten zu den Eiferern für die strenge Disciplin; sie riethen ihm, nebst der h. Schrift, Chrysostomus über das Priesterthum und die Pastoralschrift von Gregor zu lesen. Diese Schriften machten tiefen Eindruck auf ihn; er glaubte diesen Pflichten nicht genügen zu können, und wollte verzichten, ob er gleich schon 10,000 Thaler für die Bulle ausgegeben hatte. Jetzt erst, als er seine erste Berufung zum Priesterthum als nichtig erkannte, drangen die Großvicare in ihn, das Bisthum anzunehmen, und es brauchte das ganze Gewicht seiner Beichtväter vom Oratorium dazu. So erhielt er den 8. Januar 1651, als am Todestag des Märtyrers Lucian, des Apostels und ersten Bischofs von Beauvais, die Weihe als Bischof.

Der Bischof von Beauvais hatte auch alle weltliche Hoheitstitel über die Stadt. Der alten Sitte gemäß brachte er in der Abtei St. Lucian bei den Gräbern der Märtyrer die Nacht vor seinem Einzug zu. Den andern Morgen trat er in schlichtem priesterlichen Gewande, baarfuß, den Weg an. An dem de l'hôtel-Dieu genannten Stadtthore wurde er von dem Bürgermeister [1]) und den Schöppen (echevins) empfangen, welche ihm die Schlüssel dazu überreichten, wogegen er ihnen zu schwören hatte, sie bei ihren Rechten und Freiheiten zu erhalten. Sofort wurde er an das Thor der Altstadt geführt, welches man Gloria-laus

1) Es wird von Nikolaus, wie von mehreren jansenistischen Pfarrern, erzählt, daß er nie eine Einladung zu Tisch angenommen habe, außer am Feste, welches der Bürgermeister am Tage seiner Wahl gab, nachdem er, vom Bischof auf eine Tribune geführt, den Eid geleistet hatte.

nannte, wo ihn das Kapitel erwartete; auf einer Tribune wurde ihm das Evangelienbuch überreicht, auf welches er schwur, die Rechte seiner Kirche (und wohl des Kapitels) zu erhalten. Erst nachdem er auch die im Evangelienbuche stehende Eidesformel unterschrieben hatte, wurde er mit den bischöflichen Gewändern bekleidet, empfing er Mitra und Bischofsstab aus der Hand des Dekans seines Kapitels und wurde in seine bischöfliche Kirche eingeführt.

Dieser erste Tag in seiner bischöflichen Stadt ist uns der Schlüssel zu seinem langen Widerstande und zu dem langen harten Kampfe, welchen er gegen die Aristokratie seines Kapitels auszufechten hatte.

Es wird ihm als besonderes Verdienst angerechnet (wofür die Jansenisten viel eiferten), daß er nie ein öffentliches Amt verkaufte, was damals der König und andere Große ganz gewöhnlich thaten. Die Würde des Grafen und Pairs, welche mit dem Bisthum verbunden war, hielt er für eine dem kirchlichen Berufe schädliche Last, da er dadurch nothwendig aus der Einfachheit und evangelischen Armuth gezogen werde, sie ihn auch oft nöthige, mit den hauptsächlichsten Angehörigen seiner Diöcese lange Processe zu führen. Er begriff nicht, wie die Bischöfe sich Nachfolger der Apostel nennen könnten, ohne deren Armuth nachzuahmen. Andererseits diente diese Würde zum Schutze der Pfarrer gegen den brutalen Adel. Ein Adeliger drohte dem Geistlichen mit Schlägen, wenn er in die Messe läuten lasse, ehe er es ausdrücklich geboten habe. Als es doch geschah, drang er von Bedienten, die mit Prügeln bewaffnet waren, begleitet in die Kirche, fand aber zu seinem Schrecken den Bischof im Wege. — Einigemale legte er öffentliche Buße auf, da sie ja vom Tridentinum geboten sei. Er glaubte für seine Diöcese nicht nur beten, sondern, besonders wenn es galt einem Ärgerniß zu steuern, auch durch strenge Bußübungen an sich selbst den Zorn Gottes abwenden zu müssen. Mit dem Parlament kam er in Zwiespalt, weil er die Beerdigung eines Mannes auf geweihtem Boden verbot, welcher wiederholt an Ostern nicht gebeichtet hatte. Ja er ließ einen solchen einmal wieder ausgraben und den Kirchhof neu weihen. — Dagegen gab er jährlich regelmäßig 27,000 Livres Almosen. Im Winter ließ er

in Sälen des bischöflichen Palastes große Feuer anzünden; die verschiedensten Handwerker arbeiteten darin, er katechisirte ihre Kinder und blieb stundenlang bei ihnen. Zugleich schaffte er das Betteln ab, auch an den Stadtthoren und Kirchenthüren, errichtete auf seine Kosten und durch milde Beiträge eine große Armenanstalt, welche die Armen zum Besuch des für sie angeordneten Unterrichts verpflichtet, einem Hospital für Alte, Waisen und Vagabunden. Nebst dem in Lyon ist das in Beauvais das älteste in Frankreich und Muster der übrigen. Wie sonst, so besuchte er die Kranken ohne Unterschied in der Pestzeit im Sommer 1668. „Da war er, wie Aaron, mitten unter den Todten und Lebendigen und hielt den Zorn Gottes auf." Als er erfuhr, daß ein Pfarrer von seiner Gemeinde flüchtig geworden war, ging er sogleich hin und besorgte die armen Kranken mit Trost, Heilmitteln und Speise bis in die zerstreuten Waldhütten. Er beichtete sie, ertheilte ihnen die Sacramente und las Messe unter freiem Himmel. — Regelmäßig alle vierzehn Tage besuchte er die Kranken in den Hospitälern und sprach mit jedem Einzelnen. Jedermann hatte zu jeder Stunde Zutritt zu ihm, besonders die Armen, als deren Hirten er sich sonderlich ansah. Er scheute keine Mühe, Streitigkeiten zu schlichten und Processe durch Vergleiche beizulegen. — Die Gastfreundschaft hielt er für eine besonders bischöfliche Tugend und der ärmste Vicar war an seiner Tafel eben so gut aufgenommen, als der vornehmste Mann.

So viel Sinn und Kenntniß er besonders für Architektur hatte, so ließ er doch Alles beim Alten, so lange die lebendigen Tempel Gottes Noth litten. Um die ganze Diöcese von Grund aufzubauen, gründete er ein musterhaftes Seminar, ein Verdienst der meisten Port-Royal befreundeten Bischöfe. Die Seminaristen hielt er als seine Söhne. Die Vorsteher dieses Seminars haben durch ihre kirchliche Gelehrsamkeit und ihre Strenge unter den Jansenisten einen großen Namen.

So streng er sonst Residenz hielt, so suchte er doch durch seine persönliche Gegenwart in Paris die Klerusversammlung 1654 von der Lehre Augustins nachtheiligen Schritten zurückzuhalten. Zwar hatte er selbst die Bulle von 1653 angenommen, aber ihr (unter 19. Sept.) eine mildere Deutung gegeben. Als

er sah, wie bei der Versammlung im Louvre (1654) die Bischöfe von Sens und Commenges schwach wurden und daß die Hofluft, in welcher selbst Petrus gefallen war, auch Bischöfen sehr gefährlich sei, zog er sich in seine Diöcese zurück, „wie Johannes aus dem Saal des Kaiphas." Allein hier hatte die römische Partei seine Abwesenheit möglichst benützt. Im Kapitel waren mehrere Molinisten (Pelagianer), an ihrer Spitze stand der Dekan, der sich seines Großoheims, des St. Franz von Sales, rühmte. Das Kapitel handelte, als stehe die Gemeinde unmittelbar unter seiner Gerichtsbarkeit, wurde von Rom in dieser Anmaßung unterstützt und ließ in Paris seine Bescheide durch die öffentlichen Ausrufer verkaufen, während der Bischof noch dort war; es erließ eigene Mandements, worin es zu unbedingter Unterschrift des Formulars verpflichtete und wurde darin von der Klerusversammlung und dem Staatsrath, wie der Bischof in seinem Widerspruch vom pariser Parlament unterstützt. Der Streit währte 16 Jahre bis zum allgemeinen Kirchenfrieden. Es kam im Kapitel selbst zu Thätlichkeiten; unter der ausgestoßenen, der Einkünfte beraubten bischöflich-augustinischen Minorität des Kapitels zeichnete sich Hermant aus. (Siehe Beilage XXIX.)

Der Bischof von Angers.

Der Erste, welcher sich im Kampfe gegen das Formular, gegen Rom, gegen König und Klerusversammlung dem Bischof von Beauvais anschloß, war der von Angers, Heinrich Arnauld, Bruder d'Andillys, des Doctors Arnauld, der Mütter Angelica und Agnes, dessen Leben wir schon im ersten Bande gegeben haben. — Er lebte ganz seiner Diöcese; die Nähe der Reformirten, deren hohe Schule in Saumür war, machte es ihm sehr wünschenswerth, den Schein der Einigkeit der katholischen Kirche zu bewahren. Jährlich machte er zu Fuß eine Pilgerreise nach Notre-Dame des Ardilliers, um Christo und Maria die Beleidigungen abzubitten, welche dort und überhaupt innerhalb seiner Diöcese die Reformirten ihnen anthäten. Besonders nahm er sich des Schulunterrichts an; er gab der Diöcese den „Katechismus der drei Heinriche", wie man ihn nannte, weil er für die Diöcesen von Lüçon, Rochelle, Alet abgefaßt war, deren Bischöfe diesen Namen hatten[1]). Der

1) Catechisme ou doctrine chrétienne, imprimé par ordre des Nos-

Erzbischof von Rheims, Le Tellier, nahm ihn später auch an und die Jansenisten schmeichelten sich, er werde vielleicht der Katechismus für ganz Frankreich werden. Denn es brachte viel Übelstände mit sich, daß oft jeder neue Bischof einen neuen, eigenen Katechismus mitbrachte. — Seine Humanität erfreute Jedermann, die Armen und Kranken waren der Hauptgegenstand seiner Fürsorge. Diese besuchte er jede Woche im Hospital; „die Armen, welche seine Treppe umlagerten, konnte man seine Garde nennen." Man sagte, das beste Mittel, eine Gnade von ihm zu erlangen, sei, ihn beleidigt zu haben. Die Nonnen betrachtete er als den edelsten Theil seiner Heerde; er hatte sich selbst die Visitation ihrer Klöster vorbehalten, und als er starb, war keine, welcher er nicht selbst den Schleier gegeben hätte. (Dies ging Hand in Hand mit seiner Liebe zu Port-Royal.)

Mit den geistlichen Orden bekam er Streit bei der Gelegenheit, daß er den Geistlichen den Besuch der Wirthshäuser verbot. Die Geistlichen beichteten zum Theil Ordensbeichtigern, von welchen sie für die Übertretung des bischöflichen Verbots leicht absolvirt wurden. Daher behielt er sich den Fall selbst vor, worüber die Orden lärmten. Da er aber die Erlaubniß der Orden, außerhalb ihrer Kirche Beichte zu hören, von seiner und der Pfarrer Erlaubniß abhängig machte und die Gläubigen verpflichtete, die Messe in ihrer Pfarrkirche zu hören, gestützt auf die Kanones, so brach der Widerstand der Orden offen aus. Er wurde aber von der Klerusversammlung unterstützt und selbst Rom neigte mehr auf seine Seite (1659).

Dieses hatte Arnauld wohl hauptsächlich seiner bisher beobachteten Parteilosigkeit in den obschwebenden Streitigkeiten zu danken. Noch 1660 schrieb er an den Doctor, seinen Bruder: Ich bin auch der Überzeugung, daß man nicht mit Recht zur Unterschrift wegen eines Factums verpflichten kann. Aber man muß auch die Münze auf der anderen Seite ansehen. Muß ein Bischof um eines Factums willen sich allen möglichen äußersten Gefahren aussetzen und eine ganze Diöcese verlassen, wo Gottes Gnade ihn einiges Gute wirken läßt? Ich stimme mit euch darüberein, daß ich damit glücklicher wäre, als ich verdiene; aber vorausgesetzt, daß es einer von

seigneurs les evêques d'Angers, de la Rochelle et de Luçon pour l'usage de leurs diocèses. Paris, chez la veuve Dupuis, 1678 in 12.

den Fällen wäre, für welche die großen Bischöfe des Alterthums sich allen möglichen Gefahren ausgesetzt haben. Die Frage ist, ob dies einer von den Fällen ist, in welchen man verpflichtet ist, den weltlichen und geistlichen Gewalten bis aufs Äußerste zu widerstehen? — Ungefähr um diese Zeit schreibt der ganz weltliche Spötter Tallemant de Reaux: „Der Bischof von Angers ist ein eben so kalter Mann, als d'Andilly ein heißes Blut hat. Es giebt nichts Überlegteres; er hat Geist und Verstand und ist zu Unterhandlungen sehr geschickt. In einem Proceß mit seinem Kapitel, um einige Domherrn zu verpflichten, ihre Pfarreien aufzugeben, weil sie nicht residiren konnten, wollte er nicht nach Paris zum Sollicitiren, um seinen Gegnern zu zeigen, daß nichts von der Residenz entbinde. Ich billige jedoch nicht, daß er in Angers so fest gewachsen ist, und ich täusche mich, oder dieser Mann hat mehr Ehrgeiz, als das ganze Haus Habsburg zusammen. Sein Name nöthigt ihn, vorsichtig zu verfahren und den Verdacht des Jansenismus sich nicht zuzuziehen. Er benimmt sich klug und hat noch keine Blöße gegeben. Man spricht von ihm weder gut, noch übel."

Seit 1661 trat auch der Bischof von Angers mit seinem Widerspruch gegen unbedingte Unterschrift des Factums in mehreren Briefen an König und Pabst hervor. (Siehe Beilage XXX.) Obgleich Heinrich die Wahrheit und den Frieden nicht trennen wollte, in Allem eine gewisse Würde und feine Form beobachtete, blieb er fest auf seiner Weigerung, obgleich der König sich dadurch für persönlich sehr beleidigt erklärte. Der größte Theil seines Klerus reichte die unbedingte Unterschrift für Glaubensnorm und Factum bei den weltlichen Behörden ein, da der Bischof sie nicht annahm. Auch beim neuen Erzbischof von Paris verwandte er sich 1664 sehr nachdrücklich für Port-Royal, indem er die Unhaltbarkeit des Verlangens einer Unterschrift fürs Factum auf die Lehre von der foi humaine hin klar darstellte: „Man verlangt von den Nonnen eine Unterschrift. Jede Unterschrift ist gewißlich eine Sprache, ein Zeugniß, daß man etwas glaubt; sie fragen nun ihrerseits, welche Überzeugung, welchen Glauben man von ihnen verlange, ob „göttlichen Glauben?" — nein — „menschlichen Glauben?" — ja — Aber man setzt ihnen nicht aus einander, was das sei. — Ist das ein menschlicher Glaube, welcher eine innere Überzeugung

mit sich führt oder eine rein äußerliche Unterwerfung? Eine innere Überzeugung kann man darüber nicht haben, ohne eine Verwegenheit zu begehen, da ja eingestanden ist, daß der, welcher die Unterschrift gebietet, sich täuschen kann. Ohne diese Überzeugung aber wäre die äußerliche Unterwerfung eine Lüge; denn eine Unterschrift ist eine Sprache, und man lügt, so oft man sagt, man glaube eine Sache, welche man doch nicht glaubt." —

Der Bischof von Pamiers.

Freunden und Feinden war der Anschluß der Bischöfe von Pamiers und von Alet an die Sache Port-Royals unerwartet, ja ihnen selbst.

Stefan Franz von **Caulet** war in Toulouse 1610 geboren, seine Familie war eine der ersten im Parlament, sein Vater und sein ältester Bruder Präsidenten à mortier. In Paris, wo er als Abt von Foix studirte, wurde er durch den schlichten Bernhard, der arme Priester genannt, den man, unter anderen Gaben die des Sehers zuschrieb, erschüttert. Er trat mit Olier und einigen Anderen zusammen und stiftete mit ihnen das berühmte Seminar von St. Sülpice, dessen theologische Schule aber sich dem ascetischen Unabhängigkeitssinn Port-Royals entgegensetzte. Als er hier eine gesegnete Wirksamkeit übte, verlangte die Königin Anna von ihm seine Abtei Foix; der junge Abt erklärte sich bereit, entblößt seinem Heiland zu folgen, wie dieser es am Kreuze auch gewesen war. Die Königin, in deren Hand er seine Abtei niederlegte, hatte ihn auf Vincents Rath schon zum bischöflichen Stuhl von Pamiers bestimmt, welcher durch Spondes[1]) Tod erledigt war. Im März 1644, im Alter von 34 Jahren, wurde er als Bischof geweiht. Olier war beleidigt, daß Vincent ihm diesen Mann entzog und daß dieser sich von ihm entfernte.

Der Zustand der Diöcese erklärt, warum man einen jungen, thatenfreudigen Mann dazu gewählt hatte. „Die Ketzerei Calvins hatte in der Diöcese furchtbare Verheerungen angerichtet. Die Religionnaires (Reformirten) hatten die Kirchen und Klöster abgebrochen, Priester und Mönche ermordet, die Reliquien verbrannt, die heiligen Gefäße geplündert. Sie hatten sich darin festgesetzt

1) Dieser hatte einen Auszug aus den Annalen von Baronius und eine unvollendete Fortsetzung derselben geschrieben.

und furchtbar gemacht, ungestraft plagten sie die Katholiken. Sie hatten sogar den vorigen Bischof wiederholt vertrieben, der mit seinem Klerus in Foix hatte Sicherheit suchen müssen. Auch das Geistliche war in großer Unordnung, das Volk in seiner Religion unbeständig, verband sich manchmal mit den Miquelets und Räubern, welche es mit den Reformirten hielten[1]). Der Klerus war in krasser, skandalöser Unwissenheit. Das Sittenverderben war allgemein und wenn noch eine Art von Frömmigkeit übrig war, so kam sie auf vielerlei Aberglauben hinaus, welchen die Priester eingeführt hatten, lauter ungebildete Leute, aus der Hefe des Volks genommen. Denn nur solche Leute wurden Priester. Die Bürgerkriege und die beständige Verfolgung der Hugenotten hatten Sponde verhindert, an der Reform seiner Diöcese zu arbeiten; er hatte sich nur der Arbeit des Studirzimmers ergeben." — In dieser Diöcese arbeitete Caulet 36 Jahre. Nach diesem Zustande müssen auch seine Maßregeln beurtheilt werden.

Einen großen Theil des Jahres brachte er auf Visitations-Reisen zu. Überall hatte er vertraute Leute, die ihm alle Unordnungen der Geistlichen und der Laien meldeten, die öffentlichen Sünder strafte er öffentlich, die verhärteten durch Excommunication ohne Unterschied des Ranges. Die Absolution wollte er verschoben wissen, auch um Ostern, bis sich Früchte der Buße zeigten. Mit den Reformirten wetteiferte er in strenger Sonntagsfeier. Während bisher viele Reformirte in der Stadt gewesen waren, erlangte er gegen sie vom Staatsrath das Verbot, darin zu übernachten. Nur Eine reformirte Familie durfte bleiben, weil sie bei der zweiten Einnahme der Stadt durch die Protestanten dem vorigen Bischof zur Flucht hülfreich gewesen war. Er nahm ihnen auch ihr Bethaus (prêche), bei welcher Gelegenheit eine Protestantin auf ihn feuern wollte. — Der Bischof von Pamiers theilte sich mit dem König in die Oberhoheit der Stadt, jeder hatte seinen Viguier, welche abwechselnd je ein Jahr ihr Amt ausübten. Das Parlament ertheilte ihm das Recht, daß er seinen Großvicar und das Kapitel einen Deputirten in die Versammlungen der Stadtgemeinde

1) Es braucht kaum besonders erinnert zu werden, daß diese Berichte das Verdienst der jansenistischen Bischöfe den Reformirten gegenüber einseitig herausheben.

schicken durften, welche großen Einfluß übten[1]). So war die Polizei ganz in seiner Hand. Für die Schulen that er viel, wie alle jansenistischen Bischöfe; seine Schwester, Frau von Mirepoix, eine Wittwe, stand dem nach dem Muster von Alet gegründeten Verein der Schullehrerinnen vor, bis sie sich darin ihrer Tochter gehorsam unterstellte.

Sein Einkommen belief sich auf 24,000 Livres, wovon 6000 für sein Hauswesen aufgingen, das Übrige verwandte er auf das Seminar, auf die Armen und Herstellung der Kirchen. Sein Hauswesen glich einem Kloster, sowohl am Tische der Dienstboten als der Geistlichen wurde während des Essens aus dem N. Testament vorgelesen. Sein Kapitel, welches Regular-Domherrn vom Orden Augustins waren, nöthigte er, wieder in kanonischer Gemeinschaft zu leben. Er wollte, sie sollten ganz in Gemeinschaft mit ihrem Bischof, aber ihm als solchem unterthan leben und die Eigenschaft der Mönche und Geistlichen gewissenhaft vereinigen. Man studirte außer der h. Schrift und den Vätern besonders die Kirchen-Geschichte und die Acten der mailänder Kirche von St. Karl Borromeo. Die Domherrn arbeiteten wieder im Garten und fegten das Haus. Auf die Pflichten des Chors legte er großen Werth; er sagte ihnen: Wir müssen betrachten, daß wir mit einem Gott von unendlicher Majestät zum Heil der ganzen Welt Gebete sprechen, welche vom Himmel herab gekommen sind. — Er tadelte es, daß seine Mutter einmal in seiner Abwesenheit in das Haus gekommen war. Er hielt selbst das strengste Stillschweigen von dem Abendgebet bis nach der Morgenmesse.

Schwieriger war es, die Abtei oder Collegiale von Foix zu reformiren. Die Unordnung war in Folge der Zerstörung der gemeinsamen Wohnung durch die Reformirten eingerissen.

Der Bischof führte auch hier die Reform der Congregation von Frankreich ein[2]). Die alten Domherrn sollen so erboßt über

1) Alle diese Anstalten sind uns um so wichtiger, als sie gewiß besonders die Unterdrückung der Reformirten mit im Auge hatten.

2) Zuerst war die Reform unter den Regular-Domherrn in Languedoc in der Diöcese Perigueux in der Abtei von Chancelade unter dem Abt Alain de Solminiac, dem spätern Bischof von Cahors, einem Jansenisten, durchgedrungen. Mehrere Abteien waren von hier aus reformirt worden. Zu gleicher Zeit reformirte der Cardinal de la Rochefoucauld die Abtei St. Genovefa in Paris, von wo aus sich die Reform über viele Häuser verbreitete. Diese alle zusammen wurden als Congregation de France dem Abt von Sta.

die Reform gewesen sein, daß sie den fremden Domherrn einmal Gift ins Essen warfen, woran jedoch nur einer starb, da ein Kapuziner sogleich mit einem Gegengift zur Hand war.

Als Mann von St. Sülpice war Caulet ursprünglich gegen Port-Royal. Er war als Abbe Caulet unter den Zeugen gegen St. Cyran aufgetreten. Das Erste, worin er, wie viele andere Nichtjansenisten, gemeinschaftliche Sache mit den Theologen von Port-Royal machte, war seine Erklärung gegen die Apologie der Jesuiten-Moral. Er suchte anfangs seinen Amtsbruder in Alet für das Formular zu gewinnen. Bischöfe, St. Sülpice, St. Lazare, St. Nicolas-du-Chardonnet, das Haus für auswärtige Mission, alle alten Bekannten bestürmten ihn, beim Bischof von Alet Alles anzuwenden, um ihn zu gewinnen. Aber dieser gewann ihn für den Widerstand.

Dadurch zog er sich Feindseligkeiten namentlich von Seiten der Jesuiten in seiner Diöcese zu, welche besonders seine Grundsätze über Buße und Absolution auf der Kanzel anfochten. Ein Jesuite, Namens Pascal, sagte in einer Predigt, da Gott im A. Testament den Bösen habe machen wollen, hätte er beinahe Alles verdorben und das Volk von seinem Gehorsam entfernt. Aber Moses, der sanfteste Mensch, habe sie in seinem Dienste zurückgehalten; daher haben sie zu Mose gesagt, er solle mit ihnen sprechen, nicht der Herr. Der Bischof sah sich endlich genöthigt, den Jesuiten das Beichthören zu verbieten und über drei derselben die Excommunication auszusprechen. Überhaupt gab er nur wenigen Ordensgliedern Erlaubniß zum Beichtehören; auch den Kapuzinern mußte er es ganz niederlegen, er erlaubte ihnen aber das Predigen und ließ sie nicht darben. „Man weiß, daß die Hauptursache der schlaffen Nachgiebigkeit der Bettelorden in der Seelsorge das zeitliche Interesse ist und ihre Abhängigkeit von den Almosen ihrer Beichtkinder, um zu leben."

So streng einfach er lebte, so vermied er doch mönchische Übertreibung, da er das Allen gegebene Vorbild Christi befolgen wollte. Er nahm sich Franz von Sales zu Beispiel; seine Sanft-

Genovefa unterstellt. Die Congregation von Chancelade wurde aufgelöst und mit jener vereinigt, damit die Regular-Domherrn in Frankreich Eine Congregation bildeten. Die Bischöfe, welche Mitglieder dieser Congregation in ihre Diöcesen sich erbeten hatten, kamen zum Theil in große Verlegenheit, weil diese ihre dem Formular geleistete Unterschrift widerriefen.

muth galt für unwiderstehlich. Gott bewahre uns vor der Sanftmuth des Bischofs, sagten seine Gegner, ihrer siegreichen Überzeugungsmacht ausweichend. Wie von St. Cyran wird bei ihm als charakteristisch hervorgehoben, daß er in einer beständigen Gegenwart Gottes lebte.

Der Bischof von Alet.

Wie der Bischof von Pamiers in der späteren Sache der Regale, so stand der Bischof von Alet in der Sache des Formulars und Port-Royals als Vorkämpfer voran. Er ist der vollkommene Typus eines jansenistischen, eines Bischofs nach dem Sinne Port-Royals, den es sich auch unter Zehntausenden heraus als seinen Bischof ausgewählt hatte, seit sein natürlicher Bischof, der von Paris, alle väterliche Gesinnung verleugnet hatte. Wie die Biographien nicht nur der Nonnen, sondern auch der Freunde von Port-Royal sich bis auf einen gewissen Grad wiederholen, so auch dieses Leben der vier jansenistischen Bischöfe. Der Verfasser ihrer Biographien macht die Leser im Vorwort auf eine gewisse Monotonie ganz ähnlicher Dinge bereit: „Da wird immer bußfertiges Leben sein, Eifer für das Heil der Seelen, gutes Regiment der Diöcese, Mildthätigkeit gegen die Armen, Liebe zur Einfalt, zur Armuth und Mäßigkeit, immer Synoden, bischöfliche Visitationen, Missionen.“ — Aber am Ursprünglichsten, Ausgebildetsten finden wir es bei dem Bischofe von Alet, welcher in seiner Thalschlucht nur der Bibel, den Vätern und vor Allem seinem Amte lebt. Er ist das Gegentheil des „Hofbischofs,“ wie ihn eine Schrift jener Zeit nach dem Leben schildert.

Auch Nikolaus Pavillon war aus einer parlamentarischen Familie in Paris. Er ist geboren 1597. Seine Mutter war eine eifrige Gehülfin der Madame Fouquet in Pflege der Kranken. Früh fühlte er seinen Beruf, den Armen das Evangelium zu predigen. Da er nicht in eine Congregation eintreten wollte, benützte ihn Vincent, den Versammlungen zu wohlthätigen Zwecken in den Pfarreien zu Paris, den Samstags-Versammlungen der Geistlichen in St. Lazar vorzustehen. D'Andilly verbreitete den Ruhm seiner Predigten in der hohen Welt und führte ihm seine Freundinnen zu. Auch war er nicht ohne Einfluß dabei, daß Richelieu ihn zum Bischof von Alet ernannte. Durch Vermittelung der Herzogin

von Aiguillon erhob d'Andilly dieses Licht auf den Leuchter. Pavillon nahm es schwer, diesen Beruf anzunehmen. Aber Vincent sprach: „Ich werde mich am Tage des Gerichtes gegen dich erheben mit den Seelen der Diöcese Alet, welche aus Mangel an Unterricht zu Grunde gehen werden, weil du dich geweigert hast, ihnen denselben zu ertheilen." Darauf hin ergab sich Pavillons Bescheidenheit. Der Bischof erzählte später Conti lachend, als er dem Cardinal-Minister diesen seinen Entschluß mitgetheilt habe, habe dieser scherzend gesagt: Ich wußte wohl, daß Gott Ihnen Dieses inspiriren würde. Nachdem nun die schwere Anfechtung, ob er auch wirklich Beruf dazu habe, durchgerungen war, fühlte er sich unerschütterlich fest darin. Da aber der pariser und der römische Hof gespannt waren, wurde seine wirkliche Bestallung zwei Jahre hinausgezogen.

Endlich im Sommer 1639 erhielt er die Weihe als Bischof. Alet liegt in einem engen Gebirgsthal der Pyrenäen, welches streckenweise nur dem Bache und einem schmalen Wege Raum läßt. Er nannte sich einen Dorfbischof. Das ist der Ort meiner Ruhe für immer! rief er, als er es erblickte. Johann XXII hatte aus den Einkünften der reichen Benedictiner-Abtei die Bisthümer Alet, Mirepoix und St. Papoul gegründet. Alles war in tiefen Zerfall. Die alte Kathedrale war durch die Reformirten verbrannt, das Schiff der neuen war nicht einmal gepflastert, er wollte keine Kosten darauf verwenden, so lange es noch Arme gebe.

„Des Geistlichen hatte sich seit undenklicher Zeit kein Bischof angenommen. Seit ungefähr 100 Jahren war dieses Bisthum von fünf oder sechs Prälaten, worunter drei vom Hause Joyeuse, als Präbende besessen worden. Erst nach 1622 war Polverel, ein Adeliger aus der Auvergne, dazu ernannt worden, er starb aber, ehe er seine Bullen erhalten hatte. Sein Bruder, dazumal Rittmeister, ein Mensch ohne Sitten und Talente, ließ es sich beifallen, das Bisthum als Belohnung für seine Verdienste zu verlangen. Er erhielt und behielt es bis zu seinem Tode 1637. Er verstand so wenig Latein, daß, als ihn einmal zwei Kartheuser in lateinischer Sprache anredeten, er meinte, es sei Spanisch und einen dessen Kundigen als Dolmetscher rufen ließ. Mit den Einkünften des Bisthums kaufte er sich einige Hofämter. Wenn er nicht bei Hof war, residirte er zu Cornavel, wo er eine Frau unterhielt,

welche zwei öffentlich anerkannte Kinder von ihm hatte, welchen er die besten Pfründen gab. Einige schenkte er seiner Nichte, welche die Einkünfte bezog und Amtsverweser bezahlte. — Der Klerus lebte nach dem Beispiel des Bischofs."

Pavillon verlegte seinen Aufenthalt sogleich wieder nach Alet und ließ sich die geistige Hebung seiner Pfarrer sehr angelegen sein. Er predigte sonntäglich, und eigentlich nicht nur in Einer Kirche, sondern in allen Kirchen der Diöcese. Er sandte nämlich den Geistlichen Themate zur Beantwortung, sie brachten diese zu einer Conferenz[1]), wo ihnen die Ausführung des Themas durch den Bischof mitgetheilt wurde. Diese theilten sie sofort ihren Gemeinden mit, so daß an jedem Sonn- und Festtag Dasselbe zu derselben Stunde in allen Kirchen gepredigt wurde. Im Anfang behandelte man besonders den Aufschub der Absolution.

Nachdem der Pfarrer den Gegenstand unter der Form von Frage und Antwort wiederholt erläutert hatte, rief er die Erwachsenen, Adelige, Magistratspersonen, geringe Leute auf, um die Fragen selbst zu beantworten. — Jährlich nach den Visitationen versammelte er alle Geistliche zu einer Synode, wo die Bedürfnisse der Gemeinden besprochen und die Geistlichen über wichtigere Pflichten, über schwierige Beichtfälle belehrt und ermahnt wurden. Bei den Visitationen wurde öffentlich die Amtsführung des Geistlichen untersucht und den ärgerlichen Sündern mit Feierlichkeit ihre Buße aufgelegt, dem Adel so gut als dem gemeinen Mann. Für öffentliche Sünden war öffentliche Buße an der Ordnung; sogar einige Ärgerniß gebende Geistliche mußten öffentlich Buße thun. Wer sich nach drei Mahnungen dieser Zucht nicht unterwarf, dem wurde unter Strafe der Excommunication und des Interdicts verboten, eine Kirche zu betreten. Seine väterliche Güte machte den Sündern aber Muth, die bitteren Heilmittel für ihre Seelen zu beobachten. Des-Lions schreibt, seine Excommunicationen seien gefürchtet gewesen, seit Einige daran, das heißt wohl, ohne davon entbunden zu werden, gestorben waren. Öfters warfen sich die Verbrecher reumüthig nieder und flehten Gott und die Brüder um Verzeihung[2]). — Er selbst hielt bei der Visitation

1) Er hatte zu diesem Ende die 110 Pfarreien seiner Diöcese in sechs Kantone eingetheilt.

2) Wenn ein der bischöflichen Beicht-Gerichtsbarkeit vorbehaltener Fall ihm schwierig erschien, so bestimmte er die Buße erst nach Anhörung seines

eine Rede, welche dann im Patois nachgesprochen wurde. Damit die Visitation auch in dieser Beziehung für die Gemeinden ein Segen würde, brachte er immer einige Prediger dazu mit.

Nach und nach (seit 1658) sammelten sich namhafte, tüchtige Geistliche aus anderen Diöcesen, wo sie vielleicht durch den Vorwurf des Jansenismus vertrieben waren, um ihn. Mit ihrer Hülfe veranstaltete er Missionen. Nachdem durch Gebete und Ermahnungen die betreffenden Gemeinden von ihren Geistlichen vorbereitet waren, brachen an Einem Morgen etwa 40 Geistliche mit ihm auf, welche sich, in der Regel je zwei zusammen in Eine Gemeinde, alle in denselben Kanton begaben, in dessen Mittelpunkt der Bischof sich verfügte. Jede Familie versammelte sich zu der ihr bestimmten Stunde mit Kindern und Dienstboten. Nach einem kurzen Gebet besprach man sich näher über ihre Verhältnisse und suchte zum Frieden und guter Ordnung beizutragen[1]). Um das Betteln zu verhindern, vertheilte man Werkzeuge, und um der Unsittlichkeit vorzubeugen, suchte man armen Mädchen, die oft schon lange verlobt waren, welchen es aber oft nur an einem Kleidungs- oder Hausrathsstück fehlte, um sich zu verheirathen, zu helfen, indem man ihnen etwa eine Pistole (zehn Franks) schenkte[2]). Die Leute baten um Schlichtung von Streitigkeiten, in öffentlichen wie in Privat-Angelegenheiten bat man um seinen Rath. — Weniger scheint man es bei diesen Missionen, unter welcher Form er auch das Jubileum ertheilte, auf viele Communionen abgesehen zu haben, wie dies die Zöglinge von St. Lazar häufig trieben. Er empfahl den Geistlichen, nie ein Sacrament zu ertheilen, auch nicht den Kranken, ohne dessen Wesen und Wirkungen und die zum Empfangen desselben nöthige Seelenverfassung erklärt zu haben.

Raths. Der Pfarrer hatte dem Sünder am Sonntage vor versammeltem Volke die Sentenz zu veröffentlichen. Weigerte er sich, sich zu unterwerfen, so folgte die Excommunication. Diese sprach er nie aus, ohne für die Bekehrung des Sünders mit seinen Hausgeistlichen gebetet und gefastet zu haben. —

1) Eine der gewöhnlichsten Unordnungen war, daß erwachsene Kinder beiderlei Geschlechts aus Mangel an Betten beisammen oder mit ihren Eltern schliefen. Der Bischof ließ den Armen 400 Bettdecken leihen, damit sie weder verkauft, noch von den Gläubigern oder Steuereintreibern genommen würden.

2) Er suchte das Einholen der Dispensen von Verwandtschaft in Rom bei Heirathen zu hintertreiben; er sagte, die Kirche habe die Heirathshindernisse nicht zum Gesetz gemacht, um die Gläubigen zu veranlassen, ihr Geld nach Rom zu tragen.

Um aber bleibenden Nutzen in den Gemeinden zu stiften, mußte er darauf bedacht sein, einen guten Klerus selbst von Anfang heranzuziehen. Unter besonderer Aufsicht und Leitung der Landgeistlichen lebten fromme junge Leute in ihrer Heimath, welche der Bischof bei seinen Visitationen näher kennen zu lernen suchte. Im achtzehnten Jahre wurden die Wohlgerathenen ins Seminar einberufen, wo er selbst ihre Frömmigkeit zu fördern suchte. Sie lernten Latein und die zum Schulhalten nöthigen Kenntnisse. Sodann wurden sie als Schullehrer ausgeschickt und immer die schwächeren den zuverlässigsten Geistlichen übergeben. So wurden die alten schlechten Schulmeister bei Seite geschafft. Nach zwei, drei, vier Jahren wurden sie wieder ins Seminar einberufen und auf die Tonsur vorbereitet. Der Bischof wollte keine unnützlichen Kenntnisse bei ihnen, sie sollten vom Worte Gottes erfüllt sein und die Gesetze der Kirche kennen. Er selbst war erst als Bischof durch das Lesen Augustins von laxen Grundsätzen über Beichtmoral zurückgekommen. Scholastik wollte er keine, sondern eine „Wissenschaft des Herzens."

Den Abend vor ihrem Abgang auf ein geistliches Amt wußten sie oft noch nicht wohin? Sie erhielten am Morgen die Ordination und erfuhren zugleich ihren Bestimmungsort, an welchen sie binnen weniger Tage abzugehen hatten. Er ordinirte nur so viele, als für Besetzung der erledigten Stellen nöthig waren. Sich um irgend eine Stelle bewerben, war das sicherste Mittel, sie nicht zu erhalten. Er wachte eifersüchtig darüber, daß es ihm frei stehe, auf jede Stelle den Passendsten zu senden. Die Geistlichen selbst lernten sich und ihre Stellen als stets zur Verfügung des Bischofs stehend betrachten. Man sah betagte Pfarrer, welche die Stelle eines Domherrn einnahmen, welcher in ihre Stelle eintrat. Einmal war der Bischof in Verlegenheit, wie er eine Stelle, welche noch geistiger Neubruch war, aber eine mittelmäßige Besoldung hatte, besetzen sollte. Er ließ einen Pfarrer, zu welchem er Vertrauen hatte, von seiner beträchtlichen Pfarre rufen, um mit ihm zu berathen. Er sagte: Ich habe wohl Männer, welche das angefangene Gute fortsetzen könnten; aber ich sehe keinen, der tauglich wäre, es zu pflanzen. Dazu brauchte ich einen Mann wie Sie. — Da der Bischof dieses wiederholte, sah ihn der Pfarrer fragend an und sagte: Ist das Ihr Ernst, was Sie sagen? — Ja, es ist mein

Ernst, erwiderte der Bischof, aber ich wage nicht, Ihnen vorzuschlagen, eine Pfarrei wie die Ihrige zu verlassen, um Sie auf eine so arme, unbequeme zu schicken. — Wie, glauben Sie, daß ich Ihre Belehrungen vergessen habe? antwortete der Pfarrer; entscheiden Sie und ich gehorche sogleich. — So gehen Sie denn hin, mein theurer Bruder, sprach der Bischof, indem er ihn zärtlich umarmte, mit solcher Gesinnung heiligen Sie sich und retten Sie Diejenigen, welche Ihre Belehrung empfangen! — Der Pfarrer überlebte den Bischof. Als man dessen Nachfolger einmal fragte, ob er nicht einen alten Rest von Jansenismus in seiner Diöcese gefunden habe, nannte er diesen alten Pfarrer und sagte: Das sind die Reste des Jansenismus von Pavillon, welche ich theuer bewahre und die mein Trost in meinem Amte sind.

Noch war für das verwahrloste weibliche Geschlecht zu sorgen. Eine Wittwe, Madame de Bonnecaire, ließ sich zuerst bereit finden, Mädchen und Weiber unter seiner Anleitung zu unterrichten. Ein Fräulein von Montazels hatte Lust, Nonne zu werden, die Mutter holte den Rath des Bischofs darüber ein [1]). Dieser stellte ihr vor, ihre nächste Pflicht sei, für die Seelen in dem ihnen gehörigen Dorfe zu sorgen. Die Tochter ließ sich mit Freuden bereit finden, eine Schule für Mädchen zu errichten. Dies fand um so mehr Widerspruch, als man eine so niedrige Beschäftigung für mit ihrem Stande streitend hielt, besonders waren die Kapuziner dagegen und spotteten darüber. Einer sagte, am Tage des Gerichtes werde er sich gegen sie erheben, daß sie nicht dieses geringe Geschäft aufgegeben und Nonne geworden sei. —

Nun meldeten sich zehn, zwölf, zumal meistens Adelige, um zu diesem Beruf eingeleitet zu werden. Die meisten blieben je ihrer zwei etwa neun Monate des Jahres an ihren Dorfschulen und sammelten sich dann um die fromme Wittwe in Alet und um Diejenigen, die stets bei ihr warteten, wo es eine Lücke auszufüllen gäbe. Außer der Wochenschule und Katechismuserklärung versammelten sie Sonntag Mittags Weiber und erwachsene Mädchen

1) Auch in einem andern Fall war er gegen den Eintritt ins Kloster, wenigstens ohne vorhergegangene Erprobung; die angeseheneren Familien hatten die Sitte, wenn eine Tochter sich verging, dieselbe sogleich in ein Kloster zu thun.

der Kirchspiele um sich, welche sie über die Pflichten ihres Standes und über die nöthige Verfassung zum Empfangen der Sacramente belehrten. „Dabei hielten sie stets das ihnen vom Bischof mitgetheilte Papier in der Hand, um zu zeigen, daß sie nichts von sich selbst sagten, was nicht verhinderte, daß sie sich über das Moralische weiter verbreiteten; aber im Dogma durften sie sich von dem schriftlich Mitgetheilten nicht entfernen." Auch in weiblichen Arbeiten gaben sie Unterricht.

Sie trugen ein bescheidenes weltliches Gewand. Diejenigen, welche gewöhnlich in Alet waren, hatten eine eigene Wohnung und Ordnungen, welche größtentheils aus den Constitutionen von Port-Royal genommen waren, für welches sie gegen Lancelot große Theilnahme bezeugten. Jedoch hatten sie nur die Gelübde der Taufe, keine Clausur[1]); sie besuchten den Gottesdienst der Pfarrkirche und durften auch nicht von Mönchen Besuche annehmen. Er ließ ihre Vereinigung nicht als Corporation anerkennen; er sagte, die Corporationen arten immer aus, man müsse das gegenwärtige Gute thun und die Zukunft der Vorsehung anheim stellen. Überdies fand er es weder Recht, einem Nachfolger Jungfrauen aufzubürden, welche dem wahren Heil der Diöcese vielleicht nicht nützlich wären, noch fromme Jungfrauen zu verpflichten, einem Bischof zu dienen, der keine guten Absichten hätte[2]).

Diese Anstalt der régentes verbreitete sich von Alet aus nach Pamiers und nach Toulouse, wo sie sich aber als eigentliche Cor-

1) Auch die auf dem Lande durften weder von Geistlichen in ihrem Hause besucht werden, noch ihn besuchen; nicht einmal unter der Hausthüre sollten sie zusammen stehen, alle Gelegenheit zu Vertraulichkeit war abgeschnitten. Hat die régente dem Pfarrer etwas Dringendes zu sagen, so bittet sie ihn in die Kirche, wo er mit dem Schulmeister, sie mit einem anständigen Weibe als Zeugen zu erscheinen hat.

2) Choisy erzählt in seiner Kirchengeschichte, daß 1667 eine reiche Wittwe, Frau von Lestonac, Marquise von Monferrand in Bordeaux die Congregation der h. Jungfrau gegründet habe, wobei der Unterricht der Mädchen ein Hauptgelübde war. „Derselbe war damals von den Katholiken sehr vernachlässigt, welche ihre Töchter oft in die Schulen der Calvinisten schickten, wo sie über die Religion schlechte Eindrücke erhielten." Diese Congregation war an die Jesuiten gekettet, deren Institut sie nachahmen sollten. Während der Wetteifer mit den Calvinisten die katholischen Mädchenschulen erzeugte, waren die katholischen Volksknabenschulen zum Theil selbst wieder ein Nachbild jener Schulen. — Wir sehen, wie unser Prälat zu den Ersten gehörte, welche diesem Bedürfniß entsprachen, so entlegen auch sein Bisthum war.

poration gestaltete und das Institut der Kindheit Jesu bildete, welches allerlei Verfolgungen und Verirrungen erlebte [1]).

Der Bischof war der unmittelbare Beichtvater dieser régentes. Lancelot sagt: „Er hört mit vieler Liebe die Personen, welche ihn um Rath zu fragen kommen, und giebt ihnen Bescheid über Alles, was sie ihm zu sagen haben. Diejenigen aber, welche unter seiner beichtväterlichen Leitung stehen, gewöhnt er, sich in ihren gewöhnlichen Bedürfnissen lieber an Gott zu wenden, als an Menschen, um keine Gelegenheit zu unnützen Unterhaltungen und zum Verlust der Zeit zu geben, da er will, daß man diese sehr zu Rath halte. Kurz er hat ganz den Grundsatz St. Cyrans, die Seelen zu Christo zu führen, nach dem Beispiele St. Johannis, ohne zu dulden, daß sie sich an uns hängen, und sie in der Kraft Gottes stark zu machen, ohne sie daran zu gewöhnen, sich auf einen fleischernen Arm zu stützen und sich selbst weich zu sein, indem sie ihren Gewissensrath zu menschlich ansehen: So hält er es besonders mit den régentes. Sein Bescheid für Andere besteht in der Regel nur in wenigen Worten, denn er sagt, da der Himmelsweg eng sei und mehr von der Gnade als von der Unterhaltung abhänge, so müsse man diesen Weg mit wenigen Worten lehren, weil es schwer ist, viel davon zu sprechen, ohne dabei Fehler zu begehen. Da man alsbald sieht, daß er sich in Gott sammelt (rentre en Dieu), um ihm das Bedürfniß der Seelen vorzustellen, so erhebt er sie mit sich, selbst wenn er nicht spricht. Und was er so sagt, macht mehr Eindruck auf die Herzen, als lange Unterhaltungen."

Bald nach seiner Ankunft fand er bei seinen Krankenbesuchen einen Todtkranken auf Stroh liegend. Er befahl seinem Ökonomen, ihm eine Matratze zu schicken. Da dieser sich entschuldigte, daß deren kaum genug für die Hausgenossen da seien,

1) Für diese 1662 mit Marcas Zustimmung in Toulouse unter dem Namen der Filles de l'enfance de J. Christ gestiftete Congregation schrieb Arnauld 1688 die Schutzschrift l'Innocence opprimée par la calomnie. Der Stifter Ciron war den Jesuiten schon ein Dorn im Auge. Die Jesuiten, gewöhnt solche Congregationen zu leiten, sahen sich davon ausgeschlossen durch die Regel, daß sie nur Weltpriester, welche ihnen vom Bischof gegeben würden, zu Beichtvätern haben sollten. Die Congregation stellte sich die Aufgabe, Jungfrauen, welche sich weder zur Ehe, noch zum Kloster berufen fühlten, zu sammeln, um Mädchen zu erziehen, übergetretenen Protestantinnen ein Obdach und Unterricht zu geben, Armen- und Krankenpflege zu Hause und in Hospitälern, selbst in Pestfällen zu üben. Die Congregation wurde auf Anstiften der Jesuiten unterdrückt.

befahl der Bischof, die aus seinem Bette dem Kranken zu bringen. Die 40,000 Thaler, welche seine Familie ihm als sein ganzes Vermögen gab, opferte er beinahe vollkommen in Einem theuren Jahre. Als in Toulouse die Pest wüthete, nahm er den Diamanten, welchen er von seiner Mutter geerbt hatte, aus der Monstranz und schickte ihn dahin. Als eine verheerende Krankheit in seiner eigenen Diöcese einige Orte ergriff, so begab er sich dahin und suchte die Kranken bis in die Sennhütten auf, obgleich die Bürger von Alet murrten, er werde bei seiner Rückkehr den Tod in ihre Mauern bringen. In St. Paul wüthete die Krankheit am ärgsten; über die Hälfte der Bevölkerung wurde weggerafft. Ein Domherr, de Montredon, besuchte allein noch die Kranken; als es so arg wurde, daß man diese nicht mehr auf den öffentlichen Platz tragen konnte, ja die Häuser nicht mehr aufgemacht wurden, worin sie lagen, so stieg er an einer Leiter an die Fenster, brachte ihnen Nahrung, Hülfe, Trost und die Sacramente, auch als er sich schon selbst davon ergriffen fühlte. Als er sich sterbend fühlte, feierte er das h. Abendmahl, communicirte und ertheilte sich die letzte Ölung. Er war der Letzte, welcher an der Seuche starb. Die Wiedergenesenen begleiteten ihn mit vielen Thränen ans Grab.

Wenn er eine Reise zu machen hatte, so predigte, katechisirte der Bischof das Volk auf seinem Wege, gab Privatbelehrungen, theilte kleine Schriften aus, „welche er für nützlicher hielt, als Medaillen, Bilder und Rosenkränze, welche nicht belehren." Die Verbindungswege waren zum Theil lebensgefährlich. Einmal besuchte er einen Kranken im entlegenen Gebirg; er mußte über ein schwankendes Brett, welches statt einer Brücke über einen Abgrund und Wasser führte. Sein Begleiter wollte ihm das Sacrament abnehmen, um ihn zu erleichtern. Er aber antwortete: Ich lasse gewiß in der Gefahr Den nicht, der mich davon befreien kann. Als einmal der Pfarrer der Bitte, einen tödtlich Kranken im Gebirg zu besuchen, erst am folgenden Morgen entsprechen wollte, brach der Bischof ohne ein Wort des Tadels mit einem Fackelträger dahin auf. Ein Leiden hinderte ihn später zu Fuße zu gehen. Seitdem reiste er gewöhnlich in einer Sänfte mit einem Geistlichen; einmal stürzte das hintere Maulthier über den Rand des Abgrunds hinab und zog die Sänfte nach. Sein Begleiter rief ihm zu, da sei nichts mehr zu machen, als sich Gott zu befehlen. — So wollen

wir's auch thun, erwiderte der Bischof ruhig. Das vordere Maulthier hielt aber so lange die ganze Last, daß Hülfe geschafft werden konnte. Lancelot sah das Kreuz, welches an der Stelle errichtet wurde.

Im Jahr 1643 war die Ernte mittelmäßig ausgefallen; besonders in dem Ländchen Capsir an der spanischen Gränze entstand eine Hungersnoth. Man sagte, Hexenmeister, conjureurs genannt, seien die Ursache davon. Vier Abgeordnete holten um 100 Thaler aus Carcasonne einen Mann, welcher dafür angesehen war, daß er die Hexen erkennen und den Zauber lösen könne. Alle Familien des Landes mußten an ihm vorüberziehen, er ließ 32 Weiber fest nehmen, welche von Bewaffneten bei dem baile (Richter) in Verhaft bis zu ihrem Tode gehalten werden sollten. Die Geistlichen verzweifelten, dies hintertreiben zu können; der Pfarrer von Ronce[1]) eilte zum Bischof, während die Männer der Gefangenen die Vollstreckung aufhielten. Der Bischof ließ sich durch das Abmahnen der Anwohner nicht abhalten, bei Schneesturm einen gefährlichen Abhang zu passiren, die Führer kehrten um, aber der Pfarrer hielt bei ihm aus. Das Rufen eines Gebirgsbewohners warnte sie, als sie eben auf den Rand eines Abgrundes zuliefen. Zwei Tage brauchten sie, um einen vier Stunden langen Weg zurückzulegen und Ronce zu erreichen. Hier gönnten sie sich nur die Ruhe der Nacht, um über den Col des Avres nach Capsir durchzudringen. Einige Landleute bahnten durch diesen Engpaß einen Weg mit ihren Leibern. Der Bischof wurde wiederholt ohnmächtig; kaum war er aber wieder zu sich gekommen, rief er: Gott sei Dank, vorwärts! vorwärts! So legten sie von Morgens früh bis vier Uhr Nachmittags die Stunde Wegs zurück.

Er begab sich sogleich zum Baile und machte ihn dafür verantwortlich, daß der Betrüger nicht entkomme. Die Landleute bekreuzten sich bei der Nachricht, durch welche Gefahren er zu ihnen gedrungen war. Den andern Morgen verhörte er den Betrüger, er fragte ihn, woran er eine Frau als Hexe erkenne; der Betrüger behauptete, sie habe ein Zeichen an einer gewissen Stelle des Kopfs; man rasirte sie und fand nichts. Er warf sich dem Bischofe zu Füßen, gestand, daß er als Chirurge vom Volk

1) Ich glaubte, Ronce sei vielleicht das durch die Helden Karls des Großen berühmt gewordene. Allein dieses muß innerhalb der Gränzen des jetzigen Spaniens liegen.

den Namen eines Hexendeuters erhalten und dieses benützt habe, um Geld damit zu machen, er flehte ihn um sein Leben an. Auch hatte er dessen Schutz nöthig; denn das Volk wollte ihn nun in Stücke reißen. Der Bischof lud das Volk auf den anderen Tag in die Messe ein; hier hielt er an dasselbe eine Ermahnungsrede; auf der einen Seite saßen die 32 befreiten Weiber, auf der andern der Hexendeuter. Nach der Rede des Bischofs erklärte dieser laut, daß er die Leute betrogen habe, daß er keine Kennzeichen für Hexen wisse; er bat Gott, die angeklagten Weiber, das Volk um Verzeihung und übernahm die Buße, welche der Bischof ihm auflegte. — Das war ganz ein Act jansenistischen Heroismus und jansenistischer kirchlicher Jurisdiction, würdig des Pinsels eines Champagne. Aber Niemand dachte weniger an ein solches Denkmal als Pavillon; der Herr, sagte er, verlangt von uns nicht den Erfolg, sondern nur die Arbeit, curam non curationem. Der Glanz einer Handlung hatte nicht die mindeste Lockung oder Reiz für ihn. Er suchte die sichere Frucht, wenn sie auch unscheinbar war, vor dem, wenn auch noch so glänzenden, unsichern Erfolg.

So war auch seine Haushaltung das Muster der eines jansenistischen Bischofs. Seine abgetragenen Kleider zeigten nicht selten Löcher; aber er suchte sie zu bedecken, wenn ein Diener ihn darauf aufmerksam machte. Lancelot giebt der Angelica von St. Johann eine genaue Beschreibung von der ausgesuchten Einfachheit der bischöflichen Tafel, mit demselben Scharfblick, womit ein Feinschmecker die ausgesuchtesten Gerichte beschreiben würde. Lancelot rühmt als einen besonderen Zug seiner jansenistischen Gastfreundschaft, daß er durchaus nicht nöthige, noch zusprechе, wenn man auch gar nichts zu der Speisezeit esse. Er ehrte damit die Ascese seiner Gäste. Wenn man etwas Selteneres brachte, auch wenn es als Zins eingegangen war, so rührte er es nicht an und speiste nur Brot, um so die Bedienung zum Gehorsam zu gewöhnen. Was man auf den Tisch brachte, schonte er gewissenhaft „als das Gut der Armen." Sein Koch war daher nicht zu tadeln, daß er ihm den Dienst aufsagte; denn er verlerne sein Handwerk, erklärte er. Über Tisch las ein Clerc — stehend, weil Pavillon dabei doch seine bischöfliche Würde nicht vergaß — vor und der Bischof hörte meist mit geschlossenen Augen zu. Diese Nüchternheit machte ihn aber zu jeder Zeit zu geistigen Arbeiten fähig. So gewann er Zeit,

seinen Geist „mit dem Stillschweigen zu nähren, welches nach einem der größten Kirchenväter die Ruhe der übrigen Tugenden ist. Denn da ihm Gott einen wahrhaft bischöflichen Geist gegeben hat, so ist er wie ein anderer David, stets im Wirken und stets im Gebet; die Thätigkeit zerstreut ihn nicht, weil sie bei ihm eine Art von Gebet ist." Also schreibt Lancelot.

In Einem Punkte fand Lancelot die Sitte Port-Royals von der des Bischofs abweichend. Während im Orden der Heimsuchung St. Franz von Sales strenge Ascese und Armuth im Essen eingeführt hatte, erlaubte der bilderreiche Schriftsteller besonders schöne Gemälde. Auch in Port-Royal fehlte es daran nicht ganz, aber es waren Geschenke und Andenken an geliebte Männer. Aber Bücher waren ein Lebensbedürfniß für die Männer und für einen Theil der Nonnen von Port-Royal. Lancelot stellte dem Bischof vor, daß es schwer sei, ohne den Besitz von Büchern sich Fähigkeit zu erwerben. „Ich sehe wohl, daß Ihre Liebe zur Armuth Ihnen nicht erlaubt, viele Bücher zu kaufen. Indeß kann man ohne das nichts ausrichten, und ich habe von einer Person, welche die Armuth sehr liebte und sehr aufgeklärt war[1]) (von der großen Angelica) gelernt, daß die Bücher nicht immer gegen die Armuth seien. Sie haben Recht, sagte er zu mir, ich habe auch die Absicht es zu thun, aber bisher hatten wir zu viele Lasten gehabt und man mußte das Nothwendige zuerst thun." „Es ist wirklich ein gutes Werk, ihm ein Buch zu schenken. Seine Bibel und sein Brevier, welche einen großen Theil seiner Bibliothek ausmachen, waren bis dahin in einem traurigen Zustand. Er dachte immer, es möchte einem Armen noch an Bedeckung fehlen und das gehe dem Einband des Buches vor."

Obgleich der Bischof sich eigentlich selbst bediente, so trieb ihn, wie es scheint, eigentlich zum Theil das Bedürfniß, eine Art von Familie zu haben und wohl auch die Sorge für die Verlassenen dazu, immer eine Anzahl Leute im Hause zu haben. Da er keine Bedienten nach seinem Sinn finden konnte, nahm er nur Leute zu sich, die einige Neigung zum geistlichen Stande zeigten. Sobald die Geschäfte des Hauses gethan waren, beschäftigte er sie mit

1) Das Wort éclairé bedeutet in der Sprache von Port-Royal die Weisheit der Schrift im Gegensatz zum Aberglauben, z. B. des Rosenkranzes und zu der fleischlichen Weisheit.

Studien, und man ließ ihnen alle Muße dazu. Da er sie wie seine Kinder hielt, boten einige der besten Familien ihm ihre Kinder zum Dienste an, um sie anständig und fromm erzogen zu sehen. Nach einiger Dienstzeit schickte er sie aufs Land, um Schulen zu halten, andere ins Priesterseminar. In der Folge fand es sich, daß die besten Mitglieder der Diöcese Diejenigen waren, welche diesen Weg gemacht hatten. „Nie war ein Kloster besser geordnet, als diese kleine Familie“ [1]).

Auch die kleine, aber reinliche Stadt Alet in ihrem freilich ohne Vergleich tieferen Thale erinnerte Lancelot nicht nur an ein Kloster im Allgemeinen, sondern an Port-Royal. „Als wir am Stadtthor ankamen, schreibt Lancelot an Angelica von St. Johann, welches weder schöner, noch größer ist, als das eures Klosters, war es geschlossen, wie die Thüre eines Privathauses. Wir erfuhren, daß dieses alle Festtage geboten sei, damit kein Fuhrwerk passire. Es war gerade Sonntag. Wir bemerkten eine solche bescheidene Art und Weise an all den Personen, welche zahlreich in den Straßen waren, daß wir an dem allein schon Alet hätten erkennen sollen. Alle Straßen sind eng, aber bis auf die kleinsten gepflastert und gereinigt. Es hat keine Vorstadt. Der Umfang der Mauern schien mir nicht größer, als der eurer Mauern, womit man es um so eher vergleichen kann, als ein Theil davon am Abhang des Berges hinauf liegt, wie eure Spaliere.“ — Pavillons Name hat sich bis jetzt unter den Jansenisten noch besonders erhalten durch sein Rituale. Racine schreibt davon: „Der Bischof bat Arnauld um ein Rituale. Da Arnauld für dessen Gegenstand sich nicht gehörig vorbereitet fühlte, so überredete Nicole den Bischof, sich an Barcos zu wenden. Dieser nahm das achtungsvolle Schreiben als einen höheren Ruf und verfaßte das Buch. Arnauld und Nicole sahen es durch und milderten einige Punkte, welche Anstoß hätten geben können. Unter Anderem hatte Barcos etwas frei über die Enthaltung vom Fleisch während des Fastens gesprochen; er behauptete, die Kirche könne keine Regeln aufstellen, welche bei Todsünde verpflichten.“ — Dennoch können wir wohl sagen, daß dieses Rituale eine Anleitung im Geiste des ersten St. Cyran enthält, wie eine Diöcese christlich

1) Nichts desto weniger durften sie an Sonn- und Festtagen Kugel- (boulle) und Kegelspiel bis zur Vesper treiben, wie auch im Seminar zu Amersfort das Billard ein altes Herkommen ist.

zu regieren sei. Es besteht in Anleitungen über die Sacramente und andere heilige Handlungen des Christen, auch über die öffentliche Buße. Sehr lang ist die Erörterung über die kirchlichen Beneficien. — (Über die Censur des Buchs durch die Curie unten. Die Ausgabe von 1678: Les instructions du rituel du diocèse d'Alet ist schon die vierte. Leider erlaubt uns der Raum nicht, auf den Inhalt näher einzugehen.)

Lange ehe Pavillon sich in die jansenistischen Streitigkeiten einließ, schreibt Tallemant von ihm: „Der Bischof von Alais, in Languedoc, ein Pariser, hat für gewöhnlich weder Pferd noch Maulthier und giebt all sein Einkommen den Armen. Er legt Streitigkeiten bei und läuft dem Adel nach, der in Fehde ist. Er ist kein Pfaff (c'est pas un cagot). Ein Adeliger seiner Diöcese, ein Mann von Herz, wollte sich aus der Welt zurückziehen; hütet Euch ja davor, sagte er ihm, Ihr seid der Welt nützlich, Ihr werdet ihr ein gutes Beispiel geben, Ihr werdet Streitigkeiten schlichten! und wirklich hielt er ihn (vom Kloster) zurück."

War seine uneigennützige, ehrliche Frömmigkeit eine Seltenheit in seiner Zeit, so gilt dies noch viel mehr von seinem politischen Charakter. Unter dem Namen freiwilliger Gaben wurden für den König von den untergebenen Provinzialständen große Summen beschlossen; er trat entschieden dagegen auf. Als der Hof nach Toulouse kam, machte Pavillon seine Aufwartung; Mazarin machte ihm viele Complimente und fügte den zarten Vorwurf bei, wenn er die Bedürfnisse des Staats kennen würde, so würde er als ein so frommer Mann seine Ansicht gewiß ändern. Er aber erwiderte, wenn der König das Elend der Völker kennte, so würde er gewiß die übermäßigen Steuern erleichtern, wovon sie niedergedrückt seien. Ob es gleich schon im achtzehnten Jahre seines Bisthums war, stellte Perefixe ihn dem König doch als einen seiner unbekanntesten Diener vor. — In den Nebenumständen nur scheinbar etwas abweichend schreibt Lancelot: „Nie hat er seine Diöcese verlassen, als um den Provinzial-Ständen beizuwohnen, um als Vater und Beschützer der Armen und Unterdrückten zu wirken. Denn er hat dabei stets die Gerechtigkeit aufrecht erhalten und zwar so, daß in den ersten Jahren seines Episkopats, da er sich etwas muthiger ausdrückte, als Richelieu wünschte, dieser ihn durch eine Lettre de Cachet an den Hof laden ließ, um sich zu ver-

antworten. Er antwortete aber, seine Gegenwart in der Diöcese sei unumgänglich nothwendig. Jetzt geht er aber nicht mehr zu den Ständen, weil er eingesehen hat, daß man dabei sich mehr compromittiren, als Nutzen hoffen könne. Da man ihm unter der Hand zu wissen that, wie er mir selbst gesagt hat, der König wünsche, daß er nicht mehr dazu gehe, wollte er lieber gehorchen, als für die wichtigsten, mehr das Wohl der Kirche betreffenden Angelegenheiten unnütz werden." Ein Reformirter behauptet, der König habe, um sich für diese politische Freimüthigkeit zu rächen, nachher sich so geneigt finden lassen, die Einleitung des Absetzungs-Processes so eifrig zu begünstigen.

Das Drückendste für das arme Volk waren der Betrug und die Gewaltthätigkeiten, welche unter dem Namen des Steuereinzugs und der Verpflegung der Truppen ausgeübt wurden. Das war der Lohn, welchen der Hof dem Landadel für seine vernichtete politische Bedeutung gab. Auch Pabst und Casuisten glaubten, die Weisheit gebiete, dem Adel mit Nachsicht entgegnen zu kommen[1]), damit der Kirche („das gemeine Beste" genannt) die Stütze der Aristokratie nicht fehle. So war unser Bischof nicht gemeint; er ließ den Jüge-Mage des Präsidials von Limour, weil er die Provinz aussog, auf sein Schloß Cornavel gefangen setzen, welches von 300 Adeligen eine kleine Belagerung auszustehen hatte. Der Adel war gewöhnt, wie auf der Bühne des Theaters während der Aufführung, so in dem Chor der Kirche neben den Geistlichen zu sitzen. Der Prinz Conti sagte, die Ehre, welche ihm unser Bischof erweise, bestehe darin, daß er ihn in der Kirche unter die Büßenden (zu den übrigen gemeinen Laien) stelle (wohin er zu gleicher Zeit auch einige Domherrn zur Buße verwiesen hatte). Pavillon war gegen den Zweikampf und Sittenlosigkeit[2]), welche sich von den

1) In den Handschriften des Vatikans Ottobon. 2469 finden sich viele Abhandlungen über die Dispensen von den Verwandtschaftsgraden, besonders im Falle, wenn die Heirathslustigen durch Strenge zum Übertritt zu den Protestanten könnten getrieben werden. Daß bei fürstlichen Personen „um des gemeinen Bestens willen" sehr nachsichtig zu verfahren sei, darüber war man einverstanden; die Casuisten waren längst gegen die gewöhnlichen Sünden des Adels sehr zuvorkommend. Von 1660 findet man Auctoritäten, daß unter principes auch Barone zu verstehen seien, besonders „loco haereticis subjecto, ubi catholici plurimum egent, ut sint nobiles inter illos, ut simpliciores magis foveantur et constantes sint in fide."

2) Der Bischof faßte allerdings darunter Vieles zusammen. Er war sehr gegen den Tanz und ließ einen 15jährigen Adeligen, welcher in Alet er-

höheren Ständen aus auf die geringeren verbreiteten, unerschütterlich fest. Der Adel verlangte, es solle Keinem wegen nicht öffentlich ärgerlicher Sünden die Absolution verweigert werden. Der Streit wurde lange bei dem Parlament von Toulouse und bei Hofe betrieben.

Diese Sache wäre von Anfang für einen Mann, der sich nicht gewöhnt hätte, wie unser Bischof, der Zukunft in der ruhigsten Fassung entgegen zu sehen, um so bedenklicher gewesen, als die meisten geistigen Corporationen zu gleicher Zeit mit dem Bischof in Streit geriethen. Wir haben schon oben gesehen, wie er die Schulmeisterinnen nicht als Orden wollte bestätigen lassen. Ein Geistlicher von St. Merri in Paris hatte in lauterem Eifer für die christliche Vollkommenheit und voll Liebe zur Buße eine neue Regel entworfen, um die alten Könobiten nachzuahmen, welche nichts besaßen und von ihrer Händearbeit lebten. Er fragte den Bischof um seine Ansicht; dieser antwortete ihm, daß er statt neuer Orden die bestehenden lieber reformiren und einen Theil davon abschaffen möchte. Die Kapuziner stimmten bei ihrem Hausbettel in die Klagen Derer ein, welchen er eine Buße aufgelegt hatte und gaben leicht Absolution. Daher sah er sich genöthigt, ihnen Bettel und Beichthören zu verbieten. Der Adel nahm sie in seine Schlösser auf, von wo sie das Land durchstreiften, auf Kanzeln und in den Häusern die bischöfliche Gewalt angriffen und ihm nachsagten, daß er mit einer der Schulmeisterinnen verbotenen Umgang pflege. Denn diese betrachteten sie besonders als ein Hinderniß in ihrem Wege; ihr Einfluß stand sich gegenseitig entgegen. Das Parlament in Toulouse, der Metropolitan in Narbonne, der Pabst entschieden für oder doch nicht gegen die Kapuziner. Die Jesuiten verbreiteten durch ihre Schüler lügenhafte Schriftchen gegen ihn und Annat erzählte solche Anekdoten dem König. Während dessen genoß der Bischof ungetrübte Seelenruhe und Frieden. Er theilte seinen Vertrauten mit, Gott habe ihn auf diese Proben durch eine Ahnung vorbereitet, welche er als eine Art von Offenbarung betrachte. Auch das Kapitel von St. Paul, den Dekan an der Spitze, lehnte sich wider ihn auf und unterzeichnete das Formular ohne Weiteres. Im Jahre 1663 schlossen alle diese Misvergnügten ein Bündniß zusammen,

zogen wurde, mit Ruthen züchtigen, weil er getanzt und seine Tänzerin geküßt hatte.

stellten Syndiken auf, um in ihrem Namen gegen ihn zu verfahren und trugen gemeinschaftlich die Unkosten. Indeß entschied mitten unter den jansenistischen Verwickelungen ein vom Könige niedergesetztes Schiedsgericht zum größten Theil zu seinen Gunsten zwischen ihm und dem Adel.

Sein Antheil an der Sache des Formulars.

Pavillon verwunderte sich später selbst, oder er bewunderte vielmehr die Führungen Gottes, daß er in der Sache des Jansenismus so lange unparteiisch geblieben sei. Ja gegen Rance und Arnauld hatte er sich für die Verpflichtung zur Unterschrift erklärt; nur hatte er nie thätigen Antheil daran genommen. Wohl hatte ihn Vincent von Paule sehr dringend eingeladen, eine Erklärung gegen die Schrift Arnaulds über das häufige Communiciren, desgleichen das Verlangen einer päbstlichen Entscheidung über die fünf Sätze durch den Pabst, zu unterzeichnen, welche Habert, Bischof von Vabres, durch eine große Anzahl von Bischöfen unterschreiben ließ. Pavillon erwog es mit dem Bischof von Pamiers im Gebet und blieb dabei, sich nicht darein zu mischen, sondern zuzusehen, was es werden wolle. Erst als der König 1661 den Bischöfen durch ein Rundschreiben auftrug, den Beschlüssen der in Paris versammelten Prälaten Gehorsam zu leisten und das Formular unterschreiben zu lassen, traf ihn der Bischof von Cominges, Choiseul, ins Herz, als er ihn aufforderte, durch einen Schritt die vom König und den Hofbischöfen gefährdete bischöfliche Freiheit und Würde zu wahren, zumal da er nicht im Verdacht des Jansenismus stehe. Nach Des-Lions berief er sich gegen den Vorwurf eines eigensinnigen Widerstandes darauf, daß Gott den Bischöfen Erleuchtung verheiße; er habe ohne irgend eine menschliche Neigung zu irgend einer Partei Gott beständig darum angefleht, und halte es nun für seine bischöfliche Pflicht, seine Bedenken vorzulegen. Er studirte allerdings die Fragen auch, da Dr. Arnauld ihn wegen des Formulars von 1657 um Entscheidung des Gewissensfalls gebeten hatte, ob ein Doctor gehalten sei, auch gegen seine Überzeugung auf den Befehl der kirchlichen Auctoritäten eine Unterschrift zu leisten [1]). Nun erst kam er, der Zögling von St. Lazarus, in

1) Das Nähere darüber siehe in Pascals Leben Seite 187 bis 190.

Verbindung mit Port-Royal. Er hatte früher St. Cyran einigemal gesehen, aber nichts Besonderes an ihm bemerkt, als daß er wenig sprach. Aber seine Briefe flößten ihm einen großen Begriff von seiner Frömmigkeit und von seinem Wissen ein. Der Bischof von Pamiers, der in St. Sülpice wohl gegen St. Cyran thätig gewesen war, tadelte ihn darüber, daß er sie über Tisch vorlesen lasse. Pavillon sagte, nirgends sehe er das Evangelium stärker ausgelegt. Bald sahen ihn die Nonnen von Port-Royal als ihren Bischof an, sie sandten ihm während ihrer gemeinschaftlichen Gefangenschaft auf dem Lande einen Gürtel, an dem sie alle gearbeitet hatten; er schrieb ihnen ermuthigende Briefe; Lancelot berichtet ihnen um 1667: „Er liest regelmäßig die Messe um 7 Uhr, was ihr vielleicht gerne wißt, um euch im Geist mit ihm zu vereinigen. Er läßt ein Papier, worauf eure Namen stehen, unter den Fuß des Kelchs stellen. Könnet ihr da noch daran zweifeln, daß ihr den besten Antheil am Opfer habt und daß ihr täglich am Leib des Gottessohnes Theil nehmen könnt und ihm Freudenlieder singen? Denn um es euch recht fühlbar vor die Augen zu stellen, daß ihr Töchter der Wahrheit und der Kirche seid, giebt er euch den heiligsten Bischof des Jahrhunderts zum Vater, während der, welcher es auf natürlichere Weise sein könnte, so wenig Vaterpflichten an euch erfüllt." Des-Lions schreibt 1665: Der Erzbischof von Alet hat an Port-Royal geschrieben, um sie in der Verweigerung der Unterschrift zu bestärken. Die Herzogin von Longueville schickt ihm alle Schriften von beiden Theilen; seit drei oder vier Jahren studirt er nur und betet über diese Sachen und beobachtet keine menschliche Klugheit mehr. Als er ein vierstündiges Gebet beschlossen hatte, sprach er die prophetischen Worte: Die Geschwulst wird bald aufbrechen, Gott wird seiner Kirche den Frieden wieder geben, die Unschuld wird anerkannt werden, die Demüthigung, welche ich erfahre, ist noch weniger, als ich verdiene; es wird noch eine stärkere kommen. Ich bitte Gott, daß er mir die Gnade schenke, sie gut zu ertragen. — Er schrieb 1661 an den König und an die Klerusversammlung und stellte dieser vor, daß sie ohne Vollmacht gehandelt habe und den Bischöfen ein Joch mit diesem Formular auflege. Sein Bevollmächtigter in Paris wagte nicht, diese Briefe abzugeben, veröffentlichte sie aber. Auf erneueten Befehl des Königs 1662 ant-

wortete er nur durch Auseinandersetzung seiner Weigerungsgründe. Der Prinz Conti, der Herzog von Coislin, stellten ihm vor, daß die Zerstörung alles Guten, welches er in seiner Diöcese wirke, die Folge davon sein würde. Das erschütterte ihn nicht, er hielt fest an seinem Grundsatze, man dürfe das Werk, wozu Gott uns gebraucht habe, nie menschlicher Weise lieben, nie zum Schaden des seinen Gesetzen schuldigen Gehorsams.

Als nun der König im Frühjahr 1664 nach Abschluß des Friedens mit dem Pabste die Unterschrift des Formulars bei weltlichen Beamten bei strenger Strafe am Leiblichen gebot, fühlte sich Pavillon in seinem kirchlichen und bischöflichen Bewußtsein tief angegriffen. Er schrieb an den König (25. August 1664), es wäre vielmehr eine formelle Ketzerei, wenn man behaupten wollte, daß die Verweigerung der Unterschrift in Betreff eines Factums Ketzerei sei. Er zeigt, daß es weltlichen Behörden gar nicht zukommen könne, solche Glaubensbekenntnisse einzuziehen. Die übrigen Bischöfe werden durch eine vom Pabst nicht ausdrücklich gestellte Anforderung von einer kleinen Anzahl unterdrückt. Er wendet auf den König ein Wort an, welches St. Bernhard an den Pabst gerichtet hatte, daß er, indem er gegen die Kanones und die Kirchendisciplin handle, deutlich zeige, er habe die Fülle der Gewalt, aber nicht die Fülle der Gerechtigkeit. — Da der Bischof erfuhr, daß einige Geistliche seiner Diöcese bei dem Jüge-Mage, einem weltlichen Beamten in Limour, unterzeichnen wollten, verbot er dies bei Excommunicationsstrafe. Der Dekan des Kapitels forderte ihn dagegen auf, ihnen das Formular zur Unterschrift vorzulegen. Da der Bischof sich dessen weigerte, unterzeichneten der Dekan und zwei Domherrn bei dem Weltlichen, worauf der Bischof sie excommunicirte. Die beiden Domherrn baten ihn um Verzeihung und unterwarfen sich der Buße, welche er ihnen auflegte, nämlich sie gaben einen schriftlichen Widerruf ihrer Unterschrift, enthielten sich des Messelesens zwei Monate lang, sie wohnten acht Tage knieend, in Laiengewand, unten im Schiff der Kirche dem Gottesdienst bei, hatten zwei Monate lang täglich sieben Psalmen zu sprechen und 26 Freitage zu fasten. Den Dekan und das Kapitel von St. Paul gewann er durch Ermahnungen, sie widerriefen ihre Unterschrift, welche sie in einer anderen Diöcese geleistet hatten und nahmen die Buße auf sich. Der Bischof, im Bewußtsein, daß er ganz

seiner Diöcese lebe, betrachtete sie auch als seine Diöcese. — Damit ging er viel weiter, als die Bischöfe von Angers und Beauvais, welche sich nur weigerten, die Unterschrift selbst zu verlangen, aber Niemanden verboten, sie zu leisten. Der König befahl dagegen dem großen parlamentarischen Declamator, dem General-Advocaten Talon, den Bischof im Parlamente anzuklagen; Talon nannte diesen einen Verführer, einen Aufrührer, ein Haupt der Jansenisten; er verbreitete sich über die Auctorität des Königs bei Entscheidung der Dogmen, seinen Vorsitz bei Concilien und bei dem ganzen Kirchenregiment. Es erfolgte eine Erklärung des Parlaments gegen das Benehmen des Bischofs, welche aber der erste Präsident Lamoignon erst nach sechs Wochen auf Befehl des Königs unterschrieb. Er wollte, die gallikanische Freiheit solle nicht blos eine schöne Lüge sein, um Alles der Despotie zu unterwerfen. Der Erzbischof von Sens feuerte die Bischöfe der Klerusversammlung an, diesen Angriff Talons gegen die Hierarchie nicht stillschweigend hinzunehmen. Die Versammlung erklärte die Rede für ketzerisch und verlangte beim König die Kassirung des Parlamentsbeschlusses. Der König schickte die Deputirten zu Talon, welcher sagte, er habe eben Geschäfte, er könne sie nicht vorlassen, und so blieb die Sache auf sich beruhend.

Indeß hatte der Pabst 1665 auf Verlangen des Königs selbst ein Formular zur Unterschrift gegeben, welches seitdem ein Jahrhundert lang das Werkzeug der Gewissensfolter gegen Tausende wurde. Viele Bischöfe wandten sich, zum Theil nur durch Andere, an Pavillon um seinen Rath. Er trug seinem Correspondenten in Paris, Ragot, auf, darüber mit den Männern von Port-Royal Rücksprache zu nehmen, was er bisher noch nicht gethan hatte. Allein diese fanden sich selbst in Zwiespalt; die Einen wollten auch diesmal offenen Widerstand als das Ehrlichste, die Anderen ein Mandement, welches die Bulle und das Formular annähme, aber gehörig modificirte. Es wurden dem Bischof Aufsätze für jede der beiden Ansichten geschickt; Arnauld schrieb ihm, er verweise einen heiligen Bischof lieber an sein eigenes Gewissen, als daß er in einer so bedeutenden bischöflichen Sache entscheide.

So entschied sich nun der Bischof, um seinen Katholicismus und sein Gewissen zugleich zu befriedigen, für die halbe Nachgiebigkeit; er erließ ein Mandement, welches vom 1. Juni 1665

datirt ist. Der Buchdrucker Savreux, welchem der Verlag jansenistischer Werke viele Gefahren und Gefängniß, aber auch viel Geld einbrachte, setzte in wenigen Tagen drei Ausgaben ab. Der Bischof verlangte darin von seinen Diöcesan-Geistlichen die Unterschrift des Formulars Alexanders VII, in dem Sinn, daß man sich mit Überzeugung, als in einer Glaubenssache (de foi), der Verdammung der fünf Sätze, was aber die Entscheidung über den Urheber der verdammten Sätze betreffe, sich nur aus Achtung vor der Kirchenzucht (respect de discipline) unterwerfe. Nur in eigentlichen Glaubenssachen sei für die Kirche Unfehlbarkeit nöthig und ihr wirklich verheißen; nur den kirchlichen Entscheidungen hierüber habe der Gläubige seinen Verstand ganz zu unterwerfen. Am Schluß ist die Lehre Augustins ausdrücklich gesichert. Die Bischöfe von Beauvais, Angers und Noyon (Clermont-Tonnerre) erließen dasselbe Mandement. Der König verbot den Geistlichen dieser Diöcesen dem Mandement ihres Bischofs zu gehorchen. Auf Dieses unterwarf sich der Bischof von Noyon. Der König sagte vor Mehreren, in der Absicht, daß es dem Bischof von Noyon wieder gesagt werde: Ich begreife nicht, daß er meine Ordonnanz angreifen konnte; bei den Anderen wundert es mich nicht, aber er, da er jung ist, wie ich, wird noch lange mit mir zu leben haben. Ich sah ihn einmal für das Erzbisthum von Rheims an; ich war im Begriff, ihm die Abtei von St. Vincent zu Laon zu geben, welche 20,000 Livres trägt. Dieses dem Bischof hinterbrachte Wort verfehlte seine Wirkung nicht. Aber der von Pamiers trat an seine Stelle, wenige Tage, nachdem der König diese Mandements kassirt hatte[1]).

Nach einigen Schwankungen päbstliche Commissäre ernannt.

Ragot besuchte den Nuntius, um seine Stimmung zu sondiren. Dieser schien sehr erzürnt darüber, daß M. d'Alet[2]) in seinem Mandement sich nicht „Bischof durch die Gnade des h. Stuhls" nenne.

1) Des-Lions schreibt 1666: Der Bischof von Pamiers besuchte kürzlich den von Alet und sagte: misericordiam a Deo consecutus sum, ut sim fidelis.

2) Wir müssen uns doch endlich der Kürze halber entschließen, die Weise unserer Quellen zu adoptiren, welche statt: „der Bischof von Alet" sagen M. d'Alet (Monseigneur d'Alet) und so das Bisthum als ein Lehen, die Bischöfe als die Aristokratie, als den Adel der Kirche darstellen.

Er erklärte, der römische Hof habe gegen die Unterscheidung des Factums und des Dogmas nichts einzuwenden[1]), indeß sollte M. d'Alet, ohne seine Überzeugung zu ändern, reden wie die Anderen. Die Auctorität des Pabstes könne das Factum doch wenigstens probabel machen und das genüge zur Unterschrift. Das Übel komme daher, daß man die Scholastik nicht gehörig studire und nicht gehörig von den Principien des Probabilismus unterrichtet sei.

Des-Lions schreibt im August 1665: „Der Hof ist sehr gemäßigt gegen die Jansenisten. Le Tellier hat kürzlich zum Promotor von Alet gesagt, man werde in Kurzem eine Ordonnanz gegen die Bulle sehen mit einem Briefe, welcher den Jansenisten nicht misfallen werde. Das sind seine eigenen Worte. Dieser Promotor (also Ragot) sagte vor einigen Tagen dem Nuntius bei einem Besuch, wenn man das Mandement seines Bischofs angreife, so werde er sich schon zu helfen wissen; es könnte geschehen, daß er sich auf ein künftiges Concil beriefe. Der Erzbischof von Sens sagte zu Le-Tellier, daß er, wenn man den Bischof von Alet angreife, der Erste und der Letzte sein werde, der darüber sprechen würde. Und das sagte er im Monat Mai, vor Anfang der K. Versammlung; woraus erhellt, daß der Hof nicht so giftig gegen den Jansenismus ist, als es scheint, da er diesen Erzbischof zum Präsidenten derselben gemacht hat. Der König lobt es, daß der Erzbischof rücksichtlich der Rechte Roms die Mittelstraße halte." — Wir theilen diese Notizen eines hart an der Scene beobachtenden Mannes mit, ohne ihnen Schlüssel und Zusammenhang geben zu können. Ein Wort bei Des-Lions könnte uns über die zeitweise Nachgiebigkeit des Königs und deren Motive Aufschluß geben. „Der Erzbischof von Auch, Nachbar von Alet, fragte im Frühjahr einen berühmten Advocaten um Rath, wie man Diejenigen, welche die Unterschrift verweigerten, ihrer Güter berauben könnte; dieser antwortete, wenn der König das thue, würde er seine Krone aufs Spiel setzen und seine Ansprüche auf Brabant." — In

1) Einige Bischöfe warfen dem von Alet vor, er lehre, die Kirche habe bei Entscheidungen über Thatsachen nur menschliche Erleuchtung, nie eine durch den h. Geist. Der Bischof erklärte darauf, daß der Kirche in solchem Falle dieser Beistand, um welchen sie betet und den sie auch oft erhält, nicht verheißen und gewiß sei; nur bei Entscheidung über Dogmen sei dieses immer der Fall.

Brabant war die Geistlichkeit, waren die Stände gegen ein solches inquisitorisches Verfahren in der Angelegenheit des Jansenismus. Der König hatte aber seine Augen auf diese schöne spanische Provinz geworfen.

Die Männer von Port-Royal kamen durch alte Geschichten auf den Gedanken, der heilige Bischof solle persönlich am Hofe Ludwigs erscheinen, um die Angelegenheiten aus einander- und beizulegen. Allein Fräulein de Vertûs, welche den Hof besser kannte, rieth ab; sie bemerkte, „es fehle den Ministern nicht an Einsicht in der Sache, aber sie seien gebunden. Der Bischof könnte auch unverrichteter Sache, ohne den König gesehen zu haben, wieder umkehren müssen. Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo Gott Propheten zu den Königen schickte, und wo sie dieselben ohne Hinderniß in ihrem Kabinet aufsuchten." — Die Königin-Mutter war sehr dagegen. Des-Lions schreibt: „Ich war am 8. Juni 1666 in Paris und erfuhr von Liancour, daß man dem König gerathen habe, M. d'Alet kommen zu lassen, er habe aber geantwortet, des Bischofs Ruhm sei zu groß, er sei überdies in diesen Angelegenheiten gründlicher unterrichtet, als man glaube; das könnte uns in Verlegenheit bringen." — Wenn die Erzählung wahr ist, wohl wieder eine Äußerung der erheuchelten Großmuth des Königs.

Es war eine bodenlose Ungewißheit, was da werden wolle. Während die Einen von ihren Correspondenten in Rom erfuhren, man werde sich mit dem Mandement der vier Bischöfe zufrieden stellen, notirt sich Des-Lions: „Man erwartet eine Bulle, die selbst die Lehre von der wirksamen Gnade verdammen wird, da der Pabst unfähig ist und nur von den Chigi und den Jesuiten geleitet wird." Des-Lions, ließ sich im December 1667 wohl von Ste. Beuve erzählen, welchen Plan die Molinisten mit den vier Bischöfen hatten: „Sie erwarten den Tod des M. d'Alet auf die nächste Tag- und Nachtgleiche; dann hoffen sie M. de Pamiers zu gewinnen; mit dem von Angers, welcher sein ganzes Leben über ein Mann der Unterhandlungen war, werden sie eine anknüpfen; dann ist nur noch der von Beauvais übrig, gegen den es nicht an Kraft und an Feinden fehlen wird, da sein Bisthum so beträchtlich und er so sehr darum beneidet ist. Das Verfahren, welches man sich gegen die vier Bischöfe vorgesetzt hat, ist, daß man sie auffordert, sodann sie mit dem Interdict belegt, dann sich ihres Zeitlichen bemächtigt

und wenn sie sich auch darauf nicht ergeben, sie durch eine Lettre de Cachet aus ihren Diöcesen abruft." — Während die Feinde solche Plane hegten, hatte die Sache in ihrem Rücken schon eine andere Wendung genommen.

Sie schien nun durchaus nicht mehr biegen zu können, sondern brechen zu müssen; zumal M. d'Alet erklärte, daß er alle Vermittlungsversuche ablehnen würde, welche seine Sache von der der Theologen und Nonnen von Port-Royal trennen würde.

Daß die vier Bischöfe streng bestraft werden sollten, darüber hatten sich nun Pabst und König verständigt, aber in wessen Namen und Vollmacht, wie? darüber stand ein Streit bevor. Der Pabst sah darin eine Gelegenheit, seine Gewalt und Jurisdiction über die Bischöfe geltend zu machen; der König wußte als absoluter Fürst wohl, daß nur ihm selbst das Recht zustehe, seine Unterthanen willkürlich zu behandeln. Die Freiheiten der gallikanischen Kirche verlangten, daß jeder Bischof in erster Instanz sollte durch die Mitbischöfe seiner Provinz gerichtet werden. Der König verlangte, daß in diesem Falle 12 Landesbischöfe das Gericht bilden sollten, wie dies die Gesetze der gallikanischen Kirche verlangten; der Pabst, welcher zuerst nur drei Bischöfe zu seinen Commissären hatte ernennen wollen, gab dem König scheinbar viel nach, indem zwei Erzbischöfe, die von Toulouse und Bourges, und sieben Bischöfe, also neun, aber doch nicht zwölf, von ihm ernannt wurden, aber nur zu Vollstreckern seines Spruchs; denn es wurde ihnen durch zwei Breven vom 22. April 1667 kraft apostolischer Auctorität aufgetragen, ihren vier Kollegen kraft derselben Auctorität zu befehlen, binnen 30 Tagen nach Sicht das Formular rein und einfach zu unterzeichnen und in ihren Diöcesen unterzeichnen zu lassen, ohne irgend eine Protestation, Beschränkung oder weitere Erklärung, bei Strafe der Suspension von Ausübung ihrer priesterlichen Handlungen, bei Verbot eine Kirche zu betreten und bei anderen noch schwerern Strafen, die sie ihnen auflegen könnten"[1]).

1) Schon zuvor hatte der Pabst seinen Commissären aufgetragen, sie sollten den vier Bischöfen befehlen, binnen zweier Monate ihre Mandements als vom römischen Stuhl verdammt aus den Händen ihrer Diöcesanen zurückzuziehen. Im Weigerungsfalle sollten sie gegen dieselben als gegen Ungehorsame wider den päbstlichen Stuhl verfahren. Damit war den Commissären doch noch die Vollmacht gegeben, als selbstständige Richter zu handeln; allein da nur die Inquisition die Mandements in den Index gesetzt hatte, war es wieder sehr bedenklich, sich zu ihrem Werkzeuge zu machen.

Der jansenistische Geschichtsschreiber[1]) legt den Zeitgenossen folgende Betrachtungen über den Versuch des Pabstes in den Mund: „Wer sieht nicht, daß auf der einen Seite der Pabst durch die bloße Vollstreckung seiner Breven alle Bischöfe eines eben sowohl zu ihrer Sicherheit, als zu Erhaltung der Disciplin und des Glaubens nöthigen Rechtes beraubt, daß er die Fürsten der Kirche und den ersten Stand im Staate in eine elendere Stellung versetzt, als die der Elendesten unter dem gemeinen Volke ist? Denn Jeder von diesen hat seine natürlichen Richter, welche ihm durch das Gesetz zugewiesen, und nicht durch die Gegenpartei gewählt werden, während durch Vollstreckung obiger Breven die Bischöfe allein dem Einfluß und der Macht ihrer Feinde (der romanistischen Partei) preisgegeben wären und nur die von ihren Feinden beliebig ernannten Richter hätten. Andererseits ist leicht einzusehen, daß damit Alles vernichtet würde, was bisher in Frankreich gegen die ungerechten Eingriffe des „römischen Hofs" geschehen ist."

Aber werden sich auch im Episkopat willige Vollstrecker der auf Untergrabung der bischöflichen Gewalt gerichteten Befehle finden? — Erst kürzlich hatten die versammelten Bischöfe von Languedoc gegen das Verfahren der Inquisition in der Sache protestirt. Eben deswegen wollte der Pabst nicht die Bischöfe der Provinz des Angeklagten richten lassen, sondern er hatte Romanisten zu seinen Commissären ausgewählt. Allein nicht einmal diese waren alle sklavisch genug. Der Erzbischof von Toulouse konnte die Zusammenberufung der ihm beigegebenen Prälaten nicht erwarten. Der Bischof von Lodeve erklärte, er werde sich zu so etwas nicht hergeben und der Bischof von Soissons fragte seine Freunde: Was habe ich gethan, wodurch ich die Meinung veranlaßt hätte, daß ich fähig sei, auf einen solchen Auftrag einzugehen? — Die vier Bischöfe waren indeß auf Alles gefaßt. „Die Umgebung des Bischofs von Alet sah alle diese drohenden Gerüchte an, wie die Stürme, welche sich in ihren Gebirgen erheben, aber mehr Lärmen,

1) Die Geschichte der folgenden Unterhandlungen wurde gegeben in: Histoire abregée de la paix de l'église, in phantôme du Jansenisme, in la paix de Clement IX. Aber das gründlichste Werk darüber ist: Relation de ce qui s'est passé dans l'affaire de la paix de l'église sous le pape Clement IX, avec les lettres, actes, mémoires et autres pièces qui y ont rapport. 1706 ohne Druckort. 2 Bände in 12. Voran geht eine lange Apologie, welche gegen die hist. des cinq propositions und gegen den Erzbischof von Cambrai die Ehrlichkeit des Verfahrens der vier Bischöfe beweist.

als Übels machen, da die starken Felsen wohl auch die stärksten Stürme bestehen und nachher nur um so reiner und heller glänzen." Er sagte öfters, eine kleine Streitigkeit, welche unter seinen Dienstboten vorkäme, würde ihm empfindlicher sein, als alle Stürme, welche man gegen ihn bei Hof erregte.

Die jesuitische Partei in Rom hatte mit der Ausfertigung der Befehle um so mehr geeilt, als der Pabst am Rande des Grabes war; Alexander VII starb am 22. Mai; da die Proceduren noch nicht begonnen hatten, so erloschen die in den obigen Breven gegebenen Aufträge.

Ein Vermittelungsplan, von einigen Bischöfen gefaßt.

Der bisherige Staats-Secretär, Cardinal Rospiglioſi, als Pabst gewählt, nahm den Namen Clemens IX an. Man hoffte von seinem selbstständigen Charakter Gutes. Man durfte um so eher erwarten, daß er sich durch die Schritte seines Vorfahrers nicht würde gebunden achten, da er durch Cardinal Palavicini und die jesuitische Partei während der letzten Zeiten Alexanders beinahe vom römischen Hofe vertrieben worden wäre und ihm der Einfluß und die Geschäfte sehr geschmälert worden waren. Seine ersten Ernennungen waren den Jesuiten ungünstig.

Dieses günstigen Moments wußte sich der oben schon erwähnte Erzbischof von Sens, Gondrin, zu bemächtigen. Er war von einer sehr vornehmen Familie, durch das Alter seiner Ordination der zweite Erzbischof des Königreichs, zweiter und öfters wirklicher Präsident der Klerus-Versammlung in Paris, ob er gleich noch zu den jüngeren Prälaten gehörte. Er suchte den bischöflichen Charakter und die Rechte der Kirche gleichmäßig gegen den Pabst und den König zu verfechten; um sich, wie seine Apologeten sagen, nicht in die Unmöglichkeit zu versetzen, dafür mit aller seiner Gewandtheit und einnehmenden Lebhaftigkeit zu wirken, hatte er seinem Klerus das päbstliche Formular von 1665 unterzeichnen lassen, aber mit einer Erklärung, wodurch es mehr als halb aufgehoben wurde[1]). Gondrin wandte sich an einige Bischöfe, welche mit ihm in Paris sich zusammen fanden, besonders an den Bischof von Meaux, Dominicus de Ligny, dessen Mutter 40,000 Fr. dem mit

1) Gondrin galt nicht wenig bei dem Minister Le-Tellier, welcher in dieser Sache von besonderem Gewicht war.

Port-Royal vereinigten Sacraments-Institut geschenkt hatte, dessen Schwester als Äbtissin aus unserm Kloster in die Gefangenschaft geschleppt worden war. Eines Tages begegneten sie sich in Paris und ließen, von gleichen Gedanken erfüllt, ihre Wagen halten; der Erzbischof schlug vor, man müsse den Pabst zuerst über den wahren Stand der Sachen in Kenntniß setzen, und den Brief, durch so viele Mitbischöfe als möglich unterschrieben, in Bälde nach Rom schicken. Sehr wichtig war es, daß auch Felix Vialart, der besonnene Bischof von Chalons, für diesen Plan gewonnen wurde. Er verfaßte das Schreiben an den Pabst, der Erzbischof, welcher sonst für ehrgeizig galt, zog das seinige zurück. Dieses Schreiben ging gerade auf den Mittelpunkt des Streits mit ziemlicher Offenheit los. „Einige unserer Collegen werden fälschlich beschuldigt, als hätten sie den päbstlichen Constitutionen nicht gehörige Ehrfurcht bezeugt. Diese vortrefflichen Prälaten haben nur geglaubt, sich dem von einigen kecken Leuten aufgebrachten, neuen, unerhörten Dogma widersetzen zu müssen, daß Decrete, welche die Kirche für die Entscheidung der täglich auftauchenden Thatsachen macht, und die nicht von Gott geoffenbart sind, gewiß und untrüglich seien, daß man sie glauben müsse wie die in der Schrift und Tradition geoffenbarten Dogmen; man hat noch die Vermessenheit gehabt, dieses gleichermaßen von allen alten und neuen Theologen verdammte Dogma durch die Constitution Ihres Vorfahrers zu begründen. Diese Bischöfe glaubten sich verpflichtet, in ihren Mandements die ganz allgemeine und völlig gewisse Lehre festzustellen, daß die Kirche diese menschlichen Thatsachen nicht mit voller und unfehlbarer Gewißheit bestimme. Was ist an dieser ihrer Lehre den h. Stuhl beleidigend, was stimmt mit Religion und Frömmigkeit nicht vollkommen überein? Die größten Vertheidiger des apostolischen Stuhls haben Dasselbe, und zwar namentlich aus dem Grunde festgestellt, weil sie es für nothwendig hielten, um die Auctorität der Kirche in Bestimmung der Glaubenslehren zu erhalten und die Einwürfe der Ketzer gegen die Unfehlbarkeit zurückzuschlagen. Wenn es ein Verbrechen wäre, dieser Überzeugung zu sein, so wäre es nicht ihr besonderes Verbrechen, sondern unser Aller oder vielmehr das Verbrechen der ganzen Kirche. Daher haben auch mehrere und zwar einige der angesehensten Bischöfe unter uns Dasselbe gethan, entweder durch öffentliche, wiewohl nicht gedruckte, Man-

dements oder, was nicht weniger Gewicht hat, durch Protokolle, welche in ihren Archiven (greffes) aufbewahrt bleiben und worin sie diese Lehre sehr weitläufig auseinandergesetzt haben. Andere haben es ihren Geistlichen leicht gemacht, welche zu ihrer Unterschrift etwas hinzufügen wollten, wenn es nur blos Orthodoxes enthielt. Daher haben wir auch keine Ursache zu glauben, als könnte Eure Heiligkeit irgend einen Unwillen gegen Bischöfe von so reinem Glauben und anerkannter Tugend haben und wir wollen Denjenigen keinen Glauben schenken, welche unkluger Weise das Gerücht ausbreiten, daß Sie auf eine ungewöhnliche, unseren Gebräuchen entgegengesetzte Weise handeln werden. Dieser Verdacht kann keinen Eingang finden bei den Bischöfen von Frankreich, welche gewohnt sind, nach den Kanones gerichtet und von den Päbsten (souverains pontifs) immer mit Gunst behandelt zu werden." — Darauf folgen Versicherungen, daß der Friede sich von selbst herstellen werde, wenn man es nur nicht verhindere und daß man die besten Erwartungen vom Pabst hege. — Also sprachen Bischöfe zum Pabste, denn sie waren sich bewußt, daß sie Bischöfe einer Nationalkirche seien. — Auch an den König verfaßte der Bischof von Chalons einen Brief, um ihn von dem Schritte in Kenntniß zu setzen, welchen man beim Pabste zu thun beabsichtigte. Es heißt darin unter Anderem: „Wir glauben dies mit der Beglückwünschung zum Antritt seines apostolischen Amtes thun zu können, da die Bischöfe ein besonderes Recht haben, an der Wahl dessen Theil zu nehmen, welchen Christus zum Haupt seiner Kirche aufgestellt hat. — Es ist durch die Kanones von Concilien und durch päbstliche Decrete unerschütterlich festgestellt, daß Bischöfe in erster Instanz nur von zwölf Bischöfen ihrer Provinz gerichtet werden dürfen. Eure Majestät verspricht in ihrem Krönungseide, uns in diesem kanonischen Privilegium zu erhalten. Davon abgehen, hieße das Concordat[1]) über den Haufen stoßen. Wenn der Pabst ohne Weiteres durch seine Commissäre über Bischöfe das Interdict aussprechen könnte, so müßte es, sobald der Pabst einen Befehl hätte ergehen lassen, für einen Bischof ein ganz offenbares, höchst strafbares Verbrechen sein, wenn er ihn nicht buchstäblich vollstrecken würde, durchaus kein, wenn auch noch so haltbarer und

1) Welches zum Nachtheil der freien Wahlen dem König und Pabst so große Rechte zugesichert hatte.

rechtgläubiger, Zusatz dürfte gemacht werden. Dann dürfte man die Bischöfe nicht mehr dafür ansehen, daß sie, wie die Schrift lehrt, ihre heilige Auctorität von Christo selbst erhalten haben, sondern als die bloßen Vicare eines Herren, dessen Willenserklärungen sie nur zu befolgen und blindlings zu vollstrecken hätten, ohne sie, was ihnen doch nach der allgemeinen Kirchenlehre zusteht, auch nur erklären zu können zu Erbauung der Seelen, für welche Gott von ihnen Rechenschaft verlangen wird. Es ist dies aber eine den Bischöfen natürliche Freiheit, die so alt ist, als die Kirche selbst. Oft war es für den Dienst unserer Könige nöthig, daß unsere Vorfahren keinen so blinden Gehorsam gegen Alles, was von Rom kam, bezeugten." Der König, welcher durch seine Siege das Reich nach außen ausbreite, werde seine Ehre zu behaupten wissen. — Es galt nun, durch einen vertrauten, entschlossenen, umsichtigen Mann diese Briefe an möglichst viele Bischöfe zu bringen und zwar ohne daß das Geheimniß gebrochen würde und in aller Eile, ehe der Pabst von den Gegnern zu einem ihn persönlich bindenden Schritte vermocht würde. —

Man stellte diesen Bischöfen vor, es sei moralisch gewiß, daß, wenn nur eine gewisse Anzahl von Bischöfen ehrfurchtsvoll, aber mit einigem Nachdruck erklärte, daß sie ihre vier Amtsbrüder nicht verlassen könnte, der Pabst es nicht weiter treiben, sondern allen seinen Ruhm darein setzen werde, der Kirche den Frieden zu schenken.

Während für die beiden Briefe Unterschriften gesucht wurden, schreiben auch die vier beanstandeten Bischöfe unmittelbar an den Pabst ganz in demselben Sinn; sie erklären, „daß sie durch ihre Mandements nur haben verhindern wollen, daß die Nichtgewissenhaften einen Meineid schwörten, die Schwachen fielen, die Starken verfolgt würden. Wenn man die Verdammung der fünf Sätze als der Lehre Jansens hätte verlangen wollen, so hätte man sagen müssen, worin diese bestehe. Damit hätte man aber alte Streitigkeiten — die der augustinianischen Dominikaner und der semipelagianischen Jesuiten — wieder angefacht."

Der Bischof von Angers schickte diesen Brief nach Rom. Eine Copie davon wurde dem Könige mitgetheilt. Die vier Bischöfe versichern dabei dem König, daß sie, trotz der geschäftigen Verleumdung, unerschütterlich darauf vertraut haben, daß er die Ehre von Bischöfen seines Reichs, welche Gott ihm in der Religion

zu Vätern gegeben habe, ob sie gleich es sich zu großer Ehre schätzten in der bürgerlichen Ordnung seine demüthigsten Unterthanen zu sein, daß er ihre Ehre wahren und nicht dulden werde, daß sie unverhört ohne alle Rechtsform verdammt würden.

Auch die Herzogin von Longueville verwandte sich beim neuen Pabste zunächst für die gefangenen Nonnen von Port-Royal. Sie versichert nur das zu sagen, was sie mit eigenen Augen gesehen. „Das Formular sei nur eine jenen zum Verderben gelegte Schlinge, da man ihre Gewissenhaftigkeit kenne, welche ihnen nicht erlaube, etwas zu bezeugen, wovon sie nicht selbst überzeugt seien. In den meisten anderen Diöcesen habe man Auswege eröffnet, um nicht die Gewissen zu beschweren. „Die Geistlichen von Paris, welche man verfolgte, hatten viele Mittel sich zu entziehen, da ihnen von mehreren, selbst der zurückhaltendsten Bischöfe ehrenvolle Anstellungen angeboten wurden. Es ist bekannt, daß der Erzbischof von Paris seit langer Zeit Kartheuser geduldet hat, deren Widerruf ihrer Unterschriften er in den Händen hatte; daß er es ignorirt hat, wenn ganze Nonnenklöster mit derselben Unterscheidung, wie die Nonnen von Port-Royal, unterzeichneten; daß er mehrere Nonnenklöster nicht zur Unterschrift genöthigt hat; es ist bekannt, daß er in Ausübung ihrer priesterlichen Functionen Geistliche geduldet hat, welche öffentlich die Unterschrift ohne Unterscheidung verweigert hatten und daß er, durch die Vorwürfe der Aufhetzer zu einem Schritt gegen sie getrieben, dieses zwar zuerst mit äußerster Strenge that, indem er das Interdict durch seinen Official verkündigen ließ, daß er dieses aber wegen seiner Gehässigkeit nur einem einzigen Landpfarrer (Joh. Jak. Dorat, Doctor der Sorbonne und Pfarrer zu Massy) ankündigte, während die Anderen ihre Functionen noch öffentlich ausüben. Noch vor wenigen Tagen ist ein Priester, welcher in einer der ersten Pfarreien von Paris ein bedeutendes geistliches Amt verwaltete, ob er gleich die Unterschrift beständig verweigerte, in starkem Geruche der Heiligkeit gestorben. Man hat nicht daran gedacht, ihm die Sacramente und das Begräbniß zu verweigern, man (wohl das Volk) hat ihm vielmehr alle Ehren erwiesen, welche man einem Heiligen erweist. Alle Härte und Zwangsmittel sind auf die armen Nonnen von Port-Royal gefallen." — „Da sich der Erzbischof aber gegen seine Neigung, und weil er sie nicht näher kannte, zu diesen Schritten gegen sie hat

verleiten lassen, so kann man versichern, daß Seine Heiligkeit ihn sich zum Dank verpflichten würde, wenn Sie ihm eine anständige Thür öffnen wollte, um sich aus dieser Sache zu ziehen. Sie dürfte nur erklären, daß Sie mit diesen armen Jungfrauen Mitleiden habe, welche offenbar nur aus Zartheit des Gewissens handeln, daß dieselben, wenn sie einen Fehler gemacht hätten, ihn durch eine so lange und harte Buße gesühnt haben, daß also Seine Heiligkeit der Ansicht sei, daß man sich gegen dieselben nachgiebig bezeugen sollte." — Von den mit Port-Royal verbundenen Theologen sagt die Herzogin, sie seien zugleich die größte und die kleinste, die stärkste und die schwächste Partei in der Welt.

Dieses Schreiben ließ die Herzogin durch den Cardinal Azzolini dem Pabst übergeben. Fräulein de Vertüs, von welcher die Herzogin zu diesem Schritt vermocht worden war, betrieb es, daß man zu gleicher Zeit auch eine andere Gelegenheit benützte. Abbe Rospigliosi, bisher Internuntius in Flandern, reiste über Paris nach Rom, wo er als Cardinal-Neffe auftreten sollte. Es stand zu befürchten, daß die Jesuiten ihn einnehmen und vielleicht Annat ihn bewegen würde, ein Wort zum Nachtheil der Jansenisten beim Pabste fallen zu lassen. Es wurde also ein Aufsatz abgefaßt, welcher ihn zu Beilegung und Vermittelung stimmen sollte. Unser jansenistischer Geschichtsschreiber führt alle diese Urkunden ausführlich an, zum allerdings sonnenklaren Beweis, daß man keineswegs dem Pabste den eigentlichen Streitpunkt (Unterscheidung von fait und droit, hinter welchem jedoch noch ein anderer halbbewußter stand) verborgen habe, was später die Gegner behaupteten, um den Frieden umzustoßen [1]). — Man macht sehr ernstlich auf die Gefahr aufmerksam, welche für die Kurie daraus entspringen könnte, wenn man es weiter treiben wollte. „Man hat in Rom vielleicht den reellen Schaden nicht gehörig in Betracht gezogen, welchen diese Streitigkeiten dem Pabst schon gethan haben, und der nur zunehmen kann, wenn sie länger währen. Man weiß, daß die vier Bischöfe entschlossen sind, ihre Kirchen nicht zu verlassen, wenn man nicht die äußerste Gewalt anwenden und sie ins Gefängniß werfen wird. Es ist leicht zu erachten, wie es in Frankreich aufgenommen

1) Es heißt in diesem Aufsatze ausdrücklich, daß nach der einstimmigen Lehre der dem römischen Stuhle günstigsten Gelehrten, eines Baronius, Bellarmin, Palavicini, Pabst und Concilien in Angabe von Thatsachen, die nicht in der h. Schrift stehen, irren können.

würde, wenn man vier für heilig geachtete Bischöfe wie Verbrecher für ihre Pflichterfüllung im Gefängniß sähe, und wenn die anderen Prälaten ihr Verfahren billigten. Man sieht vielleicht in Rom nicht, was vier unerschrockene, zu Allem entschlossene Bischöfe vermögen, welche überzeugt sind, daß sie nur die Wahrheit vertheidigen, begünstigt von der Zuneigung beinahe aller Bischöfe Frankreichs und aller Parlamente, und wie weit diese Sache kommen kann."

Es handelte sich also darum, für den Brief des Bischofs von Chalons an den Pabst eine anständige Anzahl Unterschriften zu sammeln. Dieser Auftrag wurde dem Doctor der Sorbonne, Papin. Godeau, Bischof von Vence, der einstige Zwerg der Prinzessin Julie vom Hotel Rambouillet, hatte schon geschrieben, er würde, wenn es sein müßte, dieses Schreiben mit seinem Blute unterzeichnen. Es hätte sollen kräftiger sein; in Rom müsse man eine starke Sprache führen; wenn man glimpflich mit den Römlingen verfahre, werden sie keck und wollen alles Mögliche ausrichten. Der Bischof von Boulogne unterschrieb, indem er Papin versicherte, („il ajouta fort agréablement") „wenn es in Frankreich Prälaten gäbe, welche feig genug seien, die vier Bischöfe zu verdammen und zu excommuniciren, so würde er vielmehr jene, welche Dies gethan, für excommunicirt ansehen, und zwar so sehr, daß wenn er genöthigt wäre einen Fluß zu passiren, durch welchen sie gegangen wären, er in Zweifel wäre, ob er, wenn sein Pferd Durst hätte, es dürfte daraus trinken lassen."

Doch nicht Alle, an welche man sich wandte, waren so entschlossen. Mehrere, selbst der uns schon von den Unterhandlungen des Jahres 1663 her bekannte Choiseul, Bischof von Commenge, fürchteten, der König möchte ein solches gemeinschaftliches Schreiben als eine Kabale, als beinahe aufrührerisch ansehen. Denn in dem Geiste aller Feinde der Freiheit hatten Pabst und König jedes nicht von ihnen selbst befohlene Zusammentreten von bedeutenden Geistlichen außer Gebrauch gebracht; „es wäre sogar sehr aufgefallen, wenn drei oder vier Bischöfe sich gesehen und über eine geistliche Angelegenheit verhandelt hätten"[1]). Es schien daher gerathener, daß jeder Bischof für sich an den König und den Pabst schriebe. Der Bischof von Chalons sah aber das Unthunliche dieses Plans und

1) Memoire des Bischofs von Chalons.

die Gefahr der daraus entspringenden Verzögerung ein. Man sprach schon von einem strengen Breve des neuen Pabstes gegen die vier Bischöfe, welches nur wegen Formfehler vom pariser Hofe wieder zurückgeschickt worden sei. Der Bischof von Chalons setzte seinen Amtsbrüdern in einem Denkschreiben auseinander, wie die Sache sie alle angehe, der Episkopat sei Eins, alle bedeutenden Kirchensachen gehen sie von Recht und Pflicht wegen an; sie seien Bischöfe der katholischen Kirche, nicht blos ihrer Diöcesen [1]). Der König handle in der Sache ohne eigene Überzeugung, nach Eindrücken, welche ihm von außen kommen. „Es braucht ihm nur die falsche Ansicht benommen zu werden, als handelte es sich hier um Jansenismus, als ob die vier Bischöfe ein sonderliches Benehmen beobachteten, und von ihren sämmtlichen Amtsbrüdern deshalb verlassen und misbilligt würden. — Was den Pabst betrifft, so kommen alle des römischen Hofes Kundigen darüber ein, daß nichts so viel Gewalt hat, ihn in Verlegenheit zu bringen und aufzuhalten, als die Vereinigung von mehreren französischen Bischöfen. Und wenn der Pabst sich dadurch auch nicht zur Nachgiebigkeit bestimmen ließe, so würde der moralische Eindruck eines solchen gemeinschaftlichen Schritts doch sehr groß sein."

„Was nun die Form dieser Verwendung betrifft, so stützen sich alle, welche Einen Brief unterschreiben, gegenseitig, die Garantie ist gemeinschaftlich; im andern Falle hat jeder Einzelne seinen Schritt zu verantworten. Wenn man Lust hätte, könnte man Einzelne viel eher ins Gedränge bringen, indem man sich an den Einen oder Anderen unter irgend einem Vorwande besonders hielte. Ohnedies würden einzelne Briefe durchaus nicht den Eindruck machen, noch das Gewicht haben." So weit der Bischof von Chalons.

Diese Gründe bewogen auch den Bischof von Commenge, das gemeinsame Schreiben zu unterzeichnen, seinem Beispiele folgten die übrigen noch Schwankenden. Papin sammelte ihre Unterschriften; nach Paris zurückgekehrt erhielt er eine Warnung, sich vor der Bastille zu hüten. Er verbarg sich. Allerlei drohende

1) Nach der Ansicht der Ultramontanen ist der Pabst eigentlich der Bischof jedes Bisthums (allgemeiner Bischof) und die übrigen Bischöfe sind nur seine Vikare in Ausübung seines Rechts.

und günstige Gerüchte bestimmten zur Eile, man ließ sich an den Unterschriften von 19 Prälaten genügen und beschloß, das Schreiben an den Pabst zu senden, ehe der König aus der Franche-Comté zurückkam.

Verrath und Rechtfertigung desselben.

Der Bischof von Chalons, als der älteste, sollte den Brief der 19 Bischöfe an den Pabst nebst einem besonderen Schreiben an den König diesem persönlich überreichen. Den 15. März 1668 überreichte ihm, als er aus der Messe trat, ein königlicher Bevollmächtigter sein Beglaubigungsschreiben; der Staatssecretair Le-Tellier hatte noch beigefügt, der unvergleichliche König, welcher keinen Widerstand bei seinen Feinden finde, würde keinen von seinen Unterthanen dulden. Der Bevollmächtigte zeigte ihm an, daß die Jansenisten Schreiben an den Pabst und an den König bei den Bischöfen herumsenden, um sie zu deren Unterschrift zu bewegen, und dabei seine Namensunterschrift vorzeigen. Der König möchte seine Ansicht darüber wissen; er könne ein Verfahren nicht dulden, welches sehr nach Kabale schmecke, und wodurch die Regierung des Königs in ein übles Geschrei gebracht werden solle. Die Sache liege dem Könige am Herzen, er werde auf alle Weise seinen Unwillen Denen fühlbar machen, welche sein Benehmen also verschreien und sich seiner Auctorität widersetzten. Der Bischof möge daher allen seinen Einfluß aufbieten, daß ein solcher Brief oder wenigstens sein Name darauf nicht erscheine. — Der Bischof stellte den Hergang der Sache dar, welche keine jansenistische sei. Da der König zu wissen thue, er wolle von jedem einzelnen Prälaten seine Ansichten darüber annehmen, so wolle er seine Amtsbrüder bewegen, es auf diesem Wege zu thun. Da er selbst weder den schuldigen Gehorsam gegen den König verleugnen wolle, noch umhin könne, dem nachzukommen, was er seinem Charakter schuldig zu sein glaube, so werde er auch dem Könige besonders vorstellen, was er für das Interesse der Kirche und zum Besten seines Dienstes für nothwendig erachte.

Das Geheimniß war an die Minister durch einen der Bischöfe, welche unterzeichnet hatten, verrathen worden, um dadurch den üblen Folgen, welche die Unterschrift haben konnte, für seine Person zuvorzukommen.

Der Hof glaubte noch weitere, öffentliche Schritte thun zu müssen, damit es nicht den Anschein gewinne, als ob er, nachdem er vom Pabste ein Breve gegen die vier Bischöfe verlangt hatte, nunmehr das Unternehmen der Bischöfe begünstige. Die Parlamente dienten zu solchen Demonstrationen, Talon war die Maschine, um den Willen der Regierung im Parlamente kund zu thun. Die Anklage war gegen die Jansenisten gerichtet, von denen die Humanität der 19 Bischöfe misbraucht worden sei. Es erhoben sich jedoch kräftige Stimmen im Parlamente für das Recht der Bischöfe, sich ihre Gedanken brieflich oder durch Geistliche mitzutheilen, oder gemeinschaftlich an Pabst und König zu schreiben. Man solle nicht dulden, daß das einzige Mittel, welches ihnen geblieben sei, den Glauben und die Religion aufrecht zu erhalten, als Kabale behandelt werde. Allein der König hatte durch seinen Sohn den ersten Präsidenten in Kenntniß gesetzt, es sei sein absoluter Wille, daß ein Spruch dagegen geschehe; so beschloß die Majorität, daß gegen die „verbotenen Verbindungen" eine Untersuchung eingeleitet und Druck und Verkauf der beiden Briefe verboten werde. Kurz es wurde alles Mögliche gethan, die beiden Briefe recht allgemein zu verbreiten und ihnen eine große Bedeutung zu geben.

Der Bischof von Chalons aber schrieb an den König: „Nie hat man den Gesellschaften oder bürgerlichen Corporationen, nie hat man den Mönchen verboten, zusammen zu treten, um ihre Rechte zu vertheidigen. Denn es ist dies ein natürliches Recht. Noch viel mehr Recht und Grund aber, Sire, haben die Bischöfe, sich auf diese Weise zu vereinigen. Nach den Vätern giebt es nach der Einheit des Glaubens keine größere, als die des Episkopats. Alle Bischöfe zusammen bilden Einen Körper, der nicht von Menschen gemacht ist, sondern dessen Gründer und Haupt Christus ist. Alle menschlichen Gesellschaften können zu Grunde gehen, aber dieser ehrwürdige Körper muß so lange bestehen, als die Kirche; denn er ist ihre Grundlage. Wir haben alle Theil an derselben Gewalt, uns allein ist dieselbe Herde anvertraut, und obgleich nur ein Theil davon der Gerichtsbarkeit je eines Einzelnen anvertraut ist, so sind wir doch gewissermaßen alle Hirten der ganzen Kirche, weil uns allen insgesammt der Schatz des Glaubens, der Lehre und der Kirchengesetze anvertraut ist. Daher

findet sich jeder Bischof in einer Art von Nothwendigkeit, sich an Seine Majestät in Sachen seiner Diöcese besonders, aber wenn es sich um die allgemeinen Bedürfnisse der Braut Christi handelt, mit seinen Amtsbrüdern vereint an Dieselbe zu wenden, da sie alle Nachfolger der Apostel und so vieler Heiligen sind, welche stets dieses Verfahren beobachtet haben. Sie entsprachen in allen Jahrhunderten dieser Verpflichtung, indem sie, nach kanonischer Berathung in den Provinzial- und Nationalconcilien, ihre Beschlüsse den Königen brachten und diese aufforderten, durch ihre Auctorität die Entscheidungen aufrecht zu erhalten, welche ihnen Gottes Geist eingegeben hatte. Nun aber, da wir diesen heiligen Gebrauch unterbrochen sehen, zum großen Misvergnügen des Klerus, welcher sich nie versammelt, ohne seine Wiederherstellung zu verlangen, nun, da die besonderen Versammlungen, welche in Paris so häufig Statt hatten, nicht mehr sind, bleibt uns kein Mittel, als der Verkehr unter uns und uns in allgemeinen Angelegenheiten der Kirche an Eure Majestät zu wenden. Ich wage sogar zu sagen, daß man dem Episkopat und der ganzen Religion einen sehr großen Nachtheil zufügen würde, wenn man auch noch dieses Mittel zerstören wollte."

Der Bischof von Alet hatte sich durch Gefälligkeiten des Erzbischofs von Paris veranlaßt gesehen, diesem das Ritual zu schicken, welches er für seine Diöcese verfaßt hatte. Der Erzbischof entwickelte in seiner Antwort die Gründe, welche ihn bei seinem Verfahren gegen Port-Royal geleitet hatten. Der Bischof ging nicht unmittelbar darauf ein, sondern setzte seine Ansicht in einem vom 7. November 1667 datirten Aufsatze auseinander, worin er die gewöhnlichen Unterscheidungen von fait und droit wiederholt. Er begegnet darin einem naheliegenden Einwurfe mit den Worten:

„Obgleich die Kirche in Entscheidung solcher Thatsachen nicht unfehlbar ist, also auch nicht kraft ihrer bloßen Auctorität den Glauben verlangen kann, so giebt es doch auch Thatsachen, welche durch alle begleitenden Umstände so notorisch und einleuchtend sind, daß man vernünftiger Weise daran nicht zweifeln kann, sondern sie glauben muß, zwar nicht kraft der Auctorität der Entscheidung, sondern durch die damit verbundenen Gründe der Gewißheit und Evidenz. Daher glaubt man sie, obgleich keine Entscheidung vor-

handen ist. So hegt Niemand Zweifel über die Thatsachen Luthers und Calvins, obgleich das tridentiner Concil sie nicht entschieden hat. Daher können auch die Hirten der Kirche für diese Thatsachen, wenn sie es für zeitgemäß halten, von den Gläubigen die Unterschrift verlangen. Denn sie befehlen damit nicht den Glauben, sondern sie setzen ihn voraus und verlangen nur Zeugniß davon. Sie haben das Recht, Diejenigen, welche sich dessen weigern, als im Glauben verdächtig zu behandeln, da sie Grund haben zu glauben, daß jene es aus böser Gesinnung und aus Anhänglichkeit an die Irrthümer thun. In diese Klasse müssen auch noch Arrius, Nestorius, Eutiches und die anderen Heresiarchen gerechnet werden, welche kein vernünftiger Mensch in Zweifel ziehen kann. — Etwas Anderes ist es aber bei dunklen, streitigen Thatsachen, dergleichen das Factum ist, wie Jansen seine Lehre verstanden habe, ob in einem katholischen oder ketzerischen Sinne."

Während es dem Bischofe von Chalons vor Allem um den Episkopat zu thun war, so dem von Alet eben so sehr um Disciplin und Dogma.

Stimmung des Königs.

Ihre gemeinschaftliche Sache hatte aber seit Kurzem eine merklich günstige Wendung genommen. Der König nahm den Bischof von Chalons und seine persönlichen, festen Mittheilungen gut auf, verwies ihn übrigens an Le-Tellier. Dieser erkannte an, daß die vier Bischöfe nur dadurch sich von vielen anderen unterscheiden, daß sie ihre zu Protokoll gegebenen Erklärungen *haben drucken lassen*; er wiederholte immer, der König sei durch das Verlangen eines Breves gegen die vier Bischöfe, welches der Pabst ihm zu Gefallen gegeben habe, gebunden, es sei daher die Sache Derer, welche die Beilegung der Angelegenheiten wünschten, Mittel ausfindig zu machen, den König herauszuziehen und ihn auf anständige Weise von Maßregeln loszumachen, welche er mit Rom gemeinschaftlich ergriffen habe.

Der König, welcher durch ein an den vier Bischöfen gegebenes Exempel den ihm ärgerlichen Streit in seinem Reiche niederzuschlagen gehofft hatte, stieß nun, ehe er über die vier Meister geworden, auf 19 Bischöfe, verbunden, die Rechte ihres Standes zu vertheidigen.

Vielleicht lag außer diesem noch etwas Ernsteres mit zu Grunde, vielleicht sage ich.

Der König sagte zu Anfang des Jahres 1668 zu Le-Camus, welcher mit Nachdruck für das Neue-Testament von Mons, als von einer Zierde seines Reichs, sprach, er wisse nicht, was ein Jansenist sei, aber er billige die Frömmigkeit seiner Cousine Longueville sehr. Madame de St. Loup theilte den 15. Januar 1668 im Vertrauen mit, der König habe dieser Tage die Prinzessin Conti besucht, sie habe aber seinem Vorschlage, ihren Sohn das Tanzen zu lehren, auf eine sehr artige und christliche Weise widerstanden, da die Bälle nicht für die Christen seien. Die Prinzessin verwandte sich beim Könige für den Abbe Voisin, den Prediger ihres seligen Gatten, und bat ihn, dessen Sache nicht durch die Hände Annats gehen zu lassen. — Warum aber das nicht? fragte der König. — Weil die Moral der Jesuiten nicht mit dem des Hotels Conti zusammenstimmt, antwortete sie; worauf der König erwiderte, sie seien doch gute Leute; „man hält mich also für sehr schlimm, fügte er hinzu, ich bin es aber nicht so sehr, als man glaubt; er wies auf seinem Arm hin: Ich wollte es hätte mich einen Arm gekostet und ich wäre bekehrt. Beten Sie zu Gott für mein Gewissen."

Neue Reibungen.

Von Rom kam keine Antwort, weder auf den Brief der 19, noch auf den der vier Bischöfe, ob man gleich gewiß war, daß beide abgegeben waren; „sie haben in Rom aber das Recht des Herkommens, es so zu machen, wenn sie kei e Antwort geben wollen, oder es nicht wagen." — Indeß war der neue Nuntius, Bargellini, Erzbischof von Theben, angekommen; ein wackerer Kavalier, aber mistrauisch und für fremden Einfluß offen, daher schwankend in seinem Benehmen. Der Erzbischof von Sens bezeugte sich sehr entgegenkommend gegen ihn und rückte bei Zeiten mit der vorläufigen Bedingung der Unterhandlungen heraus, daß kein Theil den Jesuiten etwas davon sagen sollte, auch in Rom nicht. Er nahm es auf sich, auch die Minister zu diesem Versprechen zu vermögen. Dabei half ihm der Bischof von Laon, der nachmalige Cardinal d'Estrees, der Vertraute des Staatssecretairs

Lionne, welchem der Pabst durch die Mitwirkung bei seiner Wahl sehr verpflichtet war.

Indeß erhielt der Nuntius von Rom Breven, welche die Verdammung des 1667 erschienenen Rituals von Alet und der Übersetzung des Neuen Testaments von Mons enthielten. Der Gebrauch des Rituals wurde selbst den Geistlichen der Diöcese Alet bei Excommunication ipso facto verboten. Da dem Nuntius aber besonders vom Erzbischof von Sens vorgestellt wurde, daß sich die meisten Bischöfe gegen die Publication einer solchen Verdammung eines ihrer Amtsbrüder erheben würden, so hielt er dieselbe indeß zurück. Die Jesuiten aber, welchen das Breve mitgetheilt war, ließen es auf eigene Faust drucken und verbreiteten es in der Diöcese Alet, ließen es an Kirchthüren und öffentlichen Plätzen anschlagen, so daß der Bischof selbst persönliche Beleidigung erfuhr und der Gottesdienst durch Streitigkeiten der Domherren über den ferneren Gebrauch des Rituals gestört wurde. — Das Verdammungsbreve der Übersetzung des Neuen Testaments aber ließ der Nuntius selbst, ohne die Genehmigung der französischen Regierung einzuholen, drucken, und schickte es schon mehreren Bischöfen zu. Die übeln Folgen, welche Dieses für die Kurie hatte, werden wir bald erfahren.

Aus diesen Breven erhellt, daß auch die mildere Gesinnung des neuen Pabstes in Rom nicht sogleich in allen Congregationen die herrschende war; dadurch war die Stellung des Nuntius eine üble und der Kurie schadete der Übergang von einem Verfahren zum anderen. Waren auch zunächst nur die Willensmeinungen des todten Pabstes und seiner Lenker in den beiden Breven am Widerstande gescheitert, so war es doch ein unangenehmer Vorgang. — Dasselbe ersehen wir aus einem Briefe (unter den Papieren von Fräulein Perrier), welcher um diese Zeit aus Rom einlief: „Gewisse Leute machen einen schlimmen Gebrauch von dem letzten Decrete über die Angstbuße (attritio), welches doch die Streitigkeiten beschwichtigen sollte. Bei der Prüfung Derer, welche hier für das Beichthören befähigt erklärt werden sollen, prägt man ihnen sehr ein, daß sie sich ja zu hüten haben, ihre Beichtkinder zu einem Acte der Liebe gegen Gott [1]) zu verpflichten,

1) Irgend eine freudige Handlung oder Gebet, wozu man nicht blos durch die Furcht vor den Höllenstrafen angetrieben wird.

weil dies eine zu schwere Last wäre, welche ihr Gewissen beschweren könnte. Ich weiß das von Einem, der die Prüfung selbst mitgemacht hat. — Ein Jesuite (wohl von Bologna) hat Demselben gesagt: Wenn wir verpflichtet wären, einen solchen Act der Liebe zu Gott zu vollbringen, um gerechtfertigt zu sein, so hätte Christus uns durch sein Leiden nichts verdient; aber eine der hauptsächlichen Früchte davon war, daß er uns von dieser Verpflichtung befreite, wozu die Juden durch das alte Gesetz verbunden waren, welche deshalb auch nicht anders gerechtfertigt werden konnten; während im neuen Gesetze die Furcht vor der Strafe, mit dem Sacramente verbunden, hinreicht" [1]).

Solche eingewurzelte Tendenzen konnten freilich nicht durch einen Pabstwechsel überwunden werden, und die Jesuiten suchten das Schiff der Kirche im bisherigen Laufe zu erhalten, auch als sie bemerkten, daß der Wind in den oberen Regionen umgeschlagen hatte. Daher war es noch ungewiß, ob die günstigere Gesinnung des Pabstes und des Königs auch wirklich gute Folgen für die Jansenisten haben würde.

So war auch die Commission der Erzbischöfe von Toulouse und Bourges mit anderen acht Bischöfen, als päbstliche Commissairen, bereit, zur Bestrafung der vier zu schreiten, nicht zurückgenommen. Der Erzbischof von Toulouse machte sich auf den Weg nach Paris. Umsonst suchte ihn der Bischof von Lüçon, Colbert, Bruder des Ministers, ob er gleich nicht zu den 19 gehörte, zurückzuhalten; umsonst erklärte er ihm, er werde den Erzbischof als excommunicirt betrachten, wenn er die vier excommunicire. Dieser antwortete, man müsse es mit dem halten, der die größten „Pagnotten" [2]) gebe. Annat betrieb die Commission so viel als möglich.

1) Die Jesuiten sahen auch das Innere äußerlich an; sie kannten ein inneres Leben nur, so weit es durch Gesetze und durch den menschlichen Willen sich verändern läßt. — Diese ganz charakteristische Stelle zeigt, wie das Jesuitenthum ganz gleich dem Pharisäerthum die Hauptsache des göttlichen Gesetzes dahinten läßt. Das Wesen des A. und N. Bundes ist gerade verwechselt, das opus operatum der Sacramente ist nach ihnen der einzige wesentliche Vorzug des N. Bundes. Christus wäre also gekommen, um dieses äußere Sacramentswerk einzusetzen und uns — von der Liebe zu erlösen. Weil der Jansenismus, weil der Protestantismus, weil der evangelische Katholicismus das Christenthum wesentlich als ein göttliches, innerliches Leben ansieht, faßte er es in der Liebe und Gnade zusammen.

2) „Bröddchen", ein italienisches Sprüchwort.

Dadurch sahen sich die vier genöthigt, einen ihnen angerathenen neuen Weg einzuschlagen und sich brieflich an alle ihre Mitbischöfe in Frankreich zu wenden, um ihnen zu zeigen, daß in ihrer Person der ganze Episkopat angegriffen werde. Dieses Schreiben ist um so merkwürdiger, als es einen kurzen Inbegriff des in Frankreich gültigen Kirchenrechts und seiner Geschichte giebt [1]). Als Vorbild der Freiheiten der gallikanischen Kirche schwebt ihnen die altafrikanische Kirche vor — wo auch Augustin seine Lehre von Sünde und Gnade verkündigt hatte. Dieser Rundbrief vom 25. April 1668 und die damit verbundene Privataufforderung, daß alle Bischöfe sich mit den 19 vereinigen sollten, um gegen das Verfahren der Kurie in der Sache der Bischöfe, welche man ihren natürlichen Richtern entziehe, zu protestiren, wurden durch einen Spruch des Staatsraths vom 4. Juli unterdrückt, und es wurde allen Bischöfen befohlen, die Exemplare dieser Schreiben an den Staatskanzler einzuschicken und unbeantwortet zu lassen. Der Staatsrath sagt noch schließlich: „Wenn ferner die Erz- und anderen Bischöfe Kenntniß von etwas haben, was das allgemeine Interesse des Klerus von Frankreich betrifft, so sollen sie gehalten sein, sich an den König zu wenden, damit er nach seinem Gutdünken dafür sorge, aber sich nicht unterwinden, irgend ein Rundschreiben darüber ohne vorgängige Erlaubniß dazu an ihre Mitbischöfe ergehen zu lassen." Der Erzbischof von Sens schreibt darüber selbst an den von den Jesuiten beherrschten Erzbischof von Autun: „Wohin ist es mit der Kirche gekommen? Hat man je seit den Zeiten der Verfolgung eine größere Erniedrigung ihrer Auctorität, ihrer Rechte und Diener gesehen? Wie! diese Kirche, welche nur durch den h. Geist recht geleitet werden kann, der doch nur ihren versammelten Bischöfen versprochen ist, soll die Hülfe, welche sie ihr in ihren geistigen und zeitlichen Bedürfnissen schuldig sind, nicht hoffen, da man nicht duldet, daß sie zusammen kommen, um von ihren Angelegenheiten gemeinschaftlich zu verhandeln, da man ihnen ein Verbrechen daraus macht, brieflich zu verkehren, was das einzige, wenn auch schwache Mittel ist, welches ihnen übrig bleibt? Was ist unsere Pflicht in dieser äußersten Noth?" Es scheint aber, daß die Bischöfe nur unmächtige Kla-

1) Siehe Beilage XXXI.

gen dieser letzten Auflösung ihres Verbandes entgegensetzten. Arnauld sieht den Befehl des Staatsraths als einen Sieg Annats und des Kanzlers über die nichts desto weniger gutgesinnten Minister an.

Absichten der verschiedenen Personen.

Indeß hatten die vermittelnden Bischöfe von Sens und Chalons einen ganz charakteristischen Vermittlungsvorschlag erdacht. Da die Kurie sich besonders daran stieß, daß die vier Bischöfe ihr Mandement mit der Unterscheidung von droit und fait durch den Druck veröffentlicht hatten, so sollten sie nun das päbstliche Formular durch ihren Klerus auf einer Synode unterschreiben lassen mit einer Erklärung zu Protokoll, worin sie ganz dieselbe Unterscheidung aussprächen, welche aber nur ihrem Klerus mitgetheilt würde, wie es andere Bischöfe, namentlich der von Sens, auch gemacht hatten. Sie hätten ihr gedrucktes Mandement nicht zu widerrufen und doch könnte man sagen, sie haben unterschrieben; Jenes werde ihr Gewissen, Dieses den Pabst zufrieden stellen.

Dies ist der Plan, welcher von jetzt an verfolgt wird, wofür den Nuntius, den Hof, besonders den Bischof von Alet zu gewinnen, alle Kunst der vermittelnden Bischöfe verlangte. Vorher wollen wir uns durch einen Hofmann die dabei thätigen Persönlichkeiten skizziren lassen. — „Der Bischof von Chalons, heißt es, wünscht den Kirchenfrieden und arbeitet von ganzem Herzen daran. Die Entfernung von Paris und die alte gute Meinung, die er von sich als einem guten Unterhändler hat, werden ihn in irgend eine Schlinge (panneau) fallen lassen. Er ist immer der Ansicht Dessen, mit dem er spricht. Jeder nimmt das für baare Münze. Er stellt sich vor, was er gehört hat, stimme mit der entgegenstehenden Partei überein, schreibt das Resultat für sich nieder und glaubt darauf hin, der Friede sei ausgemacht. Wenn's aber zur Anwendung kommt, so wird man sich entfernter als je finden. — Der Erzbischof von Sens benimmt sich dabei gut, er ist darin aber verdächtig und hat kein Zutrauen. — Die beiden Erzbischöfe von Toulouse und Bourges, welche an der Spitze der Commission stehen, möchten den Hof unwiederbringlich in den Proceß der vier Bischöfe hineintreiben, weil sie Freunde der Jesuiten sind und ihr Glück und das ihrer Neffen dadurch zu machen suchen. Sie

sind beide schlau, fürchten aber Angriffe in Druckschriften, besonders der von Toulouse, und ob er gleich in dem Cirkularschreiben nur gekitzelt wurde, so beklagt er sich doch, als hätte man ihn gekratzt. Dieses, wie auch seine Meinung, daß die Minister mit ihm ihr Spiel treiben, und daß sie nicht die Absicht haben, die Sache aufs Äußerste zu treiben, wird machen, daß er nur den Zügel in der Hand vorwärts gehen wird. — Der Erzbischof von Ambrun, in der Befürchtung, es möchte Dies einen allgemeinen Aufstand aller Bischöfe gegen die Jesuiten herbeiführen, spricht von Frieden, Pater Annat aber nur von Krieg. — Der Erzbischof von Paris hat ziemlich Lust, die Sache beizulegen. Er sieht, wie wenig Unterschied unter seiner Erklärung und der Erklärung der vier Bischöfe ist. Sein Intendant zeigt ihm, daß seine Einkünfte dadurch geschmälert werden, und daß diese Angelegenheit ihm die Abneigung aller Angehörigen des Parlaments (gens de robe) und die Verachtung des Hofs zugezogen hat. Er möchte das Pabstthum zum Besten haben (goder le papat), und diese boshaften Schriften bringen ihn von Zeit zu Zeit in Hitze. Er fürchtet sogar, Dieses möchte ihm bei Hofe geschadet haben. Vor Allem aber hat er solche Furcht, man möchte die Sache ohne ihn beilegen, daß er davor zittert; und wenn man sagt, daß man über Alles im Reinen ist, so möchte er, daß es schon geschehen wäre. Wenn er aber zu Hof geht und er diesen übel gegen die vier Bischöfe gelaunt findet, so entfernt er sich von einer Beilegung wieder so weit, als er sich ihr genähert hatte. Wenn man ihm mit Gründen kommt, so ergiebt er sich, nachdem er einige Gemeinplätze über die Wahrscheinlichkeits-Argumente und über die Inconvenienzen vorgebracht hat, in Alles, was man will. Wenn man ihm etwas stark zusetzt, besonders mit Gründen aus dem Factum des Honorius und des Theodoret, so sagt er, er habe nie für die Thatsachen Glauben verlangt. Man arbeitet daran, ihm durch den König zu wissen zu thun, daß er ihm Vergnügen mache, wenn er möglichst zum Frieden beitrage. Und wenn es ihm der König sagt, so wird er willig darauf eingehen, sowohl aus den gemeldeten Ursachen, als weil er mit dem P. Annat darüber erkaltet ist, daß dieser ihn fälschlich in einem Libelle über die Approbationen des N. Testaments citirt hat und weil er nicht mehr so erbittert ist, als vor einem Halbjahr."

„Was die Minister anbelangt, — abgesehen von dem gratis, welches man von Rom für die Bullen des Abbe Le-Tellier (zur Koadjutorin von Rheims) hofft, und welches sie während zweier Monate etwas schwach machen wird — so wünschen sie den Frieden und sie schlagen das Verdienst und die Tugend der vier Bischöfe an. Sie sind indeß überzeugt, daß der Pabst die Commissaire ernennen kann und daß es für den König vortheilhaft ist. Was den eigentlichen Streitpunkt, den Glauben an Thatsachen anbelangt, so sind sie der Ansicht des M. d'Alet. Sie werden ruhig alle Vorschläge anhören, die man ihnen macht, sie werden sehr erfreut sein, daß die Sache beigelegt werde; wenn die Sachen gut liegen, werden sie sich unaufgefordert beim Könige dafür verwenden; wenn die Sache aber nicht im Guten beigelegt werden kann, so werden sie so schnell wie möglich über die vier richten lassen. Sie werden das Tribunal nahe bei Paris aufrichten, und sobald es angefangen sein wird, werden sie im Augenblicke dem Könige rathen, alle seine Auctorität anzuwenden, um die vier Bischöfe aus ihrem Besitze zu vertreiben, sie zu verbannen, ihre Güter den Armen zu geben, die Kapitel zur Übernahme der Administration ihrer Kirchen zu vermögen. So weit werden sie es aber nur im äußersten Falle treiben, denn sie fürchten, es möchten alle Bischöfe revoltiren, besonders was den Glauben an das Factum anbelangt. Denn nur weil die 19 Bischöfe in ihrem Briefe an den Pabst erklärt haben, nostrum omnium crimen est, hat Le-Tellier zum Nuntius gesagt, es sei nicht mehr die Sache von vieren, sondern von Dreiundzwanzigen, und der Pabst solle sich wohl vorsehen, ob er so vielen Bischöfen den Proceß machen wolle. Da die Minister jedoch hoffen, die Bischöfe werden, nachdem sie ihren Schuß abgebrannt, zumal über den Glauben an das Factum schweigen, so werden sie ohne Schwierigkeit das Ganze vorwärts treiben, entschlossen, sich den Bischöfen mit aller Gewalt zu widersetzen, wenn sie ihren Widerstand einfach auf den Mangel an Jurisdiction von Seiten der Delegirten (der Commissaire) des h. Stuhls stützen."

„Der Nuntius ist ein Bolognese, welcher vor Allem dem französischen Hofe gefallen will, um den Cardinalshut zu bekommen und um als Nuntius bestätigt zu werden, auf den Fall, daß ein anderer Pabst käme, ehe er zum Cardinalat promovirt wäre. Er

macht den Offenherzigen; aber er verleugnet seine Heimath nicht. Er wünschte die friedliche Beilegung ziemlich, er sagte es zum Sterben oft, aber er ist nicht stark genug, um es wirklich zu vollbringen und auf sich zu nehmen; er handelt in Übereinstimmung mit P. Annat, weil er weiß, daß sich der Pabst in der Theologie ganz den Jesuiten anvertraut, und daß Se. Heiligkeit überzeugt ist, nur sie seien es in Frankreich, die Ein Interesse mit ihm haben."

„Dies ist der Plan und die wahre Gesinnung aller Derer, welche zum Frieden beitragen können. Daraus werden Sie sonder Zweifel abnehmen, daß er nicht so leicht zu schließen ist, als man sich einbildet." — So weit unser Hofmann.

Die von den vier Bischöfen gestellten Grundbedingungen.

Der Bischof von Commenge, nicht abgeschreckt durch den früheren Vermittlungsversuch, wobei er über die Indiscretion Arnaulds so sehr sich beklagte, begab sich im Auftrage des von Chalons nach Alet. Auch der von Pamiers kam dahin. Die drei Bischöfe suchten unter Gebet und Austausch ihrer Gründe und Ansichten sich zu verständigen. Der von Alet fürchtete, diese Anträge werden nur eine Schlinge für sie werden; wenn sie die vorgeschlagenen Bedingungen erfüllt hätten, werde man sagen, sie haben es damit nur darauf abgesehen, Pabst und König hinter das Licht zu führen. Er war mit dem von Pamiers besonders wegen der Stellung von Port-Royal verschiedener Ansicht. Dieser glaubte sich nicht berufen, das Friedenswerk der größten Gefahr auszusetzen, indem er auch eine solche Privatangelegenheit, wie die von Port-Royal, zu der seinigen mache. Der von Alet aber erklärte, es sei notorisch, daß die Theologen und Nonnen von Port-Royal nur deshalb verfolgt werden, weil sie das Factum des Jansenismus nicht ohne Unterscheidung, noch in zweideutigen Ausdrücken unterschreiben wollten. Wenn man sie noch anderer Dinge anklage, so geschehe es nur, um ihre Verfolgung zu beschönigen, welche man mit der Verweigerung der Unterschrift allein nicht rechtfertigen könne. Nach seiner festen Überzeugung haben die Theologen und Nonnen in diesem Stücke ihre Pflicht erfüllt, so daß er darüber weiter nicht berathen könne, sondern glaube, er würde sich einer der wesentlichsten Pflichten des Episkopats ent-

ziehen, wenn er Personen verließe, von welchen er wisse, daß sie nur für die Wahrheit leiden; es sei dies eine seiner Absichten gewesen, als er sich in diese Sache eingelassen und sein Mandement gemacht habe, und er sei immer mehr darin bestärkt worden. Überhaupt würde man sonst der Kirche nicht den Frieden verschaffen; die Wahrheit sei Eine, und wenn man wegen katholischer Bischöfe eine Erklärung gebe, indem man mit Unterscheidung (des droit et fait) zu unterzeichnen erlaube, und gerade in Betreff der Auctorität ausspreche, es sei ein Irrthum, zum Glauben an nicht geoffenbarte Thatsachen zu verpflichten, so könnte man Priester und Nonnen der Diöcese Paris nicht um desselben Gegenstandes willen verfolgen, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten und ohne den Bischöfen die Verpflichtung aufzulegen, sich gegen diesen Irrthum zu erheben und so einen neuen Kampf anzufangen. — Endlich ergab sich auch der Bischof von Pamiers an die Überzeugung dessen von Alet. Sie setzten sofort ihre Bedingungen auf, um sie den beiden anderen Bischöfen, dem von Angers und von Beauvais, mitzutheilen. Dieselben kamen auf drei Punkte zurück. 1) Den vier Bischöfen solle die Freiheit gelassen werden, nach eigenem Gutdünken die Erklärung zu Protokoll abzufassen. 2) Sie sollten auch Herr sein, den Brief an den Pabst zu verfassen, welcher ehrerbietig sein soll; man darf sie aber nicht verpflichten, irgend dunkle, zweideutige und mehrsinnige Ausdrücke darein zu setzen, sondern alle Ausdrücke sollen ganz klar sein und nichts soll, wenn auch noch so wenig, nach einem Widerrufe schmecken. 3) Die Beilegung des Streits solle allgemein sein und sich auch auf die in derselben Sache stehenden Doctoren und Nonnen von Port-Royal erstrecken. — Die beiden anderen Bischöfe erklärten sich für vollkommen einverstanden mit diesen Bedingungen, und die von Sens und Chalons wurden von ihnen darauf hin ausdrücklich zu Vermittlern anerkannt. Obgleich Arnauld in Port-Royal fortwährend die Partei niederhielt, welche eine offene Erklärung zu Gunsten der Lehre Jansens im Gegensatze gegen den herrschenden Semipelagianismus verlangte, so war er doch nicht so leicht zu bewegen, mit den beiden Vermittlern zu conferiren. Der Bischof von Chalons hatte bisher erklärt, man könne einfach und lauter unterzeichnen, da es unmöglich sei, daß die Unterwerfung der Überzeugung auch auf die Facten sich erstrecke.

Endlich kamen im Hotel Longueville, im Zimmer der Fräulein von Vertus, die beiden vermittelnden Bischöfe mit ihm zusammen.

Die Unterhandlungen laufen wiederholt Gefahr zu scheitern.

Es that auch Noth, daß das Friedensgeschäft gefördert werde; denn, um an Annat nicht zu verrathen, daß etwas im Werke sei, mußten der Nuntius und die Minister in sein und der Commissaire Begehren der endlichen Versammlung der Commission einstimmen. An die Stelle der beiden Bischöfe, welche sich geweigert hatten, die Commission anzunehmen, waren andere getreten; es wurde beschlossen vorzuschreiten, ohne die vier Bischöfe zu vernehmen; sobald die Commissaire versammelt wären, was Annat möglichst betrieb, sollte jeder durch einen Nachbarbischof aufgefordert werden, den Breven zu gehorchen, und wenn er auf dreimalige Aufforderung Dieses nicht thue, so sollte er ohne Weiteres mit dem Interdict belegt und abgesetzt werden. — Zugleich suchte man einen der bedeutendsten Staatsmänner gegen Port-Royal zu erbittern [1]).

1) Den 22. Juni war eine Tochter von Le-Tellier an den Blattern gestorben. Am folgenden Tage erhielt der gebeugte Vater einen in fanatischem Tone geschriebenen Brief, dieser Todesfall sei eine Züchtigung Gottes dafür, daß er die letzte Erklärung des Königs für die Unterschrift des Formulars aufgesetzt habe. Deshalb fange Gott an, zu seinen Lebzeiten seine Familie und sein Vermögen zu stürzen. Schließlich wurde Le-Tellier aufgefordert, darüber Stillschweigen zu beobachten, wie man ihm versprach, es sollte die Warnung nur Gott und ihm bekannt bleiben. Le-Tellier aber zeigte entrüstet den Brief und es fiel um so mehr Verdacht auf die Häupter der Jansenisten, als Einige von diesen dem Brief anfangs Lob gezollt hatten. Arnauld sah sich genöthigt, in einem Briefe an den mit Le-Tellier befreundeten Erzbischof von Sens zu erklären, daß er und die Seinigen durchaus keinen Antheil daran haben. Dies sei nicht das erste Mal, daß die Jesuiten eine fremde Maske annehmen. „Sie hatten nicht sobald angefangen gegen das Buch über das häufige Communiciren ihre Declamationen loszulassen, als sie im Namen eines protestantischen Geistlichen an mich schrieben, welches Schreiben sie bald darauf veröffentlichten, um glauben zu machen, als hätte ich große Einverständnisse mit protestantischen Geistlichen und als lobten sie mein Werk. Zu gleicher Zeit machten sie einen Brief voll gottloser Spöttereien gegen die Buße, unter dem Namen eines Officiers von der Garnison von Arras. Seitdem haben sie uns wieder zwei unverschämte Stücke unterschoben, das eine unter dem Namen des Manifests der Jansenisten, welches sie in Paris drucken ließen, das andere unter dem eines Cirkularschreibens der Jansenisten, welches sie lange handschriftlich in den Provinzen herumgehen ließen, um ihrer Spitzbüberei mehr Ansehen zu verschaffen, und das Marandé, einer ihrer Emissaire, einem ihrer Libelle beidrucken ließ. Diese Unterschiebungen sind ihnen so geläufig, daß sie sich derselben auf eine für die Kirche sehr skandalöse Weise selbst gegen die Ketzer bedienen; so als sie vor einigen Jahren bei Muguet

Aber eben dieser Le-Tellier erklärte dem Erzbischofe von Sens, der König werde mit Dem zufrieden sein, womit sich der Pabst zufrieden gäbe. Es galt also diesen durch den Nuntius zu gewinnen; man stellte ihm den von den beiden Vermittlern ausgedachten Weg als den besten dar, ohne merken zu lassen, daß die vier Bischöfe sich schon für einverstanden erklärt hätten. Vielmehr stellte man sich, als würde es Mühe kosten, dieselben zu einer neuen Erklärung zu Protokoll zu vermögen. Der Minister des Auswärtigen, Lionne, der Familie Arnauld befreundet, übernahm es, dem Nuntius die Gefahr zu schildern, welche die Kurie liefe, wenn sie es mit den vier Bischöfen aufs Äußerste treiben wollte. Der Nuntius berichtete in gleichem Sinne nach Rom, wohl auch um sein Verdienst der Beilegung dieses Streits dadurch zu erhöhen. Er schrieb, es sei Gefahr, daß durch die Herzogin von Longueville und die Prinzessin Conti die einflußreichsten Großen des Hofs für die Jansenisten gewonnen würden. Ans Unglaubliche gränzt es, daß eine besondere Congregation in Rom die Sache berathen haben soll, ohne daß die Jesuiten davon Wind erhielten. Sie waren allerdings um diese Zeit unter sich selbst sehr getheilt; ihr General hatte vom Pabste die Abhaltung einer Generalversammlung der Compagnie verlangt, die ihm beigegebenen Assistenten und andere einflußreiche Glieder suchten dies zu hintertreiben, unter dem Vorwande, es würde ungeheure Kosten verursachen. —

Indeß galt es doch sehr auf seiner Hut zu sein; man wagte nicht, die einzelnen Plane der Post anzuvertrauen und konnte ohne dies nicht für Alles die Antwort von Alet erwarten. Der Bischof aber wachte argwöhnisch darüber, ob auch die drei Grundbedin-

eine Schrift unter dem Namen der Hugenotten von Montauban drucken ließen, worin sie dieselben sagen ließen, weil sie wegen eines Aufruhrs geplagt seien, so thuen sie gut, katholisch zu werden, blos um von der Strafe frei zu werden. Sie ließen die Hugenotten Dieses mit Gründen beweisen, welche nur zur Freigeisterei und Irreligiosität führen konnten. Es ist abscheulich, daß man in Paris den Verkauf einer so gottlosen Schrift unter dem Vorwande duldete, daß sie angeblich von den Hugenotten sei, obgleich leicht zu merken war, daß sie ihnen böslich unterschoben sei; eben sowohl als eine Andere, welche von dem Jesuiten Meynier in Poitiers unter dem Namen eines protestantischen Geistlichen fabricirt war, welchen man sagen ließ, in ihrer Religion sei erlaubt zu glauben, was man wolle. — Sie sehen leicht ein, was man vernünftiger Weise aus so vielen Beispielen schließen kann, wir überlassen jedoch dieses Alles dem Gerichte Gottes."

gungen gehalten würden; er weigerte sich, den beiden näher bei Paris gelegenen Bischöfen von Beauvais und Angers unbedingte Vollmacht zu geben. Namentlich wollte er sich seine persönliche Mitwirkung bei Abfassung des Briefs an den Pabst nicht nehmen lassen. Als aber der Augenblick und die Gefahr drängte, trugen die Vermittler dem Dr. Arnauld auf, den Brief an den Pabst zu schreiben; da er bisher beinahe alle öffentlichen Briefe für die vier Bischöfe abgefaßt hatte, zweifelte man nicht, daß M. d'Alet dieses Verfahren gut heißen werde. Der Nuntius machte einige Veränderungen daran und stand dafür gut, daß der Pabst damit zufrieden sein werde [1]). Der Erzbischof von Sens ging in der ersten Freude über das vom Nuntius selbst verglichene und ihm mitgetheilte Exemplar des Schreibens, als über das Unterpfand des Friedens, zuerst in eine Kirche und dann ins Hotel Longueville. Es war den 9. August 1668. Er setzte sogleich auch den König davon in Kenntniß, welcher zufrieden war. Der Nuntius bestätigte dem Könige, daß Alles beigelegt sei, indem er ihm für den der Kirche dabei gewährten Schutz dankte. Der Erzbischof von Toulouse wurde durch den Vorschlag, den Bischof von Alet nach Paris vorzuladen, hintergangen, so daß er selbst von den Ministern einen Verzug von 14 Tagen für die Eröffnung der Commission verlangte. Die Bischöfe von Angers und Beauvais waren ganz mit dem Schreiben an den Pabst einverstanden und schickten ihre Unterschrift. An den von Alet war ein Vertrauter, St. Laurent, als Eilbote abgeschickt worden. Pavillon meinte es selbst zu ehrlich, als daß er hätte glauben können, der Pabst werde es sich an einer Scheinunterwerfung genügen lassen. Er war überzeugt, daß statt einer Bestätigung ihres vom Pabste verworfenen und in den Index gesetzten Mandements durch eine Erklärung zu Protokoll, der Widerruf des Mandements auf irgend eine Weise verlangt werden werde. Es genügte ihm nicht, daß jeder Bischof das Recht haben sollte, seine Erklärung zu Protokoll selbst abzufassen. Damit man sich nicht durch Zweideutigkeiten die Hände binde, bei neuen Anforderungen frei aufzutreten, wollte er die mög-

1) Siehe Beilage XXXII. Brief der vier Bischöfe an den Pabst vom 1. September 1668.

lichste Deutlichkeit der Erklärung. Als daher St. Laurent mit dem Briefe ankam, war alle Mühe vergebens, ihn zu dessen einfacher Annahme bewegen zu wollen. Er glaubte, da er sich selbst das Recht vorbehalten hatte, den Brief mit zu verfassen, müsse es ihm verstattet werden, denselben an einigen Stellen deutlicher zu machen und zu erklären, daß man sich nur in der Form der bisherigen Unterschrift eine Veränderung gefallen lasse, in der Sache, in der Lehre, als der Grundlage der Kirche, keinen Finger breit von dem Bisherigen abgehe. Überdies machte er noch eine Hauptbedingung daraus, daß es den vier Bischöfen frei gestellt sein müsse, ihre Erklärungen zu Protokoll und ihren Brief an den Pabst zu veröffentlichen, wenn man von dem gegenwärtigen Schritte Misbrauch machen und behaupten wolle, sie haben die Lehre ihrer Mandements aufgegeben. So mußte St. Laurent mit einem umgearbeiteten Briefe an den Pabst nach Paris zurückkehren; „die Absicht des Bischofs ist dabei auch, schreibt sein Archidiakonus Ragot an Arnauld, durch Verzögerung der Sache mehr Zeit zum Gebete zu gewinnen, um sich vor Misgriffen zu schützen, und sich zu überzeugen, ob die Übereinkunft von Gott komme."

Die Vermittler wagten nicht dem Nuntius die Ankunft ihres Eilboten und dessen verfehlte Sendung mitzutheilen. Er wäre damit seines Wortes entbunden gewesen, die Ehre erlaubte ihm nicht von dem Briefe, worüber man übereingekommen war, abzuweichen. Die Gegner hatten von den Unterhandlungen wahrscheinlich Wind bekommen, Annat sollte zu Abbe Prieres gesagt haben, die Sache der vier Bischöfe sei auf eine für die Kirche schmähliche Weise beigelegt. Die Vermittler sahen, daß kein anderes Rettungsmittel sei, als durch einen neuen Eilboten, durch dringende Briefe von Beauvais, Angers und Dr. Arnauld Pavillon zur Unterschrift zu vermögen. Als dieser sah, daß kein anderer Ausweg möglich, und durch die Annahme des Briefs von Seiten des Nuntius Allen die Hände gebunden seien und nichts mehr geändert werden könne, da ihm die Zerstörung des Friedenswerks aufs Gewissen gegeben wurde, so unterschrieb auch er, mit dem Bischofe von Pamiers, welcher, obgleich persönlich nachgiebiger, entschlossen war, in Allem Pavillons Fußstapfen zu folgen und sein Loos zu theilen. Der Erzbischof von Sens eilte mit

dieser Nachricht den Nuntius aufzusuchen [1]), welcher ihn umarmte und ihn versicherte, es freue ihn mehr, als wenn er ihm den Cardinalshut brächte. Die beiden Vermittler wurden beim Könige sehr gut aufgenommen, als sie ihm den Abschluß der Verhandlungen mittheilten und seine Erlaubniß einholten, den unterzeichneten Brief dem Nuntius zu übergeben. Dieser erklärte beim Könige die Sache für beendigt, ja „mehr als beendigt." Die Bischöfe, welche sich als Commissaire zum Gerichte über ihre vier Amtsbrüder eingefunden hatten, erhielten die Weisung wieder heimzugehen, da man ihrer nicht bedürfe. Die Hofleute riefen spottend: cavalli di ritorno per gli signori commissarii [2]). — Da fiel dem Nuntius bei, ob er gleich in Allem bisher mit päbstlicher Vollmacht und Gutheißung gehandelt hatte, es würde dem Pabste und seinen Ministern angenehmer sein, wenn er die Sache noch einmal ihrer Endentscheidung vorlegte. Daher sandte er nur eine Copie des Briefs der vier Bischöfe durch einen Kurier an den Pabst ab und brachte die Originalurkunde den folgenden Tag dem Bischof von Chalons zurück. Da aber weder dieser noch der von Sens den Brief zurücknehmen wollte, warf der Nuntius denselben zerrissen vor sie hin. Sie verkannten darin nicht die Wirkung der Rache der entlassenen Commissaire und der drohenden Vorstellungen der Jesuiten; allein sie wußten ihn auch von der Seite der Furcht anzugreifen, indem sie ihm nicht nur das Ehr- und Gewissenlose seines Betragens darstellten, sondern ihn auch bedrohten, dem Briefe, allen Bedingungen und dem ganzen Hergange die möglichste Öffentlichkeit zu geben, wenn er nicht bis zu Rückkehr des Kuriers strenges Schweigen beobachte. Annat hatte dem Nuntius vorgeworfen, daß er das Werk von 20 Jahren zerstöre. Dem Könige stellte er vor, diese Beilegung der Sachen führe zum Ruin der Religion und des Staats; der König aber antwortete ihm: Was die Religion betrifft, so ist das Sache des Pabstes. Ist er zufrieden, so müssen wir es auch sein, Sie und ich. Was meinen Staat anbelangt, so bitte ich Sie, sich damit

1) Der Bischof von Chalons nahm es dem Erzbischofe sehr übel, daß er nicht zuerst ihm diese Mittheilung gemacht, sondern das Verdienst und den Ruhm sich allein zugeeignet habe.

2) Ein damals üblicher Ruf der römischen Vetturine, wenn Fremde vorübergingen, denen sie damit ihre Pferde zur Rückreise anboten.

keine Mühe zu machen; ich werde dafür zu thun wissen, was Noth thut.

Die Erklärung der vier Bischöfe von der Kurie angenommen.

Sogleich nach Ankunft der Copie des Briefes der vier Bischöfe in Rom wurde eine Congregation der Cardinäle gehalten, unter welchen besonders Azzolini und Ottoboni die Annahme desselben als genügend unterstützten. Ein Brief Lionnes trug nicht wenig dazu bei. Doch beauftragte der Cardinal Rospigliosi den Nuntius noch, er solle sich ein Certificat ausstellen lassen, daß die vier Bischöfe das Formular wirklich unterschrieben hätten und hätten unterschreiben lassen. Es war dies wohl ein italienischer Kunstgriff, nicht blos ein Mittel sich dieser Thatsache zu versichern, sondern zugleich ein Versuch bei dem Handel noch nachträglich so viel wie möglich herauszuschlagen. Die Vermittler hatten dem Nuntius wiederholt erklärt, daß die Erklärungen der vier Bischöfe zu Protokoll durchaus keinen Widerruf ihrer bisherigen Mandements enthalten werden; der Nuntius hatte gewiß Dieses nach Rom berichtet, denn sonst hätte er ein halsbrechendes Spiel gespielt und würde den Jesuiten die beste Gelegenheit geboten haben, seinen Betrug aufzudecken und Strafe zu verlangen. Das Liebste wäre dem Nuntius und der Kurie wohl gewesen, wenn man ihnen kurz ohne Zusatz die Erklärung gegeben hätte, das Formular sei unterschrieben. Die Vermittler waren überzeugt, die Kurie beabsichtige, später einmal mit dieser Erklärung herauszurücken und sich den Anschein zu geben, als hätten die vier das Formular einfach, ohne alle Unterscheidung, unterschrieben.

Die vier Bischöfe hatten indeß in ihren Synoden, aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit, das Formular unterschrieben und unterschreiben lassen, mit der bisherigen Unterscheidung der Glaubensnorm und des Factums. Sie erklärten, es wäre eine Beleidigung der Kirche, wenn man behaupten wollte, damit sei auch die Lehre des St. Augustin und St. Thomas von der zu jeder frommen christlichen Handlung nothwendigen „durch sich selbst nothwendigen" Gnade verdammt. In Betreff des im Formulare enthaltenen Factums seid ihr nur zu einer Unterwerfung der Achtung und Disciplin verpflichtet, welche darin besteht, daß wir uns nicht gegen diese Entscheidung erheben, darin, daß wir Stillschweigen

beobachten, um die Ordnung zu befolgen, welche in solchen Materien das Benehmen der untergeordneten Geistlichen in ihrer Beziehung zu ihren Vorstehern regeln soll. Der Bischof von Alet fügte noch bei: „Denn da die Kirche in solchen Thatsachen, welche den Sinn der Schriftsteller und ihrer Bücher betreffen, nicht untrüglich ist, so maßt sie sich auch nicht an, ihre Kinder durch die bloße Auctorität ihrer Entscheidung zum Glauben zu verpflichten."

Die Vermittler drohten abermals Alles, namentlich auch die Erklärungen zu Protokoll, zu veröffentlichen, wenn der Nuntius wortbrüchig mehr verlange, oder wenn er sich das Ansehen gebe, als hätten die Bischöfe ihre früheren Erklärungen durch eine einfache Unterschrift widerrufen. Da aber auch Lionne ein solches Certificat für nothwendig erklärte, so gaben sie ein durchaus nichts sagendes, ohne Widerruf und ohne Unterscheidung. Es bezog sich nur auf den Brief an den Pabst. Dagegen gab der Nuntius dem Könige das Breve vom 28. September, worin der Pabst sich für befriedigt erklärte.

Arnaulds Besuche.

Nun war die Sache kein Geheimniß mehr; mehrere Tage hörten im Hotel des Nuntius die Besuche der Glückwünschenden nicht auf; nicht nur das Oratorium, die Congregation von Frankreich, die Pfarrer von Paris, selbst die Kapuziner, die Handlanger der Jesuiten, erschienen. Diese selbst aber blieben ferne. — Der Bischof von Sens, welchem es sehr daran gelegen war, alle versprochenen Früchte der Versöhnung zu ernten und diese insbesondere Port-Royal zu gute kommen zu lassen, bewog den Nuntius, Dr. Arnauld eine Audienz zu geben. Er brachte denselben — dessen meiste Schriften in Rom in den Index gesetzt waren — mit Nicole und de la Lane zum Nuntius, welcher seine Feder als eine „Goldfeder" rühmte. Man sprach davon, daß sie nunmehr hauptsächlich gegen die Protestanten gerichtet sein werde. Der Erzbischof wußte aber das Gespräch im Allgemeinen zu halten, es mochte ihm bange sein, der ehrliche Doctor möchte durch ein Wort sich und dem mühselig zusammengefügten Frieden schaden.

Der König bezeugte nach seiner Rückkehr von Chambort, es würde auch ihn freuen, Arnauld zu sehen; Lionne gab Pomponne,

welcher eben zum Gesandten in Holland ernannt worden war, davon Nachricht, welcher Arnauld den 24. October 1668 Morgens abholte, um ihn nach St. Germain zu führen. Zuerst gingen sie zu Lionne, welcher Arnauld sehr freundlich empfing und sie um die Zeit des königlichen Levers in das Gemach des Königs führte [1]). Als nun der König eintrat, redete Arnauld ihn mit den Worten an: Sire, Ich betrachte die Ehre, welche Eure Majestät mir erweist, mich vor Ihr zu dulden, als das größte Glück, welches mir je begegnet ist; gewiß war eine so große Güte, wie die Ihrige, nöthig, um die übeln Dienste zu vergessen, welche man mir bei Seiner Majestät hat leisten wollen, für welche ich doch immer nur die Gefühle von Hochachtung, Verehrung und Bewunderung hegte, da ich in meiner Einsamkeit die großen Dinge vernommen habe, welche Sie vollbrachten, und da der Act, welcher mich daraus geführt hat, die Fülle Ihres Ruhms ist; denn nichts ist größer, als der Schutz, welchen Eure Majestät bei dieser Gelegenheit der Kirche gewährt haben und so giebt es nichts, was ich nicht zu thun bereit wäre, um Ihrer Majestät die Freiheit zum Opfer zu bringen, welche Sie mir schenkt.

Der König erwiderte ihm auf eine sehr verbindliche Weise, es freue ihn sehr, einen Mann von seinem Verdienste zu sehen; er habe viel mit Achtung von ihm sprechen hören, und hoffe, er könne nun die ihm von Gott geschenkten Talente zur Vertheidigung der Kirche anwenden.

Arnauld antwortete sehr demüthig, versicherte auch, es habe ihm Leid gethan, sich in alle früheren Streitigkeiten verwickelt zu sehen. Der König aber hielt ihn mit dem Worte auf: Dies ist etwas Vergangenes, wovon man nicht mehr sprechen soll. Es wäre ihm lieb, wenn man fürder nichts mehr schriebe, was die Geister erbittern könnte. — Arnauld nahm dies in Ehrfurcht hin und der König wandte sich an Pomponne: Ich glaube, es freuet Sie sehr zu sehen, was geschieht [2]). Als Arnauld aus dem Ka-

1) Es heißt, man habe Arnauld in die Garderobe geführt, damit der König ihn nicht sähe, ehe Arnauld ihn zugleich anreden könnte. Arnauld war durch seine lange Verborgenheit eine noch merkwürdigere Persönlichkeit geworden.

2) Fontaine sagt gar naiv: „Obgleich Arnauld dem Könige einige Entschuldigungen wegen der Kraft sagte, womit er manchmal in seinen Schriften sich ausspreche, so hatte er doch die bewundernswürdige Maxime von St.

binet des Königs getreten war, drängten sich Alle einen Mann zu sehen, — welchen der König so gut empfangen, nachdem er sich seit Jahren hatte unsichtbar machen müssen.

Nachdem er auch dem Dauphin aufgewartet hatte, begab sich Arnauld zu Condé, Bruder der Herzogin von Longueville, der ihn sehr freundlich empfing; Le-Telliers Empfang, heißt es, zeigte, daß er diesen Tag als einen seiner Siege betrachte. Louvois war abwesend und Colbert ließ Niemand vor, weil er an der Gicht darnieder lag.

Nicht ohne Lächeln können wir die Erzählung der Jansenisten über Arnaulds Besuch bei Hofe anhören, wie er daselbst als ein großer Mann bewundert worden sei, welch treffliche Anreden er gehalten habe [1]). Es war ein Glück für ihn, daß es nur Ein Tag war. Es gab allerdings nicht leicht gewissenhaftere Royalisten, als diese Arnaulds, besonders den Doctor; nur die ruchloseste Unterdrückung, besonders unter Ludwig XV, konnte die Herzen der Jansenisten dem Könige entfremden. Es wird erzählt, als Arnauld in der letzten Krankheit öfters bewußtlos schlummerte, habe es kein sichereres Mittel gegeben, die verlöschenden Lebensgeister wieder anzufachen, als wenn man sagte, der König habe

Hieronymus nicht vergessen, welcher zu Entschuldigung des Feuers seiner Schriften und der Strenge seines Styls die merkwürdigen Worte sagt: nihil sic placet, nisi quod in se habet mordacis aliquid veritatis." —

1) Es ermangelt nicht des von Brienne beabsichtigten komischen Erfolgs, wenn wir die Erzählung dieses verbrannten Hofmanns von einem starren Jansenisten als Beleg für Arnaulds Größe wiederholen hören: „Einige Tage ehe Arnauld dem Könige vorgestellt wurde, bemerkte ich bei der Herzogin von Longueville, daß er einen Kummer hatte. Er gestand mir, dieser komme daher, daß er in Verlegenheit sei, was er zu dem Könige sagen solle, und das dessen Größe und dem Namen entspreche, den er selbst sich durch seine Schriften erworben habe. Ich sagte: Was wollen Sie zum Könige sagen? denken Sie sich, ich sei der König und sprechen Sie mit mir ohne weitere Vorbereitung. Er fand die Auskunft gut; er nahm seinen langen Mantel, Hut und Handschuhe und zog sich in das Vorgemach zurück, um alle Ceremonien zu machen, wobei ich sein Lehrmeister sein sollte. Ich setzte mich gravitätisch in seinen Lehnsessel. Nachdem er vor mir die drei tiefen Complimente gemacht hatte, welche man gewöhnlich vor dem Könige macht, wie ich es ihm gezeigt hatte, erhob ich mich von meinem Sitze und hörte, ohne meinen Hut abzunehmen, sehr ernsthaft, was er mir zu sagen hatte, er als Supplikant, ich um ihm als Theaterkönig zu antworten. Er sprach, wie gewöhnlich, sehr vernünftig, und ohne ihm Zeit zu lassen zu vergessen, was er gesagt hatte, verpflichtete ich ihn, es zu Papier zu bringen. Er war vergnügt und ich entzückt; er gestand mir, daß er ohne mich Mühe gehabt hätte, sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen."

die Belagerung eines Platzes aufgegeben, sich zurückziehen müssen; der Verbannte raffte sich dann sogleich auf, um die Wahrscheinlichkeit dieser Nachricht zu bestreiten.

Um diese Zeit sollen die Schriften Nicoles gegen Claude über die stets gleiche Lehre der Kirche vom Abendmahle, welche aber für Werke Arnaulds ausgegeben wurden, zu einem Ereigniß beigetragen haben, welches dem Könige sehr wohlgefällig war. Der große Turenne, Sprößling einer streng reformirten Familie, welche dem Protestantismus lange ein zweites Rochelle gewesen war, trat den 23. October in der Kapelle des Erzbischofs zur katholischen Kirche über.

Arnauld hatte nun noch einen sauern Schritt zu thun, den Erzbischof von Paris zu besuchen, dessen Ungerechtigkeit und Schwachheiten er in der Apologie für Port-Royal und durch Mitwirkung an den Protokollen der Nonnen auf eine so persönliche, empfindliche Weise aufgedeckt hatte. Der Erzbischof versprach das Vergangene zu vergessen; da Pabst und König zufrieden seien, sei auch er es; er werde sich befleißigen, den Frieden in seiner Diöcese aufrecht zu erhalten. Er versammelte auch wirklich Alle, welche die Adventszeit über predigen sollten, und verbot ihnen, der bisherigen Streitigkeiten auf der Kanzel zu erwähnen. Er sagte, der König habe ihm gesagt, der Pabst sei zufrieden; er konnte aber sein Misvergnügen nicht ganz unterdrücken und setzte bei, er wisse selbst darüber nichts, er habe noch nichts gesehen.

Rom und die Übersetzungen der Bibel und Meßbücher.

Indeß war nicht nur wegen Port-Royal selbst noch nichts entschieden, Sacy saß noch im Gefängnisse. Die Übersetzung des Neuen Testaments und anderer kirchlicher Andachtsbücher, meistentheils durch ihn, die so verbreiteten Horen von Port-Royal, hatten in dem ganzen Vermittlungsgeschäfte einen besonderen Zwischenact eingenommen; sie kamen immer wieder von neuem zur Sprache und bedrohten jetzt noch den schon abgeschlossenen Frieden. — Schon den 27. December 1660 schreibt der Pabst an den Nuntius in Frankreich: „Sie haben alle Mühe anzuwenden, daß das in französische Sprache übersetzte römische Missale verboten werde." Auf der vatikanischen Bibliothek (Vat. N. 2463) findet sich ein interessanter Aufsatz über diesen Gegenstand: **Discorso contro**

quelli, chi pensano d'introdurre in Francia il Messale in quella lingua [1]), alla Santita di Papa Alessandro VII. Es heißt darin: „Die Juden haben auch nach dem Exil, ob sie gleich Syrisch sprachen, in der Synagoge das Ebräische beibehalten und halten es bis jetzt also. Im ganzen Orient hat sich die griechische Sprache als die des Gottesdienstes verbreitet; so im Abendlande das Latein seit der Völkerwanderung. Die Übersetzung (der Liturgie u. drgl.) hätte große Schwierigkeit, wie der Jotastreit der Arrianer zeigt; sodann wäre es auch mit Einer Übersetzung nicht gethan. Wenn Frankreich eine solche Neuerung machte — außer der Verwirrung, welche innerhalb Frankreichs selbst entstände, wo viele Provinzen sind, welche eine von der in Paris gebräuchlichen ganz entfernte Sprache haben, als die Provence, das Limosin, die Gascogne, die Bretagne und andere — so würde Dies auch außerhalb des Königreichs Unordnung anrichten; denn jede Nation könnte Anspruch darauf machen, das Missale in der Landessprache zu haben. So würde man verschiedene häßliche, übel aufgestutzte Formen sehen, woraus allgemeines Ärgerniß entstände und wodurch die Gemeinschaft der Gläubigen verhindert würde. Und wie wollte man so viele Übersetzer zusammen bringen, als nöthig wären, wenn sie nicht blos für jede Nation nöthig wären, sondern verschiedene in Einer Provinz? Frankreich selbst muß gestehen, daß man sagen kann, es seien darin so viele Sprachen als Provinzen, oder doch so verschiedene, daß in Paris das Provençale weniger verstanden wird, als in Rom das Genuesische. Ich erinnere mich in Avignon ein Buch: Die Eroberung von Jerusalem, in altfranzösischer Sprache gesehen zu haben, welches die Franzosen selbst nicht verstehen würden. Frankreich betrügt sich, wenn es glaubt, daß seine gegenwärtige Sprache den höchsten Gipfel der Vollendung erreicht habe, da sie nicht wissen können, ob nicht die künftigen Schriftsteller die Schönheit der gegenwärtigen Sprache übertreffen werden, wie ja auch die jetzigen Schriftsteller die Schrift-

1) Es handelte sich nicht darum, daß die Messe in einer anderen, als der lateinischen Sprache sollte gelesen werden; daran dachte wenigstens in Port-Royal Niemand; sondern es sollten den Laien die Gebete der Meßliturgie verständlich gemacht werden. Mazarin hatte allerdings die Kurie sehr mistrauisch gegen diese Übersetzungen gemacht, indem er versicherte, man beabsichtige das Lesen der Messe in französischer Sprache einzuführen. Die Übersetzung der Bibel und der Missalen wird von der Kurie immer als Eine, untrennbare Sache behandelt.

steller der vergangenen Zeit überholt haben. So könnte sich also die französische Sprache noch bedeutend bereichern; dann aber wird man auch das Missale mit der Sprache bereichern und verändern wollen. Es ist jedoch nicht passend, daß die hohen Mysterien der Religion, welche immer uniform und gewiß sind, in unsicherer, irrender, unstäter (vagabondo) und wechselnder Sprache nach dem Geschmacke des Volkes behandelt werden. Es wäre oft und in weniger als zehn Jahren nöthig, die in der Muttersprache geschriebenen Bücher, welche die Ordnungen und die mysteriösen Punkte der Religion und des Gottesdienstes enthielten, wieder zu untersuchen, zu erneuern und wieder auszufeilen. Dieses würde mit der Zeit unendliche Misbräuche und Irrthümer erzeugen, und eine größere Unordnung als die alte Sprachenverwirrung. Diese Unordnung ist aber wohl nicht zu befürchten bei der ebräischen, griechischen (und lateinischen) Sprache, wegen der Eleganz und Emphase ihrer Worte und Ausdrücke und der Regeln, durch welche Alles regelmäßig im Zaume gehalten ist, während es von dem Mangel solcher sicheren Regeln (bei den neueren Sprachen) kommt, daß täglich Worte veralten und sich neue mit immerwährender Unbeständigkeit einführen."

Dasselbe ließ sich gegen jede Übersetzung der Bibel einwenden. Allein die Vorwürfe der Reformirten, daß man aus bösem Gewissen dem Volke die Bibel entziehe, nöthigte zeitgemäße katholische Übersetzungen zu machen. Man gab davon nachher den durch die Dragoner in die katholische Kirche Getriebenen 100,000 Exemplare, welche man ihnen später wieder abzunehmen für gut fand. Die Jesuiten waren gewohnt gewesen, gleichsam ein Privilegium für Erbauungsbücher zu haben, längst war Port-Royal ihnen auf demselben Wege begegnet, nun sollten sie wieder durch die Bibelübersetzung auf einander stoßen. Die Jesuiten selbst versuchten daher die seit 1666 erscheinende Übersetzung des N. Testaments von dem ihnen befreundeten Oratorianer Amelotte (siehe Beilage XXXII) zur Landesbibelübersetzung zu machen; aber der König ging nicht darauf ein.

Schicksale der Übersetzung des N. Testaments von Mons.

Seit Sacy gefangen saß, hatte man die Hoffnung aufgegeben, in Frankreich die Erlaubniß zum Drucke einer Übersetzung

des N. Testaments zu erhalten. Man wandte sich daher an befreundete Professoren in Löwen, erhielt von ihnen und dem Bischofe von Namur eine Approbation, der Erzbischof von Cambrai (damals noch spanisch) gab als Ordinarius von Mons die Erlaubniß und die spanische Regierung das nöthige Privilegium. So erschien sie gedruckt von Elzivir in Amsterdam, mit dem Titel: Bei K. Migeot in Mons. Man verleugnete die reformirte Presse, woraus sie hervorging [1]). Man sandte einen guten Vorrath von Exemplaren nach Paris und verkaufte dann erst — und zwar von Mai bis November — 5000 Exemplare. Dieses geschah 1667. Der Jesuite Maimbourg predigte zwei Monate gegen die Übersetzung in den stärksten Ausdrücken, als wollte man durch sie heimlich das jansenistische Gift verbreiten. Er warf den Übersetzern vor, sie haben eine Stelle so gegeben, daß ein Hauptbeweis für die Gegenwart Christi im Abendmahle wegfalle. Dagegen erzählte man, Maimbourg habe mit einem Parlamentsmitgliede in Rouen gewettet, er wolle in kürzerer Zeit die Messe lesen, als dieser eine gewisse Strecke zu Fuß zurücklegen würde. Im November verbot der Erzbischof von Paris allen Gläubigen seiner Diöcese sie zu besitzen oder zu lesen, den Geistlichen sie zu empfehlen oder zu erlauben, den Buchhändlern sie zu verkaufen; er setzte die Strafe der Excommunication darauf [2]). Diese Strenge begründete er nur damit, daß das Buch nicht mit seiner Billigung und anonym

1) Der Titel dieser ersten Ausgabe ist: Le Nouveau Testament de Notre Seigneur Jesus-Christ, selon l'édition vulgate, avec les différences du grec, à Mons, chez Gaspard Migeot 1667-8 2 Vol. in 8° und in 12°. Vom Mai bis November wurden 5000 Exemplare davon verkauft; binnen Jahresfrist erschienen fünf Ausgaben. Clemencet nennt die vom Jahre 1700 die achtundzwanzigste. Sie waren in allen Formaten, bald mit, bald ohne das Latein, oder das Griechische, einige mit Anmerkungen. Wir bemerken darunter: die zehnte Ausgabe, mit kurzen Noten von Chrysostomus, unter dem Titel: abregée de St. Jean Chrysostome sur le N. T. 2 Vol. in 8. Paris, Pierre le Petit 1670, wovon Seguier eine Anzahl Exemplare confisciren ließ; nachgedruckt Mons 1676 in 8.

Die eilfte Ausgabe avec le texte grec et latin de la Vulgate in 8°, à Monz, Migeot (eigentlich bei Viret in Rouen) 1674.

Die funfzehnte enthält eine explication de St. Augustin et des autres pères latins sur le N. T. 2 Vol. in 8° Paris 1675; nachgedruckt in Paris 1682 und 1689.

2) Der Erzbischof war anfangs nicht feindselig, er hatte Maimbourg sogar mit der Excommunication bedroht, wenn er dagegen eifere, woraus sich die Jesuiten natürlich nichts machten. Die meisten Mitglieder von St. Victor und der Congregation von Frankreich hatten das Buch.

gedruckt sei. Zugleich befahl der König bei einer Strafe von 1500 Livres die Auslieferung aller Exemplare an die weltlichen Behörden. Er motivirte es noch weiter damit, daß die Übersetzer und Herausgeber der Kirche notorisch ungehorsam seien.

Ganz besonders zeichnete sich der Erzbischof von Ambrun durch eine Ordonnanz gegen die Übersetzung aus. Das Buch sei, gegen das Verbot des Tridentinums, ohne Angabe der Verfasser. Durch dieses Mittel, durch Verbreitung der Bibel unter dem Volke, haben Calvin und Luther auch ihre Irrthümer verbreitet. Die Männer, welche die Approbationen gegeben haben, verstehen das Französische nicht gehörig. Die Erzbischöfe wurden dafür in den dialogues entre deux parroissiens de St. Hilaire du Mont, sur les ordonnances contre la traduction du N. T. imprimée à Mons scharf durchgenommen; es sei doch lächerlich, daß der von Ambrun ein französisches Testament seinen Diöcesanen so scharf verbiete, welche doch so wenig Französisch, als Deutsch verstehen [1]). Diese Affectation sei um so auffallender, als sie Jedermann Grund gebe zu sagen, während er nie einen Fuß in seine Diöcese gesetzt habe, seit er in den Besitz derselben eingetreten sei, sondern am Hofe und als Gesandter in Venedig und Spanien gelebt habe, so erinnere er sich seiner Diöcesanen nur, um ihnen das Lesen des Evangeliums zu verbieten. Und das thue er im Augenblicke seiner Rückkehr aus Madrid, ohne daß er also das Buch selbst konnte kennen lernen.

Der Erzbischof war bitter von diesen Vorwürfen getroffen, ein sechszigjähriger Advocat wurde in die Bastille geworfen, weil man zwei Exemplare des Dialogs bei ihm gefunden hatte, der Bruder des Erzbischofs, der Herzog de la Feuillade, gab einem Buchhändler während des Verhörs eine Ohrfeige. Er selbst reichte bei dem Könige eine Klageschrift ein, worin er die Theologen von Port-Royal der ärgsten Verbrechen gegen Kirche und Staat beschuldigte, wodurch diese sich veranlaßt sahen, eine sehr zeitgemäße Apologie ihres ganzen Benehmens dem Könige einzureichen. Im April 1668 ließen die Erzbischöfe von Paris (den 20. April 1668) und Ambrun eine noch stärkere Verdammung der Übersetzung ausgehen. An demselben Tage mit dem Erzbischofe von Paris verbot

1) Die unbedeutende Stadt Ambrun liegt an der Gränze von Savoyen.

auch der Pabst bei Excommunication ipso facto das Lesen dieser Übersetzung, da sie verwegen, schädlich, von der Vulgata abweichend sei und Dinge enthalte, die geeignet seien, die Einfältigen zu ärgern.

Der Generalprocurator nahm an der Veröffentlichung dieses päbstlichen Verbots durch den Nuntius ohne irgend eine vorläufige Mittheilung Gelegenheit, dem Könige persönlich Vorstellungen zu machen, wie sehr dadurch die gallikanischen Freiheiten der Krone, der Kirche und des Parlaments gekränkt werden. Alle Formalitäten der Bestätigung der päbstlichen Decrete seien umgangen, ja vernichtet, wenn man gelten lasse, daß die Publication auf dem Florafelde, an den Pforten des Vaticans oder in der römischen Kanzlei ohne Weiteres die Gläubigen verpflichte, ein Breve als Orakel des Himmels anzunehmen. Dadurch würde sich der Pabst zum absoluteren Herrn in Frankreich machen, als es der König selbst sei. Denn wenn dieser seinen Unterthanen eine neue Last auflegen wolle, lasse er seine Ordonnanzen in allen cours souveraines und bei den übrigen niedereren Justizbehörden publiciren und registriren. Ob nun gleich dieses Breve zum Theil Folge eines früheren Wunsches des Königs war, ließ dieser den Nuntius doch auffordern, sofort alle Exemplare desselben von den Bischöfen wieder zurückzufordern; wo nicht, werde man das Parlament seinen Weg gehen lassen. — Der Nuntius that, wie der König ihm befahl. Auch in den spanischen Niederlanden wurde den Bischöfen durch den höchsten königlichen Rath verboten, das an sie vom Internuntius geschickte Breve gegen das N. Testament anzunehmen. — Innocens XI wiederholte den 21. September 1679 das Verbot dieser Übersetzung. Die Erzbischöfe warfen diesmal in ihren Mandements der Übersetzung vor, sie sei dem Texte der Vulgata nicht conform, indem sie ihr oft den vulgären griechischen Text vorziehe, „obgleich die Kirche diesen nicht für authentisch erklärt habe." Die Vulgata sei nur an den Rand verwiesen, an ihre Stelle sei die Übersetzung des griechischen Textes getreten. Sodann folge sie häufig verdammten Übersetzungen, sogar der Genfer, und dies selbst wenn es sich um controverse Punkte handle, so daß die katholische Erklärung aufgegeben werde. Dazu kommen neue Trennungen und Verbindungen, neue Punkte und Kommata, was für die katholische Lehre wesentlich sei. Die

eingeschalteten Erklärungen und Paraphrasen seien nicht immer mit anderen Buchstaben gedruckt als der Text selbst; es sei dies gegen die Sitte der Kirche und erst seit Calvin aufgekommen. Es könnte leicht geschehen, daß Alles zusammen ohne Verschiedenheit der Lettern wieder abgedruckt würde. Die Übersetzer haben die Titel und Summarien der Bücher und Kapitel verändert, welche doch von St. Hieronymus gemacht und beinahe in allen Ausgaben der Vulgata beibehalten seien. Dafür haben sie eigene Titel und Eintheilungen der Kapitel nach eigener Phantasie gemacht. Um derselben Gründe willen sei schon vor hundert Jahren die Übersetzung von Jean Benoit verdammt worden; desgleichen sei die Behauptung der Einleitung, daß es für Alle nöthig sei, die h. Schrift zu lesen, schon als Irrthum der Waldenser verdammt worden. Das Verbot der Übersetzung bei Excommunication sei nur die Erneuerung des Conciliendecrets von Sens von 1528.

Mehr an Äußerlichkeiten hält sich Annat [1]). Man habe durch Geldversprechungen und durch Frauen Approbationen dafür gesucht. Wegen Mangels an Appetit müsse für diese Leute das Brot des göttlichen Worts durch die Reize und Moden des langage des ruelles zubereitet werden. (Den Jesuiten war es besonders empfindlich, daß die Schriftsteller von Port-Royal, namentlich seit den Provinzialbriefen, die gebildeten Frauen für sich hatten [2]). Augustin selbst erkläre, er würde der Schrift nicht glauben, wenn sie ihm nicht von der Hand der katholischen Kirche geboten würde; diese Hand aber sei eine gar verdächtige. Die Übersetzung sei empfangen in Port-Royal von den Jansenisten [3]), geboren zu Amsterdam bei den Calvinisten, Pontanus, in Löwen, habe sie, wie den Jansen, approbirt, und darauf hin der altersschwache

1) Remarques sur la conduite qu'on tenu les Jansenistes en l'impression et publication du N. T. impr. à Mons, par Fr. Annat. Paris 1668 in 4°. 40 Seiten.

2) Annat sagt, er habe nur die erste Seite der Übersetzung und die Approbationen gelesen. Sehr treffend ist die Bemerkung Racines, die leidenschaftliche Einseitigkeit und Blindheit der Jesuiten in ihren Streitigkeiten komme von dem Verbote, die Bücher der Gegner zu lesen; sie hassen auf die Auctorität der Aussagen ihrer Lehrer und der Schriften ihrer Mitjesuiten hin, wie diese selbst gethan. Da sie oft von Jugend an von den Andersdenkenden abgeschlossen seien, so hören sie nie etwas Anderes.

3) Ärgeres wußte Annat nicht über die Lippen zu bringen. Er sagte, es brauche auf jeden Provinzialbrief nur die Antwort: Du bist ein Jansenist!

Erzbischof von Cambrai; ob das nicht defectus natalitium seien? Wenn jeder seiner eigenen Überzeugung folgen wolle, so könne keine Gesellschaft, keine Familie, kein Staat bestehn.

Die Verdammung der Übersetzung hatte einen sehr feinen politischen Punkt. Der Erzbischof von Cambrai war nicht nur mit dem von Rheims in Einem kirchlichen Verbande, sondern der König behauptete auch, Cambrai sei ihm zugefallen, gehöre ihm; so wäre also ein französischer Erzbischof wider den anderen gewesen. Diese Rücksichten übten gewiß bedeutenden Einfluß auf den König. Man sagte auch, es würde ein erbauliches Bild von der Einheit der katholischen Kirche geben, wenn nun die flandrischen Bischöfe die Übersetzung von Amelotte verdammten.

Verspottung des scheinheiligen Eifers.

Der Erzbischof von Ambrun namentlich hatte bei Hof einen gefährlichen Stand. Le-Tellier suchte ihn lächerlich zu machen, damit nicht er, sondern sein eigener Bruder das Erzbisthum Tour erhielte. Der „kritische Doctor", Launoy, sagte es M. d'Ambrun ins Gesicht, er habe durch die Verdammung dem Hofe gefallen wollen, aber der Hof lache über ihn. Und das ging wörtlich in Erfüllung.

Der Erzbischof befand sich am Morgen des Pfingstfestes 1668 beim Lever des Königs, den Tag nachdem die obgemeldete Rechtfertigungsschrift der Männer von Port-Royal gegen die Verdächtigungen von M. d'Ambrun durch Lionne dem Könige übergeben worden war. Louvois, ein Exemplar davon in der Hand, trat ein und sagte zum Erzbischofe: voilà monsieur une botte qu'on vous porte [1]). Auf die Frage des Königs, wie er die Schrift finde, lobte er sie sehr. Condé sagte zum Erzbischofe: Nun so bin ich doch gerächt, puisque voici une Ambrune (?). Er wollte dem Erzbischofe das Geständniß abzwingen, daß er das N. Testament von Mons verdammt habe, ohne es gelesen zu haben. „Aber, fuhr er fort, Sie verstehen ja das Griechische nicht, wie konnten Sie urtheilen?" Da der Erzbischof darüber sich beleidigt äußerte, erbot sich Condé zu einer Wette von hundert Pistolen, daß, wenn

1) Erinnert an die Antwort: au moins ils vous ont porté de fameuses bottes (par les lettres prov.), welche dem Jesuiten wurde, welcher über die Schusterei der Einsiedler in P.-R. spottete.

man ein griechisches Neues Testament brächte, er nicht drei Linien erklären könnte. — Montausier rühmte, er habe die Übersetzung von Mons schon sechsmal durchgelesen, sie sei sehr schön, er werde sie auch fürder lesen, trotz der Ordonnanz. Der König nahm keinen bestimmten Antheil, er lachte nur und ermunterte durch Fragen; schließlich sagte er zum Erzbischofe, er solle nicht so hitzig werden, das Alles geschehe ja nur zum Lachen. Der Erzbischof hatte gesagt, es komme Weltleuten nicht zu, von Angelegenheiten der Kirche zu sprechen und darüber zu urtheilen. In Spanien würde man das an Laien nicht dulden. — Nein, erwiderte Condé, es kommt uns nicht zu, darüber zu urtheilen, aber nicht wahr, Ihnen kommt es zu, sich in Hofintriguen zu mischen und nach Gesandtschaftsposten zu haschen? und wir sollen nichts dagegen zu sagen haben! Ich erkläre Ihnen, daß so lange Sie unser Handwerk treiben wollen, es nach meiner Meinung uns wenigstens erlaubt sein muß, von dem Ihrigen zu sprechen.

Der Erzbischof war äußerst aufgebracht über Annat, welcher dem ganzen Auftritt anwohnte, ohne ein Wort zu sagen. Er schalt, die Jesuiten haben sich seiner als eines Schutz- und Stichblattes bedient und ihn nach ihrer Gewohnheit im Stiche gelassen, wo es ihnen diente. — Er sollte jedoch damit nicht durchkommen, denn am Nachmittage in der Vesper sah Condé, daß sein Sohn die Rechtfertigungsschrift der Theologen von Port-Royal, Montausier das N. Testament von Mons, die Marschallin de la Mothe, Gouvernantin des Dauphins, die heures von Port-Royal las. Sogleich wandte er sich zum Erzbischof von Ambrun und rief laut mit spottendem Tone: Welche Unordnung! das ist keine Kirche, das ist ein Hexentanz; M. d'Ambrun, Alles ist verloren, diese Leute sind excommunicirt, sie werden den Fluch Gottes über uns bringen, das Gewölbe der Kirche muß einstürzen, wir wollen uns flüchten!

Es war eine arge böse Zeit für Herren, welche aus der Gottseligkeit ein gewinnreiches Gewerbe machten. Der Tartüffe war kurz zuvor erschienen; er war von Port-Royal, welches sich seit den Provinzialbriefen daran gewöhnt hatte, über seine Feinde zu spotten und zu lachen, nicht blos für sie zu beten, mit der größten Freude aufgenommen worden. Man verkannte in Tartüffe nicht das Bild seiner Feinde, namentlich der Jesuiten. Petitot

erzählt, während man Nonnen gefangen aus Port-Royal abgeführt habe, sei in einem jansenistischen Kreise bei einer ihrer gebildeten Gönnerinnen Tartüffe aus einem Manuscripte vorgelesen worden. Des-Lions meldet naiv, daß man allgemein geglaubt habe, es werde mit dem N. Testamente ganz gehen, wie mit dem Tartüffe, der Erzbischof werde auf hohe Fürsprache von der Strenge seines Verbots nachlassen, und besonders Vornehmen erlauben, es zu lesen. Es brachte Jemand der Herzogin von Enghien den Bescheid: Es ist Ihnen nicht erlaubt das N. Testament, wohl aber den Tartüffe zu lesen. Des-Lions hatte bei den Großvicaren der Herzogin von Longueville eine Dispensation zum Lesen der Übersetzung von Mons verschafft; sie dankte ihm aber dafür und versicherte ihn, sie brauche sie nicht.

Unsere Handschriften geben uns über die Entstehung des Tartüffe merkwürdige Notizen. Des-Lions schreibt zum Jahre 1665: Der Charakter des Tartüffe soll auf Abbe Roquet gehen, welcher treffliche Predigten hielt, die ihm ein Anderer für jährliche 800 Livres machte. Er selbst bezog von der Kirche 30,000 Livres Renten. Moliere hatte eine Feindschaft gegen ihn gefaßt, während sie sich zusammen beim Prinzen Conti aufhielten.

Monmerque giebt in einer Ausgabe von Tallemant Folgendes aus Olivet: Ludwig zog 1662 nach Lothringen. Nach seiner Gewohnheit während seiner ersten Feldzüge nur Eine Mahlzeit des Tags zu halten, war er den Tag von St. Laurentius im Begriff, sich zur Tafel zu setzen, und entließ seinen Lehrer, Perefixe, damals Bischof von Rhodez, nachher Erzbischof von Paris, damit er desgleichen thue. Der Prälat machte ihn im Abtreten darauf aufmerksam, daß er an einem Tage, der zugleich Vigilie und Fasttag sei, nur eine schwache Mahlzeit nehmen dürfe. Es hatte Jemand darüber verhalten gelacht, doch so, daß es dem Könige nicht entging, der König wollte wissen warum. Der Lacher antwortete, er dürfe sich beruhigen wegen des Bischofs und erzählte ihm genau seine Mahlzeit, wobei er Zeuge gewesen war. Bei jeder ausgesuchten Speise, welche der Erzähler auf die Tafel des Bischofs setzte, rief der König: pauvre homme! Moliere war als Kammerdiener bei dieser Reise und Zeuge dieses Auftritts [1]). Der König selbst entlehnte dieses Wort wohl aus

1) Zum Jahre 1670 erzählt Des-Lions, der Bischof von Autun (ein Feind Port-Royals) habe behauptet, er frühstücke nicht. Der Graf von Gram-

der Anekdote, ein Hofmann habe Kapuzinern in der Provinz von all den Herrlichkeiten, Pferden, Betten, Leckerbissen ihres Paters Joseph erzählt, worüber der Guardian bei jedem Stücke gerufen habe: pauvre homme!

Nach diesem ist es dem Erzbischofe Perefixe nicht zu verargen, daß er dem Tartüffe so feind war.

Seit den Provinzialbriefen hatte Port-Royal einige Zeit die Literaten entschieden für sich. Racine sagt in seinem Pamphlet gegen Port-Royal, unter keiner Klasse von Menschen haben sie seitdem so viele Freunde gehabt.

Wöchentlich versammelte sich eine Art von Akademie bei Bourzeis, welche lange von Colbert begünstigt wurde. Die Jesuiten zeigten sie aber in Rom als eine Versammlung von Sectirern an und der Pabst schrieb an den König. Man wollte ihre Berathungen auf Sprachen beschränken, sie aber erklärten, das wäre Gelehrter unwürdig und lösten sich (1667) auf. Man hatte ihnen den Namen docteurs Richeristes oder Royaux aufgetrieben.

Sacys Befreiung.

Das Verbot der Übersetzung des N. Testaments durch den Erzbischof von Paris war um so schlimmer, als der Übersetzer eigentlich in seinen Händen war. Da Sacy auf sein besonderes Verlangen festgesetzt war und der Erzbischof durch das Friedenswerk hintangesetzt war, so wollte der König in Sacys Sache nichts thun, ohne vom Erzbischof darum angegangen zu sein. Man stellte es diesem als einen Wunsch des Königs vor und daß er sich jetzt noch ein Verdienst daraus machen könne. So drückte der Erzbischof denn gegen den König diesen Wunsch aus, welcher sofort gewährt wurde. Nur machte der Erzbischof noch die Unterschrift zur Bedingung; man war aber überzeugt, daß Sacy eher sein Leben in der Bastille beschließen würde, als daß er eine unbedingte Unterschrift gäbe. Der Erzbischof von Sens, welcher ihm ein kleines Benefiz gegeben hatte, erklärte, daß Sacy in seiner

mont erzählte dem Könige, wie er den Bischof eines Freitags über dem Frühstücke erwischt habe, worüber der König lächelnd auch: pauvre homme! sagte. St. Simon giebt zu A. 1707, seinem Todesjahr, eine Schilderung dieses kriechenden béat und sagt, Jedermann habe gemerkt, daß Moliere von ihm den Charakter seines Tartüffe entlehnt habe.

Diöcese die Unterschrift geleistet habe. Der Erzbischof ließ Dieses gelten, wie die Unterschrift, die Dr. Arnauld in der Diöcese Angers geleistet hatte. Damit war der wichtige Grundsatz anerkannt, daß wer unter irgend einer von einem französischen Bischofe verlangten Form die Unterschrift geleistet habe, zu keiner anderen mehr verpflichtet werden könne. So lange es also auch nur noch Einen jansenistischen Bischof gab, konnte in dieser Beziehung den jansenistischen Geistlichen geholfen werden.

Fontaine schreibt: „Den Tag vor Allerheiligen, den 31. October 1668, ging Sacy aus der Bastille. Pomponne, sein lieber Neffe, brachte ihm 6 Uhr Morgens den Befehl, worin ich nicht vergessen war: Ich gestehe meine Schwachheit; ich fürchtete sehr, sein großer Name möchte den meinigen verdunkeln. Ein Jahr in der Bastille mit Sacy war für mich nichts, aber ein Tag ohne ihn wäre mir hundert Jahre gewesen." Sacy wurde zuerst in die Notre-Dame, dann zum Erbischofe geführt, ihm zu danken. Als er dessen Segen erbat, war der Erzbischof naiv genug zu sagen, er habe viemehr Sacy darum zu bitten. Der Erzbischof selbst stellte ihn dem Könige vor. Der Herzogin von Longueville und dem Erzbischofe von Sens gehörte der wirkliche Dank. Doch statt diesem zu schmeicheln, stellte Sacy ihm vor, daß er seine Geistlichen öfters hochfahrend behandle. „Die Herzogin, schreibt Fontaine, sah Sacy als einen Jonas an, welcher aus dem Wallfische hervorging, worein er geworfen worden war, um das Ungewitter aufhören zu machen. Auch war er nicht wie der Beamte Pharaos, welcher Josefs im Gefängnisse vergaß." Sacy stellte Le-Tellier, dem Kanzler, vor, daß auch die Gefangenen in der Bastille, wie in den anderen Gefängnissen, vor den großen Festen von zuverlässigen Männern besucht werden sollten. Sonst bleiben ja die armen Gefangenen in ewiger Vergessenheit begraben, indem man nach einem Dutzend Jahre nicht mehr wisse, aus welcher Ursache sie gefangen gesetzt worden seien. Fontaine schreibt: „Ich zweifelte nicht, daß Sacy, welcher seit dritthalb Jahren nach den heiligen Mysterien geseufzt hatte, sogleich an dem großen Feste seinen langen Durst stillen werde, an dem Leibe Christi Theil zu nehmen, worin die beiden Kirchen des Himmels und der Erde sich als in ihrem Mittelpunkte vereinigen. Aber erst nach einigen Monaten, als der Zulauf der Freunde vorüber war, feierte er das

Meßopfer in ländlicher Stille." — So machte er auch vorerst einen kurzen Besuch in Port-Royal und ließ sich erst nach ein Paar Jahren daselbst bleibend nieder.

Statt Garantien werden zweideutige Erklärungen gegeben.

Um nun aber den Kirchenfrieden zur vollen Wahrheit zu machen, war seine gesetzliche Anerkennung und die Wiedereinsetzung der Nonnen von Port-Royal in ihre Rechte nothwendig. Beiden stellten sich große innere und äußere Schwierigkeiten entgegen.

Die Feinde Port-Royals benützten das Geheimniß, welches über den ganzen Vorgang verbreitet war, um diesen zu ihren eigenen Gunsten auszudeuten. Man verbreitete, Arnauld habe den Nuntius kniefällig für sein ganzes bisheriges Betragen um Verzeihung gebeten, er habe bei dem Erzbischofe von Paris ohne weiteren Zusatz das Formular unterschrieben. Außer den Jesuiten waren Abely, der Verfasser der Biographie von St. Vincent, die Eudisten, auch Seminaristen von St. Sülpice und Lazaristen geschäftige Werkzeuge zu Verbreitung dieser Nachrichten. Von den Erklärungen der Bischöfe in das Protokoll ihrer Synoden wurden entgegengesetzte Darstellungen in Umlauf gesetzt, die einen drückten unbedingte Unterwerfung aus, die anderen — um den Nuntius zu stacheln — mit einiger Übertreibung den wirklichen Thatbestand. Der Präfect der Jesuitencongregation zu Caen gebot dem, welcher nach der Offiz das Gebet um Ausrottung der Ketzereien las, Stillschweigen und sprach: „Es ist gut, daß ihr in Kenntniß gesetzt werdet, daß wir dieses Gebet nicht mehr sprechen werden, da es, Gott sei Dank, keine Ketzer mehr giebt; die vier Bischöfe haben ihre Ansichten abgeschworen. Denn so muß man davon sprechen." — Damit war also dem ganzen Anhange der Compagnie die Losung gegeben.

Ein sehr übler Zufall war es, daß der Erzbischof von Sens, welcher bei Hofe die Sache am ehesten durchgeführt hätte, in Ungnade fiel. Es wird erzählt, er habe seine Nichte, Frau von Montespan, in den königlichen Gemächern gefunden und ihr mit den Worten: Was thust du hier! eine Ohrfeige gegeben. — Port-Royal hatte ohnedies alle Maitressen des Königs gegen sich, die weltlichen und die bigotten! Die Jesuiten wußten sich besser mit ihnen zu stellen.

Obgleich diese von den Ministern mit ihrem Verlangen, das Ganze solle ungültig sein, abgewiesen wurden, so war doch ein Erlaß des Staatsraths vom 25. October 1668 nur ein neuer Gegenstand der Unzufriedenheit und der Besorgniß für die Freunde der vier Bischöfe und Port-Royals, eine gerechte Strafe dafür, daß sie die Wahrheit mit List und heimlich hatten sichern wollen. Es heißt darin, der Pabst sei vollkommen befriedigt durch den Gehorsam, welchen die Bischöfe sowohl durch ihre aufrichtige Unterschrift des Formulars, als durch ihren Brief geleistet haben, indem sie darin den Pabst ihrer Unterwerfung unter die Constitutionen versichert haben, wodurch sich der Pabst bewogen gefühlt habe, Alles zu vergessen, was während der letzten Streitigkeiten vorgefallen sei. Der König erklärt, daß es als nicht geschehen betrachtet werden solle, daß früher den päbstlichen Constitutionen und der königlichen Erklärung vom April 1665 nicht nachgekommen, sondern entgegen gehandelt worden sei. Es solle dieses Verfahren aber von Niemandem und unter keinem Vorwande erneuert werden.

Diese Erklärung wurde durch einen geschworenen königlichen Ausrufer mit zwei beeidigten Trompetern an allen Kreuzstraßen der Stadt und der Vorstädte von Paris verkündigt. Sie war wesentlich verschieden von derjenigen, worüber M. de Sens und Lionne übereingekommen waren. Der Nuntius aber hatte diese durchaus nicht billigen wollen. Die Bischöfe beklagten sich bei den Ministern sehr stark über diese öffentliche Erklärung, welche die Sache in einem falschen, oder doch sehr undeutlichen Lichte darstelle und allen Misdeutungen Thür und Thor öffne. Ein Zeitgenosse sagt: Drei, vier Monate lang waren die Angelegenheiten der Kirche in einem gewissen Stande der Verfinsterung, welcher vielleicht ohne Beispiel ist und worüber mehrere (gegen Port-Royal) sonst sehr günstig gesinnte Personen anfingen, sich zu skandalisiren. — Die Feinde beriefen sich darauf, daß man ja kein päbstliches Breve zu Gesicht bekomme; das schwankende Benehmen des Nuntius wußten sie sehr scheinbar für sich auszulegen. Der Bischof von Alet stand im Begriff, den Schleier zu lüften und seine zu Protokoll gegebene Erklärung zu veröffentlichen; aber er ließ sich durch die Vorstellung, daß dann der ganze mühsam erlangte Kirchenfrieden wieder in Frage gestellt sei, und durch

einen pariser Correspondenz-Artikel der Amsterdamer Zeitung vom 1. November beschwichtigen. Es heißt darin, der Pabst sei durch ein Schreiben von zwanzig Bischöfen besser über die Sache belehrt worden und habe dem Könige den lebhaften Wunsch ausgedrückt, daß die Sache beigelegt werde. Alles sei sehr geheim betrieben worden. „In Folge dieser Unterhandlungen ließen alle vier Bischöfe zum Besten des Friedens in ihren Synoden dieselbe Erklärung zu Protokoll unterzeichnen, welche ganz ihren Mandements entspricht, und dieselben Erklärungen und Unterscheidungen des Factums und der Glaubensnorm macht, wobei sie auch ähnliche Erklärungen nachahmten, welche zuvor von mehreren anderen Bischöfen zu Protokoll gegeben worden waren; worauf der Pabst über diese Art von Unterschrift vollkommen zufrieden war."

Allein welchen Schutz konnte eine solche, durchaus nicht offizielle Kundthuung der Wahrheit gewähren? — Der Erzbischof von Sens sah voraus, wie es auf diesem Wege bald gehen würde. Er setzte in einem Aufsatze auseinander, daß der Kirchenfrieden nur dann wirklich abgeschlossen sei, wenn der König durch eine besondere Erklärung gesetzlich ausspreche, was Rechtens in der Sache sein solle, und wenn diese königliche Erklärung durch die Parlamente bestätigt werde. Eine solche Erklärung sei bei der ganzen Unterhandlung von den Vermittlern beiden Theilen als nothwendige Bedingung in Aussicht gestellt worden. „Wenn diese nun nicht erfolgte, so hätten die vier Bischöfe und die Doctoren alle Ursache zu sagen, daß der Bischof von Chalons und ich sie betrogen haben und zu fürchten, eines Tags der Wuth ihrer Feinde ausgesetzt zu sein, welche einen bloßen Beschluß des Staatsraths nicht als eine unübersteigliche Schranke ansehen werden. Im Gegentheile, sobald sie sehen, daß nicht mehr davon die Rede ist, eine königliche Erklärung an alle Parlamente zu schicken, haben sie Grund zu glauben, der Hof wolle die Sache in einem solchen Stande lassen, damit er sie ohne alle Formalität und mit derselben Leichtigkeit zerstören könne, womit sie aufgestellt wurde. Die Jesuiten, welche nicht blos über die Beilegung des Streits außer sich sind, sondern noch viel mehr über die Art, wie sie bei dem ganzen Vorgange behandelt wurden, haben jetzt kein anderes Streben, als den Pabst zu überführen, daß man ihn überlistet

habe und daß der Irrthum in der neuen Unterschrift der Bischöfe fortbestehe." —

„Es ist wahr, daß dieses schwerlich unter diesem Pontificate vorkommen wird. Aber der Pabst ist alt, es kann ein anderer, weniger gut gesinnter kommen, von den Jesuiten geleitet, der (französische) Hof kann durch gemeinschaftliche Interessen veranlaßt werden, seinen Bewegungen zu folgen. Dann wird es keine Sache sein, wenn es sich unter dem Vorwande einer Auslegung darum handelt, den Erlaß des Staatsraths zu ändern. Es kann auch für Pater Annat günstige Conjuncturen geben, welcher an einem gelegenen Feste in der Seele des Königs Scrupel erregten wird, so daß dann an keine königliche Erklärung mehr zu denken ist, welche jetzt aber noch von Sr. Majestät als eine beschlossene und zur Befestigung des Friedens, welchen der Pabst und er der Kirche gegeben haben, nothwendige Sache betrachtet wird. Diese Erklärung ist auch absolut nothwendig, um eine Übereinstimmung in den gerichtlichen Urtheilen über die Streitigkeiten hervorzubringen, welche unfehlbar durch die Intriguen der Jesuiten über die Unterschrift eintreten werden. Diese Übereinstimmung ist aber bei den Parlamenten unmöglich, wenn man ihnen nicht ein gemeinsames Gesetz (durch eine von den Parlamenten zu registrirende königliche Erklärung) giebt, welchem zu folgen sie verpflichtet sind, und wenn man nicht das frühere uns feindliche aufhebt. Dieses ist besonders von äußerster Wichtigkeit für das Parlament von Toulouse, in dessen Ressort die Diöcesen von Alet und von Pamiers liegen, wo die Jesuiten mit einem übelgesinnten Erzbischofe ganz Meister sind."

„Daß der König die Entscheidung über die möglichen Streitigkeiten seiner Person vorbehalten hat, macht die Sache nicht gut. Denn außerdem, daß man den königlichen Rath nicht mit jeder geringen Vorkommenheit behelligen möchte, so ist das Rechtsprincip darin nicht ein sich gleichbleibendes, da es sich nach den Interessen des Staats regelt, welche nicht immer dieselben sind. Es wäre zu fürchten, daß Zeiten kommen, wo man die Gerechtigkeit ganz und gar verweigern würde; oder man wird wenigstens so lange darauf warten lassen, daß die Feinde der Verfolgten ganz im Vortheil wären."

Umsonst verlangte der Erzbischof diese constitutionelle, gesetzliche

Garantie; er sagte damit nur voraus, was in der Folge geschah. Die leidenschaftliche Meinung der Jesuiten, daß die Verfolgung der vier Bischöfe aufs äußerste getrieben werden solle, auf die Gefahr hin, mit dem französischen Episkopat in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt zu werden, hatte in Rom begründeten Bedenklichkeiten weichen müssen. Man zog vor in sicheren Schlingen die Gegner langsam zu tödten. Das Geheimniß bedeckte die Nachgiebigkeit der Kurie; der Schein der Unterwerfung, die scheinbare Einheit genügte vorerst. Dieser Schein, die Halbheit ihres Verfahrens, der Mangel aller gesetzlichen Garantie lieferte die Jansenisten bei gelegenen Zeitumständen sicher in die Hände der Kurie, wenn einmal der Episkopat nicht mehr aufgeregt, der Hof durch politisches Interesse bereitwillig zu Aufopferung einiger Unterthanen, vielleicht die namhaftesten Jansenisten weggestorben oder entzweit wären. So unbefriedigend auch das Ende dieser Unterhandlungen ist, so sind sie darum nicht minder merkwürdig; dieses Aufsichberuhenlassen bis auf bessere Zeiten, dieses Ignoriren des gewußten Widerspruchs, weil er kein öffentlicher ist, charakterisirt die Kurie zu sehr. — Die Sache erlitt durch das Breve vom 19. Januar 1669 an die vier Bischöfe [1]) keine wesentliche Veränderung. Der Pabst, nachdem er über die Erklärungen zu Protokoll bei denselben selbst Nachricht eingezogen hatte, erklärte, er sei mit ihrer Unterwerfung durchaus zufrieden; allein er fügte in Parenthese bei, er hätte in Betreff der Constitutionen seiner Vorfahren weder eine Ausnahme, noch eine Restriction geduldet.

Der König versäumte nicht zu seiner Ehre zum Andenken an den Kirchenfrieden eine Medaille schlagen zu lassen, deren Inschrift später durch den Einfluß der Jesuiten scheint verändert worden zu sein. Aber die ursprüngliche Inschrift wurde mit jansenistischer Genauigkeit wieder ans Licht gestellt. Die Jesuiten dagegen behaupten, der König und die Minister haben den Nuntius versichert, die Medaille sei ohne ihr Wissen gemacht worden.

Es hatte sich Aussicht eröffnet Dr. Arnauld wieder in die Sorbonne eingesetzt zu sehen. Der Prior derselben hatte in einer Rede in Gegenwart des Nuntius gezeigt, die wahre Freiheit eines

1) Siehe Beilage XXXII.

Theologen bestehe darin, daß er seine Vernunft der Auctorität nicht vorziehe, aber zugleich daß er für die Auctorität keine unvernünftige Unterthänigkeit habe. Am Schlusse sagte er, diese Freiheit sei den Theologen durch die den Frieden vermittelnden Prälaten wieder geschenkt worden; den Nuntius verglich er mit der Taube, welche in die Arche Noahs — das Gleichniß der von den Streitigkeiten erschütterten Kirche — den Ölzweig brachte. Der Nuntius bezeugte über Alles sein lebhaftes Wohlgefallen. Allein konnte er Arnaulds Wiedereinsetzung wünschen, ja nur zulassen? Der Streit hätte bald von Neuem und noch heftiger erwachen müssen. Der Hof und die Kurie hatten nur die vereinigten Bischöfe gefürchtet, nun man ihre Sache beigelegt hatte, wurde von Allem, was man ihnen versprochen hatte, nichts mehr gefördert. Zwar kehrten viele von ihren Stellen wegen Unterschriftsverweigerung vertriebene Geistliche darauf zurück; die an ihrer Statt Eingedrungenen mußten weichen, die Jesuiten ermuthigten aber diese zu Processen, was M. de Sens durch eine registrirte königliche Erklärung hatte abschneiden wollen.

Schwierigkeiten der Befreiung Port-Royals.

Besonders Port-Royal mußte darunter leiden, von welchem doch M. d'Alet seine Sache nie hatte trennen wollen. Man sagte, da man bei der ganzen geheimen Unterhandlung den Erzbischof von Paris so sehr hintangesetzt habe, müsse man ihm nun doch freie Hand lassen, wie er es mit Port-Royal halten wolle, mit welchem er sich nur auf Antrieb des Hofs und der Kurie in einen so misliebigen Streit eingelassen habe. Seine persönliche Ehre, welche in diesem Streite schon so gelitten habe, würde durch eine Beilegung desselben ohne seine wesentliche Mitwirkung ganz zu Grunde gerichtet werden. Dazu kam, daß ihm durch die Bildung der abgefallenen Nonnen zu einer geistlichen Corporation die Hände gebunden waren, auch wenn er seine Eitelkeit überwunden hätte. Vor Allem weigerte sich die Gewissenhaftigkeit der treugebliebenen Nonnen in Port-Royal d. Ch. so lange, eine neue Unterschrift zu leisten, bis der Friede ohne Beilegung ihrer Sache abgeschlossen war. Wir haben Dieses im Einzelnen zu verfolgen.

Ligni, der Bischof von Meaux, Bruder der Äbtissin, hatte die Sache sogleich so gestellt, daß die Nonnen nur auf dieselbe Erklärung zu Protokoll, welche den vier Bischöfen zugestanden war, zur Unterschrift des Formulars verpflichtet werden sollten. Allein die Mutter Agnes schreibt im Juli 1668: „Obgleich unsere Lage einige sehr traurige Dinge in sich befaßt, so sind sie doch nicht so schmerzlich und beunruhigen uns nicht so in der Seele, wie die Vorschläge zu einem Vergleiche, welche man uns ohne Unterlaß macht. Durch die Gnade Gottes fürchten wir das Brüllen des Löwen nicht, aber wir zittern aus Furcht vor dem Betruge der Schlange, welche versichert, man werde nicht sterben, wenn man sich des Todes würdig macht durch Ausdeutung der Worte Gottes, welche in ihrer Wahrheit bleiben müssen, ohne daß man daran ein einziges Jota verändere. Alle Personen, welche sich so viele Mühe geben, die anderen unter dem Vorwande, der Kirche den Frieden zu geben, zur Nachgiebigkeit zu bewegen, sind wie Martha, während Christus Magdalena lobte." — Die Nonnen erklärten, sie können nichts Weiteres thun, und wenn es ja sein müßte, so wollen sie unabhängig vom Formulare ihre ganze Überzeugung deutlich ausdrücken. Angelica von St. Johann schreibt an Arnauld: „Der Frieden unseres Gewissens hängt so sehr von der Verweigerung jeder Unterschrift ab, daß wir uns in diesem Stücke für todt achten. Ich war immer überzeugt, daß man Unterschrift mit Vorbehalt nur solchen Personen rathen könne, welche man nicht für stark genug halte, sie ganz zu verweigern, daß besonders Doctoren sie nie leisten dürften, da sie nur eine künstliche Vorrichtung (Maschine) ist, um die wahre Lehre von der Gnade auszurotten."

Man stellte den Nonnen vor, daß sie durch ihre Weigerung es so weit bringen würden, daß sie von Allen ganz verlassen dastünden; es sei ihre Pflicht vernünftige Vorschläge anzunehmen. Sie seien es ihren Freunden und den Bischöfen, welche sich für sie Gefahren aussetzen, schuldig, ihre Gründe anzunehmen und mit Gründen zu beantworten; die der Kirche schuldige Liebe verpflichte sie, alles Mögliche zu thun, um die Verwirrung darin beizulegen. „Sie sollten in Betracht ziehen, ob es bei dem gegenwärtigen Stande der Kirche nicht Pflicht sei sich zu demüthigen, wie sie selbst gedemüthigt sei, und ob man sich nicht müsse begnügen

lassen, der Gerechtigkeit ohne Verletzung des Gewissens genug zu thun, ohne daß sie das Verdienst auf eine glänzende Weise wollten triumphiren lassen, wodurch es nur in Gefahr käme, noch mehr unterdrückt zu werden." — Es ist, als hätte Arnauld eine etwas leidenschaftliche Gesinnung gegen die Nonnen angewandelt, da sie sich so wenig geneigt zeigten, sich von ihm nun wieder lösen zu lassen, wie sie zum Theil durch die Achtung und das Vertrauen zu ihren Seelsorgern und Lehrern gebunden waren. Da die Nonnen sich ein Gewissen daraus machten, daß sie zu Einführung einer so gefährlichen Unterschrift beitragen sollten, erwiderte Dr. Arnauld: „Es war die Sache der Bischöfe und Doctoren, ob sie hinreichende Gründe hätten, Dieses zu dulden. Da diese aber geurtheilt haben, daß deren genug vorhanden wären, so haben Privaten und Jungfrauen von der christlichen Demuth zu lernen, daß sie sich nicht ohne Anmaßung damit befassen können zu urtheilen, ob die Einführung der Unterschrift an sich selbst gut oder böse sei. Denn sie können die Leistung derselben nicht für eine Sünde erklären, ohne ein sehr keckes Urtheil gegen die wackersten Männer der Kirche zu bilden."

Die Nonnen aber antworteten nicht weniger scharf, „sie hofften, daß sie mit Gottes Gnade immer in der Verfassung sein würden, vernünftige und erlaubte Dinge zu thun, um aus ihrer gegenwärtigen Lage herauszukommen, aber nur durch eine gute Thüre, welche Gott selbst ihnen öffnen würde, nicht durch eine Bresche, welche sie selbst durch Verletzung der Gerechtigkeit und Wahrheit gemacht hätten. Die Wahrheit laufe sicherlich nicht Gefahr auf eine auffallende Weise zu triumphiren, während die Sachen in der vorliegenden Lage blieben. Es sei für sie alle ein aufrichtiger Trost, sich vielmehr mit der Wahrheit gedemüthigt zu sehen, als dieselbe zu demüthigen, um sich aus der Demüthigung und dem Leiden zu ziehen." —

Giebt es eine in den Nerv treffendere Kritik des Verfahrens von Arnauld? Zwischen der äußeren Kirche und der Wahrheit, das heißt der religiösen Überzeugung schwankend, weiß nun der sonst so ehrliche Mann jeder so viel abzubrechen, daß er sie beide scheinbar in Übereinstimmung gebracht hat. Die Nonnen aber bleiben ehrlich auf ihrem Posten, ob sie gleich sehen, daß alle Hülfsmächte sich von ihrer äußersten Stellung zurückziehen. Eine

schwache Besatzung, eine schwache Festung, welche sich, obgleich ohne alle Hoffnung auf Entsatz, weigert, an einen übermächtigen Feind zu kapituliren. Wären die Nonnen Port-Royals doch bis ans Ende in dieser Gesinnung unerschütterlich geblieben! Gnade durften sie ja doch nicht hoffen. — Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß die zarten Gefühle, deren Mangel ein weibliches Herz unnatürlich machen würde, durch diesen Heroismus nicht abgestumpft waren. Angelica schreibt an Arnauld: „Nichts ist betrübender, als sich wegen Eigensinns von Denen verdammt zu sehen, für welche man eine so besondere herzliche Achtung hat, daß man auf der Welt kein größeres Glück finden könnte, als unter ihrer Leitung zu leben." Aber darum könne man doch ein Verfahren nicht aufgeben, wozu allein die Furcht, das Gewissen zu verletzen, vermocht hat. Sie flehten zu Gott, daß sie nicht auch alle ihre bisher so hülfreichen Freunde gegen sich hätten, wie Hiob. Aber sie baten, man möchte doch ja keine neuen Unterhandlungen um ihretwillen anknüpfen, da sie doch keinen Gebrauch davon machen könnten, wenn ihnen Gott seinen Willen an sie nicht deutlicher mache.

Die Freunde Port-Royals kamen daher überein, die Nonnen sollten, ohne daß der Grund, nämlich ihre Weigerung das Formular zu unterschreiben, ruchbar würde, in die Diöcese von Sens versetzt werden, wo sie einen Hof Mondeville besaßen. Die Nonnen gingen darauf ein, unter der Bedingung, daß man von ihnen nur auf ein weißes Papier (also nicht unter das Formular) eine Erklärung über die jansenistische Angelegenheit verlange. Damit wären sie der Zweideutigkeit entgangen, welche jede modificirte Unterschrift des Formulars in sich schloß, indem sie einen Theil seines Inhalts verneinte und doch dafür angesehen sein wollte, ihm genug gethan zu haben. Abgesehen von der Heimlichkeit der Erklärung zu Protokoll zogen die vier Bischöfe und Arnaulds Anhang sich mit Recht diesen Vorwurf zu. Dieser war nicht widerlegt, indem man den Nonnen einwendete, ob sie denn gewissenhafter sein wollten, als die eifrigsten Bischöfe? — Allein der Erzbischof von Paris nahm es als Ehrensache, daß der von Sens es als ein Leichtes auf sich nahm, mit den Nonnen ins Reine zu kommen und eine den König befriedigende Unterschrift von ihnen zu erlangen, während er seit Jahren umsonst mit vielen Unan-

nehmlichkeiten und Mühen Dasselbe versucht hatte. Besonders kränkte es ihn, aus dem Munde des Königs zu hören, M. de Sens habe sich anheischig gemacht, binnen weniger Tage eine solche Unterschrift auszuwirken. Er wollte daher den Nonnen nur unter der Bedingung seine Erlaubniß zur Übersiedlung geben, daß sie auf ihre beiden Klöster von Port-Royal verzichteten, wozu sie sich doch nicht so leicht entschließen konnten. — Als diese Auskunft, die Nonnen in die Diöcese von Sens zu verpflanzen, scheiterte, als es den Anschein bekam, als sollte Port-Royal von den wackern Bischöfen selbst aufgegeben werden, schrieb Angelica von St. Johann an Dr. Arnauld: „Wir haben nicht umsonst beim Anblick der eröffneten Bresche gefürchtet, der Feind werde bald auf uns losstürmen. Es ist nun keine Rede mehr von der Bittschrift; man muß die Anderen aufgeben, um an seine eigene Sicherheit zu denken; ich weiß aber nicht, wo wir sie finden sollen. Die Starken in Israel erklären, sie können Salomos Bett nicht weiter bewahren und stecken ihr Schwert in die Scheide. Geschieht es nicht um der Schrecken der Nacht willen, so scheint es doch, es geschehe in der Hoffnung des Tages oder in dem Verlangen, ein wenig Zeit zu haben, um sich nach so langen Nachtwachen auszuruhen. Die Feinde aber werden nicht einschlafen; die Zeit wird ihnen nur allzugünstig sein. So würde ich denn kein kürzeres Mittel sehen, ihrer Verfolgung zu entgehen, als eine gute Flucht, wenn sie in unserer Gewalt wäre, also daß man nicht mehr von uns redete; was doch Niemands Ruhe stören könnte. Aber wenn alle Wege verschlossen sind, wenn man sich belagert findet, was kann man thun? Da man sich nicht zurückziehen kann, ist man in der Nothwendigkeit sich zu vertheidigen, nicht sowohl in der Hoffnung, es durch Gründe zu gewinnen, als weil es nicht erlaubt ist, sich zu ergeben, noch nützlich einen Schein des Friedens durch den wahren Verlust der Ruhe und des Gewissens zu erkaufen."

Sobald der Kurier nämlich die Unterschrift von Alet gebracht hatte, hatten die vermittelnden Bischöfe den Erzbischof von Paris in Kenntniß von den ihm bisher verborgenen Unterhandlungen und deren nun reifem Erfolge gesetzt. Sie boten ihm an, sie wollen sich nun aus der Sache zurückziehen und ihm den Ruhm lassen, daß er den Frieden der Kirche gestiftet habe, wenn er von

den Nonnen nur das verlangte, was die Bischöfe dem Pabste hätten leisten müssen, und wenn er sie in den Besitz ihres Klosters in Paris wieder einsetze. Er erwiderte ihnen aber beleidigt, er wolle ihren Ruhm nicht schmälern. Seine und der Jesuiten offenbare Absicht war, von nun an sich an den Nonnen schadlos dafür zu halten, daß sie bei der ganzen Unterhandlung dupirt waren. Umsonst legte selbst der König bei dem sonst gutmüthigen Erzbischofe ein Wort für Port-Royal ein; ich hatte bei Verfolgung des Friedens besonders Sie im Auge, sagte der König zu ihm, ich suchte Sie aus der Verlegenheit zu ziehen und Ihnen Frieden zu schaffen. Allein Perefixe fühlte seine Ehre als Adeliger angegriffen; er sagte, nur wenn die beiden Mächte auf Erden, Pabst und König, entschieden ihm erklärten, daß sie die Sache beigelegt wissen wollten, „so müsse er freilich die Lanze senken." Allein er hoffte immer noch, der Pabst werde erklären, er sei getäuscht worden und das Werk seiner und der königlichen Minister umstoßen. Daher erschien auch sein Benehmen den Freunden Port-Royals so widersprechend, als das von Pharao gegen Mosen.

Eine noch schwierigere Verwicklung entstand, als die bisher von den Abgefallenen als Äbtissin von Port-Royal gewählte Dorothea Perdreau auf Vorschlag des Königs (siehe Beilage XXXIV) ihr Breve als lebenslängliche Äbtissin erhielt. So hatten denn also die Abgefallenen „das schönste Kleinod einer geistlichen Gemeinschaft", die freie Wahl aufgegeben. Die Nonnen auf dem Lande protestirten natürlich dagegen, da der Stuhl der Äbtissin ja gar nicht erledigt sei. Agnes hatte sich 1630 der Koadjutorie, des Rechtes, ihrer Schwester in der Würde der Äbtissin nachzufolgen, nur unter der Bedingung begeben, daß das Recht, sich selbst eine Äbtissin zu wählen, der Klostergemeinde gegeben würde. Sobald der König sein altes Recht, die Äbtissin zu ernennen, wieder an sich riß, war sie auch wieder in ihrem alten Rechte, in die wenn irgend erledigte Stelle der Äbtissin einzutreten; denn der König hatte ihr dieses Recht geschenkt. Allein das Breve behandelte sie als „unfähig, ungeschickt und aller legitimen Ansprüche entsetzt." Das Breve bestätigte Dorothea jedoch nur unter der Bedingung, daß mindestens zwei Dritttheile der Nonnen dazu ihre Einstimmung gäben und daß nicht schon eine kanonisch ernannte Äbtissin bestehe. Der Official von Paris fulminirte den 6. No-

vember 1668 zwar die Bulle, allein das Parlament nahm die Appellation dagegen an. Die Ernennung Dorotheas schien um so weniger behauptet werden zu können, da ja der König den 23. October bestimmte, daß zu Beilegung der durch das Formular erregten Unruhen Alle, welche wegen Verweigerung einer unbedingten Unterschrift von ihren Benefizien vertrieben waren, wieder in Genuß ihrer Rechte eintreten sollten. Wer durch königliche oder päbstliche Briefe an ihre Stellen ernannt worden war, sollte davon wieder zurücktreten. — Dieses war für Viele Grund genug, sich gegen die Aussöhnung zu sperren; auch nur persönliche Leidenschaften und Rücksichten konnten Port-Royal von der Wohlthat dieser königlichen Bestimmung ausschließen. Die festgebliebenen Nonnen wandten sich brieflich an ihre Schwestern in Paris und einige von diesen hatten immer noch gehofft, ihre Mütter werden wiederkehren, sie wohnten der Einsetzung Dorotheas in ihre Würde nicht bei. Dorothea aber brachte selbst den Erzbischof durch ihre Unlenksamkeit und großen, unbeschränkten Ansprüche auf alles Eigenthum Port-Royals in Verlegenheit [1]).

Um so lebhafter nahm der Erzbischof von Sens den Plan wieder auf, die getreuen Nonnen in seine Diöcese, und zwar nun in das einzutauschende Kloster Lys, zu versetzen. Allein Bischof Arnauld von Angers schrieb entschieden, er könne nicht glauben, daß Gott, der für den Kirchenfrieden schon so große Wunder gethan habe, dieses heilige Haus zerstören wolle; man könne nicht sagen, das große Friedenswerk sei vollendet, wenn die Nonnen nicht in ihr Eigenthum eingesetzt seien. Man solle nur Geduld fassen, ohne in den Erzbischof zu dringen, der Spott und der Unwille aller Welt werde ihn schon nöthigen etwas zu thun. Gott ändere die Herzen, wann es ihm gefalle, er möchte nichts übereilen. — Mit ihm stimmte der Bischof von Alet so ziemlich überein: „Es ist jetzt nichts zu thun, schrieb er, als im Frieden zu dulden und die Hülfe Gottes abzuwarten, ohne den Weisungen

1) Sie wollte ihm zeigen, daß sie keine abbesse de carte sei. Der Erzbischof klagte selbst bei Vertrauten der festgebliebenen Nonnen, daß die anderen mehr hochmüthigen Eigensinn haben, als die Weltleute. — Nichts desto weniger wurde sie von Port-Royal d. P. nach ihrem Tode in einer Lebensbeschreibung als Heilige dargestellt. Das sind Dinge, welche uns an jeder Heiligengeschichte und beinahe auch an der inneren Geschichte Port-Royals irre machen könnten.

seiner Vorsehung zuvor zu kommen. Ich kann diese Nonnen in meinen Gebeten und bei den Opfern, die ich darbringe, nie vergessen."

Auch die Nonnen werden des Friedens theilhaftig.

Der Anfang des Jahres 1669 brachte den getreuen Nonnen das Fest einer großen Auferstehung; drei der Schwestern in Paris verlangten zu ihren Müttern zurück. Damals schrieb Angelica von St. Johann an Arnauld: „Von Anfang unserer Verfolgung an haben wir hundert Mal zu Gott gesagt, daß wir das Schiff aufgeben, wenn er uns nur die Seelen erhalte [1]). Es scheint, daß sein Erbarmen anfängt zu arbeiten" [2]).

Den Erzbischof bearbeitete ein anderer Gedanke, nämlich er merkte, daß der Kirchenfrieden doch seinen Bestand haben werde; bisher hatte er Alles hingezogen, in der Hoffnung, das ganze feine Gebäude desselben werde zusammen fallen. Der Pabst hatte endlich durch das Breve an die vier Bischöfe dem heimlichen Friedenswerke das Siegel aufgedrückt. Arnauld stellte dem Erzbischof vor, daß es doch für ihn nicht entehrend sein könne, wenn er sich mit derselben Erklärung befriedigen lasse, wodurch der Pabst sich als von den Bischöfen befriedigt erklärt habe. Der Erzbischof sah ein, daß er jetzt nicht mehr verlangen könne. Zugleich stellte Arnauld den Nonnen vor, daß sie ohne Ausnahme Alle gegen sich hätten, wenn sie sich weigerten, dieselbe Erklärung zu unterschreiben. Den 13. Februar begab er sich mit dem Bischofe von Meaux, Ligni, und mit Sacy nach Port-Royal d. Ch., um durch persönliche Zusprache die Nonnen zu gewinnen. Sie waren immer noch streng bewacht, und von dem Erzbischofe als mit dem Interdict belegt behandelt. Eine geheime Unterredung, welche Arnauld

1) Siehe das Motto des Bandes.

2) Bezeichnend für den im Grunde doch trostlosen Pragmatismus der so weitläufigen und urkundenreichen mémoires histor. et chronolog. ist die Stelle: „Die Nonnen wandten sich um diese Zeit an die Freunde, welche theilnehmend im Schooße Abrahams der Auferstehung warteten. Die Gemeinschaft der Heiligen, welche unsere Gebete und die aller Auserwählten einigt, welche seit Adam gelebt haben und bis an den jüngsten Tag leben werden, trieb die Nonnen durch ein Gelübde die Hülfe der Todten anzurufen. Sie gelobten auf fünf Jahre eine feierliche Todtenmesse. Sie begingen dieselbe möglichst anständig und die Hülfe war schnell. Alles schien seitdem eine andere Gestalt zu gewinnen, der Hof und die Minister interessirten sich mehr für die Wiederherstellung der Nonnen."

und Sacy mit ihnen hatten, räumte die Hindernisse weg. Der Bischof von Meaux ließ ihnen durch einen seiner Priester „den Frieden bringen. Die Freude, womit die Taube in der Arche aufgenommen wurde, war nicht größer als die, welche diese frommen Jungfrauen dabei empfanden, welche so lange von der Gemeinschaft des Gottes des Friedens ausgeschlossen waren, wovon diese Ceremonie nur das Zeichen und die Anlage war."

Die Urkunde, welche die Nonnen unterschrieben, war vom Erzbischof verfaßt, sehr ähnlich dem, was sie seit Anfang der Verfolgung bekannt hatten, womit er sich aber durchaus nicht hatte zufrieden stellen lassen, obgleich auch er mit seiner foi humaine nicht viel mehr verlangt hatte. Vor Allem war es keine Unterschrift des Formulars, sondern eine für sich bestehende Erklärung. Sie lautet wie folgt:

„Alle unsere Töchter, die Nonnen der Abtei von Notre-Dame von P. R., welche gegenwärtig in Port-Royal d. Ch. sind, erklären in aller Demuth Eurer väterlichen Liebe, daß ihre wahre Verfassung darin besteht, daß sie immer nur Gedanken eines sehr großen Eifers für Erhaltung des Glaubens der Kirche und eine tiefe Unterwürfigkeit gegen den h. Stuhl hatten; daß sie die fünf Sätze mit aller möglicher Offenherzigkeit verdammen, ohne irgend eine Ausnahme oder Restriction, in jedem Sinne, worin die Kirche sie verdammt hat; daß sie weit entfernt sind, in ihrem Herzen irgend eine Absicht zu Erneurung dieser Irrthümer unter irgend einem Vorwande zu verbergen, oder zu dulden, daß eine unter ihnen sie erneure und der Verdammung derselben durch die Kirche zu nahe trete. Denn Niemand ist ihrer Lehre in diesem und in anderen Punkten unverbrüchlicher anhängig. Und was nun das betrifft, daß Sätze dem Buche Jansens zugeschrieben werden, so bezeigen sie auch darin dem h. Stuhl alle schuldige Unterthänigkeit und Gehorsam, wie alle Theologen übereinkommen, daß man es in Betreff aller verdammten Bücher schuldig ist, gemäß der katholischen Lehre, wie sie in allen Jahrhunderten von allen Lehrern und selbst in diesen letzten Zeiten durch die größten Vertheidiger der Auctorität des h. Stuhls behauptet wurde, als durch die Cardinäle Baronius, Bellarmin, Richelieu, Palavicini und durch die Väter Sirmond und Petav und selbst

gemäß dem Geiste der apostolischen Bullen, nämlich daß nichts gesagt, noch geschrieben, noch gelehrt werde, was der Entscheidung der Päbste über diesen Gegenstand entgegen wäre."

„In Betracht dieser unserer Erklärung, von welcher wir hören, daß sie derjenigen conform sei, welche unserem h. Vater, dem Pabst, im Namen einiger Bischöfe geschickt wurde und womit S. Heiligkeit zufrieden war, mögen Sie gnädigst geruhen, was wir im Verlaufe dieser leidigen Angelegenheit vielleicht Unpassendes gethan haben (que nous aurions pû faire indiscrètement), zu vergessen und uns in den Stand wieder einzusetzen, worin wir vor unserer Ungnade waren, indem wir Sie versichern, daß wir unsere Gebete und Gelübde anwenden werden, um über Sie jede Art von Segen zu bringen."

14. Februar 1669.

Der Erzbischof nahm diese Erklärung befriedigt an und stellte sich, als hätte er immer nur das nunmehr Geleistete verlangt. Er lobte die „vollkommene, unbedingte Unterwerfung, welche die Nonnen ihm nun nach so langer Weigerung geleistet hätten." Er veröffentlichte den 17. Februar eine Ordonnanz, worin es heißt: „Wir können nur mit äußerster Freude diese neue authentische Acte ihres wahren, vollkommenen Gehorsams empfangen — denn da Wir verlangten Uns unverletzlich an die Constitutionen von Innocenz X und Alexander VII anzuschließen, so hätten Wir in Betreff derselben nie irgend eine Ausnahme oder Restriction zulassen wollen."

Nicht einmal von seinem früher verlangten „menschlichen Glauben" an die Entscheidung der Kurie über die Thatsache, welcher eine innere Überzeugung davon in sich schließe, sagten die Nonnen in ihrer Urkunde etwas. Nur darin blieben auch sie der factischen Wahrheit nicht ganz getreu, daß sie behaupteten, daß sie damit dem Sinne der Bullen gemäß handeln, welche offenbar nicht blos eine Unterwerfung der Lippen und Federn, sondern auch der Überzeugung in Beziehung auf die Thatsache verlangten, oder wenigstens zu erlangen versuchten. Durch unbedingte Verdammung der Lehre der fünf Sätze gefährdeten — allerdings mehr die Bischöfe und Doctoren, als — die Nonnen Augustins Lehre, wenigstens wie sie von Jansen und St. Cyran verstanden

war. Wir dürfen nie vergessen, daß die Abgeordneten der Jansenisten in Rom 1652 zuerst die Lehre der fünf Sätze als eine orthodoxe zu vertheidigen gedachten.

Am folgenden Tage sandte der Erzbischof den Nonnen den Frieden durch seinen Großvicar. „Vielleicht ist es keine Übertreibung, mit Beziehung auf ihre Beraubung der Sacramente, ihre Freude mit der Freude der heiligen Weiber zu vergleichen, welche, nachdem sie ihres Erlösers beraubt gewesen waren, sich plötzlich zu seinen Füßen befanden." — Die Wachmannschaft, welche Port-Royal bisher abgesperrt hatte, zog nun auch ab.

Trennung der beiden Häuser Port-Royals.

Obgleich nun selbst die Nonnen des Kirchenfriedens theilhaftig geworden sind, so ist doch ihre Sache noch nicht zu Ruhe zu kommen. Die abgefallenen und die treugebliebenen Nonnen stehen als getrennte Gesellschaften neben einander; an der Spitze jeder eine Äbtissin, welche behauptet, sie habe das Recht auf alle Personen und Güter von Port-Royal. Mochte es eine noch so große Ungerechtigkeit gegen die treugebliebenen Nonnen sein, es war vernünftigerweise nicht zu verlangen, daß der König das abgefallene Port-Royal und dessen von ihm ernannte Äbtissin dem bisher für rebellisch erklärten Theile unterwerfen werde. Er beschaftigte sich selbst sehr viel mit der Angelegenheit, der Erzbischof brachte die Sache zum Abschluß, indem er nun auch seinerseits ohne Mitwissen Le Telliers und Lionnes handelte; diese wurden mit Colbert und einigen andern namhaften Staatsmännern zu Commissären ernannt, mit dem fertigen Auftrage, die Güter der beiden Corporationen zu scheiden. Denn beide sollten nun als besondere, selbständige Klöster bestehen, das in Paris mit einer vom König lebenslänglich zu ernennenden Äbtissin, während Port-Royal des Champs die alten Ordnungen, und namentlich die eigene Wahl seiner Äbtissin auf drei Jahre behauptete. Der Erlaß des Staatsraths vom 13. Mai 1669 erklärt sie für getrennt und unabhängig von einander, ohne daß in Zukunft das eine Kloster unter irgend einem Vorwand Anspruch auf irgend etwas machen könne, was dem andern durch die Theilung zugesprochen sei.

Obgleich in Port-Royal d. Ch. etwa siebenmal so viele Nonnen waren als in Paris abgefallene, obgleich das Klostervermögen großentheils von den Arnauld herkam, die Abgefallenen zum Theil ohne alle Mitgift aufgenommen worden waren, sollte die große Majorität nur zwei Drittheile der Einkünfte und das Kloster auf dem Lande, die abtrünnige Minorität, welche sich seitdem allerdings durch Novizen vermehrt hatte, ein Drittheil und das ohne Vergleich werthvollere Klostergebäude in Paris erhalten. Bei der Schätzung sollen diese noch so begünstigt worden sein, daß die Ungerechtigkeit noch empfindlicher wurde. Außer vielen Kostbarkeiten blieben in den Händen der Abgefallenen auch die Reliquien von Angelica, St. Cyran, Singlin, der wunderthätige Dorn, ein Porträt der großen Angelica, welches Champagne der Mutter Agnes geschenkt hatte.

Die Freunde des alten Stammes verglichen diese Theilung mit der der Sohnespaare der Patriarchen, wo ein Esau wohl die größere Hälfte der zeitlichen Güter an sich reißen mochte, „aber der Segen wurde nicht getheilt und blieb nur dem Sohn der Verheißung, dem von Gott Auserwählten." Beide Theile protestirten gegen diese Theilung. (Siehe Beilage XXXV.)

Kritik des Friedens.

Nun wir den Abschluß des Kirchenfriedens von Clemens IX haben, findet eine Charakteristik desselben von Guillebert [1]) hier die ihr gebührende Stelle:

„Hätte der Pabst die Unterscheidung des Factums und der Glaubensnorm und daß das ehrerbietige Schweigen über das Factum genüge, deutlich anerkannt, so wäre es nicht möglich gewesen, gegen diesen Frieden Einsprache zu erheben. Aber es war gewissermaßen ein heimlicher Vertrag, obgleich mit allen öffentlichen und authentischen Zeichen bekleidet. Man verpflichtet die Bischöfe zum Geheimniß über das, was in ihren Synoden und in ihrer Art zu unterzeichnen vorgegangen ist. Der Pabst affectirt in seinen Breven ein Sichwinden und Krümmen und eine mysteriöse Dunkelheit, welche den Feinden die Freiheit lassen, diesen Vergleich auf ihre Weise auszulegen. Der Bischof von

1) Mémoires hist. et chronolog. Zweiter Band, S. 20 und 21.

Alet und die Nonnen von Port-Royal waren die Einzigen, welche das, was die Anderen für genügend ansahen, nicht für billig und klug hielten. Der römische und französische Hof fingen an, des Kriegs müde zu werden, und die Erfolge waren ihnen nicht günstig. Das Gelingen des Processes der vier Bischöfe war ein Attentat, welches trotz aller Vorsichtsmaßregeln keinen guten Erfolg haben konnte. Man mußte sich also aus der Verlegenheit ziehen, und der Mensch, für die Ruhe geboren, findet leicht die Mittel dazu. Man geht die vier Bischöfe an, drei lassen sich bereit finden, der von Alet allein widersteht. Da braucht es Bewegungen, Springfedern, vermehrte Briefe; die Furcht, die Verwirrung in der Kirche fortzuerhalten, bestimmt diesen heiligen Prälaten seinen drei Amtsbrüdern beizutreten. Aber wie viel Seufzer kostet es ihn damals und nachher! seine Ansicht war die einzige gerechte und wahrhaftige. Rom und Frankreich wollten den Frieden; das war ein entscheidendes Motiv, um festzustehen, einige Jahre weiter hätten einen klaren und gewissen Frieden verschafft. Clemens IX, weniger abhängig von seinen Ministern, wäre aus der Wolke herausgetreten, worin er sich verborgen hielt. Seine Nachfolger, durch den Stand der Dinge zu Verfolgung derselben Bahn gezwungen, hätte deutlich gesprochen; der Frieden wäre fest gegründet gewesen, keine Störungen wären vorgekommen. Aber die Politik verlangte, daß man den Streit nur durch ein Palliativ unter dem Anschein des Friedens beilegte, als ein Mittel seine Anmaßungen festzustellen, damit man mit dem Anschein der Beilegung den Römern das Vergnügen ließe, uns weichen zu sehen. Hätte der Pabst in seinen mysteriösen Breven deutlich gesprochen, so bestünde Port-Royal noch, nie hätte die Bulle Unigenitus gewagt, sich unter dem Namen Clemens XI zu zeigen. Gott hat diese Schwachheiten zugelassen, um die Wahrheit triumphiren zu lassen."

„Mögen die fünf Sätze in Jansen sein oder nicht, — was — die Unterscheidung des Factums und den Gegenstand des ehrerbietigen Schweigens ausmacht — die Lehre von der „wirksamen Gnade" erleidet nicht weniger Schaden durch die absolute Verdammung der fünf Sätze. Diese Verdammung verlangt Restrictionen. Der we-

nige Bedacht, welchen man, trotz der Bemerkungen Pascals, dafür hatte, gab Gelegenheit zu der Gährung, welche die Bulle Unigenitus hervorbrachte, wozu die absolute Verdammung der fünf Sätze der giftige Keim war. Man sieht jetzt [1]) den Fehler ein, man öffnet die Augen; das ist ein Glück, obgleich ein spätes."

1) Anno 1755.

Eilftes Buch.

Geschichte von Port-Royal bis zum Absterben des alten Stammes zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts.

Überblick.

Durch den Kirchenfrieden war das Rochelle des Jansenismus äußerlich und innerlich untergraben. Die rechtliche Stellung war eine durchaus unsichere; die Erlaubniß durch Novizen sich selbst zu ergänzen, durch Erziehung der Jugend auf das Leben außerhalb des Klosters zu wirken und wackere Familien mit sich zu verbinden, war mit dem Kirchenfrieden noch nicht gegeben.

Der Kampf hatte das Stillschweigen gebrochen, weil die Ruhe zerstört, Bitterkeit war in viele Herzen ausgegossen. Wie der Kampf, so hatte die Art des Friedensschlusses Port-Royal viele Feinde erweckt, die nie ihren Groll vergaßen. Was noch schlimmer war, als dieses und als der Verlust von Port-Royal d. P., die Glieder des treugebliebenen Theiles waren, besonders über die Friedensmittel, unter sich selbst uneinig geworden. Ja Port-Royal hatte sich von sich selbst, von seinen Grundlagen losgemacht. Der Kirchenfrieden ist die Vollendung dessen, was nothgedrungen 1653 die jansenistischen Abgeordneten Frankreichs, mit dem Widerspruch der belgischen Jansenisten, in Rom gethan hatten. Sie hatten in die unbedingte Verdammung der fünf Sätze gewilligt. Indem sie in das Universalmittel der Kurie, in

Stillschweigen über die streitigen Punkte, willigten, hätten sie etwas Unmögliches versprochen. Ihre Feinde schon waren nicht geneigt zu einem so zweideutigen Frieden zu schweigen; antwortete man, so war der Frieden gebrochen. — Die Hauptsache aber bleibt das Aufgeben der Prädestination, der streng augustinischen Lehre. Damit verlor vorerst alles Thun und Lassen der Theologen von Port-Royal den theologischen Halt und sie waren in oft nichts sagende Unterscheidungen verwickelt. Die Prädestination war die starke und schwache Seite der Partei, die Formel für die von St. Cyran angeregte Geistesrichtung gewesen. Sie war eine Festung, um von da aus das platte Land zu erobern, sich gegen Angriffe zu vertheidigen; man konnte allerdings darin auch die ganze Partei belagern und mit Einem Schlage fangen. Die Festung hatte capitulirt, man zog frei aus, aber willigte, ja man legte selbst Hand an die Schleifung der Wälle. Man hatte darauf verzichtet, die Kirche von innen heraus zu reformiren, der Kirche und ihrer Geschichte einen andern Lauf zu erzwingen. Die Adlerbrut St. Cyrans senkte sich vom kühnen Fluge wieder nieder. Das N. Testament Quesnels erst gab dem Jansenismus eine neue Entwickelung, einen neuen Mittelpunkt, neues Leben, indem es die augustinische Lehre von Sünde und Gnade erbaulich lehrte. Aber dieses neue Leben war die Auflösung der Klostergemeinde von Port-Royal.

Diese selbst hatte durch den Kirchenfrieden nicht dasselbe Opfer gebracht, wie ihre Theologen, denn die Prädestination war nie auf gleiche Weise der Glaube der Nonnen; dieses Dogma blieb immer mehr Sache der Theologen, nur die ihm zum Grunde liegende religiöse Überzeugung, die praktischen Folgerungen daraus waren den Nonnen eigen. Sie hatten sich daher nicht unbereitwillig bezeugt, die Verdammung der fünf Sätze zu unterschreiben. Sie hatten mehr einen Kampf der Pietät gekämpft, in der Person Jansens hatten sie seinen Freund St. Cyran, sein Werk an Port-Royal und an ihren Seelen, das Werk der Mutter Angelica, seines mächtigen Werkzeugs, vertheidigt. Ihre jungfräuliche Wahrhaftigkeit hatte sich gesträubt, durch zweideutige Ausdrücke deren Ehre zu gefährden. Ihr langer Widerstand, welcher ihre Sache von der der Bischöfe und

Theologen isolirte und so harte Bedingungen mit sich brachte, bezeugte, daß sie ihre erste Liebe in ihren Herzen nicht verrathen hatten.

Allein indem die Theologen auf eine große kirchengeschichtliche Stellung verzichteten, stieg auch das Kloster von seiner hohen Bedeutung herab. Denn bedeutende ascetische Persönlichkeiten, wie die große Angelica, Mystikerinnen, wie Agnes, gelehrte, scharfsinnige Nonnen, wie die jüngere Angelica, gab es auch in andern Klöstern. Nur indem St. Cyran sie wenigstens theilweise zu Vertrauten und Organen seiner reformatorischen Thätigkeit gemacht hatte, waren die Nonnen Port-Royals zu so hoher Bedeutung gestiegen.

Somit war es offenbar ein zweckloses Unternehmen der weiteren Geschichte Port-Royals, zumal des Nonnenklosters allein [1]) durch weitläufige Bearbeitungen eine große Bedeutung geben zu wollen. Es traten weiter unter den Nonnen selbst auch keine so bedeutenden Persönlichkeiten mehr auf.

So hätten wir denn nur noch das Geschäft der Reihe nach unsere Todten zu begraben! — Schon das allein ist eine Arbeit, welche die Pietät für diese Kämpfer uns lieb und wichtig machte. Die Bischöfe von Alet und Pamiers aber sollten mitten in einem neuen Kampfe für die Unabhängigkeit der Kirche gegen den Absolutismus des Staats zu Grabe gehen. Überhaupt ziehen nun die Erlebnisse außerhalb der Klostermauern unsere Aufmerksamkeit ungleich mehr auf sich. Die Schicksale Arnaulds sind mannigfaltig genug, bis er sein durch einen mehr als halbjahrhundertjährigen Kampf doch nicht mattes Haupt zur Ruhe legt. Lange war sein und Nicoles Geschick mit einander verbunden. Seine Schicksale lassen uns auch in die Leidenschaften Port-Royals und seiner Partei einen lehrreichen Blick thun. Wohl sind die Schulen zersprengt, aber die Schüler gereift; die beste Apologie für sie ist, daß von einem starken Dutzend Knaben, welche zum Theil früh starben, nicht nur einige mit Ehren hohe

1) Besonders die Mémoires historiques et chronologiques sur l'abbaie Port-Royal des Champs, depuis la paix de l'église en 1668, jusqu'à la mort des dernières religieuses et amis de ce monastère. Utrecht 1756. Sieben starke Bände in 12°, eng gedruckt, im Ganzen etwa 230 Bogen stark, ziemlich langweilig zu lesen, mit vielen Urkunden.

Staatsämter bekleideten, sondern daß ein Tillemont und Racine unter ihnen ist. Welche Schule hat im Verhältniß so viele bedeutende Männer aufzuweisen? Tillemont setzte — ganz charakteristisch — zugleich Port-Royal und den sechs ersten Jahrhunderten der Kirche ein classisches Denkmal. Er hat gezeigt, welcher Früchte die Gewissenhaftigkeit des Jansenismus in der Geschichtsforschung fähig ist. Racine, zu den Füßen seiner Lehrer zurückgekehrt, ist der Apologet Port-Royals und versucht die bisher verdammte Bühne und seine Kunst zu sühnen und zu heiligen.

Das Drama Port-Royals schließt sich mit dem gleichzeitigen Erwachen eines offenkundig freigeisterischen Jahrhunderts und mit der Verdammung der erbaulichen, evangelisch-katholischen Erklärung des N. Testaments von Quesnel.

Neue Einrichtung Port-Royals.

So kehren wir denn wieder, wie in den ersten Zeiten der Reform, der Kämpfe der großen Angelica, in das allerdings nunmehr angebautere Thal von Port-Royal des Champs zurück. Hier sind alle getreuen Nonnen versammelt. Das ist nun unser Port-Royal. Mit uns steigen von verschiedenen Seiten, einzeln, ohne Aufsehen zu suchen, die meisten der alten Einsiedler in die Einsamkeit herab. Es ist Raum genug. Der Tod hat erst in der letzten Zeit, während der Passionszeit, die Wenigen hinweggerafft, welche durch Verstellung erlangt hatten, daß sie das Feld der gefangenen Nonnen bauen durften [1]).

Arnauld, welcher seit December 1656 von den Nonnen getrennt war, kam den 2. März 1669 und las am folgenden Morgen wieder seine erste Messe. Man begann an demselben die vierzigstündigen Gebete für ein anderes Bollwerk der Christenheit, für das von den Türken bedrohte Kandia. Als Arnauld eben an der Consecration war, erschien der Pfarrer des benachbarten Magny und seine Gemeinde in Procession mit dem Gesang aus der Offiz des h. Sacraments: „Wir Alle, die an demselben Brot und Kelch Theil nehmen, sind nur Ein Brot und Ein

1) Siehe im achten Buch: Die bei Port-Royal des Champs zurückgebliebenen Einsiedler.

Leib." Man erkannte aber noch deutlicher die Fügung der Vorsehung, als unter der Elevation die Gemeinde Magny fortfuhr: „o Gott, du hast in deiner Güte dem Armen ein Fest bereitet." — Der brave Pfarrer hatte die ganze Zeit der Gefangenschaft über seine Gemeinde von der Kanzel herab zu Gebeten für die Nonnen aufgefordert. Für jede derselben, die ohne Sacramente und kirchliches Begräbniß gestorben war, hatte er in seiner Kirche einen feierlichen Gottesdienst gehalten.

Noch kurz vor der Erklärung der Trennung Port-Royals in zwei unabhängige Häuser war den Nonnen in Paris von Seiten ihrer Schwestern auf dem Lande versichert worden, daß es nur von ihnen abhänge, Einen Leib zu bilden, durch die Liebe seien sie noch verbunden. „Wir würden euch, theuerste Schwestern, gewiß Unrecht thun, wenn wir euch nicht auch zutrauten, daß die Trennung euch schmerze. Diese Neigung der Liebe, welche stets auf die Einigkeit gerichtet ist, und die Trennung fürchtet, ist in den Seelen wie in den Körpern das sicherste Zeichen des Lebens; wer kein Gefühl des Schmerzes hätte, wenn man eins seiner Glieder von ihm trennt, wäre gewiß schon todt." Statt der Vereinigung kamen nur drei Schwestern (Nonnen) und zwei Conversen von Paris herüber, und zwar statt der erwarteten Nicole die sehr verdächtige Blandine, welche sehr um Aufnahme bat, da sie nur hier selig zu werden hoffen könne. Allein man fürchtete, man möchte nur einer Kundschafterin das Thor öffnen und gebrauchte am Ende List und Gewalt, um ihre Begleiterin einzulassen und sie wieder nach Paris zurückzuschicken. Auch Port-Royal ist nicht ohne bittere Erfahrungen, welche mistrauisch machen, in sein Mannesalter gekommen.

Es war eine Zeit neuer Unruhe für die Nonnen. Nicht nur erfüllten die Nonnen die Pflicht der Dankbarkeit gegen die vier und gegen die vermittelnden Bischöfe, auch gegen Condé durch Briefe. Es kamen deren von allen Seiten, welche ihrer gekrönten Beharrlichkeit Glück wünschten; wir finden darunter auch von Quesnel und Mallebranche. Viele Urkunden des Widerrufs einfacher, unbeschränkter Unterschriften des Formulars wurden in ihre Hände, wie auf einen Altar, zur Sühnung niedergelegt. — Condés Schwester, die Herzogin von Longueville,

ließ nun ein Haus neben Port-Royal bauen [1]); die Frau, welche mit der königlichen Macht als Gleiche gerungen hatte, hoffte hier Ruhe vor den Stürmen des Ehrgeizes und ihres Gewissens zu finden. Fräulein de Vertus, war ihr hieher vorausgegangen. Sie behielt einige Jahrzehende bis zu ihrem Tode ihren bleibenden Aufenthalt hier, während die Herzogin nach manchen Schwankungen hier ihr geistliches Landhaus aufschlug. Denn auch bei den Karmeliternonnen in Paris, den Vertrauten ihrer Jugend, behielt sie eine Wohnung.

Daß dem Kloster in der Person von Grenet, einem pariser Pfarrer, ein Superior gegeben wurde, war von großer Wichtigkeit. Der Erzbischof schlug ihn selbst dazu vor, ob er gleich ein entschiedener Gegner der Jesuiten war, und ertheilte ihm den Segen, damit er ihn den Nonnen mit der Versicherung vollkommener Vergessenheit und Amnestie für das Bisherige bringe.

Ein Superior war auch nöthig, um zu einer gesetzlichen Wahl einer neuen Äbtissin zu schreiten. Die Mutter Sta. Magdalena du Fargis wurde den 23. Juli 1669 einstimmig erwählt. Denn die Einigkeit soll so groß gewesen sein, daß in der Regel bei den Wahlen der Gewählten nur Eine Stimme gefehlt habe, nämlich die eigene, und nur Eine Misvergnügte gewesen sein, nämlich die Gewählte. Sie war bisher Priorin gewesen und hatte an der Spitze des in Port-Royal d. Ch. gefangen gehaltenen Theils der Nonnen gestanden. Sie hatte, besonders seit die Entschiedenen im pariser Hause an Agnes etwas irre geworden waren, auf dasselbe starken Einfluß geübt und vom Lande aus seinen Widerstand geleitet. Daher auch der Erzbischof sagte, sie sei es, die Alles verderbe. Drei Triennien nach einander konnte derselben das Amt der Äbtissin übertragen werden. Im December 1661 war die Mutter Magdalena de Sta. Agnes de Ligni Seguier gewählt worden. Obgleich du Fargis von der Angelica von St. Johann entgegenstehenden Färbung war, oder wohl eben deshalb und aus Achtung vor dem Herkommen, ernannte sie die Unterpriorin Angelica zur Priorin.

1) Ich war selbst noch vor einigen Jahren Zeuge, wie die Grundlagen des Hotels Longueville in Port-Royal ausgegraben wurden. Es stand neben Arnaulds Wohnung, als das erste, wenn man von Paris her in das Thal herabkommt.

Auch wurden wieder junge Mädchen, zuerst zwei Töchter von Pomponne, mit Billigung des Erzbischofs den Nonnen zur Erziehung übergeben. Nicht mit seiner vollkommenen Zustimmung geschah es, daß einige der Jungfrauen, welchen 1661, obgleich sie schon den Schleier genommen hatten, aus dem Kloster vertrieben worden waren, zurückkehrten und mit einigen Andern das Gewand nahmen.

Annats und Peresixes Tod und ihre Nachfolger.

Dieser Zuwachs war um so nöthiger, als mit Anfang des Jahres 1670 schwere Krankheiten einbrachen. Es ist wieder eine Zeit des Sterbens auf beiden Theilen. Zuerst verschied den 4. Juni die Schwester Flavie, die unglückliche Anführerin des Abfalls, nachdem sie die Hand der Versöhnung, welche Mutter Agnes ihr auf dem Todtenbette bot, zurückgewiesen hatte [1]). Zehn Tage nach ihr starb den 14. Juni 1670 der furchtbare Annat. Es war bei ihm zum Theil auch Schriftstellerneid gewesen, der ihn gegen Port-Royal waffnete. Seine theologischen Schriften sollen schlechten Absatz gefunden haben, während die seiner Nebenbuhler in Port-Royal in erneuten Ausgaben eine äußerst starke Verbreitung fanden. — Annat war seit 1653 Beichtvater des Königs gewesen; nachdem er dieses Amt niedergelegt hatte, war ihm im März 1670 Ferrier nach seinem Wunsche gefolgt. Wir kennen ihn schon aus dem Vermittelungsversuche, welcher zu gegenseitiger Erbitterung geendigt hatte. Schon 1674 folgte ihm wieder ein Jesuite, der bekannte Feind der Reformirten und Port-Royals, De La-Chaise, welcher „die Waffen in der Hand gegen dieses Kloster" den 20. Januar 1709 starb [2]).

1) Siehe Beilage XXXVI.

2) Im Jahr 1698 erschien in Köln eine Brochüre: Médaille du père de la Chaise, Jes., avec réflexions. Die Medaille selbst, mit dem Bilde des Beichtvaters von 1690, stellt auf der Rückseite den Hohenpriester dar, welcher den Vorhang des Allerheiligsten lüftet, so daß die Bundeslade sichtbar wird, mit der Unterschrift: mihi sancta patent. — Der Gegenstand der Beichte, wird bemerkt, seien Sünden, nicht sancta, wenn dieses aber „Geheimniß" bedeuten solle, so sei es gegen: sacramentum regis abscondere bonum est. Gewiß sei, daß er nach jeder Beichte des Königs eine Gratification von 6000 Franks erhalte. Daher haben die Jesuiten allen Grund das häufige Communiciren gegen Arnauld zu vertheidigen. Er erhalte täglich zu seiner Verköstigung bei Hof 75 Livres und für den Fasttag 78 Livres.

Den ersten Januar des Jahres 1671 starb der Erzbischof von Paris, Perefixe, nachdem er noch Port-Royal hatte warnen lassen, da es so sehr als je mit Spionen umgeben sei. Schon den vierten Januar becomplimentirten die Damen des Hofs De Harlay de Chanvalon, einen gewandten, beredten, gelehrten Gallikaner, bisherigen Erzbischof von Rouen, welcher in den Klerusversammlungen, weil es des Königs Willen war, immer darauf gedrungen hatte, daß das Formular für ganz Frankreich zum Gesetz erhoben werde. Während er das pariser Erzbisthum einnahm, wurde mit denselben die Duché-Pairie (1674) verbunden. Er wurde 1690 Kardinal; man spottete aber, der Pabst habe sich nicht beeilt, den Purpur einem Manne zu geben, welcher nie zu erröthen wüßte. Denn so wenig als ein selbstständiger Charakter dem König gegenüber wurde Sittenreinheit an ihm gerühmt. Es findet sich [1]) folgendes Spottlied auf ihn unter gleichzeitigen Handschriften, nach der Melodie: **Il fait ce qu'il deffend, à Paris comme à Rouen.**

Le pasteur qui vous gouverne
Fait l'amour toute la nuit,
Il traitte de baliverne
La deffense du deduit,
Jamais il ne s'en confesse,
Il n'en dit pas moins la messe.
Il fait ce qu'il nous deffend
A Paris comme à Rouen. —

Folgen Namen der Frauen.

Cette impudique Gouville
A poivré nostre pasteur [2]),
Prenez bien garde, mes dames,
A nostre prédicateur,
Qu'au lieu de gagner vos ames
Il ne touche votre coeur!

1) Biblioth. Mazarine. 850. recueil de chansons choisies en vaudevilles pour servir à l'histoire anecdote. 1728 im ersten Bande, Seite 199.

2) Es ist leicht zu errathen, auf welche Weise der Erzbischof von diesem Weibe gepfeffert wurde. — Die Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans schreibt 1714: Ich bin alß verwundert, wie so Viel leütte den Caffe Lieben der Einen so bitter übellen geschmack hatt, Ich finde daß Er Eben schmeckt wie Ein stinckendter ahtem der Verstorbene Ertzbischoff von paris hat Eben so gerochen, daß Eckelt mich.

Quoiqu'il fasse ou bien qu'il gronde,
Vit on jamais dans le monde
De directeur plus humain
Et d'apostre plus blondin? —

Frau von Sevigne schreibt schon am 20. März 1671: Man gab kürzlich dem Pater Desmares, als er auf die Kanzel stieg, ein Billet; es lautete:

De par Monseigneur de Paris
On declare à tous maris
Que leurs femmes on baisera.

Er las über die Hälfte laut; man wollte sich zu todt lachen. — Daß Arnauld in der lettre d'un chanoine die Blößen des Erzbischofs aufdeckte, war eine Haupturſache seiner späteren Verfolgung, besonders seit der Erzbischof jeden Samstag beim König Audienz hatte. Dazu kam, daß der übertrieben harte Le Noir, Theologal zu Seez, den Erzbischof 1674 in seiner hérésie de la domination épiscopale und in seinem evêque de cour opposé à l'evêque apostolique persönlich angriff. Obgleich Arnauld Le Noirs Schriften und Wesen misbilligte, nahm es der Erzbischof doch als von den Janseniſten kommend.

Todesfälle in Port-Royal.

Der 14. Februar war der Jahrestag der gesetzlichen Wiederherstellung Port-Royals. Die Freude der Feier dieses Tages wurde 1671 getrübt durch die Administration der Sterbesacramente an die Mutter Agnes. De Sacy stand ihr bei diesem Übergang bei, welcher nicht schrecklich erschien, weil diese keusche Gattin ihren göttlichen Gemahl zu sehen schien, der sie einlud, in die ewigen Hütten [1]) einzugehen. — Angelica erzählt uns über das Abscheiden ihrer Tante: „Als sie nahe daran war, in das Licht einzugehen, erkannte sie mit noch mehr Klarheit ihr eigenes Nichts und ihre Armuth, indem sie tief erniedrigt sagte, sie bedürfe der Liebe aller ihrer Freunde, um ihr Gottes Erbarmen zu erlangen, das sie nie verdient habe. Die Ruhe ihrer Seele und

1) Das Wort tabernacle hat in der Sprache von Port-Royal noch eine besondere mysteriöse Beziehung durch die Bedeutung „Sacramentshaus".

dieſe Unbeweglichkeit der Gnade, welche ihr ganzes Leben über der eigenthümliche Charakter ihrer Tugend war, erſchien auf eine außerordentliche Weiſe bei ihrem Tode. Dieſe ihre Frömmigkeit, welche offenbar ihre zweite Seele und das Princip aller Bewegungen ihres Herzens war, ſchien bis zuletzt alle natürlichen Bewegungen zu überleben. Sie waren ſchon alle durch die Gegenwart des Todes ausgelöſcht, als ſie noch betete und auf die Gebete hörte. Die völlige Trennung ihrer Liebe von den geſchaffenen Dingen, ihre Freude an den Übungen der Frömmigkeit und der Abtödtung, der Eifer eines beſtändigen Gebets, welche ihr Herz ohne Unterlaß zu Gott erhob, der gute Geruch ihrer Liebe und ihres Beiſpiels, welches die Seelen zu Chriſto zog, ſind der kurze Inhalt ihres ganzen Lebens. Und um das Gemälde ſo vieler Tugenden in ein einziges Bild zuſammen zu faſſen, welches der h. Geiſt gezeichnet hat, kann man ſagen, daß ſie aus der Mühle wie eine Wolke von Myrrhen und Weihrauch aufſtieg."

Agnes ſtarb Donnerstag den 19. Februar Nachmittag drei Uhr. Dr. Arnauld, welcher gemeint hatte, die Krankheit werde ſich in die Länge ziehen, kam erſt den folgenden Morgen an. Er erhielt noch unterwegs die Nachricht, daß auch dieſe letzte von ſeinen ſechs Schweſtern, welche ſich in Port-Royal Gott geweiht hatten, geſtorben ſei. Sein Geſicht veränderte ſich ganz bei dieſer Nachricht; aber er ſammelte ſich in Kurzem ſo, daß man bei ſeiner Ankunft in Port-Royal glaubte, er wiſſe es noch nicht. Am 21. nach der Meſſe hielt er die Begräbniß-Ceremonien. Man wollte ihn davon abhalten, da es ihn zu ſehr angreifen werde. Er antwortete aber: Nein, was nur die Sinne trifft, rührt mich nicht. Er hatte ein Dutzend Geiſtliche mit ſich, welche den Chor unterſtützten; „ohne dieſe, ſchreibt Angelica, wäre der Geſang bei dem Pſalm in exitu verſtummt, wo alle Schweſtern die Thränen nicht mehr zurückhalten konnten, während deſſen ſie Alle herzutraten, um die Hand der Mutter zu küſſen, ehe man ſie im Chor an den Fuß des Stuhls der Priorin trug." Denn damit beide Schweſtern auch im Tode die Stelle einnähmen, welche ſie in ihrem Leben behauptet hatten, würde am folgenden ſechsten Auguſt das Herz der Mutter

Angelica [1]) — denn den übrigen Leichnam hatte man ja in Port-Royal d. P. zurücklassen müssen — am Fuß des Sitzes der Äbtissin beigesetzt.

Den Tag nach der Beerdigung, an einem Sonntage, hielt Dr. Arnauld den Nonnen eine Predigt über das Evangelium der Verklärung. Er gab eine Paraphrase davon und wandte es auf die Mutter Agnes an. Was vom Haupte gesagt sei, könne auch auf die Glieder angewendet werden, indem Christus es in diesen wirke. „Agnes", sagte er, „hat innere Mittheilungen Gottes erfahren, und so zurückhaltend sie auch damit war, so sind ihr doch Dinge entfallen, welche deutlich erkennen ließen, daß ihre Gefühle die einer Seele waren, welche aus sich selbst ausgegangen im Abgrund der Gottheit schwamm. Nie hat sie euch von diesen Heimsuchungen Gottes unterhalten; sie wußte, daß die Menschen keinen Antheil daran nehmen dürfen und daß man sich selbst bei diesen süßen Erfahrungen nicht aufhalten darf, vielmehr darnach trachten soll, sich in eine Verfassung zu setzen, welche diesen Umgang mit Gott uns verschaffen (attirer) könne."

„Ihre Betrachtung und ihre Unterhaltung war die h. Schrift, welche sie auf eine besondere Weise durchdrang. Sie dachte beständig über das Leiden Christi und über das Kreuz nach [2]). Sie hatte daraus den Gegenstand ihrer Andacht gemacht, hatte sie immer im Sinn und im Herzen. Zugleich trachtete sie darnach, sie in ihren Handlungen und ihrem Leben durch eine Selbstabtödtung abzubilden, von welcher man sagen kann, daß sie wie ihre zweite Natur gewesen sei."

1) Diese Herzen wurden als Tempel des h. Geistes verehrt; es wurden in Port-Royal vorherrschend und beinahe ausschließlich diese Reliquien der Freunde des Klosters bewahrt. Es war eine Art Seligpreisung innerhalb des Kreises von P.-R. — Ehe man das Herz Angelicas beisetzte, schnitt man ein Stückchen davon herunter, welches man alljährlich an ihrem Todestage in Procession herumtrug, wie man bisher mit dem ganzen Herzen gethan hatte. — Auf Befehl des Königs war 1667 durch unterwegs ausgestellte Posten verhindert worden, daß man das Herz eines Parlaments-Mitgliedes, welches ein Vermächtniß für P.-R. gemacht hatte, hieher gebracht würde, was jetzt nicht geschehen konnte. — Dergleichen fleischliche Äußerungen der Frömmigkeit und Liebe scheinen als vom Klosterleben unzertrennlich.

2) Bezieht sich auch auf die Gedanken über die Passion, welche dem Image d'une religieuse angehängt sind.

Dr. Arnauld sagt in einem Briefe bei Gelegenheit ihres Todes: „Wie St. Athanas sagt, St. Antonius sei ein Beweis des katholischen Glaubens gegen den Arrianismus, so, glaube ich, kann man sagen, daß Nonnen, welche mit einer solchen Heiligkeit, wie sie, im Dienste gealtert sind, ein Beweis der katholischen Religion gegen die angebliche Reformation der Lutheraner und Calviniſten sind, bei welchen man keine Beispiele christlicher Vollkommenheit sieht, welche mit diesen verglichen werden könnten, obgleich man bei ihnen deren von ganz anderer Vollkommenheit finden müßte, wenn diese Reformation das Werk des h. Geistes gewesen wäre. Denn was hätte man nicht erwarten müssen von der Erneuerung der Kirche, wodurch diese wieder in denselben Stand versetzt worden wäre, wie zur Zeit der Apostel, was die gemeinschaftliche Hypothese aller Protestanten ist!" [1])

So Manches erfahren wir in Port-Royal erst beim Tode Derer, welche ihre Lampe im Verborgenen genährt hatten. So starb in diesem Jahre der Unterdiakon Doamplup, welchen einer der ersten, aber früh verstorbenen Einsiedler von Port-Royal, der Bischof von Bazas, Maroni, als Hauptwerkzeug der Reform seiner Diöcese im Sinne St. Cyrans ausersehen hatte. Nach dessen Tode blieb er bis zu seinem Tode 24 Jahre Diakon, zuerst mit der Mutter Suireau, welche die Reform in Maubuisson aufrecht erhielt, dann 16 Jahre in Port-Royal, ohne daß er mit einer Nonne mehr gesprochen hätte, als in seinem Dienste nöthig war: Geben Sie mir ein rothes, oder weißes Meßgewand.

Beim Tode der Witwe eines Buchdruckers von Port-Royal, Savreux, erfahren wir, daß er als solcher dreimal in der Bastille saß. — Besonders erfreulich ist die Gleichheit, welche in den bei jedem Jahre wiederkehrenden Verzeichnissen der gestorbenen Freunde herrscht. Dienstboten des Klosters und von Freunden (z. B. die

1) Arnauld polemisirt hier offenbar gegen Daillé und sein Buch du vrai usage des pères, wo es Seite 440 heißt: La religion décheant de la pureté et simplicité originelle, et accueillant toujours quelque nouvelle ordure est parvenue finalement au dernier degré de corruption. Ähnliches sagten auch die Jansenisten, nur meinten sie es etwas anders; aber sie wollten die Reform auf anderem Wege von innen und stießen sich an der Aufgebung so vieler traditionellen Elemente durch die Reformation.

Magd des Malers Champagne, neben dem Herzog von Liancourt) stehen neben Fürsten und Herzogen — freilich auch erst im Tode.

Den 27 September 1674 starb in einem Alter von mehr als 85 Jahren Arnauld d'Andilly. Er hatte Port-Royals Einsamkeit erst einige Jahre nach dem Kirchenfrieden wieder mit der von Pomponne vertauscht, wo er mit Lüzancy gelebt hatte. Unter den schneeweißen Haaren schaute noch sein Auge darein, wie das eines Jünglings; auch das Auge des Geistes war stets jugendlich geblieben „er war verjüngt wie ein Adler."

Dr. Arnauld, sein jüngster Bruder, hielt seine Leichenrede in der Mitte der Nonnen, um die Gnade Gottes an ihm zu verherrlichen. Er erinnerte daran, daß durch ihn St. Cyran mit Port-Royal verbunden worden war, daß sein Einfluß zur Erhebung Pavillons zum Episkopat beigetragen habe, wie kühn er an den Verfolgungen der Nonnen Theil genommen hatte, „daß man ihn wohl einen Märtyrer der christlichen Liebe und Gerechtigkeit nennen könnte, da er Thaten gewagt habe, welche hinreichten, ihn das Leben zu kosten." — Indem er von den Gefahren redet, wovor Gott seinen Bruder bewahrt habe, sagt Arnauld: „Der fortwährende Verkehr, welchen er in seiner frühen Jugend mit Personen der entgegengesetzten Religion hatte, wäre fähig gewesen ihn zu Fall zu bringen, hätte nicht Gott allein durch einen sichtbaren Schutz ihn in einem inneren Kampfe aufrecht erhalten, welchen er ihn einmal über diesen Gegenstand durchmachen ließ. Es ist auch ein Wunder seiner Gnade, daß Gott bei seinem zur Liebe und zwar zur leidenschaftlichen Liebe geneigten Temperamente ihn davor bewahrte, daß seine Neigungen nie etwas Unreines hatten." Man hörte ihn auf seinem Todtenbette sprechen: Wie schrecklich ist es doch, mein Gott, vor dir zu erscheinen, wenn man dich nicht liebt? Aber wie können wir gewiß werden, daß wir dich lieben? — Es scheint mir aber dennoch, daß ich dich liebe; denn es giebt nichts, was ich nicht für dich thun oder geben wollte. Es ist ein Nachklang des noch lange nicht ausgestorbenen Geistes der Familie Arnauld, wenn der Doctor von seinem Bruder sagt: „Er hatte eine Größe der Seele, welche ihn über die höchsten Ämter erhob, wozu er be-

rufen sein mochte, und ihn mit den Fürsten handeln ließ, als wäre er selbst von diesem Range."

Ihm war es gewiß kein Leid, daß sein geliebter Sohn Pomponne (Beilage XXXVIII), welcher allein den weltlichen Ehrgeiz der Familie geerbt hatte, aber vor zehn Jahren in Ungenade bei Hofe gefallen war, als eben das Ungewitter über Port-Royal ausbrach, daß dieser 1671 an Lionnes Stelle zum Staats-Sekretariat mit dem Portefeuille des Ministeriums der Auswärtigen aus Schweden berufen wurde. Den sechsten September war der 82jährige Greis am Hofe erschienen [1]), wo ihn der König sehr gütig aufnahm.

Sire, sprach er, da die Kirche das Königreich Christi ist, so gereicht es Eurer Majestät zu viel größerem Ruhme, ihr, als ganz Europa den Frieden gegeben zu haben. — Aber es bleibe ihm noch etwas zu wünschen übrig, sagte er. — Und was? fragte der König. — Darf ich wagen es zu sagen, Sire? — Ja, erwiderte der König. — Daß Eure Majestät mich ein wenig lieben wolle. Mit diesen Worten warf sich der Greis zu den Füßen des Königs, der ihn aufhob und umarmte.

In Port-Royal selbst betrachtete man diese Erhöhung Pomponnes anders, mit einem noch höheren Stolze. Mutter Angelica schreibt am 11. Januar 1672: „Wenn ich mich über diese Ehre, welche ihm zu Theil werden soll, nicht gehörig freue, so kommt es daher, daß ich ihm eine viel größere wünsche und daß ich es nicht für einen hinreichend großen Ehrgeiz halte, auf dem Theater die Rolle eines großen Ministers zu spielen, ohne zu wissen, ob man am Ende des Stücks in ein ewiges Königreich oder in ein ewiges Gefängniß übergehen wird. Die Furcht ist in diesem Leben nothwendig zur Zuversicht und an diesen Stellen ist es besonders wichtig an seine Gefahr zu denken. Christus wurde am Hofe Herodes als ein Narr behandelt." — Der Brief ist an Lúzancy, welchen sein Bruder Pomponne der Einsamkeit Port-Royals, worein er sich vor dreißig Jahren zurückgezogen hatte, entführen und zu der hohen Stelle seines ersten Commis, wenigstens dem Namen und der Ehre nach, erheben

1) Das Nähere Mém. de Coulanges P. 536. und in dem Briefe von Mad. von Sevigne vom 23. Sept. 1671.

wollte. Angelica schrieb am 8. März 1672 an ihren Bruder Pomponne: „Ein Mann, welcher sich der Welt entzogen und sich freiwillig Gott durch die Buße geheiligt hat, kann ohne Verbrechen nicht mehr rückwärts schauen. Wolltest Du Gott sein Eigenthum entwenden? Du wolltest doch nicht ein zum Dienst der Altäre geweihtes Gefäß zu profanem Gebrauch anwenden und Du gedenkst, mein Bruder, ihm ein Herz zu entwenden, das ihm viel kostbarer ist, als ein gewöhnliches Gefäß."

Welcher Skandal wäre es auch gewesen, wenn Lüzancy diesem Ruf gefolgt wäre? mußte nicht auf alle Einsiedler, auf Jahrzehnde strenger Bußübungen der Verdacht verhüllten, beleidigten Ehrgeizes fallen? Und die Stellung eines Ministers an dem Hofe Ludwigs XIV, an diesem Hofe in der schönsten Blüthe der Verdorbenheit, zu den Zeiten der Montespan, seiner zerstörenden Eroberungsplane im Bunde mit den Türken, welche die Christenheit bedrängten, mochte allerdings als ein gefährlicher Himmelsweg erscheinen. Die Verdorbenheit des nahen despotischen Hofs steigerte offenbar den ascetischen Eifer unserer Einsiedler.

Angelica blieb sich auch gleich, als ihr Bruder nach acht Jahren in die Ungnade des Königs fiel [1]).

1) Sie schreibt im November 1679 bei Gelegenheit der Ungnade ihres Bruders oder vielmehr „der Gnade, so ihm Gott erwiesen", an die Herzogin von Luynes „in der Sprache des Reiches Gottes": „Eine Person, die der Welt todt ist, durfte die Ehre nicht erwarten, von Ihnen über eine Ungnade der Welt getröstet zu werden; aber Ihre übergroße Güte geht noch über das Gebot hinaus, mit den Weinenden zu weinen, indem Sie selbst mit Denen Theilnahme haben, welche nicht weinen; wie denn auch solche Thränen die Thränen Derer nicht verdienen, welche wissen, daß man Thränen nur für Sünden oder für die Gefahren Derjenigen vergießen darf, welche man liebt, wenn dieselben durch ihr großes Glück Gefahr laufen, den Himmel für die Erde zu verlieren, was nur zu oft geschieht. Mein Bruder ist noch nicht gerettet, aber es ist für ihn ein Zeichen des Heils und für mich ein Anfang von Hoffnung, der mich tröstet." In einem anderen Briefe heißt es: „Wenn die Gunst der Welt aufhört, ist mir wie den Bäumen, deren Blüten abfallen, woran sich die Früchte schon in Knospen ansetzen; sie haben bei weitem nicht die Schönheit wie vorher, machen aber viel mehr Freude, weil man sie gleichsam als die Bürgschaft eines guten Jahres ansieht. Freilich muß man Gott fleißig um seinen Segen bitten; denn es vergeht noch viele Zeit und es bleiben noch viele Dinge zu fürchten übrig, ehe man die Frucht in der vollkommenen Reife sammelt und das ist es eben, was mich gegenwärtig beschäftigt. Aber ich hoffe auf den, der das Werk angefangen hat und daß die Gebete der Lebendigen und der Todten ihm eine vollkommene Verachtung der Welt auswirken werden. —

Die nächsten Jahre waren nun Zeiten der Ruhe für Port-Royal, besonders 1673 und 1674. Wie früher kamen aus Klöstern, wo die Reform eingeführt werden sollte, Nonnen oder Äbtissinnen, um sich hier darein einzuleben. Es geschah, daß selbst Äbtissinnen wieder Novizen wurden, um die Laufbahn der Demuth von unten anzufangen. Wohl nicht blos Eine erkannte unter Arnauld's Leitung „daß man oft gar lange Nonne ist, ohne Christin zu sein, ja ohne die ersten Christenpflichten zu kennen; daß der Geist Gottes wehen muß, um aus uns eine neue Schöpfung zu machen." — Angelica von St. Johann schrieb allerdings einer Priorin, welche ihre Stelle verließ, um nach Port-Royal zu gehen: „Man macht es mit uns wie in Italien mit den Städten, worin eine ansteckende Krankheit herrscht. Wenn nur Niemand herausgeht, so kümmert man sich wenig darum, wer hineingeht. Daher hat es keine Schwierigkeit, da Sie kommen, um hier zu bleiben und Ihre Stelle aufgeben. Aber wenn man fürchtet, es möchten Personen sein, welche kommen, um unseren Geist anzunehmen und ihn weiter zu verbreiten, so macht man sich und Anderen daraus etwas Schreckliches."

Es ist uns eine handschriftliche Schilderung des Lebens in Port-Royal erhalten worden, welche nicht von den monotonen, declamatorischen Historikern unsers Klosters überarbeitet ist. Sie ist zwar von einem Bewunderer, aber von einem schlichten, glaubwürdigen Manne; sein Besuch fällt auf das Jahr 1678, er gibt also ein Bild des letzten ruhigen Zusammenlebens.

Innere Zustände des Klosters.

Der Franziskaner Vincent Comblat gehörte in ein Ordenshaus der Gascogne. Sein Eifer für das Evangelium, welches er die einzige Regel von St. Franziscus nannte, zog ihm von Seiten seiner Ordensbrüder viele Verfolgungen zu. Nachdem er aus ihrem Hause ausgestoßen war, überließ er sich

Wohl hat mein Bruder in seinem Herzen immer Gefühle der Frömmigkeit bewahrt, aber wie lange hätte dies gewährt und welches Glück ist es, daß Gott die Gebete erhört, ehe er noch die Stimme verloren hat, wie es den Leuten geht, die ertrinken und die, nachdem sie lange zu Hülfe gerufen haben, am Ende nicht mehr rufen können."

ganz seinem apostolischen Eifer, durchzog das Land, evangelisirte Bauern und Arme, lebte von Almosen, schlief meist nur in Stallungen und unter freiem Himmel. Da er aber fürchtete, ohne Sendung umsonst zu laufen, ging er den Bischof von Alet darum an, und dieser entsandte ihn, nachdem er ihn geprüft hatte, in seine Diöcese. Der gute Mönch hörte in dem Seminar von Alet auch von Port-Royal reden und konnte dem Verlangen nicht widerstehen, diese Pforte des Himmels auf Erden mit eigenen Augen zu schauen. Er begab sich im Juni 1678 dahin und predigte daselbst. Dem Bericht, welchen er dem Bischof versprochen hatte, und seiner Beschreibung von Port-Royal [1]) entnehmen wir Folgendes.

Obgleich omnis gloria ejus filiae regis ab intus ist, giebt er seinem Beschützer eine ungemein genaue Schilderung der äußeren Dinge, wie der Sitte und Lebensordnung dieser Klostergemeinde.

„Die Kirche in Kreuzesform enthält einige Schritte links vom Eingang [2]) einen Altar von St. Laurent, dessen Holzwerk ohne Vergoldung wie die ganze Kirche an St. Bernhards Worte erinnert: Dicite pauperes, si tamen pauperes, in templo quid facit aurum? Denn die Nonnen wissen, daß es vielmehr zu Gottes Ehre gereicht, wenn die Armen, welche Tempel des heiligen Geistes sind, gekleidet, als wenn die Steine der Kirche mit Gold überzogen werden. Da ist nichts, was zerstreuen könnte; den Altar schmücken, selbst am Frohnleichnamsfeste, nicht einmal Blumen, die Decken sind nicht gestickt, so gut man auch diese Arbeit im Kloster versteht. Weder Glanz, noch Schmutz störte und zerstreute die Sammlung, in Allem waltete die strengste, anspruchloseste Ordnung und Reinlichkeit [3]). Da war nirgends

1) Nach der Handschrift in der hist. litter. von Clemencet. Dieser Brief ist auch gedruckt worden nach einer Copie, welche Clemencet Madame de Montgazon mitgetheilt.

2) Anmerkung für Antiquitäten-Freunde. — Rechts war das kleine Weihwasserbecken, eine kleine Muschel aus Marmor. Die Beschreibung, die Comblat davon giebt, paßt ganz auf den Weihwasserbehälter von Port-Royal in der Sammlung von Herrn Villenave in Paris.

3) Der gute Bettelmönch giebt zum Theil gar zu naive Details darüber: on ne voit rien sur le pavé qui puisse choquer la vue, personne

eine Spur von Spinnengeweben. Ein heiliges Stillschweigen herrschte und flößte Sammlung ein. Seele und Leib fanden sich in vollkommener Freiheit sich zu Gott zu erheben. Ich bemerkte selbst, daß eine Nonne, wenn sie communiciren will, was täglich und beinahe bei allen Messen geschieht, welche für die Nonnenschaft gelesen werden, nur an einem der Schnürchen an dem Gitter zieht, woran der Küster denn die Zahl der nöthigen Hostien bemerkt, ohne daß das Stillschweigen gebrochen würde. Ist das Schiff der Kirche eigentlich der Stamm des Kreuzes, so bildet der Hochaltar gleichsam seine Aufschrift, das I. N. R. I. Er ist sehr breit und lang, mit einem schönen Gemälde, das Abendmahl des Herrn mit den Aposteln[1]); rechts ein Bild der heiligen Jungfrau, das Jesuskind auf dem linken Arm, in feinem Grisette, und Johannes der Täufer."

„Über dem Altar ist ein kleiner Pavillon aus Seidenstickerei in Form einer Glocke; darunter sieht man das Sacrament in einem kleinen Thürmchen oder Tabernakel mit Pfeilern in der Luft schwebend; mitten darin ruht eine kleine Kelchschaale (custode), Alles aus massivem vergoldetem Silber. Das Sacrament (die Hostie) also schwebend zu halten, ist keine Neuerung der Nonnen, wie einige behaupten, sondern die alte Weise der Kirche, daher man dies noch in mehreren Pfarreien sieht, wie ich es denn selbst in Frankreich und der Pikardie gesehen habe und wofür man noch treffliche Gründe anführt. Man bewahrt hier das Sacrament blos für die Kranken und läßt es nur herab, um es ihnen zu bringen und an gewissen Donnerstagen und privilegirten Festen den Segen zu geben, consacrirt aber in einer eigenen Patine für jede besondere Messe die Hostien, welche man nöthig hat, um die Communion zu geben."

„Im linken Arme des Kreuzes, welches die Kirche bildet, sieht man gegen Mittag eine Mauer, worin man über einander, wie in

n'y crachant jamais contre les murailles, ni à terre, chacun y crachant dans son mouchoir sans bruit avec une retenue et une modestie non pareille. Es ist der Anschauungsweise der Klosterleute eigen, immer das Höchste und das Geringste durch einander zu mischen. Comblat findet Stoff für sein Staunen selbst in der Küche, wie da Geschicklichkeit die Ärmlichkeit vergessen mache.

1) Das berühmte Gemälde von Champagne; einige Apostel sollen Portraits der Theologen von Port-Royal sein.

zwei verschiedenen Stockwerken, zwei kleine gut verschleierte Gitter sieht. Der Sacristan sagte mir, daß sich dahinter Tag und Nacht zwei Nonnen befänden, welche das Sacrament anbeten; sie lösen sich regelmäßig bei Tag je nach einer Stunde ab, bei Nacht je nach zwei Stunden. So bleibt das Sacrament nie allein in der Kirche, sie beten beständig an, wie die Engel vor Gottes Thron: adorant viventem in saecula. Ich glaube einmal, daß der große Schatz von Tugend, die große Erhebung des Geistes und so tiefe Demuth, welche sich im ganzen Wesen der Nonnen ausspricht, nicht sowohl von der Vortrefflichkeit irgend einer Belehrung und Erziehung herkommt, als von dieser beständigen Gegenwart vor dem Sacrament, welche nicht ohne besondere Erleuchtung und Gnade beobachtet werden kann." —

Es hatten nicht blos die Nonnen überhaupt ihren vergitterten Raum in der Kirche, sondern die Professen, Novizen, Postulantinnen, jede besonders.

„Der Thurm ist über dem Schiff in[1]) Form einer Nadel oder Pyramide. Es sind drei oder vier Glocken darin; den Glockenseilen gegenüber ist eine Tafel, worauf genau angegeben ist, wie oft man bei jedem Gottesdienst mit jeder Glocke zu läuten und anzuschlagen hat. Ich las dies mit Bewunderung, denn ich sah wohl, daß dies Alles nicht ohne Mysterium ist und daß die Schläge der Glocke nur Echo und Bilder der Seufzer und der heiligen Bewegungen des Herzens sind, gemäß dem Geist des Psalmisten und der Kirche: Laudate eum in cymbalis bene sonantibus, laudate eum in cymbalis jubilationis, omnis spiritus laudet dominum."

„Am obersten Theile des Kreuzes ist die Sacristei, wo ein beständiges Stillschweigen herrscht, wie in la Trappe. Der Sacristan (Montguibert, 1679 vertrieben) ist ein Diakonus und ein Mann von Rang und seltener Tugend, welcher nicht nach dem Priesterthum trachtet und unermüdlich in aller Demuth bei allen Messen dient. Sein Vorfahre hat diese Stelle verlassen, da er sich unwürdig fühlte, bei den Altären Handreichung zu thun und da er fürchtete, diese zu große Leichtigkeit, sich unaufhörlich den göttlichen Mysterien zu nahen, möchte ihn mit diesen schrecklichen Geheimnissen

1) Eigentlich über dem Punkte, wo die längere und kürzere Linie der kreuzförmigen Kirche sich schneiden.

zu alltäglich vertraut machen. So hat er wieder das Laiengewand angelegt und bedient im Hause die ab- und zugehenden Fremden und thut den Kranken die niedrigsten Dienste, wohnt übrigens den Gottesdiensten bei Tag und bei Nacht an."

„Ich weiß nicht, wie ich von dem Gottesdienste reden soll, den sie nicht sowohl wie Jungfrauen, sondern wie Engel halten. Ihre Stimme spricht noch wunderbarer zum Herzen als zum Ohr; der Gesang aller Chöre ist nur wie Eine Stimme, mit einem Ausdruck, welcher uns die Worte Pauli im Grund der Seele erfahren läßt: **Psallam spiritu, psallam et mente. Je chanterai les louanges de Dieu de coeur, mais je les chanterai aussi avec intelligence**[1]). Sie singen den gewöhnlichen römischen plainchant, nach der Ordnung der pariser Diöcese, aber ohne irgend einen Triller oder besondere Manier, was ein Zeichen von weltlichem Leichtsinn ist, ohne alle Affectation, ohne irgend Jemanden die geringste Gelegenheit zu Zerstreuung zu geben. Man hat mir gesagt, man lege allen Jungfrauen, welche aus der Welt mit künstlichen und weltlichen Stimmen kommen, ein Stillschweigen von drei oder vier Monaten auf, und lasse sie erst beim Gottesdienst mitsingen, wenn ihr Gesang wirklich ein Gebet geworden sei. Die Vorsängerin (celle qui entonne) leitet und beschließt die Psalmen und den Vorgesang (antienne) gleichsam mit sterbender, seufzender Stimme, welche einem durchs Herz geht und die Kraft der Worte Pauli erfahren läßt, daß der h. Geist unsere Schwachheit mit unaussprechlichen Seufzern vertritt."

„Sie stehen gewöhnlich um zwei Uhr nach Mitternacht auf, wie es auch die Hymnen der Kirche in den Matines, oder Morgengebete, und Laudes ausdrücken: **Nocte surgentes, aurora lucis rutilat.** An den großen Festen aber ist Alles schon um Ein Uhr auf, und schon von Mitternacht an bereitet man Alles zu, zündet die Lichte an, die ganze Kirche zu erleuchten. Da sieht man alle die heiligen Seelen erscheinen, welche sich hieher wie in eine Wüste begeben, Viele vom höchsten Stande; so daß beim ersten Schlag des Geläutes, unmittelbar nachdem die Uhr

1) Die Verständlichkeit und der den Sinn wiedergebende Ausdruck scheint den Gesang der Nonnen von Port-Royal und ihre Weise, die Gebete zu recitiren von dem sonst herrschenden bloßen Murmeln unterschieden zu haben; das Tridentinum hatte das distincte auch für die Hymnen empfohlen.

ausgeschlagen, Alles in der Kirche ist. Die Glocken dienen also nicht sowohl dazu, daß die Leute sich aus den Betten erheben, sondern daß die Seelen sich erheben und sich auf den Gottesdienst vorbereiten. So fängt man also mit dem Schlag zwei Uhr an und beschließt an den großen Festen erst um fünf, an den Werktagen aber ein Viertel vor vier. Die Laien im Schiff verstehen immer genau, was die Nonnen im Chor sprechen oder singen. Um fünf Uhr ziehen sich die Nonnen zurück und ruhen sich aus; da sie dies aber ganz angekleidet thun, sind sie mit dem Schlag sechs auf und singen Prime, das Gebet der ersten Tagesstunde, bis halb sieben, worauf ihnen dann ein Priester die Messe liest. Wenn ein Kapitel ist, wird es um sieben Uhr gehalten. Darauf geht jede auf ihre Kammer und thut ihre Arbeit, was gerade Noth thut. Es ist erstaunlich, wie geschäftig diese Jungfrauen sind und wie betriebsam; denn obgleich Töchter aus den ersten Familien des Königreichs hier sind, so ist doch Keine, die nicht wenigstens Ein Handwerk verstünde, Manche kennen deren wohl drei oder vier. Einige verstehen die Chirurgie vollkommen, Andere die Pharmacie; sie üben dies namentlich auch an den Armen, wem sie irgend Beistand leisten können und so suchen sie mit ihren Händen zu wirken, was Christus durch seine Wunder gethan: quia virtus de illo exibat et sanabat omnes. Die Einen machen Sarsche, Andere feinere Leinwand, oder Glasscheiben, oder Papparbeiten, sie binden Bücher, das Alles ohne ein Wort zu sagen. Die Kränkelnden und Genesenden suchen wenigstens die Kräuter aus; auch Diejenigen, welche ins Sprachzimmer gehen, wo die klösterliche Tugend so leicht Schiffbruch leidet, sind hinter dem verschleierten Gitter und haben ihre bestimmte Arbeit. So erfüllen sie Alle das Gebot des großen Apostels 2 Thess. 3, 6. (12.), ihr Leben ist ein Gewebe und ununterbrochene Übung seiner ganzen Lehre. Die Bücher für den Kirchengesang sind bei den Meisten mit der Hand geschrieben und gemalt."

„Nachdem man noch Tierce, das Gebet der dritten Tagesstunde, die große Messe und Sexte, das der sechsten gefeiert hat, wird um eilf Uhr zu Mittag gespeist, Brod, Gemüse und hie und da Fisch, Abends ein Ei oder Kräuter. Das große Fasten von Aschermittwoch bis Ostern halten diese Jungfrauen bis sechs Uhr Abends, ohne auch nur Wasser zu trinken; ihre einzige Speise ist

Suppe, Gemüse oder gemeine Wurzeln und Wasser. Sie gewöhnen sich so daran, daß sie einmal den Vorschlag machten, das ganze Jahr über also zu leben. Dies sind nur die gemeinsamen Kasteiungen." — Comblat erzählt freilich auch, daß er, als er einmal das Sacrament ertheilte, nur Todtengesichter gesehen habe, als wären sie plötzlich aus der Erde erstanden.

„Man verlangt jedoch nicht, fährt er fort, daß Alle in allen Kleinigkeiten gleiche Übungen beobachten, sondern nur, daß sie vor Gott und im gemeinsamen Leben sich immer als gleich anerkennen. Auch erlaubt man den Kranken dem Gottesdienst beizuwohnen, wenn sie sich auch nicht erheben, noch niederknien können, indem man die Liebe zu den Seelen höher hält und sie stärker ist als die blos äußere Ordnung. Ähnliche Nachsicht hat man mit den Neueingetretenen."

„Auch die Kostgängerinnen tragen das sogenannte kleine Gewand, um alle Weltlichkeit zu verbannen und Alles so gleichförmig zu haben, wie möglich; man hofft (sagte ihm die neuernannte Novizen-Meisterin), sie werden sich dadurch bewogen fühlen, zu leben, wie wenn sie selbst Nonnen wären. Man belehrt sie gründlich, daß wir alle religieux de la religion de J. Chr. sind, welches die Mutterregel (règle maîtresse) aller Ordensregeln (religions) ist, daß die geistlichen Orden nur besondere Mittel sind, dem Evangelium gemäß zu leben; während die Leute in der Welt sich verpflichten, in ihrem Hause dem Evangelium gemäß zu leben. Man zeigt ihnen, daß alle Christen, welche ja in ihrer Taufe Christum angezogen haben, noch mehr verpflichtet sind, in seinem Leben zu leben, als die Glieder geistlicher Orden, welche ihr Ordensgewand angelegt haben. Denn dies ist nur eine Ceremonie, das Andere aber ein Sacrament. Galat. 3, 27."

Bezeigt nun eine Kostgängerin ein nachdrückliches Verlangen, der geistlichen Körperschaft ganz einverleibt zu werden, so tritt sie in das kleine Noviziat ein, behält aber dasselbe Gewand bei. Hier werden auch Diejenigen geprüft, welche von der Welt herkommen und um Aufnahme bitten. Sie wohnen allen Gottesdiensten mit an, ohne daß man sie verpflichtete, alle die strengen Übungen zu theilen. Man beobachtet sie zu jeder Zeit, wenn sie sich dessen am wenigsten versehen, um sich zu überzeugen, ob es Leichtsinn oder Ekel an der Welt, oder ein Misgeschick oder wirkliches Verlangen

nach der Heiligung war, was sie in das Kloster geführt hat. Ihre Neigungen, ihre Mängel werden beobachtet, welche sie ablegen können, welche nicht, welche man tragen und dulden muß. Man ermahnt sie, man betet für sie. Früher war ein besonderes Noviziat in Paris, Eins in Port-Royal des Champs; jede Novize mußte durch beide gehen und zur Aufnahme die Stimmen der Novizenmeisterinnen in beiden Häusern haben. Sie beobachten strenges Stillschweigen und brechen es nur auf Geheiß der Meisterinnen bei den Conferenzen oder wo es sonst nöthig ist. Erst bei ihrem Eintritt ins große Noviziat legen sie das Ordensgewand an und können gewöhnlich dann das Gelübde ablegen, wann sie wollen. Die Anderen aber, welche man nicht stark, nicht berufen erfunden hat, können ohne Beschämung zurücktreten, da sie sich durchaus nicht gebunden und dasselbe Gewand getragen haben, wie die Kostgängerinnen. Sie können aber bleiben so lange sie wollen, ihr ganzes Leben über; Manche blieben zehn, zwölf Jahre in diesem kleinen Noviziat, man verlangt von ihnen kein Kostgeld, sie nehmen an denselben Wohlthaten, an denselben Gnaden Theil, wie die Professen, ohne dieselben Verbindlichkeiten zu haben."

„Zur Pflanzung und Bewahrung dieses stillen Geistes, dieser ruhigen, festen Weisheit und Einfalt, zur Zufriedenheit in der Einförmigkeit trug es viel bei, daß die Kostgängerinnen, aus welchen sich der eigentliche Leib der Schwesterschaft großentheils ergänzte, meist schon im dritten oder vierten Jahre hieher kamen. Maria Magdalena dû Fargis d'Angennes, die nahe Verwandte von Retz, war seit ihrem zweiten Jahre innerhalb dieser den Weltgeist ausschließenden Mauern"[1]). —

1) Als Comblat sie fragte, ob denn wohl auch die Weltleute selig werden können, erwiderte sie: Ich kann ihre Lebensweise nicht begreifen, noch sie mit dem Leben Christi in Übereinstimmung bringen. Ich begnüge mich, meine Ansichten auf die abgeschlossene Welt unseres Klosters zu beschränken und überlasse das Übrige dem Gerichte Gottes. Comblat schüttete gegen sie seinen Schmerz aus über die bloße pharisäische Gerechtigkeit, womit nicht blos Welt- sondern auch Klosterleute sich schmeichelten; „klagen sie sich, sagte er, in der Beichte auch der Sünden, oft ganz äußerlicher gegen das natürliche Gesetz, gegen das des Alten Bundes an, so scheint ihnen doch die Betrübniß darüber, daß sie im evangelischen Gesetze nicht fortgeschritten sind, durchaus fremd, und so schlafen sie auf ihren eingebildeten Tugenden ein. Kann man auch selig werden, wenn man solchen Verblendeten Absolution und das Sacrament geben soll? Heißt das nicht Christum den Juden überantworten und den Verbrecher freisprechen?" — „Darauf Acht zu haben, ist Eure Sache, antwortete dû Fargis, unsere Erwägung beschäftigt sich damit nicht. Ich kann Ihnen nur

Comblat hatte auch mit Angelica von St. Johann eine Unterredung. Er sagt: „Ich glaubte zuerst mit einem Manne zu reden, nicht mit einer Jungfrau, so ernsthaften, festen und tiefen Geistes ist sie, zugleich von unaussprechlicher Bescheidenheit, die mir zeigte, daß keine Zeit zu verlieren sei.“ Sie warnte ihn, daß er sich nicht irre machen lasse; allerdings nur Wenige gehen in die lauteren Grundsätze des Evangeliums ein; der Herr hat es vorausgesagt, er offenbare sie nur dem, für welchen er es gut findet; nur er kennt sie. Angelica preist die Herrlichkeit des neutestamentlichen Priesterthums und stellt über jede andere Verantwortlichkeit die Rechenschaft, die der Beichtvater abzulegen hat, er, der die Seelen bereit machen soll für das göttliche Gericht. Sie zieht viele Bibelstellen in lateinischem Texte an.

„Die Nonen, das Gebet der neunten Stunde, spricht man in Port-Royal um halb drei Uhr und darauf folgt nicht selten eine Predigt.“ — Es fiel unserem guten Mönche auf, daß die Kanzel, obgleich ohne alle Ziererei, wie ein Altar geschmückt sei. „Dies zeigt, sagt er, daß sie beinahe eine eben so große Verehrung für das Wort Gottes haben, wie für das Sacrament. Um vier Uhr wird Vesper gesprochen und um fünf Uhr zu Nacht gespeist; um sechs Uhr sind die Complete, die Gebete zum Schluß des Tages, wobei eine Nonne das Evangelium des Tages für die Nonnen und für die Anderen außerhalb, am mittleren Gitter stehend, verständlich genug liest.“

„Die Offiz zum Ablegen des Gelübdes, die Fragen und Antworten, scheinen von Arnauld abgefaßt zu sein; sie waren nur handschriftlich. Ich hörte dabei die schönsten Stellen der h. Schrift, besonders der Psalmen, zu jeder einzelnen Ceremonie, z. B. bei der Anlegung des schwarzen Schleiers: **Abscondat te Dominus in abscondito faciei suae.**“

„Neben dem Kloster sah ich die aus der Welt zurückgezogenen sechs Priester und etwa eben so viele Laien. Diese sind meist mit den äußeren Angelegenheiten des Klosters beschäftigt. Ihre Regel

sagen, ein Mönch, der sich für Andere ins Verderben stürzt, wird sehr unglücklich sein. Ist man aber wahrhaft berufen, darf man darum seinen Beruf nicht aufgeben, sondern muß seine Pflicht thun gegen die Großen und die Kleinen und für Christum sterben, wie er für uns gestorben ist.“ — Eine Nonne gemahnte ihn, daß Schlaffheit in predigen eben so gefährlich für die Seelen sei, als feige Menschengefälligkeit im Beichtstuhl.

ist, daß man um vier Uhr aufsteht, Manche thun es schon um zwei; bis zwölf bringt man die Zeit unter Gebet und Studium hin. Dann begiebt man sich in ein Refectorium, wo man Suppe, Gemüse, ein wenig Wein und Fleisch speist; aber in den großen Fasten speist man erst um sechs Abends. Nach dieser Mahlzeit besprechen sie sich zusammen oder gehen Einige in die Waldungen der frischen Luft wegen. Von drei Uhr bis zu dem Abendessen um sieben wird wieder gearbeitet." — Man hatte Comblat den übeln Dienst gethan, ihn diesen Männern als einen zu strengen Eiferer vorzustellen, daher sie mit ihm besonders kurz waren. Er tröstet sich darüber damit, daß es Gottes gnädiger Wille gewesen sei: Qui ligat aquas in nubibus suis ut non pariter erumpant deorsum. Sie sagten ihm, man müsse sich, um das Evangelium zu predigen, in die Nothwendigkeit dazu versetzt sehen und es müsse uns geboten sein; dann allerdings dürfen wir nur Den fürchten, der Leib und Seele in die Hölle verderben kann. —

Comblat kann nicht umhin, auch von den Dienstboten noch insbesondere zu reden. Er fand vier Schuhmacher, welche in erbaulichem Stillschweigen zusammen arbeiteten; er besuchte einen auf seiner Kammer und fand ihn auf den Knien, wie er die lateinische Bibel las, denn es war ein Mann von Stande. Außerdem wurde er durch die Bekanntschaft mit dem Schlosser und dem Tischler erbaut.

„Der Pförtner, ein Mann von Stand, übt drei oder vier Handwerke, ob er gleich nur Eine Hand und Einen Fuß gebrauchen kann. Er versieht sein Amt als Pförtner, macht Besen, lehrt die kleinen Kinder, die vom Lande herkommen, den Kirchengesang, Lesen und Schreiben und ist sehr mildthätig gegen die Armen, die sich zu jeder Stunde einstellen."

Der gute Mönch hätte wohl in Port-Royal sterben mögen; sein Orden soll ihn aber später auf Befehl des Hofs haben verhaften und in eins seiner Häuser einsperren lassen. Und seitdem hat man nie mehr von ihm reden gehört. —

Die Uneigennützigkeit Port-Royals, daß keine Postulantin zu arm war, um das Gelübde der Armuth abzulegen, und keine so reich, daß sie die Aufnahme hätte erkaufen können, ließe sich mit zahlreichen Beispielen belegen. Während der Zeiten der härtesten Verfolgung und bei drohender Zerstreuung und Gefangenschaft hatte

man eine harte Probe bestanden. Madame de Creve-Coeur hatte als Wohlthäterin 80,000 Franks dem Kloster gegeben, welche man sogleich zu Bezahlung von Schulden, zu Unterstützung Fremder, zu Erbauung einer Wohnung für sie ausgab. Sie erklärte, nur in der Nähe der Nonnen ihr Leben beschließen zu wollen. Nun kam sie aber die Caprice an, Nonne zu werden. Nachdem sie ihre Novizenzeit über wenig Berufung gezeigt hatte, wurde ihr die Aufnahme als Nonne einstimmig verweigert, ob man gleich die Folgen voraus sah. Ohne mit ihr den Rechtsweg zu versuchen, nahm man große Summen auf und zahlte ihr die Einlage zurück. Sie aber schrieb als Werkzeug der bittersten Feinde Port-Royals Schmähschriften dagegen.

Die Mitgiften von neueintretenden Nonnen aus wohlhabenden Familien wurden als Geschenke angenommen; Arme, zumal arme Klöster, erhielten stets ihren Antheil daran. Einmal traten zwei Schwestern zumal ins Noviziat; die Eine, welche 3000 Livres von ihrer Pathe hatte, wurde aufgenommen, der Anderen, die nichts hatte, das Geld gegeben. Ein Geschenk von 24,000 Franks schickte man sogleich weiter an ein armes Kloster, und während die Urkunde über eine solche Schenkungssumme bei dem Notar ausgestellt wurde, geschah es, daß zu demselben der Pfleger Port-Royals kam, welcher nichts darum wußte, um durch seine Vermittelung für dringende Bedürfnisse Geld zu entlehnen. — Diese Selbstentäußerung war zugleich eine Brücke, den Geist der Reform, den Geist St. Cyrans auch in anderen Klöstern einzuführen. — Die große Angelica hatte ihnen eingeschärft, ihre Noth nicht sogleich ihren Freunden zu eröffnen. Meine Töchter, sprach sie, wir haben das Gelübde der Armuth gethan; heißt das auch arm sein, wenn ihr Freunde habt, welche stets bereit sind, euch von ihrem Reichthum mitzutheilen? Man nahm gewöhnlich keine anonymen Geschenke an. Ein Unbekannter brachte 37 Louisdor und sagte, man solle für den Geber beten. Die Haushalterin antwortete: Sagt ihm, wir seien verpflichtet, ohne Geld für ihn zu beten; nehmt Alles zurück, wir verkaufen unsere Gebete nicht! — Erst auf nähere Erklärung hin wurde die Gabe angenommen.

Vertraute Unterredungen von Freunden.

Mehr persönliche Mannigfaltigkeit haben die Freunde von Port-Royal, selbst die Einsiedler. Der Einzelne tritt mehr aus der Masse hervor; ein Theil charakterisirt sich selbst durch seine Schriften.

Ehe wir jedoch zur Schilderung der Einzelnen übergehen, wollten wir ein Bild ihres Zusammenlebens haben. Das oben von Comblat Mitgetheilte ist nur ein Rahmen, giebt uns nur die Regel des Lebens; die Schriften dieser Männer genügen uns nicht, wir möchten auch ihre Gespräche ungesehen belauschen. So etwas dürfen wir bei den Geschichtschreibern von Port-Royal nicht suchen. Allein da kommt uns der aufmerksame Horcher Des-Lions, unser vertrauter Freund, zu Hülfe und läßt uns in seinen Tagebüchern Theil nehmen wenigstens an den Unterredungen vertrauter Freunde Port-Royals.

Im Herbst 1670 war Des-Lions mehrere Wochen mit dem großen jansenistischen Prediger, dem Oratorianer Desmares, und mit einigen anderen jansenistischen Theologen, wie es scheint, auf einem Gute des Herzogs von Liancour zusammen. Desmares sprach sich hier ohne Rückhalt sehr kräftig über die Angelegenheiten der Kirche aus. Den Probabilismus nannte er das größte Kunststück des Teufels, um die Gewissen zu regiren. „Denn vermittelst desselben können die Jesuiten in ihren Predigten, wie Bourdalou thut, eine strenge Lehre aufstellen und sich dadurch die allgemeine Achtung gewinnen, während sie eben durch denselben Probabilismus im Beichtstuhl und bei Consultationen Alles, was sie gepredigt haben, wieder aufheben." (Um eben diese Zeit sagte der Erzbischof von Paris zum Cardinal Bouillon, die strenge Lehre sei schon gut für junge, unerfahrene Leute, wenn man aber einmal älter werde, gehe man doch auf den Probabilismus ein.) — Die völlige Armuth der Theatiner schien Desmares Gott zu versuchen. Die Mönche seien immer auf den beiden Extremen der Armuth oder der Üppigkeit und Habsucht. Er wollte auch den Einwurf nicht gelten lassen, daß viel mehrere Theatiner zu Heiligen erklärt werden, als Weltgeistliche. Man bringe oft falsche Zeugen vor, wie dies bei Ignaz geschehen sei. Die Curie, welche bei Jansen in Thatsachen habe täuschen wollen (a voulu surprendre), welche vor Aller Augen liegen, werde es noch viel mehr bei Verborgenen thun. Es würde

ihm schwer ankommen, allen den neuerdings Kanonisirten Messen zu lesen. Die neuliche Kanonisation von Franz von Sales sei in mehreren wesentlichen Punkten falsch, z. B. daß er die Liebe Gottes in der attritio lehre. Franz habe den Philosophen Epiktet einen christlichen genannt, da er doch einer der größten Feinde Christi gewesen sei. Man sei nicht versichert, daß Gott die Curie weniger bei den Kanonisationen verlasse, als bei Sachen der Lehre und der Religion. Was aber den Wunderbeweis (bei Kanonisationen) betreffe, so könne vielleicht die Weissagung von den falschen Wundern in der Schrift darauf gehen, da nicht angegeben sei, ob die Falschheit Denen zukomme, welche die Wunder thun, oder Denen, welche über Wunder richten, die man ihnen von weit her bringt und deren Autorisation sie in alle Welt ausgehen lassen.

Unter dem 18. September bemerkt Des-Lions wohl auch als Gedanken von Desmares, man habe in den ersten Jahrhunderten das Dogma von der Untrüglichkeit der allgemeinen Concilien nicht gekannt; es war namentlich nicht Augustins Ansicht. So viel sei aber gewiß, daß ein Concil, in welchem die Freiheit durch Gewalt unterdrückt ist, irren könne. Um über das von Trient zu entscheiden, müßte man die Acten haben, wie von den übrigen. „Gewiß ist aber, daß die meisten Dinge darauf nicht conciliariter behandelt und geprüft worden sind." Der Pabst habe selbst in Gegenwart der Gegner zu ihm gesagt, das Concil habe Alles an den Willen des heiligen Stuhls verwiesen.

„Nach Tisch, heißt es, sprach man stark von der Kelchentziehung; man untersuchte, seit wann sie geschehen. Der Pater sagte, es sei dies besonders davon gekommen, daß Viele ein Grauen hatten, Einer nach dem Anderen aus demselben Kelch zu trinken. Andere brachten vor, daß zu St. Leos Zeiten Mehrere sich desselben enthielten, dieser es aber verbot, um die Manichäer zu kennen, welche sich dahinter verbargen. Es sei eine Überschreitung der Ordnung (excès) von Seiten des konstanzer Concils gewesen, den Priestern unter der Strafe der Excommunication die Administration der beiden Gestalten zu verbieten und eine Feigheit von dem Tridentiner, diese Frage an den Pabst zu überweisen, der sie auch nicht einmal weiter geprüft habe. Man müsse sich in Allem an die Schrift und an die Tradition halten; worüber Gondren gesagt habe, die Kirche könne nie über die unbefleckte Empfängniß Marias entschei-

den, weil weder in der Schrift noch Tradition etwas darüber gesagt sei."

„Desmares erzählte auch, Sirmond habe zu Bellarmin gesagt, was er vom Pabst geschrieben habe, sei nicht die Ansicht des Alterthums, worauf dieser gesagt habe, er wisse es wohl, allein gegenwärtig müsse man anders reden und schreiben." —

Le-Tourneux und andere Beichtiger des Klosters.

Von Arnauld heißt es nur, daß er eine häufige Erscheinung in Port-Royal gewesen sei. Er fehlte an keinem großen Feste des Kirchenjahrs. Er, Sacy, welcher den größeren Theil des Jahres hier war, und Ste. Marthe feierten bei den großen Festlichkeiten die Messe; Arnauld und Sacy hielten auch die Lobreden auf die ausgezeichneteren Personen, welche man zur Beerdigung hieher brachte.

Ste. Marthe war von 1669 bis 1679 meistens wieder in seinem Beichtvatersberufe gegenwärtig. Bourgeois, ein vertriebener Doctor der Sorbonne, welcher 1645 als Gesandter der Bischöfe, die Arnaulds Schrift gegen das häufige Communiciren approbirt hatten, in Rom gewesen war, kehrte auch nach Port-Royal zurück. Auch er hörte die Beichte der Nonnen und besonders der Dienstboten; Borel, früher Lehrer an den Schulen, beichtete die Jungfrauen, welche ohne Gelübde hier wohnten. —

Unter den Geistlichen, welche sich nach Port-Royal zurückzogen, war Thibout, welcher, von seiner Stelle eines Domherrn von St. Thomas du Louvre verdrängt, hier Schutz fand. Diese Gastfreundschaft machte Port-Royal jedesmal viele Feinde. Er lebte hier bis 1688, wo er in einem Alter von 91 Jahren starb. Sein Freund Fournier, mit welchem er das fromme Zusammenleben der Chorherrn zu erneuern suchte, machte sich jahrelang bittere Gewissensbisse darüber, daß er zwei geistliche Pfründen hatte, ob er gleich aufs ärmlichste lebte und die Einnahmen darauf verwandte, rechtschaffenen, unbemittelten Leuten, besonders Geistlichen (wahrscheinlich hauptsächlich Jansenisten), welche in Paris Geschäfte hatten, unentgeldlich Obdach zu geben. Eben deshalb und weil er die feste Absicht zeigte, die eine Stelle niederzulegen, sah Sacy ihn schon als vor Gott davon befreit an und wartete mit der äußeren Ausführung, bis sich ein geeigneter Mann zeigte, dem diese Stelle

übertragen werden könnte. Diesen bezeichnete ihm Sacy in der Person Le Tourneurs. Es war aber dieses der letzte Fall, daß der Hof eine solche Entsagung einer Stelle zu Gunsten eines Anderen einem Jansenisten gestattete. Man kam daher in Gewissensnoth; einerseits erkannte man das Bindende der alten Kirchengesetze an, daß Keiner mehrere Pfründen mit geistlichen Verpflichtungen haben dürfe; andererseits war die Frage, ob ein Geistlicher, welcher solche Einkünfte gewissenhaft zu guten Zwecken verwendete, verpflichtet werden sollte, auf einen Theil derselben zu verzichten, die dann ein Raub der heißhungrigen Wölfe (loups béants) werden würden, wie La-Chaise die sein Vorzimmer belagernden Stellenjäger nannte. —

Le Tourneux machte in der Normandie großes Aufsehen als Prediger. „Nachdem er nun lange Anderen gepredigt hatte, sagt Fontaine, faßte er kurzweg den Entschluß, auch sich selbst zu predigen. Er wandte alle Wahrheiten, welche er verkündigt hatte, auf sich selbst an. Am meisten beschämten ihn die Wahrheiten, welche die Berufung zum Priesterthum anbelangten. Er verglich, was er in den Vätern gesehen hatte, mit dem, was er selbst gethan hatte; er fand so wenig Übereinstimmung, daß er sich selbst als einen Usurpator des Priesterthums Christi verdammte, wozu er sich selbst ohne viel Überlegung vorgedrängt habe, ohne es sich viel anfechten zu lassen, ob Gott ihn rufe, wie der Vater den Sohn gerufen habe. Er gedachte Nadabs und Abichus. Mit welcher Freude begrub er seine seltenen Talente in den Staub? Zu welchem Trost gereichte es ihm, diese Stimme, bisher eine lauttönende Trompete, zum Schweigen gebracht zu sehen, zur Strafe dafür, daß er nicht gewartet hatte, bis Gott ihm selbst die Zunge löse, um mit den Menschen zu sprechen." Er legte das geistliche Gewand und sein Amt nieder und legte das graue Bußgewand an.

Le Tourneux bat dü Fosse, welcher seit seiner Freilassung aus der Bastille in seiner Heimath, der Normandie, gewesen war, aber 1669 nach Paris in das lateinische Quartier zurückkehrte, sich an ihn anschließen zu dürfen. Hier lernte er die Männer von Port-Royal kennen, Sacy nahm ihn auf Fosses Fürsprache als Beichtkind an. Er studirte eifrig die Theologie und widmete sich schriftstellerischen Arbeiten aus den Kirchenvätern über Messe und die

anderen Sacramente. Er gewann 1675 bei der Akademie den Preis der Beredtsamkeit durch eine Rede über das: Eins ist Noth.

Seit 1679 arbeitete er an der Année chrétienne. Pelisson, welcher von der reformirten zur katholischen Kirche übergetreten war, glaubte denselben Schritt Vielen durch eine Übersetzung der Messe zu erleichtern, da Manche behaupteten, es kommen Abscheulichkeiten im Text derselben vor. Er ließ Le Tourneux durch das Parlamentsmitglied le Vayer auffordern, eine kurze Erklärung über jedes Evangelium zu schreiben; dieser that es und faßte den Hauptinhalt eines jeden in einem Gebet zusammen. Dazu gab er in Kürze das Leben des Heiligen jeden Tags. Er begann das Werk mit dem Carême Chrétien. (Siehe Beilage XXXVIII.)

Ob er gleich auch durch diese Arbeit bei dem Erzbischof von Paris sich schlecht empfahl, erhielt der Herzog von Roannes, Pascals Freund, für ihn die Bestätigung als Beichtvater von Port-Royal (1681). Allein er blieb es kein volles Jahr. Le Vayer, Marguillier-d'honneur der Pfarrei St. Benoit in Paris, lud ihn ein, in dieser Kirche die Fasten 1682 über zu predigen. Die Kanzel war durch die Flucht Quesnels erledigt. Die Weiber, welche die Sessel in der Kirche vermietheten, fürchteten schon wegen seines abstoßenden Äußeren Verlust durch ihn zu leiden. Als seine Predigten Aufsehen erregten, erkundigte sich der König über ihn bei Boileau; Alles laufe ihm ja nach. — Eure Majestät weiß, erwiderte Boileau, daß man immer dem Neuen nachläuft und das ist ein Prediger, welcher das Evangelium predigt. — Da der König ihm sagte, er solle ernstlich seine Meinung sagen — was wohl so viel war, als ihm eine Erklärung über den Jansenismus abverlangen — antwortete Boileau: Wenn er auf die Kanzel steigt, macht seine Häßlichkeit so bange, daß man wünscht, er möchte wieder herunter gehen; fängt er aber zu sprechen an, so fürchtet man, daß er die Kanzel verlasse. — Als einmal im Kreuzgang von St. Benoit die vielen Lakaien Lärmen verursachten, nahm er davon Gelegenheit auf das Störende der Prunksucht und auf die Pflicht der Herrschaften, ihre Dienstboten unterrichten zu lassen, aufmerksam zu machen.

Seine Predigten zum Theil hatten die Folge, daß er Paris verlassen mußte. Der Erzbischof von Rouen hatte sich ihm längst günstig bezeugt. Er führte auf seinem Priorat Villiers ganz das

Leben eines Büßenden. Er erzog eine Anzahl junger Leute auf seine Kosten für die Kirche, schrieb Bücher für die Gläubigen, baute seinen Garten, von dessen Gemüsen er lebte.

Im Jahr 1682 waren auch die ersten zwei Bände seiner Année chrétienne erschienen: Man verbot ihm die Fortsetzung und entzog ihm eine Pension von 1000 Franks, die er vom Hofe hatte.

Allein schon die Hälfte, sechs Bände, von Advent bis Ostern, waren fertig, als er 1686 nach Paris reiste, um den Erzbischof persönlich für die Erlaubniß zum Druck zu gewinnen. Da starb er plötzlich während des Ankleidens am zweiten Tage seines Aufenthalts. Er hatte seine Freunde ersucht, Gott zu bitten, daß er ihn so lange leben lasse, bis er diese Arbeit vollendet hätte[1]). — Zwei Jahre nach seinem Tode wurde durch die pariser Officialität auch die Übersetzung des römischen Breviers verdammt, welche er mit Ariste gemacht hatte. Da dieses überhaupt den Übersetzungen der Bibel und der Meßbücher galt, sah sich Arnauld veranlaßt: La défense des versions de l'Ecriture sainte, des offices de l'église et des ouvrages des pères et en particulier de la traduction du bréviaire contre la sentence de l'official (Köln 1688 in 12) zu schreiben.

Tillemont.

Ihm schließt sich ein Mann an[2]), welcher zugleich am verborgensten gelebt hat und einer der berühmtesten Männer von Port-Royal ist. Er war zum Beichtvater für die Nonnen, von Sacy

1) D'Avrigny drückt ganz den Neid der Jesuiten, welche bisher besonders die Weiber mit Andachtsbüchern versehen hatten, aus, indem er zum Jahr 1695 schreibt: Der Pabst ließ am 17. September die année chr. in den Index setzen. Dies war nicht anders zu erwarten, da sie nur eine Übersetzung des Breviers ist, welche mit der des 1660 proscribirten Missales verbunden ist. Dieses Werk war und ist noch sehr Mode bei Frauen einer gewissen Frömmigkeit. Solche, die nicht auf besonders viel Verstand Anspruch machen, machen daraus ihre gewöhnlichste Lectüre und bewundern die Belehrung, die sie darin finden; andere machen daraus den Schmuck ihrer Bibliotheken. Ein Dutzend schön gebundener Bände hat etwas dem Auge Wohlgefälliges. Darnach mag man den Schmerz beurtheilen, welchen die Censur den Weibern gemacht hätte, wenn sie sich in Frankreich um den Spruch Roms kümmerten.

2) Hierher würde auch ein anderer Beichtvater von Port-Royal, Sacy, gehören. Allein wir verschieben seine Charakteristik bis zu seinem Tode, vor welchem sein Wesen sich uns noch besonders deutlich darstellt.

zu seinem Nachfolger bestimmt. — Das Leben weniger ausgezeichneter Männer ist so arm an äußeren Ereignissen, als das des berühmten Historikers, Sebastian Lenain de Tillemont. Auch rührt das nicht vom Mangel an Nachrichten her[1]). Um so reicher oder doch reiner war sein inneres Leben.

Sein Vater, maître des requêtes, war mit seinem juridischen Wissen und Muth für Port-Royal eine Stütze in den Zeiten der Noth. Er selbst ist geboren zu Paris am 30. November 1637. „Wenn man von Jemanden sagen kann, daß die Taufgnade alle Neigungen von Anfang an aufs Gute gelenkt habe, so ist es bei ihm." Neun Jahre alt kam er in die Schulen von Port-Royal. Die Lehrer erkannten bald bei ihm seine Neigung zur Geschichte; unter den Autoren liebte er am meisten Livius, wenn er ihn einmal zur Hand nahm, legte er ihn nicht gerne aus der Hand, ohne ein ganzes Buch gelesen zu haben. Von Anfang, schreibt Clemencet, beurkundete sich sein Beruf zu den Wissenschaften, worin er sich nachher ein so schönes Verdienst begründete, durch das untrüglichste Kennzeichen, durch freiwilligen, ausdauernden Fleiß. (Einer seiner Lehrer erzählt, während die anderen Knaben in den Erholungsstunden spielten, habe er alphabetische Verzeichnisse für Geschichte und Geographie angelegt.) Bald bezog er Alles auf die Geschichte der Kirche, als auf den Mittelpunkt seines geistigen Lebens. Früh fing er an Baronius zu lesen und bald war Nicole

1) Tronchay, Domherr von Laval, lebte die letzten acht Jahre mit Tillemont zusammen. Sogleich nach dessen Tode schrieb er dessen Biographie. Er besaß auch eine Sammlung von frommen Betrachtungen, welche Tillemont selbst aufgesetzt hatte, und die Tronchay mit den Geständnissen Augustins vergleicht. „Diese Betrachtungen sind größtentheils die Herzensergießungen Tillemonts, welche er niedergeschrieben hatte, nur um sich manchmal selbst die Gedanken vorzustellen, welche Gott ihm beim Lesen der Väter gegeben hatte; sie sind die Prüfung seines Innern vor Gott." — Diese handschriftlichen Sammlungen theilte Tronchay mehreren Freunden mit und Einer derselben hatte die Indiscretion, eine unvollständige Ausgabe zu machen in der Idée de la vie et de l'esprit de Mr. Lenain de Tillemont. Nancy 1706. in 8. 159 Seiten. Dies veranlaßte Tronchay zur Herausgabe von: Vie de M. Lenain de Tillemont avec des réflexions sur divers sujets de morale et quelques lettres de piété. Cologne 1711 in 8. 146 und 380 Seiten. Auf einige Erörterungen über die Verhältnisse des Stifters der Trappisten und Port-Royals bezieht sich: Lettre de M. Lenain-de-Tillemont au R. P. A. J. Boutillier Rancé, abbé de la Trappe et les réponses de cet abbé. Avec un discours préliminaire, des éclaircissemens sur les faits qui y sont rapportés, et plusieurs lettres et pièces justificatives. A Nancy, chez J. Nicolai 1705. in 8. 167 Seiten. — Der Herzog von Orleans erbaute sich auf seinem letzten Krankenlager oft aus obiger Biographie Tillemonts.

oft verlegen, ihm auf seine Fragen darüber Auskunft zu geben; er sagt, er habe gezittert, wenn er den jungen Tillemont auf sich habe zugehen gesehen. Darüber versäumte er nicht, sich mit den Philosophen, namentlich mit den neueren, bekannt zu machen. Auch Theologie studirte er, aber auch diese quellenmäßig (seit dem 18. Jahr) in der Bibel und den Vätern. Damals kam er auf den Gedanken, alle Nachrichten über die Apostel und über die apostolischen Männer nach der Methode der Annalen des Usserius zu sammeln.

Seine ängstliche Gewissenhaftigkeit hielt ihn lange ab, sich für einen Stand zu entscheiden. Um 1660, als ohnedies die Schulen von Port-Royal gesprengt wurden, begab er sich in das Seminar zu Beauvais, wo er gegen zehn Jahre blieb und besonders an den gelehrten Hermant sich anschloß. Seine Bescheidenheit fühlte sich gefährdet dadurch, daß solche gelehrte Männer ihn über historische Gegenstände um Rath fragten. Der Bischof hoffte sogar ihn zum Nachfolger zu bekommen. Um 1670 siedelte er sich zwischen Port-Royal und Chevreuse an. Sacy arbeitete damals an dem Leben des heiligen Ludwig; Tillemont las zwei Jahre lang unermüdet Urkunden und machte Auszüge zu diesem Zweck; als Sacy die Biographie unvollendet ließ, gab er dieselben zu dem nämlichen Vorhaben an de la Chaise[1]).

Die Absicht Sacys war, ihn zu seinem Nachfolger als Beichtvater der Nonnen zu machen. Er empfing 1672 das Subdiakonat. „Ganz Port-Royal sprach zu Gott: Laß erkennen den, welchen du gewählt hast! es hielt in Gebeten und guten Werken an, um ihm die Fülle des h. Geistes für seine Ordination zu erhalten. Sie geschah am 21. März 1676. Seine erste, aber stille Messe feierte er am 25. August, am Tage des heiligen Ludwig, bei den Jakobinern in Gegenwart von Arnauld und Sacy. In der Zwischenzeit hatte er sich in Einsamkeit und Buße darauf vorbereitet. Drei Tage darauf, am Tage St. Augustins, hielt er seine feierliche Messe in Port-Royal, wobei Hermant, der Domherr von Beauvais, als Unterdiakon administrirte. Nach dem Gebrauch der alten Kirche segnete er die Assistenten am Ende der Messe ein." — Er

1) Vie de St. Louis, donnée par M. de la Chaise, 1688 in 12., 2 Bände. Dieser de la Chaise ist nicht mit dem Beichtvater Ludwigs XIV zu verwechseln, er war ein Freund Pascals.

baute sich nun ein Häuschen im Hofe des Klosters. Allein schon nach zwei Jahren wurde auch er vertrieben.

Er zog sich nun nach dem Landsitz Tillemont, eine Stunde von Paris, auf der Seite von Vincennes. Zwei Jahre nachher machte er eine Reise nach Flandern, um Arnauld und andere flüchtige Jansenisten zu sprechen. Er ging auch nach Holland, wo er „die größten Männer unter den dortigen Katholiken“ [1]) besuchte und besonders mit dem Bischof von Castorie Freundschaft schloß, der ihm auch sein Buch Amor poenitens schickte. Wegen der Strenge seiner Studien nöthigten ihn seine Freunde von Zeit zu Zeit zu Fußreisen; er stieg dann aber gewöhnlich nicht bei ihnen ab, sondern wo möglich in den Klöstern der ihm sehr befreundeten Benedictiner. Auch den Stifter der Trappisten besuchte er, da er selbst Ascese über Wissenschaft stellte; aber sein Gesichtspunkt war freier als der des strengen Mönchs. Gerne wallfahrtete er auch an die Orte, wo die Märtyrer geblutet hatten; er versicherte, die Christen der ersten Jahrhunderte haben noch größere Verehrung für ihre Reliquien gehabt, als die gegenwärtige katholische Kirche. Der Einwurf der Protestanten, der Reliquiendienst dieser sei ein später Misbrauch, komme nur von ihrer Unkenntniß der ersten Jahrhunderte des Christenthums her.

Mit dem ersten Bande seiner Kirchen-Geschichte hatte er sogleich das Unglück, daß der Censor über einige Punkte Ausstellungen zu machen hatte. Da es nicht Glaubenssachen waren, beharrte Tillemont auf seinem Rechte des kritischen Historikers. Der Censor wollte namentlich die Behauptungen Tillemonts nicht durchgehen lassen, daß vielleicht weder Ochs noch Esel in dem Stalle war, wo Christus geboren wurde, daß die Magier offenbar nach der Reinigung kamen, daß Maria, das Weib des Kleophas, wirklich die Schwester der h. Jungfrau sein konnte. Tillemont war

1) Es ist eine Schwachheit der Jansenisten, daß sie die Bedeutenderen unter den Ihrigen, die Einsiedler von Port-Royal insgemein „große Männer nennen;“ Dr. Arnauld läuft bei ihnen ohnedies unter diesem Namen, hundertmal heißt es le grand Arnauld, wie le grand Bossuet; es fehlt nur, daß sie ihn Arnauld le grand nennen. Racine spottet darüber in seinem zweiten Briefe, indem er seine Antwort an die beiden Apologeten Port-Royals anfängt: „Je pourrais, messieurs, vous faire le même compliment que vous me faites; je pourrais vous dire, qu'on vous fait beaucoup d'honneur de vous répondre; mais j'ai une plus haute idée de tout ce qui sort de Port-Royal et je me tiens au contraire fort honoré d'entretenir quelque commerce avec ceux qui approchent de si „grands hommes.“

entschlossen, sein Werk lieber nicht herauszugeben, als sich unter das Joch solcher Bedingungen knechten zu lassen (s'asservir). Er arbeitete also an seinem Werke fort, und zwar, wie er sagte, um so ruhiger, als er nicht mehr an den Druck dachte. Diese Unannehmlichkeit veranlaßte nun, daß er sich entschloß, die Geschichte der Kaiser, also die politische, besonders herauszugeben, da für sie keine Censur eines Theologen nöthig war. Sie ist die Hauptquelle, woraus Gibbon seine Geschichte und seinen Ruhm schöpfte[1]).

Die günstige Aufnahme, welche dieses Werk bei den Gelehrten fand, bahnte auch der Kirchengeschichte den Weg. Sie beschränkt sich bekanntlich auf die sechs ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche. Die meisten Biographien der Kirchenväter und viele kirchengeschichtliche Werke, welche damals und heut zu Tage erschienen und erscheinen, sind großentheils aus diesen Denkwürdigkeiten geschöpft[2]). Es wäre zu wünschen, daß die Geschichtschreiber Port-Royals in ihrer eigenen Sache dieselbe Gewissenhaftigkeit gezeigt hätten, wie Tillemont bei seiner Aufgabe. Er zeigt, wie hoch ein Jansenist über einem Romanisten stehen kann. Bei aller Liebe zur Kirche steht ihm die zur Wahrheit doch am höchsten; selbst wo es ihm bitter Leid thut, von einer Synode, von einem Pabste Schlechtes, Irrthümer zu erzählen, wägt er nur mit dem Gewichte des Heiligthums, das heißt mit dem des Gewissens und der Wahrheit. Nicht einmal durch einen leisen Druck der Hand sucht er die Wagschale der Wahrscheinlichkeit auf die erwünschte Seite zu neigen. Selbst wo Zeugen für die Ehre der Kirche und ihrer Organe stehen, andere dagegen ihre Vergehungen und Verirrungen aufdecken, fragt

1) Histoire des empereurs et des autres princes qui ont regné durant les six premiers siècles de l'église, des persécutions qu'ils ont faites aux Chrétiens, de leurs guerres contre les Juifs, des écrivains prophanes et des personnes les plus illustres de leur tems, justifiée par les citations des auteurs originaux, avec des notes pour éclaircir les principales difficultés de l'histoire. Par S. d. T. Der erste Band erschien 1690, der sechste erst 1738.

2) Von 1693 bis 1712 erschienen die 16 Bände in 4. der Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique des six premiers siècles, justifiés par les citations des auteurs originaux, avec une chronologie, où l'on fait un abrégé de l'histoire ecclésiastique et prophane et des notes. Die Biographien von St. Athanas, St. Basil, St. Gregor von Nazianz, St. Ambrosius, welche Hermant herausgab, hatte Tillemont an ihn abgetreten.

er allein nur darnach, welche Zeugen wohl die Wahrheit besser sagen konnten und wollten[1]). —

Tillemont schrieb seine Kirchengeschichte mit Zittern und Zagen um seine Seligkeit. Er schreibt an seinen Bruder Dom Lenain, Kartheuser: „Daß ihr sagt, daß meine Memoiren erbauen, freut mich mehr als Alles, was die Anderen sagen können. Denn wenn sie nicht zum Heil der Seelen dienen, so wäre es besser, ich schliefe. Bitte Gott, ich bitte dich, mein lieber Bruder, daß ich meine Seele durch diese Arbeit rette; denn sonst schaffe ich nichts." — An den berühmten Stifter der Trappisten schreibt er, er glaube, daß la Trappe nicht Menschenwerk sei, es dürfe aber auch nur durch Gott wohlgefällige Mittel[2]) erhalten werden; „man liebt, was man thut, und man liebt sein Werk um so mehr, je größer und je mehr es von Gott ist. Man glaubt auch gerne, daß Alles, was unser Werk begünstigen kann, unschuldig, heilig und in der Ordnung Gottes ist: vae praegnantibus et nutrientibus. Obgleich meine Arbeit, verglichen mit la Trappe, nichts ist, so fühle ich doch, wie sehr ich dieses Unglück sowohl bei der Abfassung des Werkes, als in allen seinen Folgen zu fürchten habe. Ich finde Beispiele davon bei den Heiligen selbst. Verzeihen Sie mir, mein Vater, wenn ich auch für Sie fürchte, weil die größten Heiligen immer Menschen sind, so lange sie an diesem Ort der Versuchung leben." — Um wie viel mehr fürchtete Tillemont gewiß für sich von seinem Werk!

Der siebente Abschnitt seiner moralischen Selbstbetrachtungen heißt: „Gotteslästerliche (sacrilège) Eitelkeit, welche beim Studium der heiligsten Dinge zu fürchten ist." — „Wir sehen leicht ein, sagt er, daß es eine Eitelkeit von den Philosophen ist, daß sie ihren Fleiß nur darauf richten, die Creaturen zu betrachten, ihre Geheimnisse zu suchen, zu erforschen, wie alle Dinge geschehen, wenn sie nicht zur Frucht selbst kommen, welche diese Kenntniß hervorbringen muß, und die in der Erkenntniß, in der Bewunderung, im Lob und in der Liebe Dessen besteht, welcher die

1) Petitot sagt: „Der theologische Theil dieses Werks hatte den Zweck, zu beweisen, was St. Cyran über die angeblichen Veränderungen vorgebracht hatte, welche die Lehre der ersten Kirche in den spätern Zeiten erfahren hatte." — Nennt Petitot vielleicht nicht Absicht, was das unparteiische Studium als Resultat hervorbrachte? —

2) Damit will Tillemont sagen, daß Rancé sich wohl auch aus menschlichen Rücksichten gegen das Benehmen von Port-Royal ausspreche.

Creaturen geschaffen hat. Heißt das aber nicht in dieselbe Eitelkeit verfallen, wenn man viel arbeitet, um die heiligen Dinge, die Handlungen der Heiligen, die Geschichte der Kirche, ihre Disciplin, ihre Lehre, sowohl über die Mysterien, als über die Sitten kennen zu lernen, wenn man sich an dieser Erkenntniß aufhält, ohne zur Frucht selbst zu kommen, und auf den Nutzen, welchen man daraus für die Regelung seines ganzen Lebens zu ziehen hat? Fügt man dadurch nicht noch die Entweihung derselben zur Eitelkeit hinzu? Muß man nicht sagen, daß je heiliger die Dinge sind, welche wir studiren, desto schuldiger sind wir, wenn wir keinen heiligen Gebrauch davon machen und entweder auf die Eitelkeit oder auf die bloße Wißbegierde[1]) das beziehen, was uns gegeben ist, um in uns diese Leidenschaften selbst zu ersticken?"

„Mein Gott, je schwächer ich mich fühle, um diesen Misbrauch zu vermeiden, desto mehr nehme ich meine Zuflucht zu deinem allmächtigen Erbarmen. Entferne von mir den Geist der Wißbegierde. Gieb, daß ich die Handlungen deiner Heiligen nicht studire, entweder um mich selbst mit einer eiteln Vorstellung von Wissenschaft zu weiden, oder um mich mit den eiteln Lobeserhebungen der Anderen aufzublähen. Die Erfahrung belehrt mich ja, daß man darin mehr Finsterniß als Licht findet, daß man sich oft mit unsichern Conjecturen begnügen muß, daß man sich oft täuscht, wenn man sich gerade am meisten vor der Täuschung hütet. Aber auch wenn man es darin weiter brächte als alle Anderen, so kann man doch nur thun, was auch Leute ohne Frömmigkeit und Häretiker thun können, und endlich die Dämonen werden es noch besser wissen als wir. Setzen wir also unseren Ruhm darein, den Dämonen ein wenig nahe zu kommen!"

„Herr, der du uns durch dein Blut erkauft hast, gieb uns Begierden und, wenn ich wage es zu sagen, einen Ehrgeiz, welcher derer würdiger ist, die du zu deinen Brüdern und Kindern gemacht hast. Wenn doch die Begierden meines Herzens nur auf dich gerichtet wären! Und wenn denn mein Geist sich auf andere Gegenstände richten muß, weil er zu schwach ist, um sich nur mit dir zu beschäftigen, so möge ich doch über mich trauern und mich über mein Unglück demüthigen, wie ein Mann, dem der Fürst

1) Curiosité, nicht blos Neugierde, sondern die bloße Begierde etwas zu wissen.

die Aufsicht über seine Gebäude gäbe, weil er zu Geschäften, welche für die Angelegenheiten des Staates wichtiger sind, nicht fähig wäre."

„Möchte ich mich doch mit meiner Arbeit in Demuth oder vielmehr voll Beschämung beschäftigen, als mit einer wohlverdienten Buße. Wenn ich dabei eine Entdeckung mache, so möge ich glauben, es von dir, aber noch nichts Wichtiges empfangen zu haben, so lange ich nicht dich selbst besitze, du Quelle aller Wahrheit. Möge ich, indem ich sehe, was deine Heiligen gethan, gesagt, gelitten haben, es mit Danksagung und zugleich mit Schrecken betrachten, daß du mir ein Talent in die Hand legst, damit ich es fruchtbar mache, und ich mir darum Gewalt anthue, um von dir auch das zu erhalten, was du ihnen gegeben hast oder daß ich wenigstens über meine Schwachheit, welche offenbar den Lehren deiner Heiligen so wenig entspricht, beschämt werde. Wenn ich nur auf diese Weise mich des Studiums befleißigte, so würde es meinen Geist nicht aufblähen, es würde mein Herz nicht ausdorren, ich wäre immer geneigt, es gegen noch heiligere Lectüre und um mich vor dir im Gebet darzustellen, zu verlassen. Ich würde nicht unvermerkt und unter verschiedenen Vorwänden die Zeit des Studirens ausdehnen, um aus Mangel an Geschmack die anderen Übungen schuldige Zeit abzukürzen. Wenn ich nur arbeitete, um der Ordnung zu entsprechen, worein du mich stellst, so hätte ich keinen Kummer, wenn du diese Ordnung veränderst durch verschiedene Umstände, die du entspringen läßt. — Habe Erbarmen mit mir, Herr. Du siehst meine Wunden besser als ich selbst. Erzeige mir die Gnade, daß ich sie von Herzen hasse. Denn ich fürchte sehr, daß, indem ich mich verpflichtet sehe, das Verderben meines Herzens anzuerkennen, wenn ich mich in deinem heiligen Gesetze betrachte, ich im Grund meines Herzens nichts desto weniger dieses Verderben liebe. Wie kann ich auch daran zweifeln, da ich täglich die Wirkungen dieser bösen Wurzel sehe? Aber, Herr, du bist ja nur darum Mensch geworden, um das Herz der Menschen zu heilen, der Menschen, welche deiner Gnade am unwürdigsten und für deine Güte am undankbarsten sind. Erhöre doch die Gebete, welche deine Diener für mich sprechen und schaue mich in deinem Erbarmen an. Nimm mein Herz und erfülle es mit dir selbst. Laß es nicht durch den Stolz der Wissenschaft aufgeblasen, noch von Eitelkeit und Wißbegierde besessen werden. Sei allein sein Meister, wie du

auch allein sein Schöpfer bist; ohne dich kann es ja keine erlaubte und unschuldige Regung haben."

Lobeserhebungen machten auf ihn beinahe denselben Eindruck wie Beleidigungen und Verachtung auf die Anderen. Er litt bei solchen Veranlassungen augenscheinlich. Ohne daß er es sagte, zeigte es sein Aussehen und die Röthe seines Gesichtes hinreichend. Die Demuth war wesentlich sein Charakter. Während damals jeder unbedeutende Mensch, der einen kirchlichen Charakter hatte, sich Abbe nannte, lehnte er diesen Titel bestimmt ab. Ein Weltmann sagte, wohl ärgerlich über einen Priester, er habe außer Tillemont noch keinen wahrhaft demüthigen Geistlichen gekannt. — Sein mehr als einfaches Leben beabsichtigte besonders auch den Armen mehr geben zu können. Das Meiste übergab er dem Pfarrer zur Vertheilung, damit dieser dadurch zugleich die Gemeinde gewänne. Er selbst hatte eine ganz eigene ehrende Freundlichkeit im Geben seiner Almosen.

Seine Freunde und sein Beichtvater hatten ihn vermocht, gar zu strengen ascetischen Übungen zu entsagen, da seine Studien darunter leiden müßten. Doch wurde er sich mit jedem Jahre etwas strenger. Seine Asceſe war ganz geordnet und gleichmäßig. Täglich stund er um halb fünf Uhr auf. Von da bis Mittag, während des Fastens bis sechs Uhr Abends, war seine Zeit ausschließlich zwischen Gebet und Studium getheilt. Die Abwechselung von diesen beiden war seine Erholung. Nach Tisch pflegte er ein Paar Stunden zu gehen. Er schlief sieben Stunden. So nahe bei Paris lebte er in der größten Einsamkeit; Neuigkeiten fanden keinen Weg zum Geschichtschreiber der ältesten Kirche. Indem er vor Gott seine Liebe zur Zurückgezogenheit prüft, sagt er: „Ich liebe allein zu sein, vielleicht nur weil ich so mehr Freiheit habe, meinen guten und bösen Neigungen zu folgen. Nichts unterbricht meine Arbeit. Liebe und suche ich aber, mein Gott, dich dabei?" — Den Kirchengesang liebte er besonders und componirte selbst. Es freute ihn, wenn man kleine Kinder mit in die Messe nahm. Statt zu fürchten, daß sie durch ihr Weinen stören möchten, sagte er mit einem Kirchenvater, ihr Schreien seien ihre Gebete und Gott sei nicht gleichgültig dafür. Er hatte gewünscht, daß man ihnen auf dem Gottesacker eine besondere Stelle anweise, da sie würdig seien, nicht mit dem Haufen der Sünder vermischt zu werden. Er sagte, daß

man beinahe nur noch ihrer Seligkeit versichert sein könne. — Wie weit war der Jansenismus Tillemonts von der Lehre des Aufsatzes entfernt, welcher als Anhang von Jansens Augustin gedruckt worden war und bewies, daß die ungetauft sterbenden Kinder verdammt werden!

In der Betrachtung, worin er sich die Verpflichtung zu beständigem Gebet vorstellt, sagt er: „Das Gebet ist dieser Schrei nicht der Zunge, sondern des Herzens, welchen die Seele in ihrem Verlangen, von ihrem Elend und ihren Schwachheiten geheilt zu werden, gegen Gott ausstößt. Ist dieses Verlangen immer in unserem Herzen, so beten wir ohne Unterlaß, weil dieses Verlangen selbst ein ausgezeichnetes Gebet ist. Demnach ist die wahre Quelle des Gebets das lebendige Gefühl des Herzens von seiner Schwachheit und seinem beständigen Bedürfniß Gottes. Wenn ein Herz von diesem Gefühl durchdrungen ist, so braucht man es nicht zum Gebet zu ermahnen, man braucht ihm nur Worte zu leihen: sine monitore, quia de peccatore, oramus. Sein Herz ist voll nicht von Gedanken, sondern von Gefühlen, von demüthigem, feurigem Verlangen, welches, nach dem Ausdruck der h. Schrift, die Wolken durchschneidet."

Seiner Demuth genügte es nicht, Gott in seinem Gebet um Hülfe und Erleuchtung angerufen zu haben. Er that nie einen einigermaßen wichtigen Schritt, ohne sich auch mit Jemanden zu berathen. Er wandte sich deshalb oft auch an viel weniger kluge Leute, wenn sie nur rechtschaffen waren, sobald ihm keine erleuchtetern zur Hand waren. Nicht als wäre er immer ihrem Rath gefolgt; aber er sah eine Leitung der Vorsehung darin, indem er überzeugt war, Gott rede durch wen er wolle und wenn man ihn in der Einfachheit des Herzens suche, lege er seine Worte in den Mund der Einfältigsten.

Mit welchem Ernst Tillemont nicht sowohl die goldene, als die enge Mittelstraße suchte, sehen wir insbesondere auch aus seinen Betrachtungen über die feige Sanftmuth und über den bittern Eifer, über die Quelle, Gefahr und Mittel gegen diese Laster.

„Wir sind in Noth herauszufinden, was wir thun sollen, um den Geist des Mitleidens für die Sünder und den Eifer der Gerechtigkeit gegen die Sünden zu haben. St. Bernhard sagt uns, man müsse diese zwei Perlen kaufen und unsern eignen Geist und

Willen dafür hingeben. Das Wort St. Bernhards macht uns noch auf eine andere wichtige Wahrheit aufmerksam; wir sind beinahe Alle von Natur geneigt, die Einen zur Sanftmuth, die Andern zur Strenge und zum Eifer; die Erstern sehen, was den Zweiten fehlt, und worin sie ihrem Willen, ihrem Geist, ihrer Laune entsagen sollen, ohne zu bedenken, daß sie dieselbe Verpflichtung auf einer andern Seite haben, und die Zweiten sehen das Nämliche in Bezug auf die Ersten. Es ist sogar nicht schwer, selbst einzusehen, was uns ganz und gar mangelt. Aber man muß noch weiter gehen. Die Sanften müssen die Nothwendigkeit einsehen, daß selbst sie in ihrer Sanftmuth ihrem Willen und ihrem Geist zu entsagen haben, um Gott zu bitten, daß er sie handeln lasse nicht nach ihrer Neigung, sondern nach seiner Gnade, denn sonst würde ihre Sanftmuth nur eine natürliche und menschliche Sanftmuth sein, die, von ihnen selbst kommend, sie auch nur zu ihnen selbst führen könnte, d. h. zur Eigenliebe und zum Stolz. Es geschieht auch leicht, daß sie in Übermaß verfällt und in Weichlichkeit und Feigheit ausartet."

„Wenn sie sich selbst prüfen, werden sie finden, daß sie sanft und gut gegen Andere sind, weil sie ihre eigene Ruhe lieben, und darum wollen sie auch die Ruhe der Andern nicht stören, darum, wenn ihre Pflicht sie nöthigt, mit einiger Kraft zu sprechen, können sie es nicht, weil sie sonst die Ruhe stören würden, die sie lieben, und mit welcher sie sich bei sich selbst oder auch im Vergleich mit den Andern schmeicheln. Darein setzen sie ihr Ansehen; daher, wenn es sich darum handelt, irgend eine That mit Eifer und Kraft auszuführen, so wagen sie es nicht, weniger aus Furcht Gott zu beleidigen, indem sie in Zorn gerathen würden, als aus Furcht die Menschen zu beleidigen und ihren Ruf der Güte und Sanftmuth zu verlieren. Man kann dasselbe von Denjenigen sagen, die zur Festigkeit und zum Eifer geneigt sind."

„Mein Gott! schütze unser Herz vor diesen falschen Tugenden und diesen wahren Lastern, denn es giebt keine Sünden, die sie nicht hervorbringen könnten, wenn Deine Macht und Dein Erbarmen nicht ihren natürlichen Folgen Einhalt thun würde. Es ist offenbar, daß eine falsche Sanftmuth, eine ungeregelte Liebe zur Ruhe im Stande ist zu machen, daß wir unsern wichtigsten Pflichten nicht entsprechen, und uns verantwortlich macht für das Blut der Seelen, welchen die Wahrheit zu sagen und welchen den Ruf der schrecklichen

Trompete hören zu lassen, die die Sünder mit dem Zorn Gottes bedroht, uns unser Beruf nöthigt."

„Man muß offenbar hierin nicht nur den Zustand der Andern, sondern auch seinen eignen wohl erwägen, daß diejenigen, welche von Natur zur Strenge geneigt sind, darauf hinarbeiten, eher sanft als streng zu sein, und daß Diejenigen, welche zu sanft sind, darauf bedacht seien, ihre Sanftmuth zu bezwingen und sich zum Eifer zu beleben, aus Furcht in Nachlässigkeit und Feigheit zu verfallen."

„Herr Du siehst mein Herz, Du weißt, wie sehr es Dein Licht und Dein Feuer nöthig hat. Du hast mich nur über eine sehr kleine Zahl von Personen gesetzt, aber selbst für diese kleine Zahl habe ich von der Weisheit nöthig, welche Salomo für ein ganzes großes Volk von Dir erbat. Sende sie mir herab vom Thron Deiner Größe, damit sie bei mir wohne und mit mir arbeite. Man ist nicht würdig, an der Sorge für Deine Kirche Theil zu nehmen, noch Theil zu haben an Deinem Priesterthum, wenn man nicht die schuldige Sorge für sein Haus trägt. Mache, daß ich die immer mehr und mehr liebe, die Du mir gegeben hast, aber daß ich sie liebe um Deinetwillen, um ihretwillen und um ihrer Seligkeit willen. Lege in mein Herz und in meinen Mund die Wahrheiten, welche zu ihrer Belehrung gehören. Gieb mir die nöthige Geduld, ihre Fehler ohne Bitterkeit zu ertragen. Aber gieb mir auch die Sorgfalt, über ihr Thun zu wachen, weil selbst der Verdacht, welchen man in Rücksicht auf Andere vermeiden muß, für die, über welche ich gesetzt bin, nöthig ist, wie Du es uns durch St. Augustin gelehrt hast."

„Gieb mir noch die Kraft, sie zu rügen, wenn sie etwas größere Fehler machen, ohne daß ich fürchte, weder ihnen, noch meinen Frieden oder vielmehr unsere gemeinschaftliche Weichlichkeit zu stören, da der Frieden, welcher nicht auf Wahrhaftigkeit, auf Frömmigkeit, auf Gerechtigkeit gegründet ist, kein wahrer Frieden ist. Möge ich betrübt sein, ihnen Trauer zu bereiten, aber möge ich noch weniger fürchten sie zu betrüben, als sie zu verderben und mich mit ihnen. Laß mich zu Deinem Erbarmen hoffen, daß diese Traurigkeit unser Heil erzeugen wird, und schenke mir auch Antheil an dem Trost, welchen St. Bernhard fühlte, der sich freute, mit noch mehr Zärtlichkeit von Denjenigen geliebt zu sein, welche

seine starken und strengen Verweise von irgend einem Fehler zurückgeführt hatte, als von Denjenigen, welche stets ihrer Pflicht eingedenk nie dieses Mittels benöthigt waren."

Eigenthümlich ist die Logik, die Beweisart, womit er seine Gelüste und Schwachheiten bekämpft. „Wenn man auch nur leichte und schwache Leidenschaften zu überwinden hätte, so wird man sie nie überwinden, wenn man sie nicht mit Kraft und Muth bekämpft. Sie werden im Gegentheil leicht zunehmen und können selbst so stark werden, daß es kein Mittel mehr giebt sie zu überwinden, als mit einem außerordentlichen Beistand Gottes, welchen unsere Lauheit und Feigheit nicht immer verdienen. Wenn unsere Leidenschaften aber wirklich schwach sind, sind wir nicht um so mehr verpflichtet, sie zu überwinden?" — So auch wenn er über das Lesen von Erbauungsschriften, besonders der Bibel, spricht. „Wie groß ist doch unser Elend, daß während wir ohne Unterlaß das nahrhafteste und angenehmste Fleisch vor uns haben, wir keinen Appetit dazu und keine Kraft haben! Gott stellt uns stündlich die Wahrheiten seiner Schrift sowohl in unseren Lectüren als in unseren Gebeten vor. Es sind dieselben Wahrheiten, wovon die Engel sich mit unaussprechlicher Freude nähren und welche ihnen eine unbesiegbare Kraft geben. Sie sind nur auf eine unserer Schwachheit mehr angemessene Weise zubereitet, — wir aber schlafen beim Lesen und sind matt beim Gebet! Jede andere Nahrung gefällt uns besser; wie jene ungeregelten Appetite, welche nur für das Brod und andere gute Nahrungsmittel Ekel haben, aber Gyps, Kohlen und ähnlich Dinge aufsuchen; wenn wir nicht gar die Dinge aufsuchen, welche uns vergiften und tödten."

„Aber ohne jetzt von dem Gebet reden zu wollen, warum lesen wir mit Aufmerksamkeit einen unsere zeitlichen Angelegenheiten betreffenden Brief, so lang er sein mag, während wir uns eingeschläfert fühlen, wenn wir etwas Erbauliches lesen. Kommt es nicht daher, daß das Eine uns mehr angeht als das Andere? oder um deutlich zu sprechen, daß wir mehr Gelüste und wenig oder keine christliche Liebe haben? — Allein wir finden nichts Neues in dem, was wir lesen! — Nun so wollen wir auch das gewöhnliche Fleisch nicht anders, als mit Ekel essen, weil ja das auch immer Dasselbe ist. So wollen wir denn auch davon nur so wenig wie möglich nehmen; wir wollen zu Tische kommen, nur

weil es sein muß, und immer etwas von unserem Mahl vermindern[1]). Lieben wir denn das Leben unserer Seele und was dazu gehört weniger als das Leben unseres Leibes?"

Während dieses Leben im Wechsel der Studien und des Gebets und die Ascese, welche er von den Einsiedlern der ersten Jahrhunderte lernte, seinen Geist für den Dienst der Wahrheit reinigte und stärkte, mußte sie seinen Körper schwächen. Ein leichter Husten befiel ihn zu Ende der Fasten 1697. Tronchay, der Genosse seiner letzten Jahre, erzählt uns: Zu Anfang Juli unternahm er noch eine Fußreise von etwa 20 Stunden. Nachdem er zwei Stunden gegangen war, was ihn etwas warm gemacht hatte, trat er in die mitten im Walde über einer Quelle stehende Kapelle der Notre-Dame des Anges. Hier ergriff ihn ein Frost und er fiel in Ohnmacht, setzte jedoch seine Reise fort. Allein seine zunehmende Schwachheit nöthigte ihn, im Herbst um des Arztes willen nach Paris zu ziehen. Er richtete sich ganz ein, um sich auf den Tod vorzubereiten. Er hatte diesen Schritt nicht gethan, ohne seinen Lehrer Beaupuis, welchem er selbst seine christliche Erziehung schuldig zu sein erklärte (siehe Beilage XII.), darüber um Rath zu fragen; er bat diesen Greisen, ihn noch einmal zu besuchen und dieser machte sich trotz des Winters von Beauvais auf. — Am ersten Advent las Tillemont noch einmal die Messe; von nun an erlaubte ihm seine Schwachheit nur noch sie zu hören, was er nie versäumte (und zwar im Geiste Port-Royals in seiner Pfarrkirche). Fragte man ihn, wie es mit ihm gehe, so sagte er stets mit zufriedener, heiterer Miene: gut, weil er in dem Stande sei, worin es Gott gefalle. Er nahm keine Arznei, überhaupt nichts zu sich, ohne daß es von seinem alten Lehrer gesegnet worden wäre. Von der Ankunft Beaupuis an nahmen seine Kräfte sichtbar ab, er war den Tag darauf — es war der vierte vor seinem Tode — noch einmal in der Messe. Er arbeitete, schrieb viel am folgenden Tag, die Ärzte aber fanden ihn so schwach, das sie die Sterbesacramente für zeitgemäß hielten. Seine Demuth hatte gegen die Zusprache des Geistlichen und des Arztes zu kämpfen, welche ihm durch sein der Kirche geweihtes Leben die Freudigkeit zu sterben erhöhen wollten. (Auch überwand er die Bitten seiner Freunde, welche ihn auf dem

1) Das ist bei Tillemont nicht nur ein witziger Einfall, sondern ein Schlüssel zum Verständniß seiner Ascese, mehr ein ernster Entschluß, als Ironie.

Sterbebette noch malen lassen wollten.) „Ich brauche es so gut als irgend Einer, daß Gott sich meiner erbarme, sprach er; wenn ich nur aller meiner Untreue gedächte, so würde ich Dinge sehen, welche mich erschrecken und mich zittern machen würden. Aber mein gegenwärtiger Zustand dringt mich, mehr an die Güte Gottes zu denken. In gesunden Tagen ist es gut, sich durch den Anblick der Gerechtigkeit Gottes aufzuwecken; in der Krankheit muß man das Erbarmen Gottes ins Auge fassen."

Der Tod überfiel ihn, während er auf zwei Freunde gestützt zum Feuer hingehen wollte, Freitag den 10. Januar 1698.

In seinem Testamente heißt es: „Da die ehrwürdigen Mütter von Port-Royal de Ch. mir die Ehre erzeugt haben, mich als Klerk ihrer Kirche anzunehmen, so hoffe ich, daß sie mir die Gnade des Begräbnisses und die heißen Gebete nicht verweigern werden, die sie für Diejenigen darbringen, welche Gott mit ihnen vereinigt hat. Schon lange hegte ich den Wunsch, daß mein Leib neben den des älteren Sohnes von Bernières gesetzt werde, mit welchem mich Gott vereinigt hat[1]), indem er mich aus meinem väterlichen Hause führte, um mir eine Erziehung zu geben, wofür ich ihm von ganzem Herzen danke. Ich hoffe von seinem Erbarmen, daß ich ihm die ganze Ewigkeit über dafür danken werde." Er unterwarf diesen Wunsch jedoch der Verfügung der Nonnen, welche bestimmten, daß er innerhalb ihrer Clausur beerdigt werden sollte.

Tronchay, in dessen Armen er gestorben war und der ihn nach Port-Royal führte, erzählt: „Wir brachten ihn am Ende des dritten Tags nach Port-Royal, wo er den folgenden Tag begraben werden sollte. Umsonst stellten wir den Nonnen vor, daß er übel riechen und verunstaltet sein würde; zu groß war das Verlangen, den großen Diener Gottes noch einmal zu sehen und ihm Ehrfurcht zu bezeugen. Als die Übrigen alle aus der Kirche waren, öffnete man den Sarg; man fand weder das geringste Zeichen der Verwesung, noch üblen Geruch. Am meisten überraschte uns die Farbe seines Gesichts, das Roth seiner Wangen war ganz das natürliche. Sein Leib war so biegsam als der eines Schlafenden. Man hob ihn auf seinen Sitz, um ihm die priesterlichen Kleider anzulegen. Man legte ihm die Hände in einander und er

1) In den Schulen von Port-Royal.

hielt damit von selbst ein Kruzifix. Sein Gesicht hatte eine außerordentliche Gravität und Majestät. Dieses überraschte alle, die davon Zeugen waren und erhöhte sehr ihre Verehrung für diesen heiligen Mann" [1]).

Auf seinem Epitaph heißt es: a puero usque ad vitae finem unus semper ac sibi constans quotidie repetiit quod quotidie fecit.

Einsiedler von Port-Royal seit 1669.

Außer den alten und den obengenannten waren auch mehrere neue Einsiedler nach Port-Royal gekommen; Gibron, ein Edelmann aus Narbonne, durch den Bischof von Alet bekehrt, wählte Port-Royal „zum Schauplatz seiner Buße" und wurde Koch der Bewohner des Hofs auf der Höhe. Van-Mol aus Montpellier gab die Stelle eines Arztes auf den Galeeren auf, um sich in Port-Royal der Heiligung zu befleißigen. Er starb schon nach anderthalb Jahren. Le-Cerf, Priester und Oratorianer, weihte sich von 1670 bis 1674 hier der Einsamkeit. Dazu kamen Guelphe, „welcher die Ehre hatte, von 1679 an Arnauld zu bedienen" und Ernst von der vornehmen lüttticher Familie der Ruth-d'Ans. Er hatte zu Löwen studirt und sollte sich in Paris ausbilden. An Arnauld empfohlen ließ er sich in Port-Royal nieder, um die h. Schrift und die Väter gründlich kennen zu lernen. Er reiste 1677 mit Pont-Chateau nach Rom im Auftrag der Bischöfe, welche die schlaffe Moral der Jesuiten anklagten. Seit 1679 mit Tillemont zusammen vollendete er nach Le Tourneurs Tode dessen Année chrétienne. Er wurde in Utrecht zum Priester geweiht und lebte in den letzten Jahren Arnaulds viel mit diesem. Seine Familie war längst mit Churbaiern verbunden; als das gefürchtete Bisthum Lüttich offen stand, kämpften darum ein Prinz von Neuburg, Großmeister des Deutschordens und Bruder der Kaiserin und Klemens, Bruder des Churfürsten von Baiern, welcher schon 14 Jahre alt Erzbischof von Köln geworden war. Wegen seiner Jugend war Quesnel sehr dagegen, ihn zu unterstützen. Da aber der Neuburger unfehlbar Lüttich in die Gewalt der Jesuiten gebracht hätte, bot Ruth-d'Ans Alles auf und seine

1) Die angegebenen Merkmale werden als die der Heiligkeit betrachtet.

Partei drang durch. Aber Niemand war unbarmherziger gegen die Jansenisten als Klemens[1]). Die Rache der Jesuiten verfolgte Ruth d'Ans sein ganzes Leben durch. Der Churbaier, als General-Gouverneur der spanischen Niederlande, konnte ihn hier nicht gegen den Erzbischof von Mecheln schützen, er sandte ihn als Diplomaten nach Italien. Ernst wußte den Pabst zu gewinnen; scherzend erzählte er diesem als Beweis, daß er kein Ketzer sei, wie das Blut des heiligen Januarius an dessen Fest trotz seiner Gegenwart flüssig geworden sei. Der Pabst soll ihn — er war viermal in Rom — mit guten Zeugnissen über seine Orthodoxie in die Niederlande zurückgeschickt haben. Er mußte wiederholt flüchtig werden, obgleich ihm auch die spätere östreichische Regierung der Niederlande günstig war. Als er 1728 starb, konnte er nur von einem „unbekannten Priester" die Sacramente erhalten, da er sich weigerte, die Bulle Unigenitus zu unterschreiben. Um seinem Leichnam die kirchliche Bestattung zu verschaffen, mußte er in einer Kiste mit seiner Bibliothek heimlich aus dem Sterbehause entführt werden. Doch verlangten seine Feinde umsonst die Wiederausgrabung.

Unter den Freunden, die seit 1669 nur auf kürzere Fristen, mehr besuchsweise, Port-Royal bewohnten, werden außer vielen Geistlichen, besonders le Camus, Bischof von Grenoble, Feideau, Doctor der Sorbonne, Varet, Großvicar von Sens, namentlich auch d'Epinoi de St. Ange und der Marquis von Sevigne genannt. Jener war der jüngere Sohn der Wittwe des Barons von St. Ange, welche mitten in der härtesten Verfolgung als Nonne hier starb. St. Cyran hatte ihn von Vincennes aus Lancelot zur Erziehung übergeben. Seit 1651 hatte er sich den Einsiedlern angeschlossen, seine Beschäftigung war Gebet, Lecture, Arbeit im Garten und Hauswesen; er hatte das Handwerk eines Glasers gelernt und machte Laternen. Seit der allgemeinen Austreibung lebte er meist in Paris in tiefster Zurückgezogenheit. Sacy stieg immer bei ihm ab, ihre Freundschaft war eine Fortsetzung Derjenigen, welche ihre Mütter verbunden hatte. Als einmal Le-Maitre den Nonnen Auszüge aus den Vätern über die Vortrefflichkeit der Jungfrauschaft übergab, fürchtete Singlin, diese frommen

1) Ruth d'Ans wird damit entschuldigt, daß solche Umtriebe, welche in — dem mehr absoluten — Frankreich sehr anstößig erschienen wären, in Deutschland gebräuchlich gewesen seien. —

Wittwen im Kloster möchten darüber eifersüchtig werden und glauben, sie seien weniger geliebt oder geehrt. Er trug daher Le-Maitren auf, auch über die Vortrefflichkeit des wahrhaft christlichen Wittwenstandes Stellen zu sammeln, was dieser mit demselben Fleiße that. — Kaum war d'Epinoi einige Monate wieder in Port-Royal, als ihn eine schmerzhafte Krankheit befiel. Sacy verließ ihn nicht, eben sowohl, um sich an ihm zu erbauen, als um den Kranken zu trösten. Als bei seinem Tode einige Freunde zweifelhaft schienen, ob er Allem Genüge gethan und im Leben und Sterben alle Gerechtigkeit erfüllt habe, antwortete Sacy lakonisch mit Bestimmtheit, man habe sich wegen seiner keine Sorge zu machen. — Fontaine sagt von ihm mit Beziehung auf seinen älteren Bruder, den Liebling seiner Mutter: „Gott hatte in allen Jahrhunderten dieselbe Absicht über so viele Brüder, sich den Jüngeren zu nehmen, den Älteren gehen zu lassen." Wenn wir erwägen, wie sehr der jüngere adelige Bruder durch die bürgerlichen Gesetze im Nachtheil war, finden wir ganz den Stempel Port-Royals in dieser Bemerkung.

D'Epinoi starb den 12. September 1676, 45 Jahre alt. Diese Jahre waren unseren Asceten gefährlich, Varet starb 44, Le Tourneux 47 Jahre alt. Wer sie aber überlebte, wurde meist hochbetagt. — Hamon erwähnt in seinem Epitaph besonders, daß er ohne Pfründe und ohne Frau gestorben sei, während ihm Beides wiederholt angetragen worden war.

Der Marquis von Sevigne, Schwager der durch ihre Herzensgüte und edlen Sinn, durch ihre Briefe berühmten Dame, der Freundin von d'Andilly und Pomponne, von Dr. Arnauld und Nicole, hatte in jüngeren Jahren während der Kriege in Deutschland und Italien in höheren Officiersstellen gedient. Die Gewohnheit zu befehlen und seine vornehme Haltung suchte er später besonders zu überwinden, und wenn es seine Gesundheit erlaubte, diente er oft seinen eigenen Dienern; aus zuvorkommender Demuth machte er sich daher eine heilige Pflicht. Er sah es als eine besondere Gnade Gottes an, daß er bei der Erstürmung einer Stadt ein vierjähriges Mädchen, das seine Eltern verloren hatte, unter seinen Mantel genommen und seine Erziehung besorgt hatte. Sobald er Wittwer war, wohnte er ganz in Port-Royal, welchem seine Aufnahme verargt wurde, weil er es mit den

Frondeurs gegen die Krone gehalten hatte. Im 57. Jahre fing er das Latein an, um die Gebete der Kirche zu verstehen und Augustin und Bernhard zu lesen. Er wohnte selbst während der Verfolgung von 1664 bis 1669 im Hofe von Port-Royal d. P.; da die Nonnen aufs Land versetzt wurden, durfte er nicht folgen. Er sah sich als einen Posten an, der allein auf einem Schlachtfelde, auf einem Siegesfelde zurückgelassen wäre. Nach dem Kirchenfrieden kam er zu den anderen Einsiedlern. Er gab das meiste Geld dazu, als 1669 die drei Seiten des Klosters ausgebaut wurden, wobei er die Ehre hatte, den Grundstein zu legen; Arnauld, Ste. Marthe und Grenet weihten je eine Seite. — Er starb 1676 in Sacys Armen, von dem er sich wie ein Kind seine Lebensordnung genau hatte bestimmen lassen und dem er als Abschreiber gedient hatte. (S. Beilage XXXIX.)

Freunde außerhalb des Klosters, Racine, Boileau.

Unter Denen, welche nunmehr Port-Royal als Freunde besuchten, wird nun auch wieder ein Schüler, dann Gegner, zuletzt Freund und Apologet Port-Royals genannt, der berühmte Racine [1]).

Johann Racine, geboren den 21. December 1639 in la Ferté-Milon, wurde fünf Jahre alt väter- und mütterlicher Waise. Le-Maitre hatte, von Richelieu aus Port-Royal vertrieben, innige Verbindungen mit der Familie Racine angeknüpft [2]). Schon zuvor war eine seiner Tanten in Port-Royal als Nonne eingetreten. Durch seine Tanten wurde er sogleich im Anfange den Schulen von Port-Royal übergeben. Hier lernte er außer dem Spanischen und Italienischen besonders das Griechische gründlich; seine Lehrer befürchteten, die griechischen Dramatiker möchten gar zu großen

1) Ich bedaure, daß mir bei Folgendem nicht die Biographie Racines, welche sein Sohn schrieb, zur Hand ist. Sie findet sich in der amsterdamer Ausgabe in Octav von 1750. Kritischer, besonders in den Berichten über die erste Jugend, mag die von Laharpe sein, die aber manche Züge übergeht.

2) Siehe im ersten Bande p. 474 u. 475. Es wird auf das bedeutsame alte Wappen der Familie, ein Schwan, aufmerksam gemacht. Als Waise wurde er von seinen mütterlichen Großeltern aufgenommen; die Großmutter starb 1663 in Port-Royal; sie war dahin ihren beiden Schwestern und ihrer Tochter, also der Tante Racines, der nachmaligen Agnes von Sta. Thekla, gefolgt.

Eindruck auf ihn machen. Laharpe hat gewiß Recht, daß ihr Geist nicht so in sein Wesen hätte übergehen können, wenn er sie nur aus Übersetzungen gekannt hätte. Er sagt: „Es ist bei Racine eine Art von ununterbrochener Illusion, in seiner Andromache, Iphigenie und Phädra glaubt man Sophokles oder Euripides, in Esther und Athalie die Propheten zu hören." Denn Bibel und Klassiker waren die Grundlagen der Erziehung in den Schulen von Port-Royal. Aber auch Romane schlichen sich bei den Schülern ein. Der griechische Roman Theagenes und Chariklea wurde ihm vom Lehrer weggenommen; er wußte sich ihn wieder zu verschaffen, lernte ihn auswendig und gab ihn dem Lehrer zurück, welcher das Buch verbrannt haben soll. Noch in seinem Alter las er einmal den Ödipus des Sophokles Nicole und Boileau wie ein französisches Buch vor, während er den griechischen Text vor sich hatte, und kam dabei so ins Feuer, daß sich die Zuhörer davon ergriffen fühlten, wie von einer theatralischen Aufführung. Sein poetisches Talent war frühreif; es war in Port-Royal wohl gedämpft worden; 1660 gab er sein erstes Gelegenheitsgedicht in Druck, 1664 sein erstes Theater; jenes war schon sehr vollkommen in seiner Art. Dadurch entfernte er sich von Port-Royal; Moliere unterstützte das Genie, welches er früh erkannte. In dieser ersten Begeisterung für das Theater war es, daß er durch die harten Worte Nicoles gegen die Roman- und Theaterdichter sehr verletzt wurde und mit der Bitterkeit des Schülers seine beiden Briefe gegen Port-Royal schrieb, wovon wir unten näher handeln werden.

Racine sagte von sich, die schlechteste Kritik mache ihm mehr Leid, als die größten Erfolge Vergnügen. Man hat ihm auch Dieses sehr übel ausgelegt. Eine Hofkabale, die ein schlechtes Stück gegen seine Phädra unterstützte, welche er in seinem 38. Jahre gemacht hatte, veranlaßte ihn 1677 ganz auf die Theaterdichtkunst zu verzichten. Er hielt dieses Stillschweigen 12 Jahre; dann erst schrieb er auf Bitten der Maintenon für die Zöglinge von St. Cyr Esther 1689 und Athalie 1690, welche den griechischen Chor auf die Bühne versetzten. Er suchte ihn durch diesen frommen Gebrauch zu heiligen und zu sühnen. Maintenon schreibt mehrere Jahre nach des Königs Tode, als sie hörte, daß diese Stücke wieder aufgeführt werden, „sie hoffe, daß diese Aufführung

bei Hof Bekehrungen werde zur Folge haben." Eine seltsame Frömmigkeit, welche durch Dragoner und Theater Bekehrungen zu wirken hofft![1]). Dieser Meinung war man in Port-Royal eben nicht; doch nahm besonders Dr. Arnauld lebhaften Antheil an diesen Stücken, auch er theilte die Ansicht seiner meisten Zeitgenossen, indem er Esther den Preis vor der nachgebornen Schwester giebt[2]). Man hat, namentlich in Esther, manche Beziehungen auf die verfolgten Reformirten oder auf Port-Royal finden wollen. (Siehe Beilage XL.)

In demselben Jahre, in welchem er aufhörte dem weltlichen Theater zu leben, verheirathete er sich. Seine Frau las nicht einmal seine Theater, was ganz jansenistisch lautet. Dafür opferte sie sich ganz der Erziehung ihrer Kinder. Er selbst sprach in seiner Familie nie von jenen, fand aber am häuslichen Herde mehr Freude, als an den Tafeln der Großen. Einmal schlug er eine Einladung bei einem Prinzen von Geblüt ab, weil er mit seinen Kindern einen schönen Karpfen zu verspeisen habe, womit sie ihn beschenken und woraus sie ein Fest machen wollten. „Plutarch, welcher keinen Anstand

1) Brief vom 17. Mai 1717: Dieu veuille que la représentation d'Athalie fasse quelques conversions. C'est ; crois la plus belle pièce qu'on aie jamais vue. Je suis étonnée que M. le cardinal de Noailles ne s'oppose pas à ces représentations faites par des comédiens; vous jugez bien qu'on le trouve très-mauvais à St. Cyr. Ihr Urtheil über die beiden geistlichen Theater Racines unterscheidet sich von dem ihrer Zeitgenossen durch die Bevorzugung Athalies.

2) Arnauld schreibt den 10. April 1691 über Athalie: „Der Gegenstand ist mit bewundernswürdiger Kunst behandelt, die Charaktere sind gut durchgeführt, die Verse edel und natürlich. Was er die Rechtschaffenen sagen läßt, flößt Achtung für die Religion und für die Wahrheit ein. Was er die Bösen sagen läßt, verhindert nicht den Abscheu vor ihrer Bosheit. Ich finde, daß viele Dichter darin tadelnswerth sind, daß sie allen ihren Geist darauf verwenden, ihre Personen auf eine Weise sprechen zu lassen, welche ihre Sache so gut wie möglich macht, daß man vielmehr geneigt wird, die bösesten Handlungen zu billigen oder zu entschuldigen, als Haß darüber zu haben. — Da es aber schwer ist, daß zwei Kinder desselben Vaters gleich vollkommen seien und daß er nicht mehr Neigung für das eine, als für das andere habe, so möchte ich gerne wissen, welches von diesen beiden Stücken Ihr Nachbar (Racine) am meisten liebe. Ich für meine Person kann Ihnen ehrlich sagen, daß die Reize der Jüngeren mich nicht abhalten konnten, der Älteren den Vorzug zu geben. Ich habe viele Gründe dazu, worunter der hauptsächlichste ist, daß ich bei weitem mehreres ganz Erbauliches darin finde, welches fähig ist, Frömmigkeit einzuflößen." — Die Nachwelt hat bekanntlich über den Werth der beiden Stücke ganz anders gerichtet. Die Aufführung der Chöre allein kann die Bevorzugung der Esther durch die Zeitgenossen nicht erklären. Es muß in den Grundgefühlen der Zeit etwas Anklingendes gelegen haben.

genommen hat, uns Agesilaus zu schildern, wie er mit seinen Kindern spielte und auf einem Stocke ritt, hätte nicht verfehlt, uns Racine darzustellen, wie er mit den seinigen Procession spielte, das Kreuz trug, während seine Mädchen den Klerus machten und seine Söhne den Pfarrer. Ich wage selbst hinzuzufügen, daß er täglich mit seiner Frau, seinen Kindern und Dienstboten gemeinschaftlich das Gebet hielt und ihnen das Evangelium erklärte", schreibt Laharpe A. 1807. — Lange vergaß er so seinen literarischen Ruhm, indem er sich der Erziehung seiner Kinder widmete. Doch war er selbst, und noch mehr Boileau als Augenzeuge, über seine Frau erstaunt, welche bei seiner Rückkehr von Versailles nicht auf die Börse mit tausend Louisd'or achtete, welche der König ihm geschenkt hatte, sondern ihm ihr Anliegen wegen eines Sohnes ausschüttete, der seit zwei Tagen nicht hatte lernen wollen. Das war jansenistische Philosophie; — Zwei seiner Töchter wurden Nonnen; die zarteste väterliche Liebe spricht besonders aus dem Briefe, worin er seiner Tante, der Mutter von Sta. Thekla in Port-Royal, die Schleiernahme seiner jüngeren Tochter erzählt; wie das Mädchen, ohne ihre innere Bewegung merken zu lassen, zum Abschiede ihre in Thränen zerfließende Mutter und Schwester umarmte, sobald sie aber ganz allein war, den Thränen den Lauf ließ, sogleich wieder darüber scherzte und den Vater zum Lächeln brachte. — Einem Sohne schrieb er um 1697: „Ich danke Dir recht sehr für die Rücksicht, welche Du auf mich nimmst, indem Du mir von Opern und Komödien berichtest. Aber Du erlaubst mir zu sagen, daß meine Freude vollkommen wäre, wenn der liebe Gott auch in Deinen Betrachtungen Eingang fände. Ich weiß nicht, ob Du vor den Menschen entehrt bist, indem Du darein gehst; aber schlägst Du es für gar nichts an, daß Du vor Gott Dich entehrst?" — Dieser Sohn hatte mit königlichen Depeschen wegen des Riswyker Friedens eine Reise nach Holland gemacht. Der Vater schreibt ihren glücklichen Verlauf den täglichen Gebeten seiner Mutter, Schwestern und Port-Royals zu, nimmt es ihm aber übel, daß er bei seinem längeren Aufenthalte in Brüssel einen Mann nicht besucht habe, vor dem, wie er doch wisse, sein Vater eine große Achtung habe. Dieser Mann ist offenbar Arnauld. — Doch betrachten wir sein Verhältniß zu Port-Royal in seinem ganzen Verlaufe.

Seit Racine aus den Schulen von Port-Royal ausgetreten war, hatte ihn der Gedanke daran bei seinem poetischen Streben wie ein zürnendes, schreckendes Gebilde verfolgt. Er schreibt den 16. Mai 1662 an Vitart, der dem talentvollen armen Jünglinge eine geistliche Pfründe verschaffen wollte: Ich will an meine Tante, die Nonne (Agnes von Sta. Thekla), schreiben, weil Sie es wollen; wenn ich es noch nicht gethan habe, so müssen Sie es enschuldigen und sie auch; denn was kann ich ihr melden? Das heißt ohnedieß genug Heuchler sein, ohne ihn auch noch in Briefen zu machen, worin man doch nur von Frömmigkeit reden muß und sich nur den Gebeten empfehlen darf. Nicht als hätte ich diese nicht nöthig, aber ich wünschte, daß man für mich betete, ohne daß ich nöthig hätte, so viel darum zu bitten. Wenn Gott will, daß ich Prior werde, so will ich so viele Gebete für Andere verrichten, als man für mich gethan hat." — Die bittere Antwort auf die Beleidigung seines poetischen Strebens durch Nicole, welche er als persönliche fühlte, war zugleich ein Versuch, diese Kette zu brechen. Denn seine Tante, betrübt über den Ruhm seiner Arbeiten, schickte ihm Briefe voller Warnungen, die er Excommunicationen nannte. Darin heißt es allerdings — mit ähnlichen Worten wie die von Nicole: — „Wenn Du so unglücklich bist, und den Verkehr nicht abbrichst, welcher Dich vor Gott und den Menschen entehrt, darfst Du nicht daran denken, uns zu besuchen; denn Du weißt wohl, daß ich nicht mit Dir reden könnte, wenn ich wüßte, daß Du in einem so kläglichen, dem Christenthume so sehr zuwiderlaufenden Stande bist." — Der feindliche Brief Racines gegen Port-Royal 1667 wurde nicht von seinen Lehrern, sondern nur von einigen entfernten Freunden Port-Royals beantwortet; Racine las seine Antwort darauf Boileau vor, der die Arbeit lobte, ihn aber an seine Pflichten der Pietät erinnerte und versicherte, daß die Veröffentlichung seinem Herzen weniger Ehre machen würde, als seinem Geiste. Siehe Beilage XXVII.) Daher behielt er sie für sich.

Nachdem Racine den Arbeiten für das Theater entsagt, dafür Bußen auf sich genommen hatte und beinahe der Ansicht Nicoles geworden war, welche ihn einst so beleidigt hatte [1]), blieb

1) Bei Hofe redete man nicht mehr von seinen Theatern mit ihm, weil er sich nicht schämte, seine Reue darüber auszudrücken.

ihm das Unrecht, welches er Port-Royal angethan hatte, wie ein schmerzhafter Stachel in der Wunde zurück. Boileau bot sich ihm als Vermittler mit Port-Royal an. Da besonders die große Angelica durch eine Anekdote noch im Grabe war verleumdet worden, da Racine seine Lehrer Sacy, Nicole und Le-Maitre, der ihn doch wie ein Kind behandelt hatte, auch persönlich beleidigt hatte, war Arnauld sehr ungehalten; Boileau, früher Advokat, redete diesen mit parlamentarischem Pathos an: „Soll dieser Mann immer Recht haben? sollte es mir nicht gelingen, ihn ins Unrecht zu setzen? ich bin sicher, daß ich heute Recht habe; ist er nicht meiner Ansicht, so hat er Unrecht!" Diese Worte brachten die Umstehenden zum Lachen, Arnauld wollte noch mit Port-Royal Rücksprache nehmen. Boileau brachte ihm Racines Phädra und bat ihn um ein Urtheil darüber, und der augustinianische Doctor urtheilte darüber: „Es ist in diesem Charakter nichts zu tadeln; er giebt uns die große Lehre, daß wenn Gott uns zur Strafe für unsere früheren Sünden uns selbst überläßt und der Verdorbenheit unseres Herzens, es keine Ausschweifung giebt, worein wir uns nicht stürzen könnten, selbst indem wir sie verabscheuen." Nach einigen Tagen brachte Boileau Racine zu ihm; dieser warf sich vor Arnauld auf die Knie, Arnauld aber that ein Gleiches, gab ihm den Friedenskuß und gelobte ihm treue Freundschaft bis ans Grab. Als Racine dem Könige die letzten Episteln des altersschwachen Boileau vorzulesen hatte, legte er großen, freudigen Nachdruck auf die Worte: Arnauld, le grand Arnauld, fit mon apologie. — Sein Sohn nennt den Brief seines Vaters gegen seine Wohlthäter den Gegenstand seiner Thränen so lange er lebte und schreibt: „Wenn je ein Fehler durch aufrichtige Reue gesühnt wurde, so war es gewiß dieser. Er sprach nur mit Demuth und Beschämung davon. Abbe Tallemant ließ es sich beifallen, in voller Akademie ihm diesen Fehler vorzuwerfen. Ja, mein Herr, antwortete ihm mein Vater, Sie haben Recht; dies ist der Schandfleck meines Lebens, ich würde all mein Blut geben, um ihn auszulöschen. — Das brachte Tallemant und alle Lacher, welche anfingen ihm Beifall zu bezeugen, zum Stillschweigen."

Besonders seit seine Tante Äbtissin von Port-Royal war, verwandte er sich auf jede Weise dafür, besuchte es fleißig mit seiner Familie. Wie Boileau wegen seines Gedichts über die

Liebe Gottes (siehe Beilage XLI. Le-Tellier und Boileau über die Liebe Gottes), so wurde Racine wegen seiner Geschichte Port-Royals von den Jesuiten angefeindet. Dem Jesuiten Bouhours wurde von den Seinigen seine Verbindung mit Racine vorgeworfen. Im Collegium Ludwig des Großen hielt ein junger Regent eine Rede über die Frage: Racinus an christianus, an poëta? welche er mit nec, nec beantwortete. — Er dichtete zunächst für Port-Royal geistliche Lieder; sie wurden aber mit der Übersetzung des römischen Breviers verdammt. Da der König ihn auffordern ließ, mehrere zu machen, antwortete er: Ich wollte machen und man hat sie verurtheilt. Ich werde keine mehr machen. Sie finden sich in den Sammlungen seiner Werke.

Es ist zu einer stehenden Phrase geworden, daß Racine an einem ungnädigen Blicke Ludwigs XIV. gestorben sei. — Der König, welcher in der Bibel, so überhaupt wenig belesen und in vielen Stücken in spanischer Unwissenheit aufgewachsen war, suchte später diese Lücken zu ergänzen; dazu bediente er sich besonders Racines, als eines vortrefflichen Vorlesers. Desgleichen ernannte er ihn mit Boileau zu seinem Historiographen; sie mochten im Felde unter den Leuten vom Fach allerdings eine komische Rolle spielen. (Diese Arbeiten, welche Racine nur vor dem Könige und der Montespan oder Maintenon vorgelesen hatte, sind 1726 in St. Cloud verbrannt; nur Weniges ist erhalten.) Das Ganze wäre wohl eine Apologie in historischer Form geworden, wie die von Port-Royal.

Racine fehlte es jedoch nicht an Freimüthigkeit. Der König tanzte bis in sein 32stes Jahr im Ballet mit, bis ihn in Racines Brittanikus die Verse trafen:

Pour mérite premier, pour vertu singulière
Il excelle pour trainer un char dans la carrière,
A disputer des prix indignes de ses mains,
A se donner lui-même en spectacle aux Romains.

Nach dem Riswyker Frieden herrschte großes Elend in Frankreich, eine Folge der Eroberungskriege und der sultanischen Hofhaltung; Maintenon sprach mit Racine darüber; dieser setzte in so hinreißenden Worten seine Ansicht auseinander, wie die höchsten Personen helfen könnten, daß sie ihm das Versprechen abnahm, es schriftlich zu machen. Der König überraschte sie bei dieser

Lecture und verlangte so bestimmt den Verfasser zu wissen, daß sie ihn, ob sie gleich Racine Verschwiegenheit gelobt hatte, verrieth. Der König, zürnend über seinen Historiographen, sagte: Meint er, er wisse Alles, weil er gute Verse macht, will er auch Minister sein? — Maintenon tröstete Racine im Garten von Versailles über die Ungnade des Königs, ihre Ehre und ihr Herz seien ja verpfändet, ihn wieder in Gnaden beim Könige zu bringen. Er antwortete: Ich kenne Ihren Einfluß und Ihre Güte für mich; aber ich habe eine Tante (in Port-Royal), die mich auf eine ganz andere Weise liebt; sie erbittet täglich von Gott für mich Ungnade, Demüthigungen, Grund zur Buße. Diese wird noch mehr Einfluß haben als Sie" [1]). — Racine war von Natur melancholisch, was eine eigenthümliche Weichheit im Umgange mit Anderen nicht ausschloß; er betrachtete den König nicht nur in der Glorie, womit derselbe die Franzosen zu bestechen, die Deutschen zu äffen wußte, er verehrte ihn als seinen Wohlthäter. Da seine Gesundheit ohnedieß sehr leidend war, mag dieses Gefühl, seines Königs Gnade verscherzt zu haben, vielleicht seinen Tod beschleunigt haben.

Er starb aber erst einige Jahre nachher, den 21. April 1699, er bat, in Port-Royal zu den Füßen Hamons beerdigt zu werden, was auch geschah. Die Grabschrift mahnt den Leser, daß dem Schlafenden nicht leere Lobeserhebungen, sondern Gebete von Nöthen seien. St. Simon fügt zur Erwähnung von Racines Begräbniß in Port-Royal: Der Ritter Coislin hatte sich auch dahin an die Seite seines berühmten Oheims, Herrn von Pontchateau, tragen lassen. Der König war über diese beiden Begräbnisse unglaublich pikirt.

Den 19. März 1694 schreibt Arnauld: „Man schickt Ihnen die (zehnte) Satyre von Despréaux (Boileau). Da er bei

1) Nach St. Simon wäre die Ursache der königlichen Ungnade eine weniger ehrenvolle, eine bloße Gedankenlosigkeit gewesen. Der König habe ihn öfters zu Maintenon kommen lassen, um sich die lange Weile zu vertreiben. Einmal habe er ihn auf die Ursachen des Zerfalls der Schauspielkunst zu sprechen gebracht. Racine habe gesagt, da es keine gute neue Stücke gäbe, spielen die Schauspieler nur die alten von Scarron und ohne Interesse. Der König, Maintenon und Racine schwiegen einige Augenblicke bei diesem Namen. Racine sah ein, daß er sich selbst in Ungnade gestürzt habe, nicht sowohl indem er vor dem Könige übel von seinem Vorfahrer gesprochen, sondern weil er seinen Namen genannt habe.

Hof sehr geachtet ist, so kann, was er gegen die Opern und Romane sagt, viel Gutes stiften. Denn man kann auf keine bessere Weise zeigen, wie sehr dergleichen Geist und Herz der Weltdamen verderben kann, selbst wenn sie noch so gut erzogen waren. Und Sie bemerken wohl, das er Port-Royal als den Ort angiebt, wo man die Töchter christlicher erzog. (Maintenon wünschte auch ein Lob von ihm für St. Cyr.) Unter den Weltleuten haben wir keine besseren Freunde als ihn und seinen Genossen Racine." — Boileau schickte selbst seine Episteln, besonders die über die Liebe Gottes, an die Nonnen von Port-Royal, die lebhaftes Interesse dafür bezeugten. Es ist, als hörte man Arnaulds erste berühmte Schrift, wenn man die Schilderung der falschen dévote in der zehnten Satyre liest:

Dans un coeur tous les jours nourri du sacrement
Maintient la vanité, l'orgueil, l'entêtement,
Il croit que devant Dieu ses fréquents s'acrilèges
Sont pour entrer au ciel d'assurés privilèges.

In einem Trinkliede singt Boileau:

1) Si Bourdaloue [1]) un peu sévère
Nous dit: Craignez la volupté,
Escobar, lui dit-on, mon père,
Nous la permet pour la santé.

2) Contre ce docteur authentique
Si du jeûne il prend l'intérêt,
Bacchus le déclare hérétique,
Et Janséniste, qui pis est.

Aus seinen Briefen erhellt, daß er besondere Achtung und Liebe zu Nicole, noch mehr wegen seines milden Charakters, als wegen seiner Werke hegte. — Indeß waren beide Dichter auch mit gebildeten Jesuiten befreundet. Racine schreibt an Boileau, wie er dessen Brief zweien derselben vorgelesen habe: „Ich schaute jedoch von weitem voraus, ob nichts zu Jansenistisches darin vorkomme. Ich sahe gegen das Ende den Namen Nicoles und übersprang ihn herzhaft oder vielmehr feiger Weise." — Und Boileau schreibt den 7. December 1703: Was den Streit über die Gnade betrifft, so habe ich darin keine Partei genommen, weil ich bald

1) Der berühmte Concurrent der jansenistischen Prediger Desmares und Le-Tourneux.

von der einen, bald von der anderen Partei war, so daß ich mannigmal, nachdem ich mich als Jansenist niedergelegt und mich zum Calvinisten geneigt hatte, ganz verwundert als Molinist erwache und dem Pelagianer verwandt bin. So rufe ich denn, ohne irgend einen Theil zu verdammen, mit St. Augustin: O altitudo sapientiae! — (Boileau hatte zwei Brüder, welche Geistliche waren, von dem einen sagt Voltaire, er sei den Jesuiten feindseliger gewesen, als der Satyriker, er griff besonders ihre Nachgiebigkeit gegen das rationelle Heidenthum in China an; der andere, ein bizarrer Kopf, schrieb über die Geißler, über les attouchements impudiques, über Kleidung der Priester, in lateinischer Sprache — aus Furcht, wie er sagte, die Bischöfe möchten sonst seine Bücher lesen. — Beide waren Port-Royal befreundet.)

Gefährdung des Kirchenfriedens, besonders in Angers.

Seit dem Jahre 1676, welches Port-Royal eine Reihe treuer Freunde durch den Tod raubte, wurden die Absichten der Gegner immer offenbarer. Am gefährlichsten war der Beichtvater des Königs, de La-Chaise, der Staatssecretair Chateauneuf und der Erzbischof von Paris, welche eine Art von Gewissensrath des Königs bildeten. Der Erzbischof, welcher sich früher gerühmt hatte, daß auch er einer der Vermittler des Kirchenfriedens sei, neidisch auf den Verkehr Arnaulds mit einigen Cardinälen, fühlte sich durch die Herzogin von Longueville zurückgesetzt; ein Wort, daß sie nicht nöthig habe, ihn persönlich zu besuchen, sondern ihm nur ihren Aumonier zu schicken brauche, welches bei ihrer Toilette gesprochen wurde, war ihm nach ein Paar Stunden hinterbracht. Die Marschallin d'Humieres schrieb an Fräulein de Vertus: Macht eure Rechnung; der Erzbischof ist entschlossen, eure Secte auszurotten; es koste was es wolle. — Es soll ein hoher Geistlicher, vielleicht der Beichtvater des Königs, dessen Maitresse, Frau von Montespan, das Compliment gemacht haben, Gott habe sie auserwählt, um die Jansenisten ohne Rettung zu verderben.

Wie zur Zeit der Ausstoßung Arnaulds aus der Sorbonne war besonders im Beichtstuhle die Schule von St. Sülpice, die Wiege Fenelons, gegen Port-Royal thätig. Soweit wir sie aus unserer Geschichte kennen lernen, charakterisirt sie sich neben ihrem großen Eifer für das Seelenheil der verwahrlosten Volksklassen, durch

Unterthänigkeit unter Rom und durch Aberglauben an Visionen und Prophezeiungen. Olier galt in Port-Royal für einen Visionär. Der Herzog von Liancourt erzählte im Beisein von Des-Lions, Olier habe ihn als sein Pfarrer wegen seines Jansenismus mit Verlust seiner Frau bedroht, seine Frau aber im Beichtstuhle mit Verlust ihres Gatten. Beide wagten lange nicht, es sich gegenseitig mitzutheilen, um das Andere nicht zu erschrecken. Olier habe auf dem Todtenbette prophetisch gesagt, Picoté werde ihm bald nachfolgen; weshalb dieser immer geglaubt habe, er sei oder werde krank; er lebe aber bis jetzt noch. — Ein Weib, welches in St. Sülpice für eine Prophetin galt, sagte, man müsse den Jansenisten zur Ader lassen.

Wie die Bischöfe das belagerte Port-Royal entsetzt hatten, so sollte es jetzt zum Theil durch sie an den Rand des Verderbens geführt werden, denn sie wollten den Kirchenfrieden aufrecht erhalten, die Selbstständigkeit des Episkopats, die Einheit, auch die äußere, und die Reinheit der Kirche wahren.

Schon im Januar 1676 hatte sich der Bischof von Angers, Arnauld, genöthigt gesehen, fünf Lehrer seines Seminars daraus zu entfernen. Sie waren Zöglinge von St. Sülpice; ob er sie gleich selbst dahin berufen hatte, verketzerten sie doch seine treusten Freunde und Diener. — Der Kanzler der Universität Angers, de la Barre, „mehr Jesuite, als sein Bruder der Jesuite", verlangte 1676 von Universitätsgenossen die Verdammung der fünf Sätze als Jansens Lehre. Dies war eine Neuerung; die theologische Facultät war dagegen; aber de la Barre hatte einen Rückhalt am Staatssecretair Chateauneuf. Der Bischof, im Interesse des Kirchenfriedens und der Gewissensfreiheit, verbot den 4. Mai durch eine Ordonnanz bei Suspension, daß mehr verlangt werde, als die Verdammung der fünf Sätze und ehrfurchtsvolles Schweigen über die Thatsache. Die Universität erklärte darauf, sie erkenne den Bischof nicht als Richter an, protestirte gegen seine Ordonnanz, als gegen eine nichtige und verbot ihren Angehörigen, sich derselben zu unterwerfen.

Man hatte dem Könige vorgestellt, die Verdammung von Jansens Lehre sei Herkommen bei der Universität, und er hatte geboten, man solle es beim Alten lassen. Nun hieß es, der Bischof beabsichtige, auch Denen, welche es ohne Gewissensscrupel

thun könnten, die Verdammung der fünf Sätze als Jansens Lehre zu verbieten; als wollte er aus der Freiheit, aus Zugeständnissen einen Zwang machen. Der König, welcher im Felde stand, hatte nicht Zeit, seine Verantwortung zu hören, man stellte ihm sein Einschreiten als dringend dar. Er erklärte den 30. Mai 1676 vom Lager von Ninove aus die Ordonnanz des Bischofs für null und nichtig. Es heißt in diesem Decrete: „Wie wenn die Nachsicht, welche man mit vieler Klugheit erwiesen hat — indem man einige Unterschriften des Formulars mit etwas ausführlicherer Erklärung, zu Gunsten blos einiger Personen, um sie gegen ihre Gewissensscrupel zu bewahren, annahm — ein Widerruf der Bulle wäre, welche die eidliche Unterschrift des Formulars gebietet [1])."

Der Bischof erklärte seine Ordonnanz dahin, seine Absicht sei gewesen, die Wohlthat der Unterschrift mit Unterscheidung (von fait und droit) Denen zu Gute kommen zu lassen, welchen ihr Gewissen eine andere Unterschrift verbiete; er sei nicht gemeint, Diejenigen zu verdammen, welche geneigt seien, ihrer Ansicht gemäß, ohne weitere Erklärung zu unterzeichnen; insbesondere habe er gegen die päbstlichen Constitutionen nichts im Schilde geführt. Darauf erfolgte nichts Weiteres. — Die Universität wollte nur für sich selbst dem Kanzler die Neuerungen niederlegen; aber fünf Doctoren derselben wurden verbannt und alle Theologie Studirenden sollten ohne weitere Erklärung das Formular Alexanders VII unterschreiben. Nicht das Unwichtigste von dieser Geschichte ist, daß ein Brief Dr. Arnaulds an die Superiorin des Klosters der Heimsuchung zu Angers, worin er seine Entrüstung über das zweizüngige Benehmen des Erzbischofs von Paris aussprach, unterschlagen und diesem eingehändigt wurde.

Die Priorin wurde sogleich versetzt und Chardon, des Bischofs Vertrauter [2]), in die Auvergne verbannt.

1) Der Neffe des berühmten Ministers Colbert, der Bischof von Montpellier, welchen die Jansenisten den großen Colbert nennen, sagt in seinem Hirtenbriefe auf Pfingsten 1724: Warum wird anderen Personen, welche dieselben Gewissensscrupel haben, dieselbe Gnade verweigert, wenn man sie jenen mit vieler Klugheit geben konnte und gegeben hat? Warum sollen in derselben Angelegenheit und bei derselben Stimmung der Seelen zweierlei Maas und Gewicht angewandt werden?

2) Ein den Freunden Port-Royals ehrwürdiger Mann war der Domherr Chardon, der treue Freund, der Vertraute des Bischofs von Angers. Der

Der Bischof von Chalons schreibt bald darauf als Vermittler des Friedens an den befreundeten Cardinal Cibo, es habe so sehr die Gewohnheit überhand genommen, Diejenigen als Ketzer zu verschreien, welche doch Alles gethan haben, was der Pabst von ihnen verlangt habe, daß dadurch die gediegenste Frömmigkeit und die von Schrift, Päbsten und Concilien aufgestellten Grundsätze der Moral oft angegriffen werden. „Man bedient sich gegenwärtig des Vorwandes des Jansenismus, um eine große Zahl von rechtschaffenen Leuten verdächtig und unnütz zu machen, so unterwürfig sie auch gegen den römischen Stuhl sind und obgleich ihrer Lehre durchaus nichts vorzuwerfen ist, blos weil sie

König hatte ihm den 9. Juli 1676 den Befehl ertheilt, diese Stadt zu verlassen und sich nach Riom ins Exil zu begeben. Er gehorchte und pries Gottes Gnade in diesem Zorne; denn er bekannte, er sei erst Christ, seit er Auvergnate geworden sei. Er hielt sich in der engsten Zurückgezogenheit und Einsamkeit, seine Arbeit wurde nur durch Gebet unterbrochen und jene gab für dieses den Stoff. Er verwandte seinen Fleiß namentlich auf die Schriften Augustins, welchen er scherzend seinen Kasuisten nannte. Nur die Carmeliterinnen besuchte er regelmäßig. — Gott sieht, sagt ein Freund, welcher ihn in seiner letzten Krankheit verpflegte und ihm die Augen zudrückte, Gott sieht im Geheimniß seines Angesichts viele fromme Seelen, welchen er geholfen hat, sich in ihm zu verbergen, und Viele athmen und schmecken den Geist, der ihn beseelt, ohne daß sie je sein Angesicht gesehen hätten. Schreckliche Wirkungen der Rache des göttlichen Zornes über seine Kirche, daß sie bei einer solchen Theurung an guten Arbeitern den wahrhaften Stellvertreter ihrer Liebe in Stillschweigen gebannt sehen muß!

Im Herbste 1686 wurde Chardon vom Asthma befallen; er verschied den 21. December, während seine priesterlichen Freunde das Suscipientes animam ejus sprachen. — O daß wir doch wüßten, was es heißt, durch Christum zu Gott gehen, aber zu ihm gehen geraden Wegs! seufzte er in der letzten Nacht; wir scherzen nur auf dem Wege Gottes, man muß ohne Weiteres (tout de bon) durch Christum zu Gott gehen.

Als ihn ein Freund fragte, warum er nichts spreche, — denn er schlummerte ein wenig — erwiderte er: Aspicientes in authorem fidei, nihil dicentes, nihil postulantes, sed audientes.

Er hatte testamentlich seinen Wunsch ausgesprochen, nach der Weise der Armen beerdigt zu werden. Aber das Kapitel von St. Amable unterwand sich dem Verbannten ein Grab unter den vorangegangenen Amtsbrüdern zu eröffnen, und ließ ihn mit den einem Dekan des Kapitels gebührenden Ehren beisetzen. Der Klerus und das Volk, wie die meisten Glieder des parlamentarischen Presidiats, bezeugten durch ihre feierliche Gegenwart, wie großer Ehre man ihn für würdig hielt; man glaubte in ihm Gottes Gnade zu ehren. „So feiert die Demuth ihren Triumph — in den Todten." — Sein Herz wurde von den Carmeliterinnen aufbewahrt.

Der Bischof Arnauld, welchem das gemeinsame Priesterthum und die innige Freundschaft Alles gemein gemacht hatte mit diesem Diener Gottes, fühlte sich besonders erbaut und geehrt durch die Liebe, welche das Stammland seiner Familie dem theuren Todten bezeigte.

sich bestreben, die Reinheit der christlichen Moral wieder herzustellen, welche nicht nach dem Geschmacke von Jedermann ist."

Schon zu Ende des Jahres 1674 hatten die vier Bischöfe sich genöthigt gesehen, dem Könige die Verdrehung des Friedens durch seine Feinde vorzustellen und ihn zu bitten, durch die Friedensvermittler eine authentische Erklärung über dessen Wesen geben zu lassen. „Man hat, klagen sie, Männern von mehr als gewöhnlicher Tugend und Tauglichkeit die heiligen Weihen und Beneficien verweigert, unter dem Vorwande, daß sie auf dieselbe Weise unterschrieben hätten, wie es mit Bewilligung des Pabstes von uns geschehen war. Man hat Priestern die kirchlichen Verrichtungen untersagt und sie von den heiligen Altären getrennt, ob sie gleich Pfarrer waren und seit vielen Jahren der Kirche heilig und nützlich gedient hatten." Doch, versichern die Friedensvermittler, sei es ihnen nicht sowohl um das Unrecht gegen Einzelne und um ihre persönliche Ehre, als um die Grundwahrheiten der Kirche zu thun. — Pomponne aber verbot im Namen des Königs die Herausgabe einer Geschichte des Kirchenfriedens. Bald mußte man versuchen durch seine Vermittlung sich über einen Schritt zu rechtfertigen, auf welchen sich wohl der Bischof von Chalons im Obigen bezieht.

Anstoß wegen der laxen Moral.

Der Bischof von Arras in Verbindung mit dem von St. Pons ließ Nicole durch die Herzogin von Longueville auffordern, zu einem Verzeichniß anstößiger Moralsätze ein lateinisches Schreiben abzufassen, worin der neue Pabst Innocens XI um einen Spruch gegen dieses Ärgerniß gebeten würde. Nicole, welchen seine dienstfertige Nachgiebigkeit und sein gutes Latein in so viele Unannehmlichkeiten verwickelte, faßte das Schreiben ab. Die beiden Bischöfe gaben dem früheren Secretär des Bischofs von Alet, Piéga, den Auftrag, mehrere gleichgesinnte Bischöfe um die Unterschrift anzugehen. Dieser vertraute sich auch dem Bischofe von Amiens, einem Franziskaner, an, welcher das Schreiben sogleich dem Erzbischofe von Paris brachte, der es dem Könige als ein Machwerk der Jansenisten und als einen Beleg, wie der Kirchenfrieden durch sie gebrochen werde, vorlegte. Der König ließ (den 18. Juni 1677) durch die Agenten des Klerus verbieten, diesen

friedenstöreriſchen Brief zu unterſchreiben. Der König warnt vor dem falſchen Schein ſolcher Schritte, wodurch man unter dem Vorwande der Reformation der Sitten, von welcher ſich einige Privaten eingebildet haben, es ſei nöthig, ſie im Namen der Biſchöfe vom Pabſte zu verlangen, die alten Streitigkeiten wieder aufrühre, welche Ihre Majeſtät ſo weislich beigelegt habe. Es wurde darüber gewacht, daß der Brief nicht nach Rom abgehe. Der König ließ Pomponne wiſſen, daß das Benehmen ſeines Oheims ihm nicht angenehm ſei. Arnauld rechtfertigte ſich in einem Briefe an ſeinen Neffen, indem er darſtellte, daß er und Nicole nur auf die Bitte mehrerer Biſchöfe den Brief abgefaßt haben. Der Biſchof von Arras hatte verlangt, daß von mehreren Biſchöfen, nicht von ihm allein die Rede ſei. Der König ſchien durch dieſe Erklärung begütigt. Aber wie beſchämt ſtand Arnauld da, als der Biſchof von Arras, aus Angſt vor den Folgen, erklärte, die Sache ſei nicht von ihm ausgegangen! Arnauld ſtand nun nicht nur als Friedensſtörer, ſondern auch als Lügner vor dem Könige und vor der Welt da. Pomponne wagte nicht weiter für ihn ein Wort einzulegen, um nicht in die Ungnade verwickelt zu werden.

Sonder Zweifel hatten ſich Nicole und Arnauld mit Freuden zur Abfaſſung des Briefes hergegeben und den Biſchof in ſeinem Werke als in einem gottgefälligen beſtärkt, ja vielleicht dazu aufgefordert. Denn ſo oft die Jeſuiten wieder ſtärkere Anklage der Ketzerei wider die Janſeniſten erhoben, griffen dieſe ihre Feinde an ihrer ſchwachen Seite, an der Beichtmoral an. Dazu war ein Pabſtwechſel immer ein beſonders erwünſchter Moment.

In dem Briefe an den Pabſt, welchen Nicole verfaßte, heißt es: „Obgleich ſeit mehreren Jahrhunderten in den Sitten der Chriſten ein großes Verderbniß verbreitet iſt, ſo erkannte ſich einſt doch das Laſter für das, was es iſt und trug immer einen Zug von Furcht und Schmach. So verbreitet auch die Unordnungen waren, ſo wagte doch Niemand ſie öffentlich zu auctoriſiren. Jetzt aber iſt das Übel größer und der Kirche gefährlicher geworden; denn nicht nur nimmt die Zahl der Böſen mit jedem Tage zu, ſondern ſie ſieht ſich auch — um nicht mehr zu ſagen — durch die unüberlegte Keckheit einiger neuen Schriftſteller unterſtützt, welche keine andere Abſicht zu haben ſcheinen, als den Gelüſten

der Menschen zu schmeicheln und es zu nähren, die Gewissensbisse zu ersticken, sogar den Wunsch, die Sünde zu verlassen, auszulöschen, allen möglichen Lastern Thor und Thür zu öffnen, die Finsterniß gegen das Licht, die Falschheit gegen die Wahrheit zu erheben, beiden eine gleiche Geltung zu verschaffen, endlich dem Verbrechen die Furcht und Schmach abschütteln zu helfen, welche es natürlich mit sich führt und ihm die Infamie und selbst den Namen des Verbrechens zu benehmen." — Trotz aller Vorkehrungen wurde der Brief, von einer Anzahl von Bischöfen unterschrieben, von Pont-Chateau nach Rom gebracht und mit einem Schreiben des Bischofs von Alet über den Friedensbruch und die Regale dem Pabste persönlich übergeben. Man klagte darin, daß der König durch das Verbot des Briefes an den Pabst den Bischöfen die Freiheit entzogen habe, über das Wohl der Kirche unter sich zu verkehren und sich dann mit dem Pabste in Verbindung zu setzen. Damit war zugleich dem Pabste gegenüber das Recht der Bischöfe gewahrt, in erster Instanz über Glaubenssachen Untersuchungen anzustellen. Die Verdammung von 65 einzelnen ärgerlichen Sätzen ausschweifender Kasuisten durch den Pabst (den 2. März 1679) wurde als Antwort darauf angesehen [1]). Damit war aber das Princip, die Lebenswurzel der pharisäischen Sacraments-Gerechtigkeit, der verdorbenen Kasuistik selbst nicht angegriffen oder gar ausgerottet. Der Bischof von Alet hatte gewollt, man solle alle einzelnen Auswüchse übergehen und nur die Verdammung des Probabilismus, als der Wurzel aller, verlangen.

1) Seltsam paßt zu Diesem ein anonymer Brief aus Rom an Nicaise im vierten Bande seiner Briefsammlung: den 10. Januar 1679. Die Nachrichten von hier sind nicht gar günstig für die Moral; ich fürchte, die des Teufels, wovon Sie reden, möchte über die christliche den Sieg davon tragen. Man versicherte mich, die Gegner haben einen der einflußreichsten Minister gewonnen, welcher ihre Sache einigen Consultatoren empfohlen haben soll. Es ist nicht schwer, die Leute in diesem Punkte zu Abweichungen zu vermögen, weil sie selbst zur Schlaffheit geneigt sind und es natürlich ist, Alles zu fliehen, was uns in Zwang versetzt. — Der letzte Brief des Bischofs von St. Pons hat diesen Hof sehr befremdet, der außerordentlich darüber aufgebracht ist, zu sehen, daß dieser Prälat drei Päbste auf einmal verdammt hat, indem er die jansenistische Ketzerei als eine imaginäre, die Unterschrift des Formulars als vergeblich, die Censur des Rituals von Alet als ungerecht behandelt. Ich weiß aus guter Quelle, daß man diesen Brief verbrennen lassen wollte, wenn nicht der Pabst selbst es für passender gefunden hätte, den Weg der Ermahnung und Mäßigung einzuschlagen. Wir werden sehen, welche Ausflucht (biais) der Bischof von St. Pons gebrauchen wird, um sich über diese Punkte zu entschuldigen.

Der Pabst war übrigens um diese Zeit Port-Royal günstig. Er mochte fühlen, daß die gallikanische Kirche, bei all ihrer proclamirten Freiheit, bei allen Demonstrationen nur wenige unabhängige Charaktere besaß, daß diese am ehesten noch bei den Jansenisten zu finden seien. Das zeigte sich besonders bei dem Streite um die Regale.

Regalstreitigkeit, die Bischöfe von Alet und von Pamiers.

Die Regale bestand in dem uralten Rechte des Königs bei erledigtem bischöflichem Stuhle sich die Einkünfte desselben anzueignen und die von demselben abhängigen Stellen, welche keine Seelsorge hatten, zu besetzen. Früher war auch noch manches Andere darunter befaßt gewesen; so aber verstand man es zur Zeit Ludwigs XIV. Die Könige wollten das Recht des Oberlehensherren, wenigstens der Kirche gegenüber behaupten, welche doch einen Theil ihrer Güter seiner Freigebigkeit verdanke. So lange der Pabst die Annaten bezog, waren die Bisthümer in die Wette beraubt worden. Indeß hatten längst Concilien gegen diese Eingriffe der weltlichen Macht sich erhoben. Es wurde jedoch Jahrhunderte lang unter den verschiedenen Provinzen Frankreichs ein Unterschied des Herkommens gemacht. Der General-Advocat des pariser Parlaments, Pibrac, war der Erste, welcher 1583 in der Notabeln-Versammlung den Vorschlag machte, das königliche Regalrecht über alle Erzbisthümer und Bisthümer des Königreichs auszudehnen. Obgleich derselbe von dieser Versammlung nicht angenommen wurde, handelte doch das Parlament darnach. Denn wie die protestantische Kirche für den Schutz gegen Unterdrückung, so verlor die katholische durch ihr Bestreben, die protestantische zu unterdrücken, ihre Selbstständigkeit an die weltliche Macht. Heinrich IV verzichtete ausdrücklich auf die Anwendung dieses Rechts auf die bisher davon befreiten Diöcesen, desgleichen sein Sohn; nur wurde seit 1651 von den befreiten Provinzen eine ausdrückliche Nachweisung darüber verlangt. Darunter war auch Languedoc, worin Alet und Pamiers lagen.

Der König dehnte durch Erlasse von 1673 und 1675 sein Regalrecht über alle Provinzen ohne Unterschied aus, da er auch alle politischen Unterschiede derselben so viel möglich zerstört hatte. Um mit Einem Schlage für die Zukunft jedem Widerstande vor-

zubeugen, wurde allen Bischöfen befohlen, in der Chambre des Comptes in Beziehung auf diese Erlasse ihren Eid der Treue registriren zu lassen; erst auf Dieses hin sollten die Besetzungen der Stellen gesetzliche Gültigkeit haben, deren Erledigung zwischen dem Abgange ihres nächsten Vorfahrs und ihrer eigenen Ernennung Statt gehabt hätte und der König verzichtete auf die Einkünfte des Bisthums während der damaligen Vakanz. In Zukunft sollte vom Könige dieses Recht so lange geübt werden, bis der neuernannte Bischof seinen Eid der Treue geleistet hätte.

Die Sache hatte vor Allem eine wesentliche finanzielle Seite. Die ungeheuern Kosten der Hofhaltung, der Kriege, der Marine hatten die bisherigen Geldquellen mehr als erschöpft. Der von seinen Gütern steuerfreie Klerus hatte als Geschenk von jeher dem Könige bedeutende Summen verwilligt; diese Verwilligungen wurden unter Ludwig immer mehr Zwangssache. Von 1689 bis 1693 hatte der Klerus 65 Millionen beizutragen. Handschriftliche Spottverse aus den achtziger Jahren à messieurs de l'assemblée du clergé singen:

Riches abbés, attendés-vous
De vous voir aussy gueux que nous;
Vos députés donnent à la France
Tant d'argent que tout votre éclat
Va tomber dans la décadence
Comme le reste de l'état. —

Jadis la plus fort de vos dons
N'excedoit pas trois millions,
Encore étoient ils volontaires.
Vous n'êtes plus dans ce bon tems.
Car quatre illustres commissaires
Viennent vous dire: le roy veut tant. —

Les gens de robe sont à bout,
Les gentils-hommes ont vendu tout
Pendant cette guerre si rude;
Il est tems que le clergé
Perde un peu de sa plenitude;
A ce coup il est bien purgé.

Es war allerdings billig, daß auch der Klerus für seinen Antheil an dem Ruhme, welchen Ludwig über Frankreich verbreitete, seinen Theil bezahlte, zumal seit er die gewerbfleißigsten Leute,

die induſtriellen Proteſtanten zu Tauſenden brüderlich mit den Dragonern aus Frankreich vertrieb. Hätte der Verweltlichung des Klerus durch dieſe Aderläſſe abgeholfen werden mögen, ſo hätte die Beſteurung der Kirche nur als erfreuliche Erſcheinung begrüßt werden mögen. Das iſt auch das Wahre an der Anſicht der ſtarken Partei der Regaliſten im Parlamente; dieſe Anſicht war die Vorläuferin der Civilverfaſſung des Klerus durch die Revolution. Aber gewiß litt nicht nur das hiſtoriſche Recht, ſondern in manchen Fällen die Kirche ſelbſt darunter. Das aufkeimende Inſtitut der biſchöflichen Prieſterſeminare war dadurch gefährdet. Das Regalrecht wurde in der Praxis nicht blos auf wirklich nicht erledigte Stellen, und namentlich auch auf ſolche ausgedehnt, womit Seelſorge und bedeutender Einfluß auf Leitung des Bisthums verbunden war. Da die königliche Ernennung an gar keine nachgewieſene Befähigung gebunden war, da der Stellenkauf bei den königlichen Ämtern Gebrauch war, da ſolche Pfründen nicht ſelten Lieblingsbedienten gegeben wurden, ſo war davon für die Kirche allerdings kein Heil, ſondern vielfacher Schaden zu befürchten.

Dennoch unterwarfen ſich die Biſchöfe der vier bisher befreiten Provinzen (außer Languedoc, — Guienne, Provence, Dauphiné). Die Einen erklärten in ihrer Procuration zu Einregiſtrirung ihres Eides, daß ſie es nur gezwungen thun, um noch größere Eingriffe zu vermeiden und nicht ſelbſt noch erleben zu müſſen; Andere legten vor dem Notare abgefaßte Proteſtationen in die Archive ihres Bisthums nieder; Andere wollten dieſe Erklärung zu Protokoll nicht leiſten, ließen es aber geſchehen, daß ſie durch ihre Kapitel geleiſtet wurde. Nur zwei Biſchöfe, welche das Unſelige ſolcher Auskunftsmittel ſchon zur Genüge erfahren hatten, leiſteten den verlangten Eid nicht, der Biſchof von Alet und der von Pamiers. Ihnen ſchien weſentlich der Charakter des Biſchofs, die Würde und Selbſtſtändigkeit des Epiſkopats angegriffen, der nicht ſtirbt, wenn gleich ſeine Träger ſterben. Jeder gründlichen Reform ſchien durch ſolche Eindringlinge ſelbſt in den Rath des Biſchofs ein unüberwindliches Hinderniß entgegengeſetzt zu werden, es ſtand zu befürchten, daß die Kirchen nun abſichtlich nach dem Tode eines Biſchofs lange würden unbeſetzt gelaſſen werden. — St. Cyran, welcher im Epiſkopat die Angel der Kirche ſah, hatte gewiß die beiden getreuen Biſchöfe zum Widerſtande,

zum Kampfe für die Rechte der Kirche angefeuert. Der Bischof von Alet nährte sich ja von der Lecture seiner Briefe. Diese Seite seiner Lehre mußte nothwendig — obgleich außerhalb der Ringmauern und des Weichbilds von Port-Royal — ausgefochten werden. Diesmal erhoben die Nonnen die Hände im Gebete, während der andere Theil kämpfte.

Der Bischof von Alet hatte sich mit seiner gewöhnlichen Bedachtsamkeit Zeit genommen, sich über die Angelegenheit eine feste, begründete Überzeugung zu bilden. Endlich erklärte er den Geistlichen seines Raths, daß ihm nun Alles klar und er durchaus ruhig sei, daß er Angesichts seiner Pflicht gar nicht an die Folgen denken könne. „Ich bin nicht verantwortlich für die Umwälzungen, welche man wohl anrichten wird; aber ich werde verantwortlich sein für meinen Eifer und für meine Nachlässigkeit in Vertheidigung der Rechte meiner Kirche. Man wird meine Einkünfte mit Beschlag belegen, aber Gott, der die Vögel des Himmels speist, wird für unsere Armen Sorge tragen. Man wird sich an meine Person halten; muß ich mich nicht glücklich schätzen, für eine so heilige Sache zu leiden?" —

Es handelte sich nun beinahe ausschließlich um Besetzung von Stellen; er bedrohte die Eindringlinge mit dem Interdict ipso facto. Die treuesten Freunde und Gehülfen des Bischofs wurden durch Lettres de Cachet in Verbannung geschickt; das pariser Parlament, welchem die Entscheidung aller Regalfälle übertragen war, scheute die Gehässigkeit, Männer von ihren Stellen zu vertreiben, welche dieselben seit Jahrzehnden gewissenhaft versehen hatten und für sie Stellenjäger aus den Vorzimmern der Hofprälaten einzusetzen. Selbst Talon trug darauf an, den königlichen Erlaß nicht rückwirken zu lassen; aber die Furcht vor dem königlichen Willen hielt alle Gewalten nieder. Dem Bischofe riethen seine Freunde, da so viele treffliche Männer von ihren Ämtern vertrieben würden, sei es jetzt an ihm nachzugeben; er antwortete, er sei darauf gefaßt, selbst abgesetzt zu werden. Schrecken kämpfte gegen Schrecken. Abbe de Foix machte dem Bischofe seine Aufwartung und zeigte ihm an, daß er vom Könige zum Dekan der Kathedrale von Alet ernannt sei. Die Stelle war schon seit Jahren besetzt. Der Bischof erklärte ihm, er könne keinen Schritt thun, ohne die heiligsten Gesetze der Kirche zu verletzen und in die schrecklichsten

Strafen zu verfallen. Der Abbe wollte sofort seine Amtsübernahme unter der gesetzlichen Form ausführen, aber die Sergeanten weigerten sich und die Notare verbargen sich aus Furcht vor dem Interdict. Umsonst forderte er den Viguier und die Consuln (die städtischen Magistrate) auf, ihm die nothwendigen amtlichen Personen herbeizuschaffen, er mußte sie aus einer anderen Diöcese herbeirufen. Mehrere königliche Ernannte waren vor einem solchen Widerstande zurückgetreten.

Die Sache des Abbe de Foix war in voller Hitze des Streits als Pavillon den 15. October 1677 einen Schlaganfall hatte. Kaum hatte er wieder den Gebrauch der Sprache etwas erlangt, als er eine Ordonnanz gegen den Regalisten dictirte, welcher durch den Metropolitan in Narbonne, Cardinal Bonzi, unterstützt wurde. Der Cardinal erklärte die Ordonnanz für ungültig und sandte einen Eilboten ab, um dies dem Bischofe noch vor seinem Tode zu publiciren. Der Bischof aber appellirte an den Pabst, dem er nochmals die Sache des Episkopats anbefahl; auch an den König schrieb er deshalb noch auf seinem Todtenbette. — Wenn man ihn fragte, ob er mit Ungeduld darauf warte, zu Gott zu gehen, antwortete er nur: Unterwürfigkeit — unter Gottes Willen. Nachdem er im Beisein eines großen versammelten Volkes die Sacramente empfangen hatte, verschied er den 8. December 1677, über 80 Jahre alt, nach 39 Jahren des Episkopats. Das Volk warf sich über seinen Leichnam und zerriß seine priesterlichen Gewänder, die als Reliquien betrachtet wurden.

Nach seinem Befehle wurde er an den Fuß des Kreuzes ohne Inschrift beerdigt.

Ein Geistlicher der Diöcese hat ihn „den wahren Bischof" in einem längeren Gedichte besungen, wo es unter Anderem heißt:

Qui est un Paul en chaire,
Un Basile à l'autel,
Un Ambroise auprès des princes,
Un Nicolas auprès des pauvres,
Dont le coeur est un sanctuaire.

Unter der Aufschrift „dem christlichen Moses" heißt es:

Qui conduit le peuple de Dieu dans le désert depuis près quarante ans,
Qui converse continuellement avec Dieu sur la montagne,
Qui obtient par ses jeûnes la restitution des tables de la loi.

Brisées depuis longtems par la corruption effrénée du monde.
Qui lève sans cesse les mains sur le sommet de la colline,
Pendant que le Josué François combat dans les Pays-bas,
Et, le glaive en main, met en fuite les Amalécites.

Wenn auch Dieses vor 1679 gemacht ist, so bezieht es sich auf den Feldzug Ludwigs in Holland, wo nicht versteckt zugleich auf Dr. Arnauld.

Der Bischof von Pamiers, welcher die letzten Tage seinem sterbenden Freunde beigestanden hatte, war nun noch der einzige auf dem Kampfplatze. Man hatte es bei Hofe nicht für klug gefunden, den achtzigjährigen Bischof von Alet hart anzufassen, seine Einkünfte einzuziehen oder ihn ins Exil zu schicken, da er doch bald sterben würde. Gleiche Geduld gedachte man nicht mit dem Bischofe von Pamiers zu üben. Ohnedies hatte er als geborener Präsident der Grafschaft Foix sich sehr energisch gegen die Unterdrückungen der königlichen Oberbeamten erwiesen und 1675 die Absetzung des Gouverneurs durchgesetzt. Die besonderen Privilegien seiner Landschaft ließen ihn um so fester auf der Ansicht bestehen, daß das Recht der Exemtion von der Regale seinem Bischofssitz unveräußerlich sei. Dazu kam, daß sein Kapitel mit königlicher Bewilligung ein klosterähnlicher Verein von Domherren mit Noviziat war, welche „Reform" nicht fortbestehen konnte, sobald ohne Weiteres jeder vom König Ernannte aufgenommen werden mußte.

Nachdem er über die Sache einen festen Entschluß gefaßt hatte, stellte er seinem Kapitel die Pflichten und die unvermeidlichen Folgen der Pflichterfüllung vor und fragte: „Könnet ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde?" — Wir können! war die Antwort. Da sich alsbald Regalisten einstellten, verbot er bei Interdictstrafe dem Kapitel sie aufzunehmen. Dafür wurde das ganze Einkommen und Eigenthum des Bischofs confiscirt; ihm war es nur um die Armen und um das Seminar. Auch legten seine Pfarrer und Laien genug für ihn zusammen. Die Güter des Kapitels wurden von königlichen Beamten eingezogen und nur an die meist abwesenden Regalisten und an ein Paar Abfällige vertheilt. Einige greise Mitglieder wurden in die Verbannung geschickt oder in strenges Gefängniß gesetzt. Gegen die lettres de cachet schützte keine Weihe und kein Alter.

Kampf des Pabstes mit dem Könige und den gallikanischen Hofbischöfen.

Zunächst veranlaßt durch die Appellation des Bischofs von Alet — d'heureuse mémoire, wie das Breve sagt — erließ der Pabst den 12. März 1678 ein Breve an den König, worin er ihm seine Pflicht vorhält, die Gesetze der Concilien und seiner Vorfahren, die Freiheiten des Episkopats zu achten. Er eifert darin besonders gegen die bösen Rathgeber. „Wir waren erstaunt, daß dieses Alles weniger Macht überdas Gemüth Eurer Majestät gehabt hat, als die Rathschläge Derer, welche mehr auf irdische, zeitliche Vortheile, als auf himmlische, ewige Güter bedacht sind, und während sie nur darauf ausgehen, durch ihre Schmeicheleien Eurer Majestät den Hof zu machen, um ihre eigene Macht viel mehr, als die königliche, welche sie nur zum Vorwande gebrauchen, zu vermehren, sich wenig darum kümmern, ob sie dem Könige einmal schreckliche Gewissensbisse verursachen werden, wenn er vor dem Richterstuhle Gottes wird erscheinen müssen."

Allein auch auf ein zweites Breve vom 4. Januar 1679 antwortete der König nur, die Regale sei ein wesentliches Recht der Krone, und die eingezogenen Einkünfte der Kirche werden auf Bekehrung der Protestanten verwendet. Dieses war eine dem Könige damals sehr geläufige Ausflucht.

In dem dritten Breve vom 29. December 1679 redet der Pabst — nachdem er den König wegen seiner Verdienste um die Kirche, besonders wegen der Zerstörung der „Synagogen und Asyle der Ketzerei" gelobt hat — in einer Sprache, welche der Despot nicht gewohnt war:

„Es finden sich bei dieser Gelegenheit in Ihrem Königreiche Bischöfe, unsere Brüder, voll edeln Muthes und Eifers für das Gesetz Gottes und für die Freiheit der Kirche, und es würde sich noch eine viel größere Anzahl finden, welche in einer nicht nur für die französische, sondern auch für die allgemeine Kirche so wichtigen Sache mit derselben Beharrlichkeit und in demselben Geiste ihr Interesse vor Eurer Majestät behaupten würde; allein sie halten sich im Stillschweigen aus einer Furcht, welche nach ihrer Ansicht zu entschuldigen, aber nach unserem Urtheil eitel und selbst für Ihre Billigkeit und Seelengröße beleidigend ist; denn sie erwarten, daß unsere Niedrigkeit von dem Gehorsame des Sohnes, welchen Eure Majestät dem h. Stuhle leisten werde, die Herstellung der Rechte ihrer Kirchen erlangen werde, welche sie

selbst nicht von Eurer königlichen Majestät zu verlangen wagen. Mögen Sie also in unseren Briefen den gerechten Schmerz und das Leid aller dieser Bischöfe, aber mögen Sie vielmehr darin den Willen Gottes erkennen, welcher mit Ihnen durch unseren Mund spricht und Sie auffordert, Ihre Ordonnanz und Alles zu widerrufen, was bisher bei Gelegenheit derselben gegen die Rechte und Freiheiten der Kirche gethan wurde und geschehen ist. Wenn Sie es nicht thun, so befürchten wir sehr, Sie möchten, wie schon oben erklärt wurde, die Rache des Himmels erfahren, und wir kündigen sie Ihnen ausdrücklich von Neuem zum dritten Male an, obgleich mit Leidwesen, wegen der Liebe, welche wir zu Ihnen tragen. Wir können aber den Regungen nicht widerstehen, welche Gott uns giebt und welche uns drängen, es Ihnen zu erklären."

„Was uns betrifft, so werden wir die Sache in Zukunft nicht mehr brieflich behandeln, sondern wir werden auch die Mittel nicht vernachlässigen, welche die Gewalt, womit uns Gott bekleidet hat, zur Hand gegeben hat. Wir können dies in einer so dringenden Gefahr nicht unterlassen, ohne uns in der Verwaltung des uns anvertrauten apostolischen Amtes einer sehr strafbaren Nachlässigkeit schuldig zu machen. Nichts, weder Unruhe, noch Gefahren, noch Ungewitter können uns erschüttern; denn dazu sind wir berufen; wir achten auch unser Leben nicht theurer, als uns selbst (unser) und Ihr Seelenheil. Wir sind überzeugt, daß man für die Gerechtigkeit nicht nur mit Muth, sondern auch mit Freuden die vorkommenden Trübsale dulden muß; in ihnen und im Kreuze Christi dürfen wir uns allein rühmen. Es ist Gottes Sache, welche wir behaupten, wir suchen nicht unseren, sondern Christi Vortheil. Mit ihm also, nicht mit uns haben Sie es in Zukunft zu thun, mit ihm, gegen welchen weder Klugheit, noch Rath, noch Gewalt zu etwas dient."

Der Pabst sprach nicht umsonst in so feierlichem Tone, als von einem Kampfe auf Leben und Tod. Es war der Episkopat zum Theil bei Gelegenheit der Jansenisten-Verfolgungen ein Werkzeug des Hofs von St. Germain geworden; indem die Kurie sich der königlichen Gewalt bediente, um die kirchliche Reform nieder zu halten, hatte sie an dieselbe ihren eigenen Einfluß verkauft. Das Aufkommen einer Ketzerei ist für die Kurie in der modernen Welt besonders darum ein Unglück, weil sie zu deren Überwälti-

gung die bürgerliche, die königliche Macht braucht und so von dieser abhängig wird.

Die Regalangelegenheit bot eine Gelegenheit, des in die Gewalt der Regierung gefallenen Episkopats sich anzunehmen, ihn für die Kurie zu gewinnen, indem diese seine Vorrechte und die Selbstständigkeit der Kirche verfocht. Merkwürdig ist, daß die Kurie sich dabei nur noch auf den selbstständigen Charakter der jansenistischen Bischöfe verlassen konnte.

Die Prälaten der Klerusversammlung, die gewöhnlichen Maschinen des Hofs gegen den Jansenismus, erklärten den 10. Juli 1680 in St. Germain: Wir haben mit äußerstem Misvergnügen erfahren, daß unser h. Vater, der Pabst, Eurer Majestät ein Breve geschrieben hat, worin er erklärt, daß er sich seiner Auctorität bedienen werde, wenn Eure Majestät sich nicht seinen väterlichen Vorstellungen unterwirft. Wir halten es für unsere Pflicht, bei einer so wichtigen Gelegenheit nicht zu schweigen, wo wir mit dem äußersten Leidwesen erdulden müssen, daß man den erstgebornen Sohn und den Beschützer der Kirche, gleich Fürsten bedrohe, die ihre Rechte usurpirt haben. Dieses außerordentliche Verfahren, weit entfernt die Ehre der Religion und den Ruhm des h. Stuhls aufrecht zu erhalten, wäre vielmehr im Stande sie zu verringern und sehr böse Wirkungen hervorzubringen. Es steht nur zu sehr fest, daß sie nur dazu dienen würde, die Bosheit einiger friedestörerischen, aufrührerischen Geister zu begünstigen, welche gegen die Absichten Seiner Heiligkeit, welche wir für sehr gut halten, sich seines Namens und seiner Auctorität bedienen möchten, wie sie denn täglich thun, indem sie in der Welt ausschweifende Gerüchte gegen die Ehre Eurer Majestät und der ausgezeichnetsten Prälaten Ihres Königreichs (sic) in Umlauf setzen, um ihre persönliche Rachesucht auszuüben. Sie thun sogar alles Mögliche, um zwischen dem Priesterthume und Königthume Misverständniß zu stiften. — Unter diesen friedestörerischen, aufrührerischen Geistern sind offenbar ebensowohl die Jansenisten, als die consequenten Ultramontanen zu verstehen.

Dieses war der Anfang des Streits, welcher durch die auf Befehl des Königs von den Prälaten proclamirtrn vier Artikel der Freiheiten der gallikanischen Kirche eine so große — unverdiente — Berühmtheit erlangt hat. Die ganze Geschichte war

eine Demonstration, glänzend durch den Namen Bossuets. Der Pabst hat oben die Abhängigkeit und Charakterlosigkeit der Bischöfe getreu abgebildet. In einem Lande, wo keine politische Freiheit mehr ist, ist jede Erklärung der Freiheit der Nationalkirche von Rom ein eben so unverkennbarer Act des Servilismus, als deren Unterwerfung unter Rom. In ähnlichem Falle ist auch die protestantische Kirche öfters gewesen, aber nicht sie allein.

Ende der befreundeten Bischöfe.

Dazu kam noch ein Breve vom 17. Juli 1680, an den Bischof von Pamiers, worin der Pabst diesen ein Gott und den Menschen angenehmes Schauspiel nennt, indem er sich durch seine Trübsale verherrliche. „Die Freude, welche uns eine so außerordentliche Tugend macht, ist uns eine große Erleichterung in unserem Schmerze und verpflichtet uns die Hände zum Himmel zu erheben, um dem Vater der Barmherzigkeit dafür zu danken, daß in einer so verwirrten Zeit in Frankreich ein getreuer Priester aufgestanden ist, welcher während einer allgemeinen Bestürzung alle Welt in Stillschweigen versetzt, seine Stimme wie eine Trompete erhebt und sich wie eine Mauer für das Haus Israel entgegenstellt." Der Pabst ermuntert den Bischof zum Widerstande besonders gegen seinen Metropolitan und verspricht ihm seinen Beistand. Der Pabst hatte ihn auch wegen seines Eifers für die Reinheit der Moral und Wiederherstellung der geistlichen Disciplin gelobt. Man sagte, der Pabst wolle ihn zum Cardinal erheben: einen Cardinal nehme der Pabst aber immer in Schutz „wie seinen Augapfel;" es würde damit das Signal zu einem Kampfe auf Leben und Tod gegen den modernen politischen Absolutismus von Ludwig gegeben.

Aber nicht einmal obiges Breve fand unseren Bischof noch bei Leben.

Die Parlamente hatten sich der Regale als einer Nationalsache bemächtigt; das von Toulouse verurtheilte eine der Schutzschriften des Bischofs, daß sie vom Henker sollte verbrannt werden. Dem Bischofe blieb nichts übrig, als die äußersten Mittel zu gebrauchen. Er verordnete in seiner Diöcese öffentliche Gebete und Fasten und sprach gegen einen der anmaßendsten unter den

vielen Regaliſten, welcher zum Dekan ſeiner Collegialkirche ernannt war, die große Excommunication aus.

Während deſſen erkrankte er, wohl auch in Folge des vielen Faſtens. Er war auf ſeinem Todtenbette noch froh, daß ſein Wunſch in Erfüllung gehe, arm zu ſterben, wie Hiob geweſen. Seine Schweſter mußte ein Stück Leinwand geben, um ihn damit im Sarge einzuhüllen, da die königlichen Beamten Alles genommen hatten. Beinahe ſein ganzes einfaches Paradebett war entlehnt. Der Gebrauch, welchen er lange Jahre von dem Stachelgürtel gemacht hatte, hatte ihn auch für die Schmerzen ſeiner Krankheit ziemlich unempfindlich gemacht. Er war ſo innerlich auf ſeinem letzten Lager, daß ihm nur einmal ein Wort über die Regale entfiel. Als aber der Todeskampf eintrat, ließ er die Domherren ſeines Kapitels rufen und ſprach: Meine Kinder, die Welt wird an der Liebe, welche ihr gegen einander habt, erkennen, daß ihr meine Schüler ſeid. Seid eurem Stande getreu und ſtimmt nie in die Seculariſirung eures Kapitels." — So ſtarb er den 7. Auguſt 1680, in einem Alter von 70 Jahren, im ſechsunddreißigſten ſeines Epiſkopats, im achten der Regalſtreitigkeit. Seine Domherren bemerkten mehrere Züge der Ähnlichkeit zwiſchen ihm und St. Auguſtin. „Beide waren 36 Jahre im Bisthume, beide haben das gemeinſame Leben nach einer Regel unter ihren Klerikern eingeführt; beide haben arm gelebt und ſind arm geſtorben, beide im Auguſt. Wenn St. Auguſtin kein Teſtament machte, weil er nichts hatte, worüber er verfügen konnte, ſo hinterließ der Biſchof nicht einmal genug, um ihn zu begraben, und, was von Auguſtin nicht gemeldet wird, er lebte drei Jahre von Almoſen." Er hatte teſtamentlich befohlen, man ſolle ihn unter dem auf Pfeilern ruhenden Kirchthurme begraben, wo mehrere Straßen zuſammenliefen, um auch nach dem Tode von Allen mit Füßen getreten zu werden. Er wollte keine Leichenrede, noch Grabſchrift. — Auch ihm that das Volk die Ehre an, ihn als Heiligen zu behandeln oder vielmehr zu mishandeln und dem Leichname die Kleider in Fetzen wegzureißen. Auf ſeinem Grabe ſollen Wunder geſchehen ſein, ſo daß die Feinde es unzugänglich machten. Die Regaliſten verſuchten ſeinem Leichenbegängniſſe in ihren angemaßten Würden beizuwohnen, wurden aber durch den Unwillen des Volks und des Kapitels verjagt. —

Der Streit war mit seinem Tode nicht beigelegt; die von den alten Mitgliedern des Kapitels ernannten und vom Pabste bestätigten Großvicare wurden zum Theil durch Lettres des Cachet festgesetzt; einer, der sich verborgen hielt, sprach über die vom Erzbischofe ernannten das Interdikt aus. Indeß drängten sich andere Streitigkeiten in den Vordergrund und die Regale erlangte endlich auch hier den Sieg.

So war also der Zorn des Königs gegen Port-Royal von Neuem angefacht und die Vertheidiger desselben waren meist weggestorben.

Der Bischof von Beauvais, welcher seit dem Kirchenfrieden in der Stille seiner Gemeinde lebte, starb auch den 21. Juli 1679, im 28. Jahre seines Episkopats. Als die Glocke seinen Todeskampf ankündigte, erfüllte sich der bischöfliche Pallast mit Gläubigen, die in Thränen zerflossen, alle Geistlichen warfen sich vor seinem Bette nieder, um seinen Segen zu empfangen. „Gott ließ ihn einen Augenblick das Gewicht seiner schrecklichen Gerichte fühlen, schreibt Clemencet. Er zitterte Angesichts der strengen Rechenschaft, welche ein Bischof dem Fürsten der Hirten schuldig ist. Aber ein liebevolles Vertrauen mäßigte bald seine Furcht, Worte der h. Schrift richteten ihn auf." — Als ein Freund ihn an das Gute erinnerte, was er gethan habe, erwiderte er, man dürfe an nichts denken, als an das Verdienst Christi, und habe all sein Vertrauen darein zu setzen. Voll von dem Gedanken des Todes hatte er bei seiner letzten Visitation von allen Gemeinden Abschied genommen. Einer Sterbenden, in deren niedriges Loch vielmehr als Zimmer er mit seiner hohen Gestalt kaum hatte gelangen können, hatte er betend die Hand aufgelegt und sie genas schnell wieder. Er wollte aber nicht davon sprechen hören und ließ sie gar nicht weiter vor sich [1]).

Der Bischof von Angers erlebte noch mehr als das Alter eines Arnauld; er starb erst den 2. Juni 1692, in einem Alter von 95 Jahren, im fünfundvierzigsten seines Episkopats, nachdem er vier Jahre blind gewesen war. Auch er tritt aus seiner Ver-

1) Bischof Arnauld war wundergläubiger. Es wurde als eine persönliche und als eine Apologie des Glaubens der katholischen Kirche betrachtet, daß beim Messelesen ihm sich die Hostie in eine Gestalt Christi verwandelte (1668). Edelink hat das Wunder in Kupferstich verewigt. Die Gestalt mit blondem Haare soll eine Viertelstunde den Gläubigen sichtbar gewesen sein.

borgenheit nicht mehr in den Kampf heraus, von welchem er sich so lange fern gehalten hatte. Er weicht darin ab, daß er sich eine kurze Grabschrift zu setzen befahl — aber nur unter der Voraussetzung, daß nach Bezahlung seiner Schulden noch so viel übrig bleibe.

Der Erzbischof von Sens, Gondrin, war schon 1674 in einem Alter von 54 Jahren gestorben, im vierundzwanzigsten seines Erzbisthums. Er starb auf einer Visitationsreise nicht ohne Verdacht der Vergiftung durch einen Pfarrer. Sein Großvicar Varet, welcher von derselben Speise gegessen hatte, siechte noch 21 Monate. Der mit den Jesuiten verfeindete Erzbischof von Tours, Rastignac, starb 1750 auf dieselbe Weise. — Vielleicht wäre bei Gondrin am ehesten an die Montespan zu denken.

Ende der Herzogin von Longueville.

Den 15. April 1679 war die Vermittlerin und eine Hauptstütze des Kirchenfriedens, die Herzogin von Longueville, gestorben. Der armen, stets von trüben Gedanken und Ahnungen, wie von Buße gepeinigten Frau war der Tod eine wahre Erlösung aus einem Gefängnisse.

Ein Besuch in Port-Royal hatte in der Herzogin von Longueville einen tiefen Eindruck hinterlassen. Fräulein von Vertus nennt es ein wahres Wunder. (Diese ging eben damals auch damit um, in Port-Royal als Nonne einzutreten, oder, wie Fontaine sagt, exul civium und civis sanctorum zu werden.) Die Herzogin schreibt den 28. Juni (wohl 1671) an die Mutter Agnes: „Ich habe eine wahre Freude darüber empfunden, als ich erfuhr, die Herren, welche die Plane für mein Gebäude zu machen haben, seien schon in Port-Royal angekommen. Es ist mir, als brächte mich dieses dem Zeitpunkte näher, wo ich selbst dahin gehen muß, und wenn dies auch nur um einen Schritt ist, so ist es immer viel für mich. Denn ich halte meine völlige Entmuthigung, um mich nicht noch eines ausdrucksvolleren Wortes zu bedienen, nur durch die Hoffnung hin, in Ihr Haus einzutreten, indem ich diese Niederlassung als ein Zeichen annehme, daß Gott mich nicht verlassen hat. Ich würde dies durchaus fürchten (um nicht zu sagen, daß ich es glaube), ohne dieses Zeichen, an welches sich meine gegenwärtige Hoffnung festhält. Denn ich

gestehe, daß alle anderen, das heißt, Alles, was man irgend einen Schatten von Frömmigkeit in meinem Leben nennen kann, mich nicht aus meinem Gedanken herausreißt, ich sei höchstens auf der Bahn, welche gerade scheint, aber zum Tode führt. Sehe ich doch noch keine Frucht, welche mich mit einiger Wahrscheinlichkeit sehen ließe, daß ich ein guter Baum sei; sodann vergeht kein Tag, ohne daß ich neue Wunden in meiner Seele erkenne, ohne daß ich auf gewisse Gründe (fonds) stöße, deren Tiefe ich noch nicht durchdringe; ich habe nur so viel Licht, als nöthig ist, um zu sehen, daß es Abgründe sind, ohne jedoch zu sehen, was darin ist. So fürchte ich denn sehr, Gott möchte mein ganzes Leben als eitle Heuchelei ansehen. Daher sehe ich nichts, was alle meine Befürchtungen hinhalten könnte, außer meinem Eintritt bei Euch."

„Ich glaube freilich nicht, daß ich nur dies zu thun habe; denn dies ist nur der Eintritt in die Bahn, aber das ist immer viel für mich, da ich fürchte nicht darin zu sein und außerhalb fortzulaufen, was ein schrecklicher Zustand ist, wenn er wirklich eintritt. Es erfüllt mich dies mit Schrecken und zwar mit ganz natürlichem Schrecken; ich fürchte Alles. Es giebt keinen möglichen Unfall, der mich nicht zittern machte, indem ich immer Gott als bereit ansehe, mich schon in dieser Welt zu strafen. So bin ich denn selbst menschlicher Weise in einem sehr schwierigen Stande, da es mir scheint, ich könne den Willen Gottes über mich nicht lieben, und da ich ihn mehr in seiner Gerechtigkeit, als in seiner Barmherzigkeit fürchte, so daß ich ihn darum höchstens anbeten und mich unterwerfen kann."

Die Herzogin fühlte sich durch den Stachel der Furcht gequält, Gott möchte sie aus diesem Leben abrufen, ehe sie ernstlich angefangen hätte, in die Bahn einzutreten, worin sie seiner Gerechtigkeit genug zu thun hoffen dürfte. Da sie den Eintritt in Port-Royal als ein Zeichen betrachtete, daß Gott sie nicht verlassen habe, fühlte sie eine wahre Angst des nahen Todes, welcher sie hinwegraffen könnte, ehe sie dieses Unterpfand der Vergebung ergriffen hätte; während sie auf der anderen Seite wieder fürchtete, dieser Schritt werde nur in den Augen der Menschen eine Rückkehr zu Gott sein, vor Gott selbst aber eitle Täuschung.

Die Herzogin verließ indeß Paris und schreibt nun den 9. August von einem ihrer Landgüter in ruhigerer Stimmung

an Agnes. Sie sieht in dem wohlthätigen Einflusse der bloßen Einsamkeit auf ihr Gemüth eine göttliche Gnade. „Wie wird es erst in der Einsamkeit von Port-Royal sein, wo so viel Erbauliches und Tröstliches, das mir hier ganz abgeht, meine Schwachheit tragen und stützen wird!"

Allein den 1. October bekennt sie ihrer geistigen Mutter: „Ich bin wieder in fühlbare Entfernung vom Gebete sowohl, als von jeder anderen Übung der Frömmigkeit zurückgesunken. Der Anfang des zurückgezogenen Lebens, das ich hier fühle, hatte diesen unglücklichen Zustand ein wenig zurückgedrängt; er ist aber in meinem innersten Wesen so sehr festgewurzelt, daß er leichter zurückkehrt, als er sich entfernt. Es hat mich dies zu einer Folgerung geführt, welche mir bange macht, daß die äußerlichen guten Dinge uns wenig nützen, wenn uns nicht die innere Gnade zugleich rührt. Ich hatte diese Wahrheit wohl in meinem Geiste fest gegründet, es blieb mir jedoch ein gewisser Grund (fond), welcher ihr widersprach, und ich setzte zuverlässiger Weise mein Vertrauen auf die äußeren Mittel nicht blos mehr, als ich durfte, sondern auch mehr, als ich dachte."

„So bin ich denn durch meine eigene Erfahrung enttäuscht; eben diese läßt mich aber fürchten, es möchte meine Einbildungskraft allein sein, welche in mir wirkt, wenn ich ein wenig mehr Gefühl von Gott habe, und es sei nicht dieser selbst, welcher sich meiner Seele zu fühlen giebt. Ist dem so, meine theure Mutter, so wird mich alle Heiligkeit Eures Hauses nicht lange aufrecht halten können, und ich werde bald einsehen, daß mich vielmehr mein eigener Geist dahin geführt hat, als eine wahre Berufung zur Zurückgezogenheit. Ich gestehe Ihnen, ich habe einen großen Schrecken, dieses Elend zu erfahren. Dies benimmt mir indeß das Verlangen nicht, sobald dort zu sein, als mir dieses Glück zu Theil werden kann; denn ich denke immer, es werde ein großes Glück für mich sein, in einem Leben zu sein, welches von den Gelegenheiten, Gott zu beleidigen, entfernter ist."

Ob es ihr gleich ein Trost war, von Zeit zu Zeit wieder einen kürzeren Aufenthalt in Port-Royal zu machen, so bezeugen doch Briefe, welche sie gerade von Port-Royal aus an ihren Vertrauten, den Pfarrer der Kirche St. Jacques du Hautpas, schrieb, wie trostlos ihr Inneres im Grunde doch blieb. Wir können ihr

unser herzliches Mitleiden nicht versagen. So schreibt sie an ihn: „Ich bin nicht würdig den Anderen durch Fürbitte zu dienen, da ich mir selbst nichts nütze bin. Ich sage Ihnen Dieses aus der vollsten Überzeugung meines Herzens, da ich im höchsten Grade erstaunt bin, ganze Tage vor Gott in der Kirche zuzubringen, ohne daß ich irgend ein Gefühl seiner Gegenwart hätte. Ich habe dieses längs des Heils hingehen (tout du long du salut) als eine Excommunication betrachtet, welche Gott über mich verhängt, indem er sich innerlich von mir trennt, während die Menschen es allerdings nicht äußerlich thun, sondern mich in der Kirche lassen. Beten Sie also für mich, denn fürwahr dieser Zustand ist erschrecklich."

Desgleichen von Port-Royal aus schreibt sie den 12. November (?): „Es ist wahr, wie mein Eifer abnimmt, folgt ihm auch meine Gesundheit; denn ich werde schrecklich weichlich (wohl in Beziehung auf die Bußübungen), so daß ich zu nichts mehr fähig bin. Kurz wenn mir Gott nicht ein Herz giebt, welches die Schwachheit meines Herzens und die Unfruchtbarkeit meines Geistes wieder herstellt, so habe ich sehr zu fürchten, ich werde nichts darzubringen haben, und er werde mich sehr leer finden, wenn ich vor ihm erscheinen werde." — Den 11. Juli (?) schreibt sie von Port-Royal aus an ihn nur: „Ich will versuchen, mir Ihre Worte zu Nutz zu machen. Aber in Wahrheit ich bin schlimmer, als je. Ich fange an zu denken, ich sei nicht, wo mich Gott haben will, er verlange etwas Anderes von mir, als was ich thue. Bitten Sie ihn, daß er sich mir zu erkennen gebe."

Sie schreibt von Trie aus den 23. November an denselben: „Alles was Sie über das Kapitel der Betrübniß sagen, ist das Richtigste von der Welt; die Gelegenheiten machen aus uns nicht, was wir sind, sondern sie zeigen uns nur, wer wir sind. Ich erfahre das bei dieser Gelegenheit, welche mir deutlich gezeigt hat, daß ich durch äußere Gerechtigkeit die Achtung der Menschen gesucht und mir darin gefallen habe. Ich suchte in der Billigung der Menschen einen Lohn für Eigenschaften, von denen ich doch recht wohl wußte, daß sie nur natürlich waren und die ich hätte regeln sollen, indem ich sie in Beziehung auf Gott geübt hätte. Die Schrift sagt, Gott werde unsere Gerechtigkeiten richten. Dies

ist gut für mich, und ich muß verlangen, daß er bei mir nicht auf die andere Welt warte, sondern in dieser richte."

Vor Allem ihr Temperament, eine verweichlichende Erziehung, bittere Erfahrungen und Enttäuschungen mögen solchen Lebensüberdruß, solche Verzagtheit an sich und an ihrem Heile zur Folge gehabt haben. Allein die Grundsätze Port-Royals konnten offenbar schwermüthigern Gemüthern gefährlich werden, sie waren mehr darauf berechnet, den herrschenden Leichtsinn zu schrecken und niederzuhalten. Die Lehre von der Gnadenwahl in Verbindung mit der Lehre von entsprechender Genugthuung für die frühere Sünde, die damit verbundene Pflicht Gott zu lieben, mußte für den, der dieser Liebe sich nicht sicher bewußt werden konnte, der die Genugthuung ängstlich abmaß, gefährlich werden. Insofern können auch wir allerdings sagen, daß die bedauernswerthe Herzogin in Port-Royal nicht am rechten Orte war. Aber wo war für ein solches Temperament, für eine solche Gemüthsverfassung der rechte Ort?

Obige Briefe haben wir Handschriften entnommen; die Geschichten von Port-Royal wissen gar wenig über die zehn letzten Jahre ihres Lebens und über die Verbindung mit unserem Kloster zu sagen. Sie starb den 15. April 1679 in einem Alter von 59 Jahren und 7 Monaten, im 28. nach dem Anfange ihrer Umkehr von den Wegen der Welt. Ihr Leib wurde bei den Karmeliterinnen in der Vorstadt St. Jacques beigesetzt, ihr Herz und 6000 Livres hatte sie nach Port-Royal gestiftet. Bei der Zerstörung von Port-Royal wurde es in die Kapelle des guten Hirten in der Kirche St. Jacques-du-Haut-Pas gebracht, wo die irdischen Überreste so mancher namhafter Freunde Port-Royals ruhen [1]).

1) Die Brüder Louis und Blaise Perier schreiben den 19. Mai 1679, wohl an die Ihrigen in der Auvergne:

Man hat bemerkt, daß weder während der Krankheit der Madame de Longueville, noch bei ihrem Tode der Erzbischof gegenwärtig war, obgleich der ganze Hof sich einfand und selbst der König, die Königin und der Dauphin wiederholt hinschickten; der Prinz (Condé) und der Herzog (sein Sohn) finden es sehr anstößig, und haben es ihm seitdem auch zu erkennen gegeben. Indeß sagt man, der König habe gesagt, der Erzbischof habe es auf seinen Befehl so gehalten.

Das Testament der Herzogin ist nichts zum veröffentlichen, da es nicht sehr ehrenvoll ist. Man kennt die Gründe nicht, welche sie bewogen haben, es so zu halten. Es ist vom vorigen Jahre. Da es ohne Jemands Theilnahme abgefaßt ist, kann man ihre Motive nicht errathen. Sie hat den

Im Juni 1679 wagte der große Condé beim Könige zu Gunsten Port-Royals zu sprechen. Dieser sagte, er habe zwei Jahre gewartet, und sei in Port-Royal und in der Vorstadt St. Jacques nicht eingeschritten, weil er die Herzogin nicht habe betrüben wollen. — Condé antwortete: Was Eure Majestät thut ist immer gut, aber bei dieser Angelegenheit ist Sie vielleicht nicht gehörig unterrichtet. — Auch der resignirte Erzbischof von Paris, Cardinal Retz, starb den 24. August desselben Jahrs.

Hatte gleich bisher die Achtung des Königs für die Herzogin Port-Royal zu einem Schilde gedient, so hätte sie doch wohl das Ungewitter nicht mehr lange beschwören können. Die Anklage der schlaffen Moral in Rom durch des Jansenismus verdächtige

Prinzen zum Universalerben eingesetzt, ohne irgend eine Erwähnung der Prinzen Conti zu thun. Dies findet man am befremdendsten. Denn Condé hat ungeheure Güter, während die Prinzen Conti nur wenig haben. Es könnte indeß geschehen, daß diese einen beträchtlichen Theil davon bekämen; denn wenn Condé vor dem nunmehrigen Longueville stirbt, welchen man den Abbe von Orleans nennt, so würde die Hinterlassenschaft in drei gleiche Theile getheilt zwischen dem Herzoge und den Prinzen Conti, da Condé dieses Gut gegenwärtig nur als Vormünder des Abbe von Orleans genießt. Würde aber Condé diesen überleben, so hätte er Alles und die Conti hätten nichts. Diese Hinterlassenschaft beläuft sich auf 13 bis 14 Millionen Livres. (Condé und die Nemours hatten sofort einen langen Proceß darüber.)

Die Vermächtnisse sind sehr klein; man glaubt, daß sie dabei bedacht hat, daß wenn sie durch ihr Testament eine große Menge von Legaten gemacht hätte, dies vielleicht die rechtmäßigen Belohnungen minder sicher gemacht haben würde, welche sie für alle ihre Domestiken festgesetzt hat, von denen sie keinen vergaß. Sie gab 6000 Livres den Karmeliterinnen, wo sie begraben ist, eben so viel an Port-Royal, wo ihr Herz sein sollte, eben so viel an Fräulein de Vertus und an le Nain, den sie zu ihrem Testaments-Executor gemacht hat. Sie befahl nicht, daß man ihre Eingeweide in die Pfarrkirche brächte; der Pfarrer hat Condé darum gebeten. Sie hat derselben 4000 Livres vermacht.

Die Prinzessin von Orleans giebt uns eine kurze, vortreffliche Charakteristik der Herzogin und besonders ihres ennui: made de chasteantier liebt Les plaisir jnocent, Es seindt aber Viel so Es machen alß wie die Letzt Verstorbene duchesse de Longueville die so devot gestorben, aber In Ihrer Jugend sehr coquet und gallant gewesen, jemandts so sahen daß Ihr die Zeit so lang were sagte zu Ihr, d'où vient madame que vous vous laisses Ennuyer Comme vous faittes que ne joues vous, je n'aime pas Le jeu andtworte sie er sagt si vous voullies chasser je trouverais des chien non sagt sie, je n'aime pas la chasse, voudries vous des ouvrages, non je ne travaillie point, vouderie vous vous promener jl y a des belle promenade icy, non sagte sie je n'aime pas La promenade, sagte man Zu Ihr qu'aimes vous donc sie andtwortte que voulles vous que je vous disse je n'aime point Les plaisir jnocent. Dieße Duchesse de Longueville hatt Ein doll leben geführt hernach aber hatt Es Ihr gereuet hatt buß gethan undt nichts mehr gethan alß fasten und betten daß hatt sie so geEndert daß man nicht mehr sehen Konte daß sie schön geweßen war, die taille ist Ihr allein hübsch geblieben, aber dieß seindt alte geschichten.

Bischöfe, die Bekämpfung der Regale bis ins Grab durch die beiden Hauptstützen Port-Royals gaben den Jesuiten und ihren Creaturen Grund genug, den König mit Verdacht und Bitterkeit zu erfüllen. Schon im Januar 1679 äußerte der König, er finde nur noch die Jansenisten auf seinem Wege, er wolle einmal diese Kabale ersticken, er werde darin mehr Jesuite sein, als die Jesuiten selbst. Merkwürdig ist, daß die Verfolgung Port-Royals dieselben Epochen hat, wie die der Reformirten. Die erste Epoche ist 1661 mit dem persönlichen Eintritte Ludwigs in die Geschäfte. Indem man 1669 den Kirchenfrieden gab, hoffte man an den Theologen von Port-Royal Bundesgenossen gegen die Reformirten zu gewinnen, gegen die zugleich strenge neue Gesetze ausgingen. Von 1680 an fiel die erdrückende, wachsende Last der letzten Verfolgung auf beide, welche bis zum Tode des Königs währte. Die Hofbischöfe waren die Maschinen zu beiden Verfolgungen.

Verdächtigungen beim Könige.

Die Anklage der Ketzerei und die politische Verdächtigung hatte sich, besonders aber um diese Zeit, in Einer Anklage vereinigt. Es war schon früher dem Könige angezeigt worden, in Beauvais sei eine Verschwörung gegen — die Mutter Gottes. Der König bedeutete daher den Bischof, es soll fürder auch die Offiz der h. Jungfrau gesprochen werden, sowohl aus Gründen der Andacht, welche jeder Christ für sie haben solle, „als auch weil der König, mein Vater, seine Person und sein Königreich unter den Schutz dieser glorreichen Mutter Gottes gestellt hat." — Der Mariendienst [1]), welcher den Mittelpunkt der jesuitischen Andacht und des abergläubischen Kultus bildete, hatte allerdings in Port-Royal

1) Mit dieser Anklage war auch die verbunden, daß in Port-Royal die Reliquien wenig geachtet werden. Diese Andacht nahm eher zu, als ab; Reliquien, welche man 1655 begraben hatte, weil ihre Ächtheit zweifelhaft schien, wurden 1683 mit Feierlichkeit behandelt und es wurde die Erlaubniß nachgesucht, sie zu verehren. Die jüngere Angelica hatte in diesem Stücke einen stärkeren Glauben, als die erste. Lancelot hatte ihr 1667 von seiner Reise besonders über die Orte zu berichten, wo sich Reliquien befänden und in ihrem Auftrage Reliquien der Heiligen mit Bildchen derselben zu berühren, welche er ihr zurückbrachte. Der Bischof von Kastorie schickte 1681 aus Utrecht nach Port-Royal Reliquien vom h. Bonifaz. — Die Sitte der ersten Jahrhunderte, die Verehrung für Märtyrerthum besonders in verfolgten Klöstern, die Anbetung des Hochwürdigsten Sacraments — diese ging mit dem Reliquiendienst immer Hand in Hand — wirkten dabei zusammen.

nicht diese hervortretende, vorherrschende Bedeutung. Indeß wurde die besondere Marienkapelle sehr geehrt. Es scheint, daß auch in diesem Stücke die sich selbst überlassenen Nonnen eben so sehr dem Aberglauben sich annäherten, als ein Theil der Männer sich weiter davon entfernte. Richtig sagen die Mémoires historiques: „Nichts war mehr im Stande diese Jungfrauen im Geiste des Volkes anzuschwärzen, als indem man sie als Feinde der h. Jungfrau darstellte. Das gemeine Volk [1]), gewohnt die h. Jungfrau Mittlerin zu nennen, an sie seine Gebete zu richten, nicht blos als zu einer Beschützerin, sie dafür anzusehen, als theile sie in dieser Welt die Gnaden, in der anderen die Herrlichkeit aus, ohne an Gott zu denken, ohne sich an ihn durch Christum, den einzigen Mittler, den einzigen Richter der Lebendigen und der Todten, zu wenden, konnte Port-Royal und seine Bewohner nur mit Grauen ansehen."

Mallet machte einen Angriff zugleich auf das Neue Testament von Mons, welchem er allerlei Ketzereien Schuld gab und auf den guten Namen, besonders der Keuschheit Arnaulds. Arnauld schwieg, bis es sich um eine dritte Ausgabe von Mallets Schrift handelte. Er glaubte sich nun mit einer Eingabe an den König selbst wenden zu müssen, wie er 1668 gethan. Condé billigte sie vollkommen. Er bat darin um die Erlaubniß, seinen Feinden zu antworten. Aber La-Chaise bestach den Setzer, denn die Eingabe sollte wieder zu gleicher Zeit mit der Überreichung an den König publicirt werden. Man wußte nun dem Könige so sehr Vorurtheile beizubringen, daß er im Staatsrathe erklärte, wer ihm die Eingabe überreiche, solle in die Bastille geworfen werden.

Man hatte dem Könige gemeldet, alle unzufriedene Geistliche wenden sich an Arnauld; unter dem Vorwande, die Herzogin in ihrer Krankheit zu besuchen, halte man bei ihr für Kirche und Staat gefährliche Versammlungen. Der König ließ ihm durch Pomponne sagen, daß er über diese Versammlungen unzufrieden sei, auch in seinem eigenen Hause habe er keine zu halten; diese Verbindung einer Anzahl Personen in der Vorstadt St. Jacques habe das Ansehen einer Partei [2]). — Arnauld antwortete, die

1) „Un vulgaire", die Schriftsteller von Port-Royal zeigen immer sehr viel Achtung für „le public."

2) Der Erzbischof legte diese Rüge des Königs Angelica so aus: „Zu was soll es dienen, daß immer dieselben Leute sich bei Arnauld zusammenfinden?

gefährlichen Versammlungen bestehen darin, daß zu der einen Stunde Dieser, zu einer anderen ein Anderer ohne Unterschied zu ihm komme. Es sei wahr, er werde mehr besucht, als er wünsche, aber er könne doch so vielen Freunden und Verwandten seine Thüre nicht verschließen. Ob er Bischöfe abweisen solle? „Deutsche und Engländer, durch meinen Ruf, der mich gelehrter macht, als ich bin, herbeigezogen, besuchen mich. Meine Schriften gegen die Hugenotten machen, daß Leute, welche mit ihrer Bekehrung umgehen, sich an mich wenden; wieder Andere kommen wegen Gewissensangelegenheiten, mehrere Gelehrte von allerlei Künsten und Wissenschaften kommen, um mir ihre Gedanken mitzutheilen."

Dieses waren die Gründe, welche Arnauld, ob er gleich mit Leib und Seele Franzose war, 1679 zu einem äußersten Schritte vermochten. Wir müssen jedoch zuvor sehen, wie er und Nicole auch die zehn Jahre des sogenannten Friedens verlebten, um sie beide in Einer Folge bis an ihr Grab zu begleiten.

Polemik gegen die Reformirten und ihre Früchte.

Es wurde schon oben erwähnt, daß Nicole, welcher schon von den Streitfragen Port-Royals und der Bischöfe ganz eingenommen schien, seit 1664 doch Zeit gewann, auch gegen die Reformirten zur Vertheidigung der katholischen Abendmahlslehre zu schreiben. Da die sogenannte kleine perpetuité der katholischen Abendmahlslehre eine Gegenschrift Claudes hervorrief, welche in weniger als drei Jahren sieben Auflagen erlebte, glaubte man ohne Schaden für die katholische Kirche den Streit nicht fallen lassen zu können. Zugleich war es ja auch eine Vertheidigungsschrift für Port-Royal und die beständige Anbetung des h. Sacraments. Die Reformirten gaben zu, daß seit dem eilften Jahrhundert die spätere katholische Lehre darüber schon festgestellt gewesen sei. Ihr stellten sie die der ersten Kirche gegenüber.

wenn er Werke schreibt, so kann er sich ja bei öffentlichen Personen, welche dazu eingesetzt sind, Raths erholen. Wozu braucht er immer mit diesen Herren in Verkehr zu stehen? Der König will keine Verbindung. Ein Körper ohne Haupt ist stets in einem Staate gefährlich; er will dies sprengen, er will nicht, daß man fürder immer sagen höre: Diese Herren, ces messieurs de Port-Royal!"

Nicole [1]) behauptete, es sei von dieser auf die des eilften Jahrhunderts kein allmäliger Übergang möglich gewesen, wie die Reformirten behaupteten, sondern verlangte den Moment des Abfalles angegeben zu sehen. Gerade diese so allgemein praktische Lehre habe sich nicht unbemerkt ändern können; jeder Christ habe doch, wenn er zum Abendmahle ginge, wissen müssen, was die Kirche davon lehre. Die Methode der Controverse war von Seiten Port-Royals die der Präscription, des verjährten Besitzes, welcher von den Aposteln abgeleitet, in sich ein Recht der Geltung hat, ohne daß er zum Beweise verpflichtete. Dieser Ausdruck, zuerst von dem bekehrten Advokaten Tertullian benützt, charakterisirt auch den parlamentarischen Arnauld eben so gut, als seine Unterscheidung des fait und droit. Von den Reformirten wird verlangt, sie sollen erklären, woher es komme, wenn ihre Lehre die ursprüngliche, allgemein-christliche sei, daß die von der abendländischen früh losgerissene griechische Kirche, ja daß die Nestorianer, Eutychianer und andere alte morgenländische Secten die römisch-katholische Lehre von der Transsubstantiation haben? Der französische Gesandte in Konstantinopel, Nointel, machte sich, wohl Pomponne zu gefallen, zum Vermittler mit den orientalischen Patriarchen, welche wenigstens anfangs ganz erwünschte Erklärungen gaben. Auch der frühere holländische Consul in Aleppo, nachheriger Bischof von Babylon, Picquet [2]), arbeitete daran. Pomponne, damals in Schweden, erhielt Gutachten von der griechischen Kirche in Rußland. Selbst eine Annäherung der orientalischen und abendländischen Kirche wurde von Arnauld gehofft.

Dieses Werk zog Arnauld und Port-Royal den Neid der Jesuiten in hohem Grade zu. Man hatte — es war eben um den Abschluß des Kirchenfriedens — Mühe dafür, wie für die von

1) In den Noten Racines aus Nicoles Munde heißt es: „Nicole hat die drei Bände der perpetuité gemacht, ausgenommen ein Kapitel in der ersten Abtheilung, welches Arnauld lieferte, der auch die meiste Mühe der Vertheidigung auf sich nahm. Arnauld las nicht einmal den zweiten Band. Er war damals mit Denkschriften für die Bischöfe beschäftigt."

2) Mit ihm ist nicht zu verwechseln der damalige Titularbischof von Babylon, welcher mit Horoskopen und Visionen sich befaßte, gegen die Jesuiten war, wie gegen die Jansenisten. Er sagte, es sei besser drei Orden aufheben, als Einen stiften. — Wohlmeinende Freunde Arnaulds nahmen allerdings wenig Anstand, auch Abergläubisches zum Beleg für die kirchliche Transsubstantiationslehre beizubringen. (Siehe Beilage XLII.)

Arnauld überarbeiteten Gedanken Pascals über die Religion, die Erlaubniß zum Druck zu erhalten. Des-Lions schreibt 1668: Die Herren von Port-Royal können die Erlaubniß, dem reformirten Theologen Claude zu antworten, nicht erlangen. Der Marquis de Var, ein Hugenotte, sagte zu Liancour, sie haben die Erlaubniß, das Buch von Claude zu drucken, durch P. Annat erhalten. Die Approbation der perpetuité allein durch 27 Bischöfe räumte die Hindernisse aus dem Wege. Arnauld klagte indeß bei dem Cardinal Cibo, daß Katholiken aus Feindschaft gegen Port-Royal ihre Freude über die Vortheile bezeugt haben, welche Claude angeblich über ihn davon getragen habe; sie haben diesem Aufsätze geliefert; sie haben durch die Lobpreisungen seiner Schrift dieselbe in Paris so sehr verbreitet, sie haben dieselbe nach Paris kommen lassen und die Hindernisse beseitigt, welche die Obrigkeit dem Verkaufe derselben entgegen gestellt hätte. Eine Frucht der perpetuité soll, wie oben schon erwähnt wurde, die Vollendung von Turennes Bekehrung, welche Nialart angefangen hatte, die des Prinzen von Tarent, der Marschälle de Lorges und Duras gewesen sein. Nicht als ob Claude sich besiegt ergeben hätte; er behielt das letzte Wort. Nicole sagt, er sei ein Declamator von Profession, welcher ohne Wahrhaftigkeit verfahre, nie mehr Zuversicht zeige, als wenn er recht schwach stehe. Aber durch sein keckes Verfahren blende er die Leute. „Es ist mir, als sähe ich barbarische Nationen, welche mit schrecklichem Geheul sich ins Gefecht stürzen, deren Hauptkraft im Lärmen besteht. Man braucht sich, um sie zu besiegen, nur an den Lärmen zu gewöhnen."

Die Feindseligkeit und der Neid der Jesuiten erneuerte sich, als Arnauld dem neuerwählten Pabste Innocens XI ein Exemplar der Schrift zuschickte, und von diesem 1677 als einer der größten Vertheidiger des katholischen Glaubens bedankt wurde. Nicole sagte dabei, Gott habe bei dieser Gelegenheit die Eitelkeit seines Freundes und seine eigene geschont, da Arnauld die Lobeserhebungen nicht auf sich habe beziehen können, und sie nicht an ihn, den wahren Verfasser, gerichtet gewesen seien. Das Verlangen Arnaulds, Nicole solle sich als solchen bekennen, hatte dieser stets dadurch abgewehrt, daß es ihm, als bloßem Klerk, nicht zustehe, als Lehrer unter den Bischöfen dazustehen und so wichtige Glaubenslehren zu vertheidigen. Anfangs verbreiteten die Feinde

Arnaulds, der im Auftrage des Pabstes von Cardinal Cibo geschriebene, für Arnauld so rühmliche Danksagungsbrief sei falsch oder doch verfälscht. Als sie dafür Lügen gestraft waren, verbreiteten sie ihn als einen Beweis, daß er mit ausländischen Mächten im Einverständnisse stehe und conspirire, während ihm bisher aus dem Misvergnügen des Pabstes ein Hauptvorwurf gemacht worden war.

Der Kapuziner Marien de Bayeux soll in einer Predigt in der Kathedrale von Seez vor dem Bischofe gesagt haben, der Pabst sei ein Jansenist, auch das angebliche Buch Claudes sei von Arnauld geschrieben, und zwar so stark, damit er durch die schwache Widerlegung nicht etwa niederreiße, was er in jenem Ketzerisches festgestellt habe.

Wir haben oben gesehen, in welch genaue Verbindung die Regalsache diesen Pabst Innocenz XI mit den Jansenisten brachte, wie nie einer seiner Vorgänger war. Als der Quartierfreiheitsstreit ausbrach und er beharrlich sich weigerte, Mitglieder der Klerusversammlung von 1682 als Bischöfe zu bestätigen, „on le talonna", wie St. Simon vortrefflich sagt. Der uns wohl bekannte Talon erhob 1687 im Parlamente die Anklage: „Es ist befremdend, daß der Pabst, dessen Hauptsorge die Erhaltung der Glaubensreinheit und Verhinderung des Fortschritts der neuen Meinungen sein muß, seit er auf dem Stuhl St. Peters sitzt, nicht aufgehört hat, mit allen Denen einen Verkehr zu erhalten, welche sich öffentlich als Schüler Jansens erklärt hatten, dessen Lehre seine Vorgänger doch verdammt haben; er hat sie mit Gnaden überschüttet, er hat ihr Lob verkündigt und sich für ihren Protector erklärt. Diese gefährliche Faction, welche seit 30 Jahren nichts vergessen hat, um die Auctorität aller geistlichen und weltlichen Mächte zu verringern, welche ihr nicht günstig waren, errichtet heut zu Tage dem Pabste Altäre, weil er ihre Kabale stützt und nährt, welche von Neuem den Frieden der Kirche gestört hätte, wenn die Vorsicht und die unermüdlichen Sorgen eines Fürsten, welchen der Himmel hat geboren werden lassen, damit er der Schild und Vertheidiger ihres Glaubens wäre, es nicht im Verlaufe aufgehalten hätte."

Arnauld warf sich, während der zweite von den vier Quartbänden der großen perpetuité erschien, auf eine andere Lehre,

wodurch der Katholicismus Port-Royals sich von der der Reformatoren unterschied, nämlich auf die Rechtfertigungslehre, in le renversement de la morale de J. Chr. par les erreurs des Calvinistes. Diesem gingen zur Seite die prejugés légitimes contre les Calvinistes, 1671 von Nicole. Die Zurechnung der Gerechtigkeit und die Unverlierbarkeit der Gnade waren die Hauptangriffspunkte. Man warf Nicole vor, er habe bei Bekämpfung letzterer mit einem Schatten gefochten, da Protestanten lehrten, sie sei nicht die Lehre ihrer Kirche. — Arnaulds Streitschriften gegen die Reformirten nahmen ein Ende mit der ganz persönlichen Jurieus esprit de M. Arnauld, worin Alles gesammelt war, um Arnaulds Charakter zu verdächtigen. Das Büchlein wurde in Frankreich um unglaublich hohe Preise gekauft, wohl zum Theil weil Alles verboten war, was Jurieu schrieb, zum Theil aus Feindseligkeit gegen Arnauld und aus Schadenfreude. Hätte dieser den Streit fortführen wollen, so wäre ein Injurienproceß nöthig gewesen. Auch seine persönliche Lage und die Duldung der jansenistischen Katholiken in dem reformirten Holland mögen seinen Beschluß bestimmt haben. Mit Schmerzen sah er die Gräuel der Dragoner-Bekehrungen eines feigen Klerus, welcher es nicht über sich gewinnen könne, sich selbst zu reformiren, um die Reformirten wirklich zu gewinnen.

Nicole dagegen begann, aufgefordert vom Erzbischofe Harlay und mit Lobeserhebungen desselben zu gleicher Zeit mit der Zurücknahme des Edikts von Nantes von Neuem die Polemik gegen die Protestanten. Er wiederholte, ohne daß man auf ihre Lehren näher eingehe, überzeuge schon die oberflächliche Anschauung, daß die Reformirten Schismatiker seien. (Prétendus Réformés convaincus de schisme 1684.)

Jurieu, besonders in seinem Système de l'église, stellte einen neuen Standpunkt und Streitpunkt fest. Er sagte, die allgemeine katholische Kirche sei in allen, auch äußerlich getrennten, christlichen Gemeinschaften, sie habe in allen Gemeinschaften, welche den Grund der christlichen Religion nicht umgestürzt haben, wahre Glieder, ob sie gleich sich gegenseitig sogar excommuniciren. Er muß gestehen, daß dieser Begriff von Kirche dem von Cyprian, St. Augustin und den meisten Vätern aufgestellten entgegengesetzt sei. Dieses namentlich beweist Nicole in seinem unité de l'église

1687 in 12°. Er sucht nachzuweisen, daß das ganze Alterthum, daß man von Christo bis auf unsere Tage geglaubt habe, die wahre Kirche sei eine einzige Gesellschaft, in eine einzige Gemeinschaft zusammengefaßt, wovon Ketzer und Schismatiker ausgeschlossen seien [1]).

Arnaulds Verkehr mit Philosophen, besonders mit Leibnitz.

Der Benedictiner von der Congregation von St. Vannes P. des Gabets suchte eine Art von Metaphysik auf die Abendmahlslehre anzuwenden; die Transsubstantiation sei die Einheit der Seele Jesu mit der Materie des Brotes und Weines. Nicole warnte Arnauld vor dieser „eucharistischen Philosophie." Das ewige Leben, welches uns alle diese Räthsel erschließen werde, wenn wir dessen würdig geworden seien, sei uns so nahe, daß es nicht der Mühe werth sei, sich in ihrer Lösung abzumühen. „Es ist gewiß, daß man ein Heiliger sein kann, während man in den allgemeinen Ansichten der Kirche bleibt. Ich weiß aber nicht, ob man dasselbe von den neuen Meinungen sagen kann; es hat nicht nur nicht den Anschein, als ob sie durch irgend einen Heiligen, sondern nicht einmal, daß sie von Jemanden befolgt worden seien, der besondere Frömmigkeit hatte." Unter diese rechnet Nicole namentlich Pascal, welchen des Gabets zu seinen Gunsten angeführt habe, ob er gleich weit von solchen Ansichten entfernt gewesen sei. — Nicole machte noch darauf aufmerksam, daß des Gabets ganz falsch rechne, wenn er glaube, daß dadurch die Vereinigung der Confessionen angebahnt werde; die Lutheraner würden dagegen sagen, die Katholiken haben die reelle Gegenwart im Abendmahl aufgegeben. — Des Gabets wußte seiner Congregation auf Verlangen eine katholische Erklärung zu geben. Er war Kartesianer.

Seit dem Herbste 1671 war Arnauld von Leibnitz [2]) in einen Briefwechsel hineingezogen worden. Während er in Konstantinopel für die römische Kirche eine Vermittelung mit der griechischen versuchte, handelte es sich zwischen ihm und Leibnitz um nichts Geringeres, als um die Vereinigung der lutherischen und

1) Über Nicoles Polemik gegen die Reformirten. S. Beilage XLIV.
2) Im Folgenden folgen wir den verdienstvollen Arbeiten Guhrauers über Leibnitz.

römischen Kirche. Es war sein lutherischer Glaube an die reelle Gegenwart Christi im Abendmahl, welche Leibnitz über den todten Formalismus der Descartesschen Lehre hinaustrieb, daß mit Figur, Ausdehnung und Bewegung das Wesen des Körpers, als solchen, gegeben sei. Dieses führte ihn zu der Entdeckung, daß das Wesen des Körpers nicht in bloßer Ausdehnung bestehe, sondern daß der Körper etwas davon unabhängiges Höheres voraussetze, nämlich die Substanz. Darin fand er das vermittelnde Moment, um ein Geistiges in und mit dem Körperlichen zu denken. Aber indem er Dieses auf die Frage von der Möglichkeit der reellen Gegenwart Christi im Abendmahl übertrug, glaubte er zu entdecken, daß in diesem lutherischen Begriff, philosophisch erklärt, die Lehre von der Transsubstantiation als identisch aufgehe. So schien also eine Vereinigung mit dem Katholicismus vermittelt. Arnauld, welcher damals den Namen hatte, die katholische Lehre vom Abendmahl gegen die Reformirten zu verfechten, welcher durch seine augustinische Lehre von Sünde und Gnade den Reformirten durch seine ethischere und doch so reelle Auffassung des Abendmahls den Lutheranern so nahe zu stehen schien, war ganz der Mann, dessen Leibnitz zu bedürfen glaubte.

Als Leibnitz 1672 nach Paris abreiste und von dem deutschen Vaterlande die Eroberungssucht und Macht Ludwigs nach Egypten abzuwenden suchte, so war es Pomponne, d'Andillys Sohn, mit welchem er als mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu verkehren hatte. Leibnitz ermangelte nicht Dr. Arnauld aufzusuchen, der auch bei ihm als ein etwas rasches Temperament erscheint. Sie hatten die bei den großen Gelehrten jener Zeit charakteristische Universalität, außer der Theologie verband sie auch das mathematische Studium. Leibnitz hatte eben damals eine Rechenmaschine erfunden, welche die von Pascal an Umfang weit übertraf. In diese Zeit fällt auch ein Zug, welchen Leibnitz in einem Briefe 1686 dem Landgrafen von Hessen-Rheinfels erzählt: „Es sind ungefähr funfzehn Jahre her, als ich mich einmal in Dr. Arnaulds Wohnung im Faubourg St. Marceau befand, wo er, wie ich glaube, um mich den Vornehmsten von seiner Partei zu zeigen, sie zu vier oder sechs bei sich versammelt hatte, unter welchen die Herren Nicole und St. Amand waren. Da mich die Rede darauf brachte, so sprach

ich ihm von einem kurzen Gebete, von der Länge etwa des Vater-Unsers, in welchem implicite Alles, und, was noch mehr sei, in einer gewissen Ordnung enthalten wäre. Dieses Gebet ist so beschaffen, daß nicht nur jeder Geist, sondern auch jeder Jude und jeder Mohommedaner es sagen kann. Hier ist dieses Gebet: „„O einziger, ewiger, allmächtiger, allwissender und allgegenwärtiger Gott: einziger, wahrhafter und unumschränkt regierender Gott, ich, Dein armes Geschöpf, ich glaube und hoffe auf Dich, ich liebe Dich über Alles, ich bete Dich an, ich lobe Dich, ich danke Dir und ich gebe mich auch an Dich. Vergieb mir meine Sünde, und gieb mir, so wie allen Menschen, was nach Deinem heiligen Willen nützlich ist für unser zeitliches, wie für unser ewiges Wohl, und bewahre uns vor allem Übel. Amen.““ Sobald Arnauld dies gehört hatte, rief er, während wir Alle im Kreise saßen: Das taugt nichts, weil in diesem Gebet keine Erwähnung unsers Herrn Jesu Christi vorkommt! Im ersten Augenblicke war ich von einer so raschen und rauhen Censur ein wenig außer Fassung; nichts desto weniger verlor ich die Geistesgegenwart nicht, und sogleich erwiderte ich ihm: Aus diesem Grunde wird also das Gebet des Herrn, und werden eben so viele Gebete, welche sich in der Apostelgeschichte und in den Briefen der Apostel finden, und besonders dasjenige, welches St. Petrus in dem ersten Kapitel der Apostelgeschichte, bei Gelegenheit des über den Nachfolger des Apostels Judas geworfenen Looses, verrichtet, nichts taugen müssen; denn in diesen Gebeten ist nicht immer ausdrücklich Christi, noch der Dreieinigkeit Erwähnung gethan. — Da wurde mein Bonhomme verwirrt — und wir gingen einen Augenblick darauf aus, um Luft zu schöpfen.“

Als Leibnitz 1673 an den katholischen hannöverischen Hof berufen wurde, machte an diesem ein Schreiben viel Aufsehen, welches Leibnitz von Dr. Arnauld an einen der Kapuziner am Hofe mitbrachte. Arnauld ließ sich darin über die seltenen Talente und Eigenschaften Leibnitzens aus und sprach das charakteristische Wort aus, daß Leibnitzen nichts als die wahre (die katholische) Religion fehle, um in Wahrheit einer der großen Männer des Jahrhunderts zu sein. — Bis an sein Ende stand Leibnitz mit Arnauld in Briefwechsel. Schade daß Arnaulds

Briefe beinahe alle verloren sind. Es gelang Leibnitzen, versichert uns Guhrauer, nicht ohne anfängliche große Selbstverleugnung, seinen Freund am Ende vom Kartesianismus in den wichtigsten Punkten zu sich herüber zu ziehen. Wie er Arnauld im Anfang seiner philosophischen Laufbahn zum Vertrauten gemacht hatte, so that er es, nach völliger Reife seiner Meditationen, in den Jahren 1686 und 1687, in bogenlangen Briefen, deren Verlust wir, einige Bruchstücke ausgenommen, zu beklagen haben. — So wenig Arnauld ein productiver, schöpferischer Philosoph war, so giebt uns dieses unveränderte Vertrauen Leibnitzens zu seiner philosophischen Gabe einen hohen Begriff von derselben. — Clemencet in seiner handschriftlichen Literaturgeschichte von Port-Royal schreibt, mit Berufung auf handschriftliche Briefe Leibnitzens vom 14. Juli 1686 und 1. August 1687, dieser habe bekannt, er kenne Niemanden, der besser als Arnauld im Stande wäre ins Innere der Materien einzudringen, mehr Licht über einen dunkeln Gegenstand zu verbreiten, Niemanden, von dem man sich ein solideres, eindringenderes, zugleich offenherzigeres Urtheil versprechen könne. —

Arnauld gab die Hoffnung nicht auf, Leibnitz noch zum Katholicismus übertreten zu sehen. (Siehe Beilage Arnauld über Leibnitz und Grotius.) Ohne einen Begriff weder von der Freiheit, noch von dem katholischen Gehalt der evangelischen Lehre zu haben, erschien ihm, wie so vielen Katholiken unserer Zeit, Jeder als schon auf halbem Wege zum Übertritt, welcher ein positives Christenthum hat und dem Bedeutenden am Katholicismus Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Die zehn Friedensjahre sind die Zeit in Arnaulds Leben, welche am wenigsten schriftstellerische Fruchtbarkeit zeigt. — Er hatte wenigstens eine universelle Receptivität, verwandt der schöpferischen Kraft des großen Deutschen. Männer von allen Ländern, Confessionen und Wissenschaften suchten ihn auf, gaben und empfingen Anregung und Kenntnisse. Vielleicht ist für das Werk der Civilisation im Ganzen diese Epoche die fruchtbarste in Arnaulds Leben. Wohl klagte er über „die Knechtschaft der Visiten, von denen vier überlästige auf Eine angenehme kommen." In allerlei bedeutenden, politisch wichtigen Rechtshändeln und Fragen wurde er beigezogen. Für die Herzogin von Longueville schrieb er in ihrem Pro-

ceß mit der Herzogin von Nemours wegen der neufchateler Souverainitätsfrage [1]). Er liebte das alte Provinzial- und Stadt-Recht, welches Ludwig XIV verdrängte.

Die janseniſtiſchen Geſchichtſchreiber erzählen genau, mit welcher Ehrerbietung er auf einigen Reiſen von Biſchöfen und Magiſtraten empfangen wurde; daß ſelbſt die Jeſuiten in la Flèche bedauerten, daß er ſie incognito beſucht habe. Vielen erſchien der „große Arnauld" unter aller Erwartung klein, nämlich der Statur nach. Ihm aber erſchien die Tafel ſeines Bruders, des Biſchofs von Angers, zu gut für einen Biſchof. Dieſer glaubte dadurch die Bewohner von Angers gewinnen zu müſſen, oder vielmehr veranſtaltete es ſein Neffe, Abbe Arnauld, der Verfaſſer des Memoires, alſo. Sehr verlangte ihn, noch in dieſem Leben den Biſchof von Alet zu ſehen. Wer wird mir, rief er mit David, Taubenflügel geben, um in die heilige Zurückgezogenheit eurer Berge zu fliegen? Aber es mußte beim frommen Wunſche bleiben.

Nicoles Arbeiten in Port-Royal.

Nicole war glücklicher; er konnte dieſen Wunſch erfüllen und beſprach ſich wohl mit dem Biſchof, welcher ihn 1664, weil man ſeiner bedurfte, abgehalten hatte, ſich in die Einſamkeit und ruhige Betrachtung der Wahrheit zurückzuziehen, über dieſen Wunſch. Er ſchreibt um dieſe Zeit: „Ich brauche einen Diener, der nicht anmaßlich iſt, denn er würde mich leicht unterdrücken. Da ich aber einen Burſchen nicht zu zanken weiß, weiß ich vielleicht ein Mittel, mich ſeiner zu entledigen." Dieſe Selbſtcharakteriſtik Nicoles iſt der Schlüſſel zu ſeinem Beſtreben, ſelbſtſtändig auch Port-Royal gegenüber zu werden.

Ein Verſuch ſich in St. Denys in die Einſamkeit zurückzuziehen, war durch viele Störungen geſcheitert; im Herbſt 1671 war Nicole nach Port-Royal gezogen, wo er indeß mit den andern Theologen nicht einmal ſpeiſte. Hier förderte er nun das Werk, welches ſich den weiteſten und geſegnetſten Einfluß verſchafft hat, ſeine „Verſuche über die Moral." Er fand, daß er beſonders, wenn er mit Hamon ſich über einen Gegenſtand be-

1) Im 37ſten Band ſeiner Geſammtwerke.

sprochen hatte, in der günstigsten Stimmung zum Schreiben sei. Er stellte sich vor, er schreibe über einen Gegenstand für sich oder für eine bestimmte Person, wodurch diese Aufsätze für Jedermann so eindringlich wurden. So handelt er von den verschiedenen Weisen Gott zu versuchen, vom Theater, welches allen Christen streng verboten sei, auch Denen, welche durch den Dienst an die Person des Königs gebunden seien; von den vier Zielen des Menschen; von der Schwachheit des Menschen, von der Unterordnung unter den Willen Gottes, von den Mitteln, mit den Leuten Frieden zu erhalten. Bei Gelegenheit der Prinzenerziehung [1]) giebt er eine Anleitung zu studiren. Der erste Band erschien 1671, der vierte 1678. Bald schrieb er unter dem Namen Mombrigny, bald unter dem Chanteresne [2]), bald anonym. Es finden sich auch ältere gedruckte Aufsätze von ihm, auch Einiges von Pascal darin.

Der Aufsatz über den Nutzen aus dem Hören schlechter Predigten hat bei Nicole noch eine persönliche Bedeutung. Eine von ihm gemachte Predigt wurde von einem guten Redner vorgetragen; Nicole unter den Zuhörern stehend, hörte viele scharfe Bemerkungen darüber. Er machte demselben Redner eine zweite Predigt und trug ihm auf, sich noch strenger ans Wort zu halten; aber auch diesmal ging Niemand gedemüthigter, also mit mehr Nutzen, aus der Kirche als Nicole.

Die Aufnahme, welche in frommen, gebildeten Familien diesen Versuchen Nicoles über die Moral wurde, finden wir unmittelbar ausgedrückt in den Briefen der edlen Frau von Sevigne. Sie findet sogleich das erste Bändchen „bewundernswürdig delizieus." „Noch Niemand hat in diesem Ton geschrieben, als diese Männer, denn Pascal nehme ich als den, welchem ein gut Theil daran zukommt. Man liebt sehr von sich

1) Eine Lieblingsarbeit einiger Jansenisten. Dahin gehört auch die Institution d'un prince von Duguet. Sie war zwischen dem Tod des Churprinzen von Baiern und Königs Karl II von Spanien für den Prinzen von Savoyen geschrieben, den muthmaßlichen Erben der ganzen spanischen Hinterlassenschaft, welcher bei einem Erweckten der jansenistischen directrice Rose Retraiten hielt. Vortrefflich ist diese, wie Duguet geschildert im dritten Band von St. Simon, im siebenten Kapitel.

2) Unter dem lange nicht enträthselten Namen Philereme schrieb er zur Vertheidigung eines kleinen Aufsatzes der jüngeren Angelica gegen eine Kritik von Barcos über das Gebet.

und seinen Gefühlen so sprechen zu hören; auch wenn es in schlechtem (strafendem) Sinn geschieht, ist man davon entzückt." — Sie schreibt am 19. August 1671: „Auch ich habe mich, wie Ihr, durch den Ausdruck „enflure du coeur" [1]) verletzt gefühlt; dieses Wort enflure misfällt mir. Im Übrigen habe ich Euch ja schon gesagt, es ist derselbe Stoff wie Pascal, aber er ist so schön, daß er mir immer gefällt. Nie ist das menschliche Herz besser anatomisirt worden, als von diesen Männern. Sagt uns auch ferner Eure Ansicht darüber." Einen Monat später schreibt sie: „Ich habe sogar die enflure du coeur dem Übrigen zu Liebe verziehen und behaupte, es gebe kein anderes Wort, um die Eitelkeit und den Stolz zu erklären, welche im Grund nur Wind sind. Sucht ein anderes Wort dafür, ich werde die Lectüre bis zu Ende fortsetzen." —

Den 30. September 1671 schreibt sie wieder an ihre Tochter: „Ich lese Nicole mit einem Vergnügen, das mich hinreißt. Besonders bin ich von dem dritten Aufsatz entzückt, über die Mittel, den Frieden mit den Menschen zu erhalten. Ich bitte Dich, lies ihn mit Aufmerksamkeit und siehe, wie genau er das menschliche Herz zeigt und wie jeder sich darin findet, Philosophen, Jansenisten, Molinisten, kurz Jedermann. Das heißt, im Herzensgrund mit einer Leuchte suchen. Er deckt uns auf, was wir jeden Tag fühlen und wozu wir entweder nicht Geist genug haben, um es zu entwirren, oder nicht genug Aufrichtigkeit, um es zu gestehen. Mit Einem Worte, ich habe nie schreiben gesehen, wie diese Männer." — „Ich glaube, daß selbst Nicole nicht besser hätte sagen können, was sie über die Veränderung unserer Leidenschaften schreiben; nicht ein Wort ist zu viel oder zu wenig." — Einmal klagt sie über das schlechte Wetter und fügt bei: „Nicole hat uns dagegen noch keine Lection gegeben, aber ich warte noch darauf. Denn ich finde Alles darin; es könnte mir wohl der Gedanke genügen, daß es dem Willen Gottes gemäß ist, wenn ich nicht ein specifisches Mittel dafür wollte."

Die Liebe für dieses Werk ist bei Frau von Sevigné nicht blos eine augenblickliche. Auch den dritten Theil (1675) findet sie bewundernswürdig. Sie macht ihre Tochter besonders auf

1) Aufgedunsenheit, sowohl Aufgeblasenheit als Geschwulst.

den Aufsatz über die Selbsterkenntniß aufmerksam; der über die Arten Gott zu versuchen scheint ihr besonders nützlich, und der über die Ähnlichkeit der Eigenliebe und der christlichen Liebe „le plus lumineux pour parler leur langage."

Während Frau von Sevigné und ihre Tochter über die Vortrefflichkeit der Moral Nicoles einverstanden waren, glaubte ihr unbedeutenderer Sohn sich daran als kritischen Kopf und esprit fort erweisen zu müssen; er wirft daher Nicole mit Abbe Testu zusammen; mit St. Paulus und St. Augustin [1]).

Nicole und Arnauld flüchtig.

Nicole sah sich durch das Schreiben an den Pabst gegen die laxen Moralisten veranlaßt, sich nach Troyes zu entfernen, wo er sich besonders der Befestigung der von ihm gestifteten Mädchenschulen — wohl nach dem Muster von Alet — widmete. Der Lehrerin, welche viel Geschick dazu besaß, konnte man nur ihre unbegrenzte Liebe zu der Strenge der Pönitenz vorwerfen. Indem er sich mit den Verordnungen Hamons, des Arztes, einverstanden erklärt, schreibt er ihr: Sie haben nur sich selbst zu fragen, worin mehr Abtödtung liegt, mehr Verleugnung Ihres Sinnes, mehr Verzichtung auf eine gewisse menschliche Genugthuung etwas gethan zu haben (im Verfolgen der strengen Lebensweise, welche sie sich einmal vorgesetzt hatte oder

1) Frau von Sevigné schreibt am 2. Februar 1676 an ihre Tochter: Übrigens bin ich über die essaies Deiner Ansicht, ich zanke Deinen Bruder, der aber hier selbst mit Dir reden will. Der Sohn schreibt sofort an seine Schwester: „Und ich, ich sage Dir, daß Dir der erste Aufsatz der essaies gerade vorkommen würde, wie mir, wenn la Marans und Abbe Testu Dich nicht schon an feine, destillirte Sachen gewöhnt hätten. Es ist nicht von heute, daß Dir ein solcher Galimatias deutlich und angenehm scheint. Nie habe ich etwas gesehen, was weniger angenehm wäre, unter Allen, die über den Menschen und sein Inneres gesprochen haben. Das sind nicht jene Portraits (damalige Mode), worin sich Jedermann erkennt. Pascal, die Logik von Port-Royal, Plutarch, Montaigne sprechen ganz anders; der da aber redet, weil er reden will und oft hat er nichts Großes zu sagen." — Den 30. October schreibt Derselbe: „Es fehlt noch etwas an unserer Bekehrung, nämlich daß wir die Gründe der Semipelagianer sehr gut und eindringlich finden, die von St. Paulus und Augustin sehr subtil und des Abbe Testu würdig. Wir wären mit der Religion sehr zufrieden, wenn diese beiden Heiligen nie geschrieben hätten; wir haben immer diesen kleinen embarras."

in Annahme der ärztlichen Verordnungen)? Ich versichere Sie, ich fürchte sehr, im anderen Leben möchten Sie sich in diesem Punkte getäuscht finden und Rechenschaft abzulegen haben über Dinge, woraus Sie sich einen kleinen Schatz machen wollten. Ich weiß nicht, ob es Ihnen nicht nützlich wäre, wenn Sie nicht so viele äußere Dinge hätten, worauf sich Ihre Seele stützen könnte, und wenn Sie vor Gott leerer von sich selbst und von Ihren Werken erschienen, und sich mehr auf das Verdienst Christi und auf die Gerechtigkeit des Glaubens stützten, welcher in einem Gehorsam der Liebe gegen den Willen Gottes besteht." Er hält darauf, daß man auch zu solchen strengen ascetischen Übungen einen ganz besonderen Beruf haben müsse.

Der Tod der Herzogin von Longueville hatte ihn seiner gewöhnlicher pariser Wohnung beraubt. Racine schreibt von der Herzogin: „Nicole stand immer gut mit ihr; in allen seinen Streitigkeiten fand sie, daß er Recht habe. Er sagt, bei ihrem Tode habe er viel von seinem Ansehen verloren. Ich verlor dadurch, sprach er, meine Abtei, denn man nannte mich nicht mehr Abbe Nicole, sondern Herrn Nicole schlechtweg."

In dieser Stimmung mußte es nicht schwer sein, den ängstlichen Nicole durch Nachrichten von persönlicher Gefahr zu dem entscheidenden Schritt zu vermögen, daß er im Juni 1679 über Mons nach Brüssel flüchtete, wo ihn bald zu seinem Schrecken die Nachricht ereilte, daß auch Arnauld entflohen sei und daß er sich mit ihm vereinigen sollte, von dem Allen hatte er nichts geahnt. Denn er hatte sich hierher zum Theil auch in der Absicht zurückgezogen, um vom Herde des Streits und der Theilnahme daran fern zu bleiben. Man hatte offenbar beschlossen, er sollte hier Arnauld zum Schildträger in einem neu zu eröffnenden Kampfe für Port-Royal, für Augustin, für die Freiheit der Kirche gegen politische und kirchliche Unterdrückung dienen.

Arnauld selbst war aufs Äußerste gebracht. Man sann ihm an, er solle öffentlich erklären, daß er an dem Widerstande der beiden Bischöfe gegen die Regale keinen Antheil habe. Pomponne bediente sich sogar Angelicas zu diesem Begehren. Er fühlte sich dadurch tief gekränkt, daß man ihm zutraue, er werde sich öffentlich gegen diese Freunde erklären, während nur Mangel an besonderem Berufe dazu ihn abhalte, ihr Mitkämpfer in

dem Gott wohlgefälligen Kampfe für die Freiheit der Kirche zu sein, welche durch die Feigheit der anderen Bischöfe verrathen werde. — Er sah sich von Spionen des Erzbischofs umgeben, seine Verwandten wagten nicht mehr zu ihm zu kommen, seine Correspondenz wurde verdächtigt und erbrochen; es wurde ihm angekündigt, er solle das Kirchspiel St. Jacques verlassen. Der Herzog von Montauzier, Hofmeister des Dauphin, ließ ihm melden, er solle sich in Acht nehmen, man suche sich seiner Person zu versichern [1]). Im Auslande schien es leichter seine Ehre und Person, vor Allem die heilige Sache zu vertheidigen, wofür er bisher gekämpft hatte. Frankreich war für ihn ein Gefängniß geworden, seine Befreiung schien ein Schritt zur Befreiung der Kirche. Er ging schon einige Zeit mit dem Gedanken um. Seine erste Absicht war nach Rom zu gehen; da sich aber der Pabst endlich gegen die zunehmende Unterjochung durch den königlichen Absolutismus erhoben hatte und bei Gelegenheit der Regale die Bischöfe mit sich zu verbinden suchte, so hätte es den König nothwendig erbittern müssen, wenn er diesen Zufluchtsort gesucht hätte. Auch hätte er in Rom gewiß die gewünschte Freiheit des Wortes nicht gefunden.

Er nahm in Port-Royal noch von Angelica Abschied, und am 18. Juni 1679 Abends flüchtete sich der 68jährige Mann in einem sechsspännigen Wagen als Laie gekleidet aus seinem Vaterlande [2]) und erreichte noch am 21. Mons in den österreichischen Niederlanden, wo er von den Stadtmusikanten als großer Herr im Wirthshause begrüßt wurde. Robert, Präsident des Raths von Hennegau, nöthigte den auch hier berühmten Mann bei ihm zu wohnen.

Arnaulds und Nicoles Vereinigung und Trennung.

Nicole suchte Arnauld zu bewegen, in Mons zu bleiben, von wo ihm die Rückkehr noch eher offen stand. Denn er sah nun ein, daß er sich durch Schrecken hatte ins Garn treiben lassen;

1) Die meisten Motive seiner Flucht sind zusammengestellt im dritten Band seiner Briefe von p. 188 bis 204.

2) Daher wurde er auch für einen flüchtigen englischen Geistlichen gehalten. Die Prinzessin von Orleans erzählt, wie sie einen englischen flüchtigen Mönch, den sie für einen Oberst hielt, so bündig über das Elend getröstet habe, daß sie in England nicht ihre Ordenskleidung tragen dürften.

er fühlte, wie unwerth ein Flüchtling sei, wie traurig es sei, kein Obdach zu haben; das Asthma fing an ihn zu plagen, der Gedanke Arnauld in das kalte Holland zu folgen, welches ihm nicht einmal sein beinahe einziges Getränk reichen könnte, gutes Wasser, war für ihn ein Schreckniß. Er sah, daß man ihn, den Klerk, in einen Kampf mit den höchsten Mächten verwickeln wollte, wovon er die Hauptlast tragen sollte. Schon vor funfzehn Jahren hatte er sich nur mit halben Herzen zu den Kämpfern gehalten, aber damals konnte man wohl nicht anders, der Beistand von Bischöfen versprach einen möglichen guten Frieden. Nunmehr war unversöhnliche Feindschaft des Königs und der ersten Bischöfe, mehr Schaden, als Nutzen vom Kampfe zu erwarten. Er sah, daß ihn eine Partei, ohne ihn zu fragen, zu einem Leben nöthigen wollte, welches ihm neben äußerer Noth selbst Gewissensangst unerträglich machen würde. Selbst sein Seelenheil fühlte er dadurch gefährdet. Er fühlte weder äußeren noch inneren Beruf, sich von Leuten zum Märtyrerthum nöthigen zu lassen, die selbst geruhig in Paris blieben und sich bückten. Besonders wollte ihm nicht einleuchten, daß er wegen seines guten Lateins sollte prädestinirt sein Arnaulds Schatten zu sein. Der Trieb, sich dieser Bevormundung zu entreißen, koste es was es wolle, und sein Leben in Rutze zu beschließen verband sich mit dem Unwillen. Er schrieb an den Erzbischof von Paris, um unter leidlichen Bedingungen einen Rückweg zu erlangen, er wollte gerne versprechen sich nicht mehr in die Streitigkeiten zu mischen. Auch Arnauld suchte er sofort in Brüssel für seine Plane zu gewinnen; allein obgleich dieser Nicoles Überzeugung und persönlichen Freiheit keine Gewalt anthun wollte, tadelte er doch seine Schritte. — Man erzählt, Nicole habe gesagt, er wolle sich auch einmal ausruhen; — ausruhen! ausruhen! rief Arnauld, haben Sie nicht die ganze Ewigkeit, um auszuruhen? Arnauld und Nicole waren sehr verschiedene Naturen, welche bis auf einen gewissen Punkt sich ergänzen und stützen konnten, dann aber sich trennen mußten. Das geschah noch in demselben Sommer. —

Nicole ging nach Lüttich und von dort die Maas hinauf auf einem elenden Schiffe nach Sedan. Die Gefahren und Mühseligkeiten seiner Reise scheinen uns jetzt übertrieben und bei-

nahe lächerlich. Allein in Folge der langen zerstörenden Kriege waren die Grenzgegenden Wüsten gleich, mehr Wohnungen der Wölfe, welche bis in die ärmlichen Dörfer herein ihre Beute suchten, als Wohnungen für Menschen. Er fand Aufnahme in einigen Klöstern, besonders bei den Cistercienfern im Luxenburgischen zu Orval. Aber wiederholt verließ er, selbst auf Bitten der Klosteroberen, ihr Obdach mitten im Winter, ohne zu wissen, wohin um nicht auch sie in die Verfolgung zu verwickeln.

Angriffe auf Nicole und seine Rechtfertigung, auch durch Arnauld.

Der Erzbischof rühmte sich indeß seines Briefs, als einer Unterwerfungs- und Widerrufs-Acte, ohne darum ihm die Thore der Heimath zu öffnen. Die Janseniften, beinahe alle Freunde Nicoles, obgleich er seinen Brief an den Erzbischof durch sie hatte gehen lassen, ob er ihn gleich ihrem Urtheil unterstellt hatte, waren nun schonungslos gegen ihn. Es war, als hätte ein Prädestinirter die göttliche Prädestination gebrochen, als hätte er einen Judas-Verrath gegen Freundschaft und Kirche, einen Aufruhr gegen alles Heilige begangen.

Bei dieser Gelegenheit lernen wir die Hefe der Partei von Port-Royal kennen, wir sehen, wie selbst ruhigere Männer von der Parteileidenschaft geblendet und erbittert waren. Den Meisten mußte der Gleichzeitigkeit wegen die Flucht der beiden Männer etwas unter ihnen zu gemeinsamem Zwecke Verabredetes scheinen; daher erschien ihnen Nicoles Weigerung als Wankelmüthigkeit und Verrath. Arnaulds Freunde warfen ihm vor, er habe dem größten Kämpfer des Jahrhunderts für Wahrheit in der Stunde der Noth den linken Arm gelähmt; Pfarrer Halluin schrieb an Nicole, dieser habe sich sein rechtes Auge ausgerissen, oh es ihm gleich kein Ärgerniß gegeben habe. Die Masse Derer, welche sich nur als Zuschauer von dem erneuten Kampfe Unterhaltung versprachen, wie der leidenschaftliche Zeitungsleser sich eines fremden Krieges freut, der ihn nicht in seiner häuslichen Ruhe stört, tobte wider Nicole, wie gegen einen Gladiator, welcher sich weigert von neuem zu fechten. Wir müßten uns sehr täuschen, wenn nicht diese beinahe allgemeine Auflehnung gegen Nicole ein Symptom der wachsenden Opposition der öffentlichen

Meinung gegen die Unterdrückung durch den Despotismus Ludwigs war. Auch darum und darum hauptsächlich folgte das Interesse von Tausenden Arnauld in sein Exil. — Besonders ungerecht erscheint die Anfeindung Nicoles, wenn wir uns erinnern, welche Mühe die jüngere Angelica und ihr Anhang sich seit lange gegeben hatten, Arnauld und Nicole zu trennen, um jenen dem Einflusse dieses zu entziehen. Schon 1678 hatten Angelica und Pontchateau darauf angetragen, man solle ihn nach Rom schicken, um auf Verdammung der laxen Moralsätze hinzuarbeiten, eigentlich aber, um Arnauld von seinem Einfluß zu entfernen, da Nicole ihn zur Nachgiebigkeit bewegen und in scholastische Distinctionen verwickeln konnte. Nicole lehnte indeß den Antrag ab und entschuldigte sich mit seiner Gesundheit. Er sagte manchmal lächelnd, es habe noch Niemand seine Plane durchkreuzt als Leute, welche auf Reisach schliefen. „Man weiß aber, daß Pontchateaus gewöhnliches Bett Reisachholz war. Es ist möglich, daß von beiden Theilen etwas Menschliches dabei war, daß das harte Leben der Einen auch eine gewisse Rauheit in ihrem Benehmen, die große Sensibilität des Anderen der Eigenliebe, die im Menschen nie todt ist, Gelegenheit gab zu erwachen", schreibt die histoire de l'abbaye.

Vor Allem erklärt Nicole, daß es eine Unwahrheit sei, als hätte er in irgend einem Punkt der Lehre sich verändert. „Immer habe ich nicht blos die alte, sondern auch die gegenwärtige Kirche anerkannt, welche sich von jener nicht scheiden läßt." Nicole sah sich während seiner bitteren Flucht von Briefen und Vorwürfen verfolgt und überschüttet. Er erzählt: Diese Briefe verhinderten mich 14 Tage zu schlafen; ich nahm zu verschiedenen Arzneimitteln (emulsions, orges mondées), selbst wiederholt zu Opium Zuflucht. Da dieses Alles nichts half, entschloß ich mich, mich von diesen Gedanken frei zu machen, indem ich all die Gegengründe widerlegte. Ich schrieb eine Apologie, die ich nur vier oder fünf Personen mittheilte. Das Gerücht davon verbreitete sich und ein verdienter Geistlicher unter Anderen stellte mir sehr ernstlich vor, unter den Schriften der Väter finden sich nur zwei oder drei Apologien dieser Art, wie die von St. Athanas de fuga sua. Er schrieb mir, „er fürchte sehr, die Welt möchte sich entrüsten, daß ich sie nachahmen wollte." Nicole

antwortete ihm darauf, er möchte sich darüber keinen Kummer machen, die Apologie habe den ganz unschuldigen Zweck gehabt, ihm Schlaf zu verschaffen und habe ihn auch erreicht.

Domherr Hermant von Beauvais führte ihm das Beispiel der Einsiedler an, welche ihre Zellen und Gebirge verließen, um den Glauben zu vertheidigen. Nicole erwiderte ihm, noch viel mehrere seien in ihren Zellen daheim geblieben. Beide haben gut gethan. Wenn auch diese hätten ausziehen wollen, so hätten sie vielleicht nichts gethan, was Nutzen geschafft hätte. Sie haben ihre Ruhe nur verlassen, wenn sie überzeugt gewesen seien, daß es zur Erhaltung des Glaubens diene.

Nicole hatte seinen guten Namen völlig verloren gegeben und das gab ihm eine Freiheit, eine Ironie, einen Humor, einen höheren, siegreichen Standpunkt über allen diesen Angriffen. Zwar hatte er, der die Freiheit der persönlichen Überzeugung in Sachen der Religion so hoch stellte, den Reformirten gegenüber die Anwendung von Zwang vertheidigt; nun er aber selbst denselben sogenannten moralischen Zwang erfuhr, wußte er den Freunden Port-Royals sehr fühlbar zu machen, wie sehr sie sich von den Grundsätzen entfernen, welche sie bisher gegen die Unterdrückung behauptet hatten. Er charakterisirt sich selbst sowol, als die Schwächen der Partei von Port-Royal vortrefflich in seinen Briefen [1]). Wir wählen einen der kürzeren als Beispiel aus.

Die treue Anhängerin Arnaulds Madame von Fontpertuis, welche den verfolgten Verfechtern der Wahrheit große Opfer brachte, erinnerte er daran, daß Nachsicht gegen Freunde, mit denen man zerfallen sei, höher zu schätzen sei, als Aufopferung für Freunde, mit denen man fortwährend innig verbunden bleibe.

Madame de St. Loup hatte Nicolen nicht einmal eines Schreibens gewürdigt, sondern ihm nur durch ein untergeordnetes Mädchen schreiben lassen. Da aber Nicole sie selbst als die Verfasserin ansah, richtete er auch die Antwort an sie:

Da alle Welt mich steinigt und man Sie dabei nicht von den Anderen unterscheidet, wäre es vielleicht gut zu wissen, von

1) Siehe Beilage XLV. Nicoles Rechtfertigung seines Rücktrittes.

welcher Dicke die Steine sind, welche Sie auf mich werfen, um zu beurtheilen, ob es auch sicher ist, Sie mit einem Briefe anzugehen, und ob ich mir dadurch nicht einen Stein zuziehen könnte, der im Stande wäre, mich ganz zu zermalmen. Denn Sie wissen ja, daß ich mich nicht gerne den Stößen aussetze und nie mich zum Orden der Unerschrockenen gezählt habe [1]). Da Sie mir indeß keine Veranlassung gegeben haben, Sie zu den Schlimmsten zu rechnen, dachte ich, ich könnte es wagen, mich durch einen Brief einigen Ihrer Würfe auszusetzen; damit Sie aber nichts von meiner Seite fürchten, erkläre ich Ihnen, daß, ob ich gleich auch meinerseits eine so große Menge Steine habe, daß es scheint, als könnte ich das ganze Menschengeschlecht damit zurücktreiben, erkläre ich Ihnen also, daß ich Niemanden, selbst wenn er mich damit in meiner Wüste überschüttete, eines einzigen Steinwurfs würdigen würde, es sei denn, daß die Leute Köpfe haben, die für meine Steine gemacht zu sein scheinen. Denn meine Steine sind nur Gründe und darum allerdings sehr von denen verschieden, welche man gegen mich schleudert und die Injurien sehr ähnlich sehen.

Madame de St. Loup hatte Nicole offenbar feige Bequemlichkeit und Furcht vor Verfolgung als den einzigen Beweggrund seines angeblichen Rücktritts vorgeworfen, während sie selbst vergnüglich in Paris saß, von ihren Galants umgeben. Dagegen schildert nun Nicole sein unstätes Leben, das ihm bei seiner Abneigung gegen Veränderungen doppelt lästig sein mußte. An dem einen Orte habe man ihm gesagt, ein gewisser Präsident könnte ihm leicht ein Kämmerchen bereiten, anderswo ist es der Gouverneur. So lange er zur Partei gehalten, sagt er, habe er in Paris doch immer eine gewisse Achtung in seiner Umgebung, er habe mit gebildeten Leuten Umgang gehabt; „dieser gute Ruf ist nun aber davon geflogen, wie Vögel, deren Käfig man offen läßt. Es hat der Welt gefallen, mich desselben zu berauben und meine Freunde haben aufs Bereitwilligste beigestimmt. So mußte ich meinen Gastwirthen überlästig werden, ich machte ihnen bange, ich mußte mit Schiffsvolk und Karrenbauern leben, die so wenig Französisch verstehen, als Latein.

1) Anekdoten über seine Furchtsamkeit s. zu Ende seines Lebens.

Sie fragen mich ohne Zweifel, wie man in allen diesen Ständen lebe und wie sich der Geist dabei befinde. Ich antworte Ihnen darauf kurz: Sei es Verhärtung, oder Philosophie, oder die Überzeugung, daß ich dem Willen Gottes gehorche, ich fand mich nie in meinem Leben in einer ruhigern Verfassung, selbst nie mehr zur Freude geneigt. Dabei setze ich mein Vertrauen nicht auf diese Ruhe, und verkenne nicht, daß ich dennoch durch kleine Zufälle zu Fall gebracht werden könnte. Aber ich darf doch daraus schließen, daß die Ursache unserer Schwachheit mehr in uns selbst, als in den äußeren Dingen liege, und daß wir die Vorstellung davon sehr vergrößern; denn wenn mir Jemand vor sechs Monaten gesagt hätte, daß ich mich würde entschließen müssen, weder Feuer, noch Obdach zu haben und aller Welt zur Last zu sein, den Wohnort beständig zu verändern, von der Welt und den Freunden übereinstimmend verschrieen, von Niemanden vertheidigt oder beklagt zu werden, mit dem Fieber auf Stroh, in gegrabenen Löchern, unter den Felsen der Maas zu schlafen, fürwahr das hätte mir bange gemacht. Indeß ist dieses auch vorübergegangen und ist nichts so Großes, als man glauben könnte. Noch bin ich wie ein Vogel auf dem Zweig und weiß nicht, wo ich hinzugehen habe, sehe es aber für kein so großes Übel mehr an. Wo möglich bleibe ich hier bis zum Frühling, wo nicht, werde ich mich, wenn es Gottes Wille ist, sehr im Frieden zurückziehen. Daraus schließe ich, daß es Ihnen gerade so gehen würde, wenn Sie sich je so weit gebracht sehen sollten, auf Paris verzichten zu müssen, und daß Sie diese Entfernung für nichts so Großes ansehen würden. Das ist das Ziel und die Moral meines Briefs."

Sehr erfreulich ist es, Arnaulds und Nicoles Verhältniß während dieser Trennung und anderweitigen Angriffe zu sehen. Nicole erklärt, daß gegenseitig in ihrer Freundschaft keine Erkältung eingetreten sei. Arnauld schreibt ihm am 9. August 1679: „Ob ich gleich nicht immer Ihrer Ansicht sein kann, werde ich mir doch nie anmaßen, daß Sie verpflichtet sein der meinigen zu sein. Ich werde Ihnen immer dankbar seien für den Beistand, welchen Sie mir geleistet haben; das giebt mir aber kein Recht ihn von Neuem zu verlangen. Es genügt, daß Gott Ihnen den Willen dazu nicht gegeben hat, um mich diese Entbeh-

rung als einen Befehl Gottes annehmen zu lassen [1])." — Zwar fand Arnauld Nicoles Brief an den Erzbischof unnütz und unpassend, „denn dieser beklagt sich, weil er sich beklagen will und Händel sucht. Es ist aber eine Thorheit zu denken, er werde Ihnen minder übel wollen, weil Sie sich gut gerechtfertigt haben. Er ist im Gegentheil ärgerlich, weil man ihm dadurch zeigt, daß er nicht Recht habe und daß er sich ohne Grund über das beklagt, was ihn erbauen sollte. Es giebt nur Ein Mittel ihn zu begütigen, wenn man Niederträchtigkeiten beginge; ich bin aber gewiß, daß Sie dessen so unfähig sind, als ich. In Privatangelegenheiten solle man allerdings nicht gegen den Strom schwimmen, nicht gegen die Gewaltigen anlaufen wollen, aber wenn es sich um die Vertheidigung der Wahrheit handelt, kämpfe bis auf den Tod, in der Überzeugung, daß du es für deine Seele thust." — „Ich zweifle sehr daran, ob dazu ein anderer Beruf nöthig ist (wie Nicole behauptete), als das allgemeine Gebot, wenn die Vorsehung es auf einige besondere Personen durch die Verbindung, welche zwischen ihnen und den Verfolgten stattfindet, durch die Einsicht, anzuwenden scheint, welche sie von der Ungerechtigkeit und von dem Schaden haben, den die Kirche davon leidet und durch das vernünftige Vertrauen, welches sie zu der Güte Gottes haben können, daß die Sache der Wahrheit und der Gerechtigkeit nicht werde ganz verlassen sein, wenn sie ihre Vertheidigung übernehmen." Ob er nun gleich glaubt, es könne Nicole von Gott für seinen Kleinmuth und dafür Verantwortung erwachsen, daß er sein Talent vergraben habe, so schließt Arnauld doch: „Es scheint mir doch, als hätte ich kein anderes Interesse, als das Interesse Gottes und der Wahrheit. Sein Sie Gott befohlen, lieben Sie mich immer und sein Sie überzeugt, daß ich an all den Geschwätzen keinen Theil nehmen werde. Welchen Entschluß Sie auch fassen werden, das kleine Leid, das mir daraus entspringen mag, wird mich nicht hindern, Sie als meinen Freund auf Leben und Sterben zu betrachten."

Nicole durch dieses Schreiben beruhigt und befestigt, ver-

1) Der ganze 185. Brief. Band 3, von Seite 204 an.

faßte noch in Lüttich eine Erklärung der Worte Augustins: Die Liebe der Wahrheit sucht eine heilige Ruhe; der Zwang der Liebe läßt uns einen heiligen Beruf ergreifen; wenn Niemand uns diesen Beruf auflegt, muß man der Betrachtung der Wahrheit leben.

Als die Feindseligkeit und die Verdrehung aller Schritte Nicoles fort dauerte und man ihn, namentlich in der Sache von Nordstrand, des Eigennutzes bezüchtigen wollte, schrieb Arnauld an Pontchateau, der sich auch gegen Nicole erklärt hatte, sehr kategorisch am 15. October 1681, man habe sich durch böse (méchantes) Gründe abscheulich gegen Nicole einnehmen lassen; „wird man sich nie daran gewöhnen, die Leute nicht ungehört zu verdammen? man sollte wenigstens hernach die Ungerechtigkeit seiner unbesonnenen Urtheile ehrlich eingestehen. Man hat auch in Betreff seiner sehr befremdende Urtheile sich erlaubt. Man klagt ihn des Eigensinns an, da er den Ansichten aller Anderen sich nicht fügen wolle; obgleich dies einerseits nicht wahr ist, da ich immer seiner Ansicht war, andererseits bei der offenbaren Ungerechtigkeit Dessen, was man von ihm verlangte, er nicht verpflichtet ist, Jemandes Ansicht sich zu fügen. Ist es nicht nützlich, daß er in Ruhe sei, damit er für die Kirche arbeiten könne? Thut er es nicht immer auf die eine oder andere Weise? Ist es nicht billig, daß Jeder mit seiner Gabe handle? Hat er nicht Dienste gethan, welche groß genug sind, daß man ihm dafür Dank wissen und ihn nicht wie einen Sklaven behandeln sollte, welcher nicht die Freiheit hätte, nach seinem Gefallen zu handeln? Er hat sehr schöne Plane, die von der größten Bedeutung sind. Statt darauf einzugehen und ihm Mittel zur Verfolgung derselben zu geben, möchte man, er solle sich auf Dinge werfen, wozu er keine Neigung hat. Und da er es nicht thut, so fehlt wenig, daß man ihn nicht als Ausreißer behandelt. Das ist mir immer als unvernünftig erschienen."

Nicole kehrt nach Frankreich zurück; seine Schriften besonders über die Gnade.

Nicole auf die Bitten des zitternden Abtes von Orval entfernte sich wieder, umarmte in Lüttich den vertriebenen Ste. Marthe, von welchem Nicole sagte, er sei der heiligste Mann, den er in Port-Royal gesehen, und reiste mit ihm nach Brüssel, wo

er bei Arnauld wohnte. Hier erhielt er die Nachricht (Sommer 1680), daß der Erzbischof ihm gestatte, nach Chartres zu kommen, wo er nahe Verwandte hatte. Allein seine unschuldigsten Schritte und Reden wurden belauert, misdeutet und verdreht, als wollte er für den Jansenismus werben; der Bischof machte sich ein Verdienst daraus, das Alles anzunehmen. Nicole scherzte über ihn, ein Überdruß (lassitude) ohne Ursache sei ein gefährliches Symptom, ein Vorzeichen einer nahen Krankheit und verließ Chartres. Er wohnte nun längere Zeit bei der Familie Ste. Marthe auf dem Schlosse Corbeville, drei Stunden von Port-Royal; der Beichtvater der Nonnen dieses Namens starb hier am 11. October 1690 an St. Cyrans Todestag. Im Mai 1683 erhielt er endlich die Erlaubniß, nach Paris zurückzukehren. Ein Jesuite sagte, er habe unbedingt auf den Jansenismus und auf die ganze Kabbale verzichten müssen, und Freunde Port-Royals, welche sonst stets bereit waren, das Wort eines Jesuiten für Lüge zu erklären, feindeten ihn um dieser falschen Voraussetzung willen an. Im Jahr 1687 fand er einmal eine Heimath ganz nach seinen Wünschen, in der Straße Puits l'Hermite hinter der Pitie, im Kirchspiel St. Medard, mit Raum für seine Bibliothek und Gelegenheit sich im königlichen Garten zu ergehen. Auch sein Wunsch nach einem kleinen Landhaus „mit einem Kloster, einem Arzt, einem kleinen Markt und Gelegenheit im Nachen zu fahren" in der Nähe wurde ihm in Corbeil. Sein Asthma und heftige Urinbeschwerden machten dieses zum Theil nöthig und störten den Genuß.

Er hielt wöchentlich bei sich Conferenzen über Controverse, da er eben mit seinen Schriften gegen die Reformirten beschäftigt war. Seine Freunde waren Troisville, Boileau, der Satyriker, Racine, Dubois, der Übersetzer, der Sprachgelehrte Renaudot, de la Chaise, der Biograph St. Ludwigs, Le Tourneux, die beiden Santeuil. Condé lud ihn öfter zu sich ein. — Durch Nicole war mit Port-Royal auch Beaubrún, Sohn des Malers und Akademie-Directors verbunden, welcher eine schöne Bibliothek und Kupferstichsammlung hatte. Als er in seiner letzten Krankheit schwere Schmerzen litt, sagte er: Das sind die Meißelschläge, welche das Bild Christi in mir vollends aushauen sollen.

Nicole benutzte diese Muße zu schriftstellerischen Arbeiten. Kaum nach Frankreich zurückgekehrt, stellte er eine angeblich vor dem Altar der Maria in Notre-Dame zu Paris geheilte, sehr zweideutige Weibsperson ins rechte Licht; die zahllosen Messen, welche man seitdem an diesem Altare hielt, verminderten sich aber nicht. Ein drohender Proceß in seiner Familie veranlaßte ihn, seine essaies unter andern mit den Abschnitten le procès injuste und des arbitrages zu bereichern. Er gab jetzt Hamons Schriften heraus. Im Jahr 1687 erschienen in vier Bänden in 12. seine Réflexions morales über die Episteln und Evangelien der Sonntage und anderer bedeutender Tage des Kirchenjahrs, welche Arnauld so gut fand, daß er an den Landgrafen von Rheinfels schrieb, ob sie nicht könnten deutsch herausgegeben werden.

Mit Arnauld wurde er aber in eine lebhafte dogmatische Erörterung verwickelt. Schon 1656 hatte er besonders gegen Pascal ausgesprochen, daß man durch bloße Milderung der Ausdrücke der Prädestinationslehre die abstoßende Härte benehmen und diese blos der protestantischen Lehre zuschieben könnte [1]). Nicole schreibt: „obgleich Pascal der starrste und unbiegsamste Mensch von der Welt in Beziehung auf das Dogma von der Gnade ist, so hoffte er doch, wenn er es zu behandeln hätte, es würde ihm gelingen, dasselbe so plausibel zu machen und ihm ein gewisses wildes Aussehen, welches man ihm giebt, so zu benehmen, daß es für den Geschmack aller Arten von Geister wäre." Doch sahen sich beide durch andere Arbeiten davon abgehalten, diesen Gedanken auszuführen.

Arnauld selbst erklärt, wie man durch Nicole und durch den Drang der Umstände dazu gekommen sei, besonders seit seiner Sache bei der Sorbonne, sich mehr der scholastischen Definitionen und Unterscheidungen zu bedienen. Früher habe man (im Sinne St. Cyrans) sich mehr der unbestimmteren, bildlichen, erbaulichen Sprache der Kirchenväter bedient. Allein die Gegner haben wenig Achtung für diese bezeigt und durch nachherige Erklärungen sich nicht abhalten lassen, mehrere solche Sätze zu ver-

1) Wahrscheinlich ist ein unvollendeter Aufsatz Pascals, welchen Herr Ste. Beuve mir als Manuscript mittheilte und den ich als Beilage zu seinem Leben herausgab, im Zusammenhang mit diesen Unterredungen.

dammen. Denn sie haben sich nur an den möglichen bösen Sinn gehalten. Nicole habe daher darauf gedrungen, daß man sich in den theologischen Schriften der den Gegnern eigenen scholastischen Sprache bediene, wodurch man ihren Angriffen zuvorkomme, indem man zum Voraus den angreifbaren Sinn wegdefinire. Daher sei es den Gegnern auch nicht möglich gewesen, die späteren theologischen Schriften anzugreifen. Die Abneigung so vieler Freunde gegen diese Methode sei nur Unkenntniß damit. — Angelica von St. Johann, Feindin der Scholastik, suchte deshalb besonders den vermeintlich schädlichen Einfluß Nicoles auf Arnauld zu brechen. Als hätte Arnauld zu Unterscheidungen, welche um nichts weniger subtil waren, als die scholastischen, nicht schon von selbst Neigung genug gehabt!

Es war nun etwas von dieser Scholastik mitwirksam, als Nicole nach zwei Jahrzehnden den obigen Gedanken wieder aufnahm und eine allgemeine, aber ohne die hinzukommende wirksame, leere und kraftlose Gnade aufstellte. Er wollte dadurch das Ärgerniß der Prädestination wegräumen und Manche abhalten, dadurch dem Semipelagianismus in die Schlinge zu fallen. Der grelle Unterschied, welchen bei gleichen Pflichten die Prädestination unter den zwei Menschenclassen setzte, sollte dadurch etwas angeebnet werden. Die Molinisten schrieben dieses unkräftige Wollen des Guten der gefallenen Natur zu, nicht einer göttlichen Wirkung; das schien Nicole schon zuviel zugegeben. Andererseits sah Arnauld in Nicoles Theorie eine offene Thür zur Abschwächung des Begriffs der Gnade, wenn man eine so leere, kraftlose Kraft Gnade nenne. Arnauld (in einem Briefe an den berühmten Arzt Dodart) unterscheidet zwei Punkte in den Behauptungen Nicoles, einen metaphysischen und ein Factum. „Der metaphysische ist: Wenn die Menschen im Stand der verdorbenen Natur ihnen selbst überlassen wären, so würde ihnen auch das physische Vermögen, die Gebote Gottes zu erfüllen, fehlen, sie wären folglich auch nicht schuldig, indem sie diesen Pflichten nicht nachkämen. (Da sie aber auch in diesem Zustande sündigen, so muß es eine allgemeine Gnade Gottes geben, welche ihnen freilich nicht sowol das Gutesthun, als das Sündigen möglich macht, folgerte Nicole.) — Der andere

Punkt ist ein Factum: Die innere übernatürliche Gnade, bestehend in guten Gedanken, welche einige Erkenntniß geben, ist allen Menschen insgemein gegeben, so barbarisch und stupid sie auch sein mögen." Nicole hatte, zu Begründung der letzteren Behauptung, die Gedanken der Menschen in bestimmte und confuse oder in vermittelte und unvermittelte, in vernehmbare und unvernehmbare eingetheilt, so daß wenn man einen (allgemein menschlichen) Gedanken nicht auf die eine Weise im Kopf eines Irokesen finde, man ihn auf die andere darin muß finden können. — Arnauld sagt darüber: „Dies scheint mir ebenso wenig wahrscheinlich, als wenn man sagte, jeder Irokese sei Geometer, Arithmetiker, Logiker, weil er die Principien dieser Wissenschaften in seinem Geist hat, ob er gleich nichts davon weiß und nur durch unvernehmbare Gedanken Erkenntniß davon hat." Arnauld sieht offenbar darin eine Annäherung an den Satz der Jesuiten, daß nur dann eine Handlung Sünde sei, wenn sie mit dem deutlichen Bewußtsein gethan werde, daß sie wider das Gesetz laufe.

Der Streit verbreitete sich weiter über das Wesen unbewußter Geistesbewegungen. Arnauld wollte dergleichen nicht Gnade nennen lassen, da diese ein Licht sei, welches den Verstand erleuchtet, verbunden mit einer guten Bewegung, welche den Willen aufregt und erwärmt. Das „physische Vermögen" zu einzelnen Akten sei von dem freien Willen unzertrennlich, nicht Sache der Gnade. Arnauld wollte in der Beweisführung sich einer geometrischen Methode bedienen; er stellte règles du bon sens pour bien juger des écrits polémiques dans les matières de science auf.

Durchaus grundlos war die Behauptung der bitteren Jansenisten, Nicole habe das System nur erfunden, um beim Erzbischof sich in Gnaden zu bringen. Schon 1674 hatte er seinen traité de la grace générale für Troisville gemacht, der sich viel mit dem Studium der griechischen Väter befaßte, welche sich über die Prädestination nicht so streng augustinisch aussprechen; 1679 hatte er in abrégé de théologie dieselbe Ansicht auseinandergesetzt. Es kam aber erst ein Jahrzehnd später zu Arnaulds Kenntniß, der, obgleich mit Arbeiten überladen — nahe am Achtzigsten —

nicht umhin konnte, darauf zu antworten. Er theilte seinen Aufsatz im Februar 1691 Dodart mit, bat ihn aber, denselben Nicole nicht zu zeigen, da es ihn sonst zu sehr beschäftigen und seiner Gesundheit schaden möchte. Nicole, welcher dennoch Kenntniß davon erhielt, schreibt: „Die Gedanken erhitzten mir den Kopf, störten meinen Schlaf und ich entschloß mich, sie niederzuschreiben, um sie wiederzufinden." So schrieb man hinüber und herüber. Nicole schickte an Arnauld anonym einen Aufsatz; dieser schreibt an Dodart: „Ich glaube aber errathen zu haben, von wem er ist, eine Person, die ich liebe und achte. Es überrascht mich nicht, daß er sich durch ein so blendendes System hat fortreißen lassen. J'y ai trouvé beaucoup de brillant, un air d'honnêtéte merveilleux, et un enjouement inimitable, mais nulle solidité." — Gar naiv sagt Arnauld, es wundere ihn, daß Nicole gemeint habe, er könne ihn von seiner seit 50 Jahren vertheidigten Ansicht zu der seinigen hinüberbringen; „es kommt mir vor, wie wenn Jemand sagte: Legen Sie sich doch in einigen verlorenen Stunden auf die Geometrie, um neue, den Elementen, welche Sie publicirt haben, ganz entgegengesetzte zu machen."

Arnauld nahm die Sache bei aller dieser Schonung der Person sehr wichtig; er theilte seine Arbeiten darüber Bossuet mit und bat ihn um ein eingehendes Urtheil: „Es ist ein Streit zwischen zwei Freunden, welche immer in einer vollkommenen Einheit der Liebe und Freundschaft geblieben sind, ob sie sich gleich jetzt über einen Punkt getrennt finden, worüber sie lange Eins waren. Zwar sind sie es nicht über den Capitalpunkt der Lehre, sondern sie haben nur über Zwischenpunkte nicht übereinkommen können. Ich wünschte, daß Sie darin Richter sein wollten." — Bossuet entschied, daß Nicoles Ansicht der von Augustin widerspreche. Umsonst hatte Arnauld gehofft, Nicole durch Bossuets Auctorität von einer Ansicht abzubringen, welche die Augustinische gefährden könnte. Die Jesuiten, welche von dieser handschriftlichen Erörterung Wind bekamen, ließen nach Nicoles Tod seine Ansicht unter dem Titel „seines geistigen Testamentes" drucken, worauf die wahren Aufsätze Nicoles und Arnaulds auch veröffentlicht wurden. Auf jeden Fall war Nicole nicht gemeint, allen Menschen zur Überwindung der Willens-

Unfähigkeit wirklich hinreichende Gnade zuzuschreiben. Und ob er gleich zu sehr Skeptiker war, um sich durch Arnaulds Lemmen überzeugen zu lassen, so hielt er seine eigene Ansicht nicht für unumstößlich. Er schrieb kurz nach Arnaulds Tod an Quesnel, er habe darin keine ausgemachte Ansicht: „Ich weiß nicht, ob es in Wirklichkeit solche allgemeine Gnaden gibt, ich weiß nicht, ob St. Augustin sie zugelassen hat; ich habe keine Überzeugung, weder für, noch wider. Ich behaupte nur, daß man mit der Vernunft die Falschheit der Meinung, welche diese allgemeine Gnade zuläßt, nicht beweisen kann und daß also die zehn Demonstrationen (die geometrische Schrift Arnaulds dagegen), deren man sich hat bedienen wollen, um sie zu stürzen, nicht absolut schlußfest sind. Das ist meine ganze Behauptung darüber. So wollen wir denn alle diese speculative Differenzen gehen lassen. Ich kann mich täuschen, auch Ihr könnt Euch darin täuschen; das sind Processe, die man dem Urtheil Gottes überlassen muß."

Wie der Schiffer lange, ehe er auf dem Ocean die Nähe des Landes sieht, Anzeichen davon hat, so fühlen wir auch bis in die Kreise von Port-Royal die Annäherung des philosophischen Jahrhunderts. Es ist uns, als hörten wir die theologischen Vorläufer der Propheten des seligen Naturzustandes aus der Zeit Rousseaus. Merkwürdig ist, daß die Missionen unter den nordamerikanischen Indianern diese Frage offenbar anregten.

Dieses erhellt noch mehr aus einer andern Erörterung, welche die vorhergehende durchkreuzte. Sie ging zwar auch von Augustins Metaphysik über die Wahrheit aus. Doctor Huygens zu Löwen hatte die Sätze aufgestellt: 1) „In der unerschaffenen Wahrheit, welche Gott ist, sehen wir alle nothwendigen, unerschütterlichen Wahrheiten. (Offenbar mit Mallebranche verwandt; das Folgende mag die Polemik Arnaulds gegen diesen miterklären.) 2) Wenn wir eine Tugend um ihrer selbst willen lieben, so lieben wir ihre primitive, ewige Form, welche in Gott und Gott selbst ist. — Daraus folgerte er: Die Heiden konnten einige Liebe zu Gott haben, denn indem sie eine Tugend liebten, liebten sie ihre ewige Form, nämlich Gott." — Arnauld erklärte sich sogleich gegen diese Sätze, Nicole sich durchaus damit

einverstanden. Lami [1]), Benedictiner von St. Maurus, verfocht die Ansicht etwas leidenschaftlich. Nicole behauptete die Liebe der Heiden zur Gerechtigkeit, welche von der zu Gott nicht unterschieden werden könne, lasse sich nur durch die allgemeine Gnade erklären. Arnauld greift namentlich auch den Satz seiner Gegners an: „Ein Philosoph, welcher noch nicht von Christo hat reden hören, kann durch den Beistand einer durch die Verdienste Christi gegebenen Gnade eine wahrhaft gute, tugendhafte Handlung thun." — (Man brauchte nur einige Worte wegzulassen, so war es gerade das Gegentheil des Augustinismus.) Wie sich beide Erörterungen durchkreuzen, sehen wir aus dem Satze Arnaulds: „Man ist über einen Gegenstand nicht aufgeklärt, wenn man keinen Gedanken von diesem Gegenstand hat." Daraus schloß er: „Da die Amerikaner (Indianer) keinen Gedanken an Gott haben, und ehe sie die Prediger des Evangeliums sahen, es sich nie im Schlafe haben beifallen lassen, daß sie verpflichtet sein, Gott zu lieben, anzubeten, ihm zu danken, alle Handlungen auf ihn zu beziehen, so konnte man auch nicht behaupten, daß sie über diesen Gegenstand aufgeklärt sein, folglich die inneren Gnaden hätten, welche ihrem Willen eine zu Erfüllung dieser wesentlichen Pflichten verhältnißmäßige Kraft geben." Arnauld kämpfte gegen den Christus implicitus, gegen den der Menschennatur einwohnenden Erlöser, der nur die Entwickelung jener verlangt. Zugleich war diesmal Arnauld noch mehr gegen den Mysticismus auf der Hut, als Nicole, indem er nur die klare, bewußte Kraft für eine wirkliche Kraft hält.

Nicole hatte persönlich Arnauld gegenüber eine schwere Stellung, denn dieser hatte eine Partei, er nicht; daher er klagt, daß man die Aufsätze Arnaulds unter diesen Leuten habe herumlaufen lassen, welchen genüge zu wissen, daß Arnauld gegen Jemanden sei, um ihn anzufeinden.

1) Adry schreibt von ihm: Franz Lami, besonders mit Arnauld und Nicole verbunden, war früher Offizier. Seine Bekehrung und sein Entschluß in St. Maure einzutreten, wurde durch ein Duell veranlaßt, wobei eine règle de St. Benoit, die er bei sich trug, den Stich des Gegners aufhielt. Er schrieb als Kartesianer apologetische Schriften, über Naturphänomene, gegen Spinoza, über inneres Leben, gegen Rancés Schrift über die Mönchsstudien. Nichts desto weniger macht er den Bäcker und Schreiner, so lange er an starkem Kopfweh litt, wie Mabillon in Corbie den Pförtner.

Merkwürdig ist, daß Arnauld, um den Augustinismus aufrecht zu erhalten, der Ansicht von Thomas den Vorzug vor der von Augustin gab, indem er gegen diesen behauptete, die angeborene Wahrheit sei nicht unmittelbarer Gegenstand unserer Gedanken, und wir sehen, genau gesprochen, die Wahrheit nicht in Gott, sondern nur in uns selbst.

Wir aber fragen, ob nicht auch Dieses wieder eine den theoretischen Skepticismus hervorrufende Formel sei, welche selbst gegen den Offenbarungsglauben gewendet werden kann?

Rancés und Fenelons Verhältniß zu Port-Royal und unter sich. Nicole gegen Quietismus.

Nicole nahm sehr lebhaften Antheil an dem Streit, welcher durch den gegen die gelehrten Studien in den Klöstern gerichteten Angriff Rancés ausbrach, und der besonders den berühmten Congregationen von St. Maurus und St. Vannes galt. Er stand ganz auf Seite von Mabillon, welcher erst nach neunjährigem Schweigen auf Rancés Angriff mit vieler Mäßigung antwortete. Allein dieser wollte nur das Vollkommene gelten lassen, und das war ihm sein Trappistenorden und dessen Weise. Außer der Bibel und einigen Mönchsschriften wollte er keine Lectüre, sondern nur Handarbeit zulassen. Nicole schreibt am 16. Juni 1692 an Arnauld: „Rancé verachtet souverainement seine Gegner. Er macht sich nicht den geringsten Skrupel daraus, einen so großen Streit angefacht zu haben, welcher unter 4000 Mönchen große Bitterkeit erregt. Er hat nicht das geringste Mistrauen in seine Gründe. Er glaubt, er könne sie ohne Mühe gefangen führen und schlagen. Er sieht nichts, was nöthiger wäre, als sein Buch, und ich für meinen Theil bin überzeugt, daß es nie etwas Unnützeres gegeben hat. Nicht vierzig Brüder in der Congregation greift er damit an, denn kaum so viele führen ein studirendes Leben und die es thun, sind die Genauesten von Allen in den meisten klösterlichen Pflichten, besonders in der Offiz. Mag er sich mit den Anderen so viel zu schaffen machen, als ihm gefällt; er hat sie nicht von zu großen Studien zurückzuziehen, sondern von andern Beschäftigungen und Vergnügungen."

Nicole konnte nicht umhin, Einiges über Rancés Ansicht zu

schreiben, ob er es gleich nur für sich that, war doch so viel transpirirt, daß Rancé aufhörte, Nicole, dessen essaies er bewunderte, jedesmal ein Exemplar seiner Schriften zu schenken[1]).

Wie Vincent von Paule ließ sich auch Rancé durch das Bestreben, sich vornehme Gönner zu gewinnen und zu erhalten, zu zweideutigen Worten und Schritten, zu Widersprüchen verleiten. Seine Mönchsansichten ließen ihn das Formular ohne Weiteres unterschreiben, ob er gleich Augustinianer war. Seine strenge Ascese machte ihn, wie die Männer von Port-Royal, zum Gegner des Quietismus. Port-Royal ward noch durch die Geringschätzung der Sacramente und der Hierarchie von Seiten der Quietisten bewogen, diese innerliche, mystische, einer schlaffen Schwelgerei ausgesetzte Richtung zu verdammen, lange ehe der Pabst es that. Später kam dazu, daß Fenelon, welcher keine Gränzen mehr fand in der Unterwürfigkeit unter den römischen Stuhl, bei Gelegenheit der Bulle in Vineam in einem Mandement zu deren Verkündigung die Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche in Beziehung auf Entscheidung über faits doctrinaux darstellte (1708). Denn, sagte er, käme diese Unfehlbarkeit der Kirche nicht zu, so wäre es eine Tyrannei, Glauben und Unterwerfung für ihre Entscheidung über Facten zu verlangen. Er setzte voraus, Noailles, der doch nur eine Art von foi humaine und äußeren Gehorsam gegen die Vorgesetzten in der Unterschrift verlangte, und Bossuet seien auch seiner Ansicht; was den Vertheidigern Port-Royals Gelegenheit gab, diese Auctoritäten mit ihrem Widerspruch einander gegenüber zu stellen.

Daher schreibt sich der Haß, ja die Verachtung, welche die Jansenisten gegen Fenelon hegten. Wie man in Port-Royal besonders in Epitaphien zu rühmen und erheben pflegte, so machte man seinem Haß auch durch Satyren in Epitaphform Luft. Eine dieser handschriftlichen bitteren Epitaphien[2]) lautet:

Yei gît Fénélon qui deux fois se damna,
L'une pour Molinos, l'autre pour Molina.

1) Ich weiß nicht, bezieht sich eine Stelle bei Nicaise auf diesen Streit: Die Mönche von St. Germain des Pres sind mit einem Aufsatz von Bernier über la Trappe nicht zufrieden; Pline dit de certains hermites (zweideutig) de la Palestine: gens aeterna in qua nemo nascitur. Je crois qu'on pourrait dire des notres: gens aeterna in qua nunquam parcitur.

2) Bibliothek Mazarine, Manuscripte N. 1882.

Der edle Erzbischof von Cambrai war aber überhaupt längere Zeit bei den Meisten ein Gegenstand der Geringschätzung geworden. Nach einem Briefe von 1697 bei Nicaise hätte man selbst Bossuet und dem Erzbischof von Paris zur Zeit, als die Sache seiner „Maximen" in Rom schwebte, Vorwürfe gemacht, daß sie, obgleich damit schon bekannt, dazu gerathen hätten, Fenelon zum Erzbischof zu machen; Bossuet hatte den Befehl vom König, dem Herzog von Burgund einen Aufsatz gegen den Quietismus vorzulesen; die beiden Prälaten wollten, man sollte aufgefundene Aufsätze Fenelons gegen ihre Anklage nur drucken lassen. Monseigneur de Cambrai est tombé dans le dernier mépris heißt es in einem Briefe an Nicaise aus der Zeit der Untersuchung in Rom. „So lange es sich nur ums Dogma handelte, theilte er die Geister; aber die Geschichte und die Thatsachen haben ihn zu Boden geschlagen." Besonders wurde dieses von der Untersuchung gegen den Pfarrer von Sevres (? Seurre) behauptet. Niemand wollte auch nur den Anschein haben, ihn in Schutz zu nehmen; der Cardinal Bouillon entfernte sich deshalb aus Rom.

Rancé schreibt am 14. April 1697 an Bossuet[1]): „Nie ist etwas wichtiger für die Ehre der Kirche, für das Heil der Gläubigen, für den Ruhm Christi gewesen, als die Sache, welche Sie verfechten. Denn fürwahr, wenn die Chimären dieser Fanatiker Statt hätten, so müßte man das Buch der göttlichen Schriften schließen, das Evangelium lassen, als wäre uns seine Übung von keinem Nutzen, man müßte das Leben und das Verhalten Christi, so bewundernswürdig es ist, für nichts achten, wenn die Meinungen dieser Unsinnigen in den Geistern einiges Vertrauen fänden und ihre Auctorität nicht ganz vernichtet würde. Kurz es ist eine vollendete Gottlosigkeit, verborgen unter außerordentlichen, affectirten Ausdrücken, neuen Phrasen, welche nur ersonnen sind, um die Seelen zu betrügen und zu verführen. Wir beten um Enttäuschung der darein Verstrickten."

Nicht nur bei Agnes, sondern auch bei St. Cyran, weil er eine wesentlich mystische Ader hat, erinnert manches Wort an den Quietismus, z. B. wenn er sagt: „Das Gebet ist um so vollkommener, je weniger die Seele dabei handelt, das vollkommenste

1) Bei Nicaise.

ist das rein passive, worin Gott Alles thut." Dahin gehört eigentlich auch, daß er die Absolution nur einen bedingten, declarativen Act nennt, welcher nur dann Erfolg hat, wenn die Sünde schon innerlich vergeben ist. St. Cyran, wie die Quietisten, war unbefriedigt von der Äußerlichkeit des Katholicismus; aber er und die Seinigen waren starre, kampfmuthige Naturen, zugleich mit der tiefsten Achtung vor der Geschichte. Le-Maitre sagte: „contritio ist, Gott lieben, nur um der Liebe zu ihm selbst willen."

Nicoles letzte Beschäftigung war eine Arbeit gegen den Quietismus. Bei ihm war es eine Abneigung gegen jede Schwärmerei, gegen alle Übertreibung; denn sein Beruf war der des Menschenkenners, des Moralisten. Schon 1680 hatte er eine quietistische Dame angegriffen, Madame Malin, intime Freundin von Frau von Guyon, welche ein Mädcheninstitut zu Ham in der Picardie hielt. Er hatte 1687 eine Conferenz mit Madame Guyon, versuchte, aber natürlich umsonst, sie von ihrer Schwärmerei abzubringen. Er berichtet am 23. September Arnauld davon, er habe ihr vorgestellt, 1) „es sei nicht erlaubt, eine außerordentliche Gnade an eine körperliche oder geistige Gnade zu knüpfen, woran sie nicht von selbst gebunden ist, ohne ausdrückliche Auctorität des Wortes Gottes und der Tradition. Denn sonst macht man daraus ein Sacrament oder etwas einem Sacramente Gleichbedeutendes. Es ist aber ein Irrthum und eine Ketzerei, daß es mehr als sieben Sacramente gebe. Eine geistige Handlung, z. B. ein Act des Glaubens gegen das Wesen und die Unendlichkeit Gottes, das Verzichtleisten auf seine eigene Thätigkeit hat nicht zur Folge, daß Gott sich der Seele bemächtige und anfange allein in ihr zu wirken. Überdies hat Gott weder durch sein geschriebenes, noch mit seinem ungeschriebenen Wort eine Gnade daran geknüpft. Es ist also ein Irrthum und eine Ketzerei, sogleich quietistische Gnaden mit diesem Acte verbunden zu glauben."

2) „Es heißt Gott versuchen, wenn man auf die gewöhnlichen Mittel verzichtet, wodurch Gott seine Gnaden mittheilt und zu außerordentlichen Mitteln seine Zuflucht nimmt. Das gewöhnliche Mittel aber, wodurch Gott auf den Willen des Menschen wirkt, ist, den Willen zu erleuchten; sein gewöhnliches Mittel, die Liebe zu erwecken, ist, Motive zur Liebe vorzustellen, z. B. den Gedanken an Attribute zu erwecken, welche uns Gott liebenswürdig

machen, an seine Weisheit, Gerechtigkeit, Erbarmen, an seine Güte und Macht, an seine Wohlthaten, an sein Kreuz und an alle anderen Motive, welche in der Schrift und den heiligen Büchern gebraucht werden. Auf das Alles zu verzichten, um sich nur mit einer confusen Idee von der Unendlichkeit Gottes zu beschäftigen, welche unter allen Eigenschaften uns Gott am wenigsten liebenswürdig macht, heißt Gott versuchen, das heißt, wollen, daß er uns mit Steinen, mit Holz, mit Luft, statt mit Brod nähre."

„Der Quietismus ist eine List des Teufels, welcher, im Verlangen alle Mysterien und alle Attribute Gottes abzuschaffen, wodurch dieser das Heil der Menschen gewirkt hat, nachdem er damit nicht durchdringen konnte, nun dieses Geheimniß gefunden hat, sie wenigstens in ihrem Gedächtniß zu vernichten, indem er falsch Geistige eine Methode ergreifen lehrt, welche darin besteht, daß man nicht daran denkt."

Nicole hatte verwandte Schwärmereien schon in den Visionaires gegen Desmarets de St. Sorlin, ja gegen Barcos bekämpft. Trotz seiner körperlichen Gebrechlichkeit ließ er sich durch den Zuspruch Bossuets aufeuern, noch besonders die réfutation des principales erreurs des Quiétistes herauszugeben (1695. Paris in 12).

Nicoles Ende und Bild.

Seit 1693 war sein Gesundheitszustand sehr elend und schmerzhaft. Den 11. November 1695, als er allein auf seinem Zimmer arbeitete, traf ihn ein Schlaganfall, welcher ihn zunächst des Bewußtseins und der Sprache nicht beraubte. Er ließ sich auf diesem Krankenlager besonders häufig die Psalmen vorsingen, er selbst begleitete mit seiner Stimme oder sprach seine Gedanken darüber aus. Die Herzogin von Grammont und Dodart sorgten liebreich für ihn, der Pfarrer von St. Jacques du Haut-Pas gab ihm die Sacramente. Ein zweiter Anfall endete am 16. November 1695 sein Leben.

Ein geschickter Bildhauer Coizevox modellirte ihn sogleich und nach einigen Büsten von ihm wurde ein Portrait in Kupferstich gemacht. Früher schon hatte ihn Fräulein Cheron gemalt, während er bei einem Freunde speiste, daher das Gemälde die Unterschrift trägt: Inscium pinxit domicella Cheron. — Es werden von ihm mehrere Anekdoten erzählt, welche seinen Freunden zu lachen gaben und einigen Mangel an persönlichem Muth und

Zerstreutheit in Folge beständigen Nachsinnens bezeugen. Besonders während er seine essaies schrieb, gab es davon zu reden. Einmal traf ihn ein Freund in einer langen dunkeln Hausflur gegen die Wand stehend. Auf die Frage, was er hier thue, sagte er, er habe das Gedränge auf der Straße vorüber gehen lassen wollen; davon war aber weit und breit nichts mehr zu sehen. Als man einmal von einem Einfall Wilhelms von Oranien in Frankreich sprach, überlegte er, welches Quartiers von Paris dieser sich zuerst bemächtigen würde und meinte, man sollte sich nach Avignon flüchten, da der Pabst es mit dem Kaiser halte, sein Gebiet also von dessen Bundesgenossen würde geschont werden. Einmal trat er bei der Herzogin von Longueville ein, und legte vor Augen einer ganzen Gesellschaft seinen Hut, Stock und Muff auf ihr Bett, was — als Zeichen sonderlicher Verhältnisse mit der nicht galanten Herzogin — große Heiterkeit erregte. Ganz im Styl Port-Royals ist es, daß seine Freunde einmal behaupteten, er könne gewiß kein Bett recht machen und daß sie laut auflachten, als er, statt zweier Betttücher ein einziges ausbreitete. — Er sprach testamentlich den Wunsch aus, sein Herz möchte nach Port-Royal gebracht und einmal mit dem von Arnauld vereinigt werden. Eine Stiftung, welche er machte und die von Freunden Port-Royals verwaltet werden sollte, hat später, von den Feinden mit dem Beinamen der boite de Perrette lächerlich gemacht, vor Gericht Verfolgungen erfahren. Gregoire beklagt sich, daß sie unter Napoleon dazu misbraucht worden sei, einem Ordensgeneral Equipage zu kaufen. Es wurde immer gebräuchlicher, solche Stiftungen vertrauten Personen in die Hand zu geben, und so haben manche von Freunden Port-Royals gemachte Legate sich wohl bis auf unsere Tage von Hand zu Hand erhalten.

Arnaulds Aufenthalt und Reisen in den Niederlanden. Jansenistische Mustergemeinden.

Arnauld hatte sich von Nicole bewegen lassen, von Brüssel nach Mons zurückzukehren. Seine Feinde legten ihm seine Flucht als einen Beweis aus, daß er politisch gefährliche Umtriebe mache. Umsonst berief sich Arnauld darauf, daß seine Familie sich von jeher durch den Eifer für den Thron (gegen die Ansprüche des Pabstes) ausgezeichnet habe. Condé lächelte; wenn es auf die Kunst

der Kabale ankäme, würde er daran verzweifeln, ob Arnauld in den Himmel käme. Man sagte, er sei nach Rom gegangen, dem Bischof von Angers wünschten schon Viele Glück zur Erhebung seines Bruders zum Cardinalat. Man wußte überhaupt nicht, wohin er gegangen war, Manche glaubten, er sei noch in Frankreich. Der Buchhändler des Erzbischofs wandte sich an einen Vertrauten Port-Royals, er möchte ihm ein gutes Portrait des Flüchtigen verschaffen; sein Sohn, ein Benedictiner, sagte er, wünsche es zu haben, da die Benedictiner in ihren Versammlungen über die Lehre St. Augustins immer einen leeren Sitz für Arnauld hätten, von dessen Ansicht sie ganz seien. Sie möchten ein gutes Bild von ihm auf diesen Sitz stellen. — Es war ihm natürlich nur um ein gutes Signalement zu thun.

Arnauld schrieb die Motive seiner Flucht an den Erzbischof von Paris und an Pomponne. Dieser wurde trotz seiner Ängstlichkeit in Vertheidigung seines Oheims bald nach dessen Flucht im November 1679 vom Staatssecretariat entlassen. Es wurde ihm unter Anderem vorgeworfen, daß er bei dem letzten Friedensschluß das französische Interesse dem deutschen Reich gegenüber nicht gehörig gewahrt habe. Als Pomponne dem König seine Trauer darüber ausdrückte, daß er in dessen Ungnade gefallen sei, versicherte ihn dieser, daß das nicht der Fall sei, er gab ihm eine Pension von 20,000 Livres und beförderte seine Kinder. Erst nach Louvois Tod konnte Pomponne wieder ins Ministerium treten (1691). (Siehe Beilage XXXVII.)

Die Jesuiten hatten indeß lebhaften Verdacht, daß Arnauld oder ein namhafter jansenistischer Flüchtling bei dem Geheimenrath Robert in Mons sei. Zum Glück hatte dieser das Privilegium, daß bei ihm keine Haussuchung gehalten werden durfte. Arnauld wollte ihn aber in keine Verlegenheit bringen und ließ sich durch seine Bitten nicht aufhalten; er reiste mit Ste. Marthe über Tournay und Gent nach Brüssel. Überall in den spanischen Niederlanden unterwegs geleiteten ihn hohe Gönner und Verehrer und sammelten sich Kreise um ihn. Sein der Verstellung unfähiges Wesen, seine Lebhaftigkeit in der Erörterung brachte ihn überall in Gefahr, verrathen zu werden. Die von Jansen angeknüpften Verbindungen mit den niederländischen Oratorianern kamen ihm sehr zu Gute; von noch größerer Wichtigkeit wurden sie für Quesnel und Ger-

beron. Vom Februar bis Juni 1680 war Arnauld in Brüssel. Er ging, schon der Sicherheit halben, nie aus dem Hause. Der 70jährige Mann stand jeden Morgen um fünf Uhr auf, verrichtete sein Gebet nach dem pariser Brevier; dann las er in den Erklärungen zur Bibel von Sacy und Fosse. Las er im Neuen Testament, so nahm er noch die Betrachtungen Quesnels darüber hinzu[1]). Er las beinahe jeden Morgen daheim die Messe, darnach die Erklärungen der Episteln und Evangelien von Le-Tourneur. Nachdem er Tierce gesprochen, arbeitete er bis zur Mahlzeit. Mit der Sext verband er das Lesen eines Kapitels in der Bibel[2]). Nach Tisch ging er ein wenig in den Garten und arbeitete dann bis gegen sieben.

Im Sommer 1680 reiste er nach Holland, wo unter dem Schutz der Republik ein Theil der katholischen Kirche sich von Rom und den Mönchsorden mehr und mehr lostrennte, bis endlich die Suspension des apostolischen Vicars Codde und die durch die Bulle Unigenitus verursachten Bewegungen zu einer Lossagung des Erzbisthums von Utrecht und seiner Suffragane von Rom führte. Es scheint, die Republik habe dabei im Einverständniß mit der Republik Venedig gehandelt, wo Sargis Ideen sehr tiefe Wurzel gefaßt hatten. — In Leyden sah Arnauld die berühmte Buchdruckerei Elzivirs, und dieser stellte auf Arnaulds Ersuchen den Druck der Schrift Mallebranches über die Gnade ein. Allein dieser willigte nicht in Umarbeitung seines antiaugustinischen Werks und verlangte die Fortsetzung des Drucks. — Nicht nur die katholischen, auch die protestantischen Geistlichen bezeugten dem incognito Reisenden große Achtung. Während dieser Zeit stand in einer holländischen Zeitung ein Correspondenz-Artikel aus Paris, während Arnauld in Paris auf der Insel Notre-Dame mit einem Freunde Schach gespielt habe, sei ein Polizeidiener gekommen, um ihn zu verhaften. Er sei aber entwischt, und man habe den Freund in die Bastille gesetzt, ihn aber losgelassen, nachdem man den Irrthum entdeckt habe. Der Buchhändler Moetjens aus dem Haag sagte darüber öffentlich, Arnauld sei im Haag. Reformirte Geist-

1) Das Nouveau Testament en françois, avec des réflexions morales sur chaque verset, pour en rendre la lecture plus utile, et la méditation plus aisée, woraus 101 Sätze durch die Bulle Unigenitus verdammt wurden.

2) Dieses Beten des Breviers zu den bestimmten Stunden übten die Freunde in Gemeinschaft.

liche ließen ihn Dieses sogleich wissen und ihn vor der Verfolgung des französischen Gesandten warnen. Die Jansenisten rühmen, daß Arnauld manche protestantische Geistliche zum Katholicismus hinübergeführt hätte, wenn nicht die Sorge für Weib und Kind sie zurückgehalten hätte.

Die Ersetzung der Herzogs von Villa Hermosa in der General-Statthalterschaft der spanischen Niederlande durch den Jesuitenfreund, den Prinzen von Parma, nöthigte ihn, nach einem kurzen Aufenthalt in Brüssel schleunigst nach Utrecht zurückzukehren. Nichts desto weniger fing er um diese Zeit an, für die Katholiken in England, also gegen Wilhelm von Oranien, zu schreiben und nahm selbst die einer Verschwörung bezüchtigten Jesuiten in England lebhaft in Schutz. Überhaupt wurde Arnauld, wie auch seine Briefe bezeugen, um diese Zeit ziemlich in die Politik hineingezogen; er betrachtete sie ganz vom Standpunkt der Kirche aus. Er wünschte sehr den Frieden zwischen dem Kaiser und Frankreich, damit diese freie Hände bekämen, um den Türken zurückzudrängen, Wilhelm von Oranien aus England zu vertreiben und den Sieg des Protestantismus zu wenden[1]). Er schreibt im October 1691: „Es ist unmöglich, daß die Holländer noch lange einen so schrecklichen Aufwand aushalten können. Alle Katholiken schelten von Herzen gegen diesen verdammten Krieg (zwischen den katholischen Mächten Östreichs und Frankreichs), welcher die hugenottische Bevölkerung kecker macht. Die Stimmung der Stadt Amsterdam ist nur zu bekannt; man trinkt öffentlich auf die Gesundheit König Jakobs."

Seine apologie pour les Catholiques ist eine Verfechtung der Legitimität. Noch heftiger nimmt er Partei für Jakob gegen Wilhelm von Oranien in seinem „Le prince d'Orange, nouvel Absalom, nouvel Hérode, nouveau Cromwell 1688"[2]). Er fordert alle katholischen Fürsten auf, mit dem König von Frankreich

1) Was er über den Stand der katholischen Kirche in Deutschland schreibt, siehe Beilage XLVI.

2) Ein Beleg von der historischen Kritik Voltaires aus inneren Gründen ist die Art, wie dieser Arnauld die Autorschaft dieses Buchs abspricht. Er schreibt: „Dieser Styl, welcher dem des Paters Garasse gleicht, ist nicht der von Arnauld. Er dachte nie daran, dem Hof zu schmeicheln. Louis hätte ein Buch mit einem so plumpen Titel sehr übel aufgenommen, und Diejenigen, welche dieses Werk und diese Absicht dem berühmten Arnauld zuschreiben, wissen nicht, daß man bei Hof nicht mit Büchern reüssirt." — Dennoch ist das Buch von Arnauld.

vereint, Jakob wieder einzusetzen. — Damit verschloß sich Arnauld jede Zuflucht in Holland, Wilhelm verlangte seine Ausweisung aus den Niederlanden von Spanien. „Damals befand er sich, schreibt Racine, in der schlimmsten Lage, in der er in seinem Leben war, da ihm Frankreich durch die Jesuiten, alle anderen Länder durch die Feinde Frankreichs verschlossen waren."

Seit dem October 1682 lebte Arnauld nur mit einigen kurzen Unterbrechungen zwölf Jahre in Brüssel. Als er seine kleine Wohnung bezog, machte ein kleines Bild, die Flucht des Christuskindleins nach Egypten, tiefen Eindruck auf ihn; er sah darin sein eigenes Schicksal abgebildet, wie Quesnel sich mit den Psalmen des landesflüchtigen David tröstete. Er schloß enge Freundschaft mit dem Mitgliede des Rathes von Brabant Vaes, einem großen Juristen. Durch denselben erhielt er von dem Gouverneur Grana die Zusicherung, daß er unangefochten hier bleiben könne. Dieser interessirte sich für seine Schriften, es schien ihm zu schmeicheln, einen solchen Mann unter seinem Schutz zu haben. Als der König von Spanien ihm einmal ein Faß des besten spanischen Weins schenkte, schickte Grana an Vaes zwei Dutzend Flaschen mit den Worten: vous en ferez goûter à notre bon homme. Da der Krieg zwischen Spanien und Frankreich wieder ausbrach, und Ludwig Luxenburg nahm, wurde allen Franzosen befohlen, binnen zweimal 24 Stunden die spanischen Staaten zu verlassen; Arnauld und seine Begleiter aber ließ Grana seines aufopfernden Schutzes versichern. — Dennoch mußte Arnauld 1690 über 80 Jahre alt flüchten. Seine Freunde in Holland, wohin er sich zuerst begeben hatte, baten ihn, dieses Land sogleich wieder zu verlassen; er wandte sich nach Lüttich; allein die Jesuiten schickten ihre Spione, die Bettelmönche, ihm nach, welche unter dem Schein des Bettelns sich überall eindrängten. Zwar lehnte der Großvicar das Verlangen vieler Mönche ab, ihn in eine Art von Bann zu thun; der milde Fürstbischof äußerte: Er ist in Frankreich verfolgt, man will ihn sonst nirgends leiden. Wohin soll er denn gehen? Wollen seine Feinde ihn nicht auf der Erde dulden? — Da aber der kaiserliche Kriegsrath und oranischer Einfluß im Lande zu stark war, entwich Arnauld vor der sicheren Verhaftung wieder nach Brüssel.

Auf seinen Reisen in den Niederlanden fand Arnauld zwei Gemeinden, welche als jansenistische Mustergemeinden gelten mochten.

Die eine lag am Harlemer Meer und zählte 1200 Katholiken, ihr Pfarrer war ein Bruder des namhaften Advokaten Van-Erkel. Er hatte seine Gemeinde in den „grandes maximes de la religion“ unterrichtet. In der Kirche standen die Weiber auf der einen Seite, die Männer auf der anderen, hundert Jungfrauen, welche ein heiliges Leben im Cölibat führten, standen im Sanctuarium, unter ihnen eine geborene Protestantin, welche durch die Schrift Jansens gegen die reformirten Theologen von Bois-le-Duc bekehrt worden war. — Das Wirken und Leben des jansenistischen Bischofs von Kastorie in Holland schildert Arnauld in einem Briefe an Angelica als ein lebendiges Bild der apostolischen Männer.

Die andere Gemeinde war Braine-Lalleu in der Diöcese Namür. Der Oberpfarrer Flemal hatte drei Untergeistliche, lauter „gute Theologen von Löwen“; denn die Pfarrei zählte gegen 1500 Communikanten. Anfangs hatte er in seiner Gemeinde viel zu kämpfen. Man hatte nie von Aufschub der Absolution gehört, nun aber bat nach der Beichte Mancher selbst, man möchte die Absolution verschieben. Jeden Sonntag waren viele Pfarrgenossen fünf bis sechs Stunden in der Kirche, um den beiden großen Messen und dem Unterrichte anzuwohnen. Die Offiz begann um sechs mit Absingen der Litaneien der Heiligen, um den Leuten Zeit zu lassen, sich zur ersten Messe zu sammeln; sie endigte erst um Mittag. Vor der Predigt las der Geistliche ein Kapitel aus einem Katechismus, welchen die Gemeinde auf diese Weise auswendig lernte. Zu Vesper hielt der Pfarrer selbst Kinderlehre. An fünf, sechs Orten waren fromme Versammlungen von Jungfrauen. Dreißig, vierzig junge Männer kamen beim Pfarrer zusammen. Alle Werktage läutete man in der Früh zum Gebet. Es versammelten sich Viele dabei, „obgleich Niemand dazu verpflichtet war.“ Das Gebet währte eine halbe Stunde wegen der Betrachtungen, welche der Pfarrer an das Verlesen des Gebets knüpfte und wegen der Pausen, welche er machte, damit man sich sammeln könne. Hierauf wurde die Messe gelesen. Besonders die Frauen und Jungfrauen waren so fromm, daß sich jeden Sonntag eine ziemliche Anzahl von Communikanten fand; selbst während der Woche gab es mehrere. „Die in der Frömmigkeit weniger Fortgeschrittenen communicirten alle vierzehn Tage oder alle Monate.“ Die Tänze und der Trunk wurden abgeschafft, indem selbst bei der feierlichsten Gelegenheit der

Huldigung im Schlosse die Mädchen, trotz des Amtmanns, sich weigerten zu tanzen. Trunkenbolde und Wirthe wurden wohl durch die kirchliche Disciplin geschreckt; wer genug getrunken hatte, erhielt nichts mehr. „Es war erbaulich, zu sehen, wie auf der großen Straße von Namür nach Brüssel dieses Laster beinahe unbekannt war, ob sie gleich voller Schenken war."

Arnauld über das Lesen der Bibel und das Verbot desselben.

Sehr lebhaften Antheil nahm Arnauld natürlich an den französischen Angelegenheiten, er hatte sich aus seinem Vaterlande zum Theil deswegen entfernt, um mit Freiheit sich darüber aussprechen zu können. Namentlich nahm er sich der Vertheidigung des Neuen Testaments von Mons an, er verfocht das Recht des Volks, die Bibel in seiner Sprache zu lesen, zugleich die Übersetzungen der Kirchengebetbücher. Arnauld sagte, nur die durch die Reformation hervorgebrachte Gährung habe gestattet, so lange diese Gefahr währte, das Lesen der Schrift dem Volke zu untersagen. Er schreibt an dú Vaucel, welcher unter dem Namen Valloni sein Agent in Rom war: „Sie würden der Kirche einen großen Dienst thun, wenn Sie die geschicktesten Cardinäle überzeugen könnten, daß sie nichts Heilsameres für die Religion thun könnten, als den Pabst zu einer Erklärung der vierten Regel des Index zu vermögen, daß man damals Grund hatte so zu verfahren, da aber durch Gottes Gnade die Katholiken der Kirche unterwürfiger seien, so sei es billig, ihnen ihre alte Freiheit wieder zu geben, welche durch alle Väter autorisirt ist. Sie können ja doch nicht verhindern, daß man beinahe überall trotz ihrer Regel die Übersetzungen der Schrift lese und sie werden Gott eine schwere Rechenschaft dafür abzulegen haben, daß sie in Italien und Spanien beobachtet wird; denn das ist vielleicht die Ursache davon, daß die Sitten dort so verdorben sind und es so wenig solide Frömmigkeit giebt. — Nicht weniger als das Aufgeben der gallikanischen Freiheiten geht mir der Schaden zu Herzen, welchen Diejenigen der Kirche und der Religion anthun, welche verhindern wollen, daß die Kinder Gottes lesen, was der h. Geist für sie hat schreiben lassen." — Er sucht die Gesetze Roms so gut wie möglich auszulegen und so wenig wie möglich gerade zu widersprechen. Dabei wurde er jedoch von seinen Freunden zur Mäßigung gemahnt; er nimmt

den Rath gerne an, nur könne er, wenn er nicht alle Luft und Kraft zum arbeiten verlieren solle, seinen Styl nicht zu sehr herabstimmen. „Man muß sich ein für allemal über diese Censuren Roms stellen; das ist das einzige Mittel, der Kirche zu dienen; denn Alles ist verloren, wenn man der Welt nicht zu verstehen giebt, was es heißt, den Glauben der Kirche von den Meinungen und der Kabale von sieben oder acht frati abhängig machen. — Hätte man die Ultramontanen weniger geschont, so wären sie zurückhaltender gewesen; sie wagen Alles, weil man sich von ihnen Alles gefallen läßt und weil man, statt sich gegen ihre kläglichen Inquisitions-Decrete zu erheben, sich den Kopf zerbricht, um günstige Auslegungen dafür zu suchen." Zu dergleichen Widersprüchen nöthigte Arnauld seine Doppeltstellung als evangelischer Christ und als römischer Christ. — Mallet hatte behauptet, die Bibel sei nur für die Priester geschrieben; worauf Arnauld antwortete, auch für einen guten Theil dieser sei eine Übersetzung sehr wünschenswerth, ja nothwendig.

Arnauld über die vier Artikel der gallikanischen Freiheit.

Da man von der Klerusversammlung 1682 einen entschiedenen Beitritt zu der Unterdrückung der Kirchenfreiheit durch den König in der Regalfrage erwartete, ließ sich Arnauld durch viele ihm gelieferte Acten und Aufforderungen seiner Freunde bewegen, über die Regalfrage in den Considérations sur les affaires de l'eglise zu schreiben. Besonders der Erzbischof von Paris fühlte sich dadurch empfindlich getroffen; er soll gesagt haben, er habe über 50,000 Livres zu verfügen, um Arnauld gefangen zu nehmen, entweder müsse er oder Arnauld zu Grunde gehen. Desgrez, der berühmteste Häscher seiner Zeit, ging aus, um ihn zu suchen und selbst in fremdem Lande sich seiner zu bemächtigen. Pomponne ließ ihm melden, daß er nirgends, außer in Amsterdam, sicher sei, selbst nicht bei dem Landgrafen von Rheinfels, welcher Arnauld eine Zuflucht und den Druck seiner Schriften versprach. Boileau aber scherzte, der König sei zu glücklich, um Arnauld zu finden. Dafür wußte man sich an seinen Freunden und an seinen Schriften zu rächen. Durch den Oratorianer du Breuil, Pfarer in Rouen, war ein Pack Arnauldscher Schriften, Vertheidigungen des N. Testaments, einige gegen die Jesuiten bis in die Nähe von Paris befördert und

da entdeckt worden. Der Oratorianer wurde auf mehrere Jahre in die Bastille geworfen und lange Jahre von einem Verbannungsort an den anderen geschleppt, der Intendant von Rouen seiner Stelle entsetzt, sein Secretär gefangen gesetzt, die Douane einige Tage geschlossen und ihre Beamten streng untersucht. Der Kaplan am Hospital von St. Denys, an den die Bücher adressirt waren, wurde zu den Galeeren verurtheilt. Man zählte vierzehn Personen, die dadurch ins Gefängniß kamen. Arnauld war durch dieses Unglück seiner Freunde so betroffen, daß man ihn nie in seinem Leben ein Wort darüber sagen hörte.

Die Überzeugung Arnaulds wurde nunmehr in eine seltsame Verlegenheit gebracht. Da der Pabst die unter der Form der Regale eingeleitete Unterjochung der französischen Kirche durch den absoluten König mit dem Muth der Selbsterhaltung abzuwehren suchte, hatte Arnauld selbst die Feder ergriffen, „um einen der heiligsten Päbste zu vertheidigen." Der König ließ, wie oben erzählt wurde, im Verlaufe dieser Streitigkeit, durch das Parlament und den Klerus die sogenannten berühmten vier Artikel der gallikanischen Freiheit als Demonstration gegen Rom proclamiren[1]).

So stand er zwischen der römischen und der Nationalkirche, zwischen zwei eifersüchtigen absoluten Mächten, deren jede unter dem Namen der Freiheit die Kirche zu knechten suchte. Hätte er nicht eingesehen, daß von Seiten des Königs Alles bloße Demonstration war, so hätte er als Arnauld und als Jansenist sich gewiß zur Nationalkirche gehalten. Arnauld war aber lange nicht der Einzige, welcher wie zwischen Thür und Angel war, es ging und geht allen denkenden Katholiken nicht blos in Frankreich wie ihm.

Auf der Vatikana findet sich der Brief einer Dame aus Paris vom Januar 1682, welche einem Abbe ihre Anfechtungen auseinander setzt. Sie sei nie vorwitzig gewesen und habe unter der Leitung der, um ihrer Frömmigkeit willen allgemein bekannten Geistlichen von St. Sülpice gestanden, welche sie von den Streit-

1) Die vier Artikel lauten: 1) Der Pabst hat keine Auctorität über das Zeitliche der Könige. 2) Das allgemeine Concil ist über dem Pabst. 3) Der Gebrauch der apostolischen Macht muß durch die Kanones geregelt sein und darf die Freiheiten der gallikanischen Kirche nicht verletzen. 4) Es kommt hauptsächlich dem Pabst zu, in Glaubenssachen zu entscheiden; seine Decrete verpflichten alle Kirchen; seine Entscheidungen sind jedoch erst dann unverbesserlich, wenn sie von der Kirche angenommen sind.

fragen der Zeit fern gehalten haben. Sie habe gesehen, wie auch den würdigsten Geistlichen und Bischöfen der Proceß gemacht wurde, wenn sie sich unterwanden, die päbstlichen Bullen erklären zu wollen, und sie habe ein solches Unternehmen stets für ein sicheres Zeichen der Ketzerei angesehen. Zwar habe sie einmal ein Buch gelesen, welches die Untrüglichkeit des Pabstes auf eine sehr solide Weise angegriffen habe. Ihr Beichtvater habe ihr aber gesagt, in Sachen des Glaubens solle man nicht auf Evidenz Anspruch machen, sondern sich in einer heiligen Dunkelheit halten, welche unseren Geist lehre, in Unterwürfigkeit zu bleiben.

„Seit dem vorigen Jahre aber, fährt sie fort, sehe ich, wie das Parlament die päbstlichen Bullen verwirft und verdammt, wie die Bischöfe diese Verdammung bestätigen. Ist denn nun erlaubt und Recht, was vor wenigen Jahren eine strafbare Ketzerei war? Ich wende mich an meinen Beichtvater, der mir erwidert, dies hänge von den Staatsinteressen ab, welche den Wechsel mit sich führen. Im Weiteren gehe es mich nichts an. — Aber ist denn auch die Religion dem Wechsel unterworfen? Ich kann nicht glauben, daß die jansenistische Lehre damit gebilligt werde, da man sie strenger verfolgt, als je; aber der König, das Parlament, die Bischöfe handeln doch nach denselben Grundsätzen, welche man bisher als die jansenistische Irrlehre verfolgt hat. Helfen Sie mir aus diesen unseligen Zweifeln."

Der Abbe antwortet ihr darauf, er habe sich nicht stark genug gefühlt, ihre Gewissensscrupel zu lösen. Er habe sich deshalb zu dem berühmten Beichtvater Cesare bei den Karmelitern begeben und seine Sache diesem vorgetragen. Dieser habe sich aber nicht näher erklären wollen oder können, sondern immer nur gesagt, man habe sich stets an das Dickste am Baume zu halten. Wie es scheine, habe er darunter den Pabst verstanden.

Sofort begiebt sich der Abbe ins Collegium von Clermont (das Haupthaus der Jesuiten in Paris). Ein Pater erwidert auf seine Bitte um Erläuterung darüber, das sei doch wohl nicht der Mühe werth, er sei wirklich in Gefahr in einem Tropfen zu ertrinken. Der Schlüssel zu diesen Wendungen liege in der Lehre von der Probabilität und ihrer Combination mit der „Lenkung der Absicht." Da sie die Auctorität des Pabstes nöthig gehabt haben, um den für die Compagnie sehr gefährlichen Angriff der Jansenisten

zurückzuschlagen, haben sie die sehr probable Ansicht, daß der Pabst untrüglich sei, zum Glaubenssatz erhoben. Nun aber die Gefahr vorüber und es ihnen sehr daran gelegen sei, sich der Gunst des Königs zu versichern, kehren sie die andere Seite der probabeln Ansicht heraus.

Der Brief der Dame ist mit solcher innerer Wahrheit geschrieben, daß man sich wohl dadurch könnte täuschen lassen; aber die ganze Art, wie der Jesuit eingeführt wird, erinnert so sehr an die Provinzial-Briefe, daß wir nicht anstehen können, beide Briefe für das Werk desselben Verfassers, aber für eine der besseren Satyren auf diese Verwicklungen zu halten.

Ein handschriftlicher Vers aus dieser Zeit sagt:

Malgré les pères et la bible
Notre foy change à tout moment,
Hier le pape étoit infaillible
C'est aujourd'hui le parlement.

Arnauld spricht sich in einem Briefe vom April 1682 scharf gegen die Feigheit der Bischöfe aus, daß sie zu allen Gewaltthaten des Königs in der Regalsache schweigen, während sie gegen den Pabst die Muthigen (généreux) machen, welcher sich nur zur Erhaltung der kanonischen Freiheit ihrer Kirchen in diese Sache gemischt habe. Er sah wohl, daß weder der Sieg des Pabstes, noch der des Königs den Jansenisten Erleichterung schaffen würde. Indeß suchte er in Rom die Verdammung der vier Artikel zu hintertreiben; sie würde zu Erörterungen und vielleicht zu einem Bruch führen, wobei die Ketzer nur gewinnen würden. Er schreibt im October 1683: „Die Verdammung der vier Artikel könnte die üble Folge haben, daß sie Diejenigen in Verlegenheit brächte, welche an der Bekehrung der Ketzer arbeiten. Denn wenn man sie als Irrthümer verdammt, welche der Ketzerei sich nähern, so würden die Protestanten nicht ermangeln einzuwenden, die Controversisten treiben ihr Spiel mit ihnen, indem sie sagen, man verpflichte die Katholiken nicht, zu glauben, daß der Pabst unfehlbar sei und die Könige absetzen könne. Sie würden behaupten, man wolle sie nur durch diese Täuschung einschläfern, aber alle Katholiken, welche ein zartes Gewissen und Ehrfurcht vor dem römischen Stuhl haben, müssen es glauben, da Rom erkläre, das Gegentheil sei ein der Ketzerei sich annähernder Irrthum. Sie würden sagen, daß wenn ein Pabst es unternehmen würde, einen König abzusetzen,

der größte Theil seiner Unterthanen, in der Einbildung, er habe das Recht es zu thun, sich auf seine Seite stellen würde. Man weiß aber, daß dieses die Hauptursache der Verfolgung der Katholiken in England ist. Würde eine solche Censur (der vier Artikel) dieselbe nicht erneuern? und würde Gott billigen, daß man Gelegenheit zu so großen Übeln gebe, um ein Recht zu behaupten, welches nur noch in der Einbildung ist, da die Päbste doch nicht mehr im Stande wären, es geltend zu machen, auch wenn es gegründet wäre?" — „In Rom, sagt er, nehmen sie keine Rücksicht auf das, was der Bekehrung der Protestanten schadet, weil sie keine Protestanten um sich haben."

Als Dodart, der Arzt des Königs, ihm von dessen guter Stimmung meldet, schreibt 1691 ihm Arnauld, man sollte den König überzeugen, daß er in der Regalsache theilweise nachzugeben habe. „Aber das ist gerade das Gegentheil mit den vier Artikeln; er muß fest bleiben und darin nichts nachgeben, er muß den Römern alle Hoffnung benehmen, daß er darin je etwas zurücknehme; man muß ihm vorstellen, daß er nicht Herr über die Lehre der gallikanischen Kirche ist und daß das keine Sache ist, die er durch Unterhandlungen gefährden (mettre en compromis) dürfe. Er müßte darin unbeugsame Festigkeit bezeigen und im Gegentheil viel Nachgiebigkeit in der Regalsache. Hätte man diesen Weg eingeschlagen, so wäre vielleicht schon eine Übereinkunft geschlossen. So lange aber die Römer hoffen, den vier Artikeln etwas anhaben zu können, so wird man dabei stets unüberwindliche Hindernisse finden. Man wird Zweideutigkeiten suchen, um die Ziege und den Kohl zu retten, und so wird unendliche Zeit mit Chikanen verstreichen. Würde man ihnen aber gar nichts anbieten, so wären sie verpflichtet, sich mit dem zu begnügen, was man ihnen in der Regalsache zugestehen würde." Statt dessen bezeugte sich der Pabst zufrieden, wenn man ihm in der Regalsache ein Compliment machte, welches den Ehrenpunkt rettete; nur auf irgend einer Zurücknahme der vier Artikel beharrte er fest; wie denn auch der König bereit war diese zu opfern, während er in der Regalsache nicht nachgeben wollte. Da der König die vier Artikel halb opferte[1]), verglich Arnauld in

1) Dies geschah hauptsächlich, um sich des Beistandes des Pabstes zur Einsetzung des Cardinals Fürstenberg, eines Werkzeuges von Ludwig zur Beraubung von Deutschland, in Köln zu sichern.

schmerzlichem Gefühl die Haltung der venetianischen Republik mit der seines Königs; es that ihm weh, er fühlte sich gekränkt, daß man dessen Ehre so preisgegeben habe. Statt den Nutzen der Kirche habe jeder Theil nur seinen eigenen Vortheil gesucht.

Somit war es für Arnauld unthunlich gewesen, sich entschieden für eine der Parteien auszusprechen. Die Jansenisten sagten stolz unter einander, Arnauld wäre eines Cardinalshuts versichert, wenn er gegen die vier Artikel schreiben wollte. Andererseits zeigte sich selbst der Erzbischof von Paris bald darauf annähernd[1]), wohl um Arnauld für einen Schritt zu Gunsten der königlichen Artikel und für vereinte Arbeit zu „Bekehrung der Protestanten" zu gewinnen. Denn derselbe Klerus, welcher auf Befehl solchen Muth gegen den Pabst zeigte, wollte durch Widerruf des Edicts von Nantes seinen katholischen Eifer zugleich an den Tag legen. Arnauld machte nur aufmerksam darauf, wie sehr sogar der Erzbischof von Paris durch die Schritte des Nuntius gegen le Tourneurs Übersetzung der Kirchengebete gekränkt sei, da derselbe Tausende solcher Übersetzungen unter die neubekehrten Protestanten ausgetheilt habe.

Allein diese Stellung zwischen den Parteien, welche Arnauld einnahm, wurde von seinen Feinden wieder trefflich benützt. Dem König legten sie Einzelnes aus seinen Aufsätzen über die Regalsache, der Kurie aus seinen Briefen über die vier Artikel vor. — Was er mit dieser Stellung eigentlich beabsichtigt hatte, sehen wir aus einem Gutachten von 1688. Der König besetzte die Bisthümer auch ohne päbstliche Bestätigung, indem er den Kapiteln befahl, die so Bestallten als Großvicare anzuerkennen. Auf diese Weise waren 35 Bisthümer auf eine zweifelhafte Weise besetzt. Arnauld zeigt, wenn man die römischen Bullen entbehren wolle, so müsse man ein National-Concil halten, welches mehrere wichtige Punkte zu berathen hätte; sodann sollten die Wahlen der Bischöfe durch die Kapitel wieder hergestellt werden. — Statt dessen wurden aber nicht einmal die Provinzial-Concilien mehr gestattet. Arnauld schreibt darüber: „Die Unterdrückung der Kapitel wäre gewiß nicht

1) Es hatte den Anschein, als wollte der Erzbischof nur dem Beichtvater des Königs, mit dem er zerfallen war, dadurch wehe thun. Überdies war vorauszusehen, daß wenn man sich gegen Rom hätte benützen lassen, Port-Royal die Kosten des Friedens einmal würde zahlen müssen. Es hatte jetzt an Rom eine Stütze, die sollte ihm genommen werden, beabsichtigte der Erzbischof.

möglich, wenn einige Ordnung in der allgemeinen Leitung der Kirche wäre und die Provinzial-Concilien sich versammeln könnten, wie früher. Das ist ein schreckliches Gericht Gottes, daß er zuläßt, daß weder die Päbste, noch die Könige irgend einen Eifer für die Wiederherstellung dieser heiligen Versammlungen bezeugen." Diese Stelle ist eine von denen, die aufgefangen und dem König und Pabst mitgetheilt wurden. — Überdies hatte Arnauld gewünscht, daß auf Grund des tridentiner Concils hin der König das Umgehen der Instanzen, die Resignationen in favorem, Dispensationen gegen Geld abstellen solle.

Arnaulds Verhältniß zu Bossuet und Mallebranche.

In dieser Sache wär Arnauld bis auf einen gewissen Grad einverstanden mit **Bossuet**, welcher zum Theil schon durch die vier Artikel bei den Jansenisten den Namen des Großen sich erworben hätte. Zwar hatte er während der ersten Gefangenschaft Port-Royals durch ruhige Erörterung die Nonnen zur Unterschrift bewegen wollen. Dieses vergaß man ihm aber, zumal er mit dem flüchtigen Arnauld in mannigfachem schriftlichem Verkehr stand. Dieser war ein großer Bewunderer, namentlich seiner polemischen Schriften; er fand bei ihm einen gallikanischen, einen evangelischen Katholicismus. Er freute sich, daß Bossuet den Laien die Bibel zugänglich zu machen wußte, ohne sich die Verdammung der Kurie zuzuziehen[1]). Den 20. October 1690 schreibt Arnauld an du Vaucel: „Ich weiß nicht, was für ein Urtheil über die histoire des variations des Bischofs von Meaux man in Rom fällen

1) Arnauld schreibt am 27. April 1691: „Hat man das Psalmbuch mit den Anmerkungen des Bischofs von Meaux nicht nach Rom geschickt? Es gefällt mir sehr. Er hat sich aber einer plaisante adresse bedient, um doch das Ebräische selbst zu erklären, nicht die Vulgata, welche an mehreren Stellen keinen Sinn hat. Er hat nämlich die Übersetzung von St. Hieronymus neben die Vulgata hindrucken lassen, seine Anmerkungen beziehen sich beinahe immer auf die von Hieronymus. Ich weiß nicht, wie sie in Rom sich damit zurecht finden; aber sie werden nicht wagen, etwas darüber zu sagen." Bald darauf schreibt er: „Ich bin sehr wohl damit zufrieden, die Vorrede und besonders das letzte Kapitel ist bewundernswürdig. Was mir aber am besten gefällt, ist die Art, welche er gefunden hat, die Psalmen nach dem Ebräischen zu erklären, ohne daß er es sagt, da es von Denen getadelt worden wäre, welche der Übersetzung von Mons ein Verbrechen daraus machten, daß sie an einigen Stellen dem Griechischen folgte. — Er hat nämlich der Vulgata nicht eine neue Übersetzung des Ebräischen, sondern die von Hieronymus an die Seite gestellt, welchem die Kirche das Zeugniß gegeben hat, daß er von Gott eine

wird. Aber gewiß ist es ein sehr schönes Buch, sehr solid und gut geschrieben [1]). Der König würde sich mehr Ehre erwerben, wenn er ihn zum Cardinalat ernannt hätte. Er hat jedoch ein Verumtamen, wofür er Gott eine große Rechenschaft wird abzulegen haben, daß er nämlich den Muth nicht hat, dem König eine Vorstellung zu machen. Das ist der Zeitgeist selbst bei Denen, welche sonst große Eigenschaften, viel Erleuchtung, aber wenig Muth (generosité) haben. Dadurch darf man sich aber nicht abhalten lassen, das zu achten, was achtbar ist."

In den letzten Zeiten Port-Royals suchte man dieses durch die Auctorität des schon todten Bossuet zum Gehorsam unter eine Bulle zu bringen; allein in Port-Royal wollte man sich nicht überzeugen lassen, daß er, der große Bossuet, wirklich den Glauben an päbstliche Entscheidung über ein Factum für nothwendig gehalten habe. Andererseits wird behauptet, daß er in den Anmerkungen Quesnels zum N. Testament nicht nur 101 verdammliche Sätze, wie der Pabst, sondern deren 120 gefunden habe.

Arnauld wurde durch die Zusprache Bossuets in einen gar weitläuftigen Streit mit Mallebranche, dem berühmten Oratorianer, verwickelt, worin die verschiedensten Gegenstände zur Sprache kamen. Mallebranche hatte früher einen Widerruf seiner Unterschrift des Formulars in Arnaulds Hände gelegt und nun behauptete er, die Männer von Port-Royal haben über die Gnade einen Galimatias geschrieben, wovon man nichts verstehen könne. Arnauld fing damit an, daß er die Lehre Mallebranches von den Ideen, von den Sachen in Gott, angriff [2]). Dann verbreitete sich der Streit über die Lehre von der Vorsehung und den Wundern. Der Oratorianer hatte behauptet, Gott handle nur als Universalursache durch allgemeine Gründe, welche als allgemeine Gesetze für die Regierung der Welt festgestellt sind, sowohl in der Ordnung

besondere Berufung zu Übersetzung der göttlichen Schriften erhalten habe. Er hat sich dadurch ganz sicher gestellt und hat sich nicht genöthigt gesehen, der Vulgata an mehreren Stellen einen Sinn zu geben, wo es schwer ist, ihr einen vernünftigen zu geben. So sind keine Stellen mehr in den Psalmen, die man nicht gut verstände; man hat in diesem Buch das Ebräische bei Hieronymus und die Vulgata."

1) Anderwärts nennt er es unvergleichlich im polemischen Genre.

2) In diesem Punkte hat diese Erörterung Ähnlichkeit mit der späteren, die zwischen Arnauld und Nicole Statt hatte, deren wir aber früher schon genaue Erwähnung thaten.

der Natur, als der Gnade; was man gewöhnlich besonderen Willensäußerungen Gottes zuschreibe, müsse den Creaturen als zufälligen Ursachen zugeschrieben werden, welchen Gott folgen wolle und welche so Ausnahmen oder Veränderungen in den allgemeinen Gesetzen bilden. So hat Alles, was dem jüdischen Volke im A. Testament begegnet ist, den Willen der Engel zur veranlassenden Ursache. „Die Verlangen des heiligen Michael haben die Ereignisse des alten Volkes Gottes geregelt." Gleichermaßen Alles, was Gott in der Ordnung der Gnade thut, hat den Willen der Seele Christi, das heißt, Jesu Christi, sofern er Mensch ist, zur veranlassenden Ursache. Damit wollte er die göttlichen Eigenschaften, seine Güte, Weisheit mit allen Mängeln, welche man in der Natur bemerkt, mit allen Übeln in der Welt in Übereinstimmung bringen; das ist ihm auch der Schlüssel zur Versöhnung der Gnade und der menschlichen Freiheit. — Das Wort von Mallebranche, daß man glücklich sei, indem man das sinnliche Vergnügen genieße, war von Baile in seiner **république des lettres** weiter ausgeführt worden. Arnauld säumte nicht, gegen diesen epikureischen Satz zu schreiben, obgleich Nicole meinte, es sei besser, wenn man mit solchen „kleinen Kritikern" sich in keinen Streit einlasse. — Die Schriften von Mallebranche wurden in Rom verworfen, die von Arnauld gegen ihn gingen ohne Verdammung aus der Untersuchung hervor. Aber in Frankreich blieb Mallebranche unangefochten; er hielt sich an die Minorität des Oratoriums, an Amelotte und Thomassin, welche durch die Jesuiten, den Hof und den Erzbischof begünstigt wurde. Daß er gegen Arnauld schrieb, genügte. Die strengen Jansenisten tadelten diesen, daß er sich so sehr auf das philosophische Gebiet eingelassen habe.

Arnaulds Kartesianismus.

Es war aber Arnauld bei dieser ganzen Angelegenheit nicht allein um die augustinische Lehre zu thun, sondern zugleich um den ächten Kartesianismus, welchen er durch einen halb abtrünnigen Schüler des großen Meisters gefährdet glaubte. Seine Äußerungen in seinen Briefen sprechen seine unverrückte Ergebenheit gegen diese Philosophie aus[1]), zeigen aber zugleich, wie wenig rein speculativer

1) Wir können es nicht leugnen, daß diese Briefe mit dem, was wir oben auf Guhrauers gewichtiges Wort hin über Arnaulds Verhältniß zu Leibnitzens Lehre anführten, in einigem Widerspruch zu stehen scheinen.

Sinn in ihm wohnte, daß er im Karteſianismus (wie früher die kirchlichen Theologen in der ariſtoteliſchen Philoſophie) ein fügſames Werkzeug zu praktiſchen Zwecken, zur Ehre der Kirche und Gottes, eine Waffe gegen den Unglauben ſah. Er ſchreibt 1683: „Ich habe Ihnen über Karteſius nichts zu ſagen[1]), als daß es mir für die Kirche nützlich ſcheint, daß Diejenigen, welche ſich zu dieſer Philoſophie bekennen, öffentlich erklären, ſie ſtehe der Kirchenlehre über die Euchariſtie nicht entgegen, wenn man auch Schwierigkeit hätte, die Wendung zu begreifen, welche ſie brauchen, um den Glauben mit ihren Gefühlen in Übereinſtimmung zu bringen, wenn ſie nur über den Glaubenspunkt in dieſem Myſterium übereinſtimmen. Denn das iſt gewiß, daß, welcher Philoſophie man auch folge, man nothwendig mit dem Tridentinum anerkennen muß, daß die Weiſe, wie Chriſtus im Sacrament iſt, unbegreiflich ſei. Denn die philoſophiſchen Weiſen, unſere Myſterien mit den phyſikaliſchen Meinungen in Übereinſtimmung zu bringen, ſind nicht Sache des Glaubens und es ſchadet der Religion gewiß ſehr, wenn man eigenſinnig Alle, welche gewiſſe Anſichten über Phyſik haben, verdächtigen will, als glaubten ſie nicht an Myſterien, von denen wir uns einbilden, ſie laſſen ſich nicht in Übereinſtimmung ſetzen mit dieſen Anſichten. Das heißt den Ketzern in die Hände arbeiten, welche davon Gelegenheit nehmen, den Glauben zu verbreiten, eine große Zahl von Katholiken ſei im Herzen calviniſtiſch, ob ſie es gleich nicht zu ſagen wage. Man verhindert dadurch die Bekehrung vieler Sacramentirer, welche in der Überzeugung, daß die Philoſophie von Des-Cartes die vernünftigſte von allen iſt, weniger geneigt ſein werden, katholiſch zu werden, wenn ſie ſähen, daß man eigenſinnig auf der Behauptung beſtehe, man könne nicht zugleich Katholik und Karteſianer ſein. So ſcheinen mir alle vernünftigen Leute, Freunde oder Feinde der karteſianiſchen Philoſophie, denken zu müſſen."

Es iſt, als hätte Des-Cartes durch ſeine Lehre von den Thieren den Materialiſten, denen der Menſch nur ein perfectionirter Affe iſt, einen Riegel vorſchieben und Seele und Unſterblichkeit

1) Wenn dû Vaucel, an welchen der Brief iſt, damals in Rom war, ſo ſo iſt es zugleich eine Anweiſung, was er daſelbſt zur Rechtfertigung der Vorliebe Arnaulds für den Karteſianismus und überhaupt zu Gunſten dieſes ſagen ſolle.

retten wollen. Arnauld schreibt 1690 über diesen Punkt des Kartesianismus: „Diejenigen, welche bestritten haben, was er von der Unterscheidung der Seele und des Leibes sagt, waren auf die epikurische Philosophie versessen und hatten keine Religion. Ich weiß wohl, was ich sage; darum können aber Diejenigen, welche einen guten Gebrauch von ihrer Vernunft machen wollen, doch seinen Grundsätzen beipflichten. Und was für ein Interesse haben wir, daß die Thiere keine Maschinen seien? Die Kunst Gottes erscheint um so wunderbarer, wenn Alles in ihnen durch Springfedern geht. Aber, sagt Ihr, man könnte auch glauben, daß es mit den Menschen gleichermaßen sei. — Können Die, welche es glauben, Dieses thun, ohne zu denken? und sobald sie denken, sind sie keine bloßen Maschinen mehr." —

Die Stellung Arnaulds mit seinem vernünftigen, kirchlichen Glauben tritt besonders in folgenden Worten des überhaupt bedeutenden Briefs an du Vaucel vom 19. October 1691 hervor: „Mich befremdet nicht, was man mir aus Neapel schreibt, daß die jungen Narren durch das Lesen von Gassendis Werken Atheisten und Epikuräer geworden sind. Man mußte das erwarten, besonders wenn man in Betracht zieht, was er gegen die Metaphysik von Des-Cartes geschrieben hat, worin er seine ganze Geisteskraft aufbietet, um die stärksten Beweise, welche Des-Cartes für die Existenz Gottes und für die Unsterblichkeit der Seele gefunden hatte, umzustoßen. Ist jedoch nicht die große Urtheilskraft der Herrn Inquisitoren in Rom zu bewundern, und der große Dienst, welchen sie der Kirche durch ihre Verbote erweisen? Sie haben diesen jungen Leuten alle Freiheit gelassen, den Schriftsteller zu lesen, welcher so viel möglich die solidesten Beweise für das Dasein Gottes und für die Unsterblichkeit der Seele zerstört. Denn kein einziges Werk von Gassendi ist im Index. Es war ihnen aber nicht erlaubt, den zu lesen, welcher sie von diesen Wahrheiten überzeugt hätte, wenn sie auch nur etwas gesunde Köpfe hätten. Denn die römischen Censoren haben in ihren Index gesetzt: Renati Descartes opera sequentia donec corrigantur. De prima philosophia in qua Dei existentia, et animae humanae a corpore distinctio demonstratur. Daher werden sie auch nicht daran denken, das Buch von Hüet gegen Des-Cartes darein zu setzen, worin er einerseits will, der Satz: „cogito, ergo sum" sei nicht

klar und einleuchtend wahr, andererseits so viel möglich alle schlechten Gründe der Epikuräer geltend macht, um glauben zu machen, unsere Seele sei körperlich, sie sei nur als ein subtilerer Körper von einem gröberen Körper, von dem geschieden, was wir unseren Körper nennen[1])."

Hierauf citirt Arnauld, was er schon vor sechs oder sieben Jahren über die Bedeutung der kartesianischen Philosophie hatte drucken lassen: „Gar manche fromme Männer glauben, daß man die Schriften von Des-Cartes über die Menschenseele als eine besondere Wirkung der göttlichen Vorsehung anzusehen hat, um dem schrecklichen Hang zu steuern, welchen offenbar Viele in diesen letzten Zeiten zur Irreligiosität und Freigeisterei haben und zwar durch ein ihrer Disposition angemessenes Mittel. Es sind dies Leute, welche nichts annehmen wollen, als was man durch das Licht der Vernunft erkennen kann, welche eine entschiedene Abneigung haben, mit dem Glauben anzufangen, denen Alle, welche sich zur Frömmigkeit bekennen, der Geistesschwachheit verdächtig sind und die sich den Eintritt in die Religion durch ihr Vorurtheil schließen (welches meistens eine Folge ihrer verderbten Sitten ist), Alles, was man von einem anderen Leben sage, sei eine Fabel, Alles sterbe mit dem Tode. Allem Anschein nach war das Wichtigste, um das größte Hinderniß des Heils bei allen diesen Leuten zu heben, und die weitere Verbreitung dieser Ansteckung zu verhindern, sie in ihrer falschen Ruhe zu stören, welche nur auf ihre Überzeugung gegründet ist, es sei eine Geistesschwachheit, zu glauben, daß unsere Seele unsern Körper überlebe. Konnte aber Gott, welcher sich der Creaturen bedient, wie es ihm gefällt, und welcher dadurch die bewundernswürdigen Wirkungen seiner Vorsehung verbirgt, diese Beunruhigung, welche im Stande ist, sie in sich selbst ein-

1) Arnauld sagt weiter unten: „Regius, ein Schüler von Des-Cartes, ließ es sich beikommen, ihn in der Metaphysik zu verlassen, indem er in einem Pamphlet behauptete, wenn der Glaube nicht wäre, könnte man behaupten, der Gedanke sei nur eine Modification der körperlichen Substanz, was die Epikuräer erstaunlich begünstigt. Des-Cartes hatte allen Grund, ihn zu widerlegen. Was haben unsere römischen Censoren gethan? Sie haben nichts von dem Pamphlet gesagt, sondern nur die Widerlegung von Des-Cartes (Notae in programma quoddam cum hoc titulo: Explicatio mentis humanae) verboten; das heißt: Sie haben erlaubt, das Gift zu verschlingen, das Gegengift aber verboten. Es ist wahr, daß es heißt „donec corrigatur." Da aber dieses unmöglich ist, indem sie nicht angeben, was corrigirt werden solle, so ist es Dasselbe, als ob das Buch absolut verboten wäre."

gehen zu machen, in ihnen auf eine beſſere Weiſe erregen, als indem er einen Mann erweckte, welcher alle Eigenſchaften in ſich vereinigte, welche ſolche Menſchen nur verlangen konnten, um ihre Anmaßung niederzuſchlagen und ſie zu zwingen, wenigſtens gerechtes Mistrauen gegen ihre angebliche Erleuchtung zu faſſen? Eine ganz außerordentliche Seelengröße in den abſtrakteſten Wiſſenſchaften, eine Ergebenheit gegen die Philoſophie allein, was ihnen nicht verdächtig iſt, ein offenes Bekenntniß, daß er ſich aller allgemeinen Vorurtheile entſchlage, was doch ganz nach ihrem Geſchmack iſt, und welcher damit das Mittel gefunden hat, die Ungläubigſten, wenn ſie nur die Augen dem Lichte öffnen, welches man ihnen vorhält, zu überzeugen, daß es nichts der Vernunft Widerſprechenderes gebe, als zu wollen, daß die Auflöſung unſeres Körpers, die doch nichts Anderes iſt, als eine Verſetzung einiger Theile der Materie, welche ihn ausmacht, zugleich ein Erlöſchen unſerer Seele ſei. Und wie hat er das gefunden? Indem er es durch deutliche, allein auf die natürlichen Begriffe gegründete Principien feſtſtellt, worüber jeder Menſch von geſundem Verſtand übereinkommen muß, daß Seele und Leib, das heißt, daß das, was denkt und das, was Ausdehnung hat, zwei durchaus geſchiedene Subſtanzen ſind; ſo daß man weder auf den Gedanken kommen kann, daß die Ausdehnung eine Modification der denkenden Subſtanz, noch daß der Gedanke eine Modification der ausgedehnten Subſtanz ſei. Sobald dieſes gut bewieſen iſt (wie es denn wirklich in den Meditationen von Des-Cartes ſehr gut bewieſen iſt), ſo kann kein Freigeiſt von geſundem Verſtand überzeugt bleiben, daß unſere Seelen mit unſeren Körpern ſterben. Denn ein Jeder muß ſich leicht überzeugen laſſen, daß nichts, was iſt, in das Nichts zurückkehrt, und daß ſo das, was man bei unſerem Körper Tod nennt, oder die Zerſtörung jeder anderen ausgedehnten Subſtanz, nichts Anderes iſt, als die Auflöſung und die Veränderung einiger Theile der Materie, welche immer in der Natur bleiben, wie wenn man ein Holz verbrennt, nichts davon verloren geht. Daher können ſie ſich auch nicht einbilden, daß die Subſtanz, welche denkt, zu Nichts werden könne, da die Körper ſelbſt dieſem nicht unterworfen ſind. Sie müſſen ferner geſtehen, daß, was man bei den Körpern Zerſtörung nennt, bei der Seele nicht eintreten kann, da weder Veränderung noch Verſetzung der Theile bei ihr, als bei einer Subſtanz eintreten kann, welche keine

Theile hat, wie die denkende Substanz." — Spinoza behandelt er dagegen als einen völligen Atheisten, dessen Schriften ein guter Christ nicht lesen dürfe, wohl schon wegen der Einen Substanz, während man offenbar in Port-Royal als Hauptverdienst der kartesischen Philosophie die Zweiheit der Substanzen hervorhob. Wir dürfen überzeugt sein, daß Arnauld hier Vieles ausspricht, was man schon vor vierzig Jahren in dem engeren Kreise der Einsiedler sprach. Es wäre noch zu untersuchen, welchen Einfluß Des-Cartes auf Pascal hatte. Außer ihm hat wohl kein Glied von Port-Royal, selbst Arnauld, der orthodoxe Alt-Kartesianer nicht, die kartesianische Geistesbewegung selbstständig in sich weiter gefördert.

Verschiedene Streitschriften Arnaulds.

Wir können nur von solchen Werken Arnaulds sprechen, welche uns eine neue, eigenthümliche Seite seines Charakters oder Gedankens aufdecken. Man hat auf ihn die über Hieronymus gesagten Worte angewendet: **Quis nostrûm tanta potest legere, quanta ille conscripsit?** Der Herausgeber seiner sämmtlichen Werke zählt deren 320. So war sein für Rom bestimmtes **Phantôme du Jansénisme** ein alter Gedanke, der aber noch über hundert Jahre fortgesponnen wurde. „Der Jansenismus ist eine nur in der Einbildung bestehende Ketzerei; so daß, wenn die Jansenisten Ketzer sind, sie Ketzer ohne Ketzerei sind, und wenn der Jansenismus eine Ketzerei ist, er eine Ketzerei ohne Ketzer ist." — Das ist nur immer die alte Scheidung von **fait et droit.** —

Bezeichnend ist, daß Arnauld sich des Pfarrers von Mecheln, With, durch eine Schrift annahm, welcher die Worte Christi: „Du bist Petrus, auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen," — nur auf die Person Petri selbst bezogen wissen wollte. Als man ihm vorwarf, daß er sich als Fremder in niederländische Streitigkeiten unberufener Weise einmische, erinnerte er daran, daß wir an die Gemeinschaft der Heiligen glauben und wenn ein Heide gesagt habe: **homo sum, humani nihil a me alienum puto,** so könne man mit noch mehr Grund sagen: **Christianus sum, christiani nihil a me alienum puto.**

Dieses lebhafte Interesse für alles Christliche, zunächst Katholische, verbreitete sich über alle vier Welttheile. Seine Zeit hat mit der unsrigen große Ähnlichkeit in der starken Missionsthätigkeit,

nur daß die katholische damals im Vortheil war. In Port-Royal nahm man lebhaften Antheil an den Vereinen der neubekehrten Jungfrauen „die Liebhaberinnen des Kreuzes Christi" genannt in Kochinchina; China, Hinterindien, Nordamerika waren die Hauptschauplätze der französischen Missionare. Der König betrachtete sie als eine Zierde seines Königreichs, als Stützen seiner Macht; man spiegelte ihm gar Manches über die Fortschritte des Christenthums vor, man suchte der Kirche auch damals mehr Glorie zu geben, indem man die Nachrichten von ihren Fortschritten übertrieb. Arnaulds Briefe enthalten zahlreiche Beiträge zu der Geschichte der Missionen seiner Zeit. Er klagt, daß die Kurie zu wenig reinen Eifer dafür habe[1]), zu viele politische Rücksichten vorwalten lasse. Namentlich wurde laute Klage gegen die Jesuiten erhoben, daß sie unter dem Vorwande, das Reich Gottes unter den Ungläubigen zu verbreiten, selbstische Zwecke verfolgen. Pontchateau hatte den ersten und zweiten Band der Morale pratique des Jésuites geschrieben, worin nachgewiesen wird, wie sie die Lehren ihrer Casuisten besonders in anderen Welttheilen zu Förderung ihrer Herrschaft in Anwendung bringen. Wie die Kriege der großen Mächte wurde nun auch der Kampf zwischen den Augustinianern und der Compagnie Loyolas auf allen Meeren, an den fernsten Küsten geführt, wo die Missionare die ersten Grundlagen zu Herrschaft der Kirche legten. Denn die verschiedenen Orden, besonders die Jesuiten und Dominikaner, verfolgten sich hier mit noch größer Heftigkeit als jetzt die verschiedenen protestantischen Secten in ihren Missionsstationen. Alle diese Anklagen gegen die Jesuiten wollte Arnauld selbst sammeln, zumal da der Jesuite Tellier, der nachmalige Beichtvater des Königs, in seiner Défense des nouveaux Chrétiens die öffentliche Meinung für die Nachsicht der Jesuiten gegen die Neubekehrten

1) Er schreibt am 29. Januar 1694: Ich begreife nichts von dem Benehmen Eurer Römer. Sie haben den mächtigsten König von Europa (Louis XIV, wohl wegen der vier Artikel) Schlangen verschlucken machen, so daß sie ihm sogar das Versprechen abdrangen, er wolle nicht in Ausübung bringen, was er zu Erhaltung der Lehre seiner Kirche befohlen hatte. Und aus Furcht einen kleinen König von Portugal zu ärgern, wollten sie lieber die Missionen des Orients zu Grunde gehen lassen und die Thomas-Christen in Verzweiflung stürzen, ehe sie kassirten, was man durch Betrug und Simonie von einem Pabst erhalten hat, welcher durch skandalöse Erneuerung des Nepotismus die Schande des heiligen Stuhls und der Abscheu aller rechtschaffenen Leute geworden ist. Stoßen Sie sich nicht daran, daß ich mit solchem Nachdruck von etwas spreche, was mein Herz durchbohrt.

zu gewinnen suchte. Arnauld allein schrieb fünf Bände an diesem Werke. Aus der Propaganda in Rom, aus den Privatsammlungen von Cardinälen, aus verschiedenen Welttheilen wurden für ihn dazu Acten gesammelt. Die Bischöfe Palafox von Angelopolis, Kardenas von Paraguai, von Dom Pardo von Manilla wurden als Märtyrer der jesuitischen Intriguen dargestellt, die systematische Verleumdung der Jesuiten aufgedeckt.

Der Schelmenstreich der Jesuiten in Douai.

Dafür bezahlten ihn die Jesuiten auch mit ihrer Münze. Nicht blos wurde immer wieder erzählt, daß man ihn und die Herzogin von Longueville auf dem Sabbat, dem französischen Blocksberge, mit den andern Hexen habe tanzen gesehen; Maupas, der Bischof von Evreux, versicherte, daß ein bekehrter Hexenmeister ihm erzählt habe, daß die Teufel Arnaulds Rede dabei bewundert hätten. Nicht blos wurde die Geschichte von Bourgfontaine wieder aufgewärmt; die sogenannte Spitzbüberei von Douai war wenigstens etwas Neues.

Zwei Jesuiten in Douai wollten mit Einem Streiche die ihnen entgegenstehenden Professoren dieser Facultät[1]) stürzen und Arnauld als Intriganten darstellen. Einer von diesen Jesuiten fing daher mit einem dieser Professoren einen Briefwechsel an, indem er Arnaulds Handschrift und die Unterschrift: A. A. (Anton Arnauld) annahm. Nachdem Professor Ligni zutraulich gemacht war, forderte der falsche Arnauld ihn auf, augustinianischen Sätzen, welche in Gefahr stünden, in Mecheln verdammt zu werden, die Zustimmung seiner Facultät zu verschaffen, um die Verdammung zu verhindern. Diese Sätze waren mehr als zweideutig. Die Approbation erfolgte. Sechs Doctoren von Douai schenkten dem falschen Arnauld ihr ganzes Vertrauen, der Kanzler bat ihn, ihn als Beichtkind anzunehmen. Seine Bitte wurde gewährt und ihm eine allgemeine Beichte abverlangt, welche er auf sechs Bogen niederschrieb. Nie wurde eine Correspondenz von beiden Seiten mit mehr Vergnügen geführt, sagt der Jesuite d'Avrigni. Die Professoren und Bakkalauren fühlten sich durch Arnaulds Zutrauen sehr geehrt;

1) Die erste Verdammung wegen jansenistischer Lehre seit dem Kirchenfrieden traf einen Professor von Douai, Gilbert, 1687. — Die folgende Erzählung entnehmen wir größtentheils den jesuitischen mémoires chronologiques.

sie sprachen sich ohne Rückhalt aus. Einer derselben, Ligni, schreibt: „Ich bin überzeugt, daß die Päbste fehl gegangen sind, indem sie Jansen verdammt haben. Der Bischof von Ypern wurde durch eine molinistische Bande verdammt; er hat nie eine andere Lehre von der Gnade gehabt, als die augustinische. Nie hat ein Pabst deutlichere Beweise von der päbstlichen Fehlbarkeit gegeben, als durch die Verdammung der fünf Sätze in Jansens Sinn." Doctor Gilbert fügt noch Stärkeres bei: „Der evangelischen Lehre von der Gnade Christi hat Alexander VII durch seine Constitution eine Wunde beigebracht, die noch nicht zugeheilt ist."

Gegen Ende des Jahres 1690 wurde Ligni aufgefordert, zu bedeutender Wirksamkeit im Seminar zu einem Bischofe sich auf den Weg zu machen, welcher „nur durch Augustin denke, rede und schreibe." Im Frühjahr des folgenden Jahres folgte er diesem Ruf und gab seine Stelle auf. Sollte sich ihm Arnauld nicht in den Niederlanden unter dem Namen Ste. Croix anschließen, sollte Ligni ihn nicht in Paris im Seminar St. Magloire unter dem Namen Puis-Laurent erfragen können, so sollte er nur getrost nach Carcassonne (also gegen 200 Stunden weit) reisen und dort dem Dekan seinen Empfehlungsbrief abgeben. Erst hier enthüllte das Staunen Dieses ihm das Spiel, das mit ihm war getrieben worden.

Während dessen legten die Jesuiten den in Douai zurückgebliebenen Eingeweihten eine neue Schlinge. Unerwartet erhielten sie einen trostlosen Brief von ihrem Arnauld, sie sollten sich eilends verbergen, so gut sie könnten, sein Bedienter habe den Schelmen gemacht, ihm seine Papiere, besonders ihre Correspondenz gestohlen, und werde wohl versuchen bei Hofe sein Glück damit zu machen. Ihn werde der Kummer, so viele Freunde ins Verderben gestürzt zu haben, nicht lange überleben lassen. Er sprach von der Bastille, wo man Jahre um Jahre vermodere, ohne auch nur verhört zu werden. Voilà les Jésuites qui vont avoir beau! schloß er. Providence de mon Dieu, que vous êtes inscrutable! je n'en peux plus de tritesse. Allein die Vertrauten in Douai baten ihn, sein für die Kirche so theures Leben zu erhalten; was sie selbst betreffe, so überlassen sie sich ganz der Vorsehung. Auch ein neuer dringender Brief vermochte sie nicht zur Flucht. Endlich erschienen die Correspondenz und die jansenistischen Thesen mit ihrer Approbation gedruckt als: Lettre à un docteur sur les affaires de

son université (später von Neuem unter dem Titel: Secrets du parti de M. Arnauld découverts depuis peu), und die Opfer des Betrugs sahen ihn endlich ein. Umsonst ließen die Jesuiten auch durch die Amsterdamer Zeitung verbreiten, Arnauld sei von seinem Diener seiner Correspondenzen beraubt worden und dieser habe Alles an seine Feinde verkauft. Der falsche Arnauld setzte öffentlich seine Freunde von diesem Unglück in Kenntniß und forderte sie auf, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Man hoffte, in diesem panischen Schrecken werden sich viele geheime Anhänger Arnaulds selbst verrathen. Die Jesuiten erhoben nun öffentlich Anklage gegen die Doctoren von Douai, gegen viele Geistliche der Diöcesen Arras und Tournai. Arnauld aber wußte mit solcher Überlegenheit ihren Betrug aufzudecken, daß die Compagnie einen der Ihrigen der gerechten Strafe des Bischofs durch die Versetzung entziehen mußte.

Der Betrüger ging nach Paris, wurde dem König durch seinen Beichtvater vorgestellt; der König setzte eine Commission von Theologen nieder, um zu untersuchen, ob der Jansenismus von den Eingeweihten erneut worden sei. Als diese erklärte, die drei ersten verdammten Sätze finden sich in den Papieren, so wurden acht Professoren und Geistliche, zum Theil außerhalb Landes, in Verbannung geschickt. „Das war der letzte Act des Stücks, sagt der Jesuite, das Allen Freude machte, welche kein Interesse dabei hatten, sich zu beklagen."

Gravirender Brief an den Grafen d'Avaux.

Wenigstens nicht betrügerisch unterschoben war ein Brief, welchen man zehn Jahre nach Arnaulds Tode unter seinen Papieren fand, als einige seiner Freunde in Brüssel verhaftet wurden. Die Jesuiten zogen ihn ans Licht und legten ihm wohl eine zu ernsthafte Bedeutung bei.

Der Brief ist an den Grafen d'Avaux gerichtet, den Bevollmächtigten des Königs, auf dem Congreß zu Regensburg 1684 für den allgemeinen europäischen Frieden auf 20 Jahre. Der Verfasser des Briefs giebt sich für bevollmächtigt aus, im Namen der Schüler Augustins die Bedingungen vorzulegen und diese billigen Anträge zu stellen. „Da Seine Majestät erst kürzlich Seeräubern (den Algirern), die ihn hart beleidigt hatten, Verzeihung habe an-

gedeihen lassen, obgleich die Schrift es ausdrücklich verbiete, hoffen die Schüler des Heiligen, man werde sie nicht von dem allgemeinen Frieden ausschließen wollen. Daher glauben sie, sie brauchen nur ihren Willen zu bezeugen, im Frieden zu leben, um ihn zu erhalten; zumal es den Ruhm des Königs bei Gott und den Menschen nur erhöhen könne."

„Sie verpflichten sich, die Lehre Augustins gegen die Neuerer bis aufs Blut zu vertheidigen, die verdorbene Moral und die königsmörderischen Lehren unermüdet zu bekämpfen; aber sie bitten auch, daß der König den Anklägern der Schüler Augustins nicht das Privilegium gebe, ohne Beweis anzuklagen, sondern daß diesen das Recht gewährt werde, sich zu verantworten. Sie verpflichten sich, den König in seiner Absicht zu unterstützen, die von der Kirche unglückseliger Weise Abgefallenen wieder darein zurückzuführen; sie werden fortwährend durch Schriften ihren Verstand zu überzeugen suchen, während Seine Majestät Ordonnanzen ausgehen läßt, um sie in sich gehen zu machen und sie zu bewegen, von der ihnen vorgehaltenen Wahrheit Nutzen zu ziehen."

Was nun aber den König am meisten reizen mußte, war das Folgende, eben weil es so viel Wahres enthielt: „Seine Majestät wird allerunterthänigst gebeten, das gewaltsame Verfahren (voies de fait) und den Gebrauch der Lettres-de-Cachet abzuschaffen; denn da sie sehr oft gegen Leute angewandt werden, deren Frömmigkeit und Unschuld dem Volke bekannt sind, kann es nur einen sehr übeln Eindruck zum Nachtheil des Ruhms und des guten Namens Seiner Majestät machen. Man weiß freilich, daß dabei die Gewissenhaftigkeit des Königs hintergangen wird, wie dies den größten Fürsten geschieht; ihn davon überzeugen, ist aber einer der größten Dienste, die man ihm leisten kann, da ein so häufiger Betrug ein Flecken an seinem Ruhm würde, der in der Nachwelt fortbestehen könnte und nicht leicht auszulöschen wäre. Seine Majestät wird auch unterthänigst gebeten, Denjenigen die Freiheit zu gewähren, welche die Strenge solcher Gewaltthaten oder die Nothwendigkeit, ihnen zuvorzukommen, in den Gefängnissen eingeschlossen hält oder verpflichtet, in fremden oder ungelegenen Gegenden als Verbannte zu leben, ohne daß man weder auf ihr Alter, noch auf ihre Gebrechlichkeit, noch auf ihre Armuth Rücksicht genommen hat, ob man ihnen gleich kein anderes Verbrechen vor-

werfen konnte, als daß sie immer den Gehorsam gegen Gott höher gehalten haben, als den gegen die Menschen, und daß sie nie durch feige Gefälligkeit oder kriechende Schmeicheleien ihr Gewissen verrathen wollten. Sie würden sich verbindlich machen, Seine Majestät nie um Stellen zu behelligen; nur sollten Solche, denen man ein geistliches Amt gegeben hat, die Freiheit haben, ihre Functionen darin zur möglichsten Ehre Gottes und Erbauung des Nächsten zu erfüllen."

Bedurfte es auf eine solche, von den Schuldigen als nicht in ihre Pariere eingeschobene anerkannte Acte hin noch eines weiteren Beweises, daß die Jansenisten eine förmliche Partei gebildet, eine Faction, ähnlich den bewaffneten Reformirten, für deren Sache auch auf Congressen unterhandelt wurde! Erdreisten sie sich doch, mit ihrem Souverain als eine Macht, zugleich mit den anderen Feinden ihres Vaterlandes, unterhandeln, ihm Bedingungen vorschreiben zu wollen. Der Brief sollte von dem „Abt" des neuen Ordens, Arnauld, dem Unterprior Ernest dictirt worden sein; Quesnel, „der Prior," leugnete nicht, daß er das Datum beigesetzt habe. — Der Graf d'Avaux nahm Einsicht von dem Schreiben; erklärte aber bestimmt, daß er nie eine für Seine Majestät so beleidigende Acte empfangen habe. Er war sehr entrüstet; er könne nicht begreifen, wie die Jesuiten so einfältig sein könnten, ein solches Schreiben im Ernst als ein Actenstück drucken zu lassen. Die Anhänger von Port-Royal versichern bestimmt, daß es nur ein Scherz weniger Freunde sei, den sie Arnauld zugeschickt haben. Ein gefährlicher Scherz! Der Gedanke ist ein Versucher.

Ein Betrüger, welcher sich für d'Andillys Sohn Lüzancy ausgab, wußte sich in England von Jesuiten Geld, eine protestantische Pfründe, zu verschaffen.

Arnauld bestellt sein Haus und stirbt.

Seit dem Anfange des Jahres 1685 war Quesnel der treue Genosse von Arnaulds Verbannung [1]), Quesnel, dessen vortreffliche Betrachtungen über das N. Testament der Sache des Jansenismus nicht blos, sondern wirklich der des Christenthums der älteren Kirche in

1) Siehe Beilage LI.

der katholischen Kirche einen neuen Umschwung gaben. Der Druck, welchen der Erzbischof auf die Congregation des Oratoriums ausübte, hatte ihn und den erst 38jährigen, so hoffnungsreichen Dûguet aus Frankreich vertrieben. Dûguets Gesundheit erlaubte ihm kaum ein halbes Jahr hier zu verweilen.

Es thut uns wehe, uns Mittheilungen aus den oft köstlichen Werken Dûguets versagen zu müssen.

Sein Leben ist mir selbst wenig bekannt; die Geschichten und der Nekrolog Port-Royals geben nichts über diesen Freund. Dafür erkennen wir ihn ganz in der Schilderung, welche St. Simon von ihm macht. Sie waren zusammen in la Trappe bei Rancé. „Ich war von Dûguet entzückt. Täglich ergingen wir uns zusammen im Garten der Abtei, wir unterhielten uns nicht blos über Gegenstände der Frömmigkeit, worin er sich auszeichnete; eine Blume, ein Kraut, eine Pflanze, der erste beste Gegenstand von Künsten, Handwerken, Stoffen, Alles gab ihm Gelegenheit zu sprechen und zu unterrichten, so natürlich, so leicht, so geläufig und mit so beredter Einfalt und mit so richtigen, genauen, geeigneten Ausdrücken, daß man zugleich von der Anmuth seiner Unterredung hingerissen und über die Ausdehnung seiner Kenntnisse erstaunt war, welche ihn Alles erörtern ließen, wie es nur die in all diesen Fächern vollendetsten Botaniker, Drogisten, Handwerker, Kaufleute hätten thun können."

Da Arnauld auch noch nach seinem Tode sein weniges Vermögen zu guten Zwecken, wohl für die gute Sache, verwendet zu wissen wünschte, so wagte eine der Heroinen des Jansenismus [1]), die betagte Madame de Fontepertuis sich nach den Niederlanden, welche damals der Schauplatz des Krieges waren, und verweilte einige Zeit in seiner Nähe. Ihr hat er wohl anvertraut, was er den Freunden in Frankreich noch zu rathen und mitzutheilen hatte.

Das letzte Werk Arnaulds sind seine Réflexions sur l'éloquence des prédicateurs. Dûbois hatte in der Vorrede zu seiner Übersetzung Augustins behauptet, der christliche Prediger dürfe sich der Mittel der Beredtsamkeit nicht bedienen. Arnauld zeigt in diesem Werkchen, daß und wie der Prediger davon Gebrauch machen

1) In der geheimen Sprache bedeutet Viemûr Port-Royal, Madame de La-Viemûr Fontepertuis; Onis hieß die Herzogin von Longueville.

solle. Boileau urtheilt, es sei in der französischen Sprache nichts Schöneres und nichts Stärkeres über die Rhetorik geschrieben worden. „Es ist überraschend, daß ein Mann im höchsten Alter diese volle Kraft des Geistes und Gedächtnisses erhalten hat." — Doch nöthigte ihn Augenschwäche es zu dictiren.

Die Ernennung Pomponnes zum Ministerium war Veranlassung, daß seine Freunde von Neuem Plane machten, den Greisen in sein Vaterland zurückzuführen. Der König erkundigte sich bei Pomponne theilnehmend nach der Gesundheit seines Oheims. Allein Alles scheiterte an der Festigkeit Arnaulds, welcher weder den Erzbischof als Mittler in der Sache annehmen, weder ihm einen Besuch machen wollte, — denn er werde ihm wie immer nur Complimente machen und ihn nachher verrathen, noch wollte Arnauld versprechen, daß er nicht mehr gegen die Jesuiten schreiben wolle. Zwar habe er es nicht im Sinne, aber ein solches Versprechen nehme man nur schlechten Proceßkrämern ab. Man müßte den Jesuiten ein gleiches Versprechen abnehmen; das wäre ihnen aber eine erwünschte Ausrede, um zu sagen, sie haben unwiderlegliche Beweise, daß Alles, was er in der morale pratique von ihnen gesagt habe, Verleumdungen seien, aber sie haben lieber ihren guten Namen dem schuldigen Gehorsam gegen den König zum Opfer bringen wollen. Man solle ihnen vielmehr alle Gelegenheit zur Vertheidigung geben, dann werde man sehen, daß es ihnen moralisch unmöglich sei.

Dazu kam noch, daß Arnauld fürchtete, es möchte ihm bei der geringsten Nachgiebigkeit ergehen, wie Nicole, daß sein guter Name von den Wüthenden in der Partei selbst würde in den Koth getreten werden. Er hatte es öfters getadelt, daß während die Partei gegen befreundete Weltleute und ihre Sünden gar nachsichtig sei, sie gegen ihre eigentlichen Angehörigen und Organe einen terroristischen Rigorismus übe. — Schon früher hatte Arnauld die Erlaubniß zur Rückkehr abgelehnt. Er könnte seinen Freunden nicht unter das Gesicht treten, so lange noch einige von ihnen um seinetwillen gefangen lägen. Wenn er es mit dem Erzbischofe für sich allein abmachte, sagte er, das wäre gerade, wie wenn Ein Gläubiger mit einem Bankerottirer unterhandelte, der Mehreren schuldig wäre. Am Ende würde er noch in die

Hände seiner Feinde fallen, statt, was er allein noch suchen könne, in den Armen seiner Freunde zu sterben.

Arnauld lebte die vier letzten Jahre vor seinem Tode in noch strengerer Zurückgezogenheit und setzte nicht ein einziges Mal den Fuß vor die Schwelle seines kleinen Hauses. „Da war ein Tag dem anderen im Äußeren völlig gleich; es war wie ein kleines Brüderkloster; Gebete, Gottesdienst, Messe, Arbeit, Ruhe, Gespräche und die übrigen Übungen machten sich jede regelmäßig zu ihrer Stunde. Aber in diese Einförmigkeit ergoß sich der Reichthum der göttlichen Gnaden."

Der achtzigjährige Greis stand um 5 Uhr auf[1]), und nachdem er knieend gebetet, sprach er die Matines und Laudes. Er befolgte im Sprechen des Breviers so genau wie möglich den Geist der Kirche, jede Hora für sich zu ihrer Zeit. Denn er betrachtete die Offiz der Kirche als das einem Priester durchaus eigene Gebet, jede Hora als eine Zeit des Segens für jedes seiner Gebete. So war er durchaus nicht damit einverstanden, daß einzelne Christen, oder Gemeinschaften Morgens alle die kleinen Horen ohne Unterbrechung nach einander sagen. Er hatte die Lesestücke in der heiligen Schrift so vertheilt, daß er sie jedes Jahr ganz durchlas.

Die Messe las er immer erst, nachdem er sich darauf vorbereitet hatte. Selbst das Ankleiden mit dem priesterlichen Gewande war für ihn eine heilige Handlung; oft sprach er, wenn er das Armband (manipule) anlegte: merear, domine, portare manipulum fletus et doloris, und küßte das Kreuz desselben mit großer Inbrunst. — Man speiste um Mittag; doch zuvor sprach man in der Kapelle Sexte und ein dem Angelus entsprechendes Gebet; denn statt dieses dreimal zu wiederholen, sprach er mit seiner kleinen Gemeinde Gebete, welche zu Ehren der drei großen Mysterien unseres Heilandes, seiner Menschwerdung, seines Todes und seiner Auferstehung aus Worten der Schrift zusammengesetzt waren. Dem Mittag-, wie dem Abendessen folgte die Recreation, welche seine humane Weise im Gespräch mit den Freunden besonders angenehm machte. — Nach der Vesper, wie nach den Laudes

1) Wir haben schon einen derartigen Bericht gehabt, glauben jedoch denselben nicht in Einen verarbeiten zu dürfen, um die Zeiten und Quellen nicht zu vermischen, und lassen nur die Wiederholungen aus.

that man durch besondere Gebete noch besondere Erwähnung des heiligen Sacraments des Altars. Ein Hauptbeweggrund lag für Arnauld schon darin, daß Port-Royal der Anbetung des Sacraments besonders geweiht war. Seit er sichs als Bakkalaur in der Sorbonne angewöhnt hatte, brachte er jede Nacht vom Donnerstage auf den Freitag vor dem Sacramente in Anbetung zu. Es hatte sich noch lange Zeit nachher in einigen zur Sorbonne gehörigen Collegien die durch seinen Eifer gestiftete Sitte forterhalten. — Um 9 Uhr Abends sprach man die von der Kirche verordneten Gebete und die ganze Hausgemeinde, auch die Dienstboten, versammelte sich zum Abendgebete, worin man auch der Bedürfnisse der Kirche, Port-Royals und seiner Freunde gedachte; man schloß mit dem ex profundis für die Ruhe der Seelen der Verstorbenen und mit dem Psalm: Ad te levavi oculos meos. Arnauld reichte das Weihwasser und ertheilte zum Schlusse den Segen.

„Diese kleinen Einzelnheiten, sagt Clemencet, verdienen eben so gut Erwähnung, als die glänzendsten Handlungen, da an den größten Männern der Kirche nichts größer erscheint, als ihre Treue in den kleinsten Gegenständen der Religion, welche freilich nur in den Augen Derer klein sind, welche einen kleinen Glauben haben; das gilt aber besonders, wenn diese Treue nicht vorübergehend ist, sondern sich durch ein ganzes, wechselvolles Leben hindurchzieht."

Während der letzten Monate seines Lebens lernte er die Psalmen auswendig, um auf den Nothfall einen Trost zu haben sich mit Gott zu beschäftigen, auf den Fall, daß sein Gesicht erlöschen sollte, wie er denn damit bedroht war. — Sonntag den 1. August, an welchem die Kirche das Fest St. Petri in den Banden und der Makkabäer feiert, mit welchen der unerschrockene Kämpfer für das Gesetz Gottes so viel Ähnlichkeit hatte [1]), fühlte er sich von einem Flusse befallen, was ihn jedoch nicht verhinderte, wie er täglich that, die Messe zu lesen; zum letzten Male brachte er das Opfer dar am Tage Stephans, des Pabstes und Märtyrers; er sprach jeden Tag zur Stunde sein Brevier und ließ sich noch am folgenden Sonntage aus der semaine sainte vorlesen; sieben Uhr Abends empfing er die letzte Absolution, die letzte Ölung

1) Daher man auch seine Mutter die Mutter der Makkabäer nannte.

und das Abendmahl von einem seiner Vertrauten; da auch in den spanischen Niederlanden die Despotie des Formulars eingeführt war, wagte man sich nicht an den Pfarrer zu wenden. So wurde er nach Mitternacht den 8. August 1694 aus seinem gedoppelten Exil abgerufen in das Land der Gerechtigkeit, des Friedens und der Wahrheit, die er sein Leben über geliebt. Vierzig Jahre seines Lebens hatte er in verschiedenen Retraites gelebt. In der bald nach seinem Tode geschriebenen Histoire abregée de la vie de M. Arnauld heißt es:

„Das Sanfte dieses Übergangs zur göttlichen Ruhe ließ auf seinem Gesichte einen so sanften, liebenswürdigen Ausdruck, daß man ihn nicht ohne Bewunderung ansehen konnte. Es war ein Rest von dem Eindrucke, welchen die Sanftmuth seines Geistes und Herzens während seines Lebens auf sein Gesicht gemacht hatte. Denn was auch die Gegner Arnaulds davon sagen mögen, die Sanftmuth war einer der charakteristischen Züge seines Geistes und seines Herzens. Moses, welcher seine Hände in das Blut eines Egypters getaucht hatte, um einen seiner Brüder zu vertheidigen, der im heiligen Zorn die Tafeln des Gesetzes zerbrochen hatte, welcher 23000 Menschen durch die Schärfe des Schwerts hatte gehen lassen, um den Götzendienst seines Volkes zu bestrafen, welcher seinen Eifer durch andere schreckliche Erweisungen bezeichnet hat, dieser Gesetzgeber wird nichts desto weniger vom Geiste Gottes der Sanfteste von allen Menschen, die auf der Erde waren, genannt."

In der Briefsammlung von Nicaise schreibt Maria Angelica von Sta. Therese: „Es giebt zwei Bilder von Arnauld, welche die anderen schrecklichen wieder gut machen. Das von Edelink ist sehr schön in Betreff des Stichs, aber die Haltung ist schlecht. Das neuste von Brevet (?) hat vollkommene Ähnlichkeit." — (Ich besitze ein hübsches von Simoneau. Die Porzellanfabrik von Sevres verkauft Portraits von Arnauld auf Tellern zu zwei Louisdor. In der Sammlung von Versailles findet sich sein Portrait in Öl.)

Arnaulds Begräbniß, Lob und Tadel.

Den Tag nach seinem Tode öffnete man den Leichnam und legte sein Herz in ein silbernes Herz, das die Gattin seines

Freundes Baes hatte machen lassen. Man wandte sich an den Pfarrer von St. Katharinen, der in der folgenden Nacht mit seinem Diener erschien, um den Todten in seinem hölzernen Sarge abzuholen. Der Pfarrer legte ihn in der Kirche in einen bleiernen Sarg und ließ ihn in eine kleine Gruft unter dem Sanctuarium seiner Kirche hinab. Da hier eben das Pflaster aufgerissen war, bemerkte man den folgenden Tag nichts von dem, was geschehen war. Daher bezog man auf ihn auch die von Moses gesprochenen Worte: Non cognovit homo sepulchrum ejus usque in praesentem diem. Deshalb haben auch Mehrere einen anderen Ort als die Begräbnißstätte Arnaulds angegeben.

Sein Herz wurde seinem Wunsche gemäß nach Port-Royal d. Ch. gebracht, wie Santeuil in der für das Herz bestimmten Aufschrift singt:

Illius ossa memor sibi vindicet extera tellus,
Huc coelestis amor rapidis cor transtulit alis,
Cor nunquam avulsum, nec amatis sedibus absens.

Il mourut en terre étrangère,
Heureuse de son corps d'être dépositaire.
Mais son coeur toujours ferme et toujours innocent,
Fut porté par l'amour, à qui tout est possible,
Dans cette retraite paisible
D'où jamais il ne fut absent [1]).

Sein treuer Freund, Ernst Ruth d'Ans, Domherr in Brüssel, war der Überbringer des Kleinods; ihn begleiteten nach Port-Royal des Essarts, Priester, Varet de Fontenay und Guelphe, Arnaulds Genossen in seiner Zurückgezogenheit. Den 10. Nov. 1694 wurden sie von der Äbtissin und den sämmtlichen Nonnen

1) Santeuil, welcher wegen dieser Verse von den Jesuiten angefochten wurde, verleugnete seine Autorschaft; er schrieb darauf andere Verse, worin es heißt: Ictus illo fulmine (Vaticano), trabeate doctor, jam mihi non amplius, Arnalde, saperes. Er soll in einigen Exemplaren, die er den Jesuiten gab, dafür sapias eingeschwärzt haben, was Arnauld als mit dem Interdict belegt darstellte; dadurch zog er sich einige sehr scharfe Spottschriften zu, den Sanctolius poenitens und Sanctolius pendens. Santeuil war überhaupt nicht geistesverwandt mit Port-Royal. Als trefflicher Gesellschafter wurde er von den Prinzen und Prinzessinnen zu ihren Vergnügungen beigezogen, ob er gleich Ordensgeistlicher war. M. le Duc schüttete aus gnädigem Scherze ihm einmal seine Tabaksdose in ein Glas Champagner, und Santeuil starb ein Paar Tage darauf (1697) dans des douleurs de damné, mais dans les sentiments d'une grande piété schreibt St. Simon.

mit brennenden Lichtern empfangen. Ruth d'Ans hielt eine Rede und legte das Herz unter dem Gesange des Psalms In exitu Israel de Aegypto, vor dem Altare der Reliquien, unter dem Herzen Singlins und gegenüber von Sacys Leichnam in seine endliche Ruhestätte. Den Grabstein schmückten Palmen und Lorbeer und Santeuils Verse.

Auf ein Portrait von Arnauld machte Racine zu dieser Zeit die Verse:

Sublime en ses écrits, doux et simple de coeur,
Puisant la vérité jusque à son origine,
De tous ses longs travaux Arnauld sortit vainqueur,
Et soutint de la Foi l'antiquité divine;
De la grâce il perça les mystères obscurs;
Aux humbles pénitens traça des chemins sûrs;
Rappela le pécheur au joug de l'Evangile.
Dieu fut l'unique objet de ses désirs constans;
L'Eglise n'eut jamais, même en ses premiers tems,
De plus zélé vengeur, ni d'enfant plus docile.

Folgende Grabschrift für Arnauld ist von demselben befreundeten Dichter:

Haï des uns, chéri des autres,
Estimé de tout l'Univers,
Et plus digne de vivre au siècle des Apôtres
Que dans un siècle si pervers,
Arnauld vient de finir sa carrière pénible
Les moeurs n'eurent jamais de plus grave censeur,
L'erreur d'ennemi plus terrible,
L'Église de plus ferme et plus grand défenseur.

Auch der sonst so satyrische Boileau stimmte seine horazische Leier zu einer Todtenklage über den Doctor der göttlichen Gnade:

Au pied de cet autel de structure grossière,
Git sans pompe, enfermé dans une vile bière,
Le plus savant mortel qui jamais ait écrit,
Arnauld, qui, sur la grâce instruit par Jésus-Crist.
Combattant pour l'Église, a, dans l'Église même,
Souffert plus d'un outrage et plus d'un anathème.
Plein du feu qu'en son coeur souffla l'Esprit divin,
Il terrassa Pélage, il foudroya Calvin,

De tous les faux docteurs confondit la morale.
Mais, pour fruit de son zèle, on l'a vu rebuté,
En cent lieux opprimé par leur noire cabale,
Errant, pauvre, banni, proscrit, persécuté;
Et même par sa mort leur fureur mal éteinte
N'aurait jamais laissé ses cendres en repos,
Si Dieu lui-même ici de son ouaille sainte
A ces loups dévorants n'avait caché les os.

Wie Arnauld sein Leben über sich nie eines rechten Friedens erfreuen konnte, so gab selbst sein Tod zu einem sehr leidenschaftlichen Streite Veranlassung. Rancé, der Stifter der Trappisten, schrieb den 2. September 1694 an Nicaise: „So ist denn Arnauld endlich todt, nachdem er seinen Lauf so weit als möglich getrieben hat; es mußte ja einmal ein Ende nehmen, man mag nun davon sagen, was man will. So sind nun viele Fragen beigelegt! Seine Gelehrsamkeit und seine Auctorität waren für die Partei von großem Gewichte. Selig ist, welcher keine andere hat, als die Partei Christi, welcher Alles bei Seite legt, was sie trennen, oder ihn selbst nur für einen Augenblick davon zerstreuen könnte, und sich so mit einer Festigkeit anschlösse, daß nichts im Stande wäre, ihn davon zu trennen [1])."

Indiscretion mit Briefen war ein Zug jener Zeit. Rancé hatte sonst einmal an Nicaise geschrieben, daß nur die Vertraulichkeit seinen Briefen einen Werth gebe. Nicaise theilte die Worte Rancés an Bekannte mit, und nun erhob sich von Seiten der Jansenisten gegen Rancé, welcher ohnedies in einer gedrückten Lage war, ein unversöhnlicher Sturm.

Pontchateau.

Es bleibt uns jetzt noch ein Mann übrig, welcher uns das ursprüngliche Leben der ersten Einsiedler ungleich lebhafter wieder-

1) Das Original dieses vielbesprochenen Briefs findet sich im vierten Bande der Briefe an Nicaise N. 100. Quesnel schreibt darüber an die Nonnen: „Der Brief von M. de la Trappe wird ihm keine Ehre machen bei der Nachwelt, ein zweiter anständiger Brief hätte Alles wieder gut machen können. Er hatte es hoffen lassen. Ich sehe aber, daß ihn das zu viel kosten würde und daß er sich nicht dazu entschließen kann. Ich bin gar nicht erbaut davon und für ihn thut es mir Leid; denn Arnaulds Andenken ist über solche Angriffe erhaben. — Rancé aber schreibt einige Monate darauf: „P. Quesnel ist äußerst delikat, er wünschte, daß Jedermann dächte wie er und eben so weit ginge. Es ist bei den Verschiedenheiten der Ansichten schwer, daß es geschehe wie er wünsche."

giebt, als Arnauld und Nicole, bei welchen die literarische Thätigkeit ungleich vorherrschender ist. Auch kehrte Pontchateau nach dem Kirchenfrieden auf den Hof zurück, wo ursprünglich die Einsiedler sich gesammelt hatten, während seit 1679 die Meisten in den an das Kloster selbst angebauten Häusern wohnten. Er arbeitete mit den Taglöhnern und Knechten, welche er seine Brüder nannte und als solche behandelte, im Felde, im Heuet, in der Ernte, in den Weinbergen, welche gegen das Kloster hinunterliefen, wo der Abhang jetzt mit Geröll bedeckt ist. Er trank mit den Taglöhnern ihren Most und theilte ihre Nahrung, nur daß er sehr wenig genoß, um das Übrige den Armen zu geben. Er hatte besondere Sorge für den Garten; da stand kein Kräutchen am unrechten Orte, aber auch keine Blume fand man. Fontaine schreibt: „Im Augenblicke bemerkte man, daß es der Garten von Büßenden war, wo man keine andere Blumen suchen müsse, als die Tugenden Derer, die ihn bauten." Obgleich Oheim von Herzogen und eines Cardinals, schämte er sich nicht auch vor Fremden mit einer Butte voller Gemüse und Früchte auf dem Rücken vorüberzugehen. — So lange er mit Ste. Marthe in der Vorstadt St. Antoine gelebt hatte, führte er den Namen du Vivier und er rühmte sich lächelnd, er wäre noch Marguillier der Pfarrkirche geworden. Jetzt heißt er le Mercier; als er einmal mit einem Handkorbe einem Bekannten begegnete, sagte er lächelnd: petit mercier, petit panier.

Dabei beobachtete er die Gebetszeiten des Breviers der pariser Diöcese so genau, als die Nonnen. Selbst durch die dickste Finsterniß kam er jeden Sonn- und Festtag um 1 oder 2 Uhr in der Nacht zu dem gemeinsamen Gebete herunter und blieb nüchtern bis Mittag in der Kirche. Nachmittags sprach er mit dem frommen Charles le laboureur, schrieb Werke von Hamon oder St. Cyran ab, oder machte für sich Auszüge aus den Kirchenvätern.

Er hatte, heißt es, in seiner Kammer auch Landkarten aufgehängt; 1677 reiste er im Auftrage des Bischofs von Alet, und 1679 wieder mit einer Bitte der unterdrückten Nonnen an den Pabst nach Rom. Doch bedurfte es eines Befehls, ihn aus dieser Einsamkeit zu reißen und er machte sich wieder Vorwürfe darüber. Dann lebte er bei dem Port-Royal so befreundeten Abte le Roi in der Champagne, welcher seine Abtei Haute-Fontaine durch

streng reformirte Mönche aus Orval hatte reformiren lassen. Nach dessen Tode besuchte er Arnauld und begab sich 1685 nach Orval selbst.

Einer der Mönche dieses Klosters sagt, man hätte auch auf ihn das Wort anwenden können, man sehe das Evangelium in ihm so durchstrahlen, daß, wenn es erlaubt sei, so zu sprechen, es nützlicher sei, einen so heiligen Büßenden nachzuahmen, als das Evangelium zu lesen. Er selbst sagte, er habe früher sich wohl gern mit einer guten Seele über geistige Dinge unterhalten, jetzt wisse er aber aus Erfahrung, daß das Stillschweigen besser sei, als alle gute Reden. Er wollte lieber sehen, daß eine geistliche Gesellschaft Fleisch esse, als daß sie das Stillschweigen nicht beobachte. Eine der Inschriften seiner Kammer lautete: Ad quid venisti? Fuge, tace, quiesce.

Besonders wird seine sich selbst gleiche Demuth gerühmt. Er hatte seinen Namen und Stand wohl dem Abte mittheilen müssen, blieb aber den meisten Brüdern unbekannt, verleugnete auch seine geistlichen Weihen, weil er sie in weltlicher Gesinnung empfangen hatte. Das Gefühl seiner Unwürdigkeit hielt ihn ab, nach den nächtlichen Gebeten seine Laterne an der Lampe anzuzünden, welche am Fuße des Hochaltars stand. Er machte sich mit Thränen Vorwürfe, daß er noch einige Gewohnheiten des Hoflebens sich nicht habe abgewöhnen können; man bekommt, sagte er, dadurch ein gewisses dummes Aussehen, das man nie sich abgewöhnen kann. In Briefen spricht er folgende Gedanken aus: „Die Bäume, welche Blätter, aber keine Früchte haben, machen mir große Furcht, aber noch größeren Schrecken die zur Erde gefallenen Äpfel, welche anfangs auch denen glichen, welche auf den Bäumen geblieben sind. Aber nehmt es wohl in Acht, es stehen auf den Bäumen noch solche, welche noch einige Zeit wachsen und dann doch noch abfallen, ehe sie zur Reife gelangen, welche letztere das Sinnbild der Ausdauer bis zum Ende sind. Bis man die reifen sammelt, fallen immer noch einige Früchte. Es überrascht besonders, wenn man sieht, daß sie im Äußeren keinen wahrnehmbaren Flecken haben. Alles Gift ist im Inneren; erst wenn es das Innere verzehrt hat, verbreitet es sich auch über das Äußere. Das macht mich zittern; wollte Gott, daß es häufiger und ernstlicher geschähe! — Ich kann mit St. Ambrosius

sagen, die Demuth bestehe eigentlich in der Erkenntniß der Gnade Christi. — Wie kann man aber demüthig sein, wenn man Molinist ist? Und doch habe ich schon solche gesehen. Sie waren aber demüthig durch das Gefühl ihres Herzens, Molinisten aber im Verstande durch die schlechten Grundsätze der Scholastik. Das Stillschweigen aber ist der älteste Sohn dieser Königin der Tugenden (der Demuth)." — Seine Demuth sprach sich oft auf eine beinahe humoristische Weise aus. Wenn man ihn zu etwas aufforderte, sagte er kopfschüttelnd: oui, je suis une bonne bête pour. —

Da das Leben der ersten Einsiedler und Mönche, besonders St. Benedikts, in den Einöden ihm als Ideal vorschwebte, so fand er sich von einer Waldwildniß vier Stunden Wegs von Orval, Conques genannt, welche von Bergen umschlossen und von einem Bache getränkt ist, ungemein angezogen (épris). Hier war es ihm, als wäre man außerhalb der Welt. Einigemal ließ er sich hier einige Zeit mit einem Dutzend Mönche nieder; er besorgte dann bei Menschen und Vieh die niedrigsten Knechtesdienste. Aber auch nach Brüssel und Paris riefen ihn noch ein paarmal Freunde, geistliche und weltliche Geschäfte, bald um die Angelegenheiten von Nordstrand ins Reine zu bringen, bald um Le-Tourneux über Gebräuche der Kirche und der Klöster um Rath zu fragen. — Ein Domherr zu Beauvais wollte sich 1689 an einigen jansenistischen Amtsbrüdern rächen, welche ihm Vorstellungen wegen seines Lebenswandels gemacht hatten. Er verfertigte Briefe in Chiffern, wornach Verbannte Boulogne hätten dem Feinde verrathen und die Neubekehrten in der Bretagne hätten in Aufstand versetzen wollen. Außer Hermant, Arnauld, Rancé de la Trappe war namentlich Pontchateau als Mitverschworner genannt. Das Ende war, daß die Verdächtigen bald aus der Haft entlassen, der Betrüger hingerichtet wurde (den 12. September 1691). — Pontchateau war 1690 mit Todesahnungen von Orval nach Paris abgereist. Den 20. Juni fühlte er sich, wohl in Folge zu strengen Fastens, bei Nicole krank. Er hatte nur noch Fossé, Madame Fontpertuis und Fräulein Perrier gesehen. Seine nächsten Verwandten besuchte und sah er nicht. Meine Familie hat einmal gemacht, daß ich Gott ungetreu wurde, ich muß sie vermeiden, sprach er. Er hatte kurz zuvor in Notre-Dame einen jungen

Geistlichen erblickt, der neben ihm niederkniete und der offenbar Züge seiner Familie verrieth. „Dieses Begegnen bewegte ihn etwas." Als er noch einen Lakaien sah, welcher seine Familien-Livree trug, wich er wie vor einer Versuchung. Es war sein Petit-Neveu, später Bischof von Metz, gewesen. Sein Neffe, der Herzog von Coislin, kam auf die Nachricht von seiner Anwesenheit und Krankheit verkleidet in sein Haus; aber Pontchateau bat denselben und seine Verwandten, ihn lieber nicht zu besuchen; besonders da er im Begriff stehe, vor Gott zu erscheinen, möchte ihre Gegenwart gewisse Ideen von Größe in ihm erwecken, welche er sich beflissen habe auszulöschen. Erst als er im Todeskampfe lag, ließ Madame Fontpertuis die Herzogin vor, und diese brachte, von ihm ungesehen, die letzte Nacht auf den Knien an seinem Bette zu. Er verschied den 24. Juni 1690, in einem Alter von 57 Jahren. Das Volk lief auf die Kunde, ein Heiliger sei gestorben, in Masse zu seiner Leiche; einige Wunder geschahen. Er wurde in Port-Royal beerdigt. — Nicole, der Zeuge seines Todes, schreibt: „Er starb wie ich selbst sterben möchte, ohne Aufsehen, ohne zum Schauspiele zu dienen in vollkommnem Frieden und ununterbrochener Richtung auf Gott. Übrigens gestehe ich, daß ich mir weder aus dem Zuströmen des Volkes zu seinem Grabe, noch aus den Wundern, welche man ihm zuschreibt, viel mache. Ich weiß nicht einmal, ob sie wirklich geschehen sind; nur zwei Dinge weiß ich, erstens, daß keine Absicht und List zur Verbreitung des Gerüchtes thätig sind; zweitens, daß es meinem Dafürhalten nach gut gewesen wäre, gar kein Geräusch zu machen, da sie doch nicht von den Wundern zu sein scheinen, wobei Gottes besonderer Einfluß unbestreitbar ist. Ein Eiterfluß hat sich nach Berührung seiner Füße in Einem Tage verzogen; wer weiß aber, ob er sich nicht von selbst verzogen hätte? Denn man hat ja Beispiele davon, daß dies in vielleicht eben so kurzer Zeit geschehen ist." —

Doch wenden wir uns wieder zu Port-Royal selbst zurück, dessen Schicksale während eines Vierteljahrhunderts wir nachzuholen haben und von welchem wir nun bis an sein Ende nicht mehr weichen wollen.

Port-Royal wieder verwaist, allerlei Bedrückungen.

Den 3. August 1678 war Angelica von St. Johann als Äbtissin gewählt worden, sie nahm Du Fargis als Priorin an.

Drei Tage nachdem Pomponne Dr. Arnauld das Misvergnügen des Königs ausgedrückt hatte, erschien ein Mitglied der Offizialität, um die Zahl der Bewohner unseres Klosters aufzunehmen; es waren 73 Nonnen des Chors, 20 Conversen, zwei Novizen, worunter Fräulein de Vertus und einige Postulantinnen, welche zum Theil im Begriff standen, das Gewand zu nehmen. Dazu kamen vier Geistliche.

Der Erzbischof selbst erschien den 17. Mai 1679 „wie ein Blitz" in der Kirche von Port-Royal. Er fand hier Racine, mit welchem er aus dem Stegreif über die Verdammung der 65 Sätze der laxen Moral zu sprechen anfing, worüber die Jansenisten triumphirten. Sacy fragte er um Erörterung über die Inschrift auf dem Grabe eines Priesters in der Kirche (Giroust), welcher nie die Messe gelesen hatte, um sein leichtsinniges Eindringen in das Priesterthum zu büßen [1]). Er ließ die Äbtissin rufen und

1) Wenn Arnauld durch seine Schrift de la fréquente communion alle Gläubigen von dem leichtsinnigen Gebrauche des Abendmahls abmahnen wollte, so mochte derselbe Ernst, die Furcht vor dem unaussprechlichen Mysterium auch den die Messe lesenden Priester befallen; „die Furcht, das ursprüngliche Feuer, welches diesen priesterlichen Act anfänglich begleitet hatte, möchte erkalten oder gar erkaltet sein. Denn was wir häufig thun, wird zur Gewohnheit und die anfänglich damit verbundene Andacht sinkt mehr und mehr herunter. So fangen wir denn an, uns dafür mit dem Beispiele Anderer zu entschuldigen. Hat man die heilige Handlung erst einigemale wegen Krankheit oder Geschäfte mit weniger Andacht verrichtet, so erschrickt man weniger, wenn man sich ein anderesmal nur aus Nachlässigkeit in derselben Verfassung befindet."

Pascals Neffe, Perier, machte sich um 1685 diese Vorwürfe und glaubte einen Freund, vielleicht Duguet, um Rath fragen zu müssen, ob es nicht besser wäre, wenn er das Sacrament nur seltener verwaltete. Allein dieser stellt ihm (in einem Briefe vom 21. März 1686) vor, daß man sich eben sowohl an die Entfernung vom Sacramente gewöhne, als an seine Feier. „Wir zählen immer zu sehr auf die äußeren Mittel, und selbst Diejenigen, welche überzeugt sind, daß die Gnade Christi alles Gute in uns wirkt, versäumen oft in der Praxis von dieser Wahrheit Gebrauch zu machen. Weil es uns natürlich ist, daß der Anblick eines Fürsten in dem Verhältnisse mehr Eindruck auf uns macht, in welchem wir ihn selten sehen, so denken wir auch, es werde ebenso mit Christo sein. Wenn diese Ehrfurcht nur eine natürliche Folge einer lebhaft angeregten Phantasie ist, so ist sie weder geistlich noch christlich; ist sie aber eine Wirkung des göttlichen Geistes, so darf man sie keiner äußeren Sache zuschreiben, noch glauben, als wäre man demüthiger und reiner, nur

erklärte ihr, der Wille des Königs sei, daß man keine Jungfrauen mehr als Nonnen annehme, bis die Professen des Chors auf 50 heruntergekommen seien. Daher sollten alle Postulantinnen im Noviziat entlassen werden. Auch alle Mädchen, welche großentheils von den vornehmsten Familien ihnen zur Erziehung anvertraut waren, sollten bis auf Weiteres entfernt werden. Colbert hatte schon vor einiger Zeit der Herzogin von Luynes ihre Unbesonnenheit vorgestellt, da sie sieben Kinder habe und doch wisse, daß keins, das in Port-Royal erzogen worden sei, am Hofe sein Glück machen werde. Eine dieser vertriebenen Mädchen, die kleine Tochter der Gräfin Grammont, kam bald darauf an den Hof. Montespan katechisirte sie über die Moral der Jesuiten. Da kommt der König, euer Feind, sagte sie. Aber das Kind antwortete: Ich glaube nicht, daß der König ein Feind ist, wir beten stets für ihn in unserem Hause.

Angelica antwortete dem Erzbischof, da er selbst diesen Befehl bringe, mache sie keine Gegenvorstellungen, weil es ja seine Pflicht sei, sie dem Könige zu machen, und er vor Gott es zu verantworten habe. Er gab als Grund an, der König liebe nicht, was Geräusch und Aufsehen mache. — Keiner der Einsiedler zeigte sich; nachdem der Erzbischof Sacy gelobt hatte, daß er keine Streitschriften, sondern nur zum Frommen der Kirche schreibe, sagte er im Begriff in den Wagen zu steigen, die Absicht des Königs sei, daß keiner von den Geistlichen hier bleibe, sie haben sich also binnen 14 Tagen zu entfernen [1]). — Mit unverkenn-

weil man sich von den Sacramenten entfernt, wenn Gott nicht seine Gnade mit einer äußeren Handlung verbindet, deren Folgen je nach dem Princip, welches uns dazu antreibt, gut oder schlecht sein können." — „Durch die Liebe allein bringt man Gott den schuldigen, lauteren Gottesdienst. Wenn unsere Ehrfurcht nicht davon begleitet ist, so ist es eine bloße jüdische Ehrfurcht, wie die Israeliten Gott baten, nicht mehr mit ihnen zu reden. Es steht uns nicht zu, ihn zu ehren nach unserem Gutdünken; alle unsere Pflichten sind bestimmt, und er ist so groß, daß wir ihm allein durch Gehorsam gefallen können. — Der Priester hat die Pflicht das Opfer darzubringen, die Kirche hat es von ihm zu verlangen, dieses Gebet par excellence, Christum geschlachtet und betend für die Menschen. Gott hat daran die Erhaltung der Kirche geknüpft."

Doch räth er seinem Freunde entweder in der Woche Einen Tag das Messelesen auszusetzen, oder diese priesterliche Handlung je nur den zweiten Tag zu verrichten, und immer dem vorhergehenden sich darauf würdig vorzubereiten.

1) Weiteres über diesen Besuch s. Beilage XLVIII.

barem, stolzem Spotte schreibt Angelica an ihren Oheim, den Bischof von Angers: „Er drückte uns nicht durch das Gewicht der Auctorität nieder, sondern zeigte uns selbst das Beispiel des Gehorsams, welchen wir ihm leisten sollten, indem er wiederholte, er führe den Willen des Königs aus, er habe seine Befehle von seiner Majestät empfangen. Darin geht er in den Fußstapfen seines Vorfahrers, und wir sind gewohnt, in dem Munde unserer Prälaten diese Sprache zu hören, welches nicht die der Bischöfe der ersten Jahrhunderte ist. Die Zeiten haben sich freilich auch geändert."

Man beschränkte sich darauf, wie zur Zeit der Gefangenschaft, einer Nonne, welche wenige Tage darauf verschied, eine Appellation an den großen Hirten mit ins Grab zu geben. Die geistlichen Töchter der parlamentarischen Männer versäumten den Termin nicht und Angelica legte am vierzigsten Tage darauf auf dem Grabe einen relief d'appel nieder. Dasselbe wiederholte sich während der weiteren Verfolgung.

Indeß zogen bis Anfang Juni die Ausgewiesenen ab, 41 Kostgängerinnen, 13 Postulantinnen des Chors, 18 Geistliche und Laien; die 20 Conversen und 12 Postulantinnen-Conversen, mit den Mägden hundert eilf Personen blieben zurück. Der Erzbischof, der in allen Arbeitern verkleidete Einsiedler sah, und meinte, es sei eine ganze Schaar, da ihrer doch nur vier waren, ließ nur den obenerwähnten M. Charles auf dem Hofgute. Er war seit 1649 hier. Es war Allen — wohl den Beichtvater und einige Leitende ausgenommen [1]) — sein wahrer Name und Stand unbekannt. Bis zu seinem Tode merkte Niemand, daß er Latein verstand. Erst da erfuhr man, daß ihn, der früher ein gesuchter Beichtvater in Amiens gewesen, aber der Schrecken vor der Heiligkeit seiner Pflichten und der Größe seiner Verantwortung, und daß er, wie man sagte, eine Kranke, welcher er zusprach, ganz in Flammen gesehen hatte, vermocht hatte, ganz den Laien zu machen.

Der Superior Port-Royals, der wackere Grenet, berichtete den Nonnen, wie er mit dem Erzbischofe im größten Vertrauen

1) Schon Perefixe hatte ihn gelassen. Es heißt wohl: on le croyait tel qu'on le représentait; das ist aber wohl nicht so streng zu nehmen.

gesprochen habe [1]), dieser habe ihm bei dem Kreuze in seiner Hand geschworen, daß er keine üble Absicht mit Port-Royal habe, er müßte der elendeste Spitzbube und teuflischer als der Teufel sein, wenn er sich gegen sie nicht als Vater bezeugte. Bald erfuhr man aber, daß er die Absicht habe, die Schwester Colberts beiden Port-Royal als königliche Äbtissin vorzusetzen. Die Sache war um so wahrscheinlicher, da der König seine Machtvollkommenheit um diese Zeit auch sonst durch Verletzung des freien Wahlrechts in Nonnenklöstern erweiterte. Der Fall mit den Nonnen von Charonne, welche vom Pabste in ihrem Rechte der freien Äbtissenwahl unterstützt wurden, brachte eben damals bedeutende antirömische Declamationen des Parlaments hervor. Dorothea, Äbtissin von Port-Royal, in Paris, wies jedoch alle Abfindungsanträge ab, und forderte das alte Port-Royal auf, vereint selbst beim Pabste alle möglichen Schritte zu thun. Hier sahen die Nonnen mit dem Verluste des Wahlrechts die Freiheit und die Reform in der größten Gefahr. Angelica benützte die fortwährende Gegenwart Pontchateaus in Rom, sie schrieb einen Brief an den Pabst, über welchen dieser geweint haben soll. Es war derselbe Innocens XI, welcher von Talon und von dem Bettelmönche des Jansenismus verdächtigt wurde. Er habe sich sehr theilnehmend und günstig über die Frömmigkeit ausgesprochen, berichtet Pontchateau von seiner Audienz. „Er trug mir auf, euch seine Theilnahme mit eurem Leid auszudrücken, er ermahne euch, fleißig zu Gott zu beten, wie man ja seine Zuflucht besonders zu ihm nehmen müsse, wenn man keine Hülfe von den Menschen sehe. Manchmal gefalle es Gott, auch zu zeigen: quod est Deus in Israel. Die Abschnitte aus Hiob in den kirchlichen Andachtsbüchern seien eine Belehrung für alle Frommen, welche leiden." — Etwas anderes als der Pabst sprach Arnauld, den man um Rath fragte; sie sollten die aufgedrungene königliche Äbtissin nicht anerkennen, die Folgen möchten noch so arg sein. „Es ist Gottes Sache diesen Jungfrauen in diesem Stande zu Hülfe zu kommen, und man muß hoffen, daß er es thun wird."

Man kam auf den Gedanken, durch den Pabst die Constitutionen von Port-Royal und damit die freie Wahl der Äbtissin

1) Seul à seul à la ruelle de son lit, assis et couvert l'un et l'autre.

auf drei Jahre bestätigen zu lassen. Sie wurden ins Italienische übersetzt. Allein die Kurie nahm Anstand daran, daß nach denselben von den Eintretenden keine Mitgift verlangt werden solle. Angelica schrieb eine Apologie dieser Sitte; man habe den Segen Gottes, welchen dieselbe im Leiblichen, wie im Geistigen gebracht, vielfach erfahren. Die Freunde haben um so bereitwilliger gewetteifert, wahrhaft Armen das Nöthige zu schenken. „Wir haben so große Erfahrungen der Verheißung Christi, daß, wenn man nur das Reich Christi und seine Gerechtigkeit sucht, alles Andere, was zu diesem Leben nothwendig ist, uns noch darein gegeben werden solle. Würden wir da nicht in den größten Undank von der Welt verfallen, welcher verdiente, daß uns Gott verließe, wenn wir unser Vertrauen auf menschliche Versicherungen stützen wollten und bei uns eine Sitte einführen würden, welche die Klugheit des Fleisches in den letzten Jahrhunderten eingeführt hat und welche dem Geiste der Regel St. Benedikts ganz entgegen ist, der wir uns feierlich geweiht haben und worin unsere Constitutionen uns nur befestigen!"

Die Berufung Angelicas auf die alten Canones der Kirche scheint die Kurie nicht überzeugt zu haben. Die Constitutionen erhielten die päbstliche Bestätigung nicht, zumal wahrscheinlich ein päbstlicher Minister dem französischen Gesandten mittheilte, durch wen die Unterhandlungen betrieben wurden. Pontchateau wurde im Namen des Königs aus Rom ausgewiesen.

Zu Anfang des Jahres 1680, als der König wegen der Heirath der Dauphine abreiste, scherzte der Erzbischof, es seien noch einige Kröten, die in den Sümpfen von Port-Royal quakten, aber wenn die Sonne zurückkomme, werde sie bald diese Sümpfe austrocknen und diese Kröten platzen machen. — Der König war aber nicht zu einem schnellen Gewaltstreiche geneigt, es war zunächst keine Aussicht eine Äbtissin aufzudrängen, und der Erzbischof zeigte sich wieder über Erwarten günstig. Ein bäurisch plumper Prediger hatte, wie Angelica schreibt, sie am Charfreitage das Leiden und die Schmach Christi erfahren lassen, indem er die Nonnen drei Stunden lang mit den Arianern, Donatisten, Pelagianern, mit allen Secten bis auf die Kalvinisten herab verglichen hatte [1]). Um ihn zu verhindern, auch an Ostern Ärgerniß zu

1) Beilage XLIX.

geben, schrieb ihm Angelica: „Wir haben auf heute keine Predigt verlangt. Die Engel und Christus reden mit den Weibern im Mysterium; wir wollen uns ihnen (durch einen Umgang) anzuschließen suchen, um ihn zu hören. Daher bleibt uns keine Zeit übrig." Statt seiner erhielten die Nonnen zuerst Le-Moine als Beichtvater, welcher Vorsteher von Pavillons Seminar gewesen war; er wurde aber eilends abgerufen und hatte beim Staatssecretair ein Verhör durchzumachen, weil durch ihn die 6000 Livres besorgt worden waren, die Des Touches für den Bischof, das Seminar und die Armen in Pamiers zur Zeit der Regalestreits geschenkt hatte. Der Erzbischof verwies ihn aus der Diöcese. Auf ihn folgte auf ein Jahr Le-Tourneux, bis auch er sich entfernen mußte, und nach ihm der wackere Eustace, welcher bis 1705 Beichtvater blieb. Der Erzbischof erlaubte sogar die Aufnahme einiger Professen und einiger Nonnen aus dem Kloster von Liesse, welche auch das Formular nicht unterschrieben hatten und mit den anderen übel standen, oder, wie Arnauld vermuthete, um den Garten zu ruiniren, aus dem man diese guten Bäume nahm. Ihnen wollte eine Holländerin folgen, welche, nachdem sie sieben Jahre als Soldat die Waffen getragen hatte, katholisch und Nonne geworden war. Das ganze Geheimniß dieser milderen Behandlung lag, wie 1663, in dem Streite des Gallikanismus mit Rom.

Da das Zutrauen noch lange nicht hergestellt war, wagte man einen kühnen Schritt, um die Einsetzung einer königlichen Äbtissin zu erschweren. Eben als Grenet das Kloster visitirte, im August 1681, war das dreijährige Amt Angelicas abgelaufen. Auf die Bitte, eine neue Äbtissenwahl zu genehmigen, antwortete der Erzbischof nicht. Der Verdacht steigerte sich. Das Kapitel berieth sich; Eustoquie de Bregi gab auf einen Vorgang in dem Kloster hin, wo sie erzogen worden war, ihren Rath. Als Grenet ins Kapitel kam, um zum Beschluß der Visitation das Zeugniß zu verlesen, erklärte man ihm, daß man gesonnen sei, zugleich die Wahl der Äbtissin vorzunehmen; er wollte diese Verantwortung gegenüber dem Hofe nicht auf sich nehmen, allein er fand die Thüre geschlossen. So wurde Angelica durch Acclamation, aber mit Beobachtung der Formen, gewählt, mit der gesetzlichen, wenn

gleich sehr passiven Assistenz des Superiors [1]). Man fürchtete die Folgen; auf Angelicas Vorschlag stellte man das Kloster von Neuem unter den Schutz Marieens, gelobte ihr Gebete, Messen, eine Wallfahrt durch einen Freund nach Notre-Dame de Liesse, Fasten, so daß mit dem dadurch Ersparten ein junges Mädchen ernährt würde. Da die erzbischöfliche Erlaubniß zur Wahl doch einlief, erneuerte man sie sechs Tage später.

Sterben in der Familie Arnauld; Sacy.

Es war nicht das erstemal, daß mit dem wiederkehrenden Frieden, mit dem Stillstehen der Verfolgung der Tod in die Reihen von Port-Royal einbrach. Aber nie war es mit so ergreifenden Umständen begleitet.

Sacy hatte mit den anderen Männern Port-Royal verlassen; er sagte, indem er seine Beichtbefohlnen verließ, er freue sich vor Gott damit ein Zeugniß abzulegen, wie sehr er erkenne, daß wir nichts seien, daß Gott uns nicht nöthig habe; Gott wisse seine größten Werke auszuführen durch Menschen, die er doch nicht brauche (wohl auf Erzbischof). So habe Gott seinen Wunsch erfüllt, ihn in die Einsamkeit zu führen, ehe er selbst vor ihm Rechenschaft ablegen müsse; er habe sich Dieses aber schier zuvor versprochen, da Gott es auch mit St. Cyran, mit Singlin so gehalten habe, nachdem sie an Port-Royal gearbeitet hätten. Es wäre ja für ihn eine große Ehre gewesen, wenn Gott ihn durch einen Engel abgerufen hätte; statt eines Engels habe Gott den Erzbischof geschickt, in welchem er Gott selbst ehre.

Er war genöthigt sich nach Pomponne zu ziehen, wohin er Fontaine mit nahm. Er arbeitete daselbst an seiner Bibelerklärung; beinahe er allein durfte noch seine Werke herausgeben. Seine Ansichten auch über diese Erklärungen, haben wir oben bei der Übersetzung von Mons aus der Feder Fontaines entlehnt. Seine dazu gesammelte Bibliothek hinterließ er als Ganzes an Fossé, welcher das Werk nach Sacys Tode fortsetzte [2]). — Durch

1) Es gehört zur Kenntniß der Quellen, daß die Mém. hist. diesen Vorgang aus Handschriften mittheilen, ohne ihn für ganz gewiß zu erklären und mit dem Beisatze, „diese Wahl wurde sehr geheim gehalten und wäre es noch, wenn Port-Royal noch bestände." — Weder die Memoires, noch die Tagebücher thun derselben Erwähnung.

2) Siehe Beilage L.

diese Erklärungen blieb er fortwährend der Beichtvater der Nonnen, welche sich damit nährten, und außer ihnen Tausende. Fontaine schreibt: „Nichts schien Sacy so viel Achtung zu erwerben, als seine heiligen Arbeiten über die Bibel. Aber gerade dieses Werk demüthigte ihn tief vor seinem Tode. So erinnere ich mich noch, daß die Leute an Le-Maitre seinem Bruder nichts so sehr bewunderten, als seine Reden im Parlamente, und gerade durch diese Reden demüthigte ihn Gott so sehr vor seinem Tode. Man freute sich auch sehr darüber, daß er eine gründliche Arbeit über das Leben der Heiligen unternahm. Und als er einen Monat später auf dem Todtenbette lag, demüthigte ihn eben diese Arbeit vor Gott gewaltig. Er theilte seinem Bruder Sacy seine Angst mit; und Sacy sprach gegen mich etwas von den Befürchtungen aus, welche dieses sein Werk ihm machte."

Auch darüber machte er sich Vorwürfe, daß er seine Gedichte veröffentlicht hatte, besonders die satyrischen gegen die Feinde von Port-Royal, denn die Poesie, als erheiternde Kunst, passe nicht für Gedrückte. Man solle jedes Talent ausbilden, aber ohne Rücksicht auf Veröffentlichung. — Die Poesie war auch nicht gerade seine starke Seite. —

Seine Aufgabe für christliche Demuth stellte er sich in den Worten vor:

Se mépriser soi-même et mépriser le monde,
Ne mépriser personne et souffrir le mépris,
Ce sont les quatre effets d'une vertu sans prix,
Qui sur Dieu seulement toute sa gloire fonde.

Die Hauptbedeutung Sacys liegt aber nicht in seiner schriftstellerischen Thätigkeit, noch weniger in scholastischer Streitfertigkeit. Er hat sich weniger als Singlin in die Unterscheidungen und Parteisachen gemischt, aber um so unerschütterter blieb seine Auctorität als Beichtpriester, was er seit dem Kirchenfrieden den Nonnen gewesen war. Wie überhaupt, so charakterisirt er sich besonders in diesem Berufe durch eine zum Theil angeborene Mäßigung und Gravität. Über diese ihm eigene Gabe sagt er selbst: „Es ist sehr wichtig, wenn man verpflichtet ist, Seelen zu leiten, diese Kälte zu bewahren und fest in dieser Mäßigung zu bleiben, selbst wenn die Leute, weil sie den Grund davon nicht durchschauen,

sich darüber beklagten. Wenn man sich an Personen (als Beichtväter) wendet, welche im Äußeren so großes Feuer und Liebe zeigen, so gewinnen sie durch diese Herzlichkeit auch die Seelen. Sie sagen mit Feuer tausend Sachen, welche im Augenblicke die Seelen ergreifen. So erscheint man zur Zeit gerührt; aber diese Regungen gehen mit ihrer Ursache schnell vorüber. Es ist aber mehr der Klugheit gemäß, daß wir, wenn man uns aufsucht, gewissermaßen verschwinden, um nur mit der Beobachtung dessen beschäftigt zu sein, was der Geist Gottes in Denen schafft, welche mit uns sprechen, und ihre wahre Verfassung kennen zu lernen, um nach dem Grunde ihres Herzens ein richtiges Urtheil über sie zu bilden, und nicht nach leichtem Aufflammen, welches wir selbst durch lebhafte Manieren und anregende Reden erweckt haben. Und wenn Gott seinen Geist Denen verspricht, welche vor den Richtern erscheinen, so daß nicht sie, sondern er selbst in ihnen reden solle, darf man nicht hoffen, daß er, wenn man seine Stelle einnimmt, um mit den Personen zu sprechen, welche er an uns weist, uns in den Mund legen werde, was wir ihnen sagen sollen; wenn wir ihm nur nicht durch unsere zu menschliche Thätigkeit vorgreifen und unser Herz ruhig halten, um ihn zu hören."

Sein Leben war ein Leben des Gebets um den Segen Gottes, und der bewundernswürdigsten Geduld, um die zaudernden Seelen zu tragen. Jede Beichte begann er mit Gebet. Seine Geduld wurde nicht müde auf die Stunde Gottes zu warten, er war die Sanftmuth selbst und wollte, man solle die Leute bis aufs Äußerste mit ihren Fehlern ertragen. So hielt er es mit seinen Brüdern St. Elme und Valmont, über deren langsame Fortschritte der ältere Bruder Le-Maitre ungeduldig wurde. Er hörte sie und ihre Klagen geduldig an, und ließ ihnen viel Freiheit; sie standen einander wie ruhige Kämpfer entgegen, aber zuletzt siegte er. — Fossé sagt von ihm: „Er hielt sich wenig an den gewöhnlichen Erscheinungen der menschlichen Schwachheit auf. Seine Hauptabsicht ging darauf, das Herz des Menschen von der Welt und von sich selbst zu trennen, es an Gott zu knüpfen, und auch Die, welche sich seiner Leitung übergaben, in einem gewissen sich immer selbst gleichen Leben festzustellen, entfernt von allen ungleichen Regungen der menschlichen Kaprice. Er hielt darauf mehr, als auf ein dem Anscheine nach strengeres Leben, welches dem kapriciösen

Humor Dessen angenehmer ist, welcher unter dem Vorwande einer strengeren Buße sich der Regel zu entziehen sucht, und der in einem gewissen Raffinement des eigenen Willens eine Entschädigung für die strengen Übungen findet, worin er die Anderen übertrifft."

Die Seelsorge war ihm keine Liebhaberei geworden, wie manchen Geistlichen; es freute ihn, wenn er Jemandem aus der Kindschaft in der Gnade gezogen hatte, so daß er sich selbst leiten konnte. Er sagte: Es ist gut, daß ich von euch gehe. — Visiten machte er nicht und empfing er nicht. Darin war er das Gegentheil von d'Andilly. Ging er zur Kirche, so ließ er öfters sehen, ob Niemand um den Weg sei. War ein Fremder im Hause, so zog er seinen Schlüssel ab. Er lachte öfters selbst über diese Schlauheiten. Aber damit wußte er zugleich den Spionen zu entgehen, wie kein Anderer. Dagegen stand seine Thüre Jedem offen, der ihn in geistigen Bedürfnissen aufsuchte, er verließ darum ohne das geringste Misvergnügen jederzeit jede Beschäftigung im Augenblicke. Denn er erkannte seinen Beruf.

Denselben Charakter verrathen auch seine Grundsätze der Erziehung, die er als Lehrer bei den Schulen von Port-Royal befolgte und die uns Fontaine aufbewahrt hat: „Kinder brauchen mehr Handlungen und Beispiele, als Reden. Reden nützen den Kindern nicht, wenn sie nicht kurz, etwas selten, ihrem Alter gemäß sind, sie müssen vielmehr aus einem Begegniß entspringen, als aus einer eigentlichen Absicht sie zu ermahnen oder zu tadeln. Man darf an keinem Kinde verzweifeln, sieht man doch täglich Diejenigen, welche in ihrer Kindheit gut schienen, ausarten, und Solche, die nichts Gutes versprachen, mit dem Alter auch geregelter werden. Es ist Frucht, die noch im Kraute ist (du blé en herbe), welche täglich im Guten und im Bösen täuscht. Man darf sie nur nicht durch zu große Nachsicht in der Ungezogenheit erhalten. Es ist nicht passend weder zu genau zu sein, noch sich zu viel Sorge zu machen. Wenn es bei irgend einer Stellung nöthig ist absichtlich zu übersehen (dissimiler), so ist es bei den Kindern; man muß sich damit begnügen, sie vor den Hauptfehlern zu bewahren und die Augen zu den Übrigen zu schließen, sie Eins ums Andere, nach und nach zu heilen. Indem man

einen Theil der Fehler gehen läßt, heilt man die anderen besser [1])."

Fontaine sagt über die letzte, oben erzählte lange Unterredung, welche er mit Sacy acht Tage vor seinem Tode hatte: „Ich fühle, daß die Freude darüber gemacht hat, daß ich mich sehr darüber verbreitet habe und daß ich Mühe habe, sie zu verlassen, besonders um seinen Tod zu erzählen." Und so kommt es ihn auch in dieser Erzählung wieder schwer an, den sterbenden Freund zu verlassen und endlich das Wort „todt" auszusprechen. Zwar war weder Fontaine, noch einer der pariser Freunde dabei; aber er hat die Einzelnheiten wie Reliquien aus dem Munde der Umgebungen Sacys gesammelt.

Die strenge Arbeit und sein gleichmäßig strenges, zurückgezogenes Leben, ähnlich dem in der Bastille, untergrub wohl Sacys Gesundheit. Nur nach dem Mittagessen erlaubte er sich einige Gespräche. Im Sommer 1683 befiel ihn das Wechselfieber; man brachte ihn nach Paris in das Hotel de Bon-air, wo man Niemand vorließ. Fontaine, der Genosse seiner Gefangenschaft, schreibt: Je me présentai aussi et on me refusa de même: ce qui parut un peu dur à quelques-uns. Pour moi je n'en témoignai rien, et louai seulement la bonne intention des gens. — Indeß wurde Sacy bald als mit China völlig geheilt nach Pomponne entlassen.

Er hatte bald darauf über Kräfte gefastet, um der Gnaden des eben ausgeschriebenen Jubileums theilhaftig zu werden. Es endete mit dem letzten Tage von 1683. „Am 3. Januar las er die Messe in der Hauskapelle; es war der Tag von Sta. Genoveva. Er hatte immer eine ganz besondere fromme Verehrung für diese Heilige, und da er einen eigenen Scharfsinn hatte, an jedem Heiligen zu bemerken, was seiner Herzensfrömmigkeit am meisten entsprach, so machte er mich aufmerksam, daß von dieser Heiligen gesagt ist, daß sie, so oft sie die Augen aufhob, Ströme von Thränen vergoß. Darin ahmte er sie oft nach. — Er las also an diesem Tage mit solchem Feuer die Messe, daß alle Anwesenden bei den Worten: Agnus Dei und Domine, non sum

1) Seltsam! man glaubt die morale aisée eines Jesuiten zu hören! Kommt das vielleicht daher, daß die Compagnie die Menschen überhaupt wie Kinder behandelt?

dignus glaubten, er sehe den, mit welchem er redete, mit seinen Augen ohne Schatten und Hülle. Aber er kam ganz erstarrt und sprachlos, wie öfters in der letzten Zeit, auf sein Zimmer zurück. Er speiste um Mittag und hielt aufgefordert eine Stunde nachher eine Unterredung über geistige Dinge, besonders über die Heilige, welche für ihn ein unerschöpflicher Gegenstand war; so daß sein Eifer, die Größe des Gegenstandes und wohl Ahnungen ihn über die gewöhnlichen Grenzen fortrissen. Als er sich nach zwei Stunden, erfüllt von Gott und von dem, was er gesprochen hatte, von seinem Sitze erhob, rief er Madame Hippolite zurück, welche eben beim Hinausgehen ergriffen zu Lúzanci gesagt hatte: Sie haben den Mann gehört; glauben Sie mir, wir werden ihn bald verlieren. — Er klagte über Übelbefinden und ging auf ihre Bitte zu Bett. Er begehrte am Morgen die h. Sacramente und empfing sie reumüthig. Ich war kurz zuvor Zeuge, wie er immer die Worte eines Vaters im Herzen hatte, daß die Gerechtesten, wenn sie auch nur Eine Sünde erkennten, daran genug haben, um verpflichtet zu sein, sie bis zum Tode zu beweinen. Wenn sein hoher Glaube ihm vorstellte, in welcher Reinheit man sein müßte, um vor Gott zu erscheinen, und all sein Leiden ihm als nichts erschien, so fand er seinen Trost in der Gewißheit, daß es im anderen Leben reinigende Flammen gebe, um zu vollenden, was in dieser Welt so unvollkommen angefangen worden. Daher hörte man ihn oft in seinem Bette rufen: o glückseliger Reinigungsort! (Fegfeuer)."

„Der Rest des Tages verging damit, daß er seinen Freunden antwortete, welche ihn baten, er möchte sie Gott darbringen, wenn er zu ihm eingegangen sei. Auch ich war unter der Zahl Derer, welche man ihm empfahl und für welche er zu beten versprach, schreibt Fontaine. Möge der theure Vater im Himmel daran gedenken!"

An demselben 4. Januar 1684 verschied er.

Er hatte in seinem Testamente sein Begräbniß in Port-Royal verordnet. Mit Furcht brachte man ihn zunächst nach Paris in die Kirche St. Jacques du Haut-Pas; aber die Unvorsichtigkeit einiger Damen, besonders der Herzogin von Lesdiguieres [1]), welche

1) Die Herzogin war eine Tochter des Port-Royal so befreundeten früheren Generals der Galeeren, späteren Oratorianers Gondy, also Schwester

ihm einige Hundert Personen mit Fackeln entgegengeschickt hatten, um ihn mit Ehren und wie im Triumph durch die Vorstadt St. Antoine und an den Jesuiten-Collegien von St. Louis und Clermont vorbei zu begleiten, erweckte wirklich die Gefahr eines Verbots ihn weiter zu bringen. Man brach daher in der Nacht und grimmen Kälte mit ihm auf; die Freunde, welche noch davon in Kenntniß gesetzt werden konnten, begleiteten ihn. Morgens um 5 Uhr überraschte man die Nonnen von Port-Royal. Andere Freunde eilten, als sie die Kirche leer fanden, den Spuren des Leichenwagens im Schnee nach; unter ihnen Fontaine, welcher sich in der Kirche von Port-Royal unzertrennlich neben seinen Sarg setzte. So hatte er das Glück den siebentägigen Todten noch einmal zu sehen, als man den Sarg öffnete, um ihm die priesterlichen Kleider anzulegen. „Der Friede, welchen der Tod darauf verbreitete, glich dem, welchen die Gnade sein Leben über darauf hatte walten lassen. Er schien noch die Bescheidenheit zu athmen, welche sein bloßer Anblick in allen Herzen verbreitete. Ich gestehe, daß sich meine Augen, wie die vieler Anderen, nicht satt sehen konnten an ihm, den noch einmal zu sehen wir verzweifelt hatten. Wo war da die natürliche Furcht vor den Todten? Man sprach mit ihm, als hörte er uns; man umarmte ihn, als wäre er für diese Zeichen der Liebe empfänglich gewesen."

„Nachdem die gewöhnlichen Ceremonien vorüber waren, öffnete man uns die Thore des Klosters und wir trugen ihn an die Stätte, welche man ihm innen zum Begräbniß zubereitet hatte. Wir trugen seinen Leib durch eine lange Reihe von Nonnen, welche mit brennenden Kerzen ihm entgegengegangen waren. Ihre der Welt abgestorbenen Blicke, gewöhnt, sich für das Übrige zu schließen, konnten trotz der Thränen nicht umhin, auf den Zügen seines Antlitzes zu ruhen. Und als man nun angekommen war, küßten ihn die Ausgezeichneten unter ihnen, während der Chor den Gesang mit einer Feierlichkeit durchführte, die ich nicht genug bewundern kann, so oft ich daran denke. Mir war, als wäre all meine Freude mit ihm begraben."

des Cardinals Retz. Das Hotel Lesdiguieres lag am Anfange der Straße St. Antoine, links wenn man von der Bastille und dem damaligen Thore herkam, nur etwas weiter hin in derselben Straße das Jesuiten-Collegium von St. Louis mit seiner Kirche.

Der Tod Angelicas von St. Johann.

Da Einige verlangt hatten, man solle Sacy ihnen wenigstens noch eine Nacht in der Kirche lassen, hatte Angelica geantwortet, man müsse in die Erde verbergen, was nur Erde sei, und in das Nichts zurückkehren lassen, was nur ein Nichts sei. — Weniger als drei Wochen nachher war auch sie eine Leiche, „sie folgte ihm wie das Schaf dem Hirten;" sie hatte wohl fremden Schmerzen und den Ausbrüchen des eigenen gebieten können, aber er brach ihr Herz. Fontaine schreibt: „Sie fühlte, daß sie unter diesem Schlage unterlag und fürchtete in dieser Niedergeschlagenheit nur das Leben. Sie verschwendete die wenige Zeit, welche ihr zu leben übrig blieb, dazu, Tage und Nächte bei Sacys Grabe zuzubringen und bei dem Verlangen, welche das Lamm fühlte, den Hirten zu folgen, bat sie diesen theuern Vater, seine Gelübde mit denen seiner Tochter zu verbinden und ihr diese Gnade zu erlangen. Die Sanftmuth Sacys wurde durch diese Bitte nicht beleidigt. Ob er wohl todt war, machte er fühlbar, daß er noch auf das heiße Verlangen der Lebenden hörte. Sie erhob sich von diesem Grabe, das sie mit ihren Thränen benetzte; sie fühlte sich vom Schlage des Todes getroffen, sie kehrte vor Freude außer sich in ihre Kammer zurück, sie dankte Gott dafür, daß er ihr Kloster in Bestürzung setzen wollte." — Nicht leicht bietet sich eine so gute Gelegenheit, Fontaines Pathos mit einem einfachen, chronikenartigen Zeugenberichte zu vergleichen. Eine Nonne hatte kurz nach Angelicas Tode für Freunde einen Bericht über ihre letzte Krankheit aufgesetzt: „Sie hatte den 24. Januar, heißt es, wie gewöhnlich von früh an mit Erfüllung ihrer Berufspflichten zugebracht, sie hielt eine erbauliche Conferenz mit den Schwestern, besuchte die Kranken. Eine von diesen bat sie, um ihre baldige Auflösung auf Sacys Grabe zu beten. Sie that es und fühlte beim Aufstehen vom Gebete einen heftigen Schmerz an der linken Seite. Sie suchte desselben Meister zu werden, aber umsonst. Sie sah ihr Übel für eine Pleuresie an, war aber die ersten Tage des Krankenlagers nicht mehr mit Todesgedanken erfüllt, als bei jeder anderen Krankheit. Als sie die Bestürzung der Schwestern sah, sprach sie theilnehmend: Ich werde leiden, aber nur am Leibe, ihr am Geiste. Sie lehnte Erleichterungen

wiederholt ab, um der Abtödtung auch im Kleinen getreu zu bleiben, indem sie sich der Worte St. Cyrans erinnerte, man müsse sich hüten, nicht zwei Sinnen zumal genug zu thun. „Laßt es, sprach sie, so lange es nur erträglich ist. Aber wenn ich fürchte, die Geduld möchte mich verlassen, so bitte ich, daß man versuche mich zu erleichtern. Als Hamon das Sterbesacrament für nöthig hielt, ließ sie sich nicht abhalten, die Schwestern zuvor um Verzeihung zu bitten; denn, sprach sie, ich kann und soll es thun. Da ich nicht Thränen genug habe, meine Fehler abzuwaschen, hoffe ich, daß die, so ihr aus Liebe über mich weinet, mir helfen werden, davon rein zu werden. — Sie hatte sich mit den Worten zu Bette gelegt: Meine Schwestern, laßt uns nicht vergessen den Gesang des Lammes zu singen und ihm zu danken, was auch geschehe. Das Hohelied lebte am letzten Tage in ihrem Herzen und auf ihren Lippen. Als eine Schaar Schwestern sich ihr nahte, sie um ihren Segen zu bitten, sprach sie: Adjuro vos, filiae Jerusalem, ne suscitetis, neque evigilare faciatis dilectum, donec ipsa velit! und darauf: Laeva ejus sub capite meo et dextera ejus amplexabitur me. — Sie schlug aus dem Psalmbuche für mehrere Personen Losungen auf, für die Priorin du Fargis [1]) den letzten Vers des Psalms: attendite, elegit David servum suum, indem sie andeutete, daß damit Gottes Wille sich kund thue, daß diese nach ihr als Äbtissin gewählt werde."

Wird dadurch aber Fontaines Bericht Lügen gestraft? In einzelnen äußeren Umständen wird er allerdings verbessert, auch erscheinen die Persönlichkeiten weniger in der Glorie Einer heiligen Leidenschaft, aber darum nicht minder zartfühlend. Und oft möchte dem Augenzeugen ein mächtiges Grundgefühl dessen entgangen sein, den er in seinem Leben oder Sterben beobachtete, welches Fontaines weiches Gefühl ahnt.

Ehe sie sich zu Bette gelegt hatte, war sie niedergekniet, sie legte ihren Schleier zusammen, küßte ihn, dankte Gott, daß sie ihn eben vor 40 Jahren empfangen habe; sie gab Gott dieses Zeichen seiner Weihe zurück, um zu einer vollkommneren, heiligeren einzu-

1) Wir dürfen nicht übersehen, daß nach den Mittheilungen bei Racine diese von Angelica etwas war hinuntergehalten worden, daß von derselben Christina Briquet immer als zu großen Dingen berufen betrachtet wurde. Eben diese — ihre Neiderin — berief du Fargis zum Unterpriorat.

gehen. Sie verschied 59 Jahre alt, den 29. Januar 1684 unter den Thränen und Gebeten der Klostergemeinde.

Angesichts der einbrechenden Verfolgung hatte sie gesprochen und an ihrem Grabe können wir ihr nachsprechen: „Es ist eine bewundernswürdige Ordnung in dem, was uns Verwirrung und Unordnung scheint; man muß bei jedem Werke warten, bis es beendigt ist, um seine Verhältnisse und seine Schönheit zu sehen."

In der Grabschrift, welche Hamon für sie verfaßte, heißt es: „Die Liebe zur heiligen Jungfrauschaft wuchs mit ihr heran; alle ihre Sinne, selbst ihr Gang schien die Würde und die Bescheidenheit einer Jungfrau zu athmen. — Sie allein schätzte den reichen Stoff ihrer mit Edelsteinen gezierten Lampe nicht, ihre ganze Sorge und ihr Verlangen war nur, daß sie mit himmlischem Öle gefüllt sei. Als Gattin Christi liebte sie seine Kirche; deren Siege waren ihre Freude, deren Verluste ihr Schmerz. Alle ihre Mysterien erhielten sie in einer solchen Bewunderung, daß sie selbst den Saum seines Gewandes verehrte. Sie hatte eine große Erleuchtung in Erkenntniß der h. Schrift erlangt, mehr durch ihre frommen Betrachtungen und durch innere Salbung, als durch ununterbrochenes Lesen; ihre Liebe war der vortreffliche, einige Ausleger, dessen sie sich bediente, um sie zu durchdringen. Sie war demüthig im Glück, beständig in Widerwärtigkeiten, genau und wachsam in kleinen Dingen, großartig in den großen und schweren."

An ihrer Statt wurde wirklich du Fargis, die bisherige Priorin gewählt. Diese ernannte zur Priorin Agnes von Sta. Thekla Racine, und zur Unterpriorin Magdalena von Sta. Christina Briquet.

Während Angelica im Sterben lag, kam Lúzancy aus Pomponne geeilt, wo erst Sacy in seinen Armen verschieden war. Die Nachricht über den Zustand seiner Schwester, welcher er immer sein ganzes Herz eröffnet hatte, war für ihn ein Donnerschlag. Er erkrankte fünf Tage darauf und starb den 10. Februar. Er hatte nun 40 volle Jahre Gott in der Einsamkeit gelebt.

Es war auch ein bedenklicher Fall, daß Grenet, welcher 16 Jahre Superior gewesen war, zu gleicher Zeit starb. Er hatte den Erzbischof, Angesichts seiner Rechenschaft vor Gott, bezeugt, daß er an den Nonnen und Theologen von Port-Royal nichts

gefunden habe, was Grund zu solcher Behandlung gebe. Doch wurde er durch einen erwünschten Mann ersetzt.

Verschiedene Ereignisse.

Binnen der nächsten 20 Jahre bietet uns die Geschichte unseres Klosters nur ein Grab um das andere dar, Nachklänge und Schatten früherer jugendlich kräftiger Bestrebungen und Vorboten der letzten Unterdrückung. Der König blieb lange Jahre seinem Entschlusse getreu, das Kloster aussterben zu lassen, ohne einen offenbaren Gewaltstreich; als die Zahl der Professen auf 50 herabgesunken war, erinnerte man natürlich umsonst den Erzbischof an das frühere Versprechen, daß nur bis dahin die Aufnahme der Novizen verboten sein sollte. Später wurde den Nonnen, welche alle betagt nicht einmal den Pflichten des Chorgesangs mehr genügen konnten, vom Erzbischofe vergönnt, einige Novizenu nter dem Namen „Schwestern mit weißem Schleier" anzunehmen, was aber nur Stoff zu beständigen Verleumdungen bei dem Könige gab.

Die Mutter du Fargis verlangte um ihrer Kränklichkeit willen und um sich ruhig vorzubereiten, den Gatten zu empfangen, wenn er anklopfe, die Würde der Äbtissin niederzulegen; ihr folgte als Äbtissin die Priorin, Racines Schwester. Die Mutter du Fargis, welche von ihrem siebenten Jahre an von der großen Angelica erzogen worden war, eigentlich die letzte Ausgezeichnete vom alten Stamme, starb den 3. Juni 1691. — Die Schwester Sta. Eustoquie de Bregi war zwei Monate nach Angelica von St. Johann gestorben; 1689 starb Magdalena von St. Christine Briquet. Gegen Ende des Jahrhunderts war wieder eine große Zeit des Sterbens. Kurz nach Racine starb auch 1699 Pomponne, der 1691 wieder Minister geworden, ohne daß Port-Royal oder seine verdächtigen Verwandten es gefühlt hätten. Der 11. April und 17. Mai 1699 rafften zwei Port-Royal befreundete Ehepaare von parlamentarischem Stamme hinweg. Zuerst starben die beiden Ehemänner an Einem Tage, beinahe binnen Monatfrist an demselben Tage die beiden Wittwen. — Da die ritterlichen Vertheidiger der Nonnen Pontchateau und Ste. Marthe schon 1690 gestorben waren, so waren sie sehr hülflos. Quesnel, welcher an Arnaulds Statt an die Spitze der Jansenisten getreten war, war

in den Niederlanden. Es war eine Art von berathendem Kommitte in Paris, aber ohne bedeutende Männer.

Den 8. Januar 1700 starb die letzte Arnauld in Port-Royal, Maria Angelica von Sta. Therese, welche mit Agnes bei den Nonnen der Heimsuchung gefangen gewesen war. Sie war 1654 Professe geworden. — Die Schwester Sta. Thekla-Racine war bisher wenig bekannt. „Sie hat sich ihr ganzes Leben über des Glücks erinnert, daß St. Cyran sie noch gesehen, daß er ihr oft seinen Segen gegeben und das Kreuzeszeichen auf ihre Stirne gemacht habe. Sie zweifelte nicht daran, daß dieses die Quelle einiger besonderen Gnaden Gottes gegen sie gewesen war." Schon 1635 war sie zur Erziehung neun Jahre alt nach Port-Royal gebracht worden. Sie war 20 Jahre Kellermeisterin, 15 Priorin, 12 Äbtissin; auch sie starb 1700.

Racine verwandte sich, seit seine Schwester Äbtissin war, häufiger beim Erzbischofe, erhielt aber nur vertröstende Bescheide. Sie brachte die Bitte an, da man ihnen doch den Umgang mit Personen verbiete, welche ihnen nützlich werden könnten, und da man sie dennoch immer wieder verdächtige, möchte man den Zutritt in ihr Sprechzimmer allen Laien verbieten. Ohnedies zerstreue es die Bewohner des Klosters. Die Verwandten, welche dagegen protestirten, wurden an den Tag am Gitter erinnert. — Waren auch die Mittel sehr geschwunden, so vergaß man doch nie der Almosen und des Wortes der Constitutionen: „Fürchtet den Überfluß und werfet ihn von euch wie Unrath, womit das Haus beschmutzt würde." Man gab von den empfangenen Gaben regelmäßig den Zehnten den Armen, und fehlte das Geld dazu, so wurde es als Schuld eingetragen. In der Hungersnoth 1693 verkaufte man Altargefäße von edlem Metall, selbst den Kelch, um ein armes Nonnenkloster, die englischen Benedikterinnen in Paris, zu unterstützen. Als man den Erlös ihnen brachte, sagte deren Superiorin: „Eben jetzt liegt die ganze Klostergemeinde zu den Füßen Christi, des wahren Lebensbrots, um ihn um das leibliche Brot anzuflehen."

Wir haben, wie auf einer Wahlstatt, Freunde und Feinde neben einander zu bestatten. Gerade ein Jahr nach Sacy starb die Äbtissin der Abtrünnigen, welcher diese auch das dosier de sainte machten. Kurz vor ihrem Tode wurde sie von Kloster-

schwestern in Glorie gesehen, ein Taube flog von einem Kometen aus. Freunde des alten Port-Royal dagegen erzählten, zwei Nonnen, welche die Nachtwache bei dem Sacramente im December 1684 gehabt haben, hätten die selige große Angelica aus ihrem Grabe sich erheben sehen, wie sie majestätisch den Stab der Äbtissin in der Hand den Chor entlang gegangen sei und sich an den Platz der Äbtissin gesetzt habe. Sie habe durch eine Nonne Dorothea vor sich geladen und mit ihr einige Zeit gesprochen, worauf Alles verschwunden sei. Man zweifelte nicht, daß sie diese vor Gott geladen habe und Dorothea selbst habe bei dieser Erzählung ausgerufen, sie werde bald sterben.

In dem schnellen Tode des Erzbischofs Harlay, ohne Sacramente, erkannte Port-Royal den Finger Gottes. Er hatte ein trauriges Alter; La-Chaise hatte ihn von allem Einfluß beim Könige verdrängt; daher galt er auch nichts mehr bei der Klerusversammlung, bei welcher besonders er die gallikanischen Artikel durchgesetzt hatte. Das eben schadete ihm jetzt auch bei Hofe, als hier nun ein anderer Wind wehte. Seine Schwester, gegen zehn Jahre Äbtissin des pariser Port-Royal, hatte nicht in seine Vereinigungsplane für beide Häuser gewilligt. Sie fühle sich nicht berufen, Engeln zu befehlen, hatte sie gesagt, und in Port-Royal d. Ch. hatte man es als Ernst aufgenommen. Seit seine ehrgeizige Nichte ihr gefolgt war, wurde die Gefahr bedenklich. Um so mehr glaubte man, auch er sei von Angelica vor Gottes Richterstuhl geladen worden — (liegt nicht auch darin etwas von parlamentarischer Tradition?) — als er an ihrem Todestage, den 6. August 1695, starb.

Seit Innocens XI gestorben war, blieb von Rom vollends keine Hülfe mehr zu erwarten. Schon Alexander VIII hatte (1690) 31 Moralsätze, meist jansenistischer Farbe, verdammt. Du Vaucel konnte sich deshalb nicht entschließen, seiner nach seinem Tode bei der Messe zu gedenken; die entschiedenen Jansenisten sahen diesen Pabst nach seinem Tode wie excommunicirt an. Den Tag nach der Wahl von Innocens XII schreibt du Vaucel an seine Committenten in Frankreich, die Unfehlbarkeit werde sich auch in dem Topfe mit finden. (Die Familie Pignatelli, wozu der neue Pabst gehörte, führt drei Töpfe im Wappen.)

Der Streit über den Sinn der Formularunterschrift brannte

besonders heftig in den Niederlanden fort. Auch die Jansenisten schickten wieder einen Gesandten nach Rom, aber Quesnel hatte hart zu klagen, daß sich so Wenige in der Partei fanden, welche denselben und die Wahrheit mit Geld unterstützen wollten. Arme habt ihr alle Zeit bei euch! schrieb er. Innocens XII erklärte 1694, daß er die fünf Sätze sensu obvio verdammt wissen wolle; da er sich nicht ausdrücklich des Ausdrucks „im Sinne Jansens" bediente, deuteten und drehten es die Jansenisten zu ihren Gunsten. Arnauld selbst glaubte, man könnte jetzt eher unterschreiben; Gerberon hat ihn deshalb des Nachlassens beschuldigen wollen. Allein das Breve von 1696 (den 24. November) verdammte die fünf Sätze bestimmt im Sinne Jansens.

Zwölftes Buch.

Letzter Kampf und Zerstörung Port-Royals.

Charakter der Zeit und einer neuen Quelle unserer Geschichte.

Altersmüde, seiner edelsten Glieder beraubt, trat Port-Royal das achtzehnte Jahrhundert an. Die mémoires historiques sagen: „Das Jahrhundert, worin wir eintreten, wird uns noch traurigere Gegenstände darbieten, als das vorangehende. Es führt uns dem Abfalle ganzer Nationen zu und muß daher noch mehr den Charakter der Verworfenheit tragen. Bisher waren einige Dogmen, einige Punkte der Moral angegriffen worden; in diesem Jahrhundert wird der ganze Christus von Neuem gekreuzigt werden; Christus würde unter dem zweiten Anathema des Hohenpriesters verscheiden, wenn sich Gott nicht Männer vorbehalten hätte, welche er bestimmt hat, die Unschuld und Wahrheit gegen Ungerechtigkeit und Lüge aufrecht zu erhalten. Zu diesen gehörten auch die Nonnen von Port-Royal des Champs. Sie entsprachen ihrem Berufe, ihr Ende wird dem Ende aller Derer gleichen, welche mit Frömmigkeit in Christo gelebt haben. Das werden wir in den neun Jahren sehen, welche diesem Kloster fehlten, um seinen Lauf zu vollbringen und die hundert Jahre des Kampfes voll zu machen." Auch die bisherigen Quellen unserer Geschichte werden noch trockener; die Urkunden sind beinahe nur noch Proceßacten und juridische Gutachten. Aber ganz unerwartet öffnet sich uns eine neue, lebensfrische Quelle in den berühmten Memoires des Herzogs von

St. Simon. Zwar läßt er sich nicht auf den ganzen Verlauf der letzten Unterminirung ein, er deckt uns nur die Hauptwendepunkte auf, allein er lehrt uns die dabei hauptsächlich thätigen Persönlichkeiten genau, lebendig, persönlich kennen.

Er hatte seine Erziehung bei den Jesuiten genossen, aber seine freie Gesinnung sträubte sich gegen das Netz, welches sie selbst um die höchsten Häupter werfen wollten. „Ihre Compagnie, schreibt er, war zu zahlreich, als daß sie nicht hätte auch Heilige in sich haben sollen; ich selbst habe deren gekannt in dieser ganz politischen Corporation." Aber er hatte für alles Edle, vor Allen für jede gediegene Frömmigkeit offenen Sinn, ja ein offenes Herz, Rancé war einer seiner vertrauten Freunde; vor Allem hatte er wahre Verehrung für Alles, was noch Gewissen und Selbstständigkeit des Charakters hegte zu einer Zeit der Unterdrückung unter den glänzenden, vergötterten Namen eines „großen Königs", dessen zum Theil jämmerliche Schwachheiten der französische Tacitus nur zu gut kannte.

Ludwig XIV in seinem Alter und seine Gesinnung gegen Port-Royal.

Obgleich der König dabei nur Werkzeug war, stellen wir ihn ehrenhalber voran. St. Simon sagt von ihm: „Der König, in tiefer Unwissenheit über diese Materien, im ärgsten Vorurtheile über den Jansenismus erzogen, wollte nie Jemanden zu Rath ziehen, der ihn darüber hätte aufklären können, ja er erlaubte nie Einem, der ihm das geringste Licht darüber hätte geben können, vor ihm den Mund zu öffnen. So hatte man gewonnen Spiel bei ihm, Alles für Irrthum und Jansenismus passiren zu lassen, was als solchen darzustellen — mochten es Dinge oder Menschen sein — Denen nützlich war, welche aus seinen Finsternissen Nutzen zogen. Sie hatten überdieß den unvergleichlichen Vortheil usurpirt, daß Dinge und Menschen, welche einmal dafür ausgegeben waren, ohne Prüfung, ohne Untersuchung und ohne Aushülfe proscribirt blieben."

„Tellier, der Jesuite, des Königs Beichtvater, hatte ein leichtes Spiel: Zu oberst ein darin ganz unwissender König, welcher nie Jemanden darüber gehört hatte, als die Jesuiten und die Ihrigen, voll von seiner Auctorität, welcher sich hatte überreden

lassen, die Jansenisten seien Feinde derselben. — Denn die Jesuiten machten den Hof glauben, die Jansenisten seien eine Independentensecte, welche es ebensosehr auf die königliche Auctorität abgesehen hätten, als sie sich gegen die des Pabstes auflehnten, welche die Jesuiten „die Kirche" nannten. — Da dieser König selig werden wollte und nichts von Religion verstand, hatte er sich sein ganzes Leben über geschmeichelt, auf dem Rücken Anderer Buße auszuüben; und so war er sehr froh (se repaissait) diese Buße auf dem Rücken der Hugenotten und der Jansenisten auszulassen, welche er für wenig verschieden und beinahe für gleich arge Ketzer hielt; ein König, umgeben von eben so unwissenden und durch dieselben Vorurtheile eingenommenen Menschen, wie Frau von Maintenon, M. M. de Beauvilliers und de Chevreuse, von St. Sulpice und dem Bischofe von Chartres oder von Hofleuten und den hauptsächlichsten Bedienten, welche nicht mehr davon verstanden, oder nur an ihr Vorwärtskommen dachten; ein Klerus, von weiter Hand her zu Grund gerichtet, und zuletzt noch durch den Bischof von Chartres, der den Episkopat mit Ignoranten, mit unbekannten Leuten von niedrigem Herkommen vollgepfropft hatte, welche den Pabst für eine Gottheit hielten und vor den Grundsätzen der Kirche Frankreichs Abscheu hatten, weil ihnen das ganze Alterthum unbekannt war und weil sie als Söhne unbedeutender Leute nicht wußten, was der Staat ist; ein unterjochtes (debellé) und zitterndes Parlament, von langer Hand her an die Knechtschaft gewöhnt und die Wenigen unter Denen, welche vermöge ihrer Stellung oder Fähigkeit hätten sprechen können, ergebenste Diener, wie der erste Präsident Pelletier, oder heißhungrig nach Gnaden."

Der König erscheint uns bei St. Simon in seinem Alter. Er hat denselben mistrauischen hohen Begriff von seiner Souveränität, wie früher; nur hat das Alter das Mistrauen gesteigert, die Liederlichkeit und Verweichlichung ihn noch mehr in die Knechtschaft der Jesuiten geliefert und ihm die stellvertretende, unfreiwillige Genugthuung mit dem Blute Anderer noch annehmlicher, ja ihm unentbehrlich gemacht.

Einer der, wenn auch niederen Rechtstitel, welche Port-Royal aufzuweisen hat, um in der Geschichte eine bedeutende Stelle einzunehmen, ist die Wichtigkeit, welche ihm der große Ludwig gab,

den selbst sein Schatten noch nicht ruhen ließ. — St. Simon giebt uns im Verlaufe seiner Memoires mehrere Anekdoten an die Hand, welche seinen Haß gegen Port-Royal, ja seine Angst davor, und die Motive, welche ihn steigerten, trefflich charakterisiren.

„Der König, welcher wegen der beiden Processionen und der Salute (saluts) immer zu Versailles die Octave von Frohnleichnam zubrachte, ging auch immer nach dem Salut der Octave nach Marly. Anno 1699 entdeckte er, daß die Gräfin Grammont [1]) einige Tage dieser Octave zu Port-Royal des Champs zugebracht habe, wo sie erzogen war und wofür sie immer große Anhänglichkeit erhalten hatte. Das war ein Verbrechen, welches für jedes Andere unverzeihlich gewesen wäre; aber der König hatte für sie persönlich eine wahre Hochachtung und eine Freundschaft, welche Frau von Maintenon sehr misfiel; diese hatte sie nie brechen können und duldete sie, weil sie es nicht anders machen konnte. Sie zeigte nichts desto weniger der Gräfin ihre Eifersucht durch, obgleich gemäßigte, Züge übler Laune, und die Gräfin, welche sehr groß war, und ganz dieses Air und die Haltung mit einer vornehmen Miene, Reste von Schönheit und mehr Geist und Grazie hatte, als irgend eine Dame bei Hof, gab sich keine Mühe, sie an sich zu halten und zeigte ihrerseits gegen Frau von Maintenon durch das ganz geringe Empressement um sie, daß sie auch dieses Wenige nur aus Achtung für den Geschmack des Königs bezeuge. Diese Reise nun, welche Frau von Maintenon sich zu Nutz zu machen suchte, versetzte die Gräfin nur in Pönitenz, nicht in Ungnade. Sie, die immer bei allen Reisen nach Marly war, wurde zu der diesmaligen nicht beigezogen. Das war eine Neuigkeit! Sie lachte mit ihren Freunden heimlich darüber. Außerdem beobachtete sie Stillschweigen und ging nach Paris. Zwei Tage darauf schrieb sie den König durch ihren Mann, welchem es frei stand nach Marly zu gehen, schrieb aber

1) Sie war eine Hamilton. Diese Familie und die Monskri waren vor der Revolution aus England gewichen (1647). Die beiden verschwisterten Mütter und ihre vier Töchter fanden in Port-Royal und beim Herzoge von Luynes in Baumurier ein Asyl. Letztere wurden gegen acht Jahre in Port-Royal erzogen. Sie waren so arm, daß es heißt, man habe ihnen wo möglich die Kleider der Postulantinnen, welche den Schleier nahmen, zu gut kommen lassen.

weder an Frau von Maintenon, noch ließ sie ihr etwas sagen. Der König sagte zum Grafen Grammont, der seine Frau zu entschuldigen suchte, es habe ihr nicht unbekannt sein können, was er über ein ganz jansenistisches Haus denke, über eine Secte, die er verabscheue. Bald nach der Rückkehr des Königs nach Versailles kam die Gräfin Grammont daselbst an und sah den König besonders bei Frau von Maintenon. Er zankte sie, sie versprach nicht mehr nach Port-Royal zu gehen, ohne es jedoch im Geringsten abzuschwören; sie versöhnten sich wieder und zum großen Misvergnügen der Frau von Maintenon blieb keine Spur davon zurück."

St. Simon erzählt dieselbe Geschichte noch einmal zum Jahre 1703 (Band IV. p. 11 und 12.) Der König erscheint darin noch leidenschaftlicher, die Aussöhnung noch empfindlicher für Maintenon, welche durch diese Geschichte sich einer verhaßten Theilhaberin an der Gnade des großen Königs hatte geschickt entledigen wollen. „Die Gräfin habe seitdem Maintenon nie mehr allein einen Besuch gemacht; der König habe dabei zeigen wollen, daß er auch von dieser nicht geleitet werde, indem er selbst dazu beitrug, daß der Hof der Gräfin sofort auf einem ihr vom Könige geschenkten Landsitze seine Ehrerbietung bezeugte. Die Gräfin ne s'en haussa ni baissa." —

„Sie hatte Schnabel und Klauen." — „Es war ihr von ihrer Erziehung in Port-Royal ein Keim geblieben, welcher sie zu einer gediegenen Frömmigkeit zurückrief, sogar ehe das Alter, die Welt oder der Spiegel sie auf den Gedanken einer Änderung bringen konnte. Mit der Frömmigkeit, unterrichtet, wie sie es war, gewann die Liebe zu Denen, welchen sie ihre Erziehung verdankte, und die sie alle Zeit ihres Lebens erwiesen hatte, über die Politik die Oberhand." Das habe sie auch zu jenem Besuche in Port-Royal bewogen.

Zum Jahre 1703 erzählt St. Simon nach der mündlichen Mittheilung des königlichen Leibwundarztes Marechal, welcher damals anfing, ins Vertrauen des Königs gezogen zu werden, er sei von dem Wundarzte von Port-Royal d. Ch. gebeten worden, eine Nonne zu sehen, welcher dieser einen Fuß glaubte abschneiden zu müssen. Marechal versprach es auf den folgenden Tag. Als Jemand an diesem Tage beim Austritte vom Lever des Königs

ihm vorschlug, mit zu einer Operation zu kommen, lehnte Marechal es ab, da er sich nach Port-Royal versprochen habe. Bei diesem Namen zog ihn einer von der Facultät bei Seite und fragte ihn, ob er auch wisse, was er thue, indem er nach Port-Royal gehe? Marechal, ein ganz einfacher Mann, ganz unbekannt mit all den Geschichten, welche unter diesem Namen so großen Lärmen gemacht hatten, wurde durch die Frage überrascht und noch mehr, als man ihm sagte, daß er dabei nicht weniger aufs Spiel setzte, als sich fortjagen zu lassen; er konnte nicht begreifen, daß der König es misbilligen werde, daß er hingehe, um zu sehen, ob man einer Nonne den Fuß abnehmen sollte, oder nicht. Als Mittelweg versprach er, es dem Könige zu sagen, ehe er hinginge. Und wirklich fand er sich bei der Rückkehr des Königs von der Messe ein, und da dies nicht die Stunde war, wo er gewöhnlich aufwartete, fragte ihn der König, was er wolle. Marechal erzählte einfältig, was ihn herführe und die Überraschung, die es ihm gemacht habe. Bei diesem Namen Port-Royal richtete (bäumte) sich der König gerade auf, wie er gewöhnlich bei Dingen that, die ihm misfielen, und blieb zwei oder drei Paternoster lang ohne zu antworten, ernsthaft und nachdenklich, und sagte dann zu Marechal: „Ich bin damit einverstanden, daß Sie hingehen, aber unter der Bedingung, daß Sie sich sogleich aufmachen, um Zeit vor sich zu haben, daß Sie unter dem Vorwande der Neugierde das ganze Haus, die Nonnen im Chor und überall, wo es möglich ist, sehen, daß Sie sie zum Sprechen veranlassen, Alles genau untersuchen und mir diesen Abend davon Bericht erstatten."

Marechal, in noch größerem Staunen, machte seine Reise, sah Alles und versäumte nichts von dem, was ihm vorgeschrieben war. Er wurde mit Ungeduld wieder erwartet; der König fragte wiederholt nach ihm, und hielt ihn, als er kam, gegen eine Stunde in Fragen und Erzählungen hin. Marechal hielt eine ununterbrochene Lobrede auf Port-Royal; er sagte dem Könige, das erste Wort, das man mit ihm gesprochen habe, sei gewesen, daß man gefragt habe, wie es mit der Gesundheit des Königs stehe, und das sei wiederholt geschehen; man bete nirgends so viel für ihn, wovon er in den Offizen des Chors Zeuge gewesen sei. Er bewunderte die Liebe, die Geduld, die Bußübungen, welche er beobachtet habe; er fügte bei, nie sei er in einem Hause gewesen,

dessen Frömmigkeit und Heiligkeit ihm einen so großen Eindruck gemacht habe. Das Ende der Erzählung war ein Seufzer des Königs, welcher sagte, es seien Heilige, welche man zu sehr gedrückt, mit deren Unwissenheit in den Thatsachen und mit deren Eigensinn man nicht genug Nachsicht gehabt habe, und in Betreff deren man viel zu weit gegangen sei. — „Das war der gerade, natürliche Sinn, welcher sich herausstellte, durch die ungeschminkte Erzählung eines noch unverdorbenen (neuf wohl à la cour) und neutralen Mannes, welcher sagte, was er sah, welchen der König nicht beargwohnen konnte und der daher alle Freiheit hatte zu sprechen; aber der König, an die Gegenpartei verkauft, gab nur ihr Zutritt, und so wurde auch dieser zufällige Eindruck der Wahrheit bald vernichtet."

So weit St. Simon. Wir entnehmen ihm wörtlich die Erzählung eines anderen, uns im allgemeinen schon bekannten, verhängnißvollen Vorfalls, welcher den König für immer unversöhnlich gegen die Jansenisten machte. —

„Pater Quesnel [1]), immer noch unter diesem Namen bekannt, weil er lange Zeit im Oratorium gewesen war, war nach Arnaulds Tode Nachfolger dieses großen Parteihauptes. Wie sein Meister hielt er sich verborgen, um gegen die Gewalten geschützt zu sein, welche durch alle Springfedern der Jesuiten und ihrer Creaturen in Bewegung gesetzt waren. So zu sagen im Besitze des Gewissens der Könige von Frankreich und von Spanien (seit dieses einem Bourbon zugefallen war; zu Spanien gehörte bekanntlich Belgien), achteten sie die Conjunctur günstig, um zu versuchen, durch das Zusammenwirken beider Könige sich der Person des Pater Quesnel und aller seiner Papiere zu bemächtigen. Dieser wurde verkauft, entdeckt und in Brüssel den Tag vor Pfingsten 1703 festgenommen. Es genügt mir hier zu sagen, daß er entfloh, indem er ein benachbartes Haus durchbrach und mitten durch tausend Gefahren nach Holland entkam; aber seine Papiere wurden genommen, worin sich eine Menge Waare fand, wovon die molinistische Partei großen Gebrauch zu machen wußte [2]). Man fand dabei Chiffern, eine Menge von Namen mit dem

1) Siehe Beilage LI.

2) Namentlich auch den Brief an den Grafen d'Avaux, welcher den König sehr erbittern mußte.

Schlüssel dazu [1]), und viele Briefe und Correspondenzen. Ein Benedictiner von der Abtei Auvillé in der Champagne, welcher schon wegen der Lehre Ungelegenheiten gehabt hatte, fand sich sehr darein verwickelt. Man beschloß, ihn festzunehmen und auf alle Papiere, die sich im Kloster fänden, die Hand zu legen. Der Mönch entfloh und nicht Ein Papier war in seiner Zelle; dafür wurde man aber durch die reiche Ernte entschädigt, welche man in der vollgepfropften Zelle des Unterpriors machte. Das Alles wurde nach Paris gebracht und genau untersucht. Man fand darin eine genaue Correspondenz zwischen Pater Quesnel und diesem Geistlichen und eine sehr große, auch durch seine Vermittlung zwischen dem nämlichen Pater Quesnel und dem Erzbischofe von Rheims."

„Das Schlimmste war, daß man darunter von der Hand des Mönchs auch Concepte eines Buches fand, welches, erst kürzlich in Holland gedruckt, die Monarchie sehr mit der Tyrannei zusammenwarf, und sehr nach Republikanismus roch, ganz nach den Gedanken, welche der bekannte Richer, welcher Rom und den Jesuiten so gehässig war, feierlich widerrufen, die er aber während der wüthenden Zeiten der Ligue durch den Druck verbreitet hatte. So wurde denn dieser Mönch von Auvillé der Auctorschaft dieses eben gedruckten Buches gegen die Monarchie überwiesen. Mehr brauchte es nicht, um wenigstens Pater Quesnel in Verdacht zu bringen, daß er derselben Ansicht, der Erzbischof von Rheims [2]) aber, daß er wenigstens der vertraute Mitwisser bei diesem Werke sei, wenn er nicht gar dieselben Gesinnungen hegte."

„Man kann urtheilen, was für allen möglichen Gebrauch die Jesuiten, seine Feinde, welche er immer ganz ungestraft mishandelt hatte, von einem so großen Vortheile zu machen wußten. Der König ergab sich (entra dans une grande indignation) einer

1) Quesnel selbst führt den Namen prieur de Fresne oder Rebek, sein Neues Testament les quatre frères (zunächst die vier Evangelien); Noailles heißt l'abbé de St. Bernhard, der König M. de St. Achiles.

2) Le-Tellier, Sohn des Ministers, schon beim Abschlusse des Kirchenfriedens behülflich, stets ein Feind der Jesuiten. Als er als Coadjutor nach Rheims kam, baten ihn die Jesuiten um seine Protection; er sagte, in Rheims könne er nichts für sie thun, aber in seinem Bisthum in partibus stehe er ihnen zu Dienst. Er und der Erzbischof von Rouen, Colbert, verfochten lange Jahre ihre Ordinariatsrechte, dabei auch jansenistische Kirchendisciplin und Moralgrundsätze gegen die Orden, besonders gegen die Jesuiten, verdammten aber Jansens Lehre. Ohnedies waren sie zu reich und hoffärtig für die Jansenisten.

großen Entrüstung. Die Familie des Erzbischofs, welche ohnedies schon ganz im Credit und in der Achtung gesunken war, seit sie das Ministerium verloren hatte, und seine Freunde waren sehr erschreckt. Sie gaben dem Erzbischofe, der in Rheims war, Nachricht davon; statt daß er gekommen wäre, um zu versuchen sich zu rechtfertigen, hielt ihn der Schrecken daselbst zurück. Sein Aufenthalt (in seiner Diöcese) in einer solchen Conjunctur war ein weiterer Grund des Triumphs und eine Gelegenheit, ihm üble Dienste zu leisten, die ihn am Ende nöthigten (an den Hof) zurückzukehren. Er erhielt mit Mühe eine Audienz beim Könige, sie war unangenehm; beim Ausgange davon war er noch übler mit ihm daran, als zuvor, und seine sehr entschiedene Ungnade währte, bis lange nachher ein Zufall ihn daraus zog."

Über das Benehmen der Jansenisten bei dieser Gelegenheit schreibt St. Simon (unter 1709): „Wie bei langwierigen Streitigkeiten, wenn die weltliche Macht dabei bis zur Verfolgung Partei nimmt, die Geister sich erhitzen und gegenseitig die Grenzen überschreiten, so geschah es auch, daß einige Jansenisten heimlich einen, mehrere, ja die fünf ketzerischen Sätze, freilich in großem Geheimniß behauptet hatten. Dieses Mysterium war durch Papiere, welche in der Abtei St. Thierry mit Beschlag belegt worden waren, ans Licht gebracht worden. Die ganze jansenistische Partei erhob protestirend ein Geschrei und erneuerte ihre Unterwerfung mit Herz und Geist unter die Verdammung der fünf Sätze, welche sie ohne Schonung fünf Ketzereien nannte, und gegen die Ungerechtigkeit, daß man ihr die Ketzerei einiger verbrannten Köpfe zurechnen wollte, welche sie vollkommen desavuirte und mit welchen sie allen Verkehr und jede Gemeinschaft abbrach [1])."

Die tiefe Erbitterung des Königs entlud sich zunächst noch nicht auf Port-Royal selbst. Wir müssen erstaunen, welche Rücksicht und Schonung ein sonst so absoluter Despot bei seinem unversöhnlichen Zorn gegen dieses Kloster und gegen die öffentliche Meinung zeigte, welche beinahe noch seine einzige Stütze und die nicht so einzuschüchtern war, wie der Pabst. Die Erbitterung des

1) Und doch nennt St. Simon den ziemlich entschiedenen Quesnel das Haupt der Partei! Gerberon, der sich noch offener für die fünf Sätze aussprach, war allerdings in der Minderheit. Über ihn siehe Beilage LII.

Königs, die tief glimmende Glut gab sich jedoch in den folgenden Jahren, wie durch einzelne Funken, durch Ausbrüche gegen Port-Royal befreundete Personen kund.

Ob Troisville mehr Port-Royal schadete oder dieses ihm, ist schwer zu entscheiden. Wir haben ihn schon bei Gelegenheit der Übersetzung des Neuen Testaments kennen gelernt. Zu dem Jahre 1704 bemerkt St. Simon: „Der König verweigerte seine Genehmigung, daß Troisville, welchen das Herkommen Treville aussprechen läßt, Mitglied der französischen Akademie würde, worein er gewählt war. Er antwortete, er billige es nicht, man solle einen Anderen wählen."

„Troisville war ein Adeliger aus Bearn, von viel Geist und Belesenheit, sehr angenehm und sehr galant. Er trat sogleich mit vielem Glücke in der Welt auf, wo er von den Damen du plus haut parage von Geist und selbst von den ruhmreichen sehr gesucht und äußerst gut aufgenommen wurde; auch war er mit ihnen lange mehr als sehr gut. Der Krieg schlug ihm nicht so gut zu, als der Hof; die Strapazen paßten nicht für seine Trägheit, noch das Geräusch der Waffen für die Delicatesse seines Geschmacks. Seine Tapferkeit wurde beanstandet. Kurz er war bald eines Handwerks überdrüssig, das er nicht für sich gemacht fand. Er konnte über den Eindruck, den dieses Benehmen machte, nicht Herr werden; er warf sich in die Frömmigkeit, verabschiedete den Hof und trennte sich von der Welt. Das Genre der Frömmigkeit des berühmten Port-Royal war das unterrichteter Personen von Geist und gutem Geschmack. Er wandte sich daher nach dieser Seite, zog sich völlig zurück und dauerte mehrere Jahre in der Einsamkeit und in der großen Frömmigkeit aus.

Aber er war leicht und veränderlich. Die Abwechslung lockte ihn; er ging in seine Heimath [1]), kam in Zerstreuungen; nach Paris zurückgekehrt gab er sich ganz an gewisse Pflichten hin, um seine Schwachheit zu erleichtern, er fand sich wieder fleißig bei den Toiletten ein, sein Fuß gleitete, aus einem Frommen wurde er ein Philosoph. Nach und nach ließ er sich wieder darauf ein, ausgesuchte Gastmahle zu geben, in Allem sich durch einen schwer

1) Wovon man in Port-Royal Denjenigen, welche sich der Einsamkeit entschieden ergeben hatten, in der Regel weislich abrieth.

zu erreichenden Geschmack auszuzeichnen, mit Einem Worte, er zog sich den Verdacht zu, daß er gröblicher Weise Epikuräer geworden sei. Seine alten Freunde in Port-Royal, sehr beunruhigt durch dieses Leben und die schönen Verse, denen er sich wieder gewidmet hatte, deren Delicatesse und Galanterie charmant war, brachten ihne endlich wieder zu sich und zu dem zurück, was er gewesen war."

„Aber er entwischte ihnen noch einmal und sein Leben artete in eine Höhe und Tiefe von hoher Frömmigkeit, Weichlichkeit und Freiheit aus, welche sich quartalweise ablösten und wurde eine Art von Problem, so daß er, ohne den Geist, welcher ihn aufrecht hielt und gesucht machte, dadurch ganz entehrt und vollkommen lächerlich geworden wäre."

„Seine letzten Jahre waren mehr eine geregelte Bußübung und entsprachen besser den Anfängen seiner Frömmigkeit. Was er zu allen Zeiten davon bewahrte, war eine vollkommne Entfernung vom Hofe, dem er sich nie mehr näherte, seit er sich davon entfernt hatte, und eine feine Satyre über das, was dabei vorging, was ihm der König vielleicht noch weniger verzieh, als daß er Port-Royal anhing. Dies zog ihm auch die Verweigerung der königlichen Bestätigung für die Akademie zu, welche ohnedies bei seiner so ausgesprochenen großen Frömmigkeit für ihn unpassend war."

Er starb 1708 unverheirathet in Paris.

Abgesehen von dem Mangel an kriegerischem Muthe und seinem Geiste von seltener Feinheit des Geschmacks ist Troisville ein Bild, welches den Wankelmuth mehrerer bedeutenden Personen charakterisirt, welche wiederholt den Anlauf nahmen, sich Port-Royals Strenge zu übergeben.

Wir glauben uns nicht zu täuschen, indem wir auch den leidenschaftlichen Ausbruch des königlichen Zorns über die Tochter Pomponnes (im Jahre 1707) theilweise auf Rechnung der Arnauld schreiben. Sie war als Gattin des Ministers Torcy an der königlichen Tafel nach einigen Complimenten über der später angekommenen Herzogin von Duras gesessen. Der König wandte während der Tafel das zornglühende Auge beinahe nicht von ihr ab und sprach beinahe kein Wort. Kaum war er nach der Tafel in dem Gemache der Frau von Maintenon angekommen, so sagte

er zu ihr, er sei soeben Zeuge einer unglaublichen Insolenz gewesen, welche ihn in einen solchen Zorn gebracht habe, daß es ihm unmöglich gewesen sei zu essen, und erzählte, was er mit den beiden Plätzen gesehen habe; ein solches Unterwinden wäre von einer Frau von Qualität, wenn auch von noch so hoher Geburt, unerträglich gewesen; aber bei einer petite bourgeoise, Tochter von Pomponne, die sich Arnauld nenne, an einen Colbert verheirathet — er gestehe, daß er zehnmal auf dem Punkte gewesen sei, sie von der Tafel zu entfernen. Er ermangelte nicht, dabei auf die Genealogie der Arnauld einzugehen. — Es war ihm dabei gewiß nicht blos um die hohe Würde der Herzoge zu thun, welche er, wie St. Simon bemerkt, seine ganze Regierung über absichtlich erniedrigt hatte, sondern auch der Name der Arnauld kränkte ihn. St. Simon erzählt [1]) weiter: „Als der Herzog von Orleans abreiste, um das Commando der Armeen Philipps V zu übernehmen, fragte ihn der König, wen er mit sich nach Spanien nehme. Der Herzog nannte ihm Fontpertuis. — Wie, mein Neffe, erwiderte der König, den Sohn der Närrin, die Arnauld überall nachgelaufen ist, einen Jansenisten? Je ne veux point de cela avec vous. — Meiner Treue, antwortete ihm der Herzog von Orleans, ich weiß nicht, was die Mutter gemacht hat; aber was den Sohn betrifft, er ein Jansenist! er glaubt nicht an Gott. — Ist es möglich, erwiderte der König, und versichern Sie mich dessen? Wenn es so ist, so ist kein Fehler dabei, wenn er mitgeht; Sie können ihn mitnehmen."

„Sogleich nach der Tafel erzählte es mir der Herzog von Orleans und wollte vor Lachen bersten; er fand es so komisch, daß er es nicht verschweigen konnte. Man lachte bei Hof und in der Stadt viel darüber; die größten Freigeister wunderten sich, bis zu welcher Verblendung die Jesuiten und St. Sülpice führen konnten. Das Seltsamste war, daß der König es dem Herzoge von Orleans nicht übel nahm, und daß er nie darüber mit ihm gesprochen, noch etwas zu verstehen gegeben hat, und daß Fontpertuis den Herzog in beiden Feldzügen begleitete."

1) Folgendes entnehme ich der Ausgabe seiner Memoires von 1791, dem vierten Bande, Seite 153 u. f.

Die Jesuiten und Port-Royal nach St. Simon.

Der König erscheint auch in dieser Sache nur als das glänzende Werkzeug; er war, wie St. Simon öfters sagt, bombardé. Vor Allem waren es auch nach ihm die Jesuiten, welche durch den König die Unterdrückung und Zerstörung Port-Royals bezweckten und ausführten.

St. Simon leitet den Kampf zwischen Port-Royal und den Jesuiten folgendermaßen ein: „Das unaussprechliche, unvergleichliche Mysterium der Gnade, eben so wenig im Bereiche unseres Verständnisses und unserer Erklärung, als das der Trinität, ist in der Kirche ein Stein des Anstoßes geworden, seit das System St. Augustins über dieses Mysterium beinahe mit seinem Erscheinen auch Widersprecher in den Priestern von Marseille gefunden hat. St. Thomas, wie die erleuchtetsten Personen, hat es aufrecht erhalten, die Kirche hat es in ihren allgemeinen Concilien adoptirt, und insbesondere die römische Kirche und die Päbste. Allein so ehrwürdige Entscheidungen, welche der wiederholten Verdammung der Lehre der Pelagianer und Semipelagianer so sehr entsprachen, konnten eine fortlaufende Reihe von Sectirern der entgegenstehenden Lehre nicht verhindern, welche nicht wagten, sich offen hinzustellen, sondern allerlei Gestalten annahmen, um sich, nach Weise der Halbarrianer, zu verbergen."

„In den letzten Zeiten wagten die Jesuiten, als Herren über die Höfe durch den Beichtstuhl beinahe aller Könige und katholischen Souveräne, beinahe über das ganze Publicum durch den Unterricht der Jugend, durch ihre Talente und ihre Kunst; die Jesuiten, Rom nothwendig, um seine Ansprüche auf die weltliche Macht der Souveräne, auf die Monarchie über das Geistliche, auf Vernichtung des Episkopats und der allgemeinen Concilien (in die Geister) einzuschwärzen; die Jesuiten, welche durch ihre Macht und ihre Reichthümer, die sie alle zu ihren Planen anwendeten, furchtbar geworden waren, auctorisirt durch ihr Wissen in allen Fächern, durch alle möglichen Künste sich einzuschmeicheln, liebenswürdig durch eine Leichtigkeit und eine Tournure, welche man noch nie im Beichtstuhle begegnet hatte, von Rom begünstigt wegen eines ihrer Gesellschaft eigenthümlichen vierten Gelübdes gegen den Pabst, und geeigneter als irgend ein Anderer, seine höchste

Gewalt auszudehnen, überdies empfehlenswerth durch die Härte eines ganz dem Studium und der Vertheidigung der Kirche gegen die Ketzer geweihten Lebens, durch die Heiligkeit ihrer Stiftung und ihrer ersten Väter; schrecklich endlich durch die raffinirteste, tiefste Politik, welche unvergleichlich erhaben war über jede andere Rücksicht, als die ihrer Herrschaft, unterstützt durch eine Regierung, deren Seele die Monarchie, die Auctorität, die Grade, die verschiedensten Triebfedern, das Geheimniß, die Uniformität in den Ansichten und die große Mannigfaltigkeit der Mittel sind — die Jesuiten, sage ich, nach verschiedenen Versuchen und insbesondere nachdem sie die (theologischen) Schulen jenseits der Alpen unterjocht und die diesseits entnervt hatten, wagten durch ein Buch ihres Pater Molina eine Lehre über die Gnade aufzustellen, welche dem Systeme St. Augustins, St. Thomas, aller Väter, der allgemeinen Concilien, der Päbste, der römischen Kirche ganz entgegengesetzt war, welche, mehrmals bereit diese Lehre der Jesuiten zu verdammen, immer die Ausführung hinausgeschoben hat. Die Kirche von Frankreich insbesondere erhob sich gegen diese angenehmen Neuerungen, welche durch die Erleichterung der Seligkeit und durch den Stolz des menschlichen Geistes so große Eroberungen machten."

„Die Jesuiten, im Gedränge über eine so schwierige Defensive, fanden ein Mittel, Zwietracht in die Schulen Frankreichs auszusäen, und durch tausend Wendungen ihrer Geschmeidigkeit, der Politik und offenen Gewalt, endlich durch die Unterstützung des Hofs, der Sache eine andere Gestalt zu geben, eine Ketzerei zu erfinden, welche weder Urheber, noch Sectirer hatte, und sie einem Buche Jansens zuzuschreiben, welcher als Bischof von Ypern, im Schoos der Kirche und in Verehrung gestorben war. So erreichten sie ihren Zweck, aus der Defensive in die Offensive zu kommen, und ihre Gegner aus Anklägern zu Angeklagten zu machen. Daher kam der Name Molinist und Jansenist, welcher die beiden Parteien unterscheidet, daher die großen, langen Debatten in Rom über diese ideale Ketzerei, welche von den Jesuiten gezeugt, oder vielmehr erfunden war, um den Gegnern Molinas den Boden unter den Füßen wegzunehmen."

De la Tour, General des Oratoriums, Beichtiger der hohen Welt nach den Grundsätzen Port-Royals.

Aus St. Simon lernen wir nun hauptsächlich, wie die Jesuiten das Netz ihres Beichtstuhls über alle dem Hofe angehörigen Personen auszubreiten wußten. Seitdem die Einsiedler von Port-Royal vertrieben waren, seit Singlin gestorben war, Sacy sich in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, war keiner unter den Männern von Port-Royal mehr als Beichtvater bei Personen hohen Ranges wirksam. Dieses Erbe ging auf das Oratorium über, welches nach etwas gemäßigteren, im Grunde aber doch nach denselben Grundsätzen im Beichtstuhle wirkte. Besonders erregte der General dieser Congregation, de la Tour, dadurch den Neid der Jesuiten.

De la Tour war von gutem Adel und früher Page bei Mademoiselle gewesen. „Er war, schreibt St. Simon, ein großer, schöner Mann, von angenehmem Gesicht, aber imposant, sehr bekannt durch seinen geschmeidigen, aber festen Geist, gewandt, aber kräftig in seinen Predigten und in seiner Beichtleitung. Er zeichnete sich sehr durch seine Weisheit, durch seine Gabe zu leiten und zu regieren aus; es wurde auf ihn mit einer gespannten Aufmerksamkeit gelauert, welcher nichts entging, ohne daß er je einen falschen Schritt gethan hätte. Der König, welcher von den Jesuiten und von St. Sülpice vorgeschoben, von ganzem Herzen Streit mit ihm suchte, sprach sich öfters lebhaft ärgerlich, aber mit Bewunderung über die Weisheit des Mannes aus und gestand, so lange er ihn auch ausspionire, habe er doch keinen Fehler an ihm finden können. Seine Unterhaltung war heiter, oft witzig, anziehend, aber ohne daß er seinen Charakter verleugnet hätte. Kurz er war ein imposanter Mann, welcher der größten Achtung genoß[1]). Er galt, wie die Meisten seiner Congregation, für einen Jansenisten, das heißt, für gewissenhaft in seiner Regel, fleißig im Studium, streng in der Ascese, gehaßt von St. Sül-

1) Mit Beziehung auf die Bulle Unigenitus schreibt St. Simon weiter: Dennoch betrog ihn seine Einsicht am Ende, und wir werden ihn später in eine schreckliche Grube fallen sehen, worein seine Auctorität, indem er ein großes Übel zu vermeiden hoffte, den Cardinal Noailles und den Kanzler Daguesseau mit hineinzog, was böse Folgen hatte.

pice und den Jesuiten, und deshalb gar nicht mit ihnen verbunden, beneidet von den Einen in ihrer Unwissenheit, von den Anderen aus Eifersucht, daß ihnen die Leitung so weniger Collegien und Seminarien übergeben war, und über die große Zahl ihrer Freunde und ausgezeichneten Männer, welche sie ihnen vorzogen.

Die Nichte der Frau von Maintenon, Frau von Quailus, war vom Hofe verbannt worden, besonders wegen ihres Verhältnisses mit dem Herzoge von Villeroy. „Sie hatte, schreibt St. Simon, sich diese Verbannung zu Nutz gemacht; sie war ehrlich zu Gott zurückgekehrt und hatte sich in die Hände de la Tours übergeben. Seitdem theilten sich beständiges Gebet und gute Werke in all ihre Zeit, und ließen ihr keine übrig für irgend eine Gesellschaft, das Fasten war ihre gewöhnliche Übung; von der Offiz des Gründonnerstags bis zu Ende deren am stillen Samstag entfernte sie sich nicht aus St. Sülpice. Dabei war sie heiter, aber mit Maß, sah nur noch, und dazu selten, Personen von großer Frömmigkeit. Gott goß so viele Gnaden über sie aus, daß diese so weltliche Dame, welche so dazu geschaffen war, die Vergnügungen der Welt zu genießen und deren Freude zu sein, in dieser langen Zeit nur bedauerte, daß sie die Welt nicht früher verlassen hatte; sie hatte nie einen Augenblick Langeweile oder Überdruß in einem so harten, einförmigen Leben, welches nur eine ununterbrochene Kette von Gebeten und Bußübungen war."

Eine so glückliche Lage wurde — um von höheren Personen zu schweigen — durch die Unwissenheit und den närrischen Eifer ihrer Tante gestört; diese meldete ihr, der König könne es sich nicht länger gefallen lassen, daß sie unter der seelsorgerischen Leitung von de la Tour stehe; er sei ein Jansenist, der sie ins Verderben stürze; es gebe in Paris noch andere gelehrte, fromme Personen, deren Gesinnungen nicht verdächtig seien; man lasse ihr die Wahl unter diesen Allen, man verlange zu ihrem Besten und um ihrer Seligkeit willen diese Gefälligkeit von ihr; sie könne dem König diesen Gehorsam nicht verweigern; sie sei arm seit dem Tode ihres Mannes; wenn sie sich gutwillig diesem Willen gemäß bezeige, werde ihre Pension von 6000 Livres auf 10,000 erhöht werden. — Frau von Quailus entschloß sich mit Mühe; die Furcht vor Plackereien vermochte mehr über sie, als die Versprechungen. So gab sie denn de la Tour auf, nahm einen Beichtvater nach dem

Wunsche des Hofs und war bald nicht mehr dieselbe; das Gebet machte ihr Langeweile, sie wurde der guten Werke überdrüssig, die Einsamkeit wurde ihr unerträglich. Da sie ihre Anmuth des Geistes unversehrt behalten hatte, fand sie leicht angenehmere Gesellschaften, worin sie bald die alte Rolle spielte. Sie knüpfte mit dem Herzoge von Villeroy wieder an. Es zeigte sich aber bald, daß in den Augen des Königs und der Frau von Maintenon diese Inconvenienz als nichts erschien, im Vergleich mit der, daß sie unter der Leitung eines Jansenisten ein frommes Leben führte."

Die Jesuiten glaubten sich in sicherem Besitze des Prinzen Condé; er war bei ihnen erzogen und hatte ihnen seinen einzigen Sohn ins Collegium gegeben; besonders auf seinem geliebten Chantilly lebte er nur in ihrer Gesellschaft. Allein in seiner letzten Krankheit ließ er einige Monate lang de la Tour täglich heimlich zu sich kommen und berief ihn dann öffentlich. Seinen officiellen Beichtvater, einen ungebildeten Jesuiten, Rector in Rouen, hatte er jährlich an Ostern mit Extrapost kommen lassen. Als dieser jetzt im Postwagen zu ihm reiste, weigerte er ihm den Zutritt und die Bezahlung der Reise. Das war für die Jesuiten „eine blutige Beschimpfung."

Dabei zeigte sich, wie wahr der erste Präsident Harlay gesprochen hatte, indem er zu den Jesuiten gesagt hatte: „Meine Väter, es ist ein Vergnügen mit Ihnen zu leben"; und sofort hatte er sich zu den Oratorianern gewandt: „Und ein Glück, meine Väter, mit Ihnen zu sterben."

Die Beichtväter des Königs: de La-Chaise.

Der König nöthigte die königlichen Prinzen selbst im Mannesalter von ihm, in der Regel seinen Beichtvater anzunehmen. Und wir wenden uns nun zu den beiden furchtbaren Männern, welche, unter dem Namen der Ehre Gottes, des Wohls der Kirche, der Ketzerei, durch ihr Werkzeug, den König, so viel Blut und Thränen mit kaltem Herzen und fester Hand, ohne vor einem Mittel zu erschrecken, vergossen haben.

Den ersten derselben, Pater de La-Chaise, finden wir über Erwarten human. Zweiunddreißig Jahre regulirte er das Gewissen des Königs; zehn Jahre vor dem Widerrufe des Edicts

von Nantes war er in seine Würde getreten. „Er war, schreibt St. Simon, Petit-Neveu des Beichtvaters von Heinrich IV, des Jesuiten Cotton. Er war Professor, Rector, Provinzial gewesen. Das Osterfest verursachte ihm mehr als einmal politische Krankheiten, während sich der König an die Montespan gehängt hatte. Einmal schickte er ihm den Pater Dechamps[1]) statt seiner, welcher Muth genug hatte, dem Könige die Absolution zu verweigern."

„Der Pater de La-Chaise war ein mittelmäßiger Kopf, aber von einem guten Charakter, billig, gerade, verständig, klug, sanft und gemäßigt, ein großer Feind der Angeberei, der Gewaltthätigkeit und Alles dessen, was Aufsehen machte. Er hatte Ehre, Redlichkeit, Humanität, Güte; er war leutselig, artig, bescheiden, selbst ehrerbietig. Er und sein Bruder (capitaine de la porte) haben immer öffentlich eine markirte Erkenntlichkeit, ja beinahe eine Art von Abhängigkeit gegen die Villeroy (die Marschälle Villeroy waren Neffen der de La-Chaise) beibehalten; er war, obgleich sehr anhänglich, an seine Familie[2]), in jeder Beziehung uneigennützig; er that sich auf den Adel etwas zu Gute und begünstigte ihn so viel möglich. Er war sorgfältig in den Wahlen für den Episkopat[3]), besonders für die großen Stellen und glücklich darin, so lange er allen Credit darin hatte. Wenn er getäuscht worden war, sah er es ohne Widerstreben ein, er glühte, das Übel wieder gut zu machen, wozu der Betrug ihn veranlaßt hatte. Indeß hatte er ein gutes Urtheil und Vorsicht, er war ein guter Mensch und guter Mönch, ein starker Jesuite, aber ohne Wuth und ohne knechtisches Wesen; er kannte sie besser als er merken ließ und war unter ihnen wie einer von ihnen. Nie wollte er Port-Royal bis zur Zerstörung

1) Dieser war zu seiner Zeit sehr bekannt als Provinzial von Paris. Der große Condé schenkte ihm in den letzten Lebensjahren sein ganzes Vertrauen.

2) Sie waren ihrer zwölf Geschwister.

3) Dieses erklärt sich aus dem unmittelbar Vorangehenden. St. Simon ist ein guter Aristokrat. Daher wohl zum Theil seine Abneigung gegen St. Sülpice, welches meist Leute aus dem niederen Volk für den Klerus abrichtete, die eben so ultramontan waren, als die aristokratischen Jesuiten. Der gute Bürgerstand, durch Port-Royal und das Oratorium vertreten, war, zum Theil aus evangelischer, zum Theil aus politischer Gesinnung, anti-römisch. Die adeligen Hofbischöfe waren nicht minder kriechend, als die aus der Hefe des Volkes; sie mögen dabei die Form etwas mehr beobachtet haben.

treiben, noch sich in etwas gegen den Cardinal Noailles einlassen, ob dieser gleich Alles erlangt hatte, ohne daß de La-Chaise daran Theil genommen hätte. Der cas de conscience und Alles, was gegen jenen gethan wurde, geschah ohne seine Theilnahme. Auch in die chinesischen Angelegenheiten wollte er sich nicht zu weit einlassen, begünstigte aber den Erzbischof von Cambrai so viel möglich. Er hatte immer das N. Testament von P. Quesnel auf seinem Tische, welches seitdem so erschrecklichen Lärmen machte, und wenn man sich wegen des Verfassers verwunderte, daß ihm dieses Buch so vertraut war, antwortete er, er liebe das Gute und Rechte, wo er es finde, er kenne kein vortrefflicheres Buch, keines, das reichere Belehrung gebe; er finde Alles darin, und da er jeden Tag wenig Zeit habe, Andachtsbücher zu lesen, ziehe er dieses jedem anderen vor."

Der König wollte ihm den Abschied nicht geben, als seine Geisteskräfte schon halb erloschen waren; er ließ sich den Cadaver noch bringen, um mit ihm die gewohnten Geschäfte abzumachen." Bei der Todesnachricht sagte der König zu den Oberen des Ordens laut vor den Hofleuten: „Er war so gut, daß ich es ihm manchmal vorwarf; er antwortete mir aber: Ich bin nicht gut, sondern Sie sind hart." Die Zuhörer konnten nicht umhin, bei diesen Worten die Augen niederzuschlagen.

St. Simon erzählt uns: „Marechal, der erste Wundarzt des Königs, welcher sein Vertrauen hatte, ein gerader, durchaus wahrhaftiger Mann, erzählte der Frau von St. Simon und mir eine merkwürdige Anekdote, welche verdient, nicht vergessen zu werden. Er sagte uns also, der König habe im Inneren seines Cabinets, indem er mit Bedauern von dem Verluste des ihm so ergebenen P. de La-Chaise gesprochen, ihm einen großen Beweis seiner Ergebenheit erzählt: Wenige Jahre vor seinem Tode habe de La-Chaise ihm gesagt, er fühle, daß er alt werde, es könne vielleicht schneller, als er denke, der Fall eintreten, daß der König einen anderen Beichtvater wählen müßte; allein die Anhänglichkeit an seine Person bestimme ihn, den König dringend zu bitten, denselben aus seiner Compagnie zu nehmen; er kenne die Jesuiten, sie verdienen bei weitem nicht, was gegen sie gesagt und geschrieben worden sei, aber kurz, er habe ihm wiederholt, er kenne sie, die Anhänglichkeit an des Königs Person und an seine Erhaltung

vermöge ihn, den König zu beschwören, daß er ihm diese Bitte gewähre; diese sehr ausgedehnte Compagnie sei aus gar verschiedenen Leuten und Geistern zusammengesetzt, für welche man nicht einstehen könne, man solle sie nicht in Verzweiflung bringen und sich so einem Zufalle aussetzen, wofür er selbst ihm nicht gut stehen könne; ein böser Streich sei bald gethan und nicht ohne Beispiel. Marechal war bei der Erzählung des Königs erblaßt und hatte seine Verwirrung so gut wie möglich verborgen."

„Diese Rücksicht allein, fährt St. Simon fort, machte, daß Heinrich IV die Jesuiten zurückrief und sie mit Gütern überhäufte. Der König war nicht über Heinrich IV erhaben; er vergaß den Fingerzeig von de La-Chaise nicht und ließ es nicht darauf ankommen, die Rache der Compagnie durch die Wahl eines Beichtvaters außerhalb ihr zu wagen. Er wollte leben und zwar in Sicherheit."

Der König gab zwei Herzogen, die nichts davon verstanden, dem Pfarrer von St. Sülpice, einem guten Schwachkopfe, und dem Bischofe von Chartres den Auftrag, ihm einen neuen Beichtvater unter den Jesuiten zu verschaffen; Maintenon hatte die Hand dabei stark im Spiele, die Jesuiten arbeiteten aus allen Kräften auf P. Tellier hin; so wurde er Beichtvater des Königs, obgleich dieser ihn nicht gekannt hatte.

Pater Tellier.

Pater Tellier, schreibt St. Simon, war durch alle Stufen der Compagnie hindurchgegangen, er war Lehrer, Theologe, Rector, Provinzial, Schriftsteller. Er war mit der Vertheidigung des Confutius-Cultus und der chinesischen Ceremonien beauftragt worden, er hatte diesen Streit zu dem seinigen gemacht und ein Buch geschrieben [1]), welches ihm und den Seinigen beinahe seltsame Geschichten in Rom zugezogen hätte, und das nur vermöge starker Intriguen und Credits in Rom blos in den Index gesetzt wurde. Nicht minder glühend war er in Betreff des Molinismus, zum Umsturz jeder anderen Schule, daß alle Genossen seiner Compagnie in den neuen Dogmen und auf den Trümmern der

1) Die apologie des nouveaux Chrétiens; Arnauld war in der morale pratique sehr dagegen aufgetreten und hatte ihn so persönlich gegen Port-Royal erbittert.

entgegenstehenden, welche von jeher in der Kirche angenommen und gelehrt worden waren, fest gegründet wären. In diesen Principien aufgesäugt, in alle Geheimnisse seiner Gesellschaft in Betracht seines ihr wohlbekannten Charakters zugelassen, hatte er seit seinem Eintritt nur von diesen Fragen und von der inneren Geschichte ihres Fortschrittes gelebt, von dem Verlangen dieses Ziel zu erreichen und von der Überzeugung, daß zu diesem Zweck jedes Unternehmen erlaubt sei. Harten Sinnes, eigensinnig, ohne Unterlaß fleißig, ohne Geschmack für irgend etwas Anderes, ein Feind jeder Verschwendung, jeder Gesellschaft, jedes Vergnügens, unfähig selbst mit seinen eigenen Ordensgenossen eines zu genießen, machte er sich aus Keinem etwas, als je nach dem Maß der Übereinstimmung seiner Leidenschaft mit der, welche ihn ganz in Anspruch nahm. Diese Sache in allen ihren Verzweigungen war ihm die allerpersönlichste geworden und so sehr seine einzige Angelegenheit, daß er nur für sie sann und arbeitete, aber für sie auch unermüdlich. Jede Schonung, jede Mäßigung darin war ihm durchaus gehässig; er ließ sie nur zu, wenn er gezwungen war oder um desto sicherer zu seinem Ziel zu kommen. Alles von dieser Art, was nicht diesen Grund hatte, war in seinen Augen ein Verbrechen und unwürdige Schwäche."

„Sein Leben war aus Geschmack und Gewohnheit hart[1]), er kannte nur eine angestrengte, ununterbrochene Arbeit; er verlangte ein Gleiches von Anderen ohne irgend eine Rücksicht und begriff nicht, daß man welche haben müsse. Sein Kopf und seine Gesundheit waren eisern, sein Benehmen desgleichen, sein Naturel grausam und wild. Ein Ausbund der Maximen und der Politik seiner Gesellschaft, so weit die Härte seines Charakters sich dazu herbeilassen konnte, war er von Grund aus falsch, betrügerisch, unter tausend Falten und Gegenfalten verborgen, verlangte er Alles, wenn er sich zeigen und furchtbar machen konnte, während er nichts gab und über seine noch so ausdrücklich gegebenen Versprechungen spottete, wenn es ihm nicht paßte, sie zu halten und mit Wuth Diejenigen verspottete, denen er sie gegeben hatte. Das war ein schrecklicher Mann, der nichts Geringeres in Schild führte, als Zerstörung, verborgen und offen, und der, zur Auctorität gelangt, sich nicht mehr verstellte."

1) Er war der Sohn eines Pächters in Nieder-Bretagne.

„In dieser Verfassung, unnahbar selbst für die Jesuiten, vier oder fünf von derselben Härtung ausgenommen, wurde er der Schrecken der Anderen; und selbst diese vier oder fünf nahten sich ihm nur zitternd und wagten ihm nur mit großer Mäßigung zu widersprechen, indem sie ihm zeigten, daß er durch seine Vorschläge sich von seinem Gegenstand entferne, welche die despotische Herrschaft seiner Gesellschaft, ihrer Dogmen, Maximen und die radicale Zerstörung nicht blos Dessen war, was ihr entgegenstand, sondern auch alles Dessen, was nicht bis zur blinden Übergabe ihr unterworfen wäre. Das Wunderbare an dieser nie auch nur einen Augenblick durch irgend etwas unterbrochenen Wuth ist, daß er nie irgend etwas für sich selbst beantragte, daß er weder Verwandte, noch Freunde hatte, daß er zum Übelthun geboren war, ohne daß ihn irgend ein Vergnügen, Andere zu verpflichten, rührte, daß er aus der Hefe des Volkes war und es nicht geheim hielt; gewaltthätig, daß er selbst den klügsten, ja den meisten und glühendsten Jesuiten bange machte, im Schrecken, er möchte sie stürzen und das nächstemal ihre Ausstoßung herbeiführen."

„Sein Äußeres versprach auch nicht weniger und hielt vollkommen Wort; er hätte im Winkel eines Waldes bange gemacht. Seine Physiognomie war finster, falsch, schrecklich; seine Augen glühend, boshaft, äußerst schief; man war betroffen, indem man ihn sah."

„Bei diesem genauen, getreuen Bilde eines Mannes, welcher Leib und Seele seiner Compagnie geweiht hatte, der keine andere Nahrung hatte, als ihre tiefsten Mysterien, welcher keinen anderen Gott kannte, als sie, welcher sein Leben in dieses Studium versunken zugebracht hatte, bei seinem Naturell und seiner Abstammung, kann man nicht darüber erstaunen, daß er in allem Anderen täppisch und unwissend, bis zum Sich-ertappen-lassen, war, anmaßend, unverschämt, leidenschaftlich, weder die Welt, noch Maß, noch Grade, noch Rücksichten, noch irgend etwas kannte und daß ihm alle Mittel zu Erreichung seiner Zwecke gut waren. Er hatte sich in Rom in den Maximen und der Politik seiner Gesellschaft vollends ausgebildet, welche sich durch die Glut seines Naturells und seine Unbeugsamkeit genöthigt gesehen hatte, ihn schleunigst nach Frankreich zu schicken, als die Versetzung seines Buchs in den Index in Rom Aufsehen machte. Er hatte beim Könige alle Ge-

werden, um nicht zu sagen die heuchlerischen Affenfratzen, eines Mannes gemacht, welcher diese Stelle fürchtete und der sich nur durch den Gehorsam gegen seine Compagnie dazu zwingen ließe."

„Ich habe mich, schließt St. Simon, über diesen neuen Beichtvater verbreitet, weil von ihm die unglaublichen Stürme ausgingen, unter welchen die Kirche, der Staat, die Wissenschaft, die Gelehrsamkeit und so viele rechtschaffene Leute von allen Arten noch bis auf den heutigen Tag seufzen und weil ich eine unmittelbarere, speciellere Kenntniß dieser schrecklichen Persönlichkeit hatte, als irgend Jemand bei Hof" [1]).

Das war also der Mann, welcher dem zertretenen, dem König längst gehässig gemachten Port-Royal den letzten Dolchstich geben sollte; hier haben wir den Schlüssel zu der unbarmherzigen Verfolgung, welche selbst keine Schonung gegen die Todten anwandelte.

St. Simon schildert uns in diesen beiden Männern, von denen der mildere die Zurücknahme des Edicts von Nantes heischte, die beiden Seiten des Jesuitenthums, die adelige devotion aisée, und den zu kalter Zerstörungswuth raffinirten Pöbelfanatismus. Nur müssen wir bemerken, daß die vortreffliche Pragmatik an ein Paar Zahlen anläuft. Den 20. Mai 1708 verlangte der König vom Pabst, Port-Royal solle nicht nur überhaupt aufgehoben, sondern „als Nest der Ketzerei" aufgehoben werden. De La-Chaise stirbt erst am 20. Januar 1709; also paßt die Angabe, er hätte es mit Port-Royal nicht aufs Äußerste treiben wollen, nicht ganz. Die letzten Abscheulichkeiten mögen allerdings mit Recht auf die Rechnung von Tellier geschrieben sein. Aber de La-Chaise verdient nicht so als Engel des Lichts neben ihm zu stehen. — Was mochte St. Simon zu so parteiischer Vertheilung von Lob und Tadel vermocht haben? — Außer persönlicher Neigung und Abneigung gewiß hauptsächlich, daß de La-Chaise von Adel, Tellier von niedriger Abkunft war; daher unser aristokratischer Geschichtschreiber zum voraus geneigt war, in seiner Naturanlage mehr Neigung zu gemeiner Schlechtigkeit vorauszusetzen.

In der Gallerie der Feinde Port-Royals, welche die letzten Steine auf die ersterbende Gemeinde warfen, darf Frau von Main-

1) Tellier wollte den Herzog zum Vertrauten und Genossen seiner Plane annehmen.

tenon nicht fehlen, noch ihr Anhang. St. Simon sagt, „ihre antijanseniſtiſche Krankheit" habe ſich durch nichts zerſtreuen laſſen. Auch ſie glaubte wohl durch Unterdrückung dieſer Ketzerei und ihres Herds, wie durch Zertretung der Reformirten, Gott einen Dienſt zu thun und ſchmeichelte zugleich ihren perſönlichen Eiferſüchteleien. Unter Anderen war die Gräfin Grammont, die Pflegetochter von Port-Royal, in der Hochachtung und Verehrung des Königs nicht zu verdrängen; das nahe Port-Royal, ob ihm gleich die Erziehung von Kindern und Jungfrauen verboten war, warf einen Schatten auf St. Cyr.

Auch auf de La-Chaiſe war ſie eiferſüchtig in hohem Grade, weil er beim König Alles bei Beſetzung der geiſtlichen Stellen vermochte. Er war immer vollkommen unabhängig von ihr und hatte keinen Verkehr mit ihr; ihr Haß kam zum Theil auch daher, daß de La-Chaiſe gegen die Veröffentlichung der Ehe des Königs mit ihr war, wagte aber nie ihm die Zähne zu zeigen, weil ſie des Königs Geſinnung gegen ihn kannte.

Frau von Maintenon ſuchte dem Könige zwei Männer nahe zu bringen, um ihnen und ſomit ſich ſelbſt einen Theil des Einfluſſes in die kirchlichen Angelegenheiten zu erwerben, welchen der Jeſuite ungetheilt ſeit den letzten fünfzehn oder zwanzig Jahren des Epiſkopats von Harlai beſaß. — Der eine war Godet, Biſchof von Chartres, einer der erſten Zöglinge von St. Sülpice, ihr Vertrauter und Beichtvater, Beichtvater von St. Cyr, deſſen erſte Einrichtung, deſſen Geſetze er hauptſächlich feſtſtellte. Deshalb ſprachen mit ihm die Biſchöfe auch: plaît-il maitre. Er war ein entſchiedener Gegner ſeines Mitſchülers in St. Sülpice, Fenelon; ob er gleich auf dieſe Weiſe mit zwei Hauptfeinden Port-Royals ſehr verfeindet war, ſo iſt in ihm doch die Feindſeligkeit von St. Sülpice, die ſchon deſſen Stifter Olier vor einem halben Jahrhundert gegen Port-Royal erwieſen hatte, perſonificirt.

Noailles, Erzbiſchof von Paris.

Der Andere war der bekannte Noailles, welchen der König bisher wenig gekannt hatte und den er 1695 zum Erzbisthum Paris erhob. Es wird als etwas Beſonderes erwähnt, daß er in ſeiner Diöceſe war, als ihn der König aus ſeinem Bisthum Chalons berief. Er iſt für uns um ſo wichtiger, als er der unmittel-

bare Obere von Port-Royal war und ohne ihn demselben nicht konnte zu nahe getreten werden. Die Nonnen schrieben ihm, indem sie ihn als ihren neuen Vater beglückwünschten, es wäre ihm gewiß sehr rühmlich, wenn er ihnen würde, was Gott einst dem Propheten Jeremia gebot, er solle in der Mitte Judas eine feste Stadt, eine eiserne Säule sein, eine eherne Mauer; damit wir, wenn wir am Tage unserer Betrübniß überfallen werden, nicht mit einem anderen Propheten sprechen müssen, es habe sich Niemand gefunden, uns zu helfen.

Noailles, von einer namhaften Familie, mit welcher Maintenon zugleich ihre Nichte verheirathete, war einer der frömmsten Prälaten der gallikanischen Kirche; er hatte die Absicht, zwischen den Klippen des Jesuitismus, des Mysticismus, welchen auch er in Fenelon verdammte, und der fünf Sätze hindurch nach dem Polarstern des Evangeliums zu steuern. Aber sowohl Klarheit des Verstandes, als Festigkeit des Charakters gingen ihm ab.

Noailles hatte das Neue Testament mit Anmerkungen von Quesnel in seiner ersten Diöcese, Chalons, sehr verbreitet vorgefunden; sein Port-Royal so befreundeter Vorfahr Vialart hatte Quesnels Erklärung der vier Evangelien 1671 seinen Diöcesanen dringend empfohlen. Noailles, darum angegangen, erneute und bestätigte diese Empfehlung, er nannte die Erklärung (23. Juni 1695) eine salbungsreiche, klare Sammlung des Schönsten und Ergreifendsten, was die Kirchenväter geschrieben haben. Den Geistlichen könne sie statt einer Bibliothek dienen, um sie mit einer ausgezeichneten Wissenschaft Christi zu erfüllen. Er hatte die Dedication des Buchs angenommen.

Kaum war er ein Jahr Erzbischof von Paris, so verdammte er die exposition de la foi, touchant la grace et la prédestination von Barcos. Er gab dabei eine Anleitung, wie den Kindern schon mit dem Katechismus die Lehre von der Gnade und Liebe Gottes solle beigebracht werden. Wir können nichts zu unserer Seligkeit thun ohne die Gnade Christi; Gott verlangt aber nichts Unmögliches, er heißt uns thun, was wir können, bitten, was wir nicht können, daß er uns zum Können helfe. So viel wir auch Kraft in uns spüren, unsere Zustimmung zu der Gnade, selbst zur wirksamsten, zu verweigern, so lehrt uns doch der Glaube, daß Gott allmächtig sei und daß er aus und durch unseren Willen

thun kann, was er will. Am Schluß heißt es: „Wir werden uns so stark, als unsere Pflicht verlangt, Allen widersetzen, welche die Verwegenheit haben sollten, die fünf Sätze zu erneuern und direct oder indirect gegen die Constitutionen der Päbste zu reden oder zu schreiben, wir werden aber auch nicht dulden, daß Leute ohne Autorität und ohne Liebe sich unterwinden, über den Glauben ihrer Brüder zu urtheilen und auf leichten Verdacht hin ihren guten Namen zu verunglimpfen."

Gerberon konnte sich nicht enthalten, Anmerkungen gegen diese erzbischöfliche Ordonnanz zu schreiben. In Beziehung auf die oben gegebenen Worte von Noailles sagt er: „Es ist mir, als hörte ich die Stimme eines Hirten, welcher mit der Liebe eines Vaters zu seinen Kindern unterrichtet, während ich in der Verdammung des Buchs nur die Vorurtheile und den Eigensinn eines Fremden sehe, dessen Stimme ich nicht kenne, dem ich nicht folgen kann, ohne zu verirren." Quesnel sprach sich in einem Briefe an Noailles tadelnd über diese Anmerkungen aus.

Im Januar 1699 erschien das Problême ecclésiastique à qui l'on doit croire de M. Louis Antoine de Noailles, evêque de Châlons en 1695, ou de M. Louis Antoine de Noailles, archevêque de Paris en 1696. Darin wurde durch zahlreiche Parallelen unleugbar nachgewiesen, daß in der 1696 von Noailles verdammten exposition de la foi durchaus nur dieselben Lehren enthalten seien, wie in den Anmerkungen von Quesnel zum N. Testament.

„Das war der erste Stoß, welcher Noailles gegeben wurde," schreibt St. Simon. — Das Buch machte ungemeines Aufsehen; es war beinahe unmöglich darauf zu antworten. Es wurde sogleich durch die gens du Roi im Parlament angezeigt; der General-Advocat sagte, das Publicum verlange durch ihren Mund, daß man die strafbare Zügellosigkeit dämpfe, womit man seit einiger Zeit Schriften, welche Injurien gegen die bischöfliche Würde enthalten, und aufrührerische Libelle listig ausstreue, in der Absicht, den Hirten und die Herde zu trennen, jenen zu verrufen, diese aufzuregen, diese Bande der Achtung, des Vertrauens zu lösen. Man schicke diese Libelle in versiegelten Paketen aus, und sie werden von schwachen, voreingenommenen, übelwollenden Leuten begierig gelesen. — Die Schrift wurde verurtheilt, vor der Hauptthüre der pariser Kathe-

drale zerrissen und verbrannt zu werden, was schon am fünften Tage nach ihrem Erscheinen geschah.

Aber wer hatte das Buch geschrieben? fragte Jedermann; Jedermann wollte auf Einen rathen. Ein Jesuite, Pater de Souatre, welcher von den Jesuiten gewöhnlich zur Verbreitung ihrer Schriften im nördlichen Frankreich gebraucht wurde, hatte den Druck in Brüssel besorgt; das gestehen die Jesuiten selbst. Die jansenistische Flugschrift solution de divers problêmes deutete als auf den Verfasser, auf ihren Pater Daniel, der sich aber anbot, eidlich zu erhärten, daß er keine der zwei in Parallele gestellten Schriften gelesen habe.

St. Simon schreibt: „Der Erzbischof zweifelte nicht, daß dieser Stoß von den Jesuiten komme; seine Lehre war von der ihrigen sehr verschieden und er war nie gut mit ihnen gewesen; er war ohne sie Erzbischof von Paris geworden; alle seine Verbindungen mit Prälaten und Geistlichen standen den ihrigen entgegen. Die (eben schwebende) Angelegenheit des Erzbischofs von Cambrai war ein neuer Grund der Trennung für sie, und ein um so empfindlicherer, als die Jesuiten diese Saite nicht anzurühren wagten, welche sie beinahe ins Verderben gestürzt hatte. Das war mehr als genug für den Erzbischof, um überzeugt zu sein, daß dieses Buch aus ihrer Fabrik gekommen sei. Sie mochten öffentlich und privatim so viel protestiren, als sie wollten, und ihm persönlich das Gegentheil erklären und wie sehr es ihnen Leid thue, daß er diese Meinung von ihnen habe, sie wurden kalt angehört, wie Leute, welche nicht überzeugten, gegen welche man sich aber den Schein geben wollte, als glaubte man ihnen. Die Jesuiten, gegen welche sich Alles erhob, hatten die Schmach von der schimpflichen Verbrennung und vergaben es dem Erzbischof nie."

„Nach ziemlich langer Zeit ließ ihn der bloße Zufall den wahren Verfasser des Problems auffinden, und zwar mit solchen Beweisen, daß der überführte Verfasser es nicht mehr leugnen konnte. Er war nicht weit, malen er im erzbischöflichen Pallast wohnte. Es war ein Doctor von viel Geist, von großer Gelehrsamkeit, welcher immer als sehr rechtschaffener Mann gelebt hatte. Er hieß Boileau (verschieden von dem Freund von Bontems, welcher oft vor dem Könige predigte, wie von dem berühmten Dichter und Verfasser der Geißler)."

„Der Erzbischof von Paris, welcher sich rechtschaffene und möglichst aufgeklärte Leute zu verbinden suchte, damit sie ihn in der hohen Stelle unterstützten, welche einzunehmen man ihn genöthigt hatte, hatte diesen Boileau zu sich genommen und behandelte ihn mit allen Rücksichten und allem Vertrauen, welche er seinem eigenen Bruder hätte zeigen können, und unterhielt ihn auf seine Kosten. Boileau war ein scheuer Mensch, welcher sich in seiner Kammer verrammelte und nur Denen öffnete, welche das Signal hatten, ihm mit einer gewissen Anzahl von Schlägen anzupochen und dazu nur zu bestimmten Stunden. Er ging aus diesem Versteck nur, um in die Kirche oder zum Erzbischof zu gehen, arbeitete im Stillen, lebte als ganz einsamer Büßer, führte eine schöne, starke, beredte Feder, schrieb mit Zusammenhang und sehr treffend. Wer hätte geglaubt, daß das „Problem" aus dieser Feder käme? — Der Erzbischof war äußerst ergriffen davon. Man kann leicht urtheilen, daß der Doctor zur Stunde seine Wohnung veränderte, und daß es dem Erzbischof nicht schwer gefallen wäre, zu machen, daß er für den Rest seiner Tage eingeschlossen würde. Er faßte den entgegengesetzten, eines großen Bischofs durchaus würdigen Entschluß. Wenige Tage darauf wurde ein Kanonicat von St. Honore vacant, welche Stellen sehr gut sind. Er gab es ihm. Boileau, der nicht zu leben hatte, nahm es an und entehrte sich vollends. — Er war nicht zufrieden gewesen, daß der Erzbischof nicht den Schild für die Jansenisten erhob und daß er nicht seinen ganzen Einfluß daran setzte, Alles zu thun, was sie gewollt hätten. Das brachte ihn dazu, dieses Buch zu schreiben, worüber die Jesuiten gehörig zu triumphiren wußten."

So ganz ausgemacht scheint indeß die Autorschaft des Jansenisten nicht zu sein, selbst nach dem Ton, den die Jesuiten in der Sache annehmen. Zwar hat Gerberon [1]), der rücksichtsloseste Jan-

1) Er machte überhaupt mancherlei Sprünge. Er war zu ehrlich, zu sehr auf das Recht, der eigenen Überzeugung zu folgen, erpicht, um zu einer mittleren Stelle in einer Partei zu passen. Ein Brief vom 19. December 1700 soll von ihm sein, worin es heißt: Wenn Quesnel sich mit Wohlgefallen als das Haupt einer neuen Bande ansieht, so würde es Diejenigen, welche die Wahrheit aufrichtiger zu lieben glauben und denen Gott einige Erkenntniß gegeben hat, sehr hart ankommen, sich darein einschreiben zu lassen und sie sind gar nicht geneigt, sich seinen Ansichten und Befehlen zu unterwerfen.

seniſt, durch einen Dialog den Jeſuiten die Autorſchaft abgeſprochen; wahrſcheinlich aber, weil er ein ſo gut geſchriebenes Buch nicht auf ihre Rechnung geſetzt wiſſen wollte. Die Jeſuiten haben verſucht, den Druck des „Problem" durch einen der Ihrigen ſo zu erklären, daß mit ihm dabei ein Spiel geſpielt worden wäre, wie den Janſeniſten mit der Schelmerei von Douai. Der Verfaſſer ſei ein Janſeniſt, deſſen Partei den Jeſuiten getäuſcht habe, ſo daß er durch den Druck im Auftrag ſeiner Compagnie zu handeln geglaubt habe. So würde die Schuld am Ende ſich beinahe zu gleichen Theilen vertheilen, die ſchwere Schuld, dem Erzbiſchof die Wahrheit öffentlich geſagt zu haben.

Das Ganze giebt auf jeden Fall einen traurigen Begriff von der Unterdrückung und dadurch nothwendigen Entartung der Geiſter, welche dann wieder als Beweis für die Nothwendigkeit der Knechtung der Geiſter aufgeſtellt wird[1]).

Noailles, in ſeinem Beſtreben, nur dem ſchlichten Evangelium zu folgen, zerfiel immer mehr mit den Janſeniſten ſowohl als mit den Jeſuiten.

Hören wir die auch ſonſt für uns lehrreiche Erzählung St. Simons: „Das Jahr 1705 war das der großen Klerus-Verſammlung. Cardinal Noailles (Cardinal ſeit 1699), welcher dabei präſidirte, glaubte ſie benützen zu müſſen, um darin verſchiedene Punkte der Moral und Disciplin reguliren zu laſſen, obgleich dieſe Verſammlungen nur die Beſtimmung haben, für die zeitlichen Angelegenheiten des Klerus zu ſorgen[2]); obgleich die Deputirten in ihren Procurationen von den Committenten keine andern Gegenſtände mitbringen und der Hof ſelbſt gewöhnlich gegen Alles wachſam iſt, was vorgebracht werden könnte, wenn es nicht den zeitlichen Gegenſtand der Verſammlungen beträfe."

„Dieſes Project des Cardinals kam nicht blos von ihm allein. Er hätte ſich indeß zum voraus mit einigen der hauptſächlichſten Prälaten, welche der Verſammlung anwohnen würden, verſtändigen

1) Wir müſſen hier den unmittelbar darauf folgenden cas de conscience, womit die Geſchichte des Janſenismus im 18. Jahrhundert ſich eröffnet, übergehen, weil er die Zerſtörung Port-Royals unmittelbar mit ſich führte. — St. Simon verwechſelt ihn mit dem problême.

2) Ähnliches hatte der Biſchof von Alet den noch weniger berufenen Hofbiſchöfen und den Ausſchreiben ihrer improviſirten Verſammlungen entgegengehalten. Gelegentlich ſuchte indeß jede Anſicht davon Gebrauch zu machen.

und über die Art, es artikelweise vorzulegen und nach und nach durchgehen zu lassen, verständigen sollen. Dadurch machte er sich besonders den Erzbischof von Arles zum Gegner, welcher fand, daß ihm Noailles nicht genug Consideration zolle. — Die Jesuiten, immer gespannt auf den Cardinal und auf Alles, was ihre Lehre und Disciplin betraf, durchschauten diesen Plan, da sich im Geheimniß selbst ein falscher Bruder fand, welcher ihnen denselben mittheilte, wie er in der Versammlung vorgelegt werden sollte. Pater de La-Chaise sprach davon mit dem König, welcher damals den Cardinal sehr liebte, und sich so gegen die Anzeige seines Beichtvaters erhob, daß La-Chaise als weiser, verständiger Mann kurzweg schwieg, sicher nur um so besser darauf zurück zu kommen."

„Wirklich, kaum war die Versammlung eröffnet, wurde ihm schon von Punkt zu Punkt Anzeige gemacht. La-Chaise zeigte dem König zum voraus jeden Vorschlag an, der gemacht werden sollte und dann auch an demselben Tage gemacht wurde. Der König sprach davon mit Cardinal Noailles, welcher darum nicht innehielt, entschlossen zu thun, was er für gut hielt, um welchen Preis es nun auch sei. Die Jesuiten, außer sich, daß der Verrath, der am Cardinal begangen worden war, ihnen so wenig Nutzen brachte, indem er in der Versammlung in Betreff der Moral und der Disciplin immer voranschritt, machten dem König durch P. de La-Chaise warm und verursachten dem Cardinal alle möglichen Widerwärtigkeiten. So trat denn der Cardinal aus dieser Versammlung sehr übel stehend mit dem König, welcher gegen ihn den stärksten Verdacht des Jansenismus faßte."

„Auf diese Weise wurde der Cardinal Noailles in eine Art von innerer Ungnade verwickelt, welche, obschon sie nicht ins Äußere heraustrat und nichts in seinen wöchentlichen Audienzen beim König änderte, um nichts weniger schmerzlich und beengend war. Die Familie, welcher sein Credit und seine Stellung so viel Glanz und Mittel gaben, war darüber betrübt. Frau von Maintenon, über welche die Jesuiten keinen Einfluß hatten, war es nicht weniger. Es gab keinen Ausweg, die Aussöhnung des Königs mit ihm zu vermitteln, als irgend einen eclatanten Schlag gegen die Jansenisten! Aber woher einen nehmen? Der Cardinal wollte vor Allem die gute Moral und Disciplin erhalten und seine Freunde nicht aufopfern. Indeß wurde von Maintenon und von seiner Familie

ohne Unterlaß in ihn gedrungen, etwas in diesem Stück zu thun, und er selbst fühlte die Nothwendigkeit, selbst zum geistigen Nutzen, da man ihn als einen Stein des Anstoßes dafür gemacht hatte."

„Zu Anfang des Jahres 1706 (?) war Pater Quesnel in den spanischen Niederlanden, wo Ludwig XIV alle Gewalt hatte, scharf verfolgt worden. Es war ein Wunder, daß er aus Brüssel entwischen und sich nach Holland zurückziehen konnte. In Paris kamen und gingen Leute, die von ihm abgeschickt waren. Man erfuhr es, man machte dem Cardinal Noailles die Anzeige, daß diese Leute mit Le-Charmel in Verkehr stünden. Er glaubte, sie seien mit irgend einem Werk gegen ihn beschäftigt; der Ärger über das „Problem" erwachte wieder. Er wurde gegen Le-Charmel durch Leute aufgereizt, die es bemerkten und welche darauf für den Einen Übles, und Verdunklung des guten Namens für den Anderen hofften. Sie überredeten ihn, Le-Charmel verberge diese Boten in seinem Hause; man stellte Spionen aus, die es bestätigten und diese Berichte erbitterten den Cardinal vollends. Man muß dabei gestehen, daß in Rücksicht auf den Jansenismus Niemand so unbesonnen war als Le-Charmel. Er machte ihn zu seiner Religion. Nie konnte man ihn in diesem Punkt eines Besseren überzeugen. Kein Tag verging, ohne daß sein Benehmen darin seine Freunde zittern gemacht hätte."

„Noailles erklärte dem König, Le-Charmel sei ein Jansenist und Unruhestifter, welcher in den Häusern herumlaufe, den Kopf hoch trage und die Leute zum Jansenismus ermuntere; er habe zu P. de La-Tour, dem General des Oratoriums gesagt, da er nun an der Spitze der Partie stehe, sei Alles verloren, wenn er nachgebe. Kurz er sei ein Mensch, der von Paris ausgewiesen werden müsse. Sogleich wurde Le-Charmel durch eine Lettre-de-Cachet nach seinem Landhause bei Chateau-Thierry verbannt."

„Es ist unbegreiflich, fügt St. Simon zur Charakteristik unseres Jansenisten hinzu, mit wie viel Demuth und Sanftmuth dieser von Natur ungestüme Mann seine Lettre-de-Cachet und seinen Wächter[1]), der ihn nicht aus dem Auge lassen sollte, empfing

1) Ein Offizier der Marechaussee, welcher dafür sorgen sollte, daß er binnen 24 Stunden abreise und sogleich dem König über Alles Bericht zu erstatten hatte, was er gesehen oder gehört habe. — Wenn wir in Betracht nehmen, daß die Ketzereien als staatsgefährliche Lehren galten, werden wir

und mit welcher Pünktlichkeit er gehorchte. Ich versuchte verschiedene Mittel, seine Zurückberufung auszuwirken, aber die Erbitterung war zu groß. Le-Charmel hätte wohl seine Freiheit wieder erlangen mögen, aber er wollte in nichts dazu beitragen, überzeugt, daß er sich getreulich unter der Hand Gottes in einer nicht selbsterwählten Buße zu halten habe, in einem thätlichen Verzeihen gegen Diejenigen, welche ihn hieher confinirt hatten und in tiefem Frieden. Der Herzog von Lothringen[1]) erbot sich, sich für ihn beim Könige zu verwenden. Er dankte ihm dafür und bat, ihn in dem Stande zu lassen, worein ihn Gott versetzt habe und worin er noch sein langes übriges Leben blieb." — Der König wurde später noch härter gegen ihn. — Dieses so motivirte Benehmen des Erzbischofs gegen Le-Charmel ist für uns um so lehrreicher, als es uns ganz den Schlüssel zu seiner Handreichung bei Zerstörung Port-Royals giebt.

„Tellier[2]) suchte nun zu gleicher Zeit den Cardinal Noailles, dem die Compagnie schon das nicht verzeihen konnte, daß er ebensowohl den Cardinalshut, als früher sein Bisthum und dann sein Erzbisthum ohne alle Mithülfe von ihrer Seite erhalten hatte, — mit dem König und mit den Jansenisten zu entzweien und durch seine Hand Port-Royal zu zerstören." Dazu benützte er einen älteren Vorfall; allerlei Interessen waren ohnedies geschäftig, vor Allem die Hoffnung dieses Kloster zu beerben.

Eine wichtige Gewissensfrage.

Was Harlai, der Erzbischof, nicht hatte vollbringen können, das versuchte unter verschiedenen Vorwänden seine Schwester, die Äbtissin des pariser Port-Royal. Zumal als ein königliches Gesetz es geistlichen Corporationen erleichterte, veräußerte Güter wieder an sich zu ziehen, wollte sie unter diesem Titel alle Güter des

die Strafen Ludwigs nicht besonders hart finden, im Vergleich mit denen mancher anderen Zeit und manches anderen Landes. Die Depravirung des Landes durch Feilheit, Liederlichkeit von oben herab, durch die Komödie, die mit Kirche und Parlament gespielt wurde, war gewiß ungleich schädlicher.

1) Ein Sohn von Le-Charmels Schwester war Beauveau, welcher unter dem Namen Craon durch sein Weib, die Maitresse des Herzogs, Millionen gewann. Die Prinzessin von Orleans spricht in ihren Briefen mit großer Bitterkeit von dem Weibsbild. Le-Charmel wollte gewiß schon darum diese Vermittelung nicht.

2) Nach Obigem also offenbar de La-Chaise.

früheren, ungetrennten Port-Royal in ihrer Hand vereinigen; allein sie wurde endlich doch abgewiesen. Es mußte ein neuer Anstoß kommen, die getreuen Nonnen mußten von neuem in die jansenistischen Streitigkeiten verwickelt werden. Dieses geschah durch den sogenannten cas de conscience [1])."

Es hatte sich immer mehr eine, namentlich von Tillemont misbilligte Ansicht unter den Anhängern der Lehre Augustins und Jansens eingeschlichen, man könne das Formular, worin doch die Verdammung der fünf Sätze als Jansens Lehre ausgesprochen war, unterzeichnen, ohne Jansens Lehre für ketzerisch zu erklären. Denn es sei ja allgemein anerkannt, daß der Pabst für Entscheidungen über Thatsachen nur ehrerbietiges Stillschweigen, nicht Glauben verlangen könne, wie für Entscheidungen über Glaubenssachen. Diese Ansicht war längst eine Ausflucht Vieler gewesen. Allein jetzt wurde diese Ausflucht eigentlich das Losungswort einer Partei. Man behauptete, Arnauld sei dieser Ansicht nicht abgeneigt gewesen. Wohl auf die Meisten hätte man den Vers anwenden können, welchen Racine bei Gelegenheit der königlichen Erklärung von 1664 gemacht hatte:

Contre Jansénius j'ai la plume à la main;
Je suis prêt à signer tout ce qu'on me demande.
Qu'il soit hérétique ou Romain,
Je veux conserver ma prébende.

Eudiston in Cherbourg machten einem Geistlichen Vorwürfe, der einem anderen Geistlichen absolvirt hatte, obgleich dieser der gemeldeten Ansicht war. Die beiden Geistlichen wandten sich durch Eustace, Beichtvater von Port-Royal, an Doctoren der Sorbonne; vierzig derselben unterzeichneten die Erklärung, daß obige Ausflucht erlaubt sei [2]). Aber nur einer derselben, Petit-Pied, blieb bei seiner

1) Von 1702 bis 1711 wurden die acht Bände der histoire du cas de conscience in 12. gedruckt. Der Jesuite Colonia gab dagegen seine bibliothèque janséniste heraus.

2) Der durch den Druck 1702 veröffentlichte Aufsatz war überschrieben: Cas de conscience proposé par un confesseur de province, touchant un ecclésiastique qui est sous sa conduite.
Der Beichtpriester sagt darin, er habe den Geistlichen im Verdacht des Jansenismus. Als er diesen näher befragt habe, habe er versichert, er verdamme die von den Päbsten verdammten fünf Sätze lauter und ohne Restriction in allen Bedeutungen, welche die Kirche verdammt hat und selbst in dem Sinne Jansens (bedeutet wohl: auch bei Jansen, wenn sie bei diesem sein); er habe

Erklärung und flüchtete später in die Niederlande. Er soll im Auslande dem Cardinal von Bouillon versichert haben, daß die fatale Frage auf Antrieb von Noailles aufgeworfen worden sei; wenigstens sollen mehrere der Doctoren ihn um Rath gefragt haben, ehe sie die Gesinnung des beanstandeten Jansenisten billigten, und er selbst soll die Ansicht unter der Bedingung gebilligt haben, daß er nicht compromittirt werde; Noailles sah aber die Verdammung ihres Gutachtens durch den Pabst nicht sobald voraus, als er es auch verdammte, und sich den Anschein gab, als wäre sein Mandement durch den Pabst bestätigt worden. — Du Vaucel hatte ganz Recht, wenn das Gutachten wäre öffentlich anerkannt worden, wäre die ganze jansenische Ketzerei in Rauch aufgegangen.

Port-Royal allein nimmt die Bulle nicht an.

Ungeschickter Weise nämlich wurde dieses Gutachten 1701 in Aix gedruckt. Die Jesuiten wurden damals besonders von der

das Formular unterzeichnet. Aber er gesteht, er habe nicht denselben Glauben für das Factum wie für die Glaubensnorm, es genüge in Betreff des Factums, eine Unterwürfigkeit des Respects und des Stillschweigens für die Entscheidung der Kirche zu haben. — Ich habe, fährt der Beichtpriester fort, andere Fragen über die Lehre an ihn gemacht, und er hat mir geantwortet, die Prädestination sei gratuita, die Gnade wirksam, nach St. Augustin; es gebe jedoch innere Gnaden, welche eine wahre Möglichkeit geben, die Gebote Gottes zu erfüllen, ob sie gleich, wegen des Widerstands des Willens, nicht ihren ganzen Erfolg haben. Er glaubt, man sei verpflichtet, Gott über Alles zu lieben, er ist damit einverstanden, daß die Kirche nichts darüber entschieden hat, ob die attritio genüge oder nicht; er sagt, man müsse sich an die heilige Jungfrau, als an eine mächtige „Advocatie" wenden, welche Alles, was sie von Gott für uns bittet, erlangen kann, er glaube aber nicht an ihre unbefleckte Empfängniß, er hüte sich aber sehr, etwas gegen die entgegengesetzte Meinung zu sagen; er glaube, daß wer der Messe mit dem Willen und Liebe zur Todsünde, ohne irgend eine Regung der Buße anwohne, damit eine neue Sünde begehe. Er fügt bei, er glaube mit ruhigem Gewissen das Buch gegen das häufige Communiciren, die Briefe St. Cyrans, die Moral von Grenoble, das Rituale von Alet, die Conferenzen von Lüçon und sogar die in Mons gedruckte Übersetzung des N. Testaments lesen zu können, da die meisten dieser Bücher in Frankreich mit Approbation und Privilegien gedruckt seien. Vierzig Doctoren der Sorbonne erklärten dem Beichtpriester, daß er auf dieses Bekenntniß hin dem Geistlichen die Absolution geben könne. Als Alles durch den Druck veröffentlicht war, verdammte Noailles durch eine Ordonnanz vom 22. Februar 1703 das Gutachten der Doctoren, indem er darin besonders die sonst den Jesuiten aufgebürdete restrictio mentalis und Unwahrhaftigkeit tadelt. Auch die Universitäten Löwen und Douai sprachen, noch vor dem Pabste, die Verdammung aus. Jedoch bezog sich diese Verdammung nur auf den ersten Punkt des Bedenkens, auf die Unterschrift des Formulars mit restrictio mentalis rücksichtlich des Factums von Jansen.

Sorbonne wegen ihrer Theilnahme an chinesischen Ceremonien, welche sie für bürgerliche, ihre Feinde für götzendienerische ansahen, sehr angefochten. Sie zeigten bei dieser Gelegenheit, daß sie den Pabst für gar nicht untrüglich in Thatsachen und sich nicht für verpflichtet hielten ihm unbedingt zu gehorchen, wie sie bei Verdammung der 65 Sätze der schlaffen Moral die Ausflucht gebraucht hatten, wohl in Sachen des Dogmas, nicht der Moral, sei der Pabst untrüglich. Desto gelegener kam ihnen diese Sache, um die Aufmerksamkeit wenigstens zu theilen. Besonders war später Tellier, welcher in dieser Sache persönlich äußerst compromittirt war, sehr darauf bedacht. Auch war wirklich für die Jesuiten mit der Verdammung der fünf Sätze wenig gewonnen, so lange durch diese Ausflucht viele ihnen feindselige Geistliche und Lehrer in ihren Ämtern blieben.

Es fanden sich 19 französische Bischöfe, welche die Entscheidung der 40 Doctoren verdammten; der Bischof von Chartres, Godet, wußte durch Maintenon dem König die Gefahr vorzustellen. Die Jansenisten sollten zu fühlen bekommen, was für Früchte die eben mit dem Schwert betriebene Ausbreitung des bourbonischen Stammes ihnen tragen sollte. Der Kronprätendent von Spanien, Philipp V, verband mit den Wünschen Ludwigs die seinigen, um den Pabst zu einem entscheidenden Schlag gegen die Jansenisten und gegen ihre neue Ausflucht zu vermögen. So erschien nun am 15. Juli 1705 die bekannte Bulle Vineam Domini Sabaoth. Darin wird behauptet, auch Clemens IX habe beim Kirchenfrieden ausdrücklich keine Ausnahme und Restriction von den Entscheidungen seiner Vorgänger gestattet. Die obige Entscheidung über den cas de conscience, daß man durch die Unterschrift des Formulars sich zu keinem „inneren Glauben" an die Entscheidung über die Thatsache verpflichte, wird ein den apostolischen Stuhl sehr injurirendes Attentat genannt. „Es leuchtet ein, wie absurd und verderblich für die Seelen der Gläubigen diese Behauptung ist, weil man unter dem Schleier dieser täuschenden Lehre den Irrthum nicht aufgiebt, sondern nur verbirgt; man bedeckt die Wunde, statt sie zu heilen; statt der Kirche zu gehorchen, treibt man sein Spiel mit ihr; endlich öffnet man den Kindern des Ungehorsams eine breite Bahn, um durch Stillschweigen die Ketzerei zu hegen, indem man sich weigert, innerlich die Lehre zu

verwerfen und von Herzen zu verdammen, welche der apostolische Stuhl verdammt hat und welche die allgemeine Kirche verabscheut; als wäre es — trotz der Worte der Schrift, welche gebietet, man solle die Wahrheit sagen, wie man sie im Herzen trägt und seinen Nächsten nicht durch Eide betrügen — den Sectirern dieses Irrthums erlaubt, die Kirche selbst durch einen Eid zu betrügen und mit der Vorsorge des apostolischen Stuhls ihren Spott zu treiben, indem sie sich der bestimmten Ausdrücke des Formulars bedienen, um zu sagen, was die Kirche sagt, ohne zu denken, was sie denkt." — Es werde dadurch nicht blos die christliche Aufrichtigkeit, sondern auch die natürliche Ehrlichkeit verletzt.

Der Pabst erklärt sofort seine Absicht, durch diese Bulle „gegen diese tödtliche Krankheit, welche mit jedem Tage, wie der Krebs, mehr um sich greife, ein wirksames Arzneimittel anzuwenden, damit diese verdorbenen Menschen nicht fortfahren, den Frieden der katholischen Kirche ungestraft zu stören und die Einfältigen und die Kleinen durch falsche Lehre zu täuschen." Daher erklärt die Bulle ausdrücklich, „daß man keineswegs dem Gehorsam, welchen man den früheren apostolischen Constitutionen schuldig ist, durchaus genügt durch das achtungsvolle Stillschweigen, sondern daß alle Christgläubigen als häretisch zu verdammen und zu verwerfen haben, und zwar nicht blos mit dem Munde, sondern auch mit dem Herzen, den Sinn des Buchs von Jansen, welcher in den fünf Sätzen verdammt ist und welchen ihre eigenen Ausdrücke unmittelbar geben; ferner daß man das Formular in einem anderen Gedanken, Geist oder Gesinnung nicht auf erlaubte Weise unterschreiben kann."

Der Pabst entschied damit allerdings nicht unmittelbar das Princip, ob er in Entscheidung von Thatsachen unfehlbar sei oder nicht. Er erklärte — freilich unter anderen Verhältnissen — dem Gesandten des Regenten 1716: „Ich hatte höhere Gründe, den dringenden Bitten einiger französischer Bischöfe nicht nachzugeben, welche wollten, ich sollte über die Unfehlbarkeit der Kirche in Thatsachen einen Spruch thun. Wir hatten in unsere Bulle einige Worte gesetzt, welche Veranlassung geben konnten zu glauben, daß wir diese Ansicht unterstützen, aber drei Tage vor der Publication inspirirte uns der h. Geist, sie wegzunehmen." — Darum können wir aber doch nicht mit den Jansenisten übereinstimmen, daß das Licht, welches diese Bulle brachte, den Männern beider Parteien

als tiefe Finsterniß habe erscheinen müssen[1]), daß die Frage über die Untrüglichkeit der Kirche dadurch nicht gelöst worden sei. Denn die Jansenisten, überhaupt keine Partei hatte das Recht, der Kurie eine Frage zur Beantwortung vorzulegen. Der Pabst entschied thatsächlich in der Sache des Jansenismus, er umging den Principienstreit, er wollte nur Denjenigen, welche von der römisch-katholischen Lehre über Sünde und Gnade abwichen, es unmöglich machen, Priester oder Klosterleute in der römischen Kirche zu bleiben. Im Nothfall blieb dem Pabst immer noch die von Marca geöffnete Hinterthüre offen, daß die fünf Sätze in Jansen seien, sei eine augenscheinliche, offenkundige Sache.

Der General-Advocat Portail, welcher die Bestätigung der Bulle vom Parlament verlangte und erhielt, sprach: „Sie verdammt das zweideutige Mysterium eines blos äußeren Gehorsams, welcher bei Vielen unehrlich ist und weder das Herz zu rühren noch den Geist zu unterwerfen weiß, geeigneter das Übel zuzudecken als es zu zerstören. Er giebt sich den Anschein, das Gift zu verbergen, nur um es bei günstigeren Gelegenheiten zu verbreiten. Er läßt den Gehorsam gegen die ausgesprochenen Orakel der Kirche nur darin bestehen, daß man nicht öffentlich den Wahrheiten zu widersprechen wage, welche insgeheim zu tadeln man sich vorbehält."

Was der Pabst verschwiegen hatte, das ergänzten die eifrigen antijansenistischen Bischöfe durch die Mandements, womit sie die Publication der Bulle begleiteten, wogegen die Kurie gewiß nichts einzuwenden hatte. — Die Klerus-Versammlung nahm die Bulle zu Kenntniß, was Noailles eine feierliche Annahme durch den corps des pasteurs nannte. Daß er von seiner Annahme der Bulle und von der Bekräftigung derselben durch die Erklärungen der Bischöfe (und zwar par voie de jugement) sprach, mochte in Rom wenig gefallen. Er vergab dem Episkopat die Mitwirkung bei Bestimmung von Glaubenssachen nicht; daher war er von

1) So schreibt selbst St. Simon: Rom gab auf Andringen der Jesuiten eine zweideutige Bulle gegen den Jansenismus, welche die Sache aber nur obenhin berührte und schlau abgefaßt war, damit die dem Kirchenfrieden Anhängenden ohne ihn zu verletzen diese ohnedies unnütze Constitution annehmen könnten. Die Molinisten waren darüber betrübt, daß sie nur ein so schwaches Werkzeug hatten erhalten können, welches nur die fünf Sätze, sonst nichts Neues verdammte.

Stund an in Rom des Jansenismus verdächtigt, ob sie gleich später sich veranlaßt sah, der Kurie darüber begütigende Erklärung zu geben.

Vielleicht durch einen seltsamen Zufall war allein dem Ruraldekan von Chateau-Fort, welchem es oblag, die Bulle Port-Royal mitzutheilen, dieselbe nicht zugestellt worden. Erst im März 1706 setzten Übelgesinnte den König in Kenntniß davon, indem sie behaupteten, daß sie in Port-Royal beinahe allein nicht publicirt worden sei. Nun eilte man das Versäumte nachzuholen; der König verlangte vom Erzbischof baldigen Bericht. Die Nonnen sollten erklären, daß sie die Bulle und das Mandement mit der schuldigen Ehrfurcht annehmen. Sie hörten am Sonntag der Passion knieend — wie immer — die Verlesung an; aber sie überzeugten sich, daß sie keine Zustimmung dazu ausdrücken könnten, ohne sich mit ihren (verstorbenen) Müttern zu entzweien, ohne auf den Frieden von Clemens IX und auf die darin gestattete Unterscheidung der Glaubensnorm und des Factums zu verzichten; sie würden sonst die christliche Offenherzigkeit und Wahrhaftigkeit verleugnen, wofür sie so viel gelitten hätten [1]).

„In Ermangelung eines besseren Mittels, schreibt St. Simon, beschloß P. Tellier, von dieser Bulle Gebrauch zu machen, in der Hoffnung, daraus wenigstens gegen Port-Royal Nutzen zu ziehen, welches in diesem Punkte delikater war als irgend Jemand unter den Jansenisten, und den Cardinal Noailles darein zu verwickeln, welchem der König die Ausführung der Unterschrift dieser Constitution befahl. Noailles wagte nicht zu widersprechen und fing damit an, die Unterschrift zuerst von den Lenksamsten zu verlangen (woraus sich obige angeblich zufällige Verzögerung erklärt), um so nach einander auch die minder Lenksamen zu gewinnen."

1) Das Nähere findet sich authentisch in den Manuscripten der königlichen Bibliothek Suppl. Français N. 1565 in fol. Requête des religieuses de P. R. des Ch. à Msgr. le cardinal de Noailles, présentée 20. Oct. 1707 par Terrean. Sie hielten sich um so mehr berechtigt und verpflichtet, einen Zusatz zu ihrer Unterschrift zu geben, „als man nur ihnen, keinem anderen Kloster der Diöcese, eine Erklärung über die Annahme abverlange, womit ein Verdacht auf sie geworfen werde." — Verlangt war eigentlich nur eine mündliche Erklärung der Annahme bei Verlesen der beiden Urkunden, was der Beichtvater schriftlich anzuzeigen hatte. Sodann sollte die Äbtissin in einem Briefe an den Beichtvater noch schriftlich die ehrfurchtsvolle Annahme aussprechen.

„Diese Maßregel glückte ihm so gut, daß selbst Gif unterzeichnete. Dieses ist eine Abtei von Nonnen fünf oder sechs Stunden von Versailles, welches immer als die jüngere Schwester von Port-Royal de Ch. betrachtet wurde, in allen Stücken, in Betreff der Freunde und der Feinde, und diese beiden Häuser hatten von Alters her die innigste Einigkeit unter sich bewahrt."

„Mit dieser Unterschrift hielt sich der Cardinal für stark und war überzeugt, Port-Royal werde keine Schwierigkeiten machen. Er täuschte sich. Diese Jungfrauen, so oft grausam behandelt, auf ihrer Hut gegen verfängliche Unterschriften, welche man ihnen schon so oft vorgelegt hatte, in einer Einsamkeit, die ohne Unterlaß ausspionirt wurde, welcher man sich nicht nahen durfte, ohne sich der Gefahr der Verbannung und manchmal des Gefängnisses auszusetzen, folglich vertrauter Berathung beraubt, konnten zu keiner neuen Unterschrift bewogen werden. Keine von all denen, die man ihnen zeigte, machte auf sie Eindruck, nicht einmal die von Gif. Umsonst ermahnte sie der Cardinal, er setzte ihnen auseinander, was man von ihnen verlangte, was ja im Geringsten nicht den Frieden von Clemens IX, noch die Wahrheiten verletze, welchen sie anhingen; nichts konnte die Angst dieser heiligen, erschrockenen Seelen wieder beruhigen. Sie konnten nicht begreifen, daß eine neue Unterschrift ohne alles Gift und ohne irgend einen Betrug sein sollte; ihr Muth konnte durch die Betrachtung alles Dessen, womit sie ihre Weigerung bedrohte, nicht erschüttert werden." Und wir müssen noch hinzufügen, sie alle beinahe hatten ja 1670 unterschrieben, worüber man übereingekommen war, man warf ihnen nicht vor, daß sie ihre Ansicht verändert hätten und die Wenigen, welche seitdem neu eingetreten waren, waren meistentheils gestorben. Vor Allem aber war Niemand zu allen Zeiten so entschieden gegen eine reservatio mentalis bei der Unterschrift, welche ja eben durch die Bulle verdammt werden sollte. Ihre Entschiedenheit gerade dagegen hatte ihnen ja alle Verfolgung zugezogen.

„Das war es eben, fährt St. Simon fort, was die Jesuiten gehofft hatten: Den Cardinal Noailles darein zu verwickeln und endlich die Zerstörung eines Hauses zu erreichen, welches sie verabscheuten, auf dessen Ruin sie seit so vielen Jahren ohne Unterlaß hingearbeitet hatten. Es war ihnen todangst, die noch übrigen Nonnen möchten den König überleben, und dann möchte es ihnen

selbst förder an Einfluß fehlen, die Nonnen an Aufnahme von Jungfrauen zum Gelübde zu verhindern, das feindliche Haus möchte, sobald man es nur vorzuschlagen wagen würde, fortbestehen und sich wieder aufrichten, welches immer als der Mittelpunkt, als der Hauptort und Sammelplatz der jansenistischen Partei betrachtet worden war."

„Der Cardinal, welcher ein Ungewitter, aber nicht das zerstörende, voraussah, drang wiederholt in diese Jungfrauen, sowohl durch Andere, als persönlich; er begab sich wiederholt zu ihnen, aber immer ohne Erfolg."

Die Nonnen waren sehr verlassen, Eustace hatte sich geflüchtet und verborgen, die Freunde des Hauses waren unter sich selbst uneins. Mabille rieth ihnen zur Annahme der Bulle, jedoch mit dem Beisatze, „ohne damit dem, was in Betreff dieses Klosters im Kirchenfrieden unter Clemens IX geschehen ist, etwas zu vergeben." Sie folgten seinem Rathe, indem sie dadurch ihren Zweifel an der Thatsache andeuten und rechtfertigen wollten. Der Erzbischof nahm diesen beschränkenden Zusatz und diese Unterschrift nicht an. Aber wie können wir das Factum glauben, sagte die Unterpriorin, während wir sehen, daß Personen von ausgezeichneter Kenntniß und Frömmigkeit sich lieber der Gefahr aussetzen, flüchtig zu sein und Alles zu dulden, als dieses Factum zu unterzeichnen, das sie nicht glauben?" — Der Erzbischof hatte seinem Mandement die Überschrift gegeben: „Gegen die Jansenisten." Die Schwester Synclétique schreibt deshalb: „Diese angeblichen Jansenisten sind unsere heiligen Gewissensleiter (directeurs) und wir selbst, die man dafür ausgiebt. Es hieße also sich alle Verleumdungen gefallen lassen, welche die Bulle und das Mandement gegen diese Personen enthalten, sie verdammen, hieße uns selbst verdammen. Unser Haus gleicht einer alten Hütte, es fällt von allen Seiten zusammen durch die Unfähigkeit, die heiligen Übungen zu erfüllen. Ist es nicht besser, mit einem Schlag zur Ehre Gottes zerstört zu werden, als nach und nach zusammen zu fallen?" — Die Priorin Baudrand schreibt: „Wenn Sie unsere Klostergemeinschaft sähen, sie würde Ihr Mitleiden erregen. Sie ist aus alten, kränklichen, unfähigen Personen zusammengesetzt; ich allein schon habe diese drei Eigenschaften." — Die Priorin schreibt im November 1708: „Die Gesundheit nimmt hier mit jedem Tage mehr ab. Nur noch

vier können ein gemeinsames Leben führen, manchmal sind im Chor nur zwei auf jeder Seite, welche singen. Nur noch drei Schwestern können im Refectorium eine Woche vorlesen. Das kann noch schwächer, aber äußerlich nie mehr besser kommen. Wenn indeß nur die Frömmigkeit und die Anhänglichkeit an die Pflicht nicht abnehmen, so muß man sich trösten und den Erfolg in Gottes Hände übergeben." — Das war also die Macht, wogegen Ludwig der Große nichts vermochte, die Macht des Gewissens und des nahen Todes.

Die Verwandten ermahnten sie, sich zu schonen, die meisten Freunde riethen zu unbedingter Annahme der Bulle, da ja die Untrüglichkeit der Kirche in Thatsachen darin nicht ausdrücklich ausgesprochen sei. In dieser inneren und äußeren Bedrängniß wandten sie sich an Pater Quesnel. Er antwortete: „Die Auskunft, welche man Ihnen anräth, um die Gefahr abzuwenden, hat einen guten Schein für sich. Es scheint, man verlange von Ihnen beinahe nichts, um Alles zu retten, in Wahrheit aber verlangt man von Ihnen Alles und verspricht Ihnen nichts. Sie haben Ihr Gewissen zu regeln nach dem, was Sie dem Gesetz Gottes, der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Kirche und Denen schuldig sind, welche durch eine offenbar göttliche Wahl und Bestimmung Gottes und durch die Gnade Christi treue Zeugen, Beförderer, Diener und Vertheidiger der Wahrheit waren. Und wenn dieses Haus einmal von den Menschen untergraben werden soll, ist es nicht besser, daß die Liebe Gottes, die Treue gegen das Gesetz, Anhänglichkeit an die Wahrheit Gelegenheit und Ursache davon seien, als daß man es, wie so viele andere, durch Erlöschen der Frömmigkeit und Religion untergehen sehe! So enden, heißt enden wie die Märtyrer, durch ein für sie selbst wünschenswerthes Opfer. Die Vorbereitung des Herzens zu diesem großen Opfer, wodurch, wie bei dem von Abraham, die Hoffnung einer langen, heiligen Nachkommenschaft verlöscht und vernichtet scheint, darf unsere verehrten Schwestern nicht verhindern, nach dem Beispiele dieses heiligen Patriarchen, obgleich gegen alle Hoffnung, die Hoffnung der Nachkommenschaft zu fassen, woraus der Erlöser, das heißt, der Samen alles Guten, hervorgehen soll."

Der König ging zunächst auf den Vorschlag des Erzbischofs ein; um kein Aufsehen zu erregen, wurde ihnen alle und jede Auf-

nahme von Novizen aus königlicher Gewalt verboten; da alle hochbetagt waren, hoffte man, sie bald aussterben zu sehen. Und wirklich starben in ganz kurzer Zeit nach einander die Unterpriorin und die Äbtissin (1706). Diese, die letzte Äbtissin von Port-Royal, Elisabeth von Sta. Anna Boulard[1]) schrieb noch in ihrer letzten Krankheit an eine Freundin: „Der Herr giebt uns oft Gelegenheiten, unseren Glauben zu erwecken, welcher in Friedenszeiten so leicht einschläft. Mir ist, als wäre ich ein Soldat, welcher im Feld gestanden hat und immer wieder sich dahin zurücksehnt, ob es ihm gleich dort sehr hart gegangen ist; denn schon der Gedanke, daß ich noch für die Wahrheit leiden werde, erfüllt mich mit Freude." —

An diese beiden Todesfälle vom 14. und 20. April reihen sich am 21. und 26. desselben Monats der Tod der Priorin und der Martha des Hauses, der Kellermeisterin. Die Äbtissin und die Priorin starben binnen 24 Stunden. „Während erstere im Todeskampf lag, heißt es, hörten verschiedene Personen an verschiedenen Theilen des Hauses etwas wie eine sehr angenehme Melodie, welche aus „der mittleren Region der Luft" und sehr hoch herab zu kommen schien. Dieser Gesang schien von mehreren sehr sanften, klaren, jungen Stimmen zu kommen, welche ohne Unterbrechung, ohne Meditation oder Pause zusammen sangen und einen sehr schönen, heiteren, aber neuen, unbekannten Gesang bildeten. Man hörte wiederholt sehr deutlich die Worte der Responsen der Gebete für die Sterbenden, subvenite et occurrite, auf dieselbe Gesangsweise, wie man es hier zu singen pflegte. Diese Melodie hielt während ihres ganzen Todenkampfes an, von zehn Uhr Morgens bis halb fünf Uhr Abends, wo sie im Herrn entschlief. Jedes meinte zuerst, der Gesang komme vom Noviziat, allein alle sagten, sie haben nicht gesungen; auch unterschied man leicht, daß der Gesang von oben komme."

Die Priorin hatte sterbend Anastasie Dümesnil zur Nachfolgerin ernannt; die Erlaubniß zur Wahl der Äbtissin schlug der Erzbischof ab. Der Erzbischof sagte, sie hätten denselben esprit particulier wie die Calvinisten. Nichts sei schlimmer, als halbe Gelehrte, besonders Weiber. Es sei doch ärgerlich, daß den Bemühungen, die Streitigkeiten beizulegen, nur eine Hand voll alter

1) Der Nekrolog giebt den Namen etwas anders an.

Jungfern sich in den Weg stelle. Er verlange ja nicht Glauben an das Factum, wenigstens keinen göttlichen, sondern nur Unterwerfung mit kindlichem Sinn. — Er fügte bei, es sei wohl wahr, wenn sie auch Alles, was man von ihnen verlange, leisteten, so wären sie, von der Weltseite betrachtet, nicht besser daran, da der König längst den Vorsatz gefaßt habe, sie auszurotten; aber vor Gott stünden sie besser. Der König hatte sogar schon gewollt, es sollen ihnen die Sacramente verweigert werden, aber der Erzbischof lehnte es noch ab.

Kampf zwischen dem treuen Port-Royal des Champs und dem abgefallenen in Paris.

St. Simon schreibt: „Nun schwärzte sie Pater Tellier beim Könige mit allen alten Farben an, welche er wieder auffrischte, er stellte sie ihm als Rebellinnen vor, welche als die Einzigen in der Kirche eine Unterschrift verweigerten, welche man überall orthodox gefunden habe; er überredete ihn, er werde nie wegen dieser Fragen in Ruhe sein, so lange dieses Kloster bestünde, welches seinen Ruhm durch seine Rebellion gegen die beiden Mächte sich erworben hätte; endlich sei sein Gewissen dabei mindestens eben so sehr verpfändet, als seine Auctorität, daß eine so nothwendige, seit nur zu vielen Jahren verzögerte Zerstörung vollzogen werde. Der gute Pater stachelte und drehte den König so gut, daß das Eisen zur Zerstörung ins Feuer gelegt wurde." Auch die jansenistischen Quellen schreiben nunmehr: le roi croyait faire l'acquit de sa conscience. Nichts war weniger in Telliers Sinn, als den Feind eines natürlichen Todes sterben zu lassen.

Dem Eigennutz erschien das Werk der Unduldsamkeit und des Hasses ohnedies zu langsam vorzuschreiten.

Es sollen La-Chaise und die Compagnie gewesen seien, welche vermöge einer Pension von 7000 Livres die Schwester Harlays vermochten, die Würde einer Äbtissin von Port-Royal in Paris niederzulegen. Ihr sollte die Nichte des Marschalls Chateau-Renaud folgen, mit der Absicht, ihr auch das alte Port-Royal zu eigen zu geben. Da diese aber ihre Breve in Rom nicht so schnell erhalten konnte und zwei Noviziate zuvor zu bestehen hatte, so blieb der Stuhl der pariser Äbtissin bis 1709 erledigt

und die Klosterschaft konnte indeß keine rechtlichen Schritte thun, wenigstens behaupteten dieses die Sachwalter des alten Port-Royal.

Wir sehen von jetzt an an der Spitze des jungen Port-Royal gegen das alte die Priorin Morelle, eine der während der Verfolgung vor vierzig Jahren abgefallenen Schwestern. Dadurch wurde die Bitterkeit noch gesteigert; man gab sich gegenseitig den Namen Schismatiker, neues Samaria. Die Pariser stellten vor, daß sie nun offenbar im Nachtheil seien, da sie nur ein Drittel des Gutes erhalten hätten; während ihre Klosterschaft durch Aufnahme sich vermehrt habe, sei die auf dem Lande kaum noch die Hälfte. Man solle ihnen daher das ganze Gut geben, sie wollen für die alten Nonnen sorgen.

Die Urkunde der Theilung war 1671 vom König und Pabst bestätigt worden. Daher wandten sich die treugebliebenen Nonnen an den Pabst. Sie stellten ihm vor, daß die Reform, das streng ascetische Leben auf der freien Wahl der Äbtissin beruhe und durch Unterordnung unter eine vom König ernannte bald untergraben werden müßte, wie es in Paris schon geschehen sei. Die Theilung von 1670 sei ja ganz zu Gunsten der Abgefallenen gewesen. „Wir könnten sagen, was der Patriarch Jakob zu Laban sagte, als er sah, daß der ungerechte Mann nie bei ihrer Übereinkunft bleiben wollte, als er klagte, nun habe er zehnmal den Vertrag verändert." Der Pabst war mit der bedingten Unterschrift der Nonnen nicht zufrieden, aber die Art, wie der König und Erzbischof eine von der Kurie bestätigte Anordnung über die Verhältnisse der beiden Port-Royal umzustoßen Anstalt machten, misfiel ihm auch.

Die Nonnen unseres Port-Royal waren entschlossen, „um alle Gerechtigkeit zu erfüllen", alle gerichtlichen Wege der Vertheidigung zu versuchen. Allein die Sache wurde von Anfang an aus königlicher Machtvollkommenheit geführt. Der Stand der Bewohner und des Einkommens beider Häuser wurde aufgenommen. Von dem dabei besonders thätigen Staatsrath Voysin, sagt St. Simon, er sei „ein sicher Mann" und fähig gewesen, Alles für sein Emporkommen zu thun. Das alte Port-Royal wurde genöthigt einen Theil der Dienstboten, welche zum Theil Jahrzehnde hier waren, zu entlassen, obgleich die meisten Nonnen wegen Altersschwäche und Krankheit gehegt und gelegt wer-

den mußten. Den 16. Februar 1707 befahl der Staatsrath vorläufig, daß jährlich an das pariser Kloster 6000 Livres bezahlt werden sollten, da es allerdings — zum Theil in Folge schlechter Ökonomie — in zerrütteten Umständen war. Umsonst hatten die Jesuiten ihnen aufzuhelfen gesucht und vornehme Welt dahin gelockt. Als Bourdaloux an Pfingsten (um 1680) in ihrer Kirche predigte, wurden einzelne Kirchenstühle zum Besten des Klosters zu 200 Livres verkauft. Der König war noch dem Plane entgegen, die alten Nonnen aufzuheben und in verschiedene Klöster zu vertheilen, da sie leicht durch das Gift ihrer Ketzerei auch diese anstecken könnten.

Allein man weigerte sich in Port-Royal d. Ch. sogleich das erste Quartal dieser Summe zu bezahlen, theils weil man sie wirklich nicht entbehren konnte, theils weil man drohen wollte, durch öffentliches Gerichtsverfahren das Werk der Ungerechtigkeit und das im Dunkeln gesponnene Gewebe aufzudecken. Die Nonnen ließen sich nicht irre machen, als man ihnen ihre Schaafheerde, die Früchte auf dem Felde, das Holz im Walde verkaufte.

Als Unterdrückte und Opfer des Despoten waren die Freunde von Port-Royal Feinde der Bevormundung der Presse und Freunde jedes Mittels der Öffentlichkeit. Die Rechtssachen wurden bei der erzbischöflichen Officialität, an welche unser Port-Royal appellirte, öffentlich verhandelt [1]). — Es war freilich schwer einen Huissier zu finden, um die Proceßacten den Gegnern zu übergeben. Dem König eine Bittschrift zu überreichen, fand sich Niemand. Vom 2. bis 20. Juli 1707 plädirte Hebert in acht Sitzungen und hat sich dadurch zu seiner Zeit einen Namen gemacht. Er wollte den Rechtsboden von 1671 behaupten; ohnedies könne derselbe ohne Zustimmung des Pabstes nicht angefochten werden. Der Nuntius schickte jedesmal einen Referenten, ob nichts von der Gegenpartei gesagt werde, das dem h. Stuhl zu nahe trete.

1) Bei der unendlichen Genauigkeit der mém. hist. über die gerichtliche Verfechtung Port-Royals nebst berathenden Gutachten möchte diese Geschichte zur Kenntniß des damaligen gerichtlichen Verfahrens der Kirche eine gute Quelle sein. Wir fühlen uns dazu nicht berufen, indem wir unsern Lesern über 99 Procent des Stoffs ersparen. — Wie weit wir von den Provinzialbriefen entfernt sind, erhellt auch aus den wenigen pedantischen Parteiwitzen. Da der mit Einleitung der Vereinigung beider Klöster beauftragte Groß-Pönitentiarius des Erzbischofs Vivant hieß, so bezog man auf ihn Apocal. 3, 1. nomen habes quod vivas, et mortuus es.

Die Richter der Officialität entschieden gegen die Appellirenden. (3. August.) — Hebert appellirte sofort an die Primatie in Lyon.

Der Großpönitentiar aber sagte den Nonnen: „Ihr zielt gegen einen, der mächtiger ist, als ihr; ihr habt nach Lyon appellirt, von Lyon werdet ihr nach Rom gehen [1]). Ich weiß nicht, ob man euch Zeit lassen wird, Alles das auszuführen." — Allein durch Hebert war Noailles nur überzeugt worden, daß um die Sache sobald zu Ende zu führen, als der Hof von ihm verlangte, die Kurie dafür gewonnen werden müßte. Andererseits sah der Pabst immer mehr, daß am Ende doch Alles auch ohne ihn gehen würde; der König bat ihn um eine Bulle, worin die Unabhängigkeit des alten Port-Royal aufgehoben und die Vereinigung unter die pariser Äbtissin ausgesprochen wäre. Der Pabst war froh den Schein zu retten, als wäre die Sache von ihm entschieden worden, er setzte den Unterhändler der Nonnen in die Engelsburg und übertrug an Noailles die Vollmacht, als päbstlicher Bevollmächtigter in der Sache weiter zu verfahren.

Als solcher benutzte er die Zeit bis zu Erscheinen der Bulle fleißig. Damit alle Appellationen abgeschnitten würden, wurden den Nonnen alle Rechte einer Corporation, active und passive Stimme abgesprochen, und sie, selbst für den Sterbefall, für widerspenstig, der Sacramente für unwürdig erklärt. Als sie dennoch am Altare erschienen, wurde nur der Priorin aus Überraschung das Abendmahl ertheilt, den Anderen verweigert [2]). Der bisherige Beichtvater wurde, als ihnen zu sehr geneigt durch Priester von St. Nicolas du Chardonnet, durch sogenannte Nicolaiten ersetzt. (S. Beilage LIII.) Ein Nicolaite erzählte in der Provinz, die Nonnen hätten einen von diesen ihren Beichtvätern vergiften wollen. — Zugleich galt es, ihnen ihre Urkunden, besonders über ihr Eigenthum, und ihre Sachwalter zu entziehen.

Claude le Noir, genannt St. Claude hatte verschiedene Schritte für sie gethan. Er war 33 Jahre alt aus seiner Advo-

1) Sie appelliren nicht unmittelbar an Rom, sie machen die Instanzen bei der gallikanischen Kirche durch.

2) „Der König selbst von seinem Beichtvater gedrängt, trieb den Erzbischof so lebhaft, daß der Cardinal endlich weich gab, vorschritt und ihnen die Sacramente verweigerte", schreibt St. Simon.

caten-Laufbahn ausgetreten und bewohnte in dem Hofe von Port-Royal d. Ch. das nach Sta. Marthe genannte Häuschen; er brachte seine Tage mit Gebet, Betrachtung heiliger Bücher, Handarbeit, Vertheilen der Almosen zu. Ihn Einen Tag sehen, war, als sähe man ihn das ganze Jahr. Die zwölf Jahre, welche er hier lebte, war er das lebendige Ebenbild der ersten Einsiedler. Sonntag den 20. November wurde er durch eine Abtheilung Polizeisoldaten abgeholt, er hielt mit Mühe die Bauern ab, Gewaltthätigkeiten entgegenzusetzen, nahm vielmehr jene mit seiner eigenthümlichen Freundlichkeit bei sich auf. Sie bemächtigten sich der Kloster-Urkunden und führten ihn in die Bastille, wo er bis nach dem Tode Ludwigs acht Jahre gefangen lag. Er kam halb erblindet heraus, erblindete bald ganz und starb erst 1742.

Aufhebung von Port-Royal des Champs.

Endlich kam das Breve der Vereinigung beider Häuser unter die Äbtissin des pariser Klosters. Aber der König zumal fand die Bedingungen viel zu nachsichtig. Er fühlte sich neuerdings persönlich sehr beleidigt, indem man entdeckte, daß es auf der Grabschrift der letzten Äbtissin ursprünglich, mit einer in Port-Royal sehr geläufigen Phrase, geheißen hatte: Gegen das Ende ihrer Tage sah sie Satan, der ihre Töchter wie Weizen zu sichten begehrte.

Der Pabst machte in seinem Breve den Nonnen keinen Vorwurf der Ketzerei oder der Unbotmäßigkeit, sie sollten zusammen belassen, zwar ihre Güter an das pariser Haus gegeben werden, aber dieses sollte für ihre Erhaltung eine bestimmte Summe jährlich bezahlen. So hatte der Pabst mehr den Schiedsrichter gemacht, das Gehässige fiel um so mehr auf den König, als die Bulle: „auf Bitten des König gegeben" genannt wurde. Es war, als fürchtete auch der König, auf diesem Wege möchte Port-Royal am Ende ihn noch überleben und dann von Neuem erblühen. Diese Furcht gewann das Übergewicht über die Befürchtung, die Ketzerei möchte durch sie verbreitet werden, zumal seitdem man ein wichtiges Mitglied der königlichen Familie des Jansenismus verdächtigte. (Siehe Beilage LIV. Hinterlassene Apologie des Herzogs von Burgund.)

Den 16. Mai 1708 wurde im Rath des Königs beschlossen, die Bulle an den Pabst zurückgehen zu lassen, mit dem Gesuch, sie zu corrigiren. Die Bulle kam im September mit dem Datum vom 27. März corrigirt zurück. Den Nonnen wird darin hartnäckige Anhänglichkeit an die Ketzerei des Jansenismus und der Versuch sie zu hegen, Verachtung der päbstlichen und königlichen Auctorität zugeschrieben. Die Abtei Port-Royal d. Ch. wird ganz aufgehoben, alle Güter dem alleinigen Port-Royal d. P. geschenkt. Wie viel für ihren Unterhalt ausgeworfen werden sollte, blieb dem Erzbischof überlassen. Die Bulle war jetzt an den Erzbischof gerichtet, indem sie ein Act der Annäherung an ihn sein sollte. Der wesentlichste Beisatz aber war: „Damit das Recht, worin der Irrthum ein so verderbliches Wachsthum genommen hat, ganz umgestürzt und entwurzelt werde, so können die Nonnen, welche derzeit in Port-Royal d. Ch. sind, zu der Zeit und auf die Weise, welche Sie in Ihrem Erachten und Gewissen passend finden werden, in andere geistliche Häuser oder Klöster auch außer Ihrer Diöcese versetzt werden."

Der König ließ am 14. November 1708 die nöthigen lettres patentes ausstellen, der Kanzler Pontchartrain zögerte lange das Siegel aufzudrücken, weil der Spruch ohne Anhören der Parteien geschehen sei, es geschah erst am 7. December. Die Urkunde wurde sofort nach Port-Royal d. P. geschickt, wo man in der Freude eine h. Geist-Messe las. Die Gegner verglichen dies mit der Freude Jesabels über den Weinberg Nabots. Nun konnte auch am 20. Januar 1709 der 85jährige La-Chaise im Frieden dahinfahren, denn seine Augen hatten die Art an die Wurzel der giftigsten Ketzerei gelegt gesehen.

Dem Erzbischof war es unangenehm als päbstlicher Kommissär zu handeln; er konnte sich jedoch dieser Eigenschaft nicht entrathen, da er sich nur dadurch über alle Appellationen und rechtliche Hindernisse hinwegsetzen konnte. Noch einmal versuchte im April 1709 Noailles die Nonnen durch eine von ihnen hochgestellte Auctorität zu gewinnen. Er ließ einen Brief drucken, den Bossuet noch als Abbe 1665 geschrieben haben sollte, um die Nonnen für die Unterschrift im Sinne der foi humaine von Pereſixe zu gewinnen. Er selbst adoptirte damit die hier gegebene Auslegung: „Die Unterschrift verlangt nichts, was gegen das Ge-

wissen wäre. Obgleich von jeher in den Glaubensbekenntnissen die Verwerfung der Gegner namentlich beigefügt wurde, so werden diese Thatsachen doch nicht zu gleicher Stufe mit den geoffenbarten Wahrheiten erhoben; sondern jedes Ding wird in seinen Grad, in seiner Ordnung genommen. Es war gefährlich, euch auf den Unterschied von fait und droit aufmerksam zu machen, der Erzbischof aber ist zu eurer Schwachheit herabgestiegen und auf eure Zweifel eingegangen, um euch zu beruhigen. Mit seinem menschlichen, geistlichen Glauben an das Urtheil der Oberen verlangt der Erzbischof keine Sache der Erkenntniß, sondern der Demuth, nur eine gute Verfassung im Willen, keine genaue Erkenntniß im Verstand. Es ist eine christliche, eine geistliche Tugend, sein Urtheil auch in anderen als geoffenbarten Fällen zu unterwerfen und zu vernichten. — Die Kirche stützt sich nicht auf Übereinstimmung der Parteien, sondern auf eine juridische Prüfung; sie spricht: Wenn ihr meinen Glauben annehmt, so folgt auch meinen Urtheilssprüchen."

Allein die Nonnen ließen sich dadurch nicht erschüttern und Bossuets Autorschaft wurde sehr angezweifelt.

Den 11. Juli 1709 erklärte auch der Erzbischof durch ein Decret die Abtei Port-Royal des Champs für aufgehoben. (Siehe Beilage LV. Erzbischöfliches Decret zu Aufhebung von P. R. d. Ch.) Auch das Parlament hatte im Mai, auf die zum Theil verfälschten Angaben des pariser Hauses hin, diesem das Recht auf alle Güter zugesprochen. Wahrscheinlich hatte Niemand den Muth, das alte Port-Royal hier zu vertreten; daher nahm man Veranlassung diesem vorzuwerfen, daß es, im Bewußtsein seiner schlechten Sache den Rechtsweg gemieden habe. (Siehe Beilage LVI. Die Sache beider Port-Royal vor dem Parlamente.)

Das Erste, was dem pariser Port-Royal von seinem neuen Erbe zufiel, war die Summe von 8600 Mark, welche noch für die Ansprüche an Nordstrand von der holsteiner Kammer über Hamburg herausbezahlt wurden [1]).

1) Der Kauf war vor 50 Jahren sogar mit diplomatischer Unterstützung des Königs geschehen. Arnauld hatte, wie die Meisten, 20,000 Livres dazu gegeben, wovon er in seinem Testamente gegen die Hälfte für verloren achtete. Er vermachte seinen Antheil an Quesnel, Andere sich ge-

Den 1. October reiste die Äbtissin des pariser Hauses nach dem des Champs, um den Akt der Besitznahme vorzunehmen, was sie auch that, obgleich man sich weigerte, sie anzuerkennen und sie in die Clausur einzulassen. Das war der letzte Tag am Gitter. Der erste war vor 101 Jahren. Sie ging von da nach St. Cyr, wo sie Frau von Maintenon weitläuftigen Bericht abstattete. Auf die Frage dieser, ob sie in der Kirche von Port-Royal auch die besondere Salbung gespürt habe, antwortete sie verneinend, und mit Complimenten über St. Cyr. (Siehe Beilage LVII. Die Äbtissin von P. R. d. P. in P. R. des Ch. und in St. Cyr.) Schon die Verlegung des Hofs von St. Germain nach Versailles war ein Übelstand für Port-Royal; es mußte dem König doppelt ärgerlich sei, hier einen Ort, welcher ihn so sehr an die Gränzen seiner Macht erinnerte, so sehr in der Nähe, auf drei Stunden Entfernung, zu haben. Die Schöpfung der Maintenon, St. Cyr, hätte gewiß unter allen Umständen Port-Royal die Wiederannahme von Mädchen zur Erziehung erschwert, ja unmöglich gemacht.

Die Äbtissin reichte nun ihre Klage gegen „den Haufen von Rebellinnen" ein. Der König bestätigte am 26. October in seinem Staatsrath das Gesuch, daß diese in verschiedene Klöster zerstreut werden sollten, wie 1664, diesmal aber für immer. Die Instruction lautete, daß ihnen hier aller Verkehr mit außen abgeschnitten würde. Der Bischof solle entscheiden, welche von ihnen von der Art seien, daß man einigen der zuverlässigsten Nonnen jener Klöster erlauben könnte, mit ihnen sich zu unterhalten; jedoch sollte man vermeiden, über die Streitfragen zu sprechen. So lange sie die Bulle nicht unterzeichnet hätten, sollten sie ohne Sacramente bleiben.

genseitig für die Überlebenden, so daß es zuletzt P. R. d. Ch. zu Gute kommen sollte. Der Herzog von Holstein kaufte diese Ansprüche, wie es nach den Jesuiten scheint, 1678 in Paris wieder an sich, doch geschah die Heimbezahlung spät, wohl erst seit 1707 durch die holsteinische Kammer, welche aber 1709 Anstalt machte, Alles zu vereinigen. Bei dieser Gelegenheit kam die Sache vors Parlament und die Feinde nahmen Veranlassung, von Neuem zu lästern. Man sagte, die Jansenisten hätten auch beabsichtigt, in Amerika eine Colonie zu gründen. Immer hieß es, um den König zu ärgern, sie hätten eine Republik gründen wollen.

Abführung der Nonnen in die Gefangenschaft.

Die Ausführung war auf den 28. October 1709, Montag, den Feiertag Simon und Judä festgesetzt. Ein Sturm und Ungewitter nöthigten, dieselbe auf den folgenden Tag zu verschieben. „Die Nonnen ruhten sicher unter dem Stabe des großen Hirten. Allerdings hätte ein für dieses Haus, dessen Wahlspruch Genauigkeit und Ordnung war, außerordentliches Ereigniß eine Vorbedeutung des Bevorstehenden geben können. Die Lampen des Dorments waren beide ausgelöscht, als sie aus der nächtlichen Offiz kamen, was noch nie geschehen war. Ihre Einfalt verhinderte, daß es auf sie Eindruck machte. Aber diese Lampen, ein Symbol Derer, welche die Kirche ein Jahrhundert erleuchtet und erbaut hatten, sollten nicht mehr für uns leuchten. Die Stunde der Finsterniß war gekommen. Hundert Jahre hatten diese die 1609 angefangene Reform gesehen. Es scheint überhaupt, daß die Heiligkeit der Stiftungen und die Kraft der Reformen auf ein Jahrhundert beschränkt seien und daß sie weiterhin in Ermattung verfallen."

Gerade vor hundert Jahren, ehe nun die abgefallenen Schwestern sich mit Gewalt das Erbe der Arnauld aneigneten, hatten die Nonnen ihr Privateigenthum zu Angelicas Füßen gelegt, um ganz als Ein Leib und Eine Seele der Reform zu leben; auch die letzte Nonne hatte endlich ihr den Schlüssel zu ihrem kleinen Gärtchen gebracht, von dem sie sich nicht hatte trennen können. „Ein Jeder von uns hat auch ein solches kleines Gärtchen und einen Schlüssel dazu", einen letzten Versteck der Selbstliebe, schreibt Ste. Beuve.

Dienstag Morgens erschien d'Argenson, Polizei-Commandant von Paris, gerüstet jeden Widerstand zu brechen, mit einigen hundert Polizeisoldaten und mit Wagen; Abtheilungen der Schweizer- und der französischen Garden besetzten die Anhöhen; er ließ die Clausur öffnen, versammelte die Nonnen im Capitel und verlas auf dem Stuhl der Äbtissin den Befehl des Königs. Alle sollten sogleich abgeführt werden (worüber nachher der Erzbischof selbst erstaunt war, denn er glaubte, es handle sich zunächst nur um drei oder vier). Sobald die Stunde der Tierce schlug, gingen die Nonnen in den Chor, Gott um den h. Geist anzurufen,

welcher zu dieser neunten Stunde ausgegossen worden war. Man sprach den 24. Psalm Ad te levavi animam meam. — D'Argenson ließ ihnen eine halbe Viertelstunde, um ihr Nothwendiges zu rüsten. Aber seine Geduld und Artigkeit wurden sehr auf die Probe gestellt; Einige konnten beinahe nicht mehr die Treppen herunter gehen. Eilf Wagen sollten die 22 betagten Nonnen in verschiedene Diöcesen führen. Da man fürchtete, es werden sich nicht leicht Klöster zu ihrer Aufnahme finden, wenn man es nicht durch Einschüchterung erlange, bezahlte der König das erste Quartal Kostgeld für sie und befahl die Aufnahme in seinem Namen.

Da die Nonnen sahen, daß der Augenblick des Scheidens gekommen war, fragten sie die Priorin, ob es denn ohne Protestation und Acte geschehen solle. Sie antwortete, da Alles durch Lettres de Cachet gehe, so sei keine Protestation am Ort, man müsse nur gehorchen. Eine Nonne, welche auf ein ungeschicktes Wort d'Argensons etwas vorlaut geantwortet hatte, kniete auf einen Blick der Priorin vor ihm nieder und bat ihn um Verzeihung. Nun warf sich eine nach der andern vor dem Sacramente und vor der Priorin um ihren Segen nieder, keine Klage wurde laut, keine Thräne gesehen. Nur die Armen der Umgegend, welche die Reiterposten umgangen und sich so zugedrängt hatten, stimmten ein lautes Wehklagen an. Zuletzt schied auch die Mutter der Schmerzen, die Priorin Dumesnil, welche nach Blois gebracht wurde. „Bestimmt wie die Mutter der Makkabäer ihre Kinder geopfert zu sehen, ehe sie selbst ihr Opfer vollbringen durfte, stärkte sie noch Alle."

St. Simon sagt über die Abführung: „D'Argenson vertheilte die Nonnen in die Wagen nach dem Ort ihrer Bestimmung, welches verschiedene Klöster von zehn, zwanzig, dreißig, vierzig, ja bis funfzig Stunden von da waren, und ließ sie so abgehen jeden Wagen von einigen Policeisoldaten zu Pferd begleitet, wie man öffentliche Creaturen aus einem schlechten Ort wegschafft. Ich übergehe mit Stillschweigen, was eine so rührende befremdend neue Scene begleitete. Es giebt ganze Bücher darüber" (welche aber sich sehr widersprechen und viel kleinliche Effectstückchen enthalten).

Zerstörung von Port-Royal des Champs.

Der Augenblick der Übergabe des Klosters auf dem Lande an die Äbtissin war wie ein Signal für die Gläubiger des verschuldeten pariser Port-Royal. Die größten Ansprüche an dasselbe hatten die Jesuiten zu machen, welche vielleicht nicht mit so großem Leidwesen die zunehmenden Geldverlegenheiten desselben beobachtet hatten. Sie riethen den Nonnen, das Haus in Paris zu verkaufen und sich auf das Land zu ziehen; dadurch würden sie wieder reich werden. Allein den Nonnen war der Aufenthalt in Paris noch mehr werth; sie ließen, um diesen Plan zu hintertreiben, die Reliquien und die Vorräthe in Eile aus dem verlassenen Port-Royal des Champs nach Paris bringen. Der Plan der Jesuiten wurde immer deutlicher; sie waren gewiß, alle Käufer überbieten zu können, und dann wollten sie in dem städtischen Port-Royal ein geistliches Seminar gründen. Den Widerstand des Erzbischofs gegen diese Absicht hofften sie schon durch den Hof niederzuschlagen. Allein die Seminare von St. Magloire, St. Nicolas, des Bons-Enfans, des Vertus, besonders das von St. Sulpice wären durch diese Concurrenz sehr bedroht gewesen. Letzteres, bisher mit den Jesuiten Eins und verbunden gegen Port-Royal, wandte sich an Maintenon und stellte durch sie dem Könige vor, daß die Versprengung der Nonnen von Port-Royal d. Ch. nur eine provisorische Maßregel, etwa bis nach seinem Tode sein werde, wenn man nicht das Kloster auf dem Lande abbreche. Der König, um ein Gott angenehmes Werk zu thun, wie mit der Zerstörung der Kirche (temple) der Reformation in Charenton, erließ am 22. Januar 1710 den Befehl zu Abbruch des Klosters; man war nur gemeint die Kirche und die Wohnung für einen Kaplan stehen zu lassen. Das Gebäude wurde um ein geringes Geld endlich zum Abbruch verkauft, der im Juni begann. Die Keller und alle Vertiefungen wurden mit dem Schutt aufgefüllt, daher der Platz jetzt ein so flaches Aussehen hat.

Indeß war dadurch die Furcht der Feinde Port-Royals nicht beruhigt. So lange die Gräber so vieler, von einer zahlreichen Partei als heilig verehrter, Personen hier waren, mußte diese die Absicht hegen, wo möglich hier für Einsiedler oder für eine Klo-

stergemeinde ein Obdach zu bauen; so lange die Kirche bestand, war ein solches Unternehmen nicht mit unerschwinglichem Aufwand verbunden. Auch das sollte noch geschehen, so lange der alte König lebte. Dieser Plan veranlaßte einen Sohn Pomponnes zur Bitte, der König möchte ihm gestatten, die Gebeine seiner Anverwandten, wenigstens derer, welche in der Kirche selbst begraben waren, in eine Gruft nach Pomponne zu bringen. Er schämte sich nicht als Motiv vorzuschützen, damit seine Nachkommenschaft vergäße, daß diese Leichname an einem Orte begraben gewesen seien, welcher das Unglück gehabt habe, Seiner Majestät zu misfallen. In der Nacht vom 13. auf den 14. September 1710 wurden die meisten Leiber oder Herzen der Familie Arnauld von Port-Royal fortgeführt.

Pomponne schien es aber ganz vergessen zu haben, daß sie in dem benachbarten Palaiseau längst offen lägen und vielleicht einmal zerstreut werden konnten. Er ging endlich auf den Vorschlag ein, welcher ihm keine Mühe und Kosten machte, und am 30. September 1725 wurden sie daselbst in der unterirdischen Kapelle auf der Seite des Evangeliums alle zusammen in einer Grube beigesetzt, welche ein Geistlicher ausgegraben hatte.

Auch der Leib Tillemonts wurde am 23. December 1710 nach Paris in die Kirche St. André-des-Arcs gebracht.

Erst im November und December 1711, als alle Materialien vom Abbruch des Klosters weggeräumt waren, legte man Hand an die Ausgrabung aller Leichen in der Kirche, im Kloster, im Kapitel, in den Gottesäckern. „Wir haben dieses Werk anzusehen als eine Beschimpfung der Tempel des h. Geistes, der Glieder Christi, als ein Attentat gegen die Menschlichkeit, geeignet die Natur zu empören."

Einige Herren, welche in den benachbarten Waldungen gejagt hatten, kamen auch nach Port-Royal, um zu sehen, was vorgehe. Als sie in die Kirche traten, sahen sie, wie man die Erde aufwühlte und zum Theil halbverweste Leichname hervorzog. Sie hörten, wie die Arbeiter bei Gelegenheit der nackten Glieder die infamsten [1]) Witze machten. Sie sahen, wie man

1) Ein Arbeiter sagte, die Nonnen seien unglücklich, aber man habe doch entdeckt, daß sich Hofleute oft acht Tage bei ihnen divertirt haben, überdies seien sie von einer andern Religion und Senisten gewesen.

die Leichname zerbrach und zerhackte, da man sie nicht ganz aus den Gruben ziehen konnte. Die Arbeiter tranken, lachten, sangen, Hunde nagten in der Kirche die Knochen ab und Niemand dachte daran, sie zu verscheuchen. Der „fromme Schlosser" Laisné war noch so gut erhalten, daß sie ihn mit Namen grüßten; sie zogen ihm selbst das Hemde aus. Die letzte Äbtissin lag im Sarge, als schliefe sie nur. Der Karren, welcher diese elenden Reste nach dem Kirchhofe von St. Lambert hinauf brachte, wurde gewöhnlich so überladen, daß Vorübergehende manchen unterwegs herausgerollten Kopf oder andere Glieder am Wege begruben.

Auf die Kunde dieser Frevel wurde Erlaubniß nachgesucht, mehrere Leichname diesen Mishandlungen zu entziehen; so wurden Sacy, Le Maitre und Racine in der Nacht des zweiten December 1711 in die pariser Kirche St. Etienne-du-Mont gebracht; die der beiden Brüder wurden in dem Gewölbe der Capelle von St. Johann dem Täufer beigesetzt, Racine in der Nähe von Pascal.

St. Cyran hatte über das von den Nonnen verlassene Port-Royal gesagt, daß an den einsamen Altären die Engel statt der Menschen Gott anbeten; jetzt hieß es, die Kirche diene nur den Nachteulen zur Zuflucht. Die Kirche wurde mit Mühe zum Abbruch verkauft, das Schönste waren die 1555 geschnitzten Chorstühle, wofür die pariser Bernhardiner 4000 Livres gaben. Ein Maurer aus Chevreuse und ein Beamter bei den menus plaisirs des Hofs bestanden das Übrige im September 1712 [1]). Das Dach wurde sogleich abgedeckt und im Sommer 1713 die starken Mauern mit Pulver gesprengt. Die Linien, welche das Kreuz der Kirche bildete, sind jetzt mit Pappelbäumen bepflanzt. Wo einst der Hochaltar sich erhob, steht jetzt die Inschrift:

Entrez dans un profond et saint recueillement
Chrétiens, qui visitez la place, en ce moment,
D'un autel où Jésus, immolé pour nos crimes,
S' offrait à Dieu son père, entouré de victimes
Qu'avec lui l'Esprit-Saint embrasait de son feu.
Figurez-vous présens ces prêtres vénérables,
Ces humbles pénitens, ces docteurs admirables,
Lumières de leur siècle, et l'honneur de ce lieu.

1) Siehe Beilage LVIII.

Retracez-vous ce choeur où s'assemblaient des anges,
Du Seigneur, nuit et jour, célébrant les louanges;
Et de ces souvenirs recueillez quelque fruit,
Dans ce vallon désert, où l'homme a tout détruit.

Die Gemissements, welche später vermehrt wurden, drücken den Schmerz und den tiefen Unwillen über diesen entmenschten heiligen Eifer der Zerstörer aus. (Dazu siehe Beilage LIX.)

Schicksale der Nonnen.

Wenn etwas eine solch unmenschliche Barbarei entschuldigen könnte, so wären es die Plane der Freunde Port-Royals nach dem Tode Ludwigs XIV. Sein Tod war eine Posaune der Auferstehung für sie. Die Gefängnisse und Verbannungsörter öffneten sich für die verfolgten Jansenisten, welche in der Regentschaft des Herzogs von Orleans eine Herrschaft der Gerechtigkeit begrüßten. Denn der Unglaube war gerechter und mitleidiger gegen Port-Royal, wie gewöhnlich gegen die Religion, als der bigotte Glaube, welcher seine Sünden in den Thränen und dem Blute Andersgläubiger rein waschen wollte.

Unter ihm faßten Freunde den Plan, das noch übrige Duzend Nonnen in dem längst mit Port-Royal durch Freundschaftsdienste verbundenen Kloster Notre-Dame de Liesse in der Vorstadt St. Germain zu versammeln. Es war dies ein streng reformirtes Haus auch vom Orden Benedicts. Sie konnten dann zusammen eine Klosterschaft bilden. Der Erzbischof, welcher ohnedies des Jansenismus verdächtigt, sich sehr zu hüten hatte, durch Versöhnung mit dem alten Port-Royal diesen Verdacht zu bestärken, begegnete im Gewissensrath des Regenten [1]) dieser Absicht durch den Vorschlag, die Übriggebliebenen in Port-Royal d. P. zu versammeln, welches durch sie reformirt werden könne. Bei der Feindschaft, welche in Aller Herzen gegenseitig

1) Die Prinzessin von Orleans schreibt am 27. Sept. 1715: „Ich weiß nicht ob mein sohn König wirdt werden daß steht bei gott aber wen Er Es gleich werden solte so Kan Er nichts thun, alß waß sein gewißens raht Ihm rahten wirdt, Eins ist woll sicher daß wen Er seine Eygene jnclination folgte, so würdt woll Kein mensch In der welt geplagt sein wegen der Religion, aber mitt pfaffen Kompt man nicht Leicht zurecht." Was die Prinzessin hier sagt, zunächst mit Beziehung auf die Reformirten in den Galleeren, hat seine Wahrheit nicht blos rücksichtlich der Stellung des Regenten, sondern auch des Königs gegen Port-Royal.

war, mußte dieser unnatürliche Plan von Seiten der Gefangenen auf unüberwindliche Hindernisse stoßen.

In der Zwischenzeit starb am 18. März 1716 die Priorin des aufgehobenen Port-Royal in Blois, ungebeugt und ohne Sacramente. Umsonst hatte der Bischof sie selbst auf den Knien gebeten, sie möchte das Formular unterschreiben. Nicht so fest blieb der größte Theil der Übrigen; Manche widerriefen ihre Unterschrift hernach. Unter ihnen ragt als ungebeugte Kämpferin die Schwester von Sta. Gertrude du Valois hervor. Sie allein erlangte, zum Theil durch die Vermittelung der Prinzessin Condé, daß sie, ohne auf irgend eine Weise gewichen zu sein, von Noailles wieder in den Genuß der Sacramente eingesetzt wurde. Während eines kurzen Aufenthalts in Paris wurde sie von allen Freunden Port-Royals jeden Standes besucht; da ihre Schwestern alle in die Diöcese Paris zurückgerufen waren, suchte sie — im Wagen der Prinzessin — dieselben noch in ihren verschiedenen Klöstern auf. „Soldaten, welche aus dem Kampfe zurückkommen, die einen verwundet, die anderen ohne Schaden, stellen uns sehr natürlich diese Besuche dar. — Sie, welche stark geblieben war, bestand darin, und die Verwundeten gewannen die Gesundheit wieder; so waren sie alle, obgleich getrennt, nur Eine Heerde, nur ein Herz und Eine Seele." — Noch einmal begegnet uns der Name d'Estrée, welcher sich dem reformatorischen Eifer der großen Angelica feindlich in den Weg gestellt hatte. In den letzten Anfechtungen hatten unsere Nonnen noch ihre Hoffnung auf den freisinnigen Cardinal aus diesem Hause gesetzt, und die Valois verlebte ihre letzten sechs Jahre in dem Kloster d'Estrée, welchem sie, „wie die Bundeslade dem Obedemon" Segen gebracht hatte (2 Samuelis 6, 11).

Bilder der Personen und Örtlichkeiten.

Die besten Portraits der Nonnen und Männer von Port-Royal hat der bekannte Maler und Freund unseres Klosters, Philipp de Champagne, gemacht. Ich habe nur das von St. Cyran gesehen, welches im Besitz des bekannten Abgeordneten du Vergier de Hauranne, eines arrière-petit-neveu des großen Abtes ist. St. Cyran erscheint darauf ganz als königlicher Priester, ein herrlicher Kopf [1]).

1) Eine Copie davon ist im Besitz des Königs von Preußen.

Ein du Vergier de Hauranne war unter der Restauration einer der eifrigsten Gegner der Jesuiten im Advocatenstand. — Die übrigen Portraits findet man auf der königlichen Bibliothek in Kupferstich unter den Oeuvres de Champagne, namentlich die ältere Angelica, Sacy, Barcos, Pontis, Le Maitre, mit der Unterschrift: sedebit solitarius et tacebit, Retz, sodann die Gegner Le-Moine, Perefixe [1]). Auch Edelinck hat die Meisten in Kupfer gestochen, wie auch das Wunder mit der Hostie 1668 in Angers. Die wunderbare Heilung der Tochter Champagnes mit dem Portrait der Mutter Agnes, das h. Abendmahl, auch von Champagne, angeblich mit mehren Portraits der ausgezeichnetsten Einsiedler sind im Louvre. Wohin das Bild gekommen ist, welches darstellt, wie die Mutter Angelica der knieenden Agnes die Constitutionen übergiebt, ist mir unbekannt [2]).

Vor den Memoires von Fontaine und Fosse findet sich, nach damaliger Weise, in halber Vogelperspective eine kleine Abbildung von Port-Royal des Champs, welche aber wenig dazu dient, sich in die Örtlichkeit zu versetzen, selbst wenn man zuvor damit vertraut ist [3]). — Die Tochter des Buchhändlers Horthemels hatte in sechs kleinen Blättern die Kirche, den Chor, das Capitel, den Kreuzgang, das Refectorium und eine Gesammtübersicht in Kupfer gestochen. Aber Platten und Abdrücke wurden am 13. Mai 1710 weggenommen; da der König die Zerstörung des Klosters befohlen habe, dürfe es auch nicht abgebildet werden, so wenig als die zerstörte reformirte Kirche zu Charenton. Später wurden ihr Platte und Abdrücke zurückgegeben [4]).

1) In der Gemälde-Gallerie im Haag findet sich das schöne Portrait eines jungen Geistlichen von Champagne, wofür man keinen Namen weiß und das vielleicht auch in unsern Kreis gehört.

2) Die übrigen Gemälde in Port-Royal selbst waren Christus zu Emaus am Brodbrechen erkannt, Marienbilder, Johannes der Täufer, Christus mit dem Lamm auf der Schulter, eine Nonne mit Dornen gekrönt, eine Verkündigung.

3) Der Kupferstecher Yver hatte die Gedankenlosigkeit, nicht zu erwägen, daß der Abdruck den Gegenständen eine entgegengesetzte Lage giebt. So steht links, was rechts stehen sollte und links, was auf der Rechten sein sollte.

4) Findet sich nebst anderen Abbildungen auf der königlichen Bibliothek im Karton Port-Royal.

Die beste Anschauung nicht blos von den Gebäuden, sondern auch vom Leben in Port-Royal geben uns die 13 Vignetten des Nekrologs. Das Thor im Vordergrund des ersten Blatts ist gegen Paris und gegen den Meierhof gerichtet, wo die Einsiedler bis 1661 wohnten; in den Gebäuden links wohnten sie seit 1669. Das Gebäude rechts von der Kirche über dem Kreuzgang, welches von zwei Seiten den Gottesacker einschließt, ist das eigentliche Kloster. Auf jedem Grabe war ein einfaches hölzernes Kreuz, in der Mitte ein großes Kreuz. Das runde Thürmchen davor ist das massive Taubenhaus, das Einzige, was jetzt noch steht. In der Ecke des Gottesackers, wo das Kloster mit dem kürzeren Kreuzesarm der Kirche zusammenstieß, floß die Quelle der Mutter Angelica. Sie findet sich noch; ein Wassernatter sonnte sich eben darin, als ich sie besuchte. An einem der nächsten Pfeiler des Kreuzganges standen die Worte:

Tous ces morts ont vecu; toi qui vis, ta mourras,
Ce jour terrible approche, et tu n'y penses pas.

Südöstlich davon lag der Garten mit Obstbäumen von d'Andillys Hand gepflanzt, welche die fruits bénits trugen, wie Mazarin spottete, die jener der Königin Anna zu schicken pflegte. Der Bach, welcher die Mühlen treibt, kommt von Westen, unten öffnet sich das Thal mehr; die Höhen gegen Norden vom Kloster (gegen den Meierhof, gegen Versailles und Paris) und gegen Süden mögen 300 Fuß über den Thalgrund sich erheben. Im Schatten des dem Meierhof entgegenstehenden, gegen Norden abfallenden Bergabhanges und hoher Waldbäume, von dem Klostergarten durch den Bach getrennt war die nach der jüngeren Angelica genannte „Einsamkeit", ein Kreis von Bänken, wo die Nonnen spannen [1]) und andere weibliche Handarbeiten verrichteten. Hier mag allerdings Angelica öfters ihre Vorträge und Unterredungen gehalten haben, welche uns zum Theil in ihren Werken enthalten sind.

Die deutlichste Beschreibung Port-Royals findet sich im dritten Band der histoire de l'abbaye de Port-Royal. Cologne 1752.

1) Auch im Gehen auf die italienische Weise.

Nach den Bildern zu urtheilen, müßte jetzt, wie zur Zeit vor d'Andillys Arbeiten, die Cultur dem Walde wieder mehr gewichen sein, zumal seit die stützenden Terrassen auf der Nordseite zerfallen sind. Doch ist nun das Thal, erst zu Anfang dieses Jahrhunderts, durch einen Canal entsumpft.

Unter allen Klöstern, welche ich kenne, hat die Lage des Klosters Maulbronn in Wirttemberg am meisten Ähnlichkeit mit der von Port-Royal; nur war hier Alles enger, die Kirche kleiner, die Gebäude weniger ausgedehnt. Die Straße von Versailles nach Chevreuse läßt Port-Royal auf die Entfernung von nicht ganz einer Viertelstunde rechts liegen.

Der spätere Jansenismus.

Die Verdammung von 101 Sätzen aus dem Neuen Testament Quesnels hat bekanntlich bald darauf der Sache des Jansenismus einen ungeheuern Umschwung gegeben, worauf eine noch schrecklichere Verfolgung im Beichtstuhl und auf den Todtenbetten folgte.

Mit den fanatischen Erscheinungen der Convulsionen erwachte auch wieder ein neuer Eifer nach Port-Royal zu wallfahrten. Die Nouvelles ecclésiastiques schreiben am 20. Mai 1733: „Besonders sind die Wallfahrten nach Port-Royal des Ch. häufig geworden. Achtzig bis hundert Personen von Paris allein haben sich schon daselbst zusammen getroffen: Man hat Gebeine, Steine, selbst Gras gesammelt, welche Convulsionen verursachten. Die Gebeine und Steine haben auf dem Fleische mancher Personen eine so reelle und heftige Empfindung von Hitze hervorgebracht, daß sie manchmal gewöhnliche Brandmale hinterließen. Man hat formelle Certificate dafür, von Augenzeugen unterschrieben."

Cardinal Fleury verbot jedoch bald den Eingang und stellte Polceiwachen auf. Diese Convulsionen, ob sie gleich durchaus nicht als Thatsachen bezweifelt werden können und einige Zeit großes Aufsehen machten, haben die Jansenisten unter sich getheilt, den Meisten eine abergläubische fanatische Richtung gegeben und den ganzen Spott des philosophischen Jahrhunderts über sie zusammen gezogen. Der kleinere Theil, namentlich viele heimliche Jansenisten im Oratorium, befreundete sich mit den

philosophischen Richtungen, mit welchen er durch die Feindschaft gegen die Jesuiten und gegen den politischen und kirchlichen Despotismus ohnedies verbunden war.

Der dogmatische Jansenismus, die geheime Anhänglichkeit an die fünf Sätze, ist sehr in den Hintergrund getreten. Aber der streng moralische, ascetische Charakter der Majorität des französischen Klerus beruht auf jansenistischen Traditionen. Zumal vor der Revolution war der größte, beste Theil der Pfarrer jansenistisch; durch ihren Übertritt zum dritten Stande hat diese Partei einen der Wendepunkte der Revolution gemacht. Die Civil-Verfassung wurde von den jansenistischen Oratorianern mit dem entschiedensten Beifall aufgenommen, in ihrer Kirche leistete man den Eid darauf. Eine noch zu erwartende Geschichte der Revolution, welche es sich zur Aufgabe machen würde, besonders die religiösen und antireligiösen Überzeugungen der Parteien markirt ans Licht zu stellen, welche sich bis zu Robespierres Sturz, ja bis zum Consulat drängten, würde auf die Geschichte des Jansenismus ein wesentliches Licht werfen. Das pariser Port-Royal, unter dem Namen Port-libre als Gefängniß benutzt [1]), war einer der Schauplätze der schrecklichen Septembermörder. Die Freunde Port-Royals gedachten zur Zeit der Frevel in St. Denys derselben Frevel, welche von diesen Todten zu Anfang des Jahrhunderts an denen von Port-Royal geübt worden waren. Natürlich ein späterer Prophet ruft:

> Le Dieu des opprimés n'est point sourd à leurs voix:
> Et d'affreux Jacobins, pires que les Tartares,
> Vengeront Port-Royal, en exhumant nos rois.

Der Gedanke, den Jansenismus, wenigstens seine episkopale Grundlage durch den großen Kriegsherrn in Frankreich herrschend zu machen, mußte nothwendig scheitern. Napoleon konnte so wenig daran denken, als an eine Wiedereinsetzung der alten Parlamente. Nichts war ihm mehr zuwider, als solcher bedingter, verclausulirter Gehorsam. Mit einer Macht, welche sich ihrerseits auch unbedingten Gehorsam zu verschaffen wußte, konnte er als Bundesgenosse herrschen, sich ihrer bedienen oder nach gewohnter Weise kämpfen.

1) Jetzt ist es ein Entbindungshaus.

Die streng jansenistische Partei in Paris, welche an Geistlichen der Kirche von St. Severin noch am längsten einen Anhaltspunkt hatte, ist zwar durch die révue ecclésiastique thätig, bekämpft crassen Ablaß, die unbefleckte Empfängniß, die Jesuiten; im Ganzen hat sie jedoch wenig Bedeutung. Sie besteht aus Leuten vom minderen Bürgerstand, meist von erprobter Ehrlichkeit, ist aber beschränkt.

Der Geistreichste unter dem parlamentarischen Jansenisten der letzten funfzig Jahre war der in seiner Überzeugung selbst durch die nächste Todesgefahr nicht zu erschütternde Graf Lanjuinais, welcher in geistreichen Impromptus namentlich die Bestrebungen der Restauration beleuchtete [1]). Ihm geistesverwandt scheint Graf Montlausier gewesen zu sein, ein vielgeschäftiger, unverwüstlicher Charakter, welcher auch auf dem Todtenbette den Segen der Kirche nicht durch Ableugnung seiner Überzeugung erkaufen wollte. Ein minder kühner, mehr stiller Charakter war der berühmte Gelehrte de Sacy. Ihnen steht zur Seite der berühmte Gregoire.

Gegenwärtig möchte der Sieg der Jesuiten in Frankreich wohl eine dem Jansenismus verwandte Reaction hervorrufen, vielleicht zugleich eine Emancipation der Pfarrgeistlichkeit und Vicare von ihrer drückenden Abhängigkeit von den Bischöfen.

Der holländische Jansenismus ist in offenbarem Erlöschen [2]). — Man hat seit beinahe hundert Jahren sich gewöhnt, jeden Versuch die katholischen Landeskirchen der Gewalt Roms zu entziehen, ja die Einziehung der Kirchengüter (Civil-Verfassung des Klerus) Jansenismus zu nennen. Die josephinischen Bestrebungen in Deutschland haben wenig Verwandtschaft mit dem alten Jansenismus gehabt, mehr die gleichzeitigen in Italien, die Uni-

1) Seine in Deutschland erstaunlich wenig bekannten Werke sind in vier Bänden von seinem Sohne gesammelt: Oeuvres de J. D. Lanjuinais avec une notice biographique, par Victor Lanjuinais. Paris 1832.

2) Folgendes gebe ich aus dem Munde eines namhaften Jesuiten: die für die Niederlande so kritische Errichtung vieler neuen Bisthümer um Mitte des 16. Jahrhunderts veranlaßte die Besetzung derselben mit Professoren von Löwen, an deren Stelle unerfahrene Männer kamen, welche die Lehre von Lessius verdammten, was Sixt persönlich beleidigte, da er sie früher selbst aufgestellt hatte. — Napoleon habe kein größeres Scheltwort gehabt, als: „Jansenist! Er erlaubte in Holland die Wiederbesetzung ihrer Bisthümer nicht; nur der von Deventer lebte noch, als 1813 die Verbündeten einrückten; kaum hatte er einige neue geweiht, so starb der Greis.

versität Pavia, Ricci, Bischof von Pistoja [1]), für den es kein verbotenes Buch gab als den Index der verbotenen Bücher. Mehr mit der philosophischen Schule der edlen Neapolitaner zu Ende des vorigen Jahrhunderts verwandt war Josef Capece-Latro, Erzbischof von Tarent [2]), bedeutend besonders zur Franzosenzeit. — Die blos praktische finanzielle Richtung des erst kürzlich in Spanien gestürzten sogenannten Jansenismus ist bekannt.

Wie weit ist das Alles von den Tagen, da Jansen mit St. Cyran vereint in Bayonne Augustins Lehre wieder entdeckte, da St. Cyran den Jansenismus im Herzen Angelicas gründete.

Überblick des Ganzen.

Wir wenden unsere Blicke zurück und horchen auf den fernen Donner parlamentarischen Streits. Anton Arnauld ringt mit dem mächtigsten Orden der Christenheit und klagt ihn des Königsmordes an. Die Erbsünde der Familie ist unauslöschlich gegründet und eine Macht, welche für sie eine Macht des Schicksals wird. — Gerade hundert Jahre darauf stirbt Doctor Anton Arnauld in der Verbannung.

Des älteren Anton Tochter, wider Willen Nonne geworden, macht Ernst aus ihrem Gelübde und gewinnt den Tag am Gitter. D'Andilly „der Freund", bringt ihr den sanften, bilderreichen Franz von Sales, welchen die Kirche bald selig und heilig spricht; aber erst der Abt von St. Cyran ist der ersehnte Eine Mann aus Zehntausenden. Port-Royal wird der Waffenplatz Derer, welche die neuentdeckte Lehre des christlichen Alterthums, das Bekenntniß der tiefen Verdorbenheit des Menschenherzens, der alleinigen siegreichen Gnade Gottes, die Nothwendigkeit der Liebe zur Buße und zu allem Guten, dabei die Nothwendigkeit strenger Büßungen als ein Pannier gegen den herrschenden Pe-

1) Ich habe mich durch die handschriftliche Selbstbiographie Ricci's überzeugt, daß Potter nichts verändert, sondern sie nur abgeschrieben hat und mit seinen Reflexionen untermischt. Da diesem Mann mehrere Jahre der Vatican offen stand, war es mir wichtig, mich von der Ehrlichkeit seines Verfahrens zu überzeugen.

2) Seine Biographie: Elogio storico del arcivescovo Giuseppe Capece-Latro per Nicolo Candia, canonico della cattedrale di Tarento. Napoli 1837.

lagianismus und gegen die todte, äußerliche Gerechtigkeit des opus operatum und der Sacramente aufwerfen.

St. Cyran stirbt, nachdem ihm im Kerker die „Söhne der Wüste" geboren sind, Jansen, nachdem er seinen Augustin vollendet hat. Die Gegner, um noch bei Zeiten zu steuern, werfen den Kampf aufs Dogma, am römischen Hofe verleugnen die Jansenisten ihres Meisters Lehre; der Versuch einen Theil der verdammten Lehre und ihren Urheber zu rechtfertigen, hat die Ausstoßung Arnaulds und der Seinigen aus der Sorbonne zur Folge. Seitdem herrscht eine schreckliche Verwirrung der Überzeugungen und Gewissen. Dem Blitze des Vaticans antworten die tödtlichen Pfeile der Provinzialbriefe; es geschehen Wunder. Der Kampf tobt jetzt siegreich auf dem Boden der kirchlichen Moral.

Der junge König, eifersüchtig gegen Verächter seine königliche Gewalt geltend zu machen, zerstreut die Einsiedler, trennt die Mütter von den Kindern; die Stunde der Gefangenschaft schlägt. Schlimmer ist die des Abfalls. Aber Kurie und König treten zurück von dem Bunde der Bischöfe, das Neue Testament, noch einmal unter Verfolgungen ans Licht gestellt, verbreitet sich, der Kirchenfrieden befreit die gefangenen Diener des Worts und entsetzt das alte getreue Port-Royal.

Aber umsonst werfen sich die Kämpen von Port-Royal auf die Reformirten; der Despotismus Ludwigs und der Jesuiten wittert in ihnen einen Funken der Freiheit, das liederliche Treiben des Hofs und die sittenlose Sittenlehre der Gesellschaft Jesu liebt keine solche Zeugen. Arnauld und einige seiner Getreuen suchen im Auslande sichere Verborgenheit und Freiheit zum Streit. Aber vereinzelt fechten und sterben die Helden, sie tödten sich zum Theil mit dem Schwert eiserner Buße, die Todten ziehen die Überlebenden sich nach. Die Saat der Tyrannei, Zwiespalt, List und Bitterkeit wuchert.

Port-Royal seiner Kinder, wie seiner Väter, beraubt, ohne Stütze, führt noch einen langen, fleckenlosen Wittwenstand, bis dem greisen König bange wird, es möchte ihn überleben und sich verjüngen. Er sucht sein durch das Elend und den Tod so vieler tausend Ketzer doch noch nicht beschwichtigtes Gewissen durch dieses Opfer zu sühnen; der Jesuit Tellier ist der Priester

dieses Sühnopfers. Auch im Grabe ist für die Feinde der Gesellschaft Jesu keine Ruhe.

So stünden wir denn nach mehr als hundertjährigem Kampfe auf Trümmern, die den Erdboden gleich sind, vor Gräbern, aber nicht einmal Todte sind mehr darin, nicht einmal ein einfacher Grabstein bezeichnet das Ende und Ziel unseres Laufes.

Ist das der ganze Gewinn all dieses Hoffens und Ringens, dieses Betens und Leidens? Ist es Alles umsonst gewesen, haben alle diese Männer und Jungfrauen auf einen Schatten gehofft, in Gebet und Schmerzen nur mit einem Schatten und um ein Nichts gerungen?

Das Ziel, nach dem sie rangen, liegt nicht am Ende; am Deutlichsten steht es da am Anfang, als ihnen das erneute Alterthum der christlichen Kirche vor die dadurch wiedergeborne Seele trat. Nicht nur die Lehre, wie die Reformatoren zunächst und unmittelbar es anstrebten, wollten sie reformiren; auch das ganze Leben und den ganzen Reichthum der ersten Jahrhunderte wollten sie an sich reißen und wieder in sich lebendig werden lassen und dadurch die Welt überwinden und die Kirche wiedergebären. Öfters, aber nie mit solcher Energie des Willens und des Wissens, ist dieses Ziel angestrebt und ergriffen worden.

Aber die Tage der Einsiedler der ägyptischen Wüste, die Tage Augustins sind nur in Gott lebendig und gegenwärtig, der Mensch kann mit keinem Gebet und mit keiner Kunst, mit keiner Kraft kann er die Todten wieder wandeln machen. Den Lebendigen, das Leben dürfen wir nicht bei den Todten suchen.

Diese Lehre hat Port-Royal für uns theuer erkauft.

Quellen der Geschichte von Port-Royal.

Es ist getadelt worden, daß nicht schon der erste Band eine Aufzählung und Beurtheilung der Quellen enthalte. Allein das ist erst eines der Endresultate der ganzen Arbeit; daher kann dieses Verlangen vernünftiger Weise nur an den gestellt werden, welcher das Werk selbst schon vollendet hat.

Fürs zweite hat man getadelt, daß von mir das Leben und die Geschichte Port-Royals einseitig nach befreundeten Schriftstellern dargestellt werde. — Da ich den ersten Band in Deutschland schrieb, fehlten mir dabei allerdings, außer Petitot, die Darstellungen von feindlicher Seite. Ich habe deren in Paris viele kennen gelernt. Aber die meisten taugen gar wenig; theils gehen sie darauf aus, Port-Royal der abgeleugneten Ketzerei zu überführen, theils schreibt einer die üblen Nachreden, großentheils handgreifliche Verleumdungen, des Vorgängers oder des Geredes nach; was zu beweisen ein Leichtes wäre, aber zu seiner Zeit schon hinreichend geschehen ist. Ich darf wohl sagen, daß die meisten Gegenschriften den Jesuiten unserer Tage, auch den Gelehrten unter ihnen nicht bekannt sind; was ich ihnen durchaus nicht zum Tadel nachsage. Ich habe mich bei ihnen angelegentlich erkundigt, aber das Meiste auf anderen Wegen gefunden. Außer auf die von uns mitgetheilten Briefe Racines gegen Port-Royal, verwiesen sie mich hauptsächlich auf Petitots weitläuftiges Notice als Einleitung zu den Memoires von d'Andilly im 33. Bande seiner bekannten Sammlung. Petitot hat ganz den Charakter des Renegaten; er weiß Vieles, zieht und preßt Alles heraus, was nachtheilig ist oder als nachtheilig dargestellt werden kann. Dabei laufen viele Irrthümer mitunter; das ist aber noch nicht das Schlimmste; sondern er hat sich offenbar Lügen gegen besseres Wissen zu Schulden kommen lassen.

Wohl das Beste unter den gegnerischen Werken ist Histoire des cinq propositions de Jansenius (von Dumas); ich gebrauchte die Ausgabe à Liège 1699 in 12. zwei Bände. Es giebt nicht sowohl die Geschichte von Port-Royal, als den Jansenismus bis 1669, mit Nachweisungen seiner Wendungen und Verstecke. Es finden sich viele feine, richtige Bemerkungen darin.

Außerdem benutzte ich Recueil historique et dogmatique sur l'origine, les progrès et la condamnation des erreurs de Baïus, Jansenius et Quénel, avec la réfutation des subterfuges de leurs disciples et des 101 propositions qualifiées en détail. 1739 in 12. Ein Band. Die Absicht des Buchs ist, nachzuweisen, daß bei obigen Drei dieselbe Ketzerei sei, der Quesnelianismus ist die beste Partie, im Ganzen ist es eine unkritische Parteischrift. Einige andere kürzere Gegenschriften finden sich theils oben

im Text, theils in den Beilagen. Dahin gehören auch amtliche Urkunden, Urtheile der Päbste, des Königs und dergl.

Erst nach langem vergeblichem Anfragen bei mehreren bedeutenden öffentlichen Bibliotheken erhielt ich aus einer Privatbibliothek in München die Mémoires chronologiques et dogmatiques, pour servir à l'histoire ecclésiastique depuis 1600 jusqu'en 1716. Avec reflexions et des remarques critiques. Nismes. MDCCLXXXI. 2 Bände in 8. Als Verfasser wird gewöhnlich der Jesuite d'Avrigny angegeben. Durch die Übersichtlichkeit der chronikenartigen Form, durch große Lectüre und oft sehr richtige, wenn auch mit Parteiinteresse ausgesprochene Bemerkungen macht sich das Buch nützlich. Die Händel der Jesuiten mit einzelnen Bischöfen, der chinesische Streit sind genau behandelt. Besonders merkwürdig waren für uns die Auszüge aus der bei Quesnel und Gerberon gefundenen, von den Jesuiten entzifferten und erklärten Correspondenz der Jansenisten. Alles mag allerdings nicht lautere Wahrheit sein, aber doch wohl das Meiste davon.

Merkwürdig ist, daß das Beste und Empfindlichste, was gegen Port-Royal geschrieben wurde, von Racine ist, nämlich seine beiden Briefe, woraus wir das Wesentliche mittheilen. Von demselben haben wir eine Geschichte von Port-Royal, welche namentlich auch die Umtriebe der Gegenpartei bei den Hofbischöfen aufdeckt, worauf wir jedoch nicht näher eingingen. Diese Geschichte hat einen apologetischen Charakter, ob sie gleich nicht mit dem für den Erzbischof Noailles abgefaßten Aufsatze zu verwechseln ist. Im Übrigen verweise ich auf die Ausgabe von Racines Werken durch la Harpe, und auf S. 215 des ersten Bandes meiner Geschichte von Port-Royal. — Von demselben Racine haben wir aber (hinten im sechsten Bande in der Ausgabe von la Harpe) auch das einzige wirklich unparteiische, mit treffender Kürze entworfene Bild der inneren Zustände, der Persönlichkeiten von Port-Royal, eine Schilderung der „inneren Kriege." Es sind wohl meist vertraute Mittheilungen Nicoles an Racine und von dem größten Werth, als Seitenstück zu den im Styl der Heiligen-Geschichte geschriebenen Biographien.

Die übrigen gedruckten Quellen theilen wir ein

1) in Sammlungen von Briefen, Werke der Glieder von Port-Royal. Diese dienen zunächst zur Charakteristik der einzelnen Mitglieder, und es werden daher kurze Auszüge oder Charakteristiken dieser Werke bei den einzelnen Personen, bald im Text, bald in den Beilagen, gegeben. — Doch haben wir zum ersten Bande in dieser Beziehung unten Einiges nachzutragen.

2) Memoires von Augenzeugen und Sammlungen von Aktenstücken.

3) Auf Grund dieser, der mündlichen Überlieferung und schriftlicher Urkunden nach der Zerstörung abgefaßte Geschichten von Port-Royal.

Gedruckte Quellen.

Zu 1. Lettres de la rev. mère Marie Angélique Arnauld, abbesse et reformatrice de Port-Royal. Utrecht, aux dépens de la compagnie 1742. Drei starke Bände in 12. Sie enthalten viel Unbedeutendes. Das Schreiben war weniger ihre Sache, als das Leben. Daher sind kräftiger die Entretiens ou conférences de la rev. mère Marie-Angélique Arnauld, abb. et ref. d. Port-Royal. Bruxelles 1757. Ein starker Band in 12. — Von ihr wurde noch eine horloge de la passion gedruckt. —

Von Jansen ist, außer seinen exegetischen Werken, der zuerst lateinisch geschriebene Discours de la réformation de l'homme intérieur zu erwähnen. Ich besitze die Ausgabe Paris 1727 in 16.

St. Cyran Oeuvres chrétiennes et spirituelles de Messire Jean du Verger de Hauranne, abbé de St. Cyran. Nouvelle édit. Lyon 1679.

Vier Bände in 16. Diese vollständige Sammlung seiner Werke ist eine wahre Seltenheit. Ich weiß nur von drei Exemplaren, das eine im Besitze des Erzbischofs von Utrecht, das zweite von Herrn Ste. Beuve; auch ich bekam endlich eines nach vielem vergeblichem Suchen. Nicht einmal auf der königl. Bibliothek in Paris findet es sich. Die dritthalb ersten Bände enthalten die lettres spirituelles. Den Schluß des dritten Bandes bildet: Lettre de Messire Jean du Verger de Hauranne à un ecclésiastique de ses amis touchant la disposition à la prêtrise. — Der vierte Band enthält, außer einer Table des éloges et lettres écrites en faveur de l'abbé de St. Cyran, eine Sammlung von traités de piété, worunter wir hervorheben seine théologie familière ou brève explication des principaux mystères de la foy (davon erschien 1693 die dreizehnte besondere Ausgabe) und pensées chrétiennes sur la pauvreté.

Seine lettres chrétiennes et spirituelles wurden 1648 schon zum viertenmal aufgelegt. Unmöglich war es mir zu bekommen: Lettres chrétiennes de l'abbé de St. C. imprimées pour la première fois en 1744. Zwei Bände in 12. Schon erwähnt wurden instructions chrétiennes tirées par M. Arnauld d'Andilly des deux vol. de lettres de Mre. J. du Verger d. H., a. d. St. C. Paris 1672. Ein Band in 8. — Zur Kenntniß St. Cyrans giebt auch die feindselige Schrift: Le progrez du Jansenisme par de Preville. Avignon 1655 in 4. Ein Band, nicht zu übersehende Beiträge.

Es liegt nicht in unserer Aufgabe, alle Werke der Schriftsteller und Nonnen von Port-Royal aufzuzählen. Auf 120 Seiten 12. findet man einen Theil davon alphabetisch geordnet in dem supplément au necrologe des plus célèbres défenseurs et confesseurs de la vérité des dix-septième et dix-huitième siècles. 1762. Es existirt noch ein gedruckter catalogue des livres jansénistes, ich glaube in vier Bänden in 12., welcher selbst von Jansenisten als zuverlässig anerkannt wird, ob er gleich von Gegnern geschrieben ist.

Zu 2.

Memoires von Augenzeugen und Sammlungen von Actenstücken.

Eine Hauptquelle unseres ersten Bandes sind die Mémoires pour servir à l'histoire de Port-Royal et à la vie de la révérende mère Marie Angélique de St. Magdeleine Arnauld, reformatrice de ce monastère. Utrecht, aux dépens de la compagnie 1742. Drei Bände in 12., besonders über Geist und Leben der großen Angelica; die bedeutendsten sind von ihrer gleichnamigen Nichte. Das Ganze kann als Grundlage der beabsichtigten Heiligsprechung betrachtet werden; nichts desto weniger eine wichtige Urkunde.

Ihnen sind an die Seite zu stellen Mémoires touchant la vie de Mr. de St. Cyran, par M. Lancelot, pour servir d'éclaircissement à l'histoire de Port-Royal. Cologne, aux dépens de la compagnie. 1738. (Petitot spricht fälschlich von einer Ausgabe während der ersten Gefangenschaft der Nonnen.) Zwei starke Bände in 12. Der erste ist Geschichte, zugleich die der Bekehrung des Verfassers. Die eigenthümliche Monotonie und Umständlichkeit machte rathsam, nur wenig daraus zu übersetzen. Der zweite Band belegt die verschiedenen Tugenden St. Cyrans und enthält die Beschreibung einer Reise Lancelots im Jahr 1667 nach Alet; außerdem sind beiden Bänden verschiedene Urkunden beigegeben. Lancelot, einer der ersten Einsiedler und bedeutendsten Lehrer von Port-Royal, verdient wegen seiner nicht abschweifenden Genauigkeit wohl am meisten Glauben unter allen Memoires.

Bekannter, weil durch ihre Weichheit ansprechender, sind die Mémoires pour servir à l'histoire de Port-Royal par M. Fontaine. Cologne, aux

dépens de la compagnie 1738. Zwei Bände in 12. Sehr jung in das beginnende neue Leben Port-Royals eingetreten, führt er uns bis gegen das Ende desselben. Es ist wenig Ordnung, die Redseligkeit des Alters. Bei Gelegenheit habe ich in Anmerkungen seinen Bericht mit dem von prosaischeren Augenzeugen verglichen. Doch finden sich wenigere eigentliche Unrichtigkeiten, als man nach seinem Styl glauben sollte.

Ganz von derselben Ausstattung und Ausgabe sind die Memoires von du Fossé, in Einem Band. Er war, wie Fontaine, später besonders an die Person Sacys gebunden, auch ein Frühbekehrter von Port-Royal. Er hat immer etwas Adeliges an sich behalten. So reden auch seine Memoires entweder von seiner Person, welche doch nicht besonders bedeutend ist, und von seiner Familie, oder oft etwas gar zu hoch im allgemeinen.

Zu bedauern ist, daß alle diese Memoires offenbar durch die Hand der Herausgeber zahlreiche Correcturen erfahren haben; diese haben uns zwar manche Mühe erspart, indem sie Widersprüche ausmerzten, damit ist aber auch gewiß viel Eigenthümliches verwaschen worden. Das zeigt die Urschrift der Memoires von Fontaine, welche im Besitze von Herrn Ste. Beuve ist.

Unter den Urkunden-Sammlungen steht voran Histoire des persécutions des religieuses de Port-Royal, écrites par elles-mêmes. A Ville-Franche, au dépens de la Société. 1753 in Quart, 496 Seiten, eng gedruckt. Geschichte mit überwiegenden Urkunden, beginnt mit dem April 1661 bis 26. August 1664. Die Nonnen schrieben aus dem Gedächtniß mit unglaublicher Genauigkeit die zahlreichen Verhöre nieder, welche sie durchzumachen hatten. Am Schlusse stehen Avis donnés par la mère Catherine-Agnès de St. Paul Arnauld aux religieuses de Port-Royal, sur la conduite qu'elles devoient garder au cas qu'il arrivât du changement dans le gouvernement de la maison.

Die ganze Sammlung ist durch ihre Genauigkeit und die unzähligen Wiederholungen ermüdend; sie führt uns nur bis zum Anfang der großen Verfolgung.

Noch dickleibiger, mit nicht durchlaufenden Seitenzahlen ist eine Sammlung: Divers actes, lettres et relations des religieuses de Port-Royal du St. Sacrement, touchant la persécution et les violences qui leur ont été faites au sujet de la signature du formulaire. Sie beginnt auch mit dem April 1661 und führt, wenn auch nicht ununterbrochen, bis 1669. Von vorn herein sind es Abkürzungen des Vorigen. Es sind Berichte über ihre Gefangenschaft in fremden Klöstern, welche einzelne Nonnen, z. B. die jüngere Angelica nach ihrer Rückkehr zu den Schwestern, auf Befehl ihrer Oberen, niederschrieben, die von der zurückgebliebenen Mehrzahl ausgestellten Acten und Protocolle, Briefe der Nonnen, welche sie leiteten.

Clemencet sagt im vierten Bande seiner handschriftlichen Literaturgeschichte von Port-Royal, die vom 26. August bis 29. Nov. 1664 gemachten Acten der Majorität in Port-Royal de Paris seien von Sta. Christina Briguet und von Eustoquie de Flecelles Bregis abgefaßt. Die Acten von 1661 bis 1668 seien von Susanne Champagne als Secretairin geschrieben. — Derselbe urtheilt über diese Sammlung: Es wäre zu wünschen, daß Diejenigen, welche sie dem Publicum übergeben haben, genauer gewesen wären, die Stücke ganz zu erhalten, statt davon wegzuschneiden, was ihnen passend schien und Auszüge zu machen. Sie hätten damit einen großen Dienst geleistet. Man hätte Grund, sich besonders über die Unterdrückung einer so großen Anzahl von Briefen zu beklagen, wodurch die Leser gewiß erbaut worden wären. Es möge uns erlaubt sein, noch zu sagen, daß es eine tadelnswerthe Nachlässigkeit von den Herausgebern ist, daß sie

diese Sammlung gegen den herrschenden Gebrauch weder mit einer Vorrede, noch Einleitung, noch mit Noten begleitet haben.

Letzteres mag seine Richtigkeit haben, da zur Zeit der Herausgabe noch keine umfassendere Geschichte von Port-Royal gedruckt war. Statt dessen lebte sie im Munde von Tausenden, welche daher diese Acten schon an die rechte Stelle einzufügen wußten. Clemencet vermuthet, diese Sammlung sei 1724 gedruckt, also vor der obgenannten hist. des pers. Diese stellt sich somit als ein mislungener Versuch heraus, nach Clemencets Sinn Alles zu drucken, was von den Nonnen binnen sieben Jahren, insgemein oder privatim, geschrieben worden war, nebst den Protocollen ihrer Verhöre. Ein eigentlich fanatischer Gedanke! Denn ob sie gleich streng bewacht waren, correspondirten sie Jahr und Tag doch täglich mit ihren Freunden. Wir müssen auch als Historiker den Herausgebern des divers actes Dank wissen, daß sie die Unzahl von Papieren gesichtet haben.

Nécrologe de l'abbaïe de N. Dame de Port-Royal des champs, ordre de Citeaux, institut du St. Sacrement, qui contient les éloges historiques avec les épitaphes des fondateurs et bienfaiteurs de ce monastère, et des autres personnes de distinction, qui l'ont obligé par leurs services, honoré d'une affection particulière, illustré par la profession monastique, édifié par leur pénitence et leur piété, sanctifié par leur mort, ou par leur sépulture. Amsterdam, 1723. Ein Band von 498 Seiten in Quart. Verfasser ist Dom Rivet, von der Congregation von St. Maurus. Die Ordnung ist nach den Todestagen vom 1. Januar an, zugleich übersichtlich durch ein alphabetisches Verzeichniß. Jene Ordnung schrieb sich aus Port-Royal selbst her, wo der Nekrolog des Hauses, das heißt, jeden Tag das Leben der an demselben gestorbenen Mitglieder zur Anfeuerung in allem Guten verlesen wurde. Bei jedem Namen ist eine kurze Biographie, welche jedoch nicht immer ganz zuverlässig ist, bei manchen ein oder mehrere Epitaphien, unter denen sich die von Hamon auszeichnen.

Supplément au nécrologe de l'abbaïe de N. Dame de Port-Royal des Champs etc. première partie contenant, outre de nouveaux éloges, des corrections et des additions a là plus-part des articles de six premiers mois du nécrologe; avec un recueil de pièces intéressantes. (ohne Druckort) 1735 in Quart, 690 Seiten. Dadurch wurde nicht nur den Fehlern und Lücken des Vorhergehenden abgeholfen, auch eine Anzahl neuer Biographien, mit Recht éloges genannt, mitgetheilt, sondern auch allerlei noch ungedruckte Briefe, Relationen, Acten. —

Im siebenten Bande der Mém. hist. et chron. zum Jahre 1723 heißt es: „Man verlangte eine Ergänzung des Nekrologs. Blondel, Verfasser der Vie des saints, suchte die Vorrede von Dom Rivel zu verbessern. Fräulein Perrier, die wunderbar geheilte, machte Zusätze zu dieser Vorrede und zum Nekrolog. Das Alles ist aber bisher Manuscript geblieben. Ein Privatmann versuchte 1735 ein vollständiges Supplement zu geben und veröffentlichte einen Band in Quart für die ersten sechs Monate. Einige schlimme Schritte eifersüchtiger Autoren hintertrieben die Fortsetzung und die zweite Hälfte wird wohl nicht erscheinen. Das Werk war allerdings nicht vollkommen; allein diese Art, die besten Bücher zu verschreien, wenn sie nicht gefallen, ist dem Christenthum nicht gemäß."

Es scheint wirklich nicht, daß ein zweiter Supplementband die in der zweiten Hälfte des Jahres Gestorbenen nachhole; wenigstens habe ich ihn nicht zu sehen bekommen.

Die Nouvelles ecclésiastiques, das Organ des Jansenismus im 18. Jahrhundert, vom 27. Febr. 1762 sprechen von einem Nécrologe du dix-septième siècle, welcher fortgesetzt wurde durch zwei Bände: Nécrologe du

dix-huitième siècle, welche 1760 erschienen. Diesen schließt sich an: supplément au nécrologe des plus célèbres défenseurs et confesseurs de la vérité, des dix-septième et dix-huitième siècles; la suite de Port-Royal; les sujets omis et ceux qui sont morts depuis 1759: le catalogue des ouvrages des auteurs: la suite de la table chronologique (für die Ereignisse des Jansenismus von 1738 bis 1763) et une table générale. 1763 in 12. (ohne Druckort). Ein Band, mit dem Bildniß des sehr häßlichen Pater Quesnel; ein sehr praktisch eingerichtetes Buch, besonders wegen der Aufzählung der literarischen Werke der Jansenisten. In diesen vier Bänden sind Nekrologe von 1500 Menschen!

Vies intéressantes et édifiantes des religieuses de Port-Royal et de plusieurs personnes qui leur étoient attachées, précédées de plusieurs lettres et petits traités, qui ont été écrits pour consoler, soutenir et encourager ces religieuses dans le tems de leur oppression, afin de servir à tous les fidèles qui se trouvent dans le tems de trouble. Aux dépens de la compagnie. 1750. Vier Bände in 12. Die Briefe sind zwar großentheils von namhaften Personen, aber meist für die Geschichte unwichtige Trostbriefe in Verfolgung oder bei Todesfällen. Die Lebensläufe der Nonnen, großentheils minder bedeutender, sind zum Theil von der zweiten Angelica.

Recueil de plusieurs pièces pour servir à l'histoire de Port-Royal ou supplément aux mémoires de Messieurs Fontaine, Lancelot et du Fosse. Utrecht, aux dépens de la compagnie 1740. in 12. Die Aktenstücke beziehen sich zum Theil auf St. Cyrans Verhör; auch ist ein Verzeichniß der Personen beigegeben, an welche seine einzelnen Briefe geschrieben waren. Die von Fräulein Perier gesammelten Familien-Papiere über Pascal sind hier zum Theil mitgetheilt.

Recueil de pièces qui n'ont pas encore paru sur le formulaire, les bulles et constitutions des papes, dont on exige des fidèles l'acceptation. Avignon, 1753. Ein starker Band in 12. Viele Briefe von Nonnen, besonders von der jüngeren Angelica, auch von Freunden von Port-Royal. Es erhellt daraus, wie doch der Zweifel an der Untrüglichkeit des Pabstes selbst in Glaubenssachen nicht allein in Pascal ausgebildet war. Als Motto stehen dem Bande die Worte voran: Il est certain que le pape peut errer dans la foi en soutenant une hérésie par une constitution: car il y a en plusieurs papes hérétiques: le pape Adrien VI in 4 Sent. Quest. de minist. confir. Einige Briefe von solchen entschiedenen Augustinianern habe ich mitgetheilt in der Beilage XVI. zu Pascals Leben.

Als Sammlung von Actenstücken, welche entweder die ganze katholische, oder die gallikanische Kirche insbesondere betreffen, that mir vortreffliche Dienste die histoire ecclésiastique du dix-septième siècle. Paris 1714. Vier Bände in 8. (von Dupin). Musterhaft ist besonders die im vierten Bande zu findende table des ouvrages dont il est fait mention, disposées par ordre des années et des matières avec les noms, les qualitez et l'age des auteurs. Man erstaunt, welche Menge von Schriften Gegenstände hervorgerufen haben, die wir, ob sie gleich zu unserem Gegenstand gehören, nur ganz kurz behandeln konnten, z. B. das N. Test. von Mons, die fourberie de Duai, der cas de conscience. Dieses mit großem Fleiß gearbeitete Werk verdiente als Quelle der Geschichte der katholischen Kirche ungleich mehr benutzt zu werden. Nur ein Paar chronologische Unrichtigkeiten deckt d'Avrigny darin auf.

Zu 3.

Geschichten von Port-Royal.

Die älteste ist Histoire abrégée de l'abbaie de Port-Royal, depuis la fondation en 1214 jusqu'à l'enlèvement des religieuses en 1709. Paris 1710 von Tronchai, welcher acht Jahre Tillemonts Secretair gewesen. Ein kleiner Band in 12. Sie war allerdings ungenügend, Petitpied fiel auch sogleich unbarmherzig darüber her. Fouillon giebt sie überarbeitet in seinen Mémoires sur la destruction de Port-Royal 1711, worüber wieder die Mém. hist. sich tadelnd aussprachen. Dennoch wurde die ursprüngliche Ausgabe 1727 unter demselben Datum und 1736 vor Fontaines Memoiren wieder abgedruckt. Wenigstens in meiner Ausgabe sind mehrere Actenstücke aus der letzten Zeit Port-Royals beigefügt. Die Schicksale dieses Büchleins finden sich im siebenten Bande der Mém. hist. et chron. von Seite 473 an.

Das Gegentheil davon sind die Mémoires historiques et chronologiques sur l'abbaye de Port-Royal des Champs depuis sa fondation 1204, jusqu'à la mort des dernières religieuses et amis de ce monastère. Utrecht, erster Band 1658, zweiter Band 1759, in 12. Äußerst gründlich angelegt, aber so weitläuftig, daß der zweite Band nur bis 1633 reicht, also nur bis zum Anfang der eigentlich bedeutenden Zeit. Der Verfasser ist, so viel ich weiß, Guillebert. Diese Geschichte ist jedoch die letzte der Zeit der Herausgabe nach. Sie gehört zwischen die Urkundensammlungen und Geschichten hinein.

Die erste in der Herausgabe und unter allen die am besten bearbeitete, indem besonders die Persönlichkeiten in den Vordergrund treten, ist die Histoire de l'abbaye de Port-Royal. Cologne, aux dépens de la compagnie, 1752. Sechs Bände in 12. Zuerst kommen die Lebensbeschreibungen der Nonnen, dann die der Männer vom dritten Bande an. Bezeichnend ist eine gewisse Vorliebe für Nicole. Der Verfasser ist Besoigne.

Im Jahr 1756 erschienen, als Ergänzung der eben genannten sechsbändigen Geschichte von 1752, die Vies des quatre évêques engagés dans la cause de Port-Royal, M. d'Alet, d'Angers, de Beauvais, de Pamiers, in 12., in zwei Bänden, wodurch die unmäßig weitläuftige Vie de M. Pavillon, évêque d'Alet. à St. Miel 1727, in 12., in drei starken Bänden, überflüssig gemacht wurde. Diese beiden gut geschriebenen Werke sollten durch den Vorwurf erdrückt werden, daß sie nicht die nothwendige unbedingte Pietät, d. h. Verehrung für Port-Royal hätten. Es scheint, daß Reibungen zwischen geflüchteten und zurückgebliebenen Jansenisten, und wohl auch verschiedene Ansichten über die Wunder und Convulsionen dabei mitunterliefen. Ein Theil der Memoires und Geschichten von Port-Royal ist in Utrecht von Geflüchteten geschrieben oder überarbeitet, in dem gegenwärtig vom Erzbischof bewohnten Hause; ich vermuthe, daß es die aux dépens de la compagnie gedruckten sind. Die Punkte, welche sie gegeneinander vorbringen, sind nicht bedeutend und großentheils Persönlichkeiten, für uns aber eine Bürgschaft, daß kein Theil dem anderen viele Unrichtigkeiten vorzuwerfen hatte.

Clemencet, der Benedictiner, und Guillebert traten vereint gegen die beiden genannten Werke auf, welche ihrer eigenen Autorslangsamkeit auf eine unangenehme Weise zuvorgekommen waren. Jener schrieb eine sehr genaue actenmäßige, aber sehr monotone histoire générale de Port-Royal depuis la réforme de l'abbaïe jusqu'à son entière destruction. Amsterdam 1756 und 1757, zehn Bände in 12. Die Thatsachen bedingen die Ordnung und drängen die Persönlichkeiten sehr in den Hintergrund. An Declamationen fehlt es nicht.

Im Jahre 1756 erschienen die Mémoires historiques et chronologiques sur abbaye de Port-Royal des Champs. Utrecht, 1655 in 12., welche in sieben starken Bänden die Geschichte Port-Royals vom Kirchenfrieden an bis zum Aussterben der Nonnen behandeln. Wir dürfen dem Verfasser, Guillebert, aufs Wort glauben, daß dieser Theil der Geschichte durch Mangel an Vorarbeiten besondere Schwierigkeiten und Mühe machte. Die letzten vier Bände enthalten viele gerichtliche Actenstücke und haben zum Theil mehr Interesse für das kirchliche Recht der Zeit, als für die Geschichte von Port-Royal. P. XXIV. des ersten Bandes giebt er besonders über die zahlreichen handschriftlichen Quellen Rechenschaft. Die Berather Port-Royals schrieben die Vorkommenheiten genau auf, und diese Notizen standen Guillebert zu Gebot.

Histoire abrégée de la dernière persécution de Port-Royal, suivie de la vie édifiante des domestiques de cette sainte maison. Edition royale. 1750. Drei Bände in 12., enthält die Verfolgung von 1706 an. Sie ist sehr leidenschaftlich geschrieben. Der etwas herbe, aber genaue Guillebert sagt im vierten Bande der Mém. hist. et chron. darüber: „Der Herausgeber dieser Denkwürdigkeiten hat sehr unpassend viele Stücke, worunter manche falsche, hinzugefügt. Er hätte klüger gehandelt, wenn er sie so gegeben hätte, wie sie 1727 abgefaßt waren, ohne hinzu- noch hinwegzuthun, ohne die Kapitel und Artikel zu verändern. Er hätte auch angeben sollen, daß der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten der Priester Peter Olivier Pinault war, wegen seines Widerrufs der Formular-Unterschrift aus der Congregation der Mission ausgeschlossen, gestorben den ersten Mai 1737.

Ich kann nicht umhin zu bekennen, daß die Ruines de Port-Royal von dem rühmlichst bekannten Gregoire, eine Gelegenheitsschrift zur Säcularfeier der Zerstörung Port-Royals 1709, sehr unbedeutend ist.

Eine Engländerin, Schimmelpennink, hat vor mehr als einem Jahrzehend eine zweibändige Geschichte von Port-Royal geschrieben, welche ich nur im Vorübergehen gesehen habe. Sollte sie auch keine Bedeutung für die Kirchengeschichte haben, so muß sie doch mit Belesenheit und gut geschrieben sein. — Die Reise Lancelots nach Alet ist darin besonders weitläuftig behandelt. Obgleich dergleichen Schilderungen von großartigen Landschaften einem Buche manchen Leser verschaffen, glaubte ich doch nicht darauf eingehen zu dürfen.

Im ersten Bande habe ich mich viel der verschiedenen französischen Memoires in der Sammlung von Petitot bedient. Ich bin immer noch der Ansicht, daß dergleichen Geschichts-Quellen auch für die Kirchengeschichte von Bedeutung seien, wenn diese wirklich die Entwickelung des Lebens in christlichen Ländern geben will. Um jedoch nicht wieder in Versuchung zu kommen, Port-Royal nur mittelbar Berührendes aufzunehmen, während der Stoff ohnedies schon überreich war, habe ich zu diesem Bande mich weniger dieser Quellen bedient. Ich las jedoch: Les historiettes de Tallemant des Réaux. Mémoires pour servir à l'histoire du 17me siècle, publiés par Mommerque. Paris 1834. Zu seiner Charakteristik einige Anekdoten über kirchliche Personen: Vialart, Bischof von Chalons, fragte bei einer Visitation die Bauern: que faut-il faire pour se sauver? — Il faut se retirer dans le château quand les gensdarmes venont. — Ein Mönch predigte zu Cinq-Queus am Tage des Heiligen des Dorfs, und meinte, dieser heiße St. Queus. Er forderte die Leute auf, diesen Heiligen nachzuahmen. Ein marguillier sagte ihm, der Heilige des Orts sei St. Martin. — Das heißt auf Griechisch St. Queus, erwiderte der Mönch. — In einer Kirche hatten auf die Osterzeit die marguilliers einen Prediger

aufgestellt, die Pfarrer einen. Sie kamen endlich überein, der eine sollte Vormittags, der andere Nachmittags predigen. Am Palmsonntage sagte der Frühprediger, qu'il laissait à qui prêcherait après lui à expliquer si c'était un âne ou une ânesse sur qui notre seigneur était monté. Der berühmte Mann werde ihnen dieses Mysterium leicht erklären. Der Franziscaner fing Nachmittag an: puisque M. l'archidiacre a laissé à expliquer si c'est un âne ou une ânesse, je vous prie de lui dire que c'est un âne. — Einmal fand Tallemant am Kamin einer Dame, deren Gunst er sich rühmt, bien du crachottis. Was ist das? fragte er. Hélas, antwortete sie, c'est M. de Mestresat (ein reformirter Geistlicher) qui a fait là le lac de Genève. — Ein Rohan heirathete eine Sülly, welche noch ein Kind war. Dumoulin, alors ministre de Charanton, ne pût s'empêcher, car il a toujours été plaisant, de demander, comme on fait au baptême: Presentez-vous cet enfant pour être baptisé?

Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Luise 1676 bis 1722. Herausgegeben von Menzel, Stuttgart 1843. Ich habe mich dadurch in meinen Ansichten über die Zeit Ludwigs XIV sehr befestigt gefunden.

Als Beitrag zur Charakteristik dieser wackeren Dame theilen wir mit, was im fünften Bande der Mém. hist. et chron. steht: Unter dem Jahre 1709 heißt es: „Alles ließ sich zu dem nahen Ruin von Port-Royal de Champs an, Alle schienen, nach der Art des Hofs, keine andere Ansichten zu haben, als die des Fürsten. Lauthier, Advocat der Nonnen, hatte Gelegenheit, den 9. Jun. Madame Royale, Schwägerin des Königs, Mutter des Herzogs von Orleans, des Regenten, in Versailles allein zu sehen. Nachdem sie sich über einige Geschäfte besprochen hatten, welche sie betrafen, redeten sie über die Nonnen von Port-Royal de Champs, welchen er, wie sie wohl wußte, ergeben war. Die Unterredung währte lange, die Prinzessin beschloß sie mit den Worten: „Die armen Jungfrauen glauben vielleicht, daß ich gegen sie sei, weil ich nach Port-Royal de Paris gehe (namentlich wegen Frau von Beuvron; einige ihrer Briefe von 1699 in obiger Sammlung sind von Port-Royal aus datirt); aber ich bin ganz für sie. Frau von Grammont hat mir so viel über sie gesagt, daß ich von der Ungerechtigkeit, welche man gegen sie verübt, durchdrungen bin und ich glaube, daß alle Unglücksfälle, welche Frankreich zustoßen, eine Folge davon sind. — Lauthier sagte, da man alle ihre Güter mit Beschlag belegt habe, so leben sie nur von Almosen. Er wollte ihr ihre Briefe zeigen; aber sie rief: Nein, nein, das würde mich zu weich machen und mir das Herz durchbohren. Ich könnte vielleicht nicht umhin, mit dem König darüber zu sprechen und er würde es nicht beifällig aufnehmen; Sie werden mich aber verpflichten, wenn Sie ihnen, ohne mich zu sehr zu compromittiren, zu wissen thun, daß mir ihre Lage sehr zu Herzen geht und daß ich ganz für sie bin." — Diese Äußerung entspricht gar mancher in der Briefsammlung.

Über die 1709 gestorbene Tante der Prinzessin, über die Äbtissin Luise Hollandine, Tochter des unglücklichen Böhmenkönigs, wie über ihre ganze Familie enthält das fünfte Kapitel im siebenten Bande von St. Simons Memoires Näheres. Nur stellt er sie mit Port-Royal in zu nahes Verhältniß. Die acht ersten Bände von St. Simon in der Ausgabe von 1829 habe ich mit vieler Belehrung gelesen, jedoch auch von dem, was unserer Aufgabe sich annäherte, Vieles unterdrücken müssen. Besonders für die letzte Krise ist dieses classische Werk wichtig.

Handschriften.

In den Archiven von Frankreich (rue de Chaume) enthält der Kanton: Port-Royal L. 1621, eine bedeutende Sammlung von Urkunden. — Sodann die handschriftlichen Arbeiten des Bibliothekars des Hauses in der St. Honorestraße, des Oratorianers Adry; daraus habe ich eine Geschichte des Jansenismus innerhalb dieser Congregation während des 17. Jahrhunderts geschöpft, welche wohl in Illgens Zeitschrift für Kirchengeschichte mitgetheilt werden wird. Man ersieht daraus die systematische Unterdrückung der Gewissen durch die vereinten päbstlichen, königlichen, erzbischöflichen Gewalten, wie sehr Alles Parteisache geworden war und wie in Folge der Unterdrückung und äußeren Verleugnung die verdammte Lehre sich in alle möglichen Fragen einschwärzte. Ich verweise hier besonders auf Manus. 439. Annales de la congrégation de l'oratoire, Fol. mit der Jahreszahl 1791. Bibliothèque des écrivains de l'oratoire par Adry. Dazu die Kupferstichsammlung in Mappe M. 451, welche manches Interessante enthält. Carton M. 442. Table des écrivains de la congrégation de l'oratoire, depuis 1611 jusqu'en 1796. — Extraits faits par Me. la Marquise d'Estampes de la Ferté. A. 1770. Aus Handschriften des Archives habe ich auch die Biographien von Gerberon und Quesnel geschöpft, ohne aus den reichlichen gedruckten Hülfsmitteln etwas dazu zu thun. — Als Curiosität füge ich hier bei, daß ein Oratorianer 1683 vom König den Auftrag erhielt, bei einer Synode zu präsidiren, welche die Protestanten am 2. Jun. zu Sorgues-les-Angers hielten.

Auch auf der königlichen Bibliothek (rue Richelieu) finden sich Briefe aus und über Port-Royal, namentlich unter den Handschriften des Oratoriums z. B. wichtige Orat. 206. Fol.; auch Suppl. 334 und 1195.

Hier findet sich auch Supl. I. fr. N. 1958. B. die sehr werthvolle Sammlung der an Abbe Nicaise geschriebenen Briefe. Dieser Mann interessirte sich sehr für das italienische Theater in Paris, stand mit Philosophen, mit Antiquaren und Münzsammlern, mit Rance, mit Port-Royal, mit Reformirten und einigen Anderen in brieflichem Verkehr und zwar in einem intimen. Quesnel verwies es ihm auch, daß er sich immer mit Münzen und Syrenen beschäftige. Unter seinen Correspondenten zeichnet sich der Arzt Spon in Lyon, ein Reformirter aus, ein äußerst ehrenwerther, liebenswürdiger Charakter, ein gebildeter Gelehrter.

Mit den Nonnen von Port-Royal war Nicaise von alten Zeiten, mit Agnes schon von ihrem Aufenthalt in Dijon her, bekannt. Er hielt monatlich eine Messe für sie, wie die übrigen Freunde; er hatte sie auf seinem Memento-Zettel bei jeder Messe. Während einer Operation wurde in Port-Royal für ihn gebetet. Durch ihn wurde die alte Verbindung mit dem Kloster von Tard bei Dijon wieder vermittelt, so daß man von Port-Royal dahin wieder lettres de recommandation (zu Fürbitten) schickte und von da erhielt. Einige Jahrzehende correspondirte mit Nicaise Maria Angelica von Sta. Therese Arnauld. Bei Sacys Tod schreibt sie ihm: „Unser Haus war seine Kirche." Wohl sagt sie bei Gelegenheit der Flucht Arnaulds, sie betrachte dieselbe als eine Gnade Gottes, um auch ihn mehr von der Welt zu trennen. — Einmal heißt es ohne Datum: Wir bitten immer noch um unser täglich Brot, denn wir sind den folgenden Tag nichts versichert. —

Gar manche dieser Briefe lassen sich nicht in die Geschichte einreihen, da sie ohne Datum sind, dienen aber doch dazu, Port-Royal und sein Verhältniß zu Nicaise, folglich diese unsere Quelle selbst zu charakterisiren. So finden sich im fünften Bande von Nr. 123 bis 127 Briefe aus Port-Royal an ihn, welche sich mit vieler Bestimmtheit und Klarheit über die verschiedensten Ereignisse der großen und kleinen Welt aussprechen. Sie

handeln vom Türkenkriege, von den Aussichten auf Frieden, von neuen schönen Hymnen auf die Feiertage St. Bernhards, die man in Port-Royal angenommen habe und die man wohl in seinem ganzen Orden mit den schlechten in Holzschnitt vertauschen werde; „denn diese neuen befriedigen das Ohr und das Herz, die Gelehrten und die Einfältigen finden darin, was sie suchen, ein rechtes Bild ihres Vaters für die Kinder St. Bernhards. Sollte aber Nicaise eine Übersetzung davon in französischer Sprache auswirken können, so würden Mehrere davon sehr erbaut sein, die großen Dinge zu verstehen und Gott in seinem Heiligen zu ehren." — Die Briefstellerin interessirt sich sehr für die Alterthümer des Ordens und seiner Reliquien, nicht blos aus Curiosität, sondern mit frommem Sinne, wobei sie jedoch mit Kritik zu Werke geht. Nicaise hatte ihr auf ihr Verlangen die Beschreibung eines Bechers von St. Bernhard gegeben; sie fragt ihn, wie es komme, daß er sich in einem Kloster finde, das nicht zu seinem Orden gehöre; nicht um die kostbare Reliquie den Nonnen streitig zu machen, sondern sie betrachtet es als eine zu verfolgende Spur für die Geschichte des Heiligen und seines Ordens: „Eine gut geschriebene Geschichte der Antiquitäten dieses Ordens wäre ihm nützlicher als die General-Kapitel dieser Zeit, und das Buch Rancés ist mehr werth, als die Statuten, die man in la Trappe macht." Sie weiß Bescheid um die Werke Arnaulds, läßt sich aber ganz besonders das Chronicon Clarevallense angelegen sein. Am höchsten hält sie die Reliquien, welche sich vertheilen lassen unter alle Glieder der geistigen Familie, ohne daß sie dadurch vermindert, noch zerstückelt werden, die Reliquien des Geistes und der Frömmigkeit. Bei dem aufsteigenden Kampfe zwischen den Benedictinern und la Trappe über die Frage, ob die Mönche gelehrt sein dürfen, schreibt sie: „Man muß allerdings der Wissenschaft Gränzen stecken. Sie werden darüber streiten; es sind dies aber nicht unsere Geschäfte; denn was uns betrifft, die wir nur auf die Wissenschaft der Heiligen Anspruch machen, so lernt sie sich im Stillschweigen und alle Belehrungen dieses Buches sind gut." — In dem Briefe vom 27. August 1683 heißt es: Es wäre ganz außerordentlich gewesen, wenn die Tugend des Abtes von la Trappe und seines Hauses wie ein ehernes Gefäß geblieben wäre, welches keine Festigkeit hat, wenn es nicht im Ofen gewesen ist. Man schürt aber einen an, wie man sagt, wegen des Buchs, welches zuerst so großen Beifall gefunden hatte; die Mönche meinen, es werde verbrannt werden; man sagt jedoch in allem Ernste, man werde seine Censur betreiben und vierzig Federn widerlegen es. Es wird vielleicht sehr schlecht gelingen; indeß wird es Widerspruch, Verfolgung, Prüfung genug geben, und so werden sie nicht extra disciplinam sein und ihre tiefe Einsamkeit wird sie nicht schützen gegen das Gewitter. Es scheint nach dem, was man uns aus Rom gemeldet hat, daß man dieses Werk wohl für würdig achten wird, in den Index gesetzt zu werden mit so vielen anderen, die ihm keine Unehre machen werden. Was will man aber in diesem Lande sagen, als daß weder wir, noch unsere Väter das Joch der Moral Christi tragen konnten; wo werden wir aber Ruhe für unsere Seelen finden? Wenn wir sie in den Entscheidungen der Casuisten finden, wird unser Frieden nur sehr kurz sein, und wir werden bestürzt beim Schall der Trompete erwachen, welche uns rufen wird, vor der Wahrheit zu erscheinen, die sich auf ihren Thron gesetzt hat, die Lüge und die Lügner in den Teich von Feuer und Schwefel zu stürzen.

Den 23. Jan. 1683 schreibt Dieselbe: „Wann werden wir denn Nachricht aus Rom erhalten, die uns den Frieden hoffen läßt? Es hat aber keinen Anschein dazu. Sie sehen, wie selbst Diejenigen mit der Religion spielen, welche sich ihre Verbreiter nennen. Es ist offenbar einiger Unterschied zwischen diesen letzten Aposteln und den ersten; ihre Methode zu predigen

gleicht sich nicht. Indem die ersten das Evangelium durch ihre Bande und sterbend predigten, lehrten sie die Gläubigen fürs Evangelium dulden und sterben. Wenn nun aber diese spielend unterrichten, so ist zu fürchten, daß auch ihre Schüler ihr ganzes Leben mit der Religion nur spielen, und nur diejenigen Übungen lieben, wobei man mehr gewinnt. Das Alles verdient, daß wir weinen, während man spielt. Bitten sie Gott für uns um seine heiligen Thränen, welche die Quelle des wahren Trostes sind."

Auch von Arnauld finden sich in der Briefsammlung von Nicaise verschiedene Briefe, welche noch nicht gedruckt sind. In einem derselben antwortet Arnauld auf das Ansinnen, er solle zur Vermittlung der Ordnung im Orden St. Bernhards beitragen; er sagt zu, aber unter der Bedingung, daß es ein Friede sei, welcher das Gute bestätige, das in diesem Orden sich zu bilden anfange, nicht zu seiner Unterdrückung. „Zu Erhaltung der Reform muß man den reformirten Klöstern nothwendig zugestehen 1) die Wahl ihrer Visitatoren, oder was auf Dasselbe hinauskommt, zehn Definitoren ihrer Reform, welche mit den fünf Äbten (der Haupthäuser) jene wählen; 2) daß ihre Visitatoren allein das Recht haben, ihre Klöster von enger Observanz zu visitiren; 3) daß sie auch die Ernennung der Prioren in den Commendhäusern haben; 4) daß sie das Recht haben sich zu versammeln, um die Angelegenheit der Reform zu regeln. Die Reform eines einst so heiligen Ordens darf nicht gestürzt werden unter dem Vorwande des Gehorsams gegen Obere, welche für sich selbst ihrer Regel nicht gehorchen, was doch das Erste ist. Viele urtheilen falsch darüber, weil sie die schrecklichen Unordnungen der Klöster gemeiner Observanz nicht kennen. — Port-Royal, welches sich vor allen Mannsklöstern reformirt hat, ist allerdings mit den reformirten Bernhardinern verbunden und zwar durch Rance, den Bernhard unserer Tage."

Auch von Nicole finden sich Briefe, zumal einer über seinen angeblichen Abfall 1679, worin es unter Andern heißt: Warum sollte ich meine Überzeugung geändert haben? Gott müßte mich sehr verlassen haben, wenn ich jetzt als Irrthum ansähe, was ich immer für Wahrheit genommen habe und wofür ich um so mehr Grund habe zu hoffen, daß ich mich nicht betrogen habe, als mir schien, ich habe mich daran angeschlossen ohne irgend ein menschliches Interesse. Was meine Freunde betrifft, so wäre ich um so unentschuldbarer, wenn ich sie verdammte und mit ihnen bräche, da ich sie so nahe kennen gelernt und besser als Einer mich von der Reinheit ihrer Ansichten und von der Geradheit ihrer Absicht und ihres Benehmens überzeugt habe.

Soviel mag genügen, um das Verhältniß dieses Mannes und seiner Briefsammlung zu Port-Royal zu belegen.

Noch reicher und beachtungswerther, die wichtigste unter allen unseren handschriftlichen Quellen sind die Journaux de Mr. des Lions, doyen de la faculté de théologie de Sorbonne et de l'église de Senlis. Königliche Bibl. Man. Sorbon. 1258. ein starker Quartband. Es scheint, daß diese wichtige Quelle bisher nicht für die Kirchen-Geschichte benutzt wurde. Herrn Faillon habe ich Behufs seiner Biographie von Olier auch darauf aufmerksam gemacht.

Johann Deslyons (der Name wird verschieden geschrieben) war 1615 zu Pontoise in einer guten Familie geboren, studirte in Paris Theologie, wurde Doctor und trat 1640 als Dekan und Theologal in dem Paris benachbarten Senlis ein. Er ließ sich 1656 lieber aus der Sorbonne ausschließen, ehe er Arnaulds Verdammung unterzeichnet hätte. Wiederholt ließ er es sich sehr angelegen sein, Arnaulds Wiedereintritt zu unterhandeln, dieser hielt jedoch auf solche Vermittler nicht viel. Arnauld nennt ihn 1661 in einem Briefe an Hermant eine von den personnes inquiètes et vacillantes. Sie hatten auch einen ärgerlichen Streit über die Angelegenheiten einer Nichte von des

Lions, deren sich Arnauld gegen ihren geizigen Vater annahm. Nachdem er sich seiner Stellen Kränklichkeits halber begeben hatte, starb er am 26. März 1700. Näheres über ihn findet sich auch bei Moreri.

Er hatte nahe Verbindungen mit Leuten von beiden Parteien, namentlich auch mit den Liancour und Longueville. So sagten ihm jene A. 1657, der Pabst wolle Port-Royal zerstören, er habe alle Hoffnungen der Deputation der augustinianischen Bischöfe zerstört, er habe St. Amour sein ganzes Geheimniß entlockt und sich nachher über sie moquirt. Zu derselben Zeit notirt er sich, man werfe ihm vor, er habe in einer Predigt gesagt, die Jansenisten seien unsichtbare Leute (das heißt: es gebe eigentlich keine, es sei hérésie imaginaire). Einer, wohl ein Mönch predige und schüre gegen ihn. Dieser sei ungefähr ein Socinianer, er suche den philosophischen Stein mit dem Stadtpfarrer. Schon früher war des Lions des Jansenismus verdächtigt worden, weil er nicht dagegen schrie. Besonders die predigenden Mönche spionirten über ihn die Leute aus, er hatte hinwieder Leute bei der Hand, welche über jene ihm Nachrichten brachten. Anno 1666 sagte ein Jesuiten-Prediger in Senlis auf der Kanzel: „Die neue holländische Ketzerei, ich will den Namen nicht nennen, um zu zeigen, daß ich mich der Friedfertigkeit befleißige." — Man bedrohte des Lions, ihn bei Annat anzuzeigen, weil er die ersten Bewegungen der concupiscentia für Sünde, obgleich für verzeihliche, erklärt hatte. Der Bischof sagte, er halte sie nicht dafür, es wäre ihm lieb, wenn des Lions es nicht gesagt hätte. Ein Jesuite widerlegt als Advents-Prediger diese Behauptung, als die eines homme judicieux et sage. Erst wenn sich der Wille mit dieser Bewegung des Gelüstens verbinde, entstehe Sünde. Derselbe sagte, die Leute, welche soviel von der Reinheit predigten, seien gewöhnlich Ketzer oder fallen noch in die Ketzerei. — Bei jeder Predigt waren die Zuhörer darauf gespannt, gegen wen die Predigt gerichtet sei.

Die wichtigeren Nachrichten sind im Text an ihrem Orte eingefügt. Des-Lions schrieb von 1656 bis 1671 alle möglichen Nachrichten, besonders mündliche Mittheilungen, welche ihm gemacht worden waren, in dieses sein Tagebuch, besonders was den jansenistischen Streit anging. Er war ein geborner und geübter Horcher, ängstlichen Gemüthes. Manches hielt er für gut lateinisch zu schreiben, z. B. Mlle. de Rellies multa mihi dixit de episcopo S. F. et de ancilla coquina ejus. Vieles sagte man ihm auch über das Leben der Prälaten, welche in Paris sich zusammenfanden und als Organe zu Verdammung des Jansenismus gebraucht wurden.

Seine Unselbständigkeit und Ängstlichkeit erweist sich besonders 1657, als er unschlüssig war, ob er die Censur der Sorbonne gegen Arnauld unterschreiben sollte. Er fragte alle möglichen Leute von beiden Parteien um Rath. Arnauld lehnte es ab ihm zu rathen: Es stünde mir übel an, wenn ich Ihnen in einer Sache, welche mich persönlich so nahe angeht, rathen wollte. Ich kann Sie aber versichern, daß ich die Ehre Ihrer Freundschaft theuer bewahren werde, was Sie auch thun mögen. — Vielleicht wäre des Lions getrost gewesen, wenn Arnauld ihm unter irgend einem Vorwande zur Unterschrift zugesprochen hätte. —

Des Lions fragte auch Vincent, M. de St. Nicolas, den Bischof von Pamiers 1657 deshalb um Rath; alle riethen ihm die Unterschrift. Letzterer war damals nahe daran, sich von dem Bischof von Alet zu trennen, weil er den Jansenisten zu günstig sei. Er stellte des Lions vor, wenn diese Partei und ihre Ansichten von Gott wären, so würden sie in den Geistern nicht die Wirkungen der Rebellion, des Stolzes (enflure), der Apostasie und Bosheit hervorbringen, welche man jeden Tag an ihnen sehe. —

Wir geben nun nach der Zeitfolge noch Einiges, theils weil es in den ersten Band gehört, theils weil es sich nicht wollte ungezwungen in die Ge-

schichte verflechten lassen, mitunter auch weil es als unverbürgtes Gerede erscheint; auf jeden Fall charakterisirt es unsere Quelle.

1654 erzählt Hallier, St. Amour sei ein Knecht des Auslandes, er habe gesagt, so viele Messen und Gottesdienste schadeten der Reformation der Kirche, er habe zu Basel mit Vergnügen das majestätische Geläute zur (reformirten) Predigt gehört.

1656. Beichtväter behaupten, sie haben Befehl, den Beichtenden zu fragen, zu welcher Partei er gehöre, und wenn dieser Arnauld für gut katholisch halte, wenn nicht die Absolution zu verweigern, doch von dem Abendmahl abzuhalten.

1656. Die Königin von Polen macht sich eine Freude daraus, ihre beiden französischen Geistlichen über den Jansenismus disputiren zu hören, indem Fleury dafür, ihr Prediger dagegen sei. — Ein Kapuziner verleugnet einen Brief, worin er die H. von Longueville jansenistischer Umtriebe bezüchtigt hatte; der Brief sei von seiner Handschrift, aber der Teufel müsse ihn geschrieben haben.

Ein italienischer Jakobiner übersetzte von 1657 die Summa von St. Thomas gegen die Heiden ins Ebräische; man hoffte damit die Bekehrung der Ungläubigen in der Levante und die der Juden zu bewirken.

Des Lions berichtet von einer langen Mittheilung, welche ihm Vincent in St. Lazare über St. Cyran gemacht. Das Meiste ist bei dem Verhöre schon mitgetheilt; Manches ward aber doch durch den Zusammenhang deutlicher. Vincent sagte, St. Cyran habe ihn früher durch seine Reden entzückt, er habe sich dadurch ganz erhoben und entflammt gefühlt. Als einige Zeit darauf das Buch Gibieuf's von der Freiheit erschienen, habe derselbe Gelegenheit genommen, seine Gedanken mehr auszuarbeiten, oder sie freier auszusprechen. So habe St. Cyran mit ihm denn öfter von dieser Freiheit gesprochen, hierauf verdächtige Sätze von Zeit zu Zeit vorgebracht. Da er ihm gesagt, Dieses komme aber dem Kalvinismus sehr nahe, habe ihm der Andere erwidert, die Sache Kalvins sei gut, er habe sie nur schlecht vertheidigt. — Darauf wandte Vincent ein, Kalvins Sache sei in soweit gut, als er mit uns die Trinität, die Incarnation und Anderes vertheidige; seine Sache sei aber nichts nütze in den Dingen, welche die Kirche verdamme. — Vincent sprach sich jedoch gegen mich nicht bestimmt darüber aus, sagt des Lions, in was dieser Abbe verdächtig sei, außer in seiner Ansicht über die römische Kirche und das tridentiner Concil. Er zeigte mir an, daß man seine Irrthümer aus seinem Katechismus ersehen könne, wo er weder vom Pabst rede, noch von den Indulgenzen, noch von den Bildern, noch von der Anrufung der Heiligen, wie er hätte sollen. St. Cyran hat zu mir gesagt, erzählte Vincent, wenn ich auch so studirt hätte (wie er), hätte er mir Wunderdinge zeigen und Wunderdinge durch mich wirken wollen. Wenn ich ihn hören wolle, würde er meine Congregation zu einer der berühmtesten in der Kirche machen. — St. Cyran soll ihm um diese Zeit ein Priorat und ein schönes Haus bei Bayonne angeboten haben, allein Vincent lehnte es ab, da er immer vor Neuerungen bange gehabt, und dadurch habe das Zutrauen St. Cyrans zu ihm sehr abgenommen.

Da so mehrere bedeutende Priester mit St. Cyran brachen, suchte St. Vincent ihm vorzustellen, welchen Skandal er gebe und ging einmal zu ihm, um mit ihm von den verschiedenen Handlungsweisen Gottes bei der Schöpfung der Engel, dann der Menschen zu sprechen, wie er das natürliche, dann das mosaische Gesetz, dann das Evangelium gegeben habe; ihm vorzustellen, wie die Apostel zuerst gemeinschaftliche Kasse gehabt hätten, wie St. Paulus Timotheum dem Beschluß des ersten und des neuen Concils von Jerusalem zuwider beschnitten habe, daß aber daraus nicht der Schluß zu ziehen sei, daß die Kirche nicht dieselbe sei, weil ihre Disciplin sich verändert habe.

Der Abbe habe ihm aber nur erwidert, Dieses verlange als Antwort eine lange Rede, er wolle dies ein anderes Mal thun. —

Den 12. August 1661 schreibt des Lions: Der Jesuite Cossart sagte mir, die Erben des Bischofs L'Escot von Chartres haben ihm als Bibliothekar von Clermont (des Jesuitenhauses in Paris) die Protokolle von St. Cyrans Untersuchung durch diesen Prälaten in Vincennes zum Kauf angeboten, sie verlangen 1500 bis 1800 Franks dafür. Man könnte sie vielleicht für 100 Pistolen haben. P. Annat habe ihm zugesprochen, es mit dem Gelde der Bibliothek zu thun, er habe es abgelehnt und sie an Annat verwiesen. — Dieser Bischof von Chartres hatte auch alle Versuche, die Majorität der Sorbonne mit Arnauld zufrieden zu stellen, hintertrieben.

Über die Pascal-Perrierschen Familien-Papiere, welche mich zum Theil veranlaßten, eine besondere Biographie Pascals zu schreiben, habe ich im Vorwort zu dieser das Nöthige gesagt. Eine zuverlässige Hülfe war mir auch die fünfbändige handschriftliche Literatur-Geschichte Port-Royals in Quart von Clemencet, dem Verfasser der zehn Bände hist. gen. de Port-Royal, welche mir ihr Eigenthümer Herr Ste. Beuve mit der mittheilendsten Freundschaft zur Benutzung anvertraute. Auch die Schriften der Freunde in Löwen sind darin genau angeführt, mit kurzer Angabe des Inhalts und der Bedeutung jedes Buchs.

Als Beispiel entnehmen wir ihr das Verzeichniß der Schriften, welche zur Vertheidigung der Nonnen von Port-Royal geschrieben wurden.

„Gott, welcher einst die keusche Susanna aus den Händen der beiden schändlichen Greise befreite, die sie durch Verleumdung zu Grunde richten wollten, da sie dieselbe nicht hatten verführen können, scheint mit den Nonnen von Port-Royal eine andere Weise befolgt zu haben. Wenn er aber gleich zuließ, daß diese christlichen Jungfrauen von den Jesuiten verleumdet, verfolgt und unterdrückt würden, so wolle er doch nicht, daß eine so gerechte und heilige Sache ohne Vertheidiger bleibe. Er hat neue Daniele erweckt, die Unschuld der heiligen Jungfrauen offenbar zu machen und die ganze schwarze Ungerechtigkeit Derer zu entschleiern, welche sie ungerechter Weise angeklagt haben. Ihre Unschuld ist von den Arnauld, Pascal, Nicole, Ste. Marthe gerächt worden, wie Susannas Unschuld durch Daniels Stimme, wie die Unschuld der ersten Christen durch Tertullian, Justin, Origenes, und ihr Gedächtniß wird immer gesegnet sein. Ihre Gegner aber, in Erwartung des gerechten göttlichen Gerichtes über sie, haben zu ihren Lebzeiten einen Theil der Strafen, welche sie durch ihre Verbrechen verdienten, durch die Schmach erfahren, welche auf sie gehäuft wurde. Ein Brisacier, ein Pintherean, ein Annat waren und sind noch ebenso der Gegenstand des Abscheus und ein Fluch für alle rechtschaffenen Leute, wie die Greise, welche Susanna anklagten."

Nach dieser Einleitung geht Clemencet auf seine Aufgabe selbst ein:

„Pater Brisacier hatte sich durch seinen tollen Jansénisme confondu das Mandement des Erzbischofs vom 29. December 1651 zugezogen. — Défense de la censure (des Erzbischofs) contre une lettre imprimée et publiée sous ce titre: Lettre d'importance sur le livre du Jansénisme confondu, avec un extrait des principales injures, impostures et calomnies dont ce livre est rempli. 1652 in 4. 86 Seiten. Als Verfasser werden Arnauld, du Trouillas, Le-Maitre genannt. Von Arnauld gegen denselben Brisacier ist L'innocence et la vérité défendues 1652 in 4. 325 Seiten. — Das Mémoire pour les religieuses de Port-Royal, contenant 14 articles du 13 Juin 1664 in 4. 8 Seiten, ist von Arnauld und wurde dem Erzbischof von der Herzogin von Longueville übergeben. — Zu Anfang des Jahres 1665 ist gedruckt Apologies pour les relig. d. Port-Royal, contre les injustices et violences du procédé dont on a usé envers ce monastère. Die

Vorrede ist von Nicole, das Übrige von Arnauld, es finden sich darin auch die beiden Schreiben des Bischofs von Angers an den Erzbischof von Paris und dessen Antwort. Das Ganze macht 580 Seiten. — Examen de la conduite des relig. de Port-Royal touchant la singnature du fait de Jansénius, selon les règles de l'Eglise et de la morale chrétienne. in 4. 18 Seiten von Lalane. — Réflexions sur une déclaration, que M. l'archévêque de Paris a donnée aux relig. de Port-Royal de Paris, pour expliquer la signature du formulaire qu'il leur demande. in 4. zwölf Seiten, erschienen gegen das Ende des Jahres 1664. Verfasser ist Arnauld. —

Lalane ist der Verfasser der Question à examiner: Si M. l'archévêque de Paris a droit de refuser les sacremens à l'article de la mort et la sépulture ecclésiastique, à cause du seul refus de signer et de jurer que Jansénius a enseigné cinq propositions hérétiques 15. Jul. 1666 in 4. acht Seiten. Dies wird nach dem Ritual von Paris untersucht. Diesem gemäß sollte das genannte Begräbniß nur Leuten verweigert werden, welche notoirement criminels sind und qui ne veulent faire aucune satisfaction; pécheurs publiques et manifestes, qui sont morts sans donner aucun signe de pénitence. Sind aber die Nonnen von Port-Royal solche? — Der Verfasser bemerkt noch besonders, daß die aufgeworfene Frage nicht dieselbe Consequenz für die Geistlichen hat, welche sich weigern auf die Thatsache von Jansen zu schwören; denn der Erzbischof von Paris ist nicht der unbeschränkte Herr und Meister der Pfarrer; es würden sich auch nur Wenige finden, einen so ungesetzlichen Befehl zu vollstrecken. Auch würde es Rechtsmittel geben, sich solcher Gewaltthätigkeiten zu erwehren, da die Pfarrer für einen solchen Skandal in ihrem eigenen Namen beim Parlamente verantwortlich sind; wie denn auch ein pariser Pfarrer aus Gefälligkeit gegen den Erzbischof einem sterbenden Priester die Sacramente verweigern wollte, weil dieser durch die Unterschrift einer ungewissen Thatsache nicht meineidig werden wollte. Er wagte aber nicht seinen Entschluß bis aufs Äußerste zu führen und administrirte ihm die Sacramente drei oder vier Stunden vor seinem Tod, ohne daß dieser die Thatsache auf irgend eine Weise anerkannte. — Questions proposées sur le sujet de la signature pour discerner facilement si les relig. de Port-Royal méritent la privation des Sacremens, même à Pâques et à la mort. 20. Avril 1667 in 4., 15 Seiten, ist auch von Lalane. — Unter anderen Fragen wirft Lalane auch die auf: Urtheilt der Erzbischof von Paris, daß die Unterschrift des Formulars zum Heil und zum geistigen Wohl der Nonnen von Port-Royal nothwendig ist, verlangt er sie deshalb? oder hält er die Unterschrift an und für sich unnütz und nur weil er sie befohlen hat für nothwendig? Wenn das erste der Fall ist, warum hat er die Unterschrift nicht von allen Frauen von Paris verlangt? — Von demselben Lalane sind: Lettre d'un Théologien à un de ses amis sur le livre de M. Chamillard, contre les relig. de Port-Royal 22. Dec. 1665 in 4., 12 Seiten und die drei Chamillardes vom Anfang des folgenden Jahres. — Défense de la foi des rel. de Port-Royal et de leurs directeurs, contre le libelle scandaleux et diffamatoire de M. Chamillard intitulé: Déclaration de la conduite etc — im April und Mai 1667, in 4., 57 Seiten scheint auch von Lalane zu sein. Dagegen ist von Ste. Marthe die Défense des relig. de Port-Royal et de leurs directeurs sur tous les faits allégués par M. Chamillard dans ses deux libelles contre les religieuses 1667 in 4."

Von St. Cyran bringt Clemencet folgendes bei. — In seinem Gefängniß hatte er keine andere Heiligen-Geschichten, als die von Ribadeneyra; welche ihn auch bei seinen considérations sur les fêtes des saints leitete. — Bis ans Ende arbeitete er fleißig nach seinem Wahlspruch: stantem mori oportet. Er war noch um sechs Uhr Abends am 10. October, den Tag vor seinem Tode auf und dictirte de La Touches die Fortsetzung der points

sur la mort. — Sein Herz vermachte er d'Andilly; dieses wurde in Port-Royal des Champs, die Eingeweide (das Wort entrailles hat wie in der ebräischen Sprache zugleich einen geistigen Sinn) zu Angelicas Erbauung in Port-Royal de Paris beigesetzt. Seine Hände „toutes pures et toutes saintes qu'il avait si souvent levées vers le ciel" erhielt auf Verlangen Le-Maitre.

Ich habe mir viele Mühe gegeben, besonders auf der Bibliothek von Sta. Genovefa zu finden, was der unglückliche Graf Brienne über die Geschichte Port-Royals hinterlassen hat. Er war von einer sehr bedeutenden Familie, bei dem Könige persönlich gut gelitten, lebte als dessen Bevollmächtigter in Schweden, machte eine Reise in Lappland; nach Frankreich zurückgekehrt trat er durch Beruf und Heirath in eine sehr bedeutende Stellung. Aber besonders sein leidenschaftliches Spielen stürzte ihn vom Ministerium in die tiefste Verlassenheit, Chapelain sagt in einem seiner Briefe (29. Jan. 1664): Voilà un jeune homme perdu, si Dieu ne le sauve, que les jeux et les pipeurs ont ruiné. Il méritoit une meilleure fin, car c'était un honnête homme et très savent.

Zuerst wünschte Brienne unter die Karthäuser zu treten, wurde aber nicht angenommen; er schreibt seine nachherigen Unruhen dem zu, daß er diesem inneren Beruf nicht habe folgen können. Nachdem er eine dreimonatliche Prüfung bestanden, wurde er am 24. Jan. 1664 in das Oratorium aufgenommen, ohne je Priester zu werden. Der Augustinianer Desmares war trotz der Intriguen der Jesuiten einige Zeit sein Lehrer gewesen, er studirte nun namentlich Augustin fleißig, scheint auch, mit Zustimmung Arnaulds, seine Unterschrift des Formulars von 1665 widerrufen zu haben. Er war besonders genau mit Quesnel verbunden. Im Jahre 1667 machte er mit Lancelot eine Reise nach Alet. Arnauld schreibt, man dürfe nicht vergessen, daß er in dieser Zeit der Verfolgung Port-Royals große Dienste geleistet habe.

„Es wäre zu wünschen, sagt Adry in seiner handschriftlichen Literatur-Geschichte des Oratoriums, daß er sich immer mit nützlichen und anständigen Gegenständen beschäftigt hätte. Sei es nun aber, daß die übermäßige Kälte Lapplands die Fibern seines Gehirns etwas alterirt hatte, oder daß er durch seine lebhafte und glühende Einbildungskraft fortgerissen wurde, man bemerkte, daß er eine Leidenschaft für eine Person faßte, welche selbst seinen Kopf verwirrte; daher glaubten Senault, der General der Congregation, und dessen Rath sich genöthigt, ihm am 11. Februar 1670 folgenden Befehl mitzutheilen: Der Bruder Brienne wird gebeten, sich seiner schlechten Aufführung wegen aus der Congregation zurückzuziehen. — So entfernte er sich denn und wußte sich bei dem Herzog von Meklenburg einzuschmeicheln, welcher damals in Paris war. Er wußte ihm eine bedeutende Summe abzureden und ging mit ihm in sein Land zurück. Lancelot schreibt am 11. Januar 1671: Der gute Bruder spielt erstaunliche Komödien, weiß seine Rolle gut durchzuführen, Thränen, Geberden, schöne Worte fehlen ihm nicht. Um seine Geschichte zu schreiben müßte man einen kleinen Roman machen. Seine Verwandten sind in Verzweiflung und suchen Mittel ihn einschließen zu lassen. Der König berief ihn nach Frankreich zurück und 1674 wurde er als verrückt in St. Lazare eingeschlossen. Man sagte, die Herzogin von Meklenburg habe sich beim König über eine Liebeserklärung beklagt, welche Brienne ihr gemacht."

„Der Abbe Cassagnes war auch hier eingesperrt; man erlaubte ihnen zusammenzukommen und sie entschlossen sich gemeinschaftlich an einer geheimen Geschichte des Jansenismus zu arbeiten. Brienne sagt selbst: Es giebt noch viele andere Leute, als Cassagnes, denen der Jansenismus den Kopf verrückt und das Urtheilsvermögen (judiciaire) umgestoßen hat, und wenn

es nur ich selbst wäre, dem es den Kopf verdrehen wollte. — Sie waren am dritten Buch, als Cassagnes starb. Es wird erzählt, daß sie eines Tages gemeinschaftlich arbeiteten, als Cassagnes sich etwas lebhaft gegen Port-Royal aussließ. Obgleich Brienne in der Hoffnung seine Freiheit zu erhalten öfters davon sprach, daß er den Jansenismus zerpulvern wolle, so fühlte er sich doch durch die Äußerungen gegen seine früheren Freunde gereizt; es entspann sich ein Wortwechsel und Brienne gab seinem Gegner einen Schlag mit der Feuerklamme. Obgleich nur der Schlafrock von Cassagnes davon berührt wurde, fühlte er als Edelmann seine Ehre so bitter verletzt, daß er einige Tage darauf aus Gram starb. — Brienne ließ sich dadurch nicht von der Fortsetzung seiner Arbeit abhalten. Der Titel lautete: Le roman véritable, ou l'histoire secrette du Jansénisme, dialogues de la composition de M. Melonie (Lomenie, Sire de Nebrine (Brienne), baron de Menteresse et autres lieux, bachelier en théologie dans l'université de Mayence, aggregé Docteur en médecine dans celle de Padoue, et licentié en droit canon de la faculté de Salamanque, maintenant abbé de St. Leger, habitué à St. Lazare depuis onze ans, en 1685. Vollendet ist es am 29. März 1684. Er soll dabei die Absicht gehabt haben, Don-Quixote nachzuahmen, bald überschüttet er seine alten Freunde mit Lob, bald mit Tadel, immer kommt er auf seine eigenen Abenteuer zurück, wenn sie auch gar keinen Zusammenhang mit dem Gegenstande haben." — Soweit die Handschrift von Adry. — Ein besseres Urtheil fällt darüber Pater Battarel: „Er veränderte seinen ursprünglichen Plan, er wollte seine Geschichte in Form von Dialogen geben, von Zeit zu Zeit eine satyrische Wendung, um den Leser zu erheitern. (Verse und Prosa wechselten ab. In jenen hatte er es zu einer großen Fertigkeit oder doch Schnelligkeit gebracht. La-Fontaine gab eine von Brienne gemachte Sammlung geistlicher Lieder heraus, welche Conti dedicirt wurde. Es waren mehrere von ihm selbst darin; der vierte Band mußte aber unterbleiben, da zu viele galante Verse mit untergelaufen waren. Dies geschah noch im Oratorium, denn der Recueil de poésies chrétiennes ist von 1671.) Es findet sich darin auch ein Dialog zwischen dem Herzog von Luynes, der sich nach Port-Royal zurückziehen will, und Lancelot über die Disposition der Gelehrigkeit und der blinden Unterordnung unter seine neuen Meister, welche ihm nothwendig seien, wenn er ein würdiger Einsiedler von Port-Royal werden wolle. Lancelot macht ihm darauf Portraits der hauptsächlichsten Büßer, welche sich schon dahin zurückgezogen haben. Dieses Stück ist mit Delicatesse geschrieben, die Charaktere sind gut gehalten; er hat das Geheimniß gefunden, eine komische Tinte (couche de ridicule) zu geben, ohne irgend etwas zu übertreiben. Es ist dies übrigens die einzige Stelle in allen seinen Werken, die er in St. Lazare verfertigt (er bot Perrault allein 20 Folianten Manuscripte in prosaischen Arbeiten an), die einen Mann von Geist ankündigt und worin Zusammenhang wäre. Einzelne merkwürdige Anekdoten finden sich freilich auch sonst. Namentlich über den Charakter Nicoles, Arnaulds, welcher sein Heros ist, dessen Bescheidenheit und liebevolles Wesen er sehr lobt. Er erzählt auch einige sehr interessante Züge aus dem Leben Pascals."

„Nachdem er 18 Jahre eingeschlossen gewesen war, sich mit einer starken Bibliothek umgeben hatte, um sich durch lesen und schreiben selbst zu vergessen, gewährte ihm der König endlich seine Freiheit und setzte ihn in einen Theil seiner Rechte über sein Familiengut wieder ein. Doch hielt ihn Schaam zurück, sich der Welt wieder zu zeigen, er besuchte nur einige Congregationen, namentlich die von St. Genevieve und starb am 17. April 1698 in einem der Häuser dieser Congregation."

Bei Clemencet (Hist. littér. d. Port-Royal dritter Band, Seite 20 und 21.) findet sich ein Bruchstück aus Briennes Memoires, welches eine

auch sonst erwähnte Geschichte aus der Zeit vor dem Kirchenfrieden in die Straße St. Denys oder St. Martin verlegt und allerdings in ein eigenthümliches Licht stellt: „Als Arnauld in einer Schenke verborgen war, kamen die Archers, von einem Exempt des Groß-Prevot geführt, in großer Zahl mit ihren liliengestickten Waffenröcken (hocquetons) in das Haus, um einen gewissen Banqueroutier, der auch Arnauld hieß, zu verhaften, welcher aber auf diese Nachricht entwischt war. Da sein Namensbruder, der Doctor, sich wiederholt nennen und rufen hörte, zweifelte er nimmer, daß es auf ihn gemünzt sei; so kniete er denn nieder um zu beten, hielt sich ganz erstarrt im Winkel hinter seinem Bett verborgen, sein Cruzifix in den Händen, und küßte es vor lauter Muth. St. Gilles aber, ein Edelmann aus Poitou, welcher mit ihm in der Kammer war, der Treue seiner Hauswirthe versichert, machte gute Miene zu bösem Spiel, nahm seine Schalmei (Flutte douce), welche er wunderschön zu spielen wußte, und fing an aus Leibeskräften einen Tanz (branle) von Poitou zu spielen. Da der Exempt dies hörte, freute er sich darüber und ging weiter mit den Worten. Der Teufel von Banqueroutier, Arnauld, der Schelm von Jansenist, der uns unser Geld wegnimmt, wird wohl nicht in dieser Kammer sein? man hört ja Flötenspiel. So kehrte er um; St. Gilles aber öffnete die Thüre dreist mit den Worten: Hier wohnt nur ein Kaufmann und ich, wir sind weder Banqueroutiers, noch Jansenisten. Sehen Sie Alles durch, wenn sie daran zweifeln. Arnauld, der wieder zu sich gekommen, erhob sich, ein Buch in der Hand, und stellte sich so gut an, daß der Exempt nicht den geringsten Verdacht schöpfte und sich entschuldigte, indem er sich aus ihrer Kammer entfernte. Das Wundersame dabei, was mir St. Gilles selbst erzählte, ist aber, daß der Exempt Befehl hatte, alle Jansenisten zu verhaften, die er entdecken könnte. Er kannte Arnauld nicht, den er nie gesehen hatte und dachte nicht daran, ihn mit seiner blonden oder schwarzen Perrücke und in seiner mit Alençon-Spitzen besetzten Kaufmannsjacke für einen Doctor der Sorbonne zu halten."

Diese Denkwürdigkeiten Briennes möchten — nach dem Sprüchworte, daß Narren die Wahrheit sagen — gar Manches von Interesse über die Einsiedler enthalten. Ich gab mir daher viele Mühe sie aufzufinden, namentlich auf der Genovefa-Bibliothek in Paris, aber ohne auf eine Spur zu kommen. Ich habe das Bisherige angeführt, um auf diesen Nachlaß des unglücklichen Grafen aufmerksam zu machen und den Maßstab zur Schätzung des etwaigen Fundes zu geben.

Auf sein Leben in der großen Welt beziehen sich die Mémoires de C. H. de Lomenie, comte de Brienne, publiés par Barrière. Paris 1828. 2 Bände.

Die Papiere, welche zehn Jahre nach Arnaulds Tode zugleich mit Quesnels Verhaftung mit Beschlag belegt wurden, aufzufinden, gab ich mir auch umsonst viele Mühe. Adry schreibt: Diese geheimen Papiere dienten der Compagnie zu gewissen Auszügen, welche Ludwig XIV durch seinen Beichtvater zu Handen gegeben wurden, Heft für Heft, welche Frau von Maintenon ihm zehn Jahre jeden Abend (?) vorlas; mit Berufung auf Lettres de Me. de Maintenon a Me. de Caylus N. 129. Der Hofmeister eines königlichen Prinzen war dadurch sehr gefährdet worden. Die Jesuiten haben wohl bei der Entzifferung ihren Vortheil nicht vergessen. Am wahrscheinlichsten war es, sie in der Bibliothek des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu finden. Herr Mignet versicherte mich aber, daß sie nicht da seien.

Die Handschriften des Vatikans, welche ich hauptsächlich benutzen konnte, sind Vat. 2463 Ottobon. 3161. Ottobon. 2469.

Aus dem Ersten ist das im Text mitgetheilte Gutachten über die Über-

setzung der kirchlichen Gebetbücher in die Landessprache. — Das zweite enthält Protokolle aus dem bischöflichen Archive zu Marseille über das Verhör des Oratorianers Charpantier, Professors der Theologie, der in Vorlesungen über Physik jansenistische Lehren vorgebracht habe. — Desgleichen viel über die Nothwendigkeit der Reform der Cisterzienser unter Ludwig XIII und XIV. Viele Bischöfe behaupten diese Nothwendigkeit. Die Laxen aber, besonders der Abt von Citeaux gebrauchen alle möglichen Ausflüchte, namentlich daß die Reform von dem Parlamente ausgehe. Besonders auch die Schweizer sind dagegen.

Das Letzte enthält Vieles über Dispensation von Verwandtschafts-Graden, namentlich ob sie zu ertheilen sei, wenn im Weigerungsfall ein Übertritt zu den benachbarten Protestanten wahrscheinlich sei..

An Karrikaturen fehlt es nicht, nur sind sie unbedeutend. So führt Arnauld die Jesuiten auf einem Wagen ad St. Raspinum. 1722 wurde nach dem Muster des Gänsespiels ein jeu de la constitution verkauft.

Auch von den Convulsionen giebt es bildliche Darstellungen.

Über die sich auf einzelne Personen und Ereignisse beziehenden Quellen ist an den gehörigen Orten das Nöthige beigebracht.

Beilage I.

Das Bild der vollkommenen Nonne, von Agnes.

Image d'une religieuse parfaite et d'une imparfaite, avec les occupations intérieures pour toute la journée. Troisième édition. Paris, chez G. Desprez, 1693. 12. (geschrieben 1664 kurz vor der Verfolgung; Jacobine von Sta. Euphemie, die Schwester Pascals, schrieb es von vorn herein, nach Gedanken von Agnes). In dem avis au lecteur wird gezeigt, daß das Buch auch für die Laien sei, da es den Geist des geistlichen Standes lehrt, welchen doch alle Christen haben sollen. „St. Augustin sagt: Gott gebietet nur die Liebe und verbietet nur die Begierde; er gebietet aber Allen die Liebe und verbietet die Begierde Allen. — Das Buch könnte nach seiner ersten Hälfte auch heißen: Das Bild einer wahrhaft christlichen und einer schwachen, unvollkommenen Seele. Denn es sind nur in dem einen die natürlichen Bewegungen der Liebe Gottes dargestellt, im andern die der Selbstliebe."

Nach St. Cyran müssen alle nach der Taufe begangenen Sünden gebüßt werden, also entweder durch Bußübungen, oder im Fegfeuer. Daher sagt Agnes mit Recht: „der Glaube an das Fegfeuer treibt ins Kloster." Sie nennt das Kloster ein Fegfeuer; aber wenn man mit Nutzen darein eingehen will, muß man der Sünde, dem eigenen Willen und allen daraus fließenden Anhänglichkeiten todt sein. Die Erwartung des Fegfeuers stört ihre ruhige Fassung nicht: „die Seele, wenn sie sieht, wie sie sich stets wieder befleckt, während sie sich reinigen will, findet kein anderes Heilmittel für ihre Übel, als daß sie den Tod mit mehr Verlangen, als Furcht erwartet, indem sie ihn als das Ende ihrer Sünden und als den Anfang eines Lebens ansieht, worin Gott über sie regieren wird. Obgleich die Erwartung der Gerichte Gottes ihr Schrecken einflößt, so will sie doch lieber in seine Hände fallen, als länger in der Gefahr bleiben, worin sie in dieser Welt ist. Es wäre ein Zeichen, daß sie nicht als wahrhaft geistliche Person gelebt, das heißt, nach dem Sinn der Väter, als Wittwe, die über die Abwesenheit ihres Gemahls trauert, wenn sie nicht verlangte zu ihm einzugehen, nachdem sie Gott sich dargebracht, um im anderen Leben Alles zu dulden, was nöthig ist, um alle die Flecken auszumerzen, wodurch sie dieses Standes unwürdig ist." Dieses erinnert auch an den Quietismus. Desgleichen Folgendes, obgleich Mystiker aller Zeiten Ähnliches gesagt: Da die vollkommene geistliche Person alle geistlichen Übungen nur kraft ihrer Liebe zu Gott liebt, welcher das Princip aller ihrer Neigungen sein muß, so ist sie auch bereit die Entbehrung derselben zu tragen, sei es nun, daß Gott sie durch die Krankheit zu diesem Allem unfähig mache, oder daß er sie mit Anderem

durch den Gehorsam beschäftige. Dieser Weg der Beraubung ist oft ein besserer Beweis dafür, daß diese Seele Gott in Wahrheit sucht, als die treue Übung aller dieser geistigen Übungen. Desgleichen die innere Verlassenheit, worein Gott sie versetzt, wird noch deutlicher erkennen lassen, daß sie in Gott mehr das liebt, was er in sich selbst ist (ce qu'elle est en lui même, sollte es nicht heißen ce qu'il —?), als was er in Beziehung auf sie ist; daß sie weniger die Segnungen Gottes liebt, wie ein Heiliger sagt, als den Gott der Segnungen. — Port-Royal und sein energischer, ascetischer Charakter stießen gegen den Quietismus streng an, aber in Agnes nähert es sich demselben manchmal.

Was Agnes sonst über die vollkommene und unvollkommene Nonne sagt, gilt allerdings überhaupt vom vollkommenen und unvollkommenen Christen. Von diesem sagt sie z. B.:

Einer der Hauptquellen der Mängel einer unvollkommenen geistlichen Person ist, daß ihr Herz getheilt ist. Daher verlangt sie etwas neben Gott oder fürchtet den Verlust von etwas Anderem, worin sie sich außer ihm gefällt. Sie läßt es sich keine sonderliche Mühe kosten eine ehrliche Betrachtung über den Stand ihrer Seele anzustellen, um dem Trieb ihres Gewissens Raum zu geben, das eingeschlichene Schlechte zu verbessern; denn es würde große Mühe kosten, um daraus herauszutreten. Daher, statt daß sie zu Gott sagen könnte, wozu eine Seele in guter Verfassung beständig bereit sein solle: Herr, was willst du, daß ich thue! — statt dessen fürchtet sie den Willen Gottes kennen zu lernen, um nicht verpflichtet zu sein Mehreres, wozu sie sich nicht aufgelegt findet, zu fliehen oder zu erfassen. — Sie ist beinahe bei jeder Gelegenheit ihrer Seele ungetreu. So will sie das Schwere nicht ergreifen, wenn es auch für das Heil ihrer Seele nöthig ist. Sodann hat sie auch mit ihren Übeln kein Mitleid und fühlt sie beinahe nicht, besonders wenn sie ihr leicht scheinen. Denn es däucht ihr nicht wichtig, ob sie unvollkommen, schwach und elend sei, wenn sie nur nicht stirbt. Aber auch das wird sie nicht verhindern, wenn sie nicht mehr daran arbeitet, sich des göttlichen Erbarmens würdig zu bezeugen. Nur wenn ihre Seele in einen bessern Stand kommen könnte, ohne daß sie auf eine irgend mühliche Weise dazu beitrüge, ließe sie ihrem Wunsche diesen Lauf. Daraus erhellt, daß das Verlangen, welches sie bisweilen bezeugt, ihre Seele möchte gut und Gott angenehm sein, nur zu jenen schwachen, unvollkommenen Wünschen gehört, wovon nach St. Bernhard die Hölle voll ist und von denen der Weise sagt, den Trägen tödten seine Wünsche. Sie verlangt wohl, daß sich Gott zu ihr nahe, ohne jedoch mit diesem Verlangen die Geduld zu verbinden, um die Verzögerungen zu ertragen, da sie nicht weiß, daß Gott ihr nichts schuldig ist und daß sie sich als unwürdig zu bekennen hat. Sie bleibt daher in Unruhe und rettungslos, weil sie nicht weiß, daß man den Frieden nur da findet, wo Gott ihn hingelegt hat, in der Unterwerfung unter seine ganze Führung. Sie macht wohl Anläufe, um der Trockenheit ihres Geistes abzuhelfen; allein das geschieht mit menschlicher Hast, als könnte sie es durch sich selbst thun. Sie sucht in Büchern Alles, was sie nur mit guten Gedanken erfüllen kann, zusammen, ohne daß es jedoch eine Wirkung hätte, weil sie es nicht sowohl vom Segen Gottes, als vielmehr von ihrer eigenen Betriebsamkeit erwartet, daher sie auch viel liest, ohne jedoch Gott zu bitten, daß er es auch auf ihre Bedürfnisse anwende. Undankbar gegen ihre Seele, wie sie ist, findet sie auch kein Vergnügen mit ihr, sondern sie behandelt ihre Seele wie eine Fremde, mit der sie selten Verkehr hat. Daher ist ihr die Sammlung bei sich selbst beinahe unbekannt und peinlich. Je weniger Liebe sie aber zu ihrer Seele hat, desto mehr hat sie zu ihrem Körper. Sie fügt sich vielleicht der Strenge der Regel, manchmal hängt sie sich selbst zu sehr daran, aber mit Rückhalt. Denn sie will wohl etwas Selbst-

gewähltes dulden, aber nicht Alles, was ihr durch die Begegnisse aufgelegt wird. Es geschieht wohl, daß sie sich beklagt, wenn sie verpflichtet ist, etwas zu den gewöhnlichen Observanzen hinzuzufügen; denn ihr einziger Zweck ist nicht ihren Leib zu kasteien, sondern vielmehr ihrer Eigenliebe durch auffallend strenge Übungen zu genügen. Daher nimmt sie es ungern auf sich, wenn ihr Krankheit zustößt, obgleich diese Art von Leiden oft viel beträchtlicher ist, als die, welche man in der Gesundheit auf sich nimmt. Krankheiten aber liebt sie nicht, weil sie wenig auffallen und nicht das Selbstgefallen eintragen, welches man aus Mühen, die man sich selbst aufgelegt hat, zieht. So zieht sie denn aus Allem wenig Nutzen.

Die vollkommene geistliche Person übt sich nicht blos in der körperlichen Armuth, sondern auch die geistige in Geduld. Wohl kann sie nicht ohne Gnade leben, sie ist aber doch arm an Geist, weil sie die geistigen Güter nur für Gott, nicht für ihre eigene Befriedigung besitzt. Ihre Trauer erstreckt sich über alle Sünden, besonders über die, so innerhalb der Kirche begangen werden, ihre eigenen halten sie in einem beständigen Schauer.

Die ascetische Mystik charakterisirt sich darin, daß sie mehr auf Erkenntniß unserer selbst, als auf Erkenntniß Gottes bringt: „Die vollkommene geistliche Person liebt das Lesen frommer Bücher, Predigten, Alles was man sie lehrt, um sie zu Gott zu erheben und sie bringt die ganze ihr mögliche Aufmerksamkeit dazu. Allein das geschieht nur um Gott die Fähigkeit, ihn kennen zu lernen und ihm zu dienen, welche er ihr gegeben hat, zurückzugeben, und nicht aus Neugierde. Sie fürchtet so sehr diesen üblen Hang, die göttlichen Dinge kennen zu lernen, um sich damit Genüge zu thun, daß sie lieber gar nichts wissen möchte, als Jesum Christ und Jesum Christ, den Gekreuzigten; dieser lehrt sie vielmehr sich selbst kennen, verachten und anklagen, als er uns Gott und seine Vollkommenheiten kennen lehrt, welche in diesem göttlichen Muster unter der Gestalt eines Sünders verborgen waren; wie ja Gott in den Seelen die Gnaden verbirgt, die er darin niederlegt, indem er sie in einer Beraubung des Lichtes läßt, welches sie verhindern würde über sich selbst nachzudenken, um sich in den Gaben Gottes zu verherrlichen.

Dies muß die vollkommene geistliche Person in eine Gleichgültigkeit versetzen gegen die Art, womit Gott sie behandelt, sei es nun, daß es Gott gefalle, sich ihr durch die Erkenntniß seiner Mysterien zu enthüllen, sei es, daß er sich ihren Augen entziehen wolle, indem er ihr den Eingang in dieses Heiligthum nicht gestattet. Denn das Eine, wie das Andere ist nützlich, wenn sie es gleichermaßen von Gottes Hand hinnimmt, ob sie gleich die Erleuchtungen und die Erkenntniß der Wahrheiten, welche ihr zur Einrichtung ihres Lebens nicht nothwendig sind, eher zu fürchten, als zu verlangen hat.

Nach der Liebe, welche sie Gott schuldig ist, geht der vollkommenen geistlichen Person die Liebe zu ihrer Seele am meisten zu Herzen. Sie erinnert sich des prophetischen Worts, daß derjenige auf den Berg des Herrn steigen wird, welcher unbefleckte Hände und reines Herz und seine Seele nicht umsonst empfangen hat. Umsonst aber hätte der seine Seele empfangen, welcher sie nicht fürs ewige Leben bewahrte, indem er sie vor dem Verderben schützt, welches sie in den irdischen Dingen sich zuziehen kann.

Den ihren Aufschwung zurückhaltenden irdischen Hemmungen setzt sie eine beständige Wachsamkeit entgegen, um den menschlichen Tröstungen keinen Eingang zu lassen. Den Prüfungen gegenüber erinnert sie sich, daß das Menschenleben ein beständiger Krieg ist, daher sie sich zu einem beständigen Widerstand gegen ihre üblen Neigungen verpflichtet sieht.

Daher ist ihre Liebe zu ihrer Seele eine Liebe des Mitleids, wie ihr die Schrift mit den Worten gebietet: Habt Mitleiden mit eurer Seele, indem ihr euch Gott angenehm macht. Sie betrachtet also ihre Seele in der Zer-

brechlichkeit, welche die verdorbene Natur ihr giebt, welche sie, wie St. Bernhard sagt, in einen Abgrund von Koth und auf Steine fallen läßt. Sie ist aus diesem Koth hervorgezogen und durch die Taufe gewaschen. Sie ist auch von ihren Wunden geheilt worden; da aber ihre Heilung noch nicht vollendet ist, bleibt sie immer zerbrochen und geschwächt durch ihre Wunden, welche ihr den Tod brächten, wenn der Sohn Gottes ihr nicht mit seinem Blut ein Gegenmittel bereitet hätte, um sie zu heilen. Dies kann aber nur in dem Verhältniß geschehen, in welchem sie sich dieses Mittel durch die Buße und Abtödtung ihrer Begierden aneignet.

Sodann liebt sie ihre Seele mit einem durchaus geistigen, göttlichen Gefühl, sie spürt durch den Glauben ihre Leiden viel mehr, als man mit den Sinnen die körperlichen Schmerzen empfindet; sie vernachlässigt auch nicht die geringsten Krankheiten, weil sie alle bedeutend sind und der Sohn Gottes uns Sorge dafür anempfiehlt, denn von ihr eben sowohl, als von den Armen muß das Wort gelten: Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. — Sie liebt ihre Seele mit einer Liebe des Wohlwollens und der Wohlgefälligkeit. Daher liebt sie allein zu bleiben, um sich mit ihrer Seele zu unterhalten und durch sie mit Gott, der in ihrer Seele seinen Sitz hat.

Endlich muß man seine Seele mit einer achtungsvollen und ehrfurchtsvollen Liebe lieben; da Gott sie als Herrin eingesetzt hat, sagt er von ihr eben sowohl, als von den Vorgesetzten: wer euch verachtet, verachtet mich. Und wenn nur Gott sie regiert und sie mit seiner Gnade erleuchtet, kann man in einem gewissen Sinn sagen, daß sie für uns dieser Engel ist, welchen Gott vor seinem Volk einhergehen läßt und daß wir ihr folgen und ihre Stimme hören sollen, damit sie uns in unserem Weg erhalte; so daß, wenn wir uns an ihr versündigen, er es uns nicht verzeiht, weil er in sie die Tugend (Kraft) und Macht seines Namens gelegt hat."

Dagegen führt die vollkommene geistliche Person einen unversöhnlichen Kampf mit ihrer Natur. Darunter versteht sie oft den Körper, doch nicht immer ausschließlich. So heißt es: „Wenn ihr Krankheiten zustoßen, welche sie hindern, den äußeren Bußübungen nachzukommen, so duldet sie ihr Übel in derselben Absicht wie eine ihr von Gott auferlegte Pönitenz, ohne in der Abtödtung des Geistes weich zu werden, so weit es möglich ist; denn sie will weder Frieden, noch Waffenstillstand mit der Natur, welche fähig wäre ihre Seele zu verrathen, wenn sie nicht wie eine Sklavin unterjocht wäre und wenn die Seele nicht bei Gott Hülfe gegen dieselbe suchte, damit, wie der Prophet spricht, er ihr Fleisch mit den Nägeln seiner Furcht durchbohre. Dieser Krieg der Seele gegen ihren Körper ist jedoch nicht der Kampf eines Feindes, sondern eines Herren, welcher verbessern, nicht aber verderben will. Der Haß der Seele ist nur gegen die Laster des Körpers gerichtet; unterwirft sich dieser aber mit ihr dem Gesetze Gottes, so sieht sie ihn als einen Bruder an und hofft erfüllen zu können, was der Apostel sagt, daß man Gott an seinem Körper verherrlichen und tragen muß. Und selbst wenn er noch nicht auf diesem Stande wäre, so würde sie ihn doch nicht mit den äußersten gewaltsamen Mitteln behandeln, denn sie weiß, daß sie gegen ihn nichts ohne die Erlaubniß der Oberen zu unternehmen hat und daß sie mehr von der Liebe Gottes, als von einem unbesonnenen Eifer zu erwarten hat, welcher den Körper wohl abmatten, aber ihn nicht dem Geist unterwerfen kann." — Die Taube ist das Gleichniß der vollkommenen geistlichen Person, weil sie sich im Flug über die Erde erhebt und weil jene über die Sünden der Menschen seufzt, damit wenigstens nicht über sie Christus zu klagen habe: ich habe auf einen gewartet, der mit mir traure, es hat sich aber niemand gefunden.

Die Demuth treibt zu einer strengen Unterordnung unter seine Vorgesetzten. Agnes sagt: „Der Gehorsam, welchen eine wahrhaft geistige Person

ihren Vorgesetzten leistet, ist ihr nichts Lästiges, denn das hat sie ja gerade im geistlichen Stande gesucht. Da sie, wie St. Bernhard schreibt, die Wunden des Ungehorsams fühlte, so kommt sie, um sie zu heilen, unterwirft sich einer Creatur, nicht sofern sie Creatur ist, sondern weil dieselbe die Stelle Gottes einnimmt. Daher gehorcht eine geistliche Person ihren Vorgesetzten nicht nur mit Freude, sondern auch mit Ruhm; weiß sie ja, daß sie in ihnen Gott ehrt und daß wer Gott dient regiert. — Die erste Wirkung davon ist ein vollkommenes Vertrauen und Offenheit gegen ihre Vorgesetzte (Äbtissin), um sie alle Falten ihres Herzens kennen zu lehren". Wie weit dieses Vertrauen gegen Agnes ging, zeigen die Verhöre der Nonnen in den Jahren 1662 und 1663. Auch Chamillard berief sich deshalb auf unser Buch gegen die Unbeugsamkeit der Nonnen und lobte es.

Unser Buch wurde in Klöstern getadelt, weil es in dem Bilde der unvollkommenen Nonne die Mängel der geistlichen Personen vor den Augen der Welt ausstelle. Die Weltleute werden es nur in dieser Absicht lesen. Aber Madame Bignon beurkundet uns, welchen Eindruck es auch auf christliche Seelen außerhalb der Klostermauern machte; es habe sie für sich selbst zittern gemacht. Sie müsse es immer und immer wieder lesen. Als eine Nonne sie beruhigen wollte, nur von geistlichen Personen werde eine so große Vollkommenheit verlangt, erwiderte sie, das Evangelium verlange keine geringere von Denen, die in der Welt leben, sie habe aber nichts gesehen, was wirksamer dazu antreibe.

Unser Buch enthält sofort einen eben so starken Abschnitt: Innere Beschäftigungen für Nonnen während des ganzen Tages.

Sie begleiten die Nonne von Morgens früh bis spät Abends bei jedem Schritt, bei den leiblichen Thätigkeiten, wie bei den Gottesdiensten. In Allem soll sie ihrer selbst vergessen, indem sie Gottes und in Liebe und Achtung der Schwestern gedenkt. Lieber sei man weniger schnell im Gang und in der Arbeit, als daß man durch Geräusch eine Schwester störe. Die Wache bei kranken Schwestern sollen sie mit derselben Neigung üben, wie die vor dem Sacrament, und bei der geringsten mit demselben Eifer, wie bei der ersten unter den Müttern. „Beim Erwachen halte dir Christi Geburt, Tod und Auferstehung vor. Denke, daß die Nacht das Bild dieses Lebens ist, wo wir nur durch das Licht des Glaubens erleuchtet sind, welches dunkel, aber sehr zuverlässig ist. Seufze nach der Sonne der Gerechtigkeit und bitte sie, daß sie indeß deine Lampe nicht verlöschen lasse, sondern deinen Glauben durch eine wahrhafte Liebe erhalte."

Da man Sommers gegen Abend im Garten eine Stunde oder drei Viertelstunden ging, findet sich auch eine Anleitung zu frommer Betrachtung der Natur. „Das eine Mal betrachte, wie die Erde, welche in ihrer Gefühllosigkeit ohne Mühe den Spaten und den Pflug erträgt, dich die Geduld lehrt, welche dich mitten in allen Leiden, welche Gott dir auflegt, unbeweglich machen muß, wenn du nicht willst, daß der göttliche Same seines Worts auf Stein geworfen sei oder auf den Weg, sondern daß es tief in dein Herz, wie in ein gutes Land, eindringe. Ein anderes Mal magst du die Gelehrigkeit des Landes bemerken, womit es ohne Unterschied alle Früchte trägt, welche man nur will, vorausgesetzt, daß das Land überhaupt dazu fähig sei. Denn dasselbe Land, welches im vorigen Jahr die schönsten und seltensten Blumen trug, wird heuer, wenn man will, in derselben Fülle die geringsten Kräuter tragen. Auf gleiche Weise arbeitet eine Seele, welche wahrhaft Gott angehört und keinen anderen Gegenstand hat, als ihn, ohne Unterschied Alles, was er von ihr verlangt, ohne über sich selbst nachzudenken. Sie erfüllt seinen Willen in allen Dingen und ist, wie St. Paulus sagt, bereit, ihm rechts und links zu folgen. Wenn er will, daß sie einen großen Beruf habe, so erfüllt sie ihn mit aller möglichen Sorgfalt, ohne

jedoch die Größe zu lieben, sondern sie liebt allein Gottes Ordnung. Wenn Gott sie davon entfernt, um sie mit den geringsten Dingen zu beschäftigen, so hält sie sich auch darin und mit Liebe als in ihrem Mittelpunkt. Sie vergißt, was sie war, um sich nur ihrer gegenwärtigen Pflicht zu erinnern. Denn weil sie in Allem nur den ansieht, der es befiehlt, so macht sie bei der Ausführung keinen Unterschied in der Treue."

„So kannst du deinen Geist beschäftigen, indem du dich ergehst, oder kannst du lesen, Gott anbeten, oder nach deiner Auswahl eine Handarbeit verrichten, unter der Bedingung jedoch, daß du nicht lange auf der Erde sitzend oder kniend bleibest."

Agnes handelt hier von mehreren Arten oder Graden des Gebets: „Bringe zum Gebet stets einen Gegenstand, worüber du es halten könnest. Du magst ihn aus öffentlicher oder Privat-Lectüre schöpfen, oder sonst woher, wie Gott Dir es einflößen wird. Darin mußt Du eine große Freiheit haben, so daß, wenn Du dich nicht an den Gegenstand halten kannst, welchen Du dir vorgesetzt hast, oder wenn Du dich auch nach Anfang der Meditation zu etwas Anderem hingezogen fühlst, Du ohne Widerstand und Skrupel der Bewegung des göttlichen Geistes folgst. Deine Absicht beim Gebet kann ja keine andere sein, als dich mit Gott auf die Weise zu beschäftigen, worin er dir seine Gnade erzeigen will, ohne daß Du dich an irgend ein Mittel hältst." (Die jesuitische Gebetsmethode zwingt den Betenden vermittelst Phantasiebilder einen bestimmten Gegenstand festzuhalten.)

„Beginne dein Gebet stets mit einer langen, ernsthaften Aufmerksamkeit auf die Gegenwart Gottes. Denn dies muß der erste Grund des Gebets sein, damit dieses, wenn auch noch so dunkele, Schauen Gottes uns gewissermaßen in ihn umbilde, indem es uns in seine Gefühle eingehen, an seiner Erleuchtung Theil nehmen läßt. Unterhalte dich vor Gott über den Gegenstand des Gebets, ziehe daraus Motive dich zu bessern, in der Tugend fortzuschreiten und Gott Dank zu sagen für Alles, was er dir thut. Denn dies sind die drei Hauptzwecke des Gebets."

„So magst Du über die dritte Seligkeit: „„Selig sind die Weinenden, denn sie werden getröstet werden,"" folgende Betrachtung anstellen: Ehe Christus durch seine Gnade in die Seele eingeht, ist der Mensch um so elender, je mehr er weint; denn das Gefühl, das er von seinen Übeln hat, vermehrt sie, ohne dagegen zu helfen und dient nur dazu, ihn schuldiger zu machen, da er sich kümmert um zeitliches Elend und über die Entbehrung von Gütern und Vergnügungen, deren Besitz nur dazu dient, ihn des wahren Guts verlustig zu machen. Aber von dem Augenblick an, daß er uns würdigt, durch ein göttliches Licht in uns einzugehen, entdeckt er uns anderes Elend, welches unsere Thränen nicht nur erlaubt, sondern nothwendig macht. Und so verwandelt er durch eine zweite Wirkung seiner Barmherzigkeit die Nothwendigkeit in ein Verdienst und macht unsere Thränen zu einer Saat von Freude und Glück." — Folgt die Anwendung auf uns selbst und die Bitte, Gott wolle auch in uns diese Verwandlung wirken durch die Kraft der Thränen Christi.

NB. Bei dieser Art des Gebets verfalle man nicht in den Irrweg, als machte es die Menge von Gedanken aus; denn sie können uns doch nicht über uns selbst erheben; sondern es kommt auf das unaussprechliche Seufzen an, welches der h. Geist wirkt. —

Wenn weder Gedächtniß, noch die Gedanken die Mittel zur eben beschriebenen Art von Gebet geben, so bleibt nur der Wille — dieses Herz der Seele — um sich mit Gott zu unterhalten, indem er von Gott seine Leere erfüllen läßt, durch eine augenblickliche, unmittelbare That oder vielmehr Aufnahme Gottes in uns. Die Arbeit bei dieser Art von Gebet besteht

darin, daß man seinen Geist in der Einfachheit erhalte und ihn Ruhe finden läßt, indem man sich der Betrachtungen entschlägt."

Aber was hält Agnes von auswendig gelernten Gebeten? — Unter dem Abschnitt: Dritte Art von Gebet, heißt es: „Es mag geschehen, daß, ob ihr gleich Gott in allen Handlungen des Tages getreu gewesen seid, sie auf ihn bezieht, wie eine Kette, welche von freiwillig schlechten Gedanken oder Handlungen nicht zerrissen wurde, daß ihr zur Zeit des Gebets euch in einer Trockenheit befindet, welche nur eine Unbeständigkeit hervorbringt, die euch kaum möglich machen wird daran zu denken, daß ihr in der Gegenwart Gottes seid und daß es euch sein wird, als wenn ihr an dem Fluch Dessen Theil nehmet, welchen Gott flüchtig und unstät auf der Erde machte."

„Dann betrübet euch nicht und lasset den Muth nicht sinken; es ist dies nichts Befremdendes; Gott kann ja wohl im Grund unserer Seele sein, ohne irgend ein sichtbares Licht, noch ein Gefühl auf der Oberfläche unserer Seele zu verbreiten. Damit ihr euch aber in einem so schmerzlichen Seelenzustand nicht übermäßig anstrenget, bedienet euch einiger mündlicher Gebete, um euch dadurch nur der Zerstreuungen zu erwehren und um die Verdummung des Geistes und die Betäubung zu verhindern, welche sonst der Unfähigkeit, irgend einen guten Gedanken zu fassen, folgen würde. Aber bediene dich derselben, ohne dich abzumühen, ohne ein zu großes Haschen nach den Stellen, welche deinem Zustand entsprächen; ja du brauchst überhaupt keine ausdrücklich zu suchen, sondern bei dem bloßen Gedanken, daß es dir Bedürfniß sei, gieb der Gnade Raum, dir eine Stelle einzugeben. Sie wird dich dieselbe wohl öfters wiederholen lassen, wie es heißt, daß unser Herr bei wiederholtem Gebet im Ölgarten sich immer derselben Worte bediente. Es ist deren in den Psalmen und im Evangelium eine große Zahl, woraus du dir einen Schatz in deinem Herzen machen solltest, um einige zur Zeit deiner Armuth daraus hervorzuziehen. Du hast freilich nicht die Macht dich derselben von dir selbst zu bedienen, weil du darin jenem elenden Menschen ähnlich bist, welcher, nach dem Buch der Weisheit, von Gott Reichthümer empfangen hat, aber nicht die Gewalt sie zu gebrauchen. Dies muß dir auch das Verlangen nach dem Besitz vieler Bücher über das Gebet vertreiben, in der Meinung, als wolltest du eine große Hülfe daraus ziehen. Sie können dir ja nur in sofern von Nutzen sein, als Gott seinen Segen dazu giebt; es ist aber gerade zu fürchten, daß er es nicht thue, wenn man sich daran hängt. Du solltest dich vielmehr entschließen, einen Theil deines Gebets darauf zu richten, daß du Gott in der Stille deines Herzens höreſt." —

Wenn nun aber dein Gebet vorübergeht, ohne daß du von Gott ein gutes Gefühl empfangest, ohne daß du etwas zu Wege bringen kannst, um ihm zu bezeugen, daß du ihm gehören willst, so ist es doch wahr, daß du es verrichtet hast im Verlangen deines Herzens, was die einzige Sprache ist, die er hört, weil der h. Geist sie in uns hervorbringt. Hüte dich nur, daß du die Frucht deines Gebets nicht verliereſt, in der Meinung, du habest nicht gebetet. Halte dich vielmehr für versichert, daß, da du dich ohne Rückhalt vor Gott gestellt hast, er deinen guten Willen gut aufgenommen hat und dir ein ander Mal die dir vorenthaltenen Gnaden geben wird.

Wenn dir eine schwere Krankheit zustößt, so thue, sobald du dich davon befallen fühlst, deinem Schmerzgefühl Gewalt an, um Gott Dank dafür zu sagen, daß er dich mit eigener Hand züchtigen will, nimm in diesem Augenblick Alles auf dich, was dein Übel mit sich bringt, indem du dich Gott mit großer Resignation überläßt. In diesem Geiste gehe in das Krankenhaus als in einen Tempel ein, Willens geopfert zu werden, wenn es Gott gefällt, dich zu sich zu rufen. Betrachte dein Bett als den Altar des Opfers, um mitten unter den größten Anfällen deines Übels etwas Tröstliches zu finden. Betrachte den Arzt und deine Krankenwärterin wie geistliche

Vorgesetzte. Denn du mußt in der Krankheit, wie in der Gesundheit eine Freude daran haben, dich führen zu lassen, wie ein Kind, das keinen Unterschied zu machen weiß.

Auf die occupations intérieures folgt der Abschnitt: Exercice de devotion sur la passion de notre seigneur, appliquée aux heures de l'office divin, und auf diesen: occupations intérieures pour les soeurs converses, contenant une explication des demandes du Pater appliquée à chaque heure de l'office et à un mystère de la passion, endlich der manuel des ames religieuses ou abrégé des règles qu'elles doivent observer dans leur conduite, bestehend aus einzelnen Sätzen, von welchen wir einige herausheben:

Das Leben der Seele besteht in der Liebe zu Gott. — Stelle oft die Betrachtung an und sprich zu dir selbst: wollte ich wohl sterben, während ich jetzt dieses thue, und wollte ich, daß mich Gott in meinem jetzigen Zustand zu sich riefe, um ihm Rechenschaft von meinem ganzen Leben abzulegen? Du sagst: das ist gut für die Vollkommnen. Unsere Unvollkommenheit, welche vieler Sünden Ursache in uns ist, ist nicht immer eine Sünde, aber es ist immer eine Sünde, nicht vollkommen sein zu wollen. — Es ist eine Schande für uns und sollte uns zur größten Beschämung dienen, daß wir Gott und den Satan so lange um den Besitz unseres Herzens sich streiten lassen und daß wir oft geneigter sind die Thüre unserem Henker, als unserem Erlöser zu öffnen. — Nachdem wir ernstlich über die Wahrheit Betrachtungen angestellt und uns mit erhabenen Gedanken über unsere Mysterien unterhalten haben, geschieht es wohl, daß wir ohne Anstand unsern Geist wieder mit unnützen Gedanken und selbst mit wahrheitswidrigen beschäftigen. Damit gleichst du einem Weibe, welches, nachdem es sich lange mit seinem Manne unterhalten hat, sofort ohne Scheu mit einem Ehebrecher spricht, der sie verführen will, und die an seiner Unterhaltung ein Wohlgefallen hat. — Ziehe nie die Liebe zur Einsamkeit dem Gehorsam vor; wenn du nur Gott recht angehöreſt, so bist du überall einsam. — Sei wie Melchisedek, welcher weder Vater, noch Mutter hatte. Erhebe dich über die Natur und hänge dein Herz nicht an deine Verwandten. Lebe wie wenn nur Gott und du auf der Erde wären. Vergiß deinen Vater und deine Mutter, um dich nur deines Gatten (époux, immer statt des in der deutschen sentimental-mystischen Sprache gebräuchlichen „Bräutigam") zu erinnern. — Freue dich, wenn du leidest und bedenke, daß wenn es in diesem Leben etwas Edleres und Nützlicheres gäbe, als die Leiden, es Gott gewiß seinem einzigen Sohne gegeben hätte. — Erhalte sorgfältig die Geduld, als eine Waffe, welche dich gegen alle möglichen Feinde unbesiegbar machen wird. Man kann dir nichts übles anthun, das dir schadete, wenn du es geduldig leidest. — Obgleich was du verlangst dir heilig scheint und es auch wirklich ist, so sei dir dein Verlangen doch verdächtig, wenn du mit Leidenschaft darnach verlangst. — Mittel gegen die Schwermuth: Wenn dir die Geduld manchmal ausgehen will und du dich wie niedergedrückt fühlst unter dem Gewicht der Versuchung oder deiner eigenen Schwachheit, so versetze dich im Geist auf den Stein, wo man früher die Todten zu waschen pflegte. Wenn du dich da fest hältst, so wirst du leicht das Leben im ernsthaften Gedanken an den Tod finden. — Sei nicht unmäßig betrübt wegen der Gedanken, welche dich verfolgen. Denn wie die Menschen es für kindisch halten, Schmetterlingen nachzulaufen, so glauben auch die Engel, es sei Zeitverlust, wenn man mit Anstrenguung diese uns verfolgenden Gedanken verjagt; denn man wird sie eher los, wenn man sie mit Geduld erträgt, als indem man sie mit Unruhe bekämpft, da durch die Unruhe die Einbildungskraft noch mehr hereingezogen wird. — Wenn du Gedanken hast, welche du los werden möchteſt, so wirst du dich ihrer nicht vermittelst deines Verstandes entschlagen,

sondern indem du deinen Geist mit dem Erbarmen deines Gemahls beschäftigst. Man kann diese unglückseligen Gedanken nicht durch die Kraft unserer Gedanken überwinden, sondern allein durch die Kraft der Liebe Gottes, die Alles überwindet. — Überhebe dich nie deiner eigenen Verdienste. Wenn ein großer König zu einem Armen, dem er in der Straße begegnete, spräche: komm zu mir in den Louvre, ich will dich zum Herzog machen, dir ein reiches Fürstenthum geben! hätte dieser Arme auch vernünftiger Weise sich zu rühmen, daß er den Weg von zwei oder drei Straßen gemacht? „Obgleich es nicht ganz Dasselbe ist; denn der König würde diesem Manne weder die Kraft, noch den Willen zu gehen geben."

Du darfst nicht blos nie dich selbst ärgern und in Zorn gerathen, sondern auch Niemanden Ursache dazu werden. Weiche gleichermaßen zwei Extremen aus: sei weder zu ernsthaft, was den Gedanken erwecken könnte, du verachtest die Andern, noch zu leichtsinnig, was dich mit Recht selbst verächtlich machen würde. — Ärgere dich nur über dich und über deine Fehler, aber es sei ein nützlicher Zorn, der dir dazu diene, dich davon zu erheben. — Um immer und überall beten zu können, sprich so wenig als möglich. Sage ja nicht, daß du mit mehr Inbrunst zu beten begehrst, wenn du nicht deine Zunge sorgfältiger im Zaum hältst. Wer nicht gern schweigt, betet auch nicht gern. Man kann sagen, die vollkommenste Betrachtung sei die Wirkung des vollkommensten Schweigens. — Ein Kloster ist um so blühender, je genauer man das Schweigen beobachtet. Ohne daran zu denken, öffnet man der Nachlässigkeit die Thore, wenn man sich Licenz zum Sprechen giebt. Daher jemehr du das Schweigen liebst, desto mehr liebst du dein Haus, desto mehr Gutes wirst du ihm verschaffen. Wenn du sprechen mußt, so sei deine Art zu sprechen ganz gewöhnlich, ohne irgend etwas Gewähltes; denn es ist für eine geistliche Person nicht minder unschicklich, ihre Rede, als ihre Kleider zu schmücken. Rede nicht von weltlichen Dingen; die Seligen (Engel) erstaunen nicht weniger darüber, Menschen, welche der Welt abgestorben sind, über solche Dinge sprechen zu hören, als die Menschen in dieser Welt erstaunen würden, wenn ein Todter redete.

Hast du einige Privat-Gebete, so ziehe sie nicht den Gebeten der Kirche vor, denn dem Gatten sind keine Worte angenehmer, als die der Gattin. — Wie das Angesicht Mosis glänzender war, nachdem er mit dem Herrn gesprochen hatte, so kann es auch gehen, wenn man sein Herz vor Gott im Gebet ausgegossen hat, daß etwas aus der Fülle des Herzens auf das Gesicht ausstrahlt. Wenn dies geschieht, so mache es wie Moses; um dem Stolz, dem Ruin aller Tugenden auszuweichen, bedecke dein Gesicht mit dem Schleier der Demuth und sei überzeugt, daß sogar die rechte Klugheit verlangt, daß du etwas freier (heiterer) erscheinest. Dient es doch deinen Schatz zu bewahren, wenn nur nichts Unschickliches mitunterläuft, was machen könnte, daß die Gnade, so du empfangen hast, sich verliere oder schwäche. —

Willst du beten lernen, so bete oft. Wie man eine Sprache nur durch Sprechen lernt, so lernt man auch nur durch häufiges Sprechen mit Gott das Sprechen mit ihm. — Demüthige dich darüber, daß du nicht immer an Gott und so oft an ganz andere Sachen denkst. Betrachte das gemeine Sprüchwort, welches sagt: das Auge folgt der Bewegung des Herzens, man sieht gerne, was man liebt. Wir legen die Hand auf die Wunde, welche uns schmerzt. Wo unser Schatz ist, da ist auch unser Herz. — Mistraue allen Tröstungen, welche du aus dem Gebet empfangen könntest, wenn sie in dir den Geist der Buße schwächen und dich nicht demüthiger machen. Es giebt keine reellere Tröstung, als vor Gott Thränen zu vergießen, welche anfangen dich glücklich zu machen, wenn sie von seiner Liebe und von dem Abscheu kommen, welchen wir vor uns selbst haben.

Liebe die h. Schrift, welche dich lehren wird, Gott lieben und betrachte im Lesen, daß du aus ihr, als aus dem Brunnen Jakobs lebendiges Wasser herausziehen kannst, indem du die Gabe der Thränen erhältst, um deine trockenen Gebete zu benetzen und um die Härte deines Herzens zu erweichen. — Bete immer, wenn du liesest oder lesen hörst; erhebe dein Herz zu Gott, indem du diese göttliche Speise immer wieder genießest (eigentlich: sie wiederkäust, en ruminant). Das ist der volle Nutzen des Lesens.

Beilage II.

Innerliche Protestation Angelicas von St. Johann.

Als nun am 28. November 1661 die Klostergemeinde von Port-Royal die Verordnung der Großvicare mit Beifügung einer Erklärung unterschrieb, protestirte Angelica innerlich dagegen, noch ehe sie unterschrieb. Nachdem sie diese Protestation aufgesetzt hatte, legte sie sie der Mutter Agnes vor. O Emmanuel und du mein Heiland, hebt sie an, welchen ich anbete, wie du Fleisch angenommen, dich vernichtet hast und verborgen in dem Schoos einer Jungfrau, ich bezeuge (proteste) zu deinen Füßen mich erniedrigend, in Gegenwart deiner göttlichen Mutter, der heiligen Engel, meiner Beschützer und der Heiligen, deren Reliquien hier sind, in Gegenwart von St. Stefan und der Märtyrer, deren Fest heute ist und welche ihr Leben gegeben haben, um eine der geringeren Wahrheiten der Kirche zu behaupten, in Gegenwart von Johannes dem Täufer, der da getödtet ist zum Lohne dafür, daß er die Wahrheit sagte, davon alle Andern schwiegen, in Gegenwart von Johannes dem Evangelisten, der da vorausgesagt hat die Verfolgung, welche die Kirche heute erduldet, ich rufe dich zum Zeugen an in Gegenwart von St. Chrysostomus, welcher gelitten hat in einer Zeit des Friedens, unter katholischen Fürsten und Bischöfen, nur um der Disciplin der Kirche willen, welche er aufrecht erhalten wollte, — daß ich mich nicht fügen kann, die von der ganzen Gemeinschaft beschlossene Unterschrift und Erklärung zu leisten, als in der augenscheinlichen Gewißheit, die Wahrheit nicht zu verletzen. Denn ich meine es durchaus nur vom Glauben und bin nicht gemeint unter den fünf Sätzen irgend einen Irrthum zu verdammen, als die der Lehre Augustins in der Gnadenlehre entgegengesetzten Irrthümer. Denn diese ist die Lehre der Kirche, und ich umfasse sie von ganzem Herzen. Ich gestehe diese Unterschrift nur der Nothwendigkeit zu, worein das Unglück der Zeit uns versetzt; nicht um den Übeln auszuweichen, welchen eine Weigerung uns aussetzt — denn ich hoffe, Gott werde uns noch das Glück gewähren und uns die Gelegenheit zu leiden geben —, sondern um dem Gehorsam und der Unterthänigkeit eben sowohl, als der Wahrheit, Alles zu zollen, wozu ich immer verpflichtet bin. Denn an deinem Beispiel, o Emmanuel, habe ich gelernt, in allen Dingen das Gute zu wählen und das Böse zu verwerfen, wie ich hier bei der Ordonnanz der Großvicare thue. Denn ich unterschreibe das, was gut ist, die Verdammung der Irrthümer, und ich verwerfe, was schlecht ist, die Verdammung der gerechten Sache und der Unschuld eines heiligen Bischofs, dessen Tugend ich verehre, dessen Lehre ich achte, so gut als die Lehre aller Derer, welche ihn vertheidigen, weil er selbst die Reinheit der kirchlichen Lehre vertheidigt hat."

„Ich bitte dich, mein Heiland, für mich und alle meine Schwestern, welche mit derselben rechtschaffenen Absicht unterzeichnen, daß es dir gefallen

möge, in unseren Herzen die Liebe der Wahrheit zu erhalten und wachsen zu machen mitten in den Verfolgungen und der Verachtung der Welt, wie du selbst verborgen sein wolltest und wachsen in dem Schoos einer Jungfrau. Also, daß wenn die Wahrheit äußerlich von aller Welt aufgegeben werden, wenn sie keine Vertheidiger mehr finden sollte, kühn für sie zu reden, sie immer noch in dem Stillschweigen so vieler Jungfrauen erhalten bliebe, deren Verfolgung und Unterdrückung ein öffentliches Zeugniß sein wird, daß sie ihr getreu bleiben, daß sie selbst nicht, um ihr Leben zu verschonen, ihre Verbindung mit einem Blutbräutigam (epoux de sang) verletzen wollten, welchem ich mich heute von neuem weihe, indem ich das 38. Jahr meines Lebens antrete."

Das Schreiben trägt schon darin das Gepräge der Ächtheit, daß es ohne einen andern Ruhepunkt in zwei unaufhaltsam aus dem gepreßten Innern hervorbrechenden Sätzen abgefaßt ist. Das Schweigen schien die Pflichten des Gehorsams und die gegen die Wahrheit, welche im Worte beinahe nicht ohne Widerspruch erfüllt werden konnten, zusammenfassend zu erfüllen. Die Gewohnheit des Stillschweigens brachte auch die des inneren Sprechens hervor, diese innere Welt erschien so gut als Welt, wie die der Sinne, ja je mehr man sich in jene hineinlebte, als desto unwesentlicher mußte diese und das gesprochene Wort erscheinen. Diese innere Protestation, während die Hand unterzeichnet, ist aber allerdings eine reservatio mentalis. Nicht blos den Jesuiten ist dieser stumme Widerspruch eigen; sie begründen ihn systematisch, um dem bedrängten Sünder eine Hinterthüre und Ausflucht zu eröffnen, sondern er ruft die ewige, unsichtbare Fehme einer höheren, der göttlichen Gerechtigkeit an, wo Gewalt für Recht ergeht, wo die von Gott eingesetzten Auctoritäten und Gewalten dies unmittelbare Zeugniß seines Geistes niederhalten, es nicht anerkennen, es kränken und niedertreten. So ist es denn auch ein Zeichen des im tiefsten Schoos des Katholicismus liegenden Widerspruchs, daß diese Lehre in ihm genährt werden konnte, und daß die, so am lautesten dagegen zeugten, als gegen einen Frevel an dem Namen des Wahrhaftigen, daß diese selbst darnach handelten. Der Widerspruch aber liegt darin, daß die katholische Kirche evangelischen Geist und ein Gesetz zusammen gebannt hat, welches auch die vor Gott reichsunmittelbare Natur des Menschen, seinen innersten Glauben, mit seinem Maaß und Gewicht reguliren möchte.

Am 18. Mai 1679, den Tag nachdem der Erzbischof Harlai Port-Royal des Champs neue Beschränkungen auferlegte und namentlich die Beibehaltung der Pensionäre angekündigt hatte, wurde eine der Schwestern begraben, mit einer Protestation in der Hand, mit der Aufschrift: An den großen Hirten der Schaafe, welche Gott von den Todten auferweckt hat. Davon weiter unten.

Beilage III.

Der Herzog von Luynes.

Louis Karl d'Albert, geboren am 20. December 1620, war der Sohn des berühmten Konnetables, der einige Zeit Frankreich durch Louis XIII regierte und von Marie de Rohan, der ältesten Tochter von Herkules, Herzog von Montbazon, welche nach dem Tode des Konnetables den Claude de Lorraine, Herzog von Chevreuse heirathete und unter diesem Namen

durch ihre Intriguen an allen Höfen und durch ihre Galanterieen berühmt geworden, und den 12. August 1679 gestorben ist. Er hatte mit seiner Gattin Marie Seguier in seinem Schlosse Baumürier das Leben der heiligen Paulin und Therasia erneuern wollen. Allein seine Frau starb zu früh am 13. Sept. 1651. Er blieb aber eine Stütze der Nonnen und der Einsiedler, deren Arbeiten er theilte. Der Herzog glaubte sich nicht herabzuwürdigen, indem er die Homilien von Gregor, dem Großen, seine Morales sur le livre de Job ins Französische übersetzt herausgab, wie auch Sentences, prières et instructions aus dem Alten und Neuen Testament, aus den Vätern, namentlich aus Augustin und Chrysostomus, sämmtlich unter dem Namen Laval Arnauld bezeugt, daß namentlich seine aus der kirchlichen Offiz und der Schrift gezogenen Abend- und Morgengebete zur Verbreitung und Belebung dieser frommen Sitte viel beigetragen.

Es hatte Jemand 4 bis 5000 Exemplare davon drucken lassen, sie an die Soldaten zu vertheilen. Solche unentgeltliche Vertheilungen von Erbauungsbüchern waren auch ein Hauptvorwurf gegen Port-Royal. Siehe das Dictionnaire des ouvrages anonymes de Barbier. 1827. Tom. 4., tables p. 379.

Er hatte seine Kinder einer Fräulein Richer übergeben, die als große Jansenistin bekannt war. Aber endlich schaute er doch zurück, verließ die heiligen Jungfrauen und Baumürier und heirathete seine eigene Tante und Pathe, Anna von Rohan. Die strengen Jansenisten tadelten dieses Vergehen laut, da der Abscheu vor einer Heirath mit nahen Blutsverwandten gegen das natürliche, angeborne, wie gegen das evangelische Gesetz streite.

Nach dem Tode dieser zweiten Frau heirathete er eine Margarethe d'Aligre. Die Verbindung mit Port-Royal war freilich nicht ganz abgerissen, er bezeugte beim Tode Sacys seine Theilnahme. Auch wünschte er in Port-Royal d. Ch. bei seiner ersten Gattin beerdigt zu werden. Denn sie war im Geiste „Bürgerin der Wüste" gewesen. Es scheint aber nicht, daß sein Wunsch in Ausführung gekommen, sei es denn, daß es nicht sein letzter Wille war, oder daß man ihn nicht berücksichtigte. Er starb am 10. Oct. 1690.

Beilage IV.

Die Besuche des Herzogs von Longueville in Neufchatel.

Le conservateur Suisse. Lausanne 1813. enthält im dritten Bande einen weitläuftigeren Aufsatz: les trois voyages de Henry II, duc de Longueville dans ses états de Neuchâtel et Vallengin.

Der erste Besuch fällt auf den November 1617; mit ihm war seine despotische Mutter. Es gab lebhaften Streit mit den Unterthanen wegen der katholischen Messe und weil er ihr ungeschriebenes Recht nicht beschwören wollte. David Boive sagte als Sprecher der Bürgerschaft im Schlosse zu ihm absichtlich im Patois: Moasigneu, se vo ne voley pas cessa (cesser) de fére tchanta (chanter) messà tschè (chez) no, no demanderey dey troppé à noutré combordgey de Berna por vos en empatchi (empêcher). Et por cé qué de bonta (mettre) toté noutré coutumé par écrit, quand le ley (lac) serey on poté d'eiche (ecritoire) et qu'on prisse to le papié que le papétery de Serriere porrey fére dans 100 ans, e gnarai (aurai) pas pru (assez) papié ni eiche por lé toté écrire. Bern

machte den Schiedsrichter. Es sollen ein Apotheker und ein Page einen Anschlag auf das Leben des Herzogs gemacht haben, was blutige Strafen nach sich zog. Er hatte damals den Plan, bei dem Ausfluß des Sees eine Freistadt für alle Confessionen, besonders für den Handel, mit dem Namen Henripolis zu gründen. Der Prospectus dazu wurde 1626 in mehreren Sprachen verbreitet. Er reiste zu Anfang des Jahres 1619 ab.

Die zweite Reise in sein Land machte er 1639 auf seinem Wege zur Rheinarmee; man wollte ihn davon abhalten, weil im unteren Theile des Landes die Pest herrschte. Er antwortete: Wann macht der Vater seinen Kindern mit seinem Besuch am meisten Freude? Gewiß wenn sie durch Kummer oder Krankheit niedergeschlagen sind.

Der dritte Besuch fällt in die Zeit, bis zu welcher wir die büßende Herzogin begleitet haben. Auch er war durch zum Theil schwere Erfahrungen geläutert; es ist interessant ihn als geläuterten Weltmann neben seine Gattin zu stellen.

Den ersten Juli 1657 betrat der Herzog zum dritten Mal sein Fürstenthum. Vierzehnhundert Mann, kriegsgeübt noch von dem Bern im Bauernkriege geleisteten Beistand her, zogen ihm bis an die Gränze, nach la Combette de mi-joux entgegen. Er selbst hatte viele Vornehme und 200 Pferde mit sich. — Ein Augenzeuge, der General-Procurator David Favargier giebt uns Bericht davon.

Dem Kanzler Hori, welcher an der Spitze des Staatsraths ihn bewillkommte, erwiderte der Herzog, Thränen im Auge: Ich bitte euch überzeugt zu sein, daß ich nur darum in meinem Alter hieher gekommen, um meine getreuen Unterthanen und guten Freunde dieser Orte noch einmal zu sehen, uno euch zu bezeugen, wie sehr ich euch liebe. Ich habe Sorge getragen, euch in euern Rechten und Freiheiten zu erhalten, namentlich in denen eurer Religion, welche nicht die meinige ist. Desgleichen werde ich zeitlebens thun, damit ich in meiner Todesstunde die Beruhigung habe, euch glücklich zu hinterlassen; ich bin nun in meinem 63. Jahre, dem gefährlichen, klimakterischen. Wenn mich Gott zu sich ruft, will ich euch ihm und meinen Kindern empfehlen.

Überall an der Straße stellten sich neue Haufen mit ihren eigenen Fahnen und den Magistraten vor. Im Ganzen mochten ihrer wohl 7000 sein. Der Herzog konnte nicht begreifen, woher man so viele Leute nehme und glaubte fast, es seien zum Theil immer wieder dieselben, welche man ihm schon vorgeführt. Man nannte ihm aber ihre Heimath; wurde er von Weiten eines Panieres ansichtig, so zitterte er vor Freude. Diese braven Leute, sprach er, haben sich's sauer werden lassen und doch scheinen sie es mit Freuden gethan zu haben. Ein Zeichen, daß sie mich lieben. Ich kann nicht sagen, wie viel Freude mir dieser Tag gemacht. — Er wandte sich zu dem Adel in seinem Gefolge: In Frankreich bin ich Fürst nur auf gutem italienischem Pergament: in der Schweiz aber ist das ganz anders, wie ich's euch auch gesagt habe. Als er bei Neuburg angelangt, übergab ihm der Bannerträger das Banner der Stadt, welches der Herzog ihm mit den Worten zurückgab: Nimm's zurück, mein Herr Bannerträger, ich will mich ihm als der Erste anschließen, als guter Bürger von Neuburg, der ich bin, und bin bereit ihm zu folgen, um die Rechte und die Ehre unsers guten Vaterlandes, der Schweiz, aufrecht zu erhalten. Er nahm die Stadtschlüssel, wie auch eine Sicherheits- und Ehrenwache nicht an und bat, ihm nur die Liebe, den besten Wächter, zu bewahren. Unter dem Donner der Feldschlangen, der Glocken und des: Es lebe unser guter Fürst! zog er in die Stadt ein; auf der Terrasse des Schlosses erwartete ihn ein starkes Bataillon von acht bis zwölfjährigen Knaben. Er war mit ihrer guten Haltung und Disciplin zu-

frieden; ist es doch, sagte er, als kämen die Schweizer schon als gemachte Soldaten aus Mutterleib.

Die benachbarten Schweizer-Republiken beglückwünschten ihn durch glänzende Ehrengesandtschaften, welche er gleichermaßen erwiederte. — Eines Tages wandte er sich an den Bannerherrn Merveilleur: Ich habe der Bürgerschaft von Neuburg nichts beschworen, sondern nur der von Vallengin. Es ist dies eine alte Schuld von 40 Jahren und ihr müßt mich anhalten, sie ohne Verzug und, wie billig, mit den Kosten zu bezahlen. — Dabei würden wir nur verlieren, antwortete Jener, da der Eid nicht Alles enthält, was Ihr thut. —

Als der Herzog nach einer Reise durch sein Land auf den St. Heinrichstag wieder nach Neuburg heimkehrte, wurde er von der Bürgerschaft mit seinem ganzen Gefolge zu einem festlichen Mahle geladen. Sechs von den Vierundzwanzigern und zwölf vom Rath der Vierziger bedienten die Gäste. Der Herzog wollte zwischen dem Bürgermeister und dem Bannerherrn sitzen. In meiner Jugend, sprach er laut, habe ich euch viel Verdruß gemacht; Kinder wissen nicht, was sie thun, man muß ihnen eben verzeihen. — Er bedauerte den großen Aufwand: Ihr hättet mich als gute Schweizer bewirthen sollen; Käse schmeckte mir besser mit euch, als Fettammern (ortolans) mit Fürsten. — Da er sah, daß einige adlige Herren wie spottend lachten, erhob er sich mit starker Stimme, als man eben die großen Trinkgeschirre brachte, die Gesundheit des Fürsten zu trinken und sprach: Es ist hier die Tafel der großen Familie, wo eigentlich nur die Kinder des Hauses zugelassen werden, nämlich wir Bürger und Brüder, und nur aus großer Gnade auch einige Fremde, wie man es heute sieht! Dabei schaute er gewisse Herren seines Gefolges streng an, legte seine rechte Hand auf die Schulter des Bürgermeisters mit den Worten: Dies ist das Haupt und der Vater der großen Familie. Wir sind ihm alle Ehre und Achtung schuldig, ich aber zuerst, um Denen zum guten Beispiele zu dienen, welche diese Dinge nicht kennen. Er verlangte das Banner, welches er vor dem Fenster wehen sah, und nachdem eine große Stille geworden, sprach er: Ich bin alt, meine Kinder sind sehr jung. Ich stelle sie unter den Schutz und die Obhut dieses Banners! Meine Freunde, ich empfehle euch meine Kinder! Und wenn ich diese Welt bald verlasse, dient ihnen als Väter in ihrer Jugend, auf daß sie eines Tages gute und weise Fürsten seien, nach eurem Wunsche. Meine Freunde, ihr werdet thun, was ich euch bitte, denn ihr liebt mich, ich weiß es wohl! — Die Bürger mit Thränen wiederholten die Worte des Bürgermeisters und schwuren: Unser Herr, unsere Leiber, Güter und Leben sind euer und der Eurigen für immer!

Der biedere Favargier meldet: Ich bemerkte, daß die Scherzhaftesten und Läppischsten unter den gemeldeten französischen Adeligen erstaunt schienen und weinten wie wir Andern, nur noch ein wenig mehr. Gewiß ist, daß wenn die Fürsten der Erde ein einziges Mal in ihrem Leben einem solchen Feste beiwohnten, sie könnten in keiner besseren Schule sein; denn es ist ein Wunder, wenn auf sechs Suveräne ein einziger sich findet, der weiß, daß die legitime Auctorität eines Fürsten keine andere ist, als die eines Vaters über seine Kinder.

Heinrich verweilte sechs Wochen im Lande; man darf mit Wahrheit sagen, er habe sich nicht Einmal schlafen gelegt, ohne Gutes gethan zu haben; er erneuerte die Freiheiten, gab deren neue, theilte Gnaden aus, wie er denn über 25,000 Livres an Geschenken und Almosen ausgab, er naturalisirte eine Menge Fremder, machte mehrere zu todter Hand Gehörige (main mortables) frei, legitimirte alle Bastarde, erließ armen Privaten und Communen Lasten und Schulden. Der Stadt schenkte er eine große goldene Vase, um jährlich seine Gesundheit zu trinken, und jeder der 20 Compagnien,

die ihm entgegen gezogen waren, fürs Freischießen einen silbernen Becher. — Die Gemeinde Colombier war ihm für eine unvorsichtige Caution 70,000 Thaler schuldig, bei einem seiner Ausflüge warfen sich die Angesehensten aus dem Dorfe zu seinen Füßen und baten um einen Nachlaß an der Schuld. Der Fürst hieß sie aufstehen: Gerne, meine Kinder, aber macht nur keine Caution mehr. Da kommt mir eben ein Gedanke; pflanzt hier drei große Alleen von schönen, guten Bäumen, welche auf den Ort zugehen, wo ich bin, und kleine Seitengänge dazu. Ist dies geschehen, so wird dieser mein General-Procurator euch eine Quittung für die ganze Schuld ausstellen, sobald er sie im Schatten dieser Bäume schreiben kann. Als die Leute über solche Gnade erstaunt und stumm dastanden, rief er, schnell, meine Kinder, rüstet eure Werkzeuge für die Allee; ich will zuerst daran arbeiten.

Den 5. August verließ er Neuburg und blieb bis zum 10. in Colombier, worauf er nach Paris abreiste. Sein Tod erfüllte das ganze Land mit Trauer.

Sonder Zweifel lag in dieser Bonhommie zugleich die Absicht, das Volk bei den bevorstehenden Erbfolge-Streitigkeiten für seine Nachkommen zu gewinnen. Ihm folgte auch durch die Entscheidung der Bürger von Neufchatel in dieser Erbschaft „die lange Mademoiselle", seine Tochter aus erster Ehe, welche mit ihrer Stiefmutter, der uns befreundeten Herzogin von Longueville, sehr unfreundlich lebte. Das Erbe von Neufchatel trug dazu bei, ihre Entzweiung zu unterhalten; die beiden Söhne Longuevilles aus zweiter Ehe machten auch Ansprüche. Arnauld und Nicole verfaßten Aufsätze in ihrem Interesse. Der ältere, welcher 1694 starb, vermachte seine Ansprüche an Lancelots Zögling, den Prinzen Conti, welcher schon mit der Nemours concurrirt hatte. Nach dem Tode dieser 1707 erneuerte er seine Ansprüche; Ludwig XIV unterstützte ihn nicht, sein Minister Chamillart that alles Mögliche für einen anderen Unterthan des Königs, Mattignon. Das alles trug dazu bei, daß die reformirten Bürger von Neufchatel dem König von Preußen diese Erbschaft zusprachen, da er auch mit dem Hause Chalons verwandt war. Die protestantischen Kantone, besonders Bern, unterstützten ihn darin. Man fürchtete in der Schweiz, Ludwig möchte, wie bei der oranischen Erbschaft, gegen eine anderweitige Entschädigung seines erbberechtigten Unterthans sich selbst Neufchatel aneignen. Holland und England hatten Preußen ihre Stimme in der Sache versprochen. Das Beste that bei Ludwig die Achtung vor Preußens Waffen. — Der Verlust dieses Waffenplatzes in der Nähe der offenen burgundischen Gränze an eine Macht wie Preußen that Ludwig sehr wehe.

Das Nähere, namentlich über die Verwandtschafts-Ansprüche findet sich bei St. Simon. Band 5, Kapitel 28. und Band 2, Kapitel 17. und 18.

Beilage V.

Zum Leben Contis.

Die Leichenrede für Conti, welche im Juli 1666 von dem Bischofe von Cominges gehalten wurde, mußte Anstöße erregen. Der große Condé wohnte ihr bei und beklagte sich nicht darüber, daß die Fronde gerügt und selbst die Herzogin von Longueville nicht geschont wurde. Contis strenge Gewissenhaftigkeit konnte nicht gelobt werden, ohne daß die laxe Moral der jesuitischen Gewissensräthe an den Pranger gestellt wurde. Es waren 22 Bischöfe als Zuhörer anwesend, darunter mehrere feindliche, namentlich der

von Toulouse. Mehrere fanden sich dadurch sehr getroffen, daß M. d. Cominges sagte, der Prinz habe es sich zu einer Gewissensregel gemacht, als Gouverneur in seiner Provinz Residenz zu halten, wie die Bischöfe in ihren Diöcesen. Ein Port-Royal befreundeter Mann faßte dabei einen Bischof scharf ins Auge und sagte: Da müssen jetzt die Gouverneure in den Provinzen die Bischöfe machen. — Man behauptete, die Rede sei von den Männern von Port-Royal gemacht. Als die Herzogin von Longueville nach Fontainebleau kam, machte ihr der Herzog von Orleans allerdings auf eine sehr verbindliche Weise Vorwürfe; sie habe dem guten Bischof eine unbedeutende Rolle zu spielen aufgetragen, indem sie ihn ein Stück habe vortragen lassen, welches diese Herrn gemacht haben, und sein Talent übersteige. Die Herzogin fand diese Verleumdung zu verbindlich, als daß sie sich verpflichtet geglaubt hätte, sie zu widerlegen. Allein man brachte bei dem Könige so vielfältige Klagen an, daß der Bischof dem Könige seine Rede überreichte, um sie und sich selbst seinem Urtheil zu unterwerfen. Nur bat er ihn, Annat nicht zum Richter zu machen, worauf der König ihm zusagte, daß dieser sie nicht berühren werde. Der König las die Rede oder gab sie dem Bischof doch mit dieser Versicherung zurück; auch erklärte er, er habe nichts dagegen, daß der Bischof von Alet darin widerholt ein heiliger Prälat genannt werde, er halte ihn selbst dafür. Er habe nicht darin gefunden, was man ihm gesagt und gebe seine Erlaubniß zum Druck.

Conti schrieb einen Traité contre la comédie et les spectacles, und Lettres au père des Champs, ou l'accord du libre arbitre avec la grace in 12. 1689 gedruckt. Unter diesem Jesuiten hatte er als Jüngling molinistische Thesen vertheidigt.

Die Herausgabe der devoirs des Grands, in 12. à Paris, chez Denys Thierry, 1667, wurde veranlaßt durch eine unberufene Publication derselben Arbeit nach einem mangelhaften Manuscript. Conti hat es zunächst für sich nach den ihm von Pavillon gegebenen Anleitungen geschrieben, damit es ihm zur Lebensregel diene; er betrachtet die den Großen dieser Welt gestellte Aufgabe, die Größe Gottes zu ehren, unter den drei Gesichtspunkten, wie sie dies an sich selbst, an ihrer Familie und in ihren Besitzungen üben sollen.

„Es sind aber die Großen mit ihrer Größe nicht um ihrer selbst willen bekleidet, sondern nur um der Andern willen. Es ist dies nur ein Mittel, womit Gott die Völker zur nöthigen Ehrfurcht heranziehen will. Ein Großer hat nur dann eine zu seinem Stande und seiner Berufung im Verhältniß stehende Liebe zu Gott, wenn sie beinahe der Liebe der Märtyrer zu Gott gleich kommt. Denn er hat große, eigenthümliche Hindernisse zu überwinden, den Stolz, während die Demuth der Grund aller Frömmigkeit ist; das Evangelium verlangt als das Wesentlichste aufopfernde Nächstenliebe, dieser Stand führt aber Gleichgültigkeit und Verachtung des Nächsten mit sich, statt strenger Bußübung nur Verzärtlung; das Evangelium zeigt uns, wie der sündige Mensch zu Mühe und Arbeit verdammt ist, hier ist nur Wohlleben und Nichtsthun. Und doch muß sein wahrhaft katholischer Glaube und seine ebenso katholische Liebe Alles umfassen; denn seine Größe, er selbst gehört nicht sich selbst, er gehört den Andern ungleich mehr als sonst irgend jemand."

Beilage VI.

Lancelots Schriften und Lebensende.

Lancelot schrieb folgende Bücher:

Nouvelle méthode pour apprendre facilement la langue Grecque. Paris 1655. in 8. par le S. de Trigny. Die Ausgabe von 1696 ist die neunte. — Abrégé de la nouvelle méthode pour apprendre la langue Grecque. in 12. 1655. Anno 1696 erschien die neunte Ausgabe. — Nouvelle méthode pour apprendre facilement la langue Latine. 1656. in 8. Im Jahr 1662 war schon die sechste Ausgabe erschienen, die von 1736 ist die eilfte. — Abrégé de la nouvelle méthode pour apprendre la langue Latine. 1656. in 12. Er folgte dabei besonders Sanctius. Eine der gewagtesten Neuerungen dieser Bücher war, daß sie nicht lateinisch, sondern französisch geschrieben waren. So gab er auch nicht blos eine Anleitung, die classischen Schriftsteller kennen zu lernen, eine Anweisung zur rechten Aussprache der lateinischen Sprache, eine Abhandlung über die lateinische Poesie, sondern auch Regeln über die französische Poesie, heraus. Die Regeln sind in Versen gegeben, wie zum Theil: Le Jardin des racines Grecques. Paris 1657. in 12., dessen Verse von Sacy sind. Die darin enthaltene Übersicht über französische Worte, welche aus dem Griechischen stammen, veranlaßte den Jesuiten Labbe zu der Schrift: Les etymologies de la langue française contre la nouvelle secte des Hellenistes de Port-Royal. 1661. Paris. in 8. Er greift darin die Helleniſten überhaupt an, die Philologen-Secte von Port-Royal denuncirt er der Akademie wegen ihres Attentats, die französische und lateinische Sprache verächtlich zu machen und sie des Diebstahls zu bezüchtigen. Die Methoden für die spanische und italienische Sprache erschienen 1660. — Zu der Grammaire générale et raisonnée par le S. de Trigny. Paris in 12. 1660. hat ihm Dr. Arnauld die Grundideen angegeben. Er übersetzte die Fabeln des Phädrus und einige Komödien des Terenz, ins Französische. Dazu schrieb er recueil d'epigrammes latines et sentences grecques, espagnoles et italiennes. Paris 1659, in 12.; ob die gute Einleitung von ihm oder von Nicole ist, ist ungewiß. Der Jesuite Vavasseur widmete der Kritik dieser Sammlung eine besondere Schrift. Alle Stücke und Bemerkungen hinter der Bibel von Vitré, zur Einleitung in das Verständniß der h. Schrift sind von ihm. Lancelot schrieb auch eine Nouvelle méthode pour apprendre parfaitement le plain-chant en fort peu de tems 1668. in 8. (Eines der bedeutendsten Werke darüber scheint gewesen zu sein: De la science et pratique du plain-chant, du R. P. Jacques le Clerc, de la congrégation de St. Maur. —

Eine ascetisch-antiquarische Bedeutung hat die Dissertation sur l'hémine de vin et sur la livre de pain de St. Benoit et des autres anciens religieux; où l'on fait voir que cette hémine n'étoit que de demi-septier et que cette livre n'étoit que de 12 onces. L'on représente l'esprit des Pères et des saints fondateurs de l'ordre touchant le jeûne et la tempérance. L'on éclaircit quelques points remarquables de l'antiquité et l'on recherche la juste proportion des poids et des mesures des anciens avec les nôtres. Seconde édition revue, corrigée et augmentée, avec les reponses aux nouvelles difficultés, qui avoient été faites sur ce sujet, et une disquisition de l'année, du jour et de l'heure où est mort le glorieux patriarche St. Benoît. Paris 1688. in 8. In der ersten Ausgabe (von 1667) hatte Lancelot die hémine nur zu 10 Unzen berechnet, es war dies das Maß für die einem Benedictiner zukommende Weinration. Mehrere vom Orden glaubten darin seine Disciplin angegriffen, als hätte

man ihm vorgeworfen, das ursprüngliche Maß verfälscht und verstärkt, die ursprüngliche Strenge aber geschwächt zu haben. Es wird besonders erwähnt, daß Einer der Benedictiner, welcher dagegen geschrieben, selbst keinen Wein getrunken. Rancé nahm, wenn gleich passiven, doch sehr lebhaften Antheil an diesem Streit. Er schreibt am 20. Januar 1686 an Nicaise: Ich weiß wohl, daß man zu Monte-Kassino eine Hemine fand, welche man St. Benedict zuschreibt. Ich zweifle aber an ihrer Aechtheit; denn in den Klöstern, wo die Disciplin nachgelassen, thut man alles Mögliche, um das Andenken an die Zustände in den ältesten Zeiten zu verlöschen, damit man nicht die Schmach habe, daß die Welt wisse, wie man von der ursprünglichen Frömmigkeit ausgeartet. Theodemar, Abt von Monte-Kassino, welcher Geflügel in seinem Kloster aß, bildete sich ein und wollte die Anderen überreden, Benedict habe auch Geflügel gegessen und seinen Gebrauch gebilligt, obgleich in der ganzen Regel kein Wort davon vorkommt. — Und bald darauf schreibt derselbe Rancé: Es soll mich freuen, die Dissertation über die Hemine zu sehen, und ich zweifle nicht, daß sie vermehrt und die Gründe verstärkt sein werden. Was man aber auch thun mag, die Mönche wollen in nichts nachgeben, sie gehen ihren Weg zu, als ginge sie Alles, was man ihnen sagt, nichts an. Die Verse des Basreliefs sind nicht zu bezahlen, um die Plumpheit Derer zu zeigen, welche nicht einmal mit dem Fuß die Erde berühren sollten, und deren Verkehr im Himmel sein sollte. Lancelot hatte noch eine ähnliche Frage angeregt, was ihm eine Widerlegungsschrift von Mabillon zuzog, nämlich das: Traité où l'on réfute la nouvelle explication que quelques auteurs donnent aux mots de messes et de communion dans la règle de St. Benoît. Paris in 12. 1689. Es handelt sich darum, ob die messe du lecteur auch den leiblichen Genuß mit einschließe, oder nur den geistigen. Es finden sich mehrere Briefe von Lancelot in Recueil de pièces qui n'ont point encore paru sur le formulaire, publié 1754, erstlich fünf unter dem Namen Liverdun an Arnauld; sodann ein Schreiben an die Mutter Agnes vom 12. Febr. 1668 (nicht 1666, wie es fälschlich heißt).

So viel mir bekannt, wurde 1810 die letzte Auflage einer Grammatik Lancelots gegeben. Man nennt seine Arbeiten schlechthin nur Grammatik von Port-Royal.

Hier mögen auch die Schriften eines anderen Lehrers an den Schulen von Port-Royal ihre Stelle finden, die von Peter Coustel, geboren am 2. October 1621 zu Beauvais, gestorben daselbst am 16. October 1704. Eine Lehrerstelle bei den Neffen des Cardinals Fürstenberg veranlaßte ihn zu den: Règles de l'éducation des enfans où il est parlé en détail de la manière, dont il se faut conduire pour leur inspirer les sentimens d'une solide piété et pour leur apprendre parfaitement les belles lettres. 2 Vol. in 12., par Michallet 1687. zweite Ausgabe 1749. — Sentimens de l'Eglise et des SS. Pères pour servir de décision sur la comédie et les comédiens, opposés à ceux de la lettre qui a paru sur ce sujet depuis quelques mois. in 12. par l. S. Coustel, Paris 1694. Veranlassung dazu gab der Theatiner Kaffaro. — Le discernement de la vraye et de la fausse morale où l'on fait voir le faux des Offices de Cicéron, des livres de l'amitié, de la vieillesse et des paradoxes. in 12. 1695.

Als Lancelot die Prinzen Conti verlassen mußte, zog er sich zu Barcos in die Abtei St. Cyran zurück, wo er schon während der Gefangenschaft des großen Meisters in Vincennes und der Zersprengung der ersten Einsiedler von Port-Royal, wozu er gehörte, gelebt hatte. Nachdem Barcos gestorben, sollte hier der jansenistische Sauerteig ausgefegt werden; Lancelot wurde in die Abtei Ste. Croix von der Congregation St. Maurus in Quinperlé in eine Art von Exil geschickt. Er wurde aber mit Achtung behandelt

und hatte nur darüber zu klagen, daß der Beichtvater seine strenge Ascese mäßigte. Er hatte sich dadurch kränklich gemacht, erreichte jedoch das 80. Jahr und starb am 15. April 1695 im Geruch der Heiligkeit, der letzte Schüler St. Cyrans, welcher den großen Meister noch persönlich gekannt hatte.

Beilage VII.

Der Primat Petri und Pauli.

Barcos hatte die Frage über den Primat des Pabstes angeregt, indem er auf eine etwas unbedachtsame Weise in die Vorrede zu Arnaulds Schrift über das häufige Communiciren den Satz einschob: St. Peter und St. Paul sind die zwei Häupter der Kirche, aber so, daß sie nur ein Einziges machen. Die Jesuiten warfen sich besonders auf diesen Satz, um das ganze Buch in Rom verdammen zu lassen. Er wurde vertheidigt in Ecrit de l'autorité de St. Pierre et de St Paul und angegriffen von Habert in: De la chaire et de la primauté unique de St. Pierre. Barcos antwortet darauf in: La grandeur de l'Eglise Romaine établie sur l'autorité de St. Pierre et de St. Paule. Er beweist darin durch eine Reihe von Auctoritäten von 25 Päbsten, 30 Kirchenvätern und 12 Concilien, daß St. Paul Fürst der Apostel und der ganzen Kirche, Stifter, Vater, Hirte, Bischof der römischen Kirche insbesondere, Petro gleich war, Genosse seines Ruhms und seiner Vorzüge; so daß die Päbste eben so gut Nachfolger, Kinder, Erben und Statthalter Pauli sind, als Petri. „Es ist aber nur Ein Stuhl, Ein Primat, nicht zwei verschiedene, worein die Päbste eingetreten sind als Nachfolger des Juden- und des Heiden-Apostels. Es gehört zum Wesen des neuen Bundes, daß dieser eben so hoch stehe, als der Juden-Apostel; es war dies auch für das Heil der Juden selbst nöthig, damit die Gnade Christi die Schatten des Gesetzes zerstöre, durch welche selbst die bekehrten Juden diese Gnade verdunkelten. Da dieser Zweck erreicht wurde, können beide Apostel nur Einen und denselben Nachfolger haben, den Pabst, wie denn nach dem Zeugniß der ganzen Tradition beide Apostelfürsten nur Eine und dieselbe Gewalt besessen haben." Diese unzertrennliche Einheit und Gleichheit der beiden Apostel wird namentlich auch aus den Kirchengebeten bewiesen, welche nie den Einen ohne den Anderen nennen, daher man sie auch zweien Augen, als Organen derselben Sehkraft verglichen hat. Die Gewalt Petri wird mit denselben Gründen bewiesen, auf welchen die von Paulus ruht; wer also diesem die gleiche Würde und Primatie streitig macht, untergräbt zugleich die von Petrus.

Clemencet meldet, Habert habe Barcos vorgeworfen, er sei in die Irrlehre von Anton von Dominis verfallen. Es habe seine Ansicht auch nicht blos bei den Anti-Jansenisten Widerspruch gefunden, Nicole schrieb Anmerkungen zu oder vielmehr gegen das Buch von Barcos, und Arnauld war darin von Nicoles Ansicht. Auch in den von Balüze 1680 herausgegebenen Schriften von Marca findet sich eine Abhandlung: Exercitatio de singulari primatu Petri, welche er 1647 in Barcellona auf die Aufforderung des Pabstes schrieb. Nach ihm „ist Petrus den anderen Aposteln zwar im Apostolat gleich, aber er war doch in allen die Organisirung und Disciplin der allgemeinen und der besonderen Kirchen betreffenden Dingen ihnen als Haupt vorgesetzt. Peter und Paul waren beide Bi-

schöfe zu Rom; wie es denn zur Apostel Zeit mehrere Bischöfe in derselben Kirche gab. Darum war aber doch Petrus allein Haupt des Collegiums der Apostel. Wegen dieser Gemeinschaft im Episkopat von Rom nennen sich die römischen Bischöfe Nachfolger Petri und Pauli, sie haben ihren Primat aber nur von St. Peter. Die Gleichheit Pauli mit ihm ist gegen die Tradition und gegen das göttliche Recht."

Das Verdammungs-Decret gegen den Satz von Barcos und der Schriften zu seiner Vertheidigung wurde in Rom am Tage der Bekehrung Pauli, am 25. April 1657, publicirt. Der Nuntius in Paris ließ es drucken und sandte es an die Bischöfe; aber schon am 15. Mai that das Parlament, auf den Antrag Talons, den Spruch, welcher allen Erzbischöfen und Bischöfen die Annahme des Decrets verbot, und die Beschlagnahme aller Exemplare befahl.

Beilage VIII.

Hillerin, dû Hamel, Feydeau, die jansenistischen Pfarrer.

Muster von jansenistischen Pfarrern waren dû Hamel und Matthieu Feydeau, geboren 1616, gestorben am 24. Jul. 1694, von einer parlamentarischen Familie, Doctor der Sorbonne. Dieser las 1644 (oder 1643) seine erste Messe in der Pfarrei dû Hamels, zu St. Maurice in Sens, nachdem er sich in Einsamkeit und Gebet darauf vorbereitet hatte. Dû Hamel speiste 300 Arme auf diesen Tag. In der ganzen Pfarrei sah man weder Spiel, noch Tanz, noch Besuch von Schenken. Man war genau in der Offiz, man übte die öffentliche Buße und als Octave de Bellegarde, der Erzbischof, die Pfarrei besuchte, um etwaige Übertreibungen abzustellen, warfen sich ihm Diejenigen, welche zu öffentlicher Buße verurtheilt waren, zu Füßen, baten ihn, er sollte sie daran nicht verhindern und riefen mit Thränen, sie thun ja schon so nicht genug Buße. — Beide Geistliche blieben zusammen, bis sie an die Kirche St. Merri in Paris berufen wurden; der gute Hillerin hatte sich seiner Stelle zu ihren Gunsten begeben, da er die Verantwortung, welche ein so schweres Amt mit sich brachte und Gottes Gericht scheute. D'Andilly gehörte zu den Genossen seines ausgebreiteten Pfarrsprengels, der ihm aber größtentheils als sentina vitiorum erschien. An Lichtmeß 1643 bestieg er zum letzten Mal die Kanzel, um zu erklären, daß er nunmehr der Buße leben wolle. Er würde sich glücklich schätzen, sagte er, wenn zu einer Zeit, wo das Evangelium anzeigt, daß die Tage der Reinigung Marieens erfüllt seien, die seiner Reinigung anfangen könnten. Er zog sich auf eine Pfarre auf dem Lande zurück, daselbst sich selbst, das heißt der Abtödtung seiner selbst zu leben. Zuerst hatte er den jungen Fontaine mit sich, um ihn zu unterrichten; nachgehends führte er denselben, wie St. Gilles d'Asson, Port-Royal zu. Bald sagte man, man könne nichts so Schönes hören, als die Predigt von dû Hamel und die Katechisation von Feydeau. Um dieser um 4 Uhr beiwohnen zu können, mußte man schon um Mittag die Plätze einnehmen. Beinahe noch berühmter sollen ihre gemeinsamen Conferenzen über die Pflichten des Geistlichen gegen Gott und die Nächsten gewesen sein, welche alle vierzehn Tage gehalten wurden. Ein protestantischer Geistlicher aus England soll namentlich dadurch in den Schoos der katholischen Kirche geführt worden sein. Die Conferenz, welcher er zuerst beiwohnte, handelte davon, kein Geistlicher oder

wer ſonſt ein kirchliches Benficium genieße, dürfe bei Lebzeiten oder nach ſeinem Tode etwas von ſeinem Einkommen ſeiner Familie zukommen laſſen. Der Biſchof Caumartin ſoll desgleichen dadurch erſchüttert worden ſein und 80,000 Livres an die Armen und an die Kirchen vertheilt haben.

Freilich fehlte es auch nicht an Neidern und Gegnern, der zweite Pfarrer von St. Merri, Amiot, hörte dû Hamels Predigten nur wie Phariſäer, ut caperent eum in sermone (damit ſie ihn in ſeiner Rede fingen). Er klagte ſeinen Amtsbruder zweimal bei der Officialität an, daß er die Liebe Gottes zur Bedingung der Sündenvergebung mache und verlange, daß man ſich durch eine kurze Zurückgezogenheit und Sammlung auf den Empfang des Eheſacraments vorbereite. Die janſeniſtiſch geſinnten Frauen ſollen ſich nicht nur aus der Predigt, ſondern auch aus der Meſſe entfernt haben, wenn ein Anderer ſie hielt. Der Kampf zwiſchen dem Erzbiſchof Retz und dem Cardinalminiſter verwickelte auch dû Hamel in die Verbannung (1654). Er hatte ſeine Pfarrgenoſſen zum Dankgebet aufgefordert, als Retz aus ſeiner Haft entwichen war, und übergab den Pfarrern von Paris einen Brief des Erzbiſchofs. Aber im März 1656, bei Gelegenheit der Ausſchließung Arnaulds aus der Sorbonne, mußten auch Feydeau und die frommen Prieſter, welche bisher mit ihm gemeinſchaftlich gelebt hatten, weichen und ihre Heerde verlaſſen. Ein Fräulein de Tournon aus dieſer Pfarrei erzählte des Lions, daß 30 Damen, welche dieſen Geiſtlichen angehangen, mit deren Entfernung auch aus dem Verein zu milden Zwecken ausgetreten ſeien und gegen Amiot laut ihre Verachtung ausſprachen. Sie ſingen in der Kirche mit dem Prieſter. Auch ein königlicher Beamter habe gleich den folgenden Tag nach der Vertreibung der janſeniſtiſchen Prieſter ſeine Wohnung in eine andere Pfarrei verlegt. Amiot erzählte, es haben dieſe Frauen unter ſich verabredet, ſie wollen den Kranken ſagen, ſie ſeien verdammt, um dieſelben zu großen Beiträgen für ſie zu nöthigen. — Derſelbe des Lions erzählt: Monsieur Pelissier m'a parlé d'un conte des dissiplineusses de M. du Hamel dans une chapelle de St. Merry à 4 h. du matin. M. de St. Nicolas m'a dit de n'avoir jamais rien oui de semblable, mais seulement de certaines tendresses et touchements des mains à ses devotes, que néanmoins il y avoit de ces gens-là en ce tems-ci à Paris et qu'on en avoit decouverts, que les filles et les femmes montent en leur chambre et que ces prestres les fouëtent et disciplinent jusqu'au sang, que ces femmes ont advoué, qu'elles prenoient mesme quelque plaisir à cela, que là il se faisoient des attouchemens. Je luy ay demandé si c'estoyent Jansenistes, il m'a dit franchement que non, qu'ils en estoyent un peu soupçonés, qu'il estoit à craindre que quand la ferveur des opinions et l'esprit des poenitences seroient éteints ils ne tombassent dans les extrémités de la chaire. — Dû Hamel durch ein zehnjähriges Exil mürbe gemacht, ſchickte ein weißes Blatt mit ſeiner Unterſchrift ein, damit man darauf ſetzen könnte, was man wollte. Seine früheren Freunde mieden ihn, „denn nachdem er Gott ungetreu geworden, wie konnten ſich Menſchen noch auf ſeine Treue verlaſſen?“ Umſonſt ſuchte er wiederholt Feydeau auf; endlich erwartete er dieſen einmal bis 10 Uhr Abends und erklärte, er werde nicht eher ſich entfernen, bis er ihn geſehen. Feydeau rief, als er ihn ſah, Quomodo cecidisti de coelo, Lucifer, qui mane oriebaris! St. Romain erzählt, daß er in ſeiner früheren Gemeinde weder Vertrauen, noch Achtung gefunden, ſeine früheren Anhänger ſahen ihn als einen Abgefallenen an, während die Andern weder erbaut, noch von ſeiner Sinnesänderung überzeugt ſind. Feydeau lebte in mehreren Verſtecken, von lettres de cachet verfolgt, in ſeiner Verlaſſenheit von Krankheiten und der Asceſe geſchwächt. Der Kirchenfrieden führte ihn auf kurze Zeit auf eine Pfarrſtelle zurück. Sein Biſchof berief ihn unter dem Vorwande, daß er ihn mit Viſitationen beauftra-

gen wolle, davon ab, da er fand, daß er zu strenge Grundsätze aufstelle; aber man fürchtete einen Aufstand seiner Gemeinde. Ein Weingärtner sagte zu dem Abgeordneten des Bischofs: Was unternehmen Sie da? Sie sind wie der Engel, der Loth aus Sodom führte; was können wir anders erwarten, als daß wir zu Grunde gehen und daß die Stadt in Feuer aufgehe? — Dies geschah zu Vitri-le-François. Den anderen Morgen um drei Uhr entfernte sich Feydeau zu Fuß in aller Stille aus seiner Gemeinde. Ein von Clemencet mitgetheiltes papier détaché meldet: Pendant son exil à Bourges, M. Feydeau fit un voyage (en 1680) à St. Maurice de Sens pour voir M. du Hamel qui avait repris cette cure et lui parla encore du blanc-signé qu'il avait envoié pour recouvrer sa liberté et le pressa si vivement, qu'il promit d'examiner tout de nouveau la chose, et de réparer ce qu'il avait fait, si Dieu lui faisait connaître qu'il y fût obligé. Mais M. de la Trape consulté par M. du Hamel ayant signé lui-même, lui leva le scrupule qu'il avait. Après cette réponse il écrivit à M. Feydeau qu'il était dans un plein repos sur cet article et qu'on ne lui ferait pas plaisir de venir chez lui pour lui en parler. Er starb in der Verbannung, in den Bergen des Vivarais. Sein treuer Freund Flambert meldete seinen übrigen Freunden seinen Tod. Wenn er nicht unser Murren gefürchtet hätte, schreibt er, hätte er sich auf den Breterboden gelegt, um so zu sterben.

In seinem Epitaph heißt es unter Anderem von ihm: Augustini discipulus, non segnius tanti viri sanctimoniam aemulatur, quam doctrinam tuetur: Gratiae militat, gratia plenus, divini muneris athleta simul et vas; ad humilitatis officia puer, ad cursum in via salutis gigas, in ferendis ingeniis agnus, in tuenda veritate leo; nusquam exul, factus civis sanctorum et domesticus Dei; ubique exul, nondum assumptus in civitatem sanctam Jerusalem. Omnia ipsi cooperantur in bonum; avulsus a suis arctius Deo conjungitur; ad montes ablegatus propius coelum videt, propiusque Calvariae meminit, dumque unam ecclesiam docere prohibetur, exemplo Christianae tolerantiae cunctas docet.

Feydeaus verdienstlichste Schrift ist der Catéchisme de la Grace (pour le diocèse d'Amiens) 1650. in 12. (welcher sogleich darauf auch unter dem Titel: Eclaircissement sur quelques difficultés touchant la Grace erschien). Es ist eine populäre, zwar strenge, aber doch gewinnende Entwicklung von Jansens Augustin. Die Gnade wird definirt als inspiration de l'amour divin répandu dans nos coeurs par le St. Esprit pour accomplir avec suavité les choses que la loi nous fait connaître. Sie wirkt das Vollbringen und die That selbst, nicht blos das Können. Die weite Kluft, welche zwischen dem Gesetz der Furcht (im alten Testamente) und dem der Liebe befestigt wird, scheint zugleich das jesuitische Gesetz von dem jansenistischen zu scheiden. Die Gnade rettet uns durch den Glauben, es kommt dies aber nicht von uns, sagt der Apostel, sondern ist Gottes Gabe. — Der Katechismus wurde mit einer Gegenschrift des Jesuiten Hermite in Rom censirt. Die Schüler Augustins trösteten sich, daß ja auch in der Christenverfolgung ein Christ und ein Ebionit durch dasselbe Urtheil zum Feuer verdammt worden seien. Der Urheber der Gnade selbst sei zwischen zwei Missethätern gekreuzigt worden. Sehr schlimm wirkte es in Rom, daß der französische Theologe Desmarets, Professor in Gröningen, diesen Katechismus sogleich ins Latein übersetzte, ihn sehr rühmte und durch seine Schüler die Behauptung in Thesen verfechten ließ, die darin enthaltenen Lehren seien ganz den Beschlüssen der dordrechter Synode conform. (Les Jansénistes reconnus Calvinistes par Samuel Desmarets par Jean Brisacier, Jésuite. 1652. — Es ist mir in einer Recension vorgeworfen worden, daß ich Desmarets für einen Katholiken ausgebe. Allerdings den Oratorianer. Es

gab zwei Desmarets und einen Desmars, welcher Letztere auch Oratorianer war. Den Gröninger nennt eine Inschrift ein mare von Gelehrsamkeit.) Jansenisten wagten diese Übereinstimmung im Ganzen anzuerkennen, behaupteten aber, diese Synode habe die Lehre Kalvins aufgegeben, namentlich den Satz, daß Gott abgesehen vom Sündenfall die Einen ebenso wohl zu Sünde und Verdammniß prädestinirt habe, als die Anderen zur Gottseligkeit. Die Lehre der Jesuiten aber komme mit der der Arminianer ganz überein, wie dies schon ihre genaue Verbindung mit Grotius und dessen Achtung für die Kasuisten beurkunde. Feydeau sah sich genöthigt das 1660, während er sich verborgen hielt, verbreitete Gerücht zu widerlegen, er sei nach Maastricht gegangen und zur reformirten Kirche übergetreten.

Beilage IX.

Arnaulds schwankende Ansichten und Wahrheitseifer.

Seit der ersten Verdammung der fünf Sätze durch den Pabst hat Arnauld seine Ansicht darüber wohl nirgends so offen ausgesprochen, als in dem Brief à un duc et pair, welcher ihm die Ausstoßung aus der Sorbonne zuzog. Zwar hatte Arnauld kurz zuvor, in der Streitsache des Herzogs von Liancour mit St. Sülpice, erklärt, er nehme die päbstliche Bulle mit Unterwürfigkeit an, er verdamme die fünf Sätze, in welchem Buche sie sich finden möchten, da er sie aber nicht in Jansens Buche finde, könne er Gewissens halber das Gedächtniß des heiligen Bischofs nicht angreifen. In dem Brief à un duc et pair dagegen behauptet er offen, sie seien nicht in Jansen, ja er unternimmt es ihren katholischen Sinn heraus zu stellen. Er behauptet, man sei nicht zum Glauben verpflichtet, daß die Götzendiener und Gottlosen eine innere Gnade haben, so daß sie die Versuchungen überwinden können, noch zum Glauben, daß die innere Gnade, welche für den Willen nothwendig ist, damit er wollen könne, was Gott von ihm verlangt, ihn bei einer Gelegenheit, wo er sündige, nie verlasse (manquer à). Dieses bewies er mit dem Beispiele Petri. Damit wollte er den ersten der fünf Sätze rechtfertigen, welcher aussagt, die Gebote Gottes seien den Gerechten unmöglich, welche sie erfüllen wollen und sich dazu nach Kräften anstrengen und die Gnade, wodurch sie möglich werden, fehle diesen Gerechten manchmal.

Da die Sorbonne nach vielen Sitzungen den Brief sowohl in der Sache des Factums, als der Glaubensnorm für frech, ärgerlich und den Pabst und die Bischöfe beleidigend erklärt hatte, so traten, wie im ersten Bande erzählt ist, vierzig Doctoren aus, um dieses Verdammungsurtheil Arnaulds und seiner Lehre nicht zu unterschreiben. Die Vertheidiger Jansens erklärten nunmehr, allerdings sei der erste Satz in formellen Ausdrücken in Jansens Augustin; sie entschuldigten ihn aber damit, daß wenn die Gerechten sich nur schwach bemühen und von der wirksamen Gnade verlassen sind, die Gebote für sie unmöglich werden; die vier anderen Sätze seien aber nicht in Jansen, selbst nicht in gleichbedeutenden Ausdrücken (?) und auf jeden Fall könne man ihnen leicht einen katholischen Sinn geben; Arnauld habe damit, daß er gesagt, die Gnade habe Petrum verlassen, nicht die Absicht gehabt, ihm jede innere und actuelle Gnade abzusprechen, und jedes Vermögen, sondern nur das pouvoir prochain die Versuchung zu überwinden, welches nur durch die wirksame Gnade gegeben werde.

Man nehme dazu, daß die Abgesandten der Augustinischen in Rom (1652) ursprünglich den Auftrag hatten, die fünf Sätze als augustinische und

orthodoxe Lehre zu vertheidigen, so wird man in dieser kurzen Zeit Variationen genug in der Ansicht Arnaulds über das droit sowohl, als über das fait finden, Widersprüche, welche Pascal auf den abenteuerlichen Gedanken brachten, alle die gedruckten Erklärungen darüber nach Einem Grundsatz corrigirt herauszugeben. Was besonders dabei in die Wagschale fällt, ist, daß Arnaulds und der Seinigen Ansicht je nach äußeren Ereignissen sich bald so, bald anders gestaltete. Man ist manchmal nahe daran, an der Aufrichtigkeit derselben irre zu werden. Und hören wir dann wieder Arnauld, wie er unter Verfolgungen das Bewußtsein seiner Wahrhaftigkeit ausspricht, so kann man ihn wieder nicht Lügen strafen.

Arnauld schreibt am 1. Juni 1656 an Hilarion Rancati, Cisterzienser, Abt des Heiligen-Kreuz-Klosters von Jerusalem, zu Rom:

Die christliche Freundschaft und die christliche Aufrichtigkeit vertragen sich friedlich zusammen. Die christliche Aufrichtigkeit aber kennt keine feige Verstellung; denn sie weiß, daß die Wahrheit nicht in Ihrer Gewalt steht und daß es nicht erlaubt ist, etwas davon nachzulassen oder zu beugen, um die Gunst der Menschen zu gewinnen. Daher verabscheut sie alle jene Wege des Vergleichs, wodurch diese wenn auch noch so leicht verletzt wird. Wer nur um Zeitliches streitet, mag also die Sachen beizulegen und zu vertragen suchen. Wir aber, die wir gelernt haben, daß sich die Wahrheit von Gott selbst nicht scheiden läßt, wissen, daß nicht die Wahrheit unser Eigenthum ist, sondern wir ihr angehören. Jeder, der den Namen des Priesters und des Theologen nicht umsonst führt, muß bereit sein ihr zu dienen, sie anzubeten und sein Herzblut für sie zu vergießen. Und es ist dies nicht blos in den Hauptstücken des Glaubens festzuhalten, sondern in allen Artikeln, wenn sie auch von geringerer Bedeutung sind. Denn Niemanden ist es erlaubt, gegen sein Gewissen zu handeln, oder für zweifelhaft zu erklären, was er für wahr hält, oder umgekehrt. Denn so sehr und so genau muß man ob der Ehre der Wahrheit halten, welche die Theologen als ihren König verehren.

Bei diesem ganzen Streite aber, in welchem ich so viele Jahre lang den Jesuiten Widerstand leisten mußte — was ich jedoch immer nur that, wenn ich herausgefordert war — und ob ich gleich wegen der Vertheidigung der katholischen Lehre mich in die größten Gefahren stürzen mußte, war ich doch immer so gesinnt, daß ich jede List, jedes Haschen nach menschlicher Gunst um der Wahrheit willen für völlig unwürdig hielt. Denn hätte ich sie, welche sich allein auf weltliche Macht stützen, mit denselben Waffen zurücktreiben wollen, so wären wir nicht so verlassen gewesen, daß sich uns nicht viele Wege geöffnet hätten, ihre Absichten zu brechen, und unsere Sicherheit mit Würde zu behaupten, wenn wir uns nur ein wenig hätten herablassen mögen, uns die Gunst der Menschen zu gewinnen. Aber ferne bleibe von uns der Gedanke, die Lehre der Kirche durch Schmeichelei, Täuschung und Schlauheit zu vertheidigen. Wir sind unnütze Knechte, die Wahrheit hat unsere Dienste nicht nöthig, sondern wir haben sie nöthig. Sie wird nicht von uns vertheidigt, sondern sie vertheidigt uns. Die Wahrheit wird stehen bleiben und durch alle Jahrhunderte hindurch unerschütterlich fortdauern und alle ihre Gegner zerbrechen und zermalmen. Ich besorge nicht, sie möchte irgend einmal abfallen; sondern meine einzige Besorgniß ist, ich möchte selbst den mir auferlegten Pflichten des Doctors und Theologen nicht entsprechen; ich möchte meinen, wenn auch noch so unnützen, Dienst als gemeiner Soldat der Kirche nicht zum Wohlgefallen des Feldherrn thun. Endlich fürchte ich die Stimme der Schrift: Wenn du schweigst, werden die Juden durch eine andere Gelegenheit befreit werden; du aber und das Haus deines Vaters werden zu Grunde gehen.

Dies nehme ich für mich und fürchte den Blitz dieser Worte.

Nicht zu übersehen ist auch, wie fest nun Arnauld nach allen diesen Schwankungen bei seiner Unterscheidung von droit und fait bleibt.

Beilage X.

Hamons Schriften.

Noch zu seinen Lebzeiten erschienen Tractate von ihm mit einigen von Katharina Agnes von St. Paul Arnauld, Äbtissin von Port-Royal. Er war sehr erschrocken darüber, „seine Lappen mit dem Scharlach der Mutter Agnes verbunden zu sehen." Dieses war Recueil de divers traités de piété, zwei Bände, in 12. 1671, von neuem aufgelegt 1672 und 1675, in 8. 1689, ich besitze die in 12.-Ausgabe von 1740. Besonders merkwürdig ist der Tractat von der Verpflichtung zu dulden, um zu vollenden, was Christus angefangen hat. Im zweiten Bande heben wir nur heraus: wie man vom Worte Gottes leben soll, wie man die h. Schrift zu lesen hat. Sodann die dreifache Art der Communion, in der Theilnahme am Kreuz, am Worte Gottes, die dritte die Communion Christi in seinen Gliedern. Auch bei ihm fehlt nicht ein Tractat über die christliche Freundschaft.

Diese beiden Bände werden als Ein Band behandelt, indem die Abhandlungen über das fortwährende Gebet und über die Buße 1689, in 8. als zweiter, das Gemälde der Eigenschaften und Pflichten der Geistlichen als dritter Band gedruckt wurden. Die „femme forte" der Sprüche Salomos ist in den Ideenkreis von Port-Royal aufgenommen. Diese Allegorie ist hier ausgeführt, nebst den Maximes de la pénitence, tirées des sept psaumes. Diese wurden auch 1734 besonders gedruckt, wie auch traité de la prière continuelle 1739 in zwei Bänden 12. besonders gedruckt wurde. Etwas besonderes ist Pratique de la prière continuelle, oder Sentimens d'une ame vraiment touchée, Ein Band in 12. Im Jahre 1684 erschienen zu Lüttich, an Neercassel, Erzbischof von Utrecht, dedicirt: Aegrae animae, dolorem suum lenire cupientis pia in Psalmum 118 soliloquia. Ins Französische wurde es als: Gémissemens d'un coeur Chrétien; exprimés dans le Psaume 118 zuerst (von Pontchateau, oder Le-Roi, oder Fontaine), 1731 von neuem von Goujet, und wieder 1733 übersetzt. Lateinisch erschien das Buch 1732 in Paris in 12. unter dem Titel: Christiani cordis gemitus seu soliloquia, mit einem Anhang von Gebeten. Lottin fügte 1722 in Latein einen zweiten Band non soliloquiis über verschiedene Gegenstände bei. Die Soliloquien werden von Anderen Pontchateau, nur die Übersetzung Hamon zugeschrieben. Die Sache ist um so schwerer zu entscheiden, als Pontchateau die Schriften Hamons zuerst aus dessen Urschrift copirt hat.

Explication du cantique des cantiques. Ouvrage singulier, où l'on trouvera les plus importantes instructions de la religion pour les divers états du Christianisme, par M. Hamon, revue et corrigée par M. Nicole. Paris 1708 in 12. vier Bände. Sie fängt mit dem dritten Kapitel des Hohen-Liedes an, da St. Bernhard nur die zwei ersten erklärte.

De la solitude (im Manuscript hieß es de la solitude des épouses) par Hamon, mit Jesaias 35, 12. als Motto. Die zweite Ausgabe, Amsterdam 1735, in 12. ist in Kapitel eingetheilt, daher übersichtlicher.

Explication de l'oraison dominicale, où l'on fait voir la nécessité d'entrer dans l'esprit de la pauvreté evangélique pour réciter utilement cette prière, par Hamon. 1738. in 12. ohne Druckort.

Traitéz de pieté composéz par M. Hamon pour l'instruction et la consolation des religieuses de Port-Royal, à l'occasion des différentes épreuves auxquelles elles ont été exposées. Amsterd. 1727 in 12. Kürzer unter demselben Titel 1730 in 12. ohne Druckort. Recueil de lettres et opuscules de M. Hamon. Amsterd. 1734. in 12. 2 Bände. Der zweite enthält hauptsächlich eine Erklärung der sieben Seligsprechungen.

Clemencet sagt in seiner handschriftlichen Literatur Gesch. von Port-Royal: Man hat unpassender Weise unter Hamons Namen die instructions chrétiennes et morales sur les sacremens 1733. in 12. gegeben. Es ist nicht sein Styl. — Denselben Zweifel macht er geltend gegen seine Autorschaft der zwei ersten Aufsätze in dem Recueil de divers ouvrages propres à instruire, consoler et afermir dans les tems d'épreuves et de persécution. Angelica macht starken Gebrauch von dem ersten derselben: la consolation véritable des épouses de J. Chr. indem sie ganze Seiten davon in ihre Conferenzen aufnimmt. Clemencet hält für den Verfasser beider Ste. Marthe, und zwar für den des ersten, weil beiden Citate aus Hilarius, Bischof von Poitiers, geläufig sind; für den des zweiten, weil nur ein Beichtvater der Nonnen sprechen konnte wie Seite 139 und 140, und weil Ste. Marthe der einzige unter ihren Beichtvätern war, der sagen konnte, er habe Jansen nicht selbst gelesen.

Nur dem Titel nach sind mir bekannt: Critique du livre de P. Cellot, jésuite, intitulé: Apologia Patris Cellotii, in 12. (oder in 8.) 1648. und Convivium Lemovix, 1648.

Dr. Arnauld tadelt mit Recht, daß man die hinterlassenen Schriften Hamons ganz, nicht blos ausgewählte Stücke daraus gab.

Beilage XI.

Aus Hamons Briefen.

Seine Briefe finden sich im ersten Bande des Recueil de lettres et opuscules de M. Hamon. Amsterdam 1734. 2 Bände in 12.

Einer der naivsten Briefe Hamons (der Lieblingsbrief Ste. Beuves) ist der Nr. 36. „an einen Freund, über den Tod eines Kindes, seines Patchens."

„Man kann manchmal seinen Geist ausruhen lassen, und ich thue es jetzt, indem ich Ihnen über den Tod unseres kleinen Gärtners schreibe, welcher selbst in ein viel besseres Land verpflanzt worden ist. Sie haben ihn über die heiligen Quellen der Taufe gehalten und ihn zu einem kleinen Josef gemacht. Sie konnten für Niemanden besser sich verantwortlich machen und Sie sind eine glückliche Bürgschaft. Er hatte die Unschuld der Kleinen und ein wenig von dem Verdienst der Großen. Man könnte von ihm sagen, daß er gegenwärtig das Reich seines Vaters besitzt, nicht blos als eine Erbschaft, die ihm durch Christum gegeben worden ist, sondern auch als eine Erwerbung, die er ihn hat machen lassen."

Vergangenen Winter hatte er eine der großen Krankheiten, die ein Kind haben kann. Die Unschuld des Alters, welche privilegirt ist, ließ ihn in die Mitte der ihnen bekannten Nonnen kommen, welche ihn sehr pflegten. Da die Gesundheit wieder gekommen war, beschäftigte er sich im Garten. Da er sich in dem Kloster gut befand, sprach man mit ihm über die Clausur. Er hörte so gut auf das, was man ihm darüber sagte, daß wenn die Gartenthür offen stand und man ihn ein wenig vorwärts wollte gehen lassen,

und ihn ein wenig darauf zuführen wollte, er böse wurde und weinend zurückging. Er achtete schon die Nonnen (Hamon sah in denen, welche ihrem Berufe getreu waren, „„Königinnen““ und wollte sich nie vor ihnen bedecken, um es nicht zu vergessen) und gehorchte genau ihren Befehlen. Als einige Tage vor seinem Tode eine Schwester, für welche er eine besondere Zärtlichkeit hatte, im Garten arbeitete, brachte er ihr mit seinen kleinen Händchen große Steine und sagte: wir wollen arbeiten, meine Schwester, um unser armes Leben zu verdienen."

„Das sind, wie Sie wohl sehen, Kleinigkeiten und Kinderspiele. Aber was verlangt Gott Anderes? Dieses Kind wußte nicht, was es sagte, aber Gott wußte es, der es ihn sagen ließ. Ein Vater öffnet wohl die Hand eines Kindes an der Mutter Brust, legt ein kleines Geschenk hinein und schließt sie dann wieder mit Sorgfalt und Vergnügen. Man sagt dann nicht, daß, was er ihm gegeben, ihm nicht zu eigen gehöre; es gehört ihm ohne Zweifel und es hält in seinen kleinen Händen, was man ihm hineingethan hat. So ist es auch mit Ihrem Patchen, von dem ich Ihnen auch noch ein Wort sagen will, welches Sie freuen wird. Sie wissen, daß das mein einziger Zweck bei diesem Briefe an Sie ist. Er sagte ein wenig vor seiner Krankheit, welche nur einen Tag währte: ich will Gott recht bitten, daß ich ein Mädchen werde, um Nonne zu werden. Sie sehen die Unschuld und was gäbe man nicht, um so unschuldig zu sein und einen Tag nachher vor Gott zu erscheinen? Das arme Kind war nicht Mädchen, noch Nonne, aber er ist wie ein Klosterglied in der Mitte einer Schaar von Nonnen gestorben, die ihm beistanden. Er war im Chor ausgesetzt wie eine Nonne, er wurde mit ihnen und von ihnen beerdigt: Der Tod, welcher ohne die Sünde nichts Abschreckendes hat, hatte sein Angesicht nicht verändert; er war ein kleiner Engel, den Engel singend zur Erde bestatteten. Er war mit seiner Unschuld und mit einem Kranz von Blumen dieser Erde gekrönt. Ich sage Ihnen alle diese Einzelnheiten, um Sie zu erheitern. Sie haben sich für Ihren kleinen Josef verantwortlich gemacht; Sie haben versprochen, er werde sich nicht durch die Welt gewinnen lassen und er hat sie überwunden. So ist er nun in Sicherheit, vielleicht betet er für Sie."

An Jemanden, welcher sich wohl aus Empfindlichkeit über Kälte eines Freundes beklagt hatte, schreibt er unter Anderem: „Als ich Ihren Brief las, hatte ich Mitleiden mit mir selbst und fühlte, wenn auch schwach, wie gewöhnlich, daß man, wenn man sich auf seinen Kothhaufen (fumier) stellt, von vielen Versuchungen befreit ist. — Wenn wir mit Gott gut wären, würden wir nicht so leicht glauben, daß wir mit Jemanden übel stehen. Ich wünsche, daß diese Gedanken, welche in mir so schwach sind als ich selbst, durch die Lossagung von mir selbst stark werden, daß mich die Liebe zu meinen Brüdern immer glauben mache, daß sie auch Liebe zu mir haben. Denn ist meine Liebe zu ihnen wahr, so wird sie demüthig sein; folglich wie man mich auch behandeln mag, so werde ich im Frieden bleiben, überzeugt, daß man mir nichts schuldig ist. Die Liebe, die nichts Böses thut, denkt auch nichts Böses."

Seine Betrachtungen werden unwillkürlich zu Bildern:

Der h. Geist malt sich, wie die Sonne, in einer Wolke durch eine lebendige Ausgießung seines Lichtes ab. Wenn dieses unbegreifliche Licht ein reines Auge begegnet, so malt es darin das Bild Gottes, ob er gleich unsichtbar ist. — Wie die durchsichtigen Körper, indem sie die Sonnenstrahlen aufnehmen, leuchtend werden und die benachbarten Körper mit Licht erfüllen, so ist es auch mit den vom h. Geist erleuchteten Seelen."

„Nur der h. Geist kann Gott würdig verherrlichen; es ist der Geist der Wahrheit, welcher die Wahrheiten sich selbst erscheinen läßt. Er ist die einzige Ursache aller unserer Erkenntniß. — Wir verherrlichen den h. Geist

nicht sowohl, indem wir ihn loben, als indem wir unsere Schwachheit bekennen, indem wir anerkennen, daß wir von uns selbst zu seiner Verherrlichung nicht fähig sind, sondern daß er uns in den Stand setzt Gott zu danken, wenn er uns die Kraft dazu giebt. — Wir sagen Gott Dank in dem Verhältniß, in welchem wir von unseren Leidenschaften gereinigt sind. — Es ist überraschend, aber nichts desto weniger wahr, daß der h. Geist der eigenthümliche Ort für die Heiligen ist. (Beweis aus Büchern Mosis und Psalm 7, 3.)"

„Redet wenig mit dem Mund, viel mit dem Herzen, — verbergt euch den Menschen und zeigt euch Gott. — Seht nur aus Nothwendigkeit, hört nur aus Nothwendigkeit, redet nur aus Nothwendigkeit, antwortet nur aus Nothwendigkeit. — Habt immer ein verborgenes Gebet im Grund des Herzens. — Dejecti in terram oculi, in coelum sit erecta mens. — Habt in eurem Herzen den heiligen Gedanken an Gott durch eine beständige reine Erinnerung, wie ein unauslöschbares Siegel. Wie der, welcher einen Schlüssel macht, nur an sein Muster denkt, so denkt der, welcher Gottes Werk weniger vollkommen erfüllt, nicht genug an Gott. Wer nur Gott vor Augen hat, wird nicht thun, was er den Menschen zu Gefallen thäte." —

„Das Mittel, beim Gebet nicht zerstreut zu sein, ist eine feste Überzeugung, daß Gott uns ansieht; denn wer mit einem Fürsten spricht, wagt seine Augen nicht abzuwenden. Wie viel mehr muß derjenige, welcher mit Gott spricht, seinen Geist in einer heiligen Unbeweglichkeit halten! — Es giebt zwei Arten von Gebet, die eine indem man Gott verherrlicht und sich demüthigt, die andere indem man bittet. Fange das Gebet nicht sogleich mit Bitten an, das wäre ein Zeichen, daß du aus Eigennutz betest. Im Anfang des Gebets lasse dich selbst, deine Frau, deine Kinder, die Erde. Bitte Gott nicht um irdische Güter und Gesundheit, bitte ihn nur ums Reich Gottes. Gott ist groß, er wird beleidigt, wenn man nicht etwas Großes von ihm verlangt. Bitte immer so lange, bis deine Bitte erfüllt ist."

Beilage XII.

Biographie von Beaupuis,

nach einer Handschrift von Clemencet, da die von seinem Neffen geschriebene Vie de M. B. mehrere Unrichtigkeiten enthält.

Karl Wallon de Beaupuis, geboren am 29. August 1621 in Beauvais, hatte seine Studien unter Hermant begonnen, unter den Jesuiten in Paris und im Collegium des Grassins fortgesetzt, bis ihn der Ruf der jungen Anton Arnauld in das du Mans zog. Auf die Disputation, welche er am 25. Jul. 1641 zur Vertheidigung seiner These hielt, hat man sich oft berufen, um zu zeigen, daß Anton Arnauld kein so eigensinniger Disputator gewesen, wie ihn die Gegner schildern. Beaupuis verfocht den ontologischen Beweis unter der Ägide seines Lehrers; seine These hieß: l'être (Dasein) est équivoque à l'égard de Dieu et de la créature. Der Oratorianer de la Barde brachte ihn sehr ins Gedränge; Arnauld, statt für die These und seine Ehre eine Ausflucht zu suchen, gestand, die Gegenbeweise des Oratorianers scheinen ihm richtig, er werde daher in Zukunft seiner Ansicht folgen. Es hatte sich indeß noch keine nähere Verbindung zwischen dem Lehrer und dem Schüler angesponnen. Beaupuis fing nicht sobald die Theologie zu studiren an, als er sich in das Collegium von Cluny zurückzog,

weil man daselbst in Gemeinschaft speiste und einer gewissen Lebensordnung unterstellt war. Hier lebten die jansenistischen Studenten, über deren knappe Kleidung man spottete. Während mehrerer Jahre übte Manguelen, Domherr zu Beauvais und Beichtvater der Einsiedler in Port-Royal d. Ch. einen starken Einfluß auf ihn und ermunterte ihn namentlich zum Studium Augustins. In einem seiner Briefe schreibt ihm Manguelen deshalb: Man kann sich des Entzückens nicht enthalten bei dem Gedanken, daß Sie noch als Schüler besser werden, als Ihre Lehrer. Manguelen gab ihm auch die Schrift Arnaulds über das häufige Communiciren zu lesen, welche in ihm ein feuriges Sehnen nach gründlicher Buße erweckte, ihn in die Arme Singlins und am 14. Mai 1644 in die Mitte des Einsiedlervereins nach Port-Royal führte. Seit 1647 theilte er die Schicksale der Schulen von Port-Royal. Als 1653 königliche Commissäre in diesen eine Untersuchung anstellten, glaubte einer derselben in einem der Bücher bei Beaupuis eine wichtige Entdeckung zu machen. Es waren Sentenzen auf jeden Tag des Jahres, aus der Schrift und den Vätern gezogen. Die auf den Tag des St. Franz von Assisi war von St. Cyran, dessen Name daher am Rande bemerkt war und am Schluß hieß es: Betet für seinen Orden. Der Commissär wollte daher sogleich wissen, was dieser Orden von St. Cyran sei. Beaupuis belehrte ihn aber, daß das Gebet ja nur dem Franziscaner-Orden gelte. Wir erfahren auch bei dieser Gelegenheit, daß Nicole, der sich in Chesnay mit der Übersetzung der Provinzialbriefe beschäftigte, mehreren Schülern Themate daraus zu übersetzen gab. Beaupuis gab schon 1648 Maximes tirées des lettres de M. de St. Cyran heraus, welche 1657 in einer dritten Auflage erschienen. Sie waren zunächst für die Zöglinge der Schulen von Port-Royal geschrieben. Es erschienen auch von seiner Hand Extraits des lettres de M. Guillebert, und im Jahr 1699 Nouveaux essais de morale contenant plusieurs traités sur différents sujets. in 12. chez G. Desprez. — Von 1660 an, da die Schulen völlig gesprengt wurden, theilte er einige Zeit die Verborgenheit Arnaulds und seine Arbeiten, unterrichtete dann die Neffen Pascals, die jungen Perrier. Seit 1664 lebte er in seiner Vaterstadt, wo er an Pfingsten des folgenden Jahres seine erste Messe las. Es wird immer bei den Gliedern Port-Royals, „welche sich hatten nöthigen lassen, die schwere Last des Priesterthums auf sich zu nehmen," ausdrücklich gemeldet, wie sie die Stufen dazu durch die Diakonate mit den gesetzlichen Zwischenräumen und mit ascetischen Vorbereitungen durchgemacht; im Gegensatz zu dem Leichtsinn Vieler, welche die Weihen als Mittel zu reichen Pfründen in aller Eile durchmachten. Bischof Bûzanval machte ihn nun zum Superior der Ursulinerinnen seiner Diöcese, namentlich in Pontoise, und übertrug ihm die Leitung seines Seminars. Als nach Bûzanvals Tode Forbin de Janson folgte, glaubte dieser aus Rücksichten der Politik Beaupuis, wie Hermant, seiner Stellen entbinden zu müssen, ließ es jedoch geschehen, daß er die Ursulinerinnen öfters besuchte, zumal mehrere seiner Nichten bei ihnen waren. Von nun an führte er 30 Jahre lang ein Leben, welches ihn bei dem zerstreuten Port-Royal und in den Augen vieler Verborgenen eine hohe Achtung erwarb. Auch in der äußeren Trennung schien das Gefühl der geistigen Nähe die Glieder dieses verfolgten Vereines, dieser gegen ihr eigen Fleisch gerichteten Verschwörung zu glühendem Wetteifer zu entzünden. Jeden Tag stand er um vier Uhr auf, blieb bis Mittag nüchtern und hielt, „nach der alten Disciplin der Kirche," täglich nur Eine Mahlzeit um 6 Uhr. Auch den sonntäglichen Familienmahlzeiten entzog er sich nach einiger Zeit. Er erlaubte sich nicht zu sitzen, als um zu schreiben, und um zu essen. Täglich las er die Messe, ausgenommen an den großen Festen der Mysterien und an einigen Marien- und Heiligentagen. Innerhalb 29 Jahren ging er nur einmal, um Tillemont zu begleiten, auf ein benachbartes Land-

haus. Denn selbst die Spaziergänge im Garten, und Feuer selbst in der strengsten Kälte hatte er sich versagt. Dafür war ihm keine Anstrengung zu groß, er kannte keine Gefahr, wenn Kranke und Sterbende seinen Zuspruch begehrten. Seine einzige Erholung war, daß er jedes Jahr eine Reise nach Port-Royal machte, und daselbst, wenn es irgend möglich war, die Octave des allerheiligsten Sacraments feierte. Er war eben daselbst anwesend, als den Nonnen der Beschluß des Geheimen Raths vom 13. Mai 1669 mitgetheilt wurde, wodurch ihnen ein Theil des Klosterguts abgesprochen wurde. Sie baten ihn eine Dankmesse zu lesen und eine Ermahnungsrede zu halten. Beaupuis legte dabei die Worte zum Grunde: Weine nicht! und sprach von den Thränen, welche dem Christen erlaubt sind. Auch besuchte er einige Male seine Neffen in la Trappe, nicht abgeschreckt durch die schlechte Aufnahme, die er daselbst fand. Er ließ sich auf keine Weise überreden, seines hohen Alters wegen, seine Strenge etwas zu mildern; vielmehr glaubte er nur durch gedoppelte Wachsamkeit den Schwachheiten desselben vorbeugen zu können. Gott prüfte ihn zuletzt nicht blos durch eine schmerzhafte Krankheit, sondern auch durch schwere innere Anfechtungen. Man hörte, wie er zu sich selbst zu seiner Beruhigung die Worte sprach: Es scheint doch, daß mir Gott die Gnade erzeigt, immer und über Alles das höchste Gut zu suchen, welches nur er selbst ist! — Doch nach einigen Tagen sagte er zu Einem der Seinigen: Der Herr hat mich gewürdigt, mir die Wonne des Heils zurückzugeben. Er überläßt uns uns selbst, um uns fühlen zu lassen, daß wir nichts ohne ihn sind. Aber er verläßt uns nicht völlig. Hatte es Anfangs geschienen, als müßte ihn solche Strenge schnell aufreiben, so mochte man am Ende glauben, dieser Jünger sterbe nicht, als hätte, da er sich selbst abgetödtet, der Tod keine Gewalt mehr über ihn. So erreichte er denn auch ein Alter von 87 Jahren und verschied erst am 1. Februar 1709.

Beilage XIII.

Mittheilungen an des Lions über Ursprung und Tendenz des Jansenismus.

Ein Franziscaner sagte zu des Lions, die Absicht der in das Geheimniß der jansenistischen Kabale Eingeweihten sei die Gnade Christi umzustürzen, indem sie leugnen, daß sie allgemein und genügend sei; sie wollen desgleichen die Messe vernichten, indem sie die vielen Messen tadeln und behaupten, es sei eine weitere Todsünde, wenn man in einer Todsünde die Messe höre; endlich wollen sie das Sacrament der Beichte abschaffen durch die Nothwendigkeit der inneren, herzlichen Reue; denn wenn man diese angeblich nöthige Reue habe, brauche man ja nicht zu beichten. Desgleichen wolle man das Abendmahl abschaffen, indem man die Leute lange davon ausschließe und es an Bedingungen knüpfe, die man nicht erfüllen könne. — War ein Beichtvater strenge, so schrie man gleich, er sei Jansenist und zwang ihn so zur Nachgiebigkeit. Ein Bedienter verwies es einem Bauern, der dreimal eine Gotteslästerung ausgestoßen hatte, worüber dieser ihn denn ohne Weiteres als Jansenisten verschrie. Die Parlamentsräthe in Rouen hielten ihren modischen Frauen die Einfachheit der Herzogin von Longueville als Muster vor; wollt ihr uns auch zu Jansenistinnen machen? erwiderten diese. Ein Pächter bei Caen sagte zu einem Benedictiner-Prior, ein gewisser Geistlicher sei ein großer Jansenist, er habe seinen Kindern verboten, sich mit ihm einzu-

lassen. Als der Prior fragte, an was er denn sehe, daß dieser Geistliche Jansenist sei, erwiderte der Pächter, er habe denselben schon oft umsonst aufgefordert, mit ihm etwas zu essen oder zu trinken, auch gehe er nie ohne sein Brevier aus. Um 1661 werden Jansenisten schon von Leuten aus dem Volke in den Straßen von Paris als solche bezeichnet; Tagelöhner und Handwerksleute riefen: voilà ces Jansénistes bien attrappés. Bald darauf berichtete ein Baccalaur der Sorbonne mit Seufzen des Lions, wie Frömmigkeit und Zucht, das heißt die jansenistische Verbrüderung, in dieser Corporation erlösche und unter dem Namen petits collets von Abbes und Geistlichen verspottet werde. Als ein des Jansenismus nur verdächtiger Priester die Kanzel bestieg, sagten Manche: Laßt uns hören, was der Teufel predigt!

Geschichten von Besessenen wurden von beiden Theilen zu ihrer Rechtfertigung angeführt, wie Orakelsprüche. Eine Nonne sandte (im Jahr 1660) an des Lions, welcher sich immer noch möglichst zwischen den beiden Theilen hielt, die Copie eines Briefs, welcher also lautet: „Ich war hier (in Evreux, wie es scheint) als Missionar, als ich einer in der Welt lebenden Jungfrau begegnete, welche bei ihrer Beichte in einem schrecklichen und befremdenden Stande der Versuchung gegen Christum erfunden wurde, daß sie sehr zu bemitleiden war. Der böse Geist (esprit malin) hatte ihr ein so entsetzliches Grauen vor unserem Herrn eingeflößt, daß es dem Zustand der Verdammten nahe kam. Die Ursache dieses Grauens war, wie sie sagte, daß er, da Gott uns seine Gnade geben konnte, um uns zum Gutesthun zu helfen und uns selig zu machen, es doch nicht thue, sondern zulasse, daß wir ins Verderben stürzen. Sie hatte auch noch andere ähnliche Maximen, und zwar mit so großer Bosheit, daß diese gute Seele in Verzweiflung war. Sie war allerdings sehr offenherzig ihre Gedanken aufzudecken, aber zugleich auch sehr fest und wollte nicht davon ablassen (demordre). Die Gegenstände ihrer Versuchung führten auf den Gedanken, sie sei mit einem Jansenisten in Verkehr gestanden, oder habe wenigstens ihre Bücher gelesen; allein da sie darüber verhört wurde, erwiderte sie, daß sie nie dergleichen gehört, noch gesehen habe, daß sie nicht einmal den Namen Jansenisten kenne, sie wisse nicht, was das sei. Nach vielen Erörterungen überzeugte sich der Beichtvater endlich, es sei dies eine gute gelehrige, lenksame Seele, welche nicht sowohl vom Bösen gewonnen, als davon versucht sei."

„Der Beichtvater verordnete ihr einige Andachtsübungen und Communionen; ob sie gleich Mühe hat, thut sie sich doch Gewalt an, um zu gehorchen; sie fleht Gott um sein Licht an, die Wahrheit zu erkennen, und Gott in seiner Güte schenkt es ihr in reichem Maaße, er befreit sie nicht blos von dieser Versuchung, sondern wollte ihr im Übermaaß seiner Gnaden auch deren Quelle offenbaren, daß nämlich der Urheber dieser neuen Ketzerei ein abgefallener Seraphim sei, welcher in seiner Wuth gegen unsern Herrn und seine Mysterien alle diese Meinungen des Jansenismus erfunden hat; diese Ketzerei sei die für Christum beleidigendste, welche die Seelen am meisten von ihm trenne und ihnen die größte Gefahr bringe. Viele abgefallene Seraphime dienen dazu, sie anzufachen, die Menschen, welche von diesen Grundsätzen erfüllt sind, werden von rebellischen, bösen Geistern gelenkt, welche ohne Rast und Ruhe die Seelen zu gewinnen, oder Diejenigen zu peinigen suchen, welche ihnen widerstehen. — Die gute Seele aber ist seitdem frei geblieben, gestärkt durch Christi Gnade und Erleuchtung und in großer Frömmigkeit." — (Auch andere unnatürliche Erscheinungen wurden auf die Einwirkung böser Geister zurückgeführt. Des Lions notirt Dergleichen genau. So gingen Gerüchte von schändlichen, ekelhaften Zusammenkünften von Geistlichen und Mönchen mit Mädchen und Weibern in Kirchen und Privathäusern. Ärzte erklärten, die angezeigten, schändlichen Mittel können die Wir-

kung, die Geschlechter zu reizen, natürlicher Weise nicht haben; daher müsse dabei noch eine satanische Zauberei sein.)

Das Grauen vor dem mysterium tremendum des Abendmahls ist indeß etwas ganz Katholisches, und war eben so wenig der Kirche bei Entziehung des Laienkelchs, als Arnauld bei seiner Schrift gegen das häufige Communiciren, fremd. Die katholische Kirche Frankreichs constituirte sich seit dem Anfang dieses Jahrhunderts auf die Transsubstantiation und die Anbetung des Sacraments, im Gegensatz zur reformirten Gemeinde. Solche Übertreibungen konnten nicht ausbleiben; Adry erzählt in der handschriftlichen Geschichte des Oratoriums von einem Menschen, welcher den Priester, der bei der Messe sich communicirte, anfiel und mit Gewalt abhalten wollte, den Leib seines Heilands aufzuspeisen. Man sagte, dieser Mensch sei verrückt; allein selbst der Wahnsinn trägt das Gepräge seiner Zeit. Auch der chapelet du St. Sacrement und der übergeistige Quietismus haben eine Beziehung darauf.

Die gute Nonne, durch welche des Lions obige Copie mitgetheilt wird, setzt nun aus eigenem Antrieb oder unter fremdem Einfluß hinzu: „Es kam mich sauer an, Ihnen das Ende der Geschichte mitzutheilen. Als ich aber am zehnten Tage unseres großen Festes, während das Allerheiligste ausgestellt war, Ihrer im Gebet gedachte, kam mir der Gedanke, daß wenn ich, oder wenn Sie stürben, so würde ich es sehr bereuen, nicht diesen letzten Versuch gewagt zu haben, welchem Gott vielleicht mehr Wirkung geben dürfte, als den stärksten Gründen der Lehre. Denn wenn Sie wüßten, mein theuerster Bruder, wie brünstig ich verlange, daß Sie ganz mit den Herzen Jesu vereinigt würden, so wären Sie davon gerührt. Niemand auf der Welt wünscht Ihnen so viel Gutes. Gar manche wackere Doctoren verlangen sehr nach Ihnen, und es thut ihnen sehr wehe zu sehen, daß man Sie in der Corporation der Sorbonne für einen Jansenisten hält. Zögern Sie daher nicht mehr, mein theuerster Bruder, es wird Sie das nicht vom rechten Wege abführen; schicken Sie nur ein „Ja" und unsere ehrwürdige Mutter wird Alles in Ehren abmachen. Sein Sie überzeugt, daß Sie damit ein Gott sehr angenehmes Werk thun werden, ich versichere Sie."

Des Lions schickte darauf seine Bedenken wegen der von ihm verlangten Unterschrift der Verdammung Arnaulds und bat die Nonnen, namentlich eine für besonders heilig angesehene, welcher man Offenbarungen zuschrieb, sie möchten beten, daß ihnen ein Orakel werde, wie er dabei Gott wohlgefällig zu handeln habe. — Um dieselbe Zeit machte ihm Doctor Grandin den Vorschlag, ohne daß man es wisse und ohne alles Aufsehen seine Namensunterschrift unter die Censur zu setzen.

Beilage XIV.

L'estrille du Pegase Janséniste, aux rimailleurs de Port-Royal.

Motto: Responde stulto juxta stultitiam suam, ne sibi sapiens videntur. Proverb. 26.

Vous, singes de Bèze et de Marot,
Vous qui prétendez que l'on croye
Que tous vos vers sont vers à soye. —

Il fut une mule galeuse
Et jusqu'aux moëles farcineuse,
Qui sous le climat Hollandois

Fut longtems à fournir de bois
La noire et fumeuse chaudière
D'un gueux maitre brasseur de biere.
Dans Bayonne on la vit depuis
Aux gages d'un cureur de puys,
Tantost lui servire de monture,
Tantost servir à la voiture,
De tout ce que le Gadovar
Traisne sur un infame char.
De Bayonne en France venuë
Et fort longtems entretenuë
A tourner la meule au moulin,
Elle n'eut pas meilleur destin.
(Auf St. Cyrans und Janſens Aufenthalt in Bayonne.)

Enfin sourde, aveugle, égarée,
Et de quatre pieds déferrée,
Elle vint mourir, ce dit-on,
Sur le chemin de Charenton (reformirte Kirche).
De là desjà demi pourrie,
Trainée à peine à la voirie,
L'air et la terre elle infecta
Et l'eau du fleuve elle gasta.

Sa puanteur au loin portée
Et de toutes parts detestée,
Fit des foux et des furieux,
Troubla les jeunes et les vieux
Des femmes qui s'en approchèrent,
D'un soudain transport étouffèrent;
Et l'une d'elles s'étrangla,
Du licou (Halfter) qui se trouva-là.

Le Port-Royal s'est donc basti
Aux despens communs du party?
Cent bources ont ésté coupées;
Cent duppes ont ésté pipées;
On a fraudé cent testamens;
On a fait cent nobles quemans.
La pauvre dame de Valise (devalisé geplündert)
A livré jusqu'à sa chemise.
La marquise de Crevecoeur
A donné tout, fors son honneur;
Du Hamel a de ses oüailles
Sucé les os et les entrailles.
L'evangeliste Sainct Guelin
Plus fin joüeur que Trivelin
Sous prétexte de fausses debtes
A volé cent riches cassetes,
A crocheté cent coffres forts,
A noircy les nom de cent morts
Et sous la trompeuse apparance
D'une nouvelle pénitence,
S'est emparé du revenu
De cent orfelins mis à nu.

Par cent pareilles fourberies,
Soit en or, soit en pierreries,
Soit en linges, soit en buffets,
Soit en papies, soit en effets,
On a fait un fonds qui s'egale
Au fonds de l'espargne royale,
Pour nourrir de sales oyseaux,
Qui tirent les morts des tombeaux;
Pour foncer aux frais de la sape
Contre le roy, contre le pape,
Pour élever sur leur debris
Une Geneve dans Paris;
Pour fomenter de pleins seaux d'huile
Le feu de la guerre civile;
Pour fournir cire, mesche et bois
Et faire avec les Anglais
Mille torches pour l'incendie,
Qu'on prépare à la Normandie.

Mais nous verrons une autre fois
De quels arbres se font vos croix,
De quels cordons vos disciplines,
Et de quels buissons vos épines.
Nous verrons ces mortifiés
Vestus de haires jusqu'aux pieds,
Ces jeusneurs en trongne si rares,
Lalane, Saint-Amour, des Mares.
Nous sçaurons quel fut le régal
Dont le consistoire frugal
De leurs confrères les Suisses
A reconnu leurs bons offices;
Et combien il s'y but de vin
A la memoire de Calvin;
Combien de fois toute la troupe
Noyant Innocent dans la coupe,
Fit de sa constitution
Une coëffure de flaccon;
Combien de fois avec la nappe
Elle berna Rome et le Pape.
Nous verrons de plus au journal
Des despenses de Port-Royal
A combien après mille risques
Soit en chapons gras, soit en bisques,
Revient au commun tous les ans
La vertu de ses penitens.

Beilage XV.

Heilſamer Mangel menſchlicher Tröſter.

Barcos, Abt von St. Cyran, tröſtet 1661 die Schweſtern in der lettre à l'abbesse et religieuses de Port-Royal pour les consoler (in

Quart. bibliothèque du roi D. 938. pièce) über den Mangel menschlichen Trostes, indem er sie erinnert, daß so viele Andere mit ihnen für die Wahrheit leiden. Diese Leiden flößen Denen, so Gott angehören, hohe Wonne ein durch die Bekräftigung einer Wahrheit, welche ihnen theurer ist, als ihr Leben. Nun gilt es zu zeigen, daß man auch von den guten, selbst von den vorzüglichsten und heiligsten Dingen ledig ist, daß man sie Gott, der sie uns gegeben hat, wieder zurückgeben kann, wenn es ihm gefällt, sie uns zu nehmen und uns zu verpflichten, ihm uns selbst als Opfer darzubringen. Es kann dieses aber nicht vollständig, es kann nicht vollkommen sein, wenn wir nicht alle Tröstungen darunter befassen, alle Beistände, alle Personen, überhaupt alle Segnungen und Gnaden, welche wir von seiner Barmherzigkeit empfangen haben, auch die Gebete, deren wir unwürdig wären, und welcher beraubt zu werden wir verdienten, wenn wir sie uns aneignen und uns darüber beklagen wollten, daß er darüber nach seinem Wohlgefallen verfügt hat; als hätten wir sie zu unserem Nutzen und nicht für ihn allein besessen. Dieses vollständige Opfer (holocauste) allein kann vor seiner Herrlichkeit den angenehmen Geruch geben, da es aus so seltenen und so göttlichen Dingen besteht, und es ist im Stande auf uns einen Überfluß und eine unvergleichliche Ergießung seines Geistes zu bringen, um alle Flecken unserer Sünden auszutilgen und uns mit seinen Gaben und seinen Reichthümern zu erfüllen. Darum sagt auch St. Jakobus, wir sollen uns der Leiden freuen, welche Gott uns auferlegt, indem sie uns durch Beraubung selbst der heiligen Dinge zur Vollkommenheit führen. Sie befreien uns von den Fehlern, womit wir sie besitzen, und lehren uns, dieselben in Heiligkeit und Vollkommenheit besitzen, wie sie es verdienen. — So dürfet Ihr nicht glauben, als hättet Ihr etwas verloren, sondern Ihr werdet vielmehr gewinnen bei diesem glücklichen Verluste und vor Gott viel besser genießen, was Euch vor den Menschen geraubt ist.

Auf dieselbe Weise tröstet Agnes auch Sevigne, welcher durch Krankheit von dem kirchlichen gemeinsamen Gebet abgehalten wird; sein Gebet werde durch diese Enthaltung nur geheiligter.

An das Vorhergehende schließt sich dem Inhalt und der Zeit nach an:

Lettre d'un solitaire A..... sur le sujet de la persecution des religieuses de Port Royal du unziesme May 1661. (Paris, bibliothèque du roi. D. 937. pièce. Ein einzelnes Blatt.)

Gott wird eure christliche Liebe segnen, kraft welcher ihr wollt, daß man vielmehr fremde, als eure eigenen Übel ins Auge fasse. Es ist dies aber ein großes Erbarmen, wenn die Betrachtung der Übel unseres Nächsten uns so sehr beschäftigt, daß sie uns vom Gedanken an die unsrigen abwendet. Namentlich muß man allerdings mit den Verfolgern mehr Erbarmen haben, als mit den Verfolgten, denn nach Augustins Lehre sind solche Gewaltthätigkeiten durch den Gebrauch, den Gott davon macht, ein Werkzeug seiner Gerechtigkeit über die Einen, ein Werkzeug seines Erbarmens über die Anderen. Die unschuldig Verfolgten sind eben so wenig zu beklagen, als die so in Glück und Ehre leben, denn es wird ihnen ja das rechte Glück und sie kämpfen für die höchste Ehre; wir haben nur Gott Dank dafür zu sagen. Siehe, wie man Trost zieht aus dem Grund der Wüste und wie man die Dinge ansieht, wenn man von der Welt zurückgezogen lebt. Wäre Christus nicht immer mit ihnen, ließe er sie nicht also dulden. Bisher hatten diese Bräute Christi nur an der Unschuld ihres göttlichen Gemahls Theil genommen, noch nicht an seinen Leiden; sie waren seine Lämmer, noch nicht Opferschaafe; jetzt wird aber das Wort an ihnen erfüllt: sie folgen dem Lamm, wo es hingeht. Es ist dies die herrlichste Krönung ihrer Unschuld und Treue, die Verfolgung gehört zu der hundertfältigen Vergeltung, welche Christus denen verheißt, welche Alles für ihn verlassen, denn sie schließt die

köstlichsten Schätze in sich. Wohl hat sich die Verfolgung wider sie erhoben, wie ein jählings vom Sturm aufgeregtes Meer, sie haben aber reichen Segen davon, wie die Leute, welche am Strande die Trümmer und Schätze eines gestrandeten Schiffes sammeln.

So wollen wir denn unsere Seele erheben mit diesen treuen Bräuten Christi, die Sachen nicht nach der Weise der Welt ansehen, und kühn sprechen: sie sind in einem Stande des Überflusses, des Glücks und der Gunst, daß sie nicht sowohl Geduld, als Mäßigung nöthig haben. Man muß vielmehr mit ihnen eingehen in die Freude im Herrn, als sie trösten, vielmehr für Gottes Güte danken, als über die Leitung der Menschen sich beklagen.

Beilage XVI.

Malices spirituelles der Nonnen.

Hatten die Gottgeweihten vielleicht auch nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, so blieb doch ein noch gefährlicherer Feind übrig, die malices spirituelles. Das Gelübde des unbedingten Gehorsams, klagen Einige, reize sie öfters, Alles übel zu finden, was die Oberen befehlen, von Allem den Grund, die Absicht wissen zu wollen, zu was es dienen solle. — Der unbedingte Gehorsam aber beabsichtigt eben dieses Raisonnement zu brechen, welches in der Welt im Schwange geht; es würde die unbedingte Übergabe in Gottes Willen unmöglich machen. Eine Nonne bekennt, daß sie sich sogar versucht fühle zu beten, um den guten Regungen zu widerstehen, welche sie antreiben ihre Pflicht zu thun, weil sie glaube, man wolle sie dazu zwingen. Damit betrügst Du Dich selbst, antwortet ihr Agnes, denn man denkt nicht daran, Dich mit Gewalt zu unterwerfen, und wenn Du Dich der Gnade weigerst, so hast Du es mit ihr zu thun, und welche Gnade kannst Du noch erwarten, indem Du Dich gegen eben diese Gnade verfehlst und sie in Ungerechtigkeit gefangen hältst. — Es scheint, daß es dieselbe Nonne ist, welche bekennt, sie glaube sich öfters zu etwas Gutem nicht verpflichtet, weil man es ihr nicht gebiete.

In der Stille, welche in den Räumen des Klosters herrschte, in den langen Nachtwachen ließ sich oft das Geflüster von allerlei verführenden Gedanken vernehmen. Man warnt, da es einmal nicht in unserer Gewalt stehe, dieser Versuchung zuvorzukommen, daß man sich diesen Gedanken nicht hingebe (s'amuser); ich würde ihnen nur sagen, schreibt Agnes, discedite a me maligni et scrutabor mandata Dei. Man sollte außer der Beichte dafür nicht blos stumm, sondern auch taub sein. — Freilich entschuldigten sich die Angefochtenen öfters bei den berufenen Ärzten und Helferinnen damit, daß es ihnen unmöglich sei, für diese dämmernden Regungen Worte zu finden und sie auszudrücken. Agnes sagt einer solchen: „ich verlange nur das (zu wissen), was Dir von Deinem Inneren bekannt ist, nicht was undurchdringlich ist und worein Du nicht dürftest eindringen wollen, auch wenn es nicht undurchdringlich wäre. Das Innere hat aber auch sein Äußeres, was man unterscheidet, weil darin nur Freiwilliges geschieht, das heißt, worin man handeln kann, wie man mit den Gliedern des Leibes thut; ich will damit sagen, daß man eben sowohl die Bewegungen der Leidenschaften und der Gewalten der Seele bemerkt, wie das Regen des Fußes oder der Hand. Nicht die Unwissenheit ist Dein Übel, sondern vielmehr daß Du zu sehr prüfst und untersuchst, was Du ohne die göttliche Gnade heilen könnest." —

Da dieselbe Schwester das Verfahren des Beichtvaters selbst richtete, und glaubte, er verfahre par invention, erwidert ihr Agnes: „es ist gewiß, daß Du Dich nie ergeben (übergeben) wirst, so lang Du Deine Vernunft hörst; alles Gute, was Du thust, liegt in der Suspension, worin die Gnade dieselbe hält.“ Die Dialektik des inneren Versuchers lähmte den Willen und seinen Kampf wider diese Einflüsterungen durch den Gedanken, die mit diesem Zustande verbundenen Schmerzen dienen ja unserer Demüthigung und Buße gleichsam zum Stoffe. Dies geschieht aber nicht, erwidert Agnes, so lange sie in unserem Geiste gut aufgenommen (bien-venus) werden und man für ihre schönen Subtilitäten Gefälligkeit hat.

Manche Schwester wurde von dem Gedanken verfolgt, ihre Oberin oder eine Schwester halte sie für böse, und nicht selten sprach eine angefochtene Seele, ihre Nächste könne Recht haben, sie als von Gottes Gnade leer anzusehen Darauf Agnes: Es giebt keine so schwache Seele, welche nicht, wenn sie nur Gott fürchtet, manchmal Wirkungen seiner Gnade empfinge, welche sie beiweitem übertreffen; daher lobt man Gott, wenn man es bemerkt, weit entfernt darüber zu spotten mit einer falschen Demuth, die dem Geiste Gottes die guten Regungen nicht zuschreiben will, welche sie in sich erfährt.

Das gesunde Maaß des Guten und Bösen, das Bewußtsein davon liegt nur in der freien, lebendigen Thätigkeit; die bloße Reflexion, das Lauschen auf die blos innerlichen Gedanken und Gefühle, welchen der fruchttreibende Keim genommen ist und die Möglichkeit frisch an Licht, Sonne und Luft herauszubrechen, führt bei Vielen nothwendig zu jener höchsten Weisheit, oder doch Gleichgültigkeit, vor welcher der Unterschied des Guten und Bösen schwindet. Agnes warnt: Das heißt sich aus den guten Gedanken zu wenig machen, wenn Du nur sagst, Du liebst sie mehr als die bösen. Man muß sie mit Danksagung annehmen als treffliche Gaben, welche von Gott kommen, ohne welchen wir nicht einmal im Stande, sind auch nur einen guten Gedanken zu haben.

Beilage XVII.

Unterhandlungen von des Lions, um Wiedereinsetzung der augustinischen Doctoren in die Sorbonne. 1663.

Es liegen in den gedruckten Quellen, besonders in den Briefen Arnaulds, reichliche Nachrichten darüber vor. Wir theilen nur das mit, was wir in dem Tagebuche von des Lions selbst Merkwürdigeres darüber gefunden haben. Seite 350 desselben beginnt der Bericht darüber.

Des Lions war seit 20 Jahren der Ansicht, die beiden Parteien weichen nicht in Dingen, welche für den Glauben wesentlich sind, sondern nur in Formalitäten und in der Ausdrucksweise von einander ab. Da auch die übrigen Verhältnisse durch den Bruch mit Rom sich günstig anließen, suchte er im Sommer 1663 eine Vermittlung herbeizuführen. Dabei setzte er seine Hoffnung besonders auf die Bereitwilligkeit Gradins, dessen Ansicht darauf hinauskam, der ganze Streit beruhe auf dem Misverständniß einiger Worte Augustins, als von necesse, posse, indeclinabiliter. Der Schlüssel zu dieser neuen Lehre sei der Unterschied der beiden Stände des Menschen (vor und nach dem Fall). Allerdings sei die gratia victrix für den zweiten Stand nöthig, aber nicht für alle Menschen. Dieselbe Gnade könne für den

einen Menschen hinreichend sein, für den andern nicht. (Wie es scheint, unterschied er von Natur gutgeartete und bösartige Menschen, so daß am Ende nur diese einen Erlöser gebraucht hätten.) Indeß wurde Gradin durch die sechs Sätze, worin die Sorbonne den Gallicanismus proclamiren mußte, der Versöhnung eher weniger geneigt; er habe in jenem Acte dem König zu Gefallen gehandelt, sagte er, nun wolle er in dieser die Interessen des Pabstes wahren. Dazu kam seine Überzeugung, daß Arnauld lieber sterben, als die Verdammung Jansens unterzeichnen werde. Des Lions dachte daher auch auf Mittel, die übrigen Augustinianer ohne Arnauld wieder in die Sorbonne aufzunehmen. Die jansenistischen Ex-Doctoren der Sorbonne unterzeichneten eine neue Procuration, als Basis der Unterhandlungen. Umsonst suchte d'Andilly seinen Bruder Anton durch den Bischof von Angers zu bearbeiten, er solle sich der Sache und seinen Freunden zu Liebe, in allen Sachen, welche die persönliche Demüthigung betreffen, so nachgiebig als möglich bezeugen. Allein er war kaum zu halten, daß er nicht öffentlich sich über diese Plane aussprach, da er überzeugt war, mit allen diesen Künsteleien werde am Ende die Wahrheit verrathen werden. Des Lions aber wollte keine öffentlichen Conferenzen, dergleichen den vorhergehenden Winter gehalten worden waren, sondern une entremise sourde et secrète, des tentatives sans bruit, des conférences cachées namentlich mit Gradin, der auch das tiefste Geheimniß wünschte. Dieses geschah besonders mit Rücksicht auf die Jesuiten, welche gewiß einen Rücktritt der augustinischen Partei in die ihnen ohnedies nicht unterthänige Sorbonne auf jede Weise hintertrieben hätten. Daher lehnte auch der Bischof von Comenges alle thätige Theilnahme an dieser Unterhandlung ab, da sonst die Jesuiten, wenn sie diese andere Unterhandlung erführen, alles Zutrauen zu ihm verloren hätten und seine Unterhandlung mit ihnen scheitern mußte. So waren denn gleichzeitig zwei vermittelnde Intriguen im Gange, jede unabhängig von der andern, jede durch die andere gefährdet. Zeugniß genug, was für eine Versöhnung gesucht wurde!

Des Lions suchte daher einen Vermittler in der Person des Bischofs Lúçon. Er glaubte, dieser werde sich um so mehr dazu bereitwillig bezeigen, da derselbe mit Betrübniß gesehen habe, wie der Sorbonne ihre eigene alte Lehre unbekannt, ja wie sie bei ihr verachtet sei; wenn aber die augustinischen Doctoren wieder darein aufgenommen würden, so werden sie schon dafür sorgen, daß sie nicht mehr darin verlösche. — Der Bischof von Lúçon ging indeß mit der größten Vorsicht zu Werke (je suis, sagte er, surtout cela que je dois être). Er wollte zuvor einen ausdrücklichen Befehl des Königs, selbst auf Gefahr des Geheimnisses hin, ließ sich jedoch endlich durch die mündliche Beistimmung des Königs zur Theilnahme dazu bestimmen. Des Lions charakterisirt dabei Bossuet als einen Mann von froideur raisonnable ou naturelle.

Überdies bot sich als Vermittler der Jesuite Coquelin, Beichtvater des Staatskanzlers Le-Tellier an. Er versprach die Sache vor seinem Orden ganz geheim zu halten und durch den Kanzler auf den König zu wirken. Des Lions faßte den kecken Entschluß, die Feinde des Jansenismus selbst in seine Plane hineinzuziehen; ja er scheint dies zum Theil dem Bischof von Lúçon verborgen zu haben, welcher seinerseits den Erzbischof von Paris ins Vertrauen zog. Dieser wich ihm jedoch unverkennbar aus. Der Bischof traute Seguier in dieser Sache gerade darum nicht, weil er die Sorbonne zu der Erklärung der sechs Sätze gegen den Pabst vermocht hatte. Daher werde er bei diesem sich durch Verrathen oder Verwirrung dieser Unterhandlungen mit der Sorbonne wieder ein Verdienst zu machen suchen.

Auch die Herzogin von Liancourt, nicht aber der Herzog, war mit im Geheimniß, sie suchte Theologen, besonders Bourzeis, zu gewinnen. Es war

verabredet, daß man in einer Sorbonne-Sitzung Vorschläge machen solle, sobald man sich eines Theils ihrer Mitglieder versichert hätte.

Allein das Breve vom Juli sprengte auch diese Sache.

Alsbald wurden auch die von Barcos gestifteten Mädchenschulen und das theologische Seminar an der Universität Bordeaux durch Lettre de Cachet aufgehoben. Ursache von diesem war, daß darin nach der Moral-Theologie gelehrt wurde, die der Bischof von Alet abgefaßt und wovon mehrere Bischöfe sich Abschriften hatten machen lassen.

Während obiger Unterhandlungen erfuhr des Lions, es habe sich früher die Meinung festgesetzt gehabt, wenn man Arnauld nicht bald aus der Sorbonne verdränge, werde seine Partei darin Meister werden. Darum sei er bei der ersten Gelegenheit hinausgestoßen worden. Man sprengte aus, St. Cyran habe gesagt, Calvin sei ein rechter Thor gewesen, daß er aus der Kirche ausgetreten sei.

Beilage XVIII.

Die erzbischöfliche Ordonnanz mit der foi humaine.

Die Ordonnance de Monseigneur l'archevesque de Paris pour la signature du formulaire de foy, dressée en execution des constitutions de nos S. S. P. P. les Papes Innocent X et Alexandre VII ist datirt vom 7. Jun. 1664. Sie wird eröffnet durch den Grundsatz: Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß jeder Katholike verpflichtet ist, in Sachen der Religion sein eigenes Urtheil dem seines Oberen und rechtmäßigen Hirten zu unterstellen, — und man kann diese Unterwerfung nicht besser empfehlen, als indem man mit St. Vincent von Lerinum spricht, durch die Übung und durch die Geringschätzung dieser Tugend geschehe es manchmal, daß die Meister desselben Irrthums gerettet werden, während sich die Schüler ins Verderben stürzen. Dies möchte wohl auch geschehen mit den fünf Sätzen, die aus dem Augustinus von Jansen gezogen sind, da er sich durchaus in Allem dem Ausspruch des römischen Stuhls unterwirft, während seine Schüler sonder Zweifel in der offenbaren Gefahr wären, sich ins Verderben zu stürzen, wenn sie in der Behauptung einer Lehre beharrten, welche er selbst durch diese seine so demüthige und christliche Verfassung verdammt hat. Denn es muß jedem Menschen, der sich nicht selbst betrügen will, einleuchtend sein, daß Jansenius, indem er sein Werk dem Urtheil des heiligen Stuhls unterwarf, ihm Dasjenige unterwarf, was von ihm war, folglich sowohl das, was die Thatsache, als was die Lehrnorm betrifft, oder seine Unterwerfung wäre lächerlich, extravagant und eine Beschimpfung des heiligen Stuhls gewesen. Daher ist die Weisheit und väterliche Liebe der Päbste Innocens X und Alexanders VII nicht genug zu loben, welche, um Denjenigen, welche künftig die fünf Sätze noch aufrecht halten wollten, allen Vorwand zu nehmen, dieselben ausdrücklich auch im Sinne Jansens verdammen. In derselben Absicht und im Gehorsam dagegen verlangten die Bischöfe Frankreichs die Unterschrift des Formulars, so daß man durch die Leistung derselben sich leicht überzeugen konnte, wer sich der Constitution in Lauterkeit unterworfen habe. Man kann aber, wenn man sich nicht der Bosheit oder Unwissenheit schuldig machen will, auf keine Weise weder aus der Constitution, noch aus dem Formular Veranlassung nehmen zu sagen, daß sie für die Thatsache die Unterwerfung des göttlichen Glaubens gefordert hätten, wie es ja auch so

oft erklärt worden ist; sondern den menschlichen und geistlichen Glauben (foi humaine et ecclésiastique), welcher verpflichtet, sein Urtheil mit Lauterkeit dem seines legitimen Obern zu unterwerfen. Denn es wäre sonst leicht, durch diese schlaue Wendung der Verdammung jeder falschen Lehre auszuweichen und unter dem Vorwande, es handle sich um eine Thatsache, könnte man immer die Freiheit behaupten, seine Ansicht in Betreff der Lehrnorm zu vertheidigen.

Da aber so viele Heilmittel doch nicht den gehofften Erfolg gehabt haben, da das Übel mit der Zeit unheilbar hätte werden mögen, so haben Seine Majestät, in der Eigenschaft des allerchristlichsten Königs und durch Ihre persönliche Frömmigkeit sich verpflichtet gesehen, der Kirche zu helfen, deren Beschützer und erstgeborener Sohn Sie ist, Seine Majestät haben nicht ermangelt ihren Eifer für die Religion in einer so wichtigen Angelegenheit zu erweisen, und haben durch das Edict vom 29. April 1664 die Bullen der heiligen Väter Innocens X und Alexander VII, die fünf Sätze betreffend, durch das ganze Königreich zu publiciren verordnet und jedem Welt- und Ordens-Geistlichen die Unterschrift des Formulars der Klerus-Versammlung vom 17. Mai 1657 unter den beigefügten Strafen befohlen.

Auch der Erzbischof will bei einem so löblichen Bestreben nicht zurückbleiben, er will seiner Diöcese den Frieden wieder geben, indem er den Jansenismus als ein Hinderniß für alles Gute ansieht, das er darin wirken möchte. „Nachdem er nun mit derselben Lauterkeit Diejenigen beschworen hat, welche Schwierigkeit gemacht haben zu gehorchen, da sie aber in ihrer unerträglichen Verblendung sich nicht nur dem Beispiel dessen nicht unterwerfen wollen, dessen Lehre sie doch so beharrlich vertheidigten, sondern vielmehr die Ansicht einiger besonderen Leute den so ausdrücklichen Erklärungen der geistlichen Mächte und der Einstimmigkeit aller Gläubigen vorzogen," aus diesen Ursachen haben wir befohlen und befehlen allen Dekanen, Domherrn, Kapiteln, Äbten, Prioren, Klöstern, weltlichen und geistlichen Gemeinschaften, Monasterien von Mönchen und Nonnen, u. s. w. sonderlich allen Geistlichen, Professoren und Schulmeistern der Diöcese Paris, binnen eines Monats das Formular zu unterschreiben. Die Superioren haben binnen dieser Frist die Unterschrift aller ihnen Untergebenen und ihre eigene dem Erzbischof zu übergeben, und es wird kein Vorwand zugelassen, die Unterschrift nicht zu leisten.

Die Formel lautet:

Ich unterwerfe mich mit Aufrichtigkeit der Constitution des Pabstes Innocens X vom 31. Mai 1653 nach ihrem wahren Sinne, wie er durch die Constitution unsers heiligen Vaters des Pabstes Alexander VII vom 16. October 1656 bestimmt worden ist. Ich erkenne mich für gewissenshalber verpflichtet diesen Constitutionen zu gehorchen und verdamme von Herzen und mit dem Munde die Lehre der fünf Sätze von Kornelius Jansen, die in dem Buche: Augustinus enthalten ist, welche diese beiden Päbste und die Bischöfe verdammt haben, und es ist diese Lehre nicht die von St. Augustin, welche Jansenius falsch und gegen den wahren Sinn des heiligen Lehrers ausgelegt hat.

Beilage XIX.

Schriften gegen das Verfahren der Hofbischöfe.

De la foi humaine, ohne Angabe des Verfassers und Druckorts in Quarto, in zwei Theilen. (Das Buch ist selten geworden.)

Der Inhalt dieses Werks ist im Wesentlichen folgender. Alle Menschen sind, wenn sie nicht eine besondere göttliche Gabe haben, dem Irrthum unterworfen. Gott hat der Kirche aber nur im Glauben, in der Auslegung der Schrift und in der Tradition Unfehlbarkeit verheißen.

Die Ordonnanz des Erzbischofs verlangt in Thatsachen von den Untergebenen „einen menschlichen und geistlichen Glauben (ecclésiastique), welcher sie zur aufrichtigen (sincère) Unterwerfung ihres Urtheils unter das ihrer Oberen verpflichtet". Die Frage ist nun, ob die Kirche das Recht hat in Beziehung auf Thatsachen, welche sie entscheidet, und die nicht unter den göttlichen Glauben fallen, einen solchen menschlichen Glauben zu verlangen. Hat sie dieses Recht, so ist die Ordonnanz unbestreitbar legitim. Sie ist aber ungerecht, wenn dieses Princip falsch oder das Recht zweifelhaft ist. Denn ein Bischof hat nur als Diener der katholischen Kirche, indem er ihre allgemein angenommene Lehre befolgt, die Wahrheit und das Recht für sich; wollte er seine Untergebenen zur Annahme seiner eigenthümlichen theologischen Ansichten zwingen, so würde ja jedes Bisthum eine besondere Gemeinschaft und Secte, wie die der Independenten, der Socinianer oder Anabaptisten. Gerson erweist aber aus der Rüge, welche Paulus gegen Petrum ausspricht, daß ein Doctor der Theologie, welcher im Predigeramt Pauli Nachfolger ist, auch Petri Nachfolger einen Vorhalt machen dürfe, vielmehr aber einem anderen Prälaten.

Diese Lehre vom menschlichen Glauben ist aber durchaus neu und erst seit zehn Jahren höchstens in unbedeutenden Flugschriften zuerst aufgestellt worden. Es gab bisher in der Kirche nur zwei Lehren über die Unfehlbarkeit des Pabstes; die Einen sagten: Der Pabst ist in Glaubenssachen untrüglich, also muß man ihm glauben, die Anderen aber lehrten: Der Pabst ist in Glaubenssachen nicht untrüglich, daher ist man nicht verpflichtet ihm zu glauben. (Wie Gerson: Determinatio Papae non obligat ad credendum, sed tantum ad non dogmatisandum contraria.) Durchaus neu und imaginär ist die vermittelnde Lehre: Der Pabst ist nicht unfehlbar, man ist indeß verpflichtet ihm zu glauben mit menschlichem und geistlichem Glauben. — Bellarmin und Baronius geben die Möglichkeit des Irrthums in besonderen Thatsachen selbst für den Pabst zu, wenn er auch durch ein Concil berathen ist. Die Sorbonne, die ausgezeichnetsten Jesuiten Sirmond und Petav befolgen den Grundsatz, daß sobald erwiesen ist, es handle sich nicht um einen Glaubenspunkt, sondern um eine Thatsache, so sei freier Erörterung Raum gelassen. Welcher Theologe in der Kirche hält sich für verpflichtet mit menschlichem Glauben die Entscheidung von Nikolas I zu glauben, welche sämmtliche Bischöfe Frankreichs zur Annahme der den ersten Päbsten zugeschriebenen Briefe als authentischer vermögen wollte; wer glaubt nicht vielmehr, daß es ihm erlaubt sei einen gegründeten menschlichen Glauben vom Gegentheil zu haben? Wie mancher Zweifel ist gegen den Glauben der Kirche in Betreff der Person der Heiligen von Männern erhoben, welche man gewiß nicht des Mangels an Ehrfurcht gegen sie beschuldigen wollte. Wäre der vom Erzbischof von Paris aufgestellte Grundsatz wahr, so müßte man gestehen, daß es beinahe keinen unschuldigen Theologen gäbe, keinen, der nicht in einen verbrecherischen Ungehorsam verfallen wäre. So ist denn die Lehre von der Verpflichtung zum menschlichen Glauben an Thatsachen, die von der Kirche entschieden sind, und es ist die Übung dieser Verpflichtung durchaus neu und unerhört in der Kirche. Keiner von Denen, welche am meisten Eifer für diese neue Meinung erwiesen, kann mit gutem Gewissen sagen, er habe diesen Glauben für alle durch die Väter und die Concilien entschiedenen Thatsachen.

Man sucht sich freilich aus diesen schlagenden Belegen durch phantastische Distinctionen herauszuwenden. Marca sagt, die Kirche sei allerdings in we-

niger bedeutenden Thatsachen nicht untrüglich; Andere, sie könne sich wohl in besonderen, aber nicht in allgemeinen Thatsachen täuschen; Andere wieder, es könne dieses nur von Thatsachen gesagt werden, welche nicht feierlich entschieden worden seien; noch Andere, Irrthum sei nur in persönlichen, nicht aber in Thatsachen möglich, welche die Lehre betreffen. Es wäre aber zu wünschen, daß nachgewiesen würde, in welcher Stelle der Schrift oder bei welchem Theologen sich vor den letzten zehn Jahren diese Unterscheidungen finden. Wenn jene Unterscheidungen aber auf die Jansen betreffende Thatsache Anwendung finden, so ist es noch mehr der Fall mit der Honorius und Theodoret betreffenden, worüber man doch alle Freiheit der Discussion in Anspruch nimmt.

Man sagt aber, wenn der Pabst in Thatsachen nicht untrüglich ist, wie kann er bestimmen, welche Gläubige als Heilige zu verehren sind? — Gerson, Melchior Canus und Thomas schreiben der Kirche auch keine Unfehlbarkeit in diesem Stücke zu; es ist dieselbe und der dazu nöthige besondere Beistand des heiligen Geistes der Kirche in der Heiligen Schrift nicht deutlich genug versprochen, daß sie von Theologen behauptet werden könnte, welche das nöthige Mistrauen in die Erleuchtung ihrer schwachen Vernunft haben. — Bei dem gegenwärtig bei den Kanonisationen angewandten Verfahren ist es freilich moralisch unmöglich, daß ein Irrthum vorfalle; sobald die Kirche aber von dieser strengen Untersuchung nachließe, wäre Zweifel erlaubt.

Die Forderung des Erzbischofs gefährdet die Einheit der Kirche. Jeder Bischof ist Richter in Glaubenssachen, aber er kann nur das als bindende Norm aufstellen, was in der ganzen katholischen Kirche dafür gilt. Darum hat er auch seine Entscheidungen dem Pabst mitzutheilen, welcher der hauptsächliche Erhalter der Einheit ist. Aber selbst der Pabst ist verpflichtet, die unfehlbare Entscheidung eines ökumenischen Concils zu erwarten, wenn sich gegen die seinige eine bedeutende Anzahl von Bischöfen erhebt. Wie viel mehr muß ein Bischof einen solchen Widerspruch beachten. Es kann dem Erzbischof von Paris aber nicht unbekannt sein, daß viele Bischöfe Frankreichs, selbst die meisten, die Verpflichtung zu dem von ihm verlangten Glauben nicht zugeben. Einige haben sich deshalb ausdrücklich gegen das Formular erklärt und einen Vorbehalt gemacht; Andere haben sich dessen enthalten, mit der Erklärung, es verstehe sich von selbst, daß man nicht zum Glauben an Thatsachen verpflichtet werden könne. So muß man denn jedem Bischof und seinen Untergebenen darin gegenseitig Freiheit lassen. Denn sonst müßte man ja bei der Durchreise durch jedes Bisthum seinen Glauben ändern und an der Gränze sich über den herrschenden Glauben wie über die gangbaren Münzen erkundigen. Wäre das aber eine katholische Kirche!

Man mag wohl in verschiedenen Bisthümern sich verschiedenen äußeren Gebräuchen anschließen, um keinen Anstoß zu geben. Denn es giebt unverfängliche locale Gebräuche, aber es kann keine locale Überzeugungen, keine locale Artikel menschlichen oder göttlichen Glaubens geben. Haben die Bischöfe kein Recht die Gemeinschaft mit ihren Kirchen von neuen Artikeln göttlichen Glaubens abhängig zu machen, so dürfen sie dieselbe noch weniger an neue Artikel menschlichen Glaubens knüpfen; denn der menschliche Glaube ist ja noch weniger nöthig für die Gemeinschaft der Kirche, als was man zum göttlichen Glauben rechnen könnte.

Eine der hauptsächlichsten Pflichten der Seelenhirten ist offenbar, daß sie an der Wiedervereinigung so vieler Glieder mit der katholischen Kirche arbeiten, welche davon losgerissen vor unsern Augen in dieser traurigen Trennung zu Grunde gehen. Sie sind ja durch Christi Blut erkauft. Der Erzbischof besonders hat aller ihm dazu zu Gebot stehenden Mittel sich zu bedie-

nen und sich vor Allem zu hüten keine neue Hindernisse der Wiedervereinigung in den Weg zu legen. So beschwören wir ihn denn bei dem erbarmungsreichen Herzen Christi, daß er vor Gott überlege, ob etwas in der Welt diese Leute mehr davon entfernen kann, welche der Wind der Ärgernisse aus dem Schoos der Kirche hinausgetrieben hat. Was muß ein Solcher von dieser neuen Knechtschaft denken? er muß nicht blos alle bisher streitigen Punkte göttlichen Glaubens annehmen, sondern auch neue mit menschlichem Glauben über ein Buch, das er vielleicht nie gesehen. Und was giebt ihm Bürgschaft, daß es dabei stehen bleibt? denn die Thatsachen sind zahllos; es giebt hier keine Gränze, als welche die menschliche Laune setzt. Es hängt nur vom Willen der Obern ab, uns täglich neue derartige Glaubensartikel zu geben. Wenn sie Jemanden ins Verderben stürzen und aus der Kirche ausschließen wollen, dürfen sie nur ausspioniren, welche Dinge er Mühe haben würde zu glauben und ihn zu diesem Glauben zu verdammen. Vielleicht läßt Gott eine solche Mishandlung guter Katholiken durch ihre Oberen zu, um Allen, die sich wider die Kirche empört haben, zu zeigen, wie es in keinem Fall und unter dem Vorwand keiner Ungerechtigkeit, welche man in der Kirche duldet, erlaubt ist, Altar wider Altar zu errichten und besondere Versammlungen zu halten; denn wer durch ungerechte, aber rechtmäßige Obere unterdrückt wird, hat kein anderes Mittel sich der Unterdrückung zu entziehen, als die einer bescheidenen Rechtfertigung und einer demüthigen Geduld. Es ist aber zu fürchten, daß diese Betrachtung nur bei Wenigen eintrete, bei den Meisten nur Abneigung gegen ein solches Joch. Sonst hat die Kirche wohl von der Strenge ihrer Disciplin nachgelassen, um den Rücktritt zu erleichtern, wie man einen Baum schneidet, wenn man Reiser auf ihn einimpfen will.

Die Jesuiten lehren wenigstens consequent: der Pabst ist auch in Thatsachen untrüglich, daher muß man ihm glauben. Es ist dem Erzbischof wohl aufs Wort zu glauben, daß er dieser Untrüglichkeit des Pabstes in Thatsachen nicht annimmt; indem er aber zum menschlichen Glauben an diese Entscheidungen verpflichtet, muß er doch behaupten, daß sie wahr seien. Da aber der Mensch allein stets dem Irrthum unterworfen ist, müßte der Pabst dazu eines höheren Beistandes versichert sein. So kommt denn auch die Ordonnanz des Erzbischofs folgerecht doch auf die jesuitische Unfehlbarkeit hinaus. Es schließt aber auch die Verpflichtung zu menschlichem Glauben die wesentlichsten, staatsgefährlichsten Irrthümer der Jesuiten in sich. Denn wenn erst die Völker einmal daran gewöhnt sind, den Spruch des Pabstes auch in Thatsachen als einen Artikel menschlichen Glaubens anzusehen, so bleibt nicht nur den Parlamenten kein Recht gegen päbstliche Bullen zu remonstriren; der Pabst darf nur die Völker des Gehorsams gegen ihren Fürsten entbinden, so ist ihr Ungehorsam eine Pflicht, ein Artikel menschlichen Glaubens.

Indem namentlich die Nonnen von Port-Royal die Verdammung der fünf Sätze als Jansens Lehre zu unterschreiben Anstand nehmen, behaupten sie keineswegs die fünf Sätze seien nicht in Jansen enthalten, sondern sie erklären nur ihre Unwissenheit. Wer kein Urtheil bildet, ist nicht in Gefahr zu irren. Es kommt aber der christlichen Weisheit und Demuth zu, die Gränzen des Wissens sich zu gestehen; es wird dies zu einer christlichen Tugend in Denjenigen, welchen Gott durch seine Gnade das Verlangen einflößt, auf die Erkenntniß aller unnützen Dinge zu verzichten, um nur Christum den Gekreuzigten zu kennen.

Es genügt nicht, daß man im Allgemeinen von dem Gehorsam rede, den die Untergebenen ihren Obern schuldig sind; denn es ist kein Mensch dem Anderen in allen Stücken Gehorsam schuldig, sondern nur in den Stücken, worin er ihm untergeben ist. Die Bischöfe haben über ihre Diöcesanen nur

insofern Gewalt, als sie dieselben zu erbauen haben. Sobald sie aber dieselben mit andern Dingen behelligen wollen, welche nichts zu ihrer Erbauung thun, haben ihre Untergebenen ihnen vorzustellen, daß er ihnen dergleichen nicht aufzulegen habe. Wie soll nun die Verdammung eines ihnen durchaus fremden Buchs eines Bischofs zur Erbauung von Nonnen dienen, die von Jedermann nur möglichst Gutes glauben sollen? Man ist den Oberen Gehorsam und Ehrfurcht, aber nicht darum allein, weil sie unsere Vorgesetzte sind, Glauben schuldig.

So giebt es denn also, sagt man, gegen Niemanden mehr eine innere Unterwerfung, Jedermann in der Kirche glaubt nur seinem Kopf und Verstand. — So treiben die Leute gleich Alles auf das Extrem. Unterwirft man sich nicht in Allem, sagen sie gleich, man wolle sich in gar nichts mehr unterwerfen. Es war aber einmal Gottes Wille, die menschlichen Dinge so einzurichten, daß man sie nicht nach allgemeinen Gesetzen regeln könnte, welche keine Ausnahme zulassen.

Es ist falsch, daß man sich nie unterwerfen dürfe; es ist aber auch falsch, daß man sich immer unterwerfen müsse. Eine der größten Schwierigkeiten des christlichen Lebens besteht eben in der Unterscheidung der Gelegenheiten, bei welchen man sich zu unterwerfen oder nicht zu unterwerfen hat.

So ist auch der Christ verpflichtet, in Allem nach besten Wissen die Wahrheit zu üben; unsere Vernunft sagt uns oft, daß wir am besten thun, darin dem Urtheil Anderer zu folgen. Aber alle allgemeinen Regeln, um Diejenigen herauszufinden, welche die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben, daß sie die Wahrheit kennen, alle diese allgemeinen Regeln sind falsch, z. B. die Regel: Man hat stets dafür zu halten, der Pabst kenne die Wahrheit besser, als Privat-Theologen; desgleichen das Gegentheil; es ist gleichermaßen falsch, man müsse stets dem Urtheil der Frömmern, oder dem der Gelehrten, oder dem der Mehrzahl, oder dem der Minderzahl, oder dem der Stärkern, oder dem der Unterdrückten, oder dem der Vorgesetzten folgen. Auch das Urtheil der Bischöfe ist nicht die allgemeine Richtschnur für den Glauben der Untergebenen, sondern es kommt dies allein dem Worte Gottes zu. Glücklich ist aber Derjenige zu preisen, welcher zumal, wo dieses schweigt, in so verwickelten Dingen die Freiheit hat sein Urtheil zu suspendiren. Sie ihm rauben wollen ist eine gräuliche Ungerechtigkeit.

Die Verfolgung, welche das Formular mit sich führen mußte, ist nur auf die Gewissenhaften gefallen; ist es ja doch ausdrücklich als Fallstrick für Diejenigen gemacht, von denen man wußte, daß das Gewissen ihnen nie erlauben würde zu unterschreiben; Diejenigen aber, deren Eigennutz stärker ist, als ihr Gewissen, wissen immer raffinirte Ausflüchte zu finden. „Es handle sich ja gar nicht darum, zu glauben, daß die Bischöfe recht gerichtet, sondern überhaupt nur, daß sie gerichtet haben." Mag man auch diese lügenhafte Ausflucht zerstören; wer einmal unterzeichnen will ohne zu glauben, wird stets Mittel finden sich hindurchzuwenden. Desto beklagenswerther ist die Neuerung, daß man die Unterschrift nun auch von bloßen Geistlichen und von Nonnen verlangt, während man früher nur die Bischöfe und die einer Irrlehre schuldigen dazu verpflichtete. Nun aber macht man auf den Fall, daß der Pabst sich irrt, das ganze Volk zu seinem Mitschuldigen; der Irrthum des Einzelnen wird ein allgemeiner und verbreitet sich wie ein Öl des Fluchs über den ganzen Körper der Gläubigen. Nach der früheren Weise konnten etwaige Irrthümer ohne viel Geräusch wieder gut gemacht werden. Denn das Beste ist, daß die ungerechten Entscheidungen des Pabstes sich von selbst vernichten, ohne offene Opposition; wie man es denn auch gehalten hätte mit der gegenwärtigen Entscheidung, wäre man nicht genöthigt gewesen sich gegen die persönlichen Anklagen der Jesuiten zu vertheidigen.

Die Ordonnanz schützt vier Gründe vor, um den verlang-

ten menschlichen Glauben zu rechtfertigen. Erstens nämlich ist die Verpflichtung keinem Zweifel unterworfen, in Angelegenheiten der Religion sein eigenes Urtheil dem seiner rechtmäßigen Oberen und Seelenhirten zu unterwerfen.

Wenn aber jeder Katholike stets verpflichtet ist, sein Urtheil in Angelegenheiten der Religion dem seiner Oberen zu unterwerfen, wie kommt es, daß die Kirche St. Euseb und einige Andere wie Märtyrer verehrt, welche sich deß weigerten, sondern an Athanasius festhielten, obgleich ihre Oberen ihn auf dem Concil von Rimini verdammten, wo nach St. Hieronymus Irrthum und Abfall vom Glauben unter dem Namen der Einheit und des Glaubens festgestellt wurden, obgleich auch der Pabst Liberius den arrianischen Verrath angenommen hatte. Die frommen Einsiedler des vierten und fünften Jahrhunderts, widerstanden sie nicht muthig und siegreich den Bischöfen und Patriarchen, welche sich durch Irrlehre hatten gefangen nehmen lassen?] Und als Nestorius, rechtmäßiger Patriarch der Kaiserstadt, Maria ihrer Eigenschaft als Mutter Gottes beraubte, waren da alle seine Untergebenen verpflichtet ein Gleiches zu thun? schrieb da nicht Pabst Celestin denen, so ihm widerstanden: Beatus grex cui dedit Dominus de pascuis judicare! Der Pabst Vigilius hat drei oder viermal sein Urtheil über die drei Kapitel und namentlich über den Brief von Ibas verändert. Was hatte denn nun ein Priester in Rom bei allem diesen Wechsel zu thun, wenn es über allen Zweifel erhoben ist, daß jeder Katholike verpflichtet ist sein Urtheil dem seiner Oberen zu unterstellen? Mußte er dem gemäß 547 den Brief von Ibas für katholisch glauben, 548 für ketzerisch und fluchwürdig, 553 dem chalcedonischen Concil gemäß wieder für katholisch, 555 aber für ketzerisch und gottlos? Ein solcher Gedanke wäre vielleicht in einer Schule von Pyrrhonisten erträglich; aber es giebt nichts Unwürdigeres für Christi Schule, welche uns durch seinen Apostel gebietet, daß wir uns nicht wie Kinder durch jeden Wind der Lehre fortreißen lassen. — Noch auffallender ist dies bei der Verdammung des Bischofs von Porto, Formosus, durch Pabst Johann VIII, welche dieser durch die Bischöfe Frankreichs und Deutschlands unterschreiben ließ. Und doch sprach Marin, Johanns Nachfolger, denselben Formos von allen gegen ihn erhobenen Anklagen frei und dieser wurde selbst sechs Jahre lang von der ganzen Kirche als rechtmäßiger Nachfolger Petri anerkannt, obgleich die Versetzung von einem Bisthum zum andern so streng verboten war, daß sie dem Dawiderhandelnden sogar die Laien-Communion im Tode versagen. Stephan VI, sein Nachfolger versammelte ein Concil, ließ ihn wieder ausgraben, ihm das priesterliche Gewand abreißen, weil er aus Ehrgeiz sich den römischen Stuhl angemaßt habe, ließ ihm die drei Finger der rechten Hand abhauen und ihn in den Tiber werfen und erklärte alle seine Ordinationen und Verordnungen für ungültig. Erst der dritte Nachfolger Stephans, Johann IX, kassirte auf dem Concil zu Ravenna diesen Spruch und nannte Formos seinen Vorfahrer seligen Angedenkens. Einige Zeit darauf bestätigte Sergius III den Spruch Stephans VI, und die Anhänger von Formos wurden in Italien für excommunicirt angesehen. Seitdem haben sich die Päbste aber wieder für Formos erklärt. Den Grundsätzen der Ordonnanz gemäß hätte also der ganze Klerus von Rom der Reihe nach alle diese verschiedenen Ansichten annehmen müssen? Die Frage ist aber eine Glaubenssache und war um so wichtiger, als die Gültigkeit der Ordinationen unter Formos davon abhängig gemacht wurde, eine wiederholte Ordination aber ein Sacrilegium ist. Es finden sich in unserem verderbten Jahrhundert vielleicht nur zu Viele, welche zugeben, die Priester in Rom haben in dieser Angelegenheit eben so oft ihre Ansicht ändern müssen, als die Päbste es gethan. Ein solches Benehmen ist sehr bequem, um sein Leben ohne Anfechtung zuzubringen, denn das unfehlbare Mittel dazu ist sich immer zur Ansicht des Stärkeren zu schlagen. So

gesteht denn auch ein großer Theil Derer, die in unseren Tagen unterzeichnen, sie wären eben so geneigt und noch geneigter, gerade das Gegentheil zu unterzeichnen, wenn man es mit Androhung derselben Strafen geböte. Man darf aber ohne Anstand sagen, daß eine solche Gesinnung, welche sich mit der Maske der Demuth bedeckt, die rechte Verfassung zur Freigeisterei und zum Atheismus ist.

Denn da Gott die Wahrheit selbst ist, muß man gewissermaßen bereit sein, auf Gott zu verzichten, wenn man selbst in Sachen der Religion nur Indifferenz für die Wahrheit hat. Die Mohamedaner halten wenigstens fester an ihrem Koran. Wer so leicht mit seinem Gewissen wechselt, fällt in den gerechten Verdacht keines zu haben. Es wäre sonder Zweifel eine Gotteslästerung, wenn man die Bereitwilligkeit von Priestern gleichermaßen die Wahrheit und die Lüge zu glauben, dem Geist Gottes zuschreiben wollte.

Ist man aber demnach nicht immer und in Allem verpflichtet, seinen Oberen zu glauben, so folgt daraus nicht, daß man in unzähligen Dingen nicht verbunden sei, sie zu hören wie Christum selbst. Denn in allen Dingen ist die vernünftige Mittelstraße zu halten, während die natürliche Verdorbenheit der menschlichen Natur nach dem einen oder dem andern Extreme hin treibt. Die böse Lust treibt auch zum Gehorsam gegen die Menschen, wenn das Gegentheil Opfer verlangt; man behauptet dann, wenn etwas Sündiges daran sei, falle es auf den Vorgesetzten. — Wir verehren aber nicht blos Diejenigen als Märtyrer, welche unter heidnischen Kaisern für den Glauben gestorben, sondern auch Diejenigen, welche es auch unter christlichen gethan haben, sogar wenn diese nur dem Gebot Gottes gemäß zu befehlen schienen, indem sie eine Unzahl von Bischöfen für sich hatten. Das Martyrthum ist freilich eine seltne Gnade; Viele fürchten den Verlust einer Pfründe mehr, als den Verlust der ewigen Seligkeit, denn sie haben mehr Glauben an die Drohungen der Menschen, als an Gottes Verheißungen. Pluris facimus monasteria quam Deum; pluris commoda, quae inde capimus, quam mala, quae boni causa sustinemus, läßt Theodor Studites solche Leute sagen. Daher überheben sie sich denn sehr, eine scheinbare Ausrede gefunden zu haben. Man hat noch nie gehorsamere Leute gesehen, als diese Pfründenbesitzer, welche sich zur Unterschrift des Formulars hinzudrängen. Eine Unterschrift ist freilich kein großes Opfer. Man lasse aber einmal den Erzbischof eine Verordnung erlassen, daß Diejenigen, welche Bälle, die Komödie und Hazardspiele besuchen, nicht im Klerus zu dulden seien, daß Jeder seine Pfründe verliere, der sich nicht von einem so ausschweifenden Leben bessern wolle; er erneure einmal die Kanones gegen den Besitz mehrerer Pfründen, und gebiete sich aller zu begeben bis auf Eine; er erkläre Diejenigen für Diebe, welche die Einnahmen der Kirche zu Bereicherung ihrer Verwandten oder zu überflüssigen Ausgaben gebrauchen — und es wird sich zeigen, wer den rechten Gehorsam habe, Diejenigen, welche eine so große Frömmigkeit in Unterschrift des Formulars bezeigen, oder Diejenigen, welche sie Gewissenshalber verweigern.

Die Ordonnanz hatte die Unterwürfigkeit unter den Ausspruch der Vorgesetzten mit den Worten eines Kirchenvaters empfohlen:

„Denn durch die Übung oder die Verachtung dieser Tugend geschieht es, daß bisweilen die Urheber eines Irrthums gerettet werden, während ihre Schüler ins Verderben rennen." — Man antwortet darauf, daß Dieses nur dann geschehen könne, wenn eine bisher nicht bestimmte Lehre von der Kirche verworfen, von einigen Halsstarrigen aber dennoch vertheidigt wird. Wir glauben ja aber ganz Dasselbe mit unsren Gegnern, halten nur einen Bischof und ein Buch für unschuldig und frei von dem gemeinschaftlich verworfenen Irrthum. Selbst einen Ketzer vertheidigen, in der Überzeugung, er sei ein guter Katholike, ist etwas Anderes, als die Ketzerei vertheidigen; wie ja auch

der Keuschste einen Wollüstling, über welchen er sich betrogen hat, in seinen Schutz nehmen kann.

Die Ordonnanz stellte die Unterwürfigkeit Jansens selbst als Muster vor und sagte, er habe sich darin sowohl in der Thatsache, als in der Lehre selbst dem Spruch des Pabstes ganz unterstellt. — Wie hätte er aber, erwidert man, die fünf Sätze als seine eigene Ansicht verdammen können, wenn und da sie doch nie seine Ansicht gewesen? Und er müßte doch am besten selbst wissen, welchen Sinn er mit den Worten verbunden habe, die sich angeblich in seinem Buche finden. Konnte es die Absicht Jansens sein, den Pabst zum Richter über seine eigene innerste Auffassung der Sachen zu machen, ihm zu versprechen, er wolle etwas als seine eigene Ansicht erklären und verdammen, was doch nie seine Ansicht gewesen ist. Das hieße ja den Pabst durch eine verbrecherische Schmeichelei an Gottes Stelle setzen. Ehe ein Mensch das unmittelbare Bewußtsein seines eigenen Gedankens verlöre, müßte man ihn zum Thier machen oder den verderblichsten Pyrrhonismus einführen. Nur Gott, nicht aber ein Mensch, kann besser wissen als ich, was meine Gesinnung ist. Daher bin ich es der Wahrheit schuldig, keinen Menschen zum Richter über mich anzuerkennen, was meine wirkliche Gesinnung sei. Auch die christliche Demuth kann keine andere Gesinnung einflößen, nur die Heuchelei kann sich stellen, als dächte sie anders. Der Schriftsteller hat ja doch eine unmittelbare, deutliche Erkenntniß dessen, was sein Sinn ist, was er sagen wollte; auch der Pabst kann nur aus dem Zusammenhang, durch Voraussetzung und Folgerung, also nur auf eine mittelbare, minder zuverlässige Weise den Sinn eines Schriftstellers erforschen, wenn man nicht mit Camin sagen will: Da es sehr schwierig sei, die Sätze in Jansens Buch zu finden, müsse sie der Pabst darin durch eine besondere Erleuchtung des Heiligen Geistes gefunden haben. Da es also ganz wider die Natur des menschlichen Geistes ist, daß Jansens Unterwerfung sich auch auf die Thatsache des Sinnes seiner Worte bezogen habe, hat sein Beispiel gar keine Beziehung auf die Unterschrift der bischöflichen Ordonnanz mit ihrem menschlichen Glauben an die Thatsache.

Als vierten Grund für diesen hatte die Ordonnanz vorgebracht: Es wäre ja sonst durch eine solche Wendung (Verweigerung des menschlichen Glaubens für die Thatsache) leicht, der Verdammung von allen möglichen Irrthümern auszuweichen, indem man unter dem Vorwand, es handle sich nur um eine Thatsache, immer die Freiheit erhalten könnte, seine Ansicht rücksichtlich des Glaubensgesetzes selbst stets zu vertheidigen. — Damit stützen die Jesuiten die Nothwendigkeit des göttlichen Glaubens für die Thatsachen; nachdem die Ordonnanz aber Diejenigen für boshaft oder unwissend erklärt hat, welche Glaubensgesetz und Thatsache nicht unterscheiden, wie kann man nun mit demselben Grunde noch den menschlichen Glauben stützen wollen? Man findet für gut, den menschlichen Glauben für die Thatsache als ein Zeichen und Pfand des göttlichen Glaubens an die Glaubensnorm zu verlangen. Warum behauptet man diese Unzertrennlichkeit aber nur den Vertheidigern der freien Gnade gegenüber? warum nicht auch gegen Petav, Baronius, Bellarmin, in Betreff ihrer Urtheile über den Brief des Pabstes Honorius und die Lehre Theodorets? Die Weigerung der Unterschrift für die Thatsache ist aber nicht blos ein Beweis dafür, daß man auch der Glaubensnorm zuwider denke; sondern es läßt sich vielmehr das Gegentheil davon schließen. Denn wer um einer geringeren Sache, der bloßen Thatsache wegen lieber Verfolgung leidet, als daß er ein seiner Überzeugung widersprechendes Zeugniß ablegte, wie sollte er in Sachen des Glaubens selbst lügen? — Marca hat ein wahres Wort gesprochen: „Wir sind die Stärkeren; wenn sie genug geschrieen haben, werden sie doch unter das Joch unsers Willens sich beugen müssen." — Ja das ist der Geist dieser Zeit! Man wollte gern die Gewalt über Alles verfügen lassen, auch über die Gesetze der Vernunft. Man

will nach seiner Phantasie raisonniren und handeln und doch seine Raisonnements für haltbar und seine Handlungen für rechtmäßig anerkannt wissen, allein weil man die Gewalt in Händen hat.

Der menschliche Glaube wird als eine gerechte Anforderung dargestellt, indem man sich auf die Unzertrennlichkeit der Thatsache und der Glaubensnorm und auf den Gehorsam gegen die Vorgesetzten beruft. Daß beide Punkte nicht haltbar sind, und zu diesem Zwecke nicht ausreichend, ist bisher erwiesen. Im Folgenden soll durch Entwicklung der Weise, wie die Entscheidung der Kirche betrieben wurde, die Überzeugung befestigt werden, daß man sich genannten Anforderungen nicht zu unterwerfen brauche.

Gott hat dem Menschen seine Vernunft gegeben, damit er die Wahrheit erkenne. Das natürliche Gesetz gebietet ihm einen rechtmäßigen Gebrauch von seiner Vernunft zu machen; jedes menschliche Gesetz also, welches ihm befehlen würde, einen schlechten Gebrauch davon zu machen, wäre dem natürlichen Gesetz entgegen, also null und nichtig und ungerecht. Der rechte Gebrauch der Vernunft besteht darin, daß man sich immer durch die stärkste Evidenz leiten lasse (wobei das göttliche Wort durch seine unerschütterliche Gewißheit die natürliche menschliche Erkenntniß vernichten muß) und daß man an dem Zweifelhaften zweifle. Es ist keineswegs eine Beleidigung gegen die Wahrheit, wenn man sich weigert sie zu glauben, wenn sie uns nicht auf eine Weise vorgelegt wird, welche in uns den Glauben hervorbringen muß; sondern man ehrt sie vielmehr, wenn man bestimmt erklärt, einer bestimmten Wahrheit nur zu huldigen aus Achtung gegen diese allgemeine und natürliche, aus dem ewigen Gesetz geschöpfte Wahrheit. Ein seliger Geist erfreut sich mehr Derer, welche ihm die öffentliche Verehrung eines Heiligen noch nicht erweisen zu dürfen glauben, als Derjenigen, welche in unbedachtsamem Eifer ohne hinreichende Belege für seine Seligkeit zu seiner Verehrung sich hinreißen ließen. Jeder Irrthum ist ja ein Übel und ein der Natur zuwiderlaufender Mangel. Wie der Wille nur in dem absolut Guten, so darf der Verstand nur in der unfehlbaren Wahrheit zur Ruhe kommen. Der Weise hat sich, nach Wilhelm von Paris, deshalb vor dem blos Wahrscheinlichen und Probabeln eben so sehr zu hüten, als vor der Falschheit selbst. Daher schließt auch St. Thomas von dem Stand der Unschuld des Menschen alle Ungewißheit und jedes Schwanken der Erkenntniß, wie den Irrthum aus. Aber eben weil das Urtheil der Oberen in Thatsachen nicht vor Irrthum sicher gestellt ist, kann man nimmermehr zum menschlichen Glauben an ihre Entscheidung verpflichtet sein. Man glaubt indeß beinahe immer daran, weil die Entscheidung des Pabstes, des Concils gewöhnlich mit Umständen verknüpft ist, welche eine moralische Unfehlbarkeit hervorbringen. Es sind diese Umstände, nicht die Unfehlbarkeit des Oberen allein, woran man seinen Glauben als einen unfehlbaren Beweis knüpft. Möchte diese Lehre von St. Thomas Manchem mehr philosophisch, als theologisch scheinen, so steht doch als allgemeines Princip der Moral fest, daß man kein für seinen Nebenmenschen nachtheiliges Urtheil ohne zwingende Belege fällen soll.

Einige suchen, um zur Unterschrift zu überreden, durch verschiedene Subtilitäten diesen menschlichen Glauben als etwas so wenig besagendes darzustellen, daß sie ihn beinahe auf Nichts zurückführen. So sagen Etliche: Der durch die Ordonnanz vorgeschriebene Glaube sei nicht der menschliche Glaube an die Thatsache, sondern an das Urtheil über die Thatsache, daher genüge es zu glauben, der Pabst habe ein Urtheil gesprochen, ohne daß man verpflichtet ist zu glauben, dieses Urtheil sei gerecht. Allein alle Welt versteht das Verlangte anders, der allgemeine Gebrauch giebt einem Ausdruck seinen Gebrauch; auch hätte kein vernünftiger Mensch sich dessen weigern mögen. — Andere wieder sagen: dieser menschliche Glaube ist nicht eine feste und zuverlässige Zustimmung des Geistes, welche man Urtheil nennt, er ist

nur eine Meinung, eine Art Muthmaßung (soupçon), welche den Zweifel und das Mistrauen, was man also glaubt sei falsch, nicht nur nicht ausschließt, sondern selbst in sich befaßt. Denn die Oberen, welchen wir aufs Wort glauben, sind ja Menschen, also dem Irrthum unterworfen. — Wir wollen nicht urtheilen, ob diese Leute in einer Täuschung ihres Herzens also urtheilen, daß es aber eine Täuschung und Verblendung ihres Geistes ist, das ist leicht zu beweisen. Es ist aber namentlich unrichtig, daß jeder „menschliche Glaube" schon Zweifel in sich schließe. Jeder Ehrenmann unterzeichnet aber nur das, wovon er überzeugt ist; wo Ungewißheit bleibt, da ist eine Wette, nicht eine Unterschrift an ihrer Stelle. Die Ordonnanz verlangt offenbar eine zweifellose Unterwerfung; wer sie unterzeichnet, verspricht aber, was sie verlangt. Daher pflegt man diese die Bedeutung der Unterschrift schmälernde Deutungen nur verstohlener Weise auszusprechen.

Dieses zeigt hinreichend, daß diese Subtilität, welche aus dem menschlichen Glauben eine bloße Meinung macht, eben so wenig Bestand hat, als diejenige, welche ihn ganz und gar zu Nichts macht.

Wer unterzeichnet ohne die Thatsache zu glauben, lügt der Kirche ins Angesicht. Man kann also Keinen, der diesen Glauben nicht hat, darüber tadeln, daß er die Unterschrift verweigert, es sei denn, daß man ihm überzeugende, gewisse, evidente Motive (causa cogens) vorlege. Sind die vorgelegten Gründe der Art? das ist die Frage. Sind sie es, so wäre Jeder, der sich nicht davon überzeugen ließe, der Halsstarrigkeit oder Dummheit schuldig. Wer aber auf nicht evidente und ungewisse Motive hin den Glauben und die Versicherung verlangt, ein Bischof habe Häresieen gelehrt, befiehlt ein verwegenes Urtheil zu fällen. Dies zu beweisen ist die Absicht des ganzen Folgenden.

Bisher warnten die Beichtväter vor übereiltem Urtheil gegen die Ehre des Nächsten (Lucas 6, 37); jetzt verlangt man es unter Androhung der härtesten Züchtigungen. Es ist schwer durch Vernunftgründe Denjenigen zu überzeugen, der nicht von Abscheu erfüllt ist gegen ein nicht nur aller Frömmigkeit, sondern auch der Menschlichkeit selbst zuwiderlaufendes Verfahren. Der Vorwand der Heiden bei den Christenverfolgungen hatte wenigstens doch einigen Anschein: Ihr betet die Götter nicht an, welche dieses Reich erhalten; ihr reizt ihren Zorn gegen das ganze Volk; ihr seid die Feinde des Menschengeschlechtes. — Was kann man aber denen vorwerfen, welche diesen menschlichen Glauben an eine so gleichgültige Thatsache nicht haben?

Unsere Überzeugung und Urtheil sind nur dann zu rechtfertigen, wenn sie sich auf gewisse Zeugnisse stützen. Was macht aber die Gewißheit eines Zeugnisses? Die Ehrlichkeit, die Genauigkeit und die geistige Fähigkeit der Zeugen.

Kraft dieses Gesetzes, nach derselben Regel haben die Vertheidiger der christlichen Religion die Auferstehung Christi und dadurch die ganze Religion erwiesen, indem sie sich auf die Übereinstimmung und auf die Ehrlichkeit der Apostel beriefen. Die Ehrlichkeit oder Wahrhaftigkeit verliert aber ihr Gleichgewicht nicht blos durch absichtliche Lüge, sondern auch durch Vorurtheil und Leidenschaft. Diese machen also den Zweifel erlaubt.

Außerdem kommen namentlich auch die geistigen Fähigkeiten in Betracht, ein Concil und einige Päbste haben Ibas und Theodoret als Nestorianer verdammt, und selbst St. Gregor der Große hat es bestätigt. Und doch bleibe ich bei dem Zweifel einiger Neuerer über diese Thatsache unentschieden. Denn bei aller Ehrfurcht für die Würde und die Heiligkeit Gregors bin ich nicht verpflichtet, sein Verständniß und seine Auslegung von Theodoret für besser zu halten als Petavs, welcher das Griechische besser versteht und mehr Muße zur Untersuchung hatte. Der Satz, daß jeder Pabst mehr Erleuchtung hat, als jeder Privattheologe, ist offenbar falsch; da ja Keiner durch Erhebung

zu großen Würden, weder frömmer, noch ein besserer Theologe wird; vielmehr nehmen oft damit Verblendung und Verfinsterung zu, da der Ehrgeiz mit einfließt. Es fragt sich in Entscheidung von Thatsachen nur, wer der Geschicktere ist. Gerson sagt, daß man sogar in Glaubenssachen einem in der Heiligen Schrift gründlich unterrichteten Lehrer mehr Glauben schenke, als einem Pabste. — Dazu kommt noch die Frage über die Genauigkeit in der Prüfung des Gegenstandes.

Die Frage ist also, ob keine gegründete Ursache vorhanden ist, weder in die geistige Fähigkeit, noch in die Genauigkeit, noch in die Wahrhaftigkeit des Pabstes und der Bischöfe, wie der anderen gegen Jansen angeführten Zeugen Verdacht zu schöpfen? Denn es wäre nicht vernünftig ihnen zu glauben, wenn man gerechte Ursache hätte daran zu zweifeln.

Die Zeugen gegen Jansen aber sind seine Ankläger, seine Richter und Diejenigen, so ein gegen ihn gefälltes Urtheil unterschrieben. Um nun nicht von den Jesuiten und ihrem Einfluß zu reden, so ist im Allgemeinen wahr, daß man an der Wahrhaftigkeit (sincerité), Genauigkeit und geistigen Befähigung der Päbste in einem solchen Falle eben so gut zweifeln kann, als bei anderen Menschen. Zu diesem Zweifel finden sich für jeden Punkt besondere Veranlassung im ganzen Verfahren bei dieser Angelegenheit. Beruft man sich aber auf eine besondere Erleuchtung des Pabstes in Folge seiner Gebete, so ist einzugestehen, daß die Vermuthung (présomption) des Beistandes des h. Geistes nicht ganz eitel wäre, wenn man die Päbste, wie St. Karl (Borromeo), mit glühendem, unermüdlichem Eifer an der Reformation der Kirche arbeiten sähe. Wenn man aber sieht, was man sieht, hat man keinen Grund anzunehmen, daß Gott dem Pabst besondere Erleuchtungen ertheile. Den Beistand des h. Geistes erhält man nicht durch Ceremonien-Gebete, sondern durch solche, welche mit den entsprechenden Handlungen verbunden sind. Sonst ist zu fürchten, daß Gott zu uns sage: Populus hic labiis me honorat, cor autem eorum longe est a me.

Das siebente Kapitel beweist, daß das, was in Frankreich in Betreff der Thatsache von Jansen vorgegangen ist, dieselbe keineswegs gewiß macht und über Zweifel erhebt; denn fürs erste ist die Wahrhaftigkeit der Richter verdächtig. Auch hier wird zuerst ein allgemeines Princip aufgestellt: Es sind oft Dinge im Anfang ungewiß, da die Zeugen nicht allen Anforderungen entsprachen, nachgehends werden sie aber durch die freie, einmüthige Übereinstimmung Aller doch gewiß. Das weitere Verfahren in dieser Sache bestärkt und rechtfertigt aber nur unsern Zweifel. — (Es ist ein völliges Aufgeben nicht nur des Concordats-Gallicanismus, wenn Nicole fortfährt:) Die Erfahrung aller Jahrhunderte lehrt, daß Nichts so sehr im Stande ist die Bischöfe von der Wahrheit abzuwenden, als das Gewicht der weltlichen Macht, verbunden mit der lockenden Hofgunst. Diese Gewalt der Könige oder Derer, welche in ihrem Namen das Regiment führen über den Geist der Bischöfe, ist zu allen Zeiten so groß gewesen, daß es beinahe beispiellos ist, daß jene eine Richtung eingeschlagen hätten, ohne die größere Zahl der Bischöfe mit sich fortzureißen. Man darf aber wohl sagen, daß die Bischöfe nie in einer größeren Abhängigkeit von der zeitlichen Gewalt waren, als gegenwärtig in Frankreich, wo sie die Könige und ihre Minister als die Ursachen ihrer Erhebung und ihres Glücks ansehen, und nur von deren Gunst noch höhere Würden erwarten. Daher reducirt sich auch hier der ganze Schluß auf das: Der Cardinal Mazarin wollte, daß Jansen verurtheilt würde, daher sind die fünf Sätze in seinem Buche. — Diese Verdammung war bei Hofe nun das Schiboleth, wovon Gunst oder Verfolgung abhing. Die Bischöfe kannten sich zu gut unter einander, als daß nicht jeder gewußt hätte, nur sehr wenige würden den Widerstand für das Recht wagen und so konnte ihrer Friedliebe und Demuth die Wahl nicht schwer werden. — Nicht besser

steht es mit der gewissenhaften Genauigkeit, womit die Bischöfe die Frage erörterten, folglich auch mit der geistigen Befähigung darüber zu entscheiden.

Man sagt vielleicht, wenn auch die Aussprüche zweier Päbste und mehrerer Klerusversammlungen keine überzeugende Gewißheit über die Thatsache geben können, so genügt doch die Übereinstimmung, womit die Kirche diese Entscheidung annimmt. — Wenn dieser Beweis schlagend wäre, so hätte man auch die Verdammung von Athanas unterschreiben müssen, die von St. Flavian, unter Kaiser Basil die des Concils von Chalcedon; man hätte müssen das Henotikon von Zeno annehmen, unter Heraklius und Konstans die Unterdrückung der beiden Willen Christi; man hätte zur Zeit des Bilderstreits jedesmal mit seiner Überzeugung wechseln müssen. Alle diese Beispiele erweisen, daß die durch die weltliche Auctorität hingerissene Menge kein gewisses Zeugniß für die Wahrheit ist. Wo der Eigennutz herrscht, kann man jegliche Ansicht durchsetzen, sobald man nur mit Absetzung droht. Es ist selbst nicht unmöglich, daß die ganze allgemeine Kirche, die ja in Thatsachen nicht unfehlbar ist, sich zu einem Irrthum in einer Thatsache bekenne.

Christus heißt uns nicht blos ohne Falsch sein, wie die Tauben, sondern auch klug, wie die Schlangen. Er warnt uns vor den falschen Propheten (Lehrern), welche wir an ihren Werken erkennen sollen. Darauf ruht das Gesetz der christlichen Moral. Man hat das Recht, Mistrauen zu hegen und sein Urtheil zu suspendiren in Betreff aller neuen Entscheidungen, Ordonnanzen und Instructionen der kirchlichen Oberen, wenn sie von augenscheinlicher, offenbarer Ungerechtigkeit begleitet werden. Dies findet aber seine vollkommene Anwendung auf die verlangte Unterschrift für die Thatsache, da man sich dabei weder auf die h. Schrift, noch auf die Väter berufen kann, während das ganze Verfahren voll ist von den größten Ungerechtigkeiten. Man läßt die zerstörenden Lehren der jesuitischen Moral frei gewähren, und verfolgt grausam das Phantom einer Irrlehre, die Nichts gefährdet. Auch nach den schwersten Verbrechen kann man vermittelst einer sehr leichten Buße wieder in Besitz seiner Beneficien gesetzt werden; nur das neue Verbrechen der Verweigerung der Unterschrift kann durch keine Genugthuung gebüßt werden. Alle diese augenscheinlichen Unregelmäßigkeiten und Ungerechtigkeiten sind Kennzeichen der Falschheit. Wären die Gläubigen nicht unvernünftig und verwegen, wenn sie ohne Grund so viele Ursachen eines gerechten Mistrauens unterdrückten? würden sie sich nicht offenbar Gottes Vorsehung widersetzen, welcher es geschehen läßt, daß sie auf so viele offenbare Ungerechtigkeiten stoßen, um sie zu warnen, an einer Angelegenheit Theil zu nehmen, welche sie von so vielen Zeichen der Falschheit begleitet sehen.

Bei so schwachen, ja selbst verdächtigen Zeugnissen ist man keineswegs berechtigt, namentlich von Denjenigen die Unterschrift zu verlangen, welche das Buch nicht gelesen haben. Die Ordonnanz, welche ihnen dennoch auflegt, ein Urtheil darüber auszusprechen, verlangt ein verwegenes Absprechen, verlangt einen ungeregelten Gebrauch der Vernunft, diese Ordonnanz ist ungerecht und verlangt etwas Unmögliches. — Soweit Nicole.

Die Behauptung Nicoles, daß man von den Gläubigen mit dieser Unterschrift den Ausspruch eines Urtheils verlange, daß sie daher die Belege zu prüfen haben, wird ihm der römische Katholicismus nicht zugeben können, da er das Urtheil nicht dem Gläubigen zustellt, sondern von ihm nur gehorsamen Glauben verlangt.

Les justes plaintes des théologiens contre la deliberation d'une assemblée, tenue à Paris le deuxième Octobre 1663 et la defense des evesques improbateurs du formulaire contre l'entreprise de cette mesme assemblée 1663 in Quarto.

Der Verfasser verschanzt sich besonders hinter den Ausdruck: Sinn des Jansenius. In diesem wollten die Bischöfe der Versammlung die fünf Sätze

verdammt wissen. Man hatte längst die Definition dieses Ausdrucks und nähere Bestimmung verlangt, worin dieser Sinn Jansens denn bestehe. Es war schwer, eine genügende, genau eingehende Bestimmung zu geben, ohne daß man den Jansenisten einerseits Grund gegeben hätte, diesen Sinn für Augustins Lehre zu erklären, andererseits ihnen den Ausweg eröffnet, diesen Sinn zu verdammen und die Sätze in einem anderen Sinne beizubehalten. Man warf daher den Jesuiten vor, es sei ihnen dabei um nichts zu thun, als um die Bedrückung ihrer Feinde, daher sie dem besten Mittel, die Mißhelligkeiten beizulegen, ausweichen. Längst freilich hatten Annat und andere erklärt, der verdammte Sinn Jansens sei der einfache, natürliche Sinn der fünf Sätze, und zugleich der Sinn Kalvins. Die von den Jansenisten verlangte Eröterung des Sinns war freilich nichts weniger als das kürzeste Mittel, die Sache zur Entscheidung zu führen, sondern eine neue Wendung, die Eröffnung eines neuen Feldes für Discussionen. Dabei war namentlich immer die Hinterthür der Distinction von droit und fait, und daß es kein bindender Glaubensartikel sein könne, einen bestimmten Sinn in Jansen zu finden; wie auch die justes plaintes sagen: „Sobald erst der Pabst oder die Bischöfe werden erklärt haben, welches der Sinn Jansens ist, welchen sie verdammt wissen wollen, so wird die Verdammung dieses also genau angegebenen und bestimmten Sinns eine question de droit sein, ob aber dieser genau angegebene und bestimmte Sinn wirklich der von Jansen sei, das wird immer eine question de fait bleiben." — Man behielt sich also immerhin vor, den wirklichen Sinn von Jansen von dem officiellen „Sinn Jansens" zu unterscheiden. Dieser wird ce pretendu sens genannt und „wer nur diesen verdammt hätte, könnte, wenn er ein gleiches in Betreff des Ersteren verweigerte, der Ketzerei nicht angeklagt werden; der Ankläger würde sich vielmehr entweder selbst der Ketzerei, oder der Verleumdung schuldig machen. Namentlich aber kann eine Sache, die man nicht bestimmen kann, nicht für Ketzerei ausgegeben werden." — Der Unterschied zwischen droit und fait und die Freiheit in Betreff des Letzteren wird von den plaintes auf eine sehr picante Weise in folgendem Satze hervorgehoben: „Es wäre eine Tyrannei, die Theologen durch einen Befehl zu dem Glauben zu verpflichten, Pabst Honorius habe den Irrthum der Monotheleten gelehrt, um welches willen er vom sechsten Concil verurtheilt worden ist, und daß Theodoret die Gottlosigkeiten von Nestorius gelehrt habe, welche das fünfte Concil ihm beilegt. Es wäre aber keine geringere Tyrannei, die Theologen durch einen Befehl zu dem Glauben zu zwingen, Jansen habe die fünf Sätze gelehrt."

Wie denn das Dogmatische und das Moralische sich stets durchkreuzen, so hat diese Frage auch eine genaue Beziehung zum Probabilismus. Doctor Ste. Beuve streifte sehr nahe an diesen, indem er behauptete, man könne auch ohne innere, eigene Überzeugung davon, daß die fünf Sätze in Jansen seien, doch deren Verdammung als Lehre Jansens unterschreiben, da ja das Zusammentreffen so vieler äußerer Auctoritäten, welche dieses behaupten, es uns sehr wahrscheinlich machen könne. Die plaintes verlangen, daß man die Leute zuvor von der Wahrheit dessen überzeuge, was sie unterschreiben sollen. „Man muß meine Zweifel zuvor durch Belehrung heben. Statt dessen redet man immer nur von Befehl und Drohung, nie von Belehrung. Man muß ihnen freilich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es ihnen mehr um äußeren Gehorsam zu thun ist, als um das, was man glaubt. Sie verlangen nur die Hand, nicht das Herz. Man führt nur die Nothwendigkeit der Unif rmität an; aber diese ist ja bei dem Formular doch nicht, weder in Betracht der früheren Kirche, noch auch nur im jetzigen Frankreich, wo Leute aus den verschiedensten Beweggründen sich unterwerfen, nur weil sie nicht Märtyrer einer Bagatelle werden wollen; und gerade

die frömmsten Bischöfe, über welche der ihnen gleichstehenden Versammlung keine Gewalt zusteht, weigern sich dieses Formular anzunehmen."

„Es ist aber im höchsten Grade auffallend, daß die Klerusversammlung sich nicht blos das Ansehen eines National-Concils geben will, sondern auch größere Ansprüche auf Untrüglichkeit macht, als die Päbste. Denn diese glaubten sich auf den Fall, daß ihre Entscheidungen bei Bischöfen Widerspruch fänden, dem Ausspruch der ökumenischen Concile unterwerfen zu müssen und machen allein auf keine Unfehlbarkeit Anspruch, wie das fünfte Concil beweist. Die Beschlüsse und das Formular der Klerusversammlungen von 1656 und 1661 haben aber von Seiten der geachtetsten Bischöfe Widerspruch gefunden. Diese machen darauf aufmerksam, daß sie auf ganz gleicher Stufe der Gewalt und Auctorität mit der Klerusversammlung stehen; wenn letztere sie aber auf den Fall des Ungehorsams mit Strafen bedrohe, überschreite sie die ihnen von ihren Committenten gegebenen Vollmachten und laufe wider alles Herkommen und Recht an. Dennoch habe die letzte Klerusversammlung die Sache gar nicht mehr in Berathung ziehen wollen, da sie ja längst unumstößlich entschieden sei. Sollen diese Entscheidungen auch für Bischöfe verbindlich sein, welche den Versammlungen gar nicht beiwohnten? Da man sich aber in der Unmöglichkeit sieht, auf diese Einwürfe zu antworten, nimmt man eine noch sehr in Frage stehende Sache für unbestreitbar, und statt zu rechtfertigen, was man gegen so gegründete Vorwürfe gethan hat, ist man nur darauf bedacht, die Auctorität des Pabstes und des Königs anzurufen, als handelte es sich nur noch um die Ausführung einer von aller Welt für gesetzlich anerkannten Entscheidung. Die Bischöfe, gegen die ihr die Gewalt aufruft, als wären sie des Ungehorsams gegen euch schuldig, sind Bischöfe, sind Nachfolger der Apostel und Statthalter Christi, wie ihr; sie haben gleichen Antheil mit euch am Episkopat, sie sind auch von Gott eingesetzt. Man sieht keinen weiteren Unterschied, als daß die Einen mehr Residenz halten in ihren Diöcesen und sich am Hof weniger bekannt machen. Darin seid ihr ihnen überlegen. Es wäre aber sehr befremdend, wenn eine gewissenhaftere Befolgung des göttlichen Gesetzes und der heiligen Kanones mit sich brächte, daß sie in der Kirche weniger Ansehen hätten und wenn sie darum ihrer eigenen Freiheit verlustig werden müßten. Die Bischöfe haben ohnedies schon zu viel Versuchung, ihre Diöcesen zu verlassen, man braucht sie nicht noch mehr nach Paris zu ziehen durch den mit ihrem Aufenthalt verbundenen Vortheil und das Recht, über die Abwesenden zu herrschen. Es sind hier nur 14 Bischöfe, welche erst nicht in Allem einverstanden waren, von welchen die Hälfte nicht einmal eine eigene Kirche hat und welche doch hundert Anderen, von denen sie keine Vollmacht dazu erhalten, Befehle vorschreiben. Umsonst hat man selbst in ihrer Mitte die Aufforderung vernommen, man solle doch wenigstens die nächste allgemeine Versammlung des Klerus abwarten."

Es ist eine Schande für Frankreich, daß man heut zu Tage nichts gründlich Gutes thun kann, ohne daß man sogleich auf die lächerliche Anklage einer phantastischen Ketzerei stieße. Es ist eine Schmach für den Episkopat, daß es Bischöfe giebt, die nur arbeiten, ihn in der Person ihrer Amtsbrüder zu unterjochen und welche, indem sie selbst jedem Kreuze ausweichen, nur auf Mittel bedacht sind, Männer zu unterdrücken, welche sich wie Schlachtopfer in den Arbeiten ihres priesterlichen Amtes verzehren. Wenn aber auch in der Gegenwart jede Appellation erfolglos ist und jedes Tribunal für die gerechte Sache verschlossen und stumm bleibt,

Jus tamen aeternum est, habet ingens fama tribunal
Quo vestrum rapitur nomen, saeculisque futuris
Justitiae immemores et causam dicitis orbi.

Nachdem also die verschiedenen Ungerechtigkeiten ans Licht gestellt sind,

welche man bei diesem Verfahren sich hat zu Schulden kommen lassen, so hat die zweite Hälfte dieser Schrift sich die Aufgabe gesetzt zu zeigen, daß die Bischöfe der verschiedenen Versammlungen der letzten zehn Jahre nicht ihren eigenen Bewegungen und Erleuchtung gefolgt sind, sondern sich vielmehr durch fremden Einfluß zu Dingen haben treiben lassen, welche sie nie von sich selbst gethan hätten. Das beweist der Stoff aller ihrer Decrete. Nur eine große Gefahr für die Grundlehren des Glaubens scheint so außerordentliche Schritte, welche dem Geist der gallikanischen Kirche ganz entgegen sind, und das Bündniß von Bischöfen mit den natürlichen Feinden des Episkopats gegen dessen Vertheidiger erklären zu können. Daß ganze Ärgerniß ist aber, daß einige Theologen einige Sätze nicht in einem Buche finden können, worüber sie jedoch zu schweigen bereit sind. Man muß alles geistigen Lichtes ermangeln und alles Gefühls für die Heiligkeit des Christenthums, wenn man nicht anerkennt, daß die Kirche Christi gegenwärtig in einem so kläglichen Zustande ist, als sie es irgend je gewesen. Die gallikanische Kirche namentlich ist nicht reformirt worden seit weder Provinzial- noch National-Concilien zu diesem Zweck gehalten worden. Die Geistlichen, eine kleine Zahl ausgenommen, leben nicht mehr nach der Ordnung ihres Standes, seit es beinahe keine kanonische Züchtigung mehr gegen ihre Unordnungen giebt; die Völker aber haben sich keiner genaueren Beobachtung der Gebote Gottes unterstellt, seit so viele Kasuisten sich befleißigen den Bruch derselben zu autorisiren. Bei diesem Überströmen von Übeln, bei dieser Sündflut haben sich die Väter der gallikanischen Kirche, die ihr von Gott gesetzten geistigen Ärzte mehrere Male versammelt, um daran zu arbeiten, haben aber bei zehnjähriger Mühe nur zwei Krankheiten gefunden, welche sie ihrer Sorge würdig hielten, nämlich erstens, daß ein Geistlicher von Verdienst auf die Bitte einer frommen Prinzessin das Meßbuch ins Französische übersetzt und zweitens, daß Theologen von fleckenlosem Wandel einigen Zweifel bezeigt haben, ob fünf Sätze sich wirklich, wie es der Pabst erklärt hat, in einem Buch finden. Woher kommt es, daß eure Versammlungen für ihren Eifer so sonderbare Gegenstände ausgelesen und über Kleinigkeiten, über eingebildeten Übeln die wahren vergessen haben? Der Grund dieses Übels ist durchaus unbegreiflich, meine hochwürdigen Herren, wenn man nur Euch in Betracht zieht; es wäre erstaunlich, daß Ihr von Euch selbst Euch mit so niedrigen Dingen befassen solltet, die Eurem Stande so wenig Ehre und Nutzen bringen. Aber das Alles klärt sich durch den Einfluß der Jesuiten und namentlich Annats auf Eure Versammlungen auf; sie wünschen freilich die Aufmerksamkeit von den wahren Übeln der Kirche und von sich auf eingebildete Übel abzulenken."

„Es ist aber auch keineswegs Eure wirkliche Überzeugung, daß Theologen die dem heiligen Stuhl schuldige Achtung vergessen, Ihr haltet es vielmehr für erlaubt, nicht blos daß sie zweifeln, sondern daß sie auch förmlich und öffentlich die Decrete der Päbste misbilligen, welche sie als der Wahrheit zuwiderlaufend betrachten, daß sie dieselben mit christlicher, mit theologischer Freiheit in sehr wichtigen Angelegenheiten, nicht blos in Thatsachen, sondern auch in der Norm selbst, des Irrthums beschuldigen. Es ist billig, meine hochwürdigen Herren, daß man aller Welt zeige, daß Eure Verehrung für den heiligen Stuhl nicht bis zu dieser sklavischen und weltlichen Delikatesse geht, daß Ihr es übel ansähet, wenn man an den Päbsten das wahrhaft Tadelnswerthe tadelte. Man kann dieses aber sonder Zweifel nicht besser beweisen, als mit dem Zeugniß und dem Beispiel Dessen, der an dieser Angelegenheit am meisten Theil gehabt hat, der die Seele Eurer Versammlungen gewesen ist, der ihre Beschlüsse, ihre Berichte abgefaßt hat, kurz, welcher mit Annat der einzige Verfasser des Formulars ist. Das ist der berühmte Marca, welchen selbst die Jesuiten den gelehrtesten Mann sei-

nes Jahrhunderts im kanonischen Recht genannt haben." — Es wird uns sofort aus vielen Stellen seiner letzten, erst nach seinem Tode erschienenen Schrift bewiesen, daß er die Päbste, z. B. bei Einführung des Palliums, der Annaten nicht blos des Irrthums in Thatsachen beschuldigt, sondern selbst der Usurpation und des eigennützigen Betrugs. — „Die Schlüsse aber, welche Marca daraus zieht, sind dem römischen Hof wohl ohne Vergleich unangenehmer, als der Widerstand einiger französischer Theologen gegen die den Jansenius betreffende Thatsache, namentlich der Schluß, es stehe dem König und den Bischöfen von Frankreich frei, ihre Zustimmung zu der Bezahlung der Annaten, als zu einem freiwilligen Geschenke für die Zukunft zurückzunehmen." – Hincmar von Rheims tritt auch hier als Verfechter des Gallicanismus, der Rechte der Erzbischöfe gegen die Anmaßungen der Kurie auf.

„Der Spruch des Pabstes über den Thatbestand von Jansen kann aber auch nach Marcas Grundsätzen und also nach denen der französischen Bischöfe nicht als durchaus verpflichtend dargestellt werden. Denn obgleich Marca das allgemeine Princip aufstellt, der Pabst habe das Recht in Glaubenssachen zu entscheiden, so bindet doch seine Entscheidung die Bischöfe und das Volk nicht als eine über allen Zweifel erhabene Regel des Glaubens, es sei denn, daß alle Bischöfe sie durch ihre Unterschriften bestätigt haben, oder daß seine Entscheidung, auf den Widerspruch einiger, durch ein ökumenisches Concil angenommen worden sei."

Da sonach Marca genannte Theologen nicht in seinem Herzen verdammen konnte, müßte es unbegreiflich scheinen, wie er sich bei ihrer Verdammung an die Spitze stellen konnte, wüßte man nicht um seine praktischen Grundsätze. Er glaubte es seiner Ehre schuldig zu sein, in Büchern für Gelehrte die Wahrheit zu sagen, hielt aber dafür, daß man sonst im Leben bei einer gewissen Nöthigung, oder um des Nutzens, „um der Ökonomie" willen Unwahrheiten sagen dürfe; er lachte über Diejenigen, welche dann in ihrer Herzenseinfalt glaubten, er habe sich geirrt. Er konnte Theologen nicht darum grollen, daß sie glaubten, der Pabst habe sich in einer Thatsache geirrt, da er dasselbe in so vielen Fällen erklärte. Aber er lacht auch Derer, welche ihn um seines heiligen Eifers willen loben, womit er den römischen Stuhl verfochten. Denn er hat in seiner hinterlassenen Schrift seine Ansicht über den römischen Stuhl deutlich ausgesprochen, da es ihm nach seinem Tode nichts mehr schaden konnte. Um die jansenistischen Theologen dennoch zu verfolgen, genügte ihm die Nothwendigkeit, worin er sich befand, mit Annat und den Jesuiten gut zu stehen, die Nothwendigkeit aus dem Jansenismus eine wichtige Sache zu machen, damit er als der an der Spitze Stehende sich derselben fein benützen könnte, um den Pabst zu befriedigen und zu schrecken, und Diejenigen zu stürzen, welche er nicht in seinem Interesse glaubte." — Der Verfasser wendet sich schließlich an die Bischöfe der Versammlung, nennt ihr Verfahren ein Spiel, indem es mit ihren Grundsätzen und ihrer Überzeugung nicht übereinkomme, da sie zu viel Verstand haben, um zu glauben, es sei eine Ketzerei, den Irrthum des Pabstes in einer Thatsache für möglich zu halten. Daß die Irrlehren der fünf Sätze auch ohne Beziehung auf Jansen verdammt werden können, zeigt die Kirche, welche dieselben 16 Jahrhunderte lang also verdammte."

Beilage XX.

Vermittlungsversuche im Juli und August 1664.

Auf der königlichen Bibliothek in Paris findet sich ein Manuscript (D. 959. pièce), datirt von Port-Royal de Paris vom 11. Juli 1664.

Sie möchten freilich an manchen Orten von unserer Angelegenheit sprechen hören, denn wir sind gegenwärtig der Gegenstand der Unterhaltung für alle Welt, und werden bald für Engel und Menschen ein Schauspiel sein. Da Sie aber die Wahrheit darüber wissen möchten, müssen wir selbst Ihnen diese mittheilen, denn beinahe nur wir können sie gründlich wissen und haben ein Interesse, sie nicht zu verbergen.

Sie wissen, in welcher Lage wir uns in Folge des Besuchs des Erzbischofs befanden. Er hatte uns Chamillard gelassen, damit er das Werk zu vollenden suche, welches er selbst mit so vieler Mühe und so wenigem Erfolg angefangen hatte; dieser sollte insbesondere und insgemein, in und außer der Beichte uns die Schwierigkeiten zu heben suchen, welche unserem Gewissen die Unterschrift des Formulars unmöglich machten. Chamillard arbeitete daran mit vielem Fleiß und selbst mit Bezeugung seiner Liebe zu unserem Hause; außer der Beichte nahm er noch Jede einzeln an; hielt auch noch einige Conferenzen, wo er uns die Freiheit ließ, die Bedenken vorzubringen; er versuchte auch darauf zu antworten. Sei es nun aber, daß der Gegenstand selbst von außerordentlicher Art und daß es nicht leicht sei, durch Auctoritäten oder Beispiele Beweise vorzubringen, oder mögen Jungfrauen unfähig und zu unwissend sein, die ihnen vorgelegten Gründe in Dingen, wovon sie nicht gewohnt sind sprechen zu hören, gut zu begreifen, wir haben auf keine Weise verstanden, daß man unsere Anfechtungen gehoben habe; denn Alles, was man uns sagt, um uns zur Unterschrift zu vermögen, reducirt sich auf die alleinige Auctorität Derer, welche sie befehlen, ohne daß man beweist, die befohlene Handlung sei nicht gegen das Gesetz Gottes. Man sagt uns nur, wir dürfen das gar nicht denken, da es den Untergebenen nicht zukomme, unter den Befehlen selbst einen Unterschied zu machen. Wir können unsere Bedenken unseren Oberen vorlegen; wenn diese uns aber versichern, daß nichts Übles daran sei, müssen wir unsere Scrupel ihrer höheren Erleuchtung unterstellen. — Jedermann gesteht ein, daß dies keine allgemein gültige Regel sei, besonders wenn es sich dabei um die Gefährdung des Gehorsams gegen göttliche Gebote handelt. Unsere Bedenken haben aber um so mehr Gewicht bei uns erlangt, als wir gesehen haben, wie Alle, die sich die Mühe geben wollten darauf zu antworten, es auf eine so verschiedene Weise gethan haben, auf so entgegengesetzte Principien hin, daß die Einen die Gründe der Anderen umstürzen. Sie haben uns dadurch nur noch mehr in unserer Ansicht bestärkt, keinen Theil an Streitigkeiten zu nehmen, welche so unnütz für uns sind und an sich selbst so ungewiß, da ja Diejenigen selbst, welche über unsere Verpflichtung zur Unterschrift übereinkommen, nicht Eins sind über das Motiv dazu und über die Verfassung des Herzens, welche dieses Zeugniß begleiten muß.

Nach diesem Allen hatte uns Chamillard wiederholt erklärt, unsere Furcht vor der Unterschrift sei eine bloße Zartheit des Gewissens; er bezeugte es Einigen besonders und sofort der Klosterversammlung, er hätte einige Milderung zu finden gewünscht, um einerseits die Last für uns zu erleichtern und doch den Erzbischof zufrieden zu stellen. So legte er uns einige Arten von Unterschriften vor; wir konnten aber auf keine derselben eingehen, da sie immer einige Zweideutigkeit in sich schlossen und die Glaubensfrage nicht von den Thatsachen unterschieden. Wir drückten unseren Wunsch aus,

daß man sich mit unserer Unterschrift unter die zweite Verordnung der Großvicare von Metz begnüge; der Erzbischof lehnte es aber wiederholt ab.

Da es aber Zeit zu einem Entschluß war, setzten wir eine Acte im Kapitel auf, worin wir dem Erzbischof offen und mit aller Ehrerbietung unsere Seelen-Verfassung und die unübersteiglichen Schwierigkeiten auseinandersetzen, welche unser Gewissen in die Unmöglichkeit versetzen, ihm zu gehorchen.

Den folgenden Tag weigerte sich aber Chamillard diese Acte, welche ihm in Gegenwart der ganzen Klosterschaft übergeben wurde, auf unsere Bitte dem Erzbischof vorzulegen; er sagte, dieser würde darüber nur ärgerlich werden. Der Erzbischof sei wohl geneigt, etwas für uns zu thun, aber er wolle nicht um Worte markten, auch wolle er nicht eine Acte von sechzig Linien statt zwei Linien. Besonders hielt er sich daran, daß wir darin erklären, wir können nicht mehr thun, als bei der ersten Unterschrift und gab uns die Acte sogleich wieder zurück. Zugleich drang er in uns, etwas Kurzes aufzusetzen, das unsere Gewissen erleichtere und versprach sein Möglichstes zu thun, um den Erzbischof zur Annahme zu vermögen. Wir erklärten ihm, wir begehren weiter nichts, als daß man uns erlaube, deutlich, ohne alle Zweideutigkeit zu reden; da wir unser Vertrauen auf die Wahrheit gesetzt haben, hoffen wir auch nach der Verheißung des Gottessohns, daß sie uns befreien werde. Wir übergaben ihm hierauf einen kurzen Vorschlag: „Wir versprechen eine herzliche Unterwerfung und Überzeugung in Betreff des Glaubens, rücksichtlich der Thatsache aber bilden wir kein Urtheil, da wir von uns selbst keine Kenntniß davon haben können, sondern bleiben, unserer Lage und Stand gemäß, in ehrfurchtsvollem Stillschweigen. — So geschehen in unserem Kloster Port-Royal de Paris am 10. Juli 1664."

Er sagte uns, ob er sich gleich damit begnügen wollte, indem er die Beschwerung unserer Gewissen sehe, so glaube er doch nicht, daß der Erzbischof es würde gelten lassen. Er trug es Mittwoch, den letzten Tag des uns gegebenen Termins, zum Erzbischof und unterstützte es mit Esprit, wie sie uns versicherten, so gut sie konnten. Der Erzbischof aber wollte nichts davon und sagte, er wolle lieber, daß wir nichts unterzeichneten. Wir haben es indeß dennoch unterzeichnet, da es Alles ist, was uns ohne Verletzung unseres Gewissens zu thun möglich ist, und erwarten nun mit Unterwerfung die Ausführung der Drohungen des Erzbischofs. Chamillard hat uns gesagt, es gehe dieses bis aufs Äußerste, auf eine allgemeine Zerstreuung, es könne geschehen, daß man das Haus Madame de Frontevauld gebe, welche es verlange, um uns je Eine in alle ihre Klöster zu senden. Obgleich dem Erzbischof vor all diesen Gewaltstreichen graue, glaube er sie doch nicht abwenden zu können; er werde uns dem Lieutenant-Civil übergeben. Wo nicht, würde er sich gezwungen sehen, uns in unserem Hause selbst in eine nicht minder harte Lage zu versetzen, uns ohne irgend einen geistlichen oder anderen Trost einzuschließen, alle unsere Dienstboten, welche nach außen verkehren, uns zu nehmen, und Fremde dafür einzusetzen, welche gute Wache hielten und jeden Verkehr verhinderten; und so in Allem. Man gab auch deutlich zu verstehen, man könne nicht umhin, zehn oder zwölf Schwestern zu entfernen. —

Chamillard ließ uns gestern merken, man erwarte dazu nur noch die gelegene Stunde, je nach den Nachrichten vom Hofe, wenn wir uns nicht eines Besseren besinnen. Gott aber erweist uns Allen die Gnade, daß wir lieber alle Arten von zeitlichen Strafen erwarten, ehe wir uns vor Gott einer ewigen Anklage aussetzen, uns weniger aus seinen Geboten und Drohungen gemacht zu haben, als aus denen der Menschen. Man sagt uns, wir würden morgen unseren Richter sehen; die Sinne zittern, aber der Glaube erhält sie aufrecht und giebt uns Sicherheit, wenn wir nur gestärkt

werden durch die Gebete der Freunde Gottes, welche für Niemanden beten können, der dessen mehr benöthigt wäre. —

Soweit die Handschrift.

Beilage XXI.

Die ersten Flugschriften für die Gefangenen.

Die Epistre familière, ein fliegendes Blatt von acht Quartseiten, ist ohne Datum; es muß nicht lange nachdem der Erzbischof sich des Ausdrucks pimbèche bedient hatte, geschrieben sein. Namentlich aber heißt es: il en (aus Port-Royal) tira encore trois religieuses la semaine passée, dont deux furent envoyées à St. Denis et l'autre aux Ursulines. Deshalb fügen wir es hier ein. Diese Flugschrift wirft dem Erzbischof unverholen vor, daß er Gewalt, bloße Gewalt für Recht ergehen lasse. Er solle sich lieber vollends aller rechtlichen Formen entschlagen, da er ja doch für keinen seiner Schritte Rede und Antwort stehen wolle. Er sieht einmal Port-Royal als eine fremde Citadelle an, deren Bewohner seine Gewalt nicht anerkennen; er läßt sich von Truppen und bewaffnetem Volk begleiten, um bloße Jungfrauen anzugreifen, die nur ihre Thränen zu ihrer Vertheidigung und die Gegenwart des Sacraments als Asyl haben. Diese „Zieraffen" müssen seltsame Thiere sein, daß man alle Truppen der Stadt gegen sie aufbieten muß! Ich habe alle römische Gesetze gelesen und alle Ordonnanzen unserer Könige, habe aber keine gegen Zieraffen und Hartnäckige gefunden; diese Gattung war damals noch nicht bekannt. Freilich wenn es auch Gesetze darüber gäbe, so ist es ja doch nicht mehr Mode nach Rechtsgebrauch zu verfahren, seit der Grundsatz aufgestellt ist, ein Ehrenmann müsse durchsetzen, was er nun irgend einmal angefangen hat. Ja, das Recht und die Gewalt des Erzbischofs besteht nur in seiner Vollmacht, sich von Musketiren und von allen Archers der Stadt begleiten zu lassen. So trieb es einst auch der selige Herr Arius, der sich durch die Auctorität und Macht der Kaiser beinahe zum absoluten Meister der Kirche gemacht sah. — Man singt Triumphlieder, weil zehn oder zwölf Nonnen von Port-Royal unterschrieben haben. So waren wohl auch die Heiden sehr vergnügt, als sie den Pabst St. Marcelin zwangen, den falschen Göttern Weihrauch zu streuen, terrore supplicii victus; auch die Arianer waren wohl sehr froh, als sie den Pabst Liberius, taedio exilii victum, vermochten, die Verbannung von Athanasius zu unterschreiben und mit ihnen in Gemeinschaft zu stehen, und dasselbe bei den egyptischen Bischöfen durchsetzten, welche als Grund angaben: vocabant nos haereticos. Das Alles widerfuhr auch den Jungfrauen in Port-Royal; dazu habt ihr sie noch der Sacramente beraubt, wie man die egyptischen Bischöfe im Gefängniß hungern ließ. Ihr habt ihnen oft genug wiederholt, sie sollten sich nur ihren Oberen anvertrauen. Das giebt euch denn also Grund genug, euch zu rühmen, daß ihr mehr Bosheit habt, als die Schwachheit bloßer Jungfrauen Kraft hatte.

Um frei meine Meinung zu sagen, so kann ich die Compagnie nicht zu sehr darum schelten, daß sie sich an Leuten rächt, die ihre Ehre und guten Namen ruiniren, zumal sie mehr ein politisches, als ein religiöses Ganzes ist. Ihre List ist nicht zu sehr zu tadeln, wenn sie zuerst und am stärksten gegen Diejenigen, als gegen Häretiker schreien, welche ihnen Ärger machen; sie ahmen dabei nur die Schelme nach, welche, um die Verfolger irre zu

leiten, zuerst schreien: Fangt den Dieb! Was hat aber der Erzbischof von Paris damit zu thun? will er auf Unkosten seiner eigenen Ehre und Charakters ihnen dienen? Schlägt er sich doch selbst ewige Wunden, wovon er nie genesen wird, wovon die Großen nicht genesen können, da sie ja in dieser Welt nie eingestehen können, daß sie Fehler gemacht haben; denn es ist ja eine Ehrensache für sie, durchzusetzen, was sie angefangen haben, und sie würden sich bei ihren Untergebenen verächtlich machen, wenn sie dieselben um Verzeihung bäten.

Diese Ketzerei des Jansenismus, die man verfolgt, macht mir Spaß, wenn ich bedenke, daß es nicht eine Ketzerei in der Lehre ist, sondern eine Ketzerei der bloßen äußeren Lage (situation), indem der Ort, an dem ihr euch schlafend oder wachend befindet, euch zu Ketzern macht. Denn wenn mich Jemand von Paris nach Senlis führe, und ich schliefe gegen die Gränze der beiden Bisthümer, ist es nicht wahr, daß ich als Ketzer einschlafe und als guter Katholike aufwachte, wenn der Bischof von Senlis es nicht für gut hält, das Formular in seiner Diöcese unterzeichnen zu lassen? Es ist dies also eine Ketzerei, welche die Seele des Ketzers nicht ansteckt; es braucht nur eine Richtung des Körpers, um aus einem Bisthum ins andere überzugehen. Wenn man aber die Aussprüche der Bischöfe von Angers und Alet zu Rathe zieht, dürfte man wohl den Erzbischof von Paris für einen Schismatiker halten. Denn es findet auf ihn der Grundsatz seine Anwendung, daß wer eine neue, unerhörte, von den Theologen der katholischen Kirche nicht angenommene Lehre lehrt und begründen will, und wer Diejenigen, welche seiner Lehre sich nicht unterwerfen wollen, von seiner Gemeinschaft trennt, schismatisch ist. Es ist aber für einen Bischof wenig, Schismatiker zu sein, wenn er sich durch einen anderen Beleg als Häretiker erfindet; das ist er selbst nach dem Grundsatz der Jesuiten: wer sich den Entscheidungen des Pabstes nicht unterwirft, ist ein Ketzer und seine Beneficien sind erledigt. Der Erzbischof aber verfolgt Männer, erklärt sie außer seiner Gemeinschaft und entsetzt sie, von denen der Pabst, nachdem sie ihm die Artikel ihres Glaubens vorgelegt, gesagt hat: Ad saniorem doctrinam inducti. Die Lehre aber macht den guten Katholiken und den Ketzer. Es bleibt den Doctoren aber frei zu disputiren, ob Jakob steht oder sitzt, ob eine Reiterstatüe von Marc-Aurel auf dem Platz des Kapitols steht, ob gewisse Ausdrücke und Worte in einem Buche sind oder nicht. Hätte sich Seine Heiligkeit auch für den Richter in solchen Kleinigkeiten gehalten, er hätte es gleich mit der Lehre entschieden; er glaubte aber, um der Kirche den Frieden zu geben, genüge die Erklärung, die Angeklagten seien katholisch gesinnt; der Pabst ist befriedigt, aber die Jesuiten nicht. Glaubte man aber in Frankreich wirklich an die Entscheidung des Pabstes, so könnten die Jesuiten die der Ketzerei gegen Theologie, Staat und Sitten Angeklagten nicht mehr verfolgen. So ist denn der Erzbischof von Paris ein Ketzer.

In der effusion de coeur dans une extrême affliction vom 11. October 1664 schüttet Bregi (wenigstens macht sie der Catalog der Handschriften der königlichen Bibliothek (D. 968. pièce) zur Verfasserin. Psalm 61, 9. ist vorangestellt) ihren Schmerz vor dem Herrn, dem Bräutigam ihrer Seele, aus: „Da die Erde ehern ist und die ihnen von Gott gesetzten Väter wie Eisen, da man sie von der Brust ihrer Mutter der Kirche loszureißen droht, bleibt den Mägden des Herrn nichts übrig, als ihre Augen zu erheben zum treuen Herzens-Zeugen seiner Auserwählten." (Sie bezeugen, daß sie sich nie von der Kirche losreißen lassen wollen: renonçant à tous les noms odieux que l'on nous veut imposer, nous dirons toujours avec un grand Saint à ceux qui nous voudront connaistre que nostre nom est Chrestienne, et nostre surnom Catholique.) — Der tiefste Schmerz giebt die kühne Hoffnung auf ein Wunder, da jedes andere Mittel unmöglich

scheint: „Wir werden hart getadelt, verachtet, verdammt nicht blos von unseren Feinden, sondern selbst von Denen, welche immer mit uns mit demselben Brode, dem Worte Gottes, gespeist wurden, getränkt mit dem Wasser der Weisheit zum Heile. Sie behandeln uns als Rebellen, als anmaßlich, halsstarrig, ungehorsam. Willst du diese Vorwürfe dulden, o mein Gott, der du unser Lob bist! willst du sie dulden? Wirst du diese Stimmen des Fluchs nicht in Stimmen des Segnens verwandeln? Du kannst es, wenn du willst; du brauchst nur ein Wort zu sagen. Du darfst nur jene Stimme der Kraft und der Herrlichkeit ertönen lassen, welche die Höhe der Zedern bricht, die Flammen trennt und den größten Feuersbrünsten verbietet, deinen Dienern zu schaden. Du darfst nur die Stimme vernehmen lassen, welche die Bäume der Waldungen erzittern macht, und den Seelen das Feuer und die Behendigkeit des Hirsches giebt, dir zu folgen, ihnen die verborgenen Mysterien deines Gesetzes und deiner Gnade aufdeckt, und sie durch dieses göttliche Licht in der Einheit desselben Leibes und desselben Geistes zusammenführt."

Beilage XXII.

Wiederholte Unterschriften und Widerrufe einer Nonne.

Die Schwester Magdalena von St. Melthide hatte lange in großen Kämpfen und Bangigkeiten mit sich selbst gerungen; da ihr der Thatbestand Jansens sehr zweifelhaft schien, fürchtete sie sich, Gott durch ihre Unterschrift zu beleidigen, während sie doch wieder bei dem Gedanken zitterte, der Sacramente und jedes Beistandes beraubt, wegzusterben. Die Erklärung des Erzbischofs, er verlange mit der Unterschrift nur ein Sichzufriedengeben, acquiescement, und Unterwürfigkeit unter den apostolischen Stuhl, drängte sie um so mehr, „als ich diese Ausdrücke nicht deutlich verstand." In ihrer Noth bat sie den Erzbischof um eine Unterredung; er erschien und Magdalena nahte sich mit dem Vorsatze nicht zu unterschreiben. „Ich war durch die Auctoritäten, welche er mir dafür anführte, daß man im Fall eines Zweifels dem Rath seines Oberen zu gehorchen habe, zum Schweigen gebracht und ganz niedergeschlagen; Alles, was ich in meiner Verwirrung und in meiner Unruhe thun konnte, war, daß ich ihn aufs demüthigste anflehte, er möge mich eher den Rest meines Lebens in ein Gefängniß werfen, was ich von Herzen gewünscht hätte, als daß er mir eine Sache befehle, womit ich Gott schwer zu beleidigen fürchtete; er möge mir wenigstens noch ein wenig Zeit lassen, um zu beten und von Gott seinen Rath zu erbitten." Aber er verweigerte es ihr, und Magdalene gab endlich seinem Dringen nach, indem sie mit lauter Stimme erklärte, sie thue es nur aus Unterwürfigkeit, nicht aus Überzeugung, da der Erzbischof ihr nicht gestattete, dieses schriftlich beizusetzen. Allein sie hatte durch diesen Act nichts weniger als die erwünschte Seelenruhe gewonnen, sie war es sich wohl bewußt, daß ihr Entschluß nicht eine göttliche Inspiration war, wie der Erzbischof sie versichert, sondern eine Sünde. „So brachte ich die beiden folgenden Tage in beinahe beständigen Thränen zu und war so außer mir, daß ich nicht wußte, was ich that." So fand sie sich denn auch nicht in der Verfassung, das ersehnte und ihr angebotene Sacrament zu empfangen, so sehr ihr auch Chamillard und Flavie zuredeten, indem sie fürchteten, es möchte diese Weigerung den noch nicht gebeugten Schwestern eine Bestärkung in ihrem Unge-

horsam und eine Waffe werden. Sie konnte es auch nicht über sich gewinnen, Chamillard zu beichten, da er in einer Conferenz von den Müttern und früheren Beichtvätern nachtheilig gesprochen hatte. Man erlaubte ihr einen anderen Beichtvater, um ihm ihre Anfechtungen mitzutheilen; allein sie fand sich immer nur für den Augenblick erleichtert. Indeß genoß sie zweimal das Sacrament, indem sie dabei Gott gelobte, ihre Unterschrift zu widerrufen, wenn er ihr dies als seinen Willen kund thäte; zugleich suchte sie darin die Gnade und die Kraft ihn zu erfüllen. Sie wurde auch durch die Gebete ihrer treu gebliebenen Schwestern gestärkt; besonders schmerzte es sie, daß sie allein von allen Schwestern die Erlaubniß zu communiciren durch einen Schritt erhalten habe, welcher sie doch weit unter dieselben setze. So zog sie sich in die Einsamkeit zurück, beschloß zu gestehen, daß sie der Kirche ins Angesicht gelogen habe und empfing, ehe sie dieses feierlich that, das Sacrament noch in der Absicht, daß es ihr als Viaticum diene, da sie wohl wußte, daß ihr Widerruf sie für immer desselben berauben würde. „Ich hoffe, sagt sie, daß die Beraubung des Sacraments, welche ich mit meinen Schwestern werde tragen müssen, mir vor Gott anstatt einer Genugthuung dienen wird und ich danke ihm dafür, daß mir also seine Vorsehung die Mittel der Buße darreicht. Gott hat mich in diese Fehler fallen lassen, damit ich mit dem Propheten sagen könnte, es sei mir diese Erniedrigung gut gewesen, um die Gebote desto besser zu beobachten. Denn er hat mir nunmehr die Gnade geschenkt, daß ich mehr als je entschlossen bin, mich seinem heiligen Willen ganz zu überlassen, indem ich wohl einsehe, daß uns in dem Stande der Unterdrückung, in welchem wir uns befinden, nichts übrig bleibt, als zu dulden." — Sie bittet ihre Schwestern und alle fromme Seelen, zu Gott zu beten, daß er ihr diese Gnade erhalte.

Die Erzählung dieser ihrer Kämpfe, ihres Falls und Aufstehens, daß heißt ihrer Unterschrift und ihres Widerrufs ging als fliegendes Blatt im Druck aus. (Bibliothèque du roi D. 962. pièce.) Es ist unterzeichnet aus unserer Zelle in unserem Kloster von Port-Royal de Paris, am 22. Nov. 1664 und bevorwortet durch ein kurzes Schreiben an den Erzbischof, welches also lautet:

„Seit dem Tage, daß ich in Ihren Händen und auf Ihren Befehl das Formular unterzeichnete, habe ich mich in einer Verfassung befunden, daß ich wohl sagen kann, meine Sünde sei beständig nicht vor mir, sondern gegen mich gewesen. Da ich also den Bewegungen meines Gewissens, das mich beständig drängt und beunruhigt meinen Fehler zu bekennen, nicht länger widerstehen kann, werfe ich mich zu Ihren Füßen nieder und bitte flehentlich, daß Sie Erbarmen haben mit einer Person, welche durch ein zu heftiges und unbedächtiges Verlangen, Ihren Wünschen sich zu fügen, sich in eine bedauernswerthe Lage gestürzt hat. Sie können mich fürder gewiß nicht mehr des Eigensinns und des Ungehorsams anklagen, da mich die Unterwürfigkeit gegen Eure Hoheit in dieses äußerste Elend versetzt hat. Ich hoffe vielmehr, mein Beispiel werde dazu dienen, Ihr Mitleiden über meine Schwestern zu erwecken, daß sie dieselben von dem schweren Joch befreien, dessen Bürde mich niederdrückt. Ich bin überzeugt, daß wenn ich Ihnen ausdrücken könnte, in welche Lage mich diese Unterschrift versetzt hat, würden Sie dieselbe gewiß vielmehr ermahnen, sie nicht zu leisten, als daß Sie dieselben unter scharfen Strafen ihnen befehlen; Sie würden eingestehen, daß sie Recht haben den Frieden ihrer Gewissen höher anzuschlagen — was für ein Schatz er ist, weiß ich erst, seit ich ihn verloren habe —, als alle äußeren Übel und Strafen. Ich bitte Sie demüthigst, diesen meinen Schritt allein der Furcht, Gott zu beleidigen, zuzuschreiben."

Diese Flugschrift, denn das war es doch in Wahrheit, mußte durch den, unter der demüthigen Sprache verborgenen, Stachel tiefer Ironie namentlich

den reizbaren Erzbischof schmerzlich verwunden. Es war nun eine Ehrensache diesen Sieg der Gegner zu nichte zu machen, koste es, was es wolle; mit der armen Melthide hatte Niemand Erbarmen, sie und ihr Gewissen wurde von beiden Theilen hin und hergezogen. Sie wurde aus Port-Royal nach einem Kloster in St. Denys gebracht, wo man sie unter dem Namen einer Retraite allein in einer Art Gefangenschaft hielt. In einem Schreiben vom 18. Januar 1665 wirft sie sich dem Erzbischof als eine seines Erbarmens Unwürdige zu Füßen und fleht ihn um Verzeihung an wegen ihres Fehlers, des Widerrufs, welchen sie hiemit widerruft. Sie scheue sich nicht das gemeine Gespräch und die Fabel der Leute zu werden; sie fasse dabei nur Gott und ihr Gewissen ins Auge. Das habe sie freilich auch bei ihrem ersten Widerruf gethan; es sei für sie aber auch eine große Versuchung gewesen, sich mitten unter ihren Schwestern zu sehen, welche in einer unerschütterlichen Festigkeit waren, besonders da sie von deren gutem Gewissen überzeugt gewesen sei und sich durch ihre Unterschrift gewissermaßen von ihnen getrennt gesehen habe. Allein die Betrachtung des Gehorsams, den sie Gott und dem Erzbischof in allen Dingen gelobt habe, habe sie wieder zur Besinnung gebracht und ihr Gottes Willen geoffenbart. — Man vermochte Melthide auch an ihre noch ungebeugten Schwestern in Port-Royal zu schreiben, und ermangelte nicht, auch diesen Brief drucken zu lassen. (Bibliothèque du roi D. 963. pièce.) Der Brief ist von St. Denys vom 6. Februar 1665 datirt:

Ich fühle mich verpflichtet, Euch zu wissen zu thun, daß Gott mir die Barmherzigkeit erwiesen hat, die Augen zu öffnen, um die gefährliche Lage zu erkennen, worein ich mich durch einen Widerruf gestürzt hatte, welchen ich mit einem zarten und zu Scrupeln geneigten Gewissen, das aber der wahren Erleuchtung ermangelte, geleistet habe. — Sie sei in fleißigem Gebet, schreibt sie, indem sie St. Franz von Sales brünstig um seine Fürbitte angerufen habe, zu dieser Überzeugung gekommen. Besonders betrübt aber ist sie darüber, daß sie ihren Schwestern ein schlechtes Beispiel gegeben, welches sie vielleicht verhindern könnte, den guten Bewegungen zu folgen, welche Gott ihnen einflößte. Sie wollte dies gern nicht blos durch dies Bekenntniß und ihr Gebet, sondern auch durch ihr Blut abwenden. — „Noch nie habe ich mich so von der Creatur frei gefühlt, als bei diesem Entschluß, noch nie so ruhig und so freudig mich Gott ganz zu übergeben, als seit ich ihn ausgeführt habe, während ich früher erfuhr, daß wer Gott widersteht, keine Ruhe haben könne. Ich fühle mich tief beschämt über meinen skandalösen Widerstand und die Distinctionen, die einer Jungfrau so wenig anstehen, und weiß, daß wer seinem rechtmäßigen Oberen gehorcht oder ungehorsam ist, sich gegen Gott gehorsam oder ungehorsam bezeugt. Die Einsicht, daß ich durchaus unfähig bin über Jansen ein Urtheil zu fällen, giebt mir die Zuversicht, daß die Kirche von mir weder eine Billigung, noch Verdammung dieses Schriftstellers verlange, da man sich lächerlich machen würde, indem man dieses auch nur dächte; daher bin ich über alle Anstände daran erhaben." — Melthide, oder wer sonst für sie die Feder geführt haben mag, ermangelt nicht, den Schwestern zu eröffnen, daß die Anfechtungen, welche sie nach ihrer ersten Unterschrift bei ihren Communionen gehabt habe, daher kamen, daß sie dem Verbot des Erzbischofs nicht genau nachgekommen sei, nicht unter einander von diesen Gegenständen zu sprechen, wobei sie sich freilich als besonders schuldig bekennt, da sie es oft zuerst gesucht habe. Schließlich versichert sie ihre Schwestern ihrer brünstigen Fürbitten, damit auch diesen gegeben werde, das große Ärgerniß zu ihrem eigenen Heil aus der Kirche zu entfernen.

Es wird später erzählt werden, wie sie diese Unterschrift abermals widerrief.

Beilage XXIII.

Schriften zu Rechtfertigung des Verfahrens der Hofbischöfe, von Amelote, Annat und Chamillard.

La deffense des constitutions d'Innocent X et d'Alexandre VII et des decrets de l'assemblée generale du clergé de France contre la doctrine de Jansenius, contenue aux cinq propositions condemnées. Avec la deffense de la doctrine de St. Augustin et de St. Thomas, contre ce qui leur est attribué par le même Jansenius. Divisée en trois parties par le R. P. Amelote, de Saintes, docteur en théologie, prestre de la congregation de l'Oratoire de notre seigneur Jesus-Christ. Paris 1660. 1 Vol. in 4.

In der ersten Abtheilung des Buchs wird gezeigt, daß die Sätze in Jansen enthalten und in seinem Sinne censirt sind. Es werden zwölf namhafte Unterschiede zwischen der Lehre von Thomas und seiner Schüler einerseits, andererseits der Lehre Jansens aufgestellt. Der zweite Abschnitt zeigt den Unterschied zwischen Augustin und Jansen, sowohl in der Lehre von der ursprünglichen Unschuld, als in der vom Stand des gefallenen Menschen, während der dritte nachweist, daß die ausgezeichnetsten Lehrer aller Jahrhunderte die fünf Sätze in Jansens Sinne verdammt haben. Das Dedicationsschreiben an die Erzbischöfe und Bischöfe Frankreichs ist nicht ohne Interesse, indem es das Verhältniß des Standes der bloßen Priester zu dem Episkopat von seiner mystischen Seite auseinandersetzt. Beide sind nothwendig, damit durch das menschliche Wort das göttliche Wort leibhaftig auf die Altäre heruntergerufen und das überschwingliche Opfer bis zum Ende der Tage dargebracht werde. — Auch der avant-propos enthält mehrere beredte und zugleich lehrreiche Abschnitte. — Zuerst haben die Jansenisten die fünf Sätze als rechtgläubig mit allen ihnen zu Gebot stehenden Mitteln zu vertheidigen gesucht und nicht daran gedacht zu leugnen, daß sie in Jansen stehen. Das habe man erst vorgeschützt, als die Sätze nach reiflicher Prüfung verdammt wurden. — Nicht leicht sei eine Sache in Rom so gründlich behandelt worden. Der Pabst habe eine erstaunliche Geduld bewiesen, den Sitzungen selbst beigewohnt, welche zum Theil über sieben Stunden gewährt, so daß die Ärzte und seine Umgebung ihm deshalb lebhafte Vorstellungen machen mußten. Die Repliken und Dupliken waren so umfassend, daß die über den Glaubenspunkt sich auf 30 Buch Papier beliefen; die über die Thatsache drei starke Hefte in Folio. Aber der Pabst ließ sich daran nicht genügen, er warf seine Augen noch auf dreizehn auserwählte Theologen, welche beim h. Stuhl einen Dienst hatten, ähnlich dem Dienste der Helden, welche um Salomons Bett die Wache hielten, auserwählt aus den Tapfersten in Israel, und das Schwert des Geistes zu führen wußten, welches nach Paulus das Wort Gottes ist. Den Berathungen eben dieser wohnte der Pabst fleißig bei. So hatten denn die Jansenisten jede mögliche Gelegenheit, ihre Sache mit Schriften und mit dem Worte zu verfechten; auch haben sie keine Kosten und Zeit, ihre besten Theologen und diese ihre Kräfte nicht gespart. Denn wenn man nicht blos von der Begierde des Siegs gespornt wird, sondern wenn man in seinem Kampfe der ganzen Erde zum Schauspiel dient, so läßt man keine feine Wendung, keine Anstrengung des Geistes unversucht, um den Sieg zu gewinnen. Die Vertheidiger der angegriffenen Sätze konnten sich gegen jede List der Gegner wappnen; sie wußten, was deren Absicht und Haltung war, denn man theilte ihnen die Schriften ihrer Gegner mit; da sie also wußten, von welcher Stählung die Waffen

der Gegner waren, wie sehr sich dieselben anstrengten, ihre Richter zu überreden, so haben die Vertheidiger gewiß nichts versäumt, was der von Eifer und Ehre gestachelte Geist des Menschen erfinden kann, um ihren Gegnern nicht weichen zu müssen.

„Der heilige Vater kennt durch Gottes Offenbarung die reinsten Seelen, welche gleichsam das Herz seines mystischen Leibes bilden; diesen Seraphinen der Erde, die immer vor Gottes Angesicht stehen, ließ er große Schaalen Weihrauch darbringen. Er gab Befehl, daß während er wider den Irrthum kämpfte, auf den heiligen Bergen Freunde Gottes stünden, welche immer ihre Hände zum Himmel erhoben hielten. Je mehr dieser Krieg sich in die Länge zog, desto mehr vervielfältigte er diese unschuldigen Kämpfe, bis er das ganze Heer von Israel gebrauchte, wie vor Jericho, welches durch seine Gebete den mysteriösen Schall der Widderhörner sonder Wandel bis zum Himmel dringen ließ, das heißt, welches den Himmel drängte mit seinen Gebeten, die da sind die Stimme und die Kraft, welche die Gläubigen vom Erlöser der Welt borgen. Er deckte sogar vor dem Israel Gottes seine Bundeslade auf, damit er Gottes Gnade um so brünstiger durch das Opfer seines Sohnes erflehe; endlich warf sich der heilige Vater selbst oft, wie Aaron, mit dem Antlitz zur Erde nieder, er seufzte aus der Tiefe seines Herzens um die ihm nöthige Weisheit. Wenn solches Flehen nicht erhört wurde, welches sollte dann erhört werden? Dieser Hohepriester, gestützt auf die ausdrücklichsten Verheißungen des Evangeliums, daß Alles, was die Gläubigen den Vater im Namen des Sohnes bitten würden, ihnen gewährt werden solle, hat an die Thüre geklopft, mit aller möglicher Vorsicht; und wir sollten nicht glauben, daß sie ihm eröffnet worden sei?"

Auf das Vorwort Amelotes folgt das dogmatische Werk in seinen genannten drei Abtheilungen, an welche sich der traité des souscriptions anschließt. Amelote hält hier zunächst der Behauptung der Jansenisten (die fünf Sätze in dem Sinn, in welchem sie verdammt wurden, seien nicht in Jansen) den Satz entgegen, daß es höchst schwierig sei, die Wahrheit irgend einer Behauptung als unumstößlich zu behaupten. „So manche früher allgemein angenommene Sätze, zum Beispiel über den Kreislauf der Sonne um die Erde, sind nun allgemein von den Unterrichteten aufgegeben. Die der menschlichen Wissenschaft unterstellten Gegenstände mögen durch Irrthum und Zweifel hindurch zur Klarheit und Wahrheit erhoben werden; aber in Sachen des Glaubens muß bestimmte, unwiderrufliche, zureichende Entscheidung der Wahrheit zur Hand sein. Oder will man vielleicht behaupten, die Aussage, die fünf Sätze finden sich nicht in Jansen, habe die einfache, innere Wahrheit eines Axioms, welches jeder Vernünftige, als solcher, annehmen müsse? dann würde man nur den sämmtlichen Gegnern den Menschenverstand absprechen. Statt dessen gestehen aber die ehrlichen Jansenisten ein, die fünf Sätze liegen allerdings in dem am nächsten liegenden Sinn der Worte Jansens; man müsse diese deshalb in einem günstigen Sinn verstehen. Um aber einen so beharrlichen und für die ganze Kirche ärgerlichen Widerstand gegen den heiligen Stuhl zu rechtfertigen, müßte man die Evidenz des Jansen zugeschriebenen Sinnes durch die gemeinsame Übereinstimmung der heiligen Väter und der berühmtesten Theologen beweisen. Es genügte nicht, daß man selbst diesen Sinn durch eine geschickte und feine Erklärung herauszöge; er müßte nothwendig der ganzen Welt als der wahre Sinn des Bischofs sichtbar und über allen Zweifel erhoben werden. Denn auf was für eine Auctorität muß man sich offenkundig stützen können, um sich der Gewalt eines so souverainen und erhabenen Gerichts zu entziehen? So lange die Jansenisten dieses nicht geleistet haben, sind sie allen Gläubigen ein Ärgerniß, als Leute, die ihr eigenes Urtheil über die feierlichen Aussprüche der Kirche setzen. Wie viel Haß und Leidenschaft wird dadurch aufgeregt? Wie

viele Kräfte, welche im Dienst der Kirche viel Gutes geschafft hätten, werden damit verzehrt? Kann man auch die Organe des h. Geistes verachten und betrüben, ohne ihn selbst zu betrüben? Welche Verachtung der obersten Gewalten der Kirche und welche Geringschätzung des Pabstes gehört dazu, trotz des angedrohten Bannstrahls, trotz seiner entgegengesetzten ausdrücklichen Erklärung zu behaupten, er habe die Sache nicht gehörig untersucht!"

Das sechste Kapitel führt den Beweis, daß die Kirche Thatsachen bestimmen kann und daß die Gläubigen verpflichtet sind, sich den Urtheilssprüchen zu unterwerfen, welche sie über diese Punkte ausspricht. Als der evidenteste Beleg dafür wird das fünfte Concil angeführt, welches die drei Kapitel, bloße Thatsachen, entschied, nämlich über die Lehre und Schriften des längst verstorbenen Theodor von Mopsvestia, Theodoret und Ibas. „Die Kirche hat damals Alle von ihrer Gemeinschaft ausgestoßen, welche sich diesem Urtheilsspruch nicht unterwarfen. Vigilius und mehrere seiner Nachfolger haben diesem fünften Concil dieselbe Auctorität beigelegt, wie den vier allgemeinen Concilien, ob sie gleich diesen nicht weniger Ansehen zuerkannten, als den vier Evangelien. Aber die Sectirer wollen einmal ihren Vorsatz nicht aufgeben, ihr Stolz verblendet ihren Geist und sie machen sich selbst ein falsches, irregeleitetes Gewissen. Die Ketzer haben sich von jeher für die allein Erleuchteten, für die allein Reinen gehalten. Der Stolz, der Urheber aller Ketzerei, behandelt die in seine Schlingen Gefallenen, wie die Philisterfürsten Simson, er sticht ihnen die Augen aus, damit sie weder den Tag, noch ihr Elend sehen." — Das fünfte Concil war zuerst von den Jansenisten auf den Plan gebracht worden, um an der Person von Pabst Vigilius zu zeigen, daß ein Pabst wenigstens in Thatsachen sich täuschen und seine Ansicht verändern könne; auch daß ein allgemeines Concil über dem Pabst steht. Amelote geht genau darauf ein, aber auf seine Weise. „Vor der gemeinsamen Entscheidung durch Concil und Pabst habe jener Streit allerdings viel Ähnlichkeit mit dem jansenistischen gehabt, die Vertheidiger der drei Bischöfe glaubten auch die Auctorität des Concils von Chalcedon zu verfechten, wie die Jansenisten das Ansehen Augustins; aber sobald die Kirche ihren Ausspruch gethan, unterwarfen sich die Meisten ohne Widerrede. Die Jansenisten haben um so weniger einen Vorwand, nicht ein Gleiches zu thun, als der Pabst die Lehre Augustins und St. Thomas ausdrücklich außer aller Anfechtung erklärt, was die Jansenisten nur wieder zu einer neuen Ausflucht zu machen suchen. So unterwarfen sich auch die Kirchen des Abendlandes dem fünften Concil, dem sie sich einige Zeit lang widersetzt hatten, als erst die Päbste ausdrücklich erklärten, daß die vier früheren ökumenischen Concile, namentlich das von Chalcedon, vollkommen in ihrem Ansehen bleiben sollen." — Amelote sagt nicht blos, daß die drei angeklagten Bischöfe ihren Vertheidigern mehr Stoff dargeboten haben, sie gegen die vorgebrachten Anklagen zu verfechten, als dies bei Jansen der Fall ist, sondern es zieht sich in seiner ganzen Behandlung dieses Gegenstandes ein stiller Zweifel hindurch, ob wirklich die drei Bischöfe mit Recht verdammt worden seien. „Die gegen Theodor erhobenen Anklagen, sagt er, werden auch dadurch geschwächt, daß man die heiligen Väter in denselben Anklagepunkten für mitschuldig erklärte. Der Brief von Ibas wurde mit demselben Nachdruck vertheidigt, und die verdächtigen Stellen von Theodoret sind noch in unseren Tagen (von den Jesuiten Sirmond und Petav) mit solcher Klarheit vertheidigt worden, daß man ihnen offenbar einen katholischen Sinn hätte geben können, wenn es nicht durch Pabst Vigilius verboten worden wäre. Wer weiß nicht, daß Kassian, gegen welchen Prosper mit so großem Eifer geschrieben hat, dessen Schriften von Pabst Gelasius für apokryphisch erklärt wurden, von gelehrten Männern vom Irrthum frei gesprochen worden ist? Einige nehmen gleicherweise die Schriften von Faustus, Bischof von Rics, in Schutz; An-

dere endlich wollen Origenes Schriften von der Häresie freisprechen. Werden wir aber darum, unter dem Vorwand dieser milden Auslegungen, welche gelehrte und rechtschaffene Männer ersonnen haben, die Auctorität der Päbste und Concilien verachten, welche nicht blos ihre Bücher, auch ihre Personen für ketzerisch erklärt haben?" —

„Die drei Kapitel, sagt Amelote weiter, sind von einer geheimen Verbindung von Eutychianern, von Gegnern des chalcedonischen Concils zuerst verfaßt und angeregt worden, und sie wußten die Frömmigkeit des Kaisers Justinian durch falsche Hoffnungen zu überlisten. Wer hat je von einer solchen Gewalt gehört, welche allein durch die Auctorität eines katholischen Kaisers in der Kirche geübt worden, der ohne irgend eine Mittheilung an den Pabst, in so verwegener und gefährlicher Absicht, die Bischöfe aller Kirchen, welche sich doch zuvor bestimmt für das Gegentheil ausgesprochen hatten, zwang, zum Theil durch Schmeicheleien, zum Theil durch Drohungen, ihr Gewissen zu verrathen, alle Gesetze der Ehre, der Frömmigkeit und der Kirche zu schänden (violer)? Wer weiß nicht, daß die Mishandlungen, welche man an Pabst Vigilius ausübte, die Vermessenheit Justinians krönten und daß Beschimpfung, Beschwerden, Krankheit, endlich das Exil von diesem Priester heischten, was er nie in seiner vollen Freiheit zugegeben hätte? Konnten nicht die Bischöfe des Abendlands gegen das fünfte Concil einwenden, die versammelten Bischöfe seien ja schon zuvor durch die ihnen abgenöthigten Unterschriften des kaiserlichen Formulars gebunden gewesen? — Und doch, obgleich die Patriarchen selbst erklärten, daß die Freiheit und Legalität des Concils durch ein solches Verfahren zerstört sei, wurde seine Entscheidung von der ganzen Kirche angenommen, als vom Geist Christi ausgegangen, der seine Verlobte beseelt und leitet. Die Jansenisten aber, obgleich weder List noch Gewalt auf den Gang der Untersuchung und Entscheidung eingewirkt haben, wollen sich dennoch dem Ausspruch der Kirche nicht unterwerfen!"

„Jansen, wie Theodoret, wollte sich in die Mitte zwischen die Ketzer und die Katholiken stellen und hat sich so den Ketzern genähert." Was Agobart von Theodoret sagt, gilt auch von ihm: Inventus est medius locus, et agens pro veritate egit contra veritatem. Theodoret hielt Cyrill für einen halben Eutychianer und glaubte, daß auch an Nestorius Lehre etwas Wahres sei; indem er so vermitteln wollte, verfiel er der Ketzerei. Jansen wirft den Scholastikern vor, daß sie sich zu sehr in heidnischer Philosophie und in ihren Begriffen verfangen haben, und die Schriftlehre nicht verstehen. Kalvin sagt: Der aus der Unschuld gefallene Mensch hat alle Freiheit verloren. Die katholischen Theologen leugnen den Verlust der natürlichen Freiheit. Jansen macht sich zum Schiedsrichter beider Parteien, und erklärt, die Kinder Adams genießen noch die Freiheit, das Böse, aber durchaus nicht das Gute zu thun. Der Ketzer sagt, die wahre Freiheit bestehe in einer vollkommenen Indifferenz, so daß man die Wahl hat, das Gute oder das Böse zu thun; da der Mensch diese Wahl nicht mehr hat, hat er die Freiheit verloren. Die katholischen Theologen behaupten, wir haben diese Indifferenz noch, die Freiheit sei also nicht verloren; Jansen um den Streit beizulegen, erklärt, die wahre Freiheit verliere ihr Wesen nicht, auch wenn sie der Indifferenz beraubt sei. — Kalvin lehrt, es sei dem Menschen unmöglich, irgend etwas Gutes zu thun, wenn Gott nicht mache, daß er es thue (fait faire), und nie auch in den heiligsten Menschen wirke er die Erfüllung aller Gebote. Die katholischen Theologen leugnen Beides. Jansen um eine Annäherung zu bewerkstelligen, widersetzt sich mit allen Gläubigen dem zweiten Irrthum, gesteht aber den ersten den protestantischen Ketzern zu. Kalvin macht allen Gerechten, so erfüllt sie auch vom göttlichen Geist seien, die Erfüllung der Gesetze unmöglich; die Scholastiker behaupten, sie seien für keinen

Gerechten unmöglich; Jansen will Christus mit der Welt, die Wahrheit mit der Lüge versöhnen, theilt den Streit; er erklärt sie für unmöglich in Betracht einiger Gerechten, nämlich derer, die Gott beleidigen."

„Die Frage, ob die Kirche die Gläubigen zur Unterwerfung unter ihre Entscheidungen zwingen könne, ist eine Gewissensfrage, wobei es sich nicht blos um eine Thatsache, sondern um die Rechtsnorm des Glaubens, um den Gehorsam der Gläubigen gegen die Kirche handelt. Der Ungehorsam gegen ihren Urtheilsspruch, auch abgesehen von dem damit etwa verbundenen Irrglauben, ist ein großes Verbrechen. Denn auch in Thatsachen hat die Entscheidung der Kirche eine untrügliche, göttliche Wahrheit zum Gegenstand, welcher jeder Christ seine Zustimmung geben muß, nämlich die Gewalt der Kirche selbst. — Es giebt aber Thatsachen und Anstände darüber von verschiedenem Belang; solche, welche nur die Disciplin betreffen, sind wandelbar je nach der Zeit, dem Ort und den Persönlichkeiten, daher darüber verschiedene Aussprüche vorkommen. Andere Thatsachen, wenn sie sich auch nicht unmittelbar auf den Glauben beziehen, haben doch viel Beziehung darauf; sie können viel dazu beitragen, ihn aufrecht zu halten oder zu stürzen. Dahin gehört der streitige Sinn eines Schriftstellers, obgleich diese Frage nicht unmittelbar in die Glaubensnorm fällt. Da für die Ruhe der Kirche darüber eine höchste, untrüglich entscheidende Gewalt nöthig ist, so müssen wir glauben, daß Christus sie der Kirche auch nicht verweigert. — Auch darf man nicht glauben, als entschieden die Päbste und Concilien willkürlich, sie verfahren dabei mit zu großer Umsicht und Klugheit und werden vom Geist der Weisheit und der Wahrheit zu gut geleitet, als daß sie je ein Urtheil gegen die offenbare und begründete Überzeugung Aller aussprechen sollten. Und wenn der Heilige Stuhl auch einmal durch die List oder Unwissenheit der Zeugen sich betrügen läßt, so wacht die göttliche Vorsehung doch so sehr über ihm, daß sie nicht ermangelt, durch ein noch größeres Wunder, als die Bewahrung vor Irrthum ist, die Sache auf eine unverhofft rasche Weise ins Licht zu stellen. So wurden mehrere Päbste von den Bischöfen gewarnt, den Verführern nicht zu trauen. Syricius und Anastas II, Johann XXII und Sixt V wurden früh der Welt entrückt, da zu fürchten war, sie möchten durch zu große Leichtgläubigkeit oder durch irgend eine Befangenheit des Geistes die Gläubigen in eine schlimme Lehre verwickeln."

„Wenn Niemand das Recht hat, in die Eigenschaft der Bücher Mistrauen zu setzen, welche die Kirche für kanonisch erklärt, noch in die Auctorität jedes allgemeinen Concils, das sie annimmt, noch insbesondere in jeden Pabst, dem sie sich unterwirft, in die Verklärung eines Menschen, welcher einst ein großer Sünder war, den sie nun aber aufgenommen erklärt in die Zahl der Heiligen; — wie könnten wir zweifeln, daß sie mit aller Zuversicht über den Sinn von Schriften einen Spruch thun und bei Strafe des Anathemas zur Unterschrift ihres Spruchs verpflichten könne? Derselbe Geist, welcher durch die Kirche redet, wenn es nöthig ist, den wahren Sinn der h. Schrift zu enthüllen, ermangelt nicht sie aufzuklären, wenn es für die Ruhe und das Heil ihrer Kinder nöthig ist, zu erklären, welches der Sinn der Worte eines Menschen ist. In beiden Fällen erklärt sie nach der Verkettung des Sinnes und Zusammenhangs, und zieht die Erfahrung und Tradition der Väter zu Rathe. Sie weiß die Sprache der Ketzerei von der der Rechtgläubigkeit bestimmt zu unterscheiden. Die Kirche wäre aber eine thörichte, hartherzige Mutter, wenn sie in einem Falle mehr auf die Rettung der Ehre eines Schriftstellers, als auf das Heil von tausend gefährdeten Seelen bedacht wäre."

„Es kann geschehen, daß zu einer Zeit ein Satz für ketzerisch gelte, welcher zu einer andern Zeit als orthodox angenommen wurde, je nachdem die zu einer Zeit besonders gefährliche Ketzerei auf der einen oder auf der

andern Seite von der Wahrheit abweicht. So hat das Concil von Antiochien das Wort „consubstantiel", von Christo in seinem Verhältniß zum Vater, Paul von Samosata gegenüber verboten, während das nicänische Concil denselben Ausdruck Arius gegenüber mit allem Nachdruck behauptete. So löst sich auch der scheinbare Widerspruch von Pabst Felix III und Johann II, in der Frage, ob Einer aus der Trinität gelitten habe und geboren sei. Probando et improbando unum utrique statuerunt; so daß der scheinbare Widerspruch in den Entscheidungen der Päbste nichts desto weniger ihrer Unfehlbarkeit keinen Abbruch thut. Namentlich erhellt aber dadurch, daß wenn auch die Lehre Jansens, wie sie sich aus ihren Grundsätzen entwickelt darstellt, nicht allen katholischen Lehrern entgegengesetzt wäre, der Heilige Stuhl doch einen gerechten Grund zu ihrer Verdammung gehabt hätte, indem sie die Irrthümer Kalvins nicht blos begünstigt, sondern sie auch erneuert und die falsche Lehre stützt."

Die Jansenisten hatten sich auf Sirmond und Petav berufen, welche behaupteten, die Lehre Theodorets, so doch von Pabst Vigilius für alle Zeiten, mit allen ihren Vertheidigern verdammt worden sei, lasse sich auch orthodox auslegen. Amelote sucht sie damit zu entschuldigen, daß diese beiden Gelehrten Theodorets Worte nur an sich selbst betrachten, ohne ihr Verhältniß zu den Ketzereien seiner Zeit in Anschlag zu bringen. Man müsse aber allerdings entweder annehmen, daß sie das erst von Marca veröffentlichte päbstliche Decret dagegen nicht gekannt haben, oder anerkennen, daß sie in einen offenbaren Ungehorsam verfallen seien.

Die Jansenisten beriefen sich auf die Auctorität von Baronius und Bellarmin, welche in Beziehung auf die Verdammung des Pabstes Honorius durch das sechste Concil behaupten, ein Concil könne sich in Thatsachen irren. Dagegen wendet Amelote ein, daß, die Wahrheit dieser Verdammung vorausgesetzt, dem Concil natürlich die päbstliche Bestätigung dazu gefehlt habe, daß man ohne gehörige Untersuchung jählings verfahren, es überhaupt nur im Vorbeigehn, nicht conciliariter beschlossen worden sein. Er stellt dabei eine Unterscheidung auf, welche, indem sie die Auctorität seines höchsten Princips der Wahrheit retten soll, an das zur Rettung der Schrift-Auctorität aufgestellte Princip einer Klasse liberaler Protestanten erinnert: „Die Päbste und Concilien entscheiden gewisse Fragen gleichsam nebenher (par incident), verlangen dafür auch von den Gläubigen nicht mit derselben Strenge den Glauben an diese Entscheidungen, worauf sie auch gar nicht den Fleiß verwandt haben, wie auf die Hauptmaterie, worin sie allein untrüglich sind. Ganz anders ist es, wenn die Kirche über einen Punkt die Entscheidung erwartet, der Pabst darüber ausdrücklich nach gründlicher Untersuchung seinen Spruch thut und alle Bischöfe demselben sich unterwerfen."

Amelotes Schrift zeigt uns auch, daß der Jansenismus in seinen verschiedenen Gestalten nicht blos unter einem Häuflein Theologen und Nonnen verbreitet war. Man werde vielleicht aus ganz entgegengesetzten Gründen sagen, solche Schriften seien nach Entscheidung und Beilegung der Streitigkeiten nicht blos verspätet, sondern auch im Stande, die Ruhe zu stören und den Krieg zu erneuern. „Aber so gar manche Theologen beharren ja doch noch in ihren Ansichten, ob sie gleich verdammt sind, und erklären, daß sie eher das Äußerste ausstehen wollen, als sich der Unterschrift unterwerfen. Wenn nur die schlichten, ungelehrten Leute nicht von der Leidenschaft für die verbotenen Grundsätze angesteckt wären, wenn auch nur sie im Frieden, im Schatten der Palmen der Kirche lebten und das Wort der vereinten Prälaten und den obersten Priester ehrten, so schiene jedes Wort zur Beruhigung überflüssig, es wäre ein gegen einen Todten geschnellter Pfeil.

„So aber dünkt es Leuten vom Hofe, vom Parlament, vom Handel,

vom Gewerbe, Studirten und Ungelehrten, vornehmen und anderen Frauen, es dünkt ihnen nach all' den Constitutionen und Bullen der Päbste, nicht zu spät; nach den Decreten der Bischöfe, nach den Urtheilssprüchen der theologischen Facultäten, nachdem sich die ganze Kirche unterworfen hat, dünkt es ihnen doch nicht zu spät zu sagen, die verdammten Sätze seien nicht Jansens Lehre. Dieselben Leute werden freilich auch schreien, es sei nicht mehr an der Zeit den Vorhang zu heben, der bis auf diesen Tag ihre Augen deckt, ihnen augenscheinlich darzuthun, daß die verdammte Lehre diesem Schriftsteller eigen sei. Die Kanzeln in den Kirchen, die öffentlichen Schulen, die Conferenzsäle, Cabinete für Privat-Gespräche tönen wieder von den Erörterungen über Jansens Irrthümer, viele Prediger ermüden nicht bei jeder Gelegenheit ihre Angriffe auf Jansens Person selbst auszudehnen. So hört man denn zu jeder Stunde nichts als Streitigkeiten, bald für die Gewalt und Gerechtigkeit des heiligen Stuhls, bald gegen eine ihm zur Last gelegte zu große Leichtgläubigkeit; bald für die Macht der Gnade, bald gegen die Strenge Augustins; bald für die Doctoren, welche sich geweigert haben, die Bullen zu unterschreiben, bald für die dem heiligen Stuhl Gehorsamen; und alle diese Streitigkeiten schließen mit einer Herausforderung, man solle doch einmal in Jansen die fünf verdammten Sätze nachweisen." Daher stelle er sich auch diese Aufgabe in seinem Buche.

La conduite de l'eglise et du roy justifiée dans la condamnation de l'hérésie des Jansénistes; par la refutation des faux prétextes de la question de fait et de droit, et de la prétendue conformité de leur doctrine avec celle des Thomistes et par la preuve de leur véritable conformité avec les Calvinistes. Par le P. François Annat de la compagnie de Jésus. A Paris, chez Sebastien Cramoisy, rue St. Jaques aux cicognes. 1664.

Annat erklärt, er habe durchaus nicht die Absicht, auf die zahllosen Schmähschriften der Jansenisten zu antworten; sondern nur einige augenscheinliche, entscheidende Thatsachen vorzulegen. Er weiß zum voraus, daß sie ihm mit einigen ausweichenden Schmähschriften und Compilationen nicht zur Sache gehöriger Stellen antworten, auch nach Gewohnheit versichern werden, die Schriften ihrer Gegner erregen nur ihr Mitleiden; denn sie haben unter Anderen auch die geheime Kunst, Haß, Schmähungen und Mitleiden in demselben Gegenstand zu vereinigen. Sie haben wenigstens das Gute in ihrer Moral, daß sie die Welt gratis betrügen zu müssen glauben, indem sie ihre Schriften unter Couvert den Leuten, die sie nicht begehren, ins Haus schicken. Sie haben uns Jesuiten von der Seite von Italien, von Deutschland, von Spanien, von Kanada gefaßt; sie suchen aus allen Winkeln der Welt zusammen etwas gegen uns vorzubringen, sie haben uns in China, in Peru, in Mexico, in Chili, in Paraguai aufgesucht; es fehlt nur noch, daß sie aus Utopien Aufsätze kommen lassen, um Stoff zur Verleumdung der Jesuiten zu haben. Wir bemühen uns nicht so weit, um sie aufzusuchen. Ohne aus Paris hinauszugehen, verlangen wir von ihnen Rechenschaft wegen des Versprechens, das sie am Schluß der Conferenz durch la-Lane und Girard gegeben haben, daß wenn der Pabst außer ihrer Glaubens-Erklärung noch etwas verlange, so versprechen sie es getreulich zu halten. Da nun aber der Pabst in seinem Breve vom 29. Juli 1663 die Verdammung der fünf Sätze, als Jansens Lehre, verlangt, so weigern sie sich ihr Versprechen zu halten. Um diese Wortbrüchigkeit vergessen zu machen, überschwemmen sie die Welt mit ihren Mémoires, Relations, Réflexions, justes plaintes, desseins des Jésuites. Da sie die Gewalten der Kirche gegen sich vereint sehen, unterwinden sie sich dieselben alle anzugreifen. Sie rufen dem versammelten Episkopat Frankreichs, als hätten sie schon das Ge-

wehr auf ihn angelegt, drohend zu: Geht nicht weiter in einer Sache, die keinen Ausgang, noch Ende hat, aus der ihr euch umsonst durch die Gewalt zu ziehen hofft! — Was will denn alle diese Wuth und diese kirchenräuberische Verachtung des gläubigen Gehorsams der Prälaten? Zu was soll dieser falsche Muth solcher Großsprecher dienen, welche Männer bedrohen, die sich vor ihnen unmöglich fürchten können, Männer, vor deren Gewalt und Auctorität sie selbst zittern, welche Miene sie auch annehmen mögen. Sie sind zwei oder drei Schriftsteller, welche nicht mehr Talent oder Leichtigkeit im Schreiben haben, als auch Kalvin und Beza zu ihrer Zeit. Und doch wollen sie, daß man glaube, vor den Kanonen ihrer Federn müssen die Mauern des Vaticans zittern; als wüßten wir nicht gar zu gut, daß alle ihre Artillerie nur Papier zu schwärzen vermag, das nicht desto weniger schön brennt, wenn die Gerechtigkeit des Königs an Croix du Tiroir oder auf dem Greve-Platz sie ins Feuer zu werfen befiehlt. Was können sie den Bischöfen noch Schlimmeres nachsagen, wenn sie nicht etwa erklären wollen, man sehe sich genöthigt, diese Hirten zu verlassen, um in Genf bessere zu suchen."

Annat bezieht sich nun, indem er die question de fait anfaßt, auf den Ausdruck „des Secretairs von Port-Royal", es handle sich ja nur um einen geringen Punkt, um eine äußere Thatsache, man mache sich für Nichts Unruhe. Es scheint, die Jansenisten haben das Gewicht und Maß des Heiligthums in Händen, um jeden Punkt für wichtig oder unwichtig, jeden Menschen für ausgezeichnet oder unbedeutend zu erklären, je nach dem es ihrem Vortheil ansteht! Wenn nun diese Thatsache, um welche die ganze Kirche sich in Bewegung setzt, worüber die beiden größten Könige der katholischen Christenheit übereinkommen, während sie in hartem Kriege gegen einander liegen, nur ein unbedeutender Punkt, „nur eine Thatsache" ist, warum macht ihr denn aus anderen Thatsachen so viel, selbst wenn sie noch sehr ungewiß sind und alles amtlichen Charakters ermangeln? Ihr macht so großen Lärm mit der angeblich schon abgefaßten, aber gewiß nie publicirten Bulle, wodurch beinahe die Irrlehren Molinas verurtheilt worden wären. Warum unterwerft ihr euch drei in aller Form publicirten Bullen nicht? Daß die Kirche die Lehre Augustins für durchaus orthodox erklärt, ist nach euch eine Thatsache, eine gerichtete Sache; die Sache von neuem erörtern wollen, wäre ein Verbrechen, ein Attentat, wodurch man sich die Verdammung zuziehen würde. Warum soll dasselbe nicht auch von anderen durch die Kirche ausdrücklich entschiedenen Thatsachen gelten?"

„Ihr behauptet, in Thatsachen seien die Augen allein die legitimen Richter. — Was ist aber zu thun, wenn man mit Leuten zu thun hat, qui videntes non vident et audientes non intelligunt? Was mit den Nestorianern, wenn sie behaupten, sie können in der h. Schrift die Einheit der Person in Christo nicht finden; oder wenn die Eutychianer nicht blos die Einheit der Person, sondern auch der Natur, wenn die Monotheleten darin wenigstens die Einheit der Willen zu sehen glauben? Es giebt kranke Augen, die sehen Mücken, welche nicht da sind, andere sehen diejenigen nicht, die da sind. Die Leidenschaft und der Stolz haben dieselbe Wirkung. So sehen denn die Jansenisten bei Augustin Affirmationen, wo man Jahrhunderte nur Negationen gesehen. Diese Regel von der Gewißheit der sinnlichen Wahrnehmung muß selbst also durch ein sichereres Princip gestützt werden. Das ist namentlich der Grundsatz: Plus vident oculi, quam oculus, der Grundsatz der Majorität. — Man läuft schon im gemeinen Leben gegen den gesunden Menschenverstand, an und versündigt sich, wenn man sich nicht nach diesem Gesetz richtet. Niemand würde den Mord entschuldigen, wenn ein Jäger seinen Augen allein zu sehr vertraute und in der Meinung, er schieße auf einen Eber, abfeuerte, ob ihm gleich seine Genossen sagten, es sei ein

Mensch. Am wenigsten können sich aber Diejenigen entschuldigen, welche weder Latein, noch Theologie genug verstehen, um die Thatsache zu entscheiden und doch den Wenigern Glauben schenkten, Denen, welche weniger Auctorität haben. Denn es handelt sich hier nicht allein um die Zahl, es sind nicht blos auf der einen Seite Augen, auf der andern desgleichen. Der Pabst, die Kardinäle, die Bischöfe sind die Organe, die Augen der Kirche, sie machen auf anderes Ansehen Anspruch, als Vereinzelte oder Privaten. Und die Objecte und die Erkenntnißprincipien sind nicht jedes so vereinzelt und sich fremd, daß die Thatsachen nicht zugleich außer den Sinnen auch unter die Vernunft fielen, daß die streitenden Vernunftgründe nicht in Kirche und Schrift eine höhere Instanz anerkennten."

„Das Schlimme ist, daß die Augen der Jansenisten sich nicht gleich bleiben, daß sie ihre Augen wechseln, wie andere die Brillen. Haben sie doch selbst diese Sätze, namentlich den ersten in Jansen gefunden und es erklärt; da sie aber von Niemanden aus dem Buche weggenommen sind, müssen sie noch darin sein. Es ist sonderbar, wie Leute, welche doch auf ihr eigenes Urtheil so viel halten, nicht im Stande sind, den einfachsten Schluß zu machen. Sie sagen: Ich verdamme den ersten Satz, wo er sich nur finden mag; sie sagen weiter: ich bekenne, daß er sich in Jansenius findet; aber sie können nimmermehr dazu gebracht werden zu sagen: Ich verdamme ihn in Jansenius. Sie wollen nämlich die fünf Sätze überall verdammen, wo sie einen übeln Sinn haben; sie wollen aber darüber selbst richten, wo dies der Fall ist. So hat ihr Versteck immer zwei Ausgänge, wie eine Fuchshöhle. Wenn man ihre Augen überführt, daß die verdammten Sätze in denselben Ausdrücken sich in Jansen finden, so nehmen sie ihre Zuflucht zu der Verschiedenheit des Sinns; zeigt man ihnen aber, daß der Sinn derselbe ist, so suchen sie ihre Rettung in der Verschiedenheit der Worte und nehmen ihre Augen zu Zeugen, daß diese Worte sich darin nicht finden. Können aber die Augen über den Sinn der gefundenen Worte entscheiden? Das ist keine question de fait mehr, sondern de droit. Wenn die Jansenisten sich also zu Richtern über den Sinn machen wollen, so machen sie sich zu Richtern über das droit, und wenn die Kirche sich über den wahren Sinn der Worte täuscht, so täuscht sie sich im droit selbst."

Soweit der Beichtvater des Königs.

Response aux raisons que les religieuses de Port-Royal proposent contre la signature du formulaire, avec leur maximes et leur esprit, par Monsieur Chamillard, docteur de Sorbonne. Paris 1665.

Die Vertheidiger der Nonnen von Port-Royal bringen vor, diese seien zur Unterschrift des Formulars nicht verpflichtet, weil das Verfahren dabei ihnen die beiden Constitutionen verdächtig mache. „Wollte man aber solche Einwendungen gelten lassen, erwiedert Chamillard, so würde es nie an Ausflüchten für den Ungehorsam gegen die Oberen fehlen. In unseren kirchlichen Oberen wohnt der h. Geist, wie in einem Tempel, von welchem aus er uns seinen Willen kund thut.

Indem wir unser Urtheil dem der Vorgesetzten unterwerfen, bringen wir Gott ein verdienstliches Opfer dar. Jeder Gläubige ahmt die Tugend Abrahams nach, welchen die Schrift den Vater der Gläubigen nennt, und opfert seinen einigen, geliebten Isaak, das heißt seine Vernunft, die er in der Pflicht des Glaubens gefangen hält, wenn er glaubt, was er nicht erkannt hat, der Gläubige unterwirft sich seinen Oberen, um sie nicht zu betrüben, um sich nicht zu trennen von dem Leib der Kirche, und er empfängt von ihnen nicht blos die nöthige Erleuchtuug, um in seinem Glauben nicht zu irren, sondern auch alle Regeln für sein Verhalten. Wo wäre auch in der Kirche Raum für Ordnung, wo bliebe das Regiment der Kirche, wenn jeder Privatmann, statt in den Prälaten die Auctorität der Kirche zu se-

hen, statt sich demüthig ihrer Leitung zu unterwerfen, sich die Freiheit anmaßte, dieselbe zuvor zu prüfen, und ehe er gehorcht, selbst darüber zu urtheilen. Peter von Blois vergleicht diese vorläufige Prüfung mit dem Ungehorsam des ersten Menschen, welcher selbst das Gute und das Böse wissen wollte. Es ist dieselbe aber besonders gefährlich, wenn es sich dabei um die Leitung der ganzen Kirche handelt, da wir dabei stets nicht sowohl auf die Menschen, sondern auf die ihr von Christo gegebene Verheißung sehen sollen. So hält es auch die Kirche; sie stützt sich dabei nicht sowohl auf ihre Oberen, die da Menschen sind, sondern auf Christum, ihren Geliebten. Sie sieht nicht die Leidenschaften Derer an, die sie leiten, sondern das Licht des h. Geistes, das sie erleuchtet; denn sie weiß ja, daß die Wahrheit, welche ihr Gatte ihr mittheilt, vom Himmel kommt und durch alle menschliche Leidenschaften hindurchgeht, ohne verfälscht zu werden, wie ein lebendiges Wasser, das aus der Quelle strömt, ohne seine Reinheit zu verlieren, ob es gleich oft nur durch Canäle aus Erde hindurchgeht."

„Was nun aber die Klagen betrifft, daß man die Sache nicht recht untersucht habe, daß die Richter selbst Partei seien, daß man sie betrogen, daß man die weltliche Gewalt zur Verfolgung aufgereizt habe, so ist bekannt, daß Alle, die ihren Proceß verloren haben, sich über ihre Richter beklagen, und zu allen Zeiten haben die von der Kirche verdammten Ketzer diese Einwendungen gemacht und noch neuerdings ganz dieselben die Lutheraner und Kalvinisten. Die Kirche hat sich dadurch aber nie in ihrem Verfahren aufhalten lassen, sondern die Klagen der Ketzer stets als Verleumdungen betrachtet."

„Die Nonnen von Port-Royal aber sind nicht blos als Gläubige, als Glieder der Kirche zur Unterschrift des Formulars verpflichtet, sondern namentlich auch als Nonnen, durch die Regel St. Benedikts, zumal bekannt ist, daß die Vertheidiger der verdammten Irrthümer in Port-Royal ihren Waffenplatz gehabt haben. Als Nonnen haben sie das Gelübde des vollkommenen Gehorsams übernommen. Diese Tugend aber unterwirft die vernünftige Creatur, die von Natur frei ist, von Gott geschaffen den anderen zu befehlen, sie unterwirft dieselbe nicht allein Gott, sondern auch einem Menschen, der ohne ihren Willen durchaus keine Gewalt weder über ihren Leib, noch über ihre Seele hätte. Diese Tugend vollendet das Opfer einer wahrhaften Nonne, macht sie zu einem vollkommenen Brandopfer, wenn sie kraft der Gelübde der Keuschheit und Armuth nicht nur der Welt entsagt hat, sondern auch in Folge des Gelübdes des Gehorsams sich selbst stirbt, indem sie das Größte und Edelste im Menschen ertödtet, das eigene Urtheil. Durch diese Tugend aber trägt sie das Bild Christi, welcher, nach der Schrift, nicht gekommen ist, seinen Willen zu thun, sondern den seines Vaters im Himmel, der ihm vom ersten Augenblick seines Lebens gehorcht hat bis zum Tod am Kreuz, und in diesem Gehorsam fortlebt in seiner Herrlichkeit im Himmel."

„Wenn die Vertheidiger der Nonnen von Port-Royal sagen, diese werden das Formular mit Vorbehalt unterschreiben, indem sie göttlichen Glauben für die Glaubensnorm, Ehrfurcht und Stillschweigen über die Thatsache versprechen, so ist zu antworten, daß dieses durchaus gegen den Geist und das Herkommen der Kirche ist. So ließen die Bischöfe auch bei Theodoret durchaus keine Erklärung zu; er mußte ohne Weiteres die Verdammung von Nestorius und die seiner sämmtlichen Anhänger unterschreiben, um von jenen als Bruder angesehen zu werden. Man verlangt hier von Port-Royal weniger, sie sollen nur die Verdammung der Sätze in seinem Sinn, nicht die seiner Person unterschreiben; wenn sie seine Lehre so hoch halten, sollen sie sich doch auch das Beispiel der Unterwürfigkeit gegen den römischen Stuhl zu Nutzen machen. Daß aber die Sätze in dem Sinne, in welchem sie vom Pabste verdammt sind, wirklich in Jansen enthalten sind, ist den Häuptern der Jansenisten wohl bekannt. Zum Glück haben die Geradesten

selbst aufgedeckt, was man unter diesem Vorbehalt verborgen hielt, wie man damit nur Einfältige und Andere täuschte, die es nicht wußten. Eine der Nonnen, welche unterschrieben haben, welche einst in die Geheimnisse der Partei sehr eingeweiht war, sich aber jetzt der Kirche unterworfen hat, besaß zwei Manuscripte. Ich habe Eins davon gelesen, der Verfasser desselben konnte diese Verstellung nicht ausstehen und wirft ihnen vor, der Vorbehalt, dessen sie sich bedienen, indem sie den göttlichen Glauben für die Glaubensnorm versprechen, ehrfurchtsvolles Schweigen aber für die Thatsache, sei eine Erfindung ihres Kopfs oder um es besser auszudrücken, eine Schwachheit ihres Muthes, in welcher sie die Wahrheit schmählich aufgeben, indem sie ihre Gedanken darüber verleugnen. Diese Schriften, welche von Pascal und einigen Geistesverwandten sind, wurden uns von den Nonnen, die unterschrieben haben, mitgetheilt und sind in die Hände des Erzbischofs niedergelegt; sie zeigen den Schmerz dieser Männer, die im Geheimniß der Partei, aber ehrlicher als die Anderen waren, ihren Schmerz über die Unehrlichkeit ihrer Mitbrüder, welche sich dieses Vorbehalts bedienten, um das Publicum über ihre wahre Gesinnung zu täuschen. — Die Schwester Katharina von St. Flavia, welche früher eine der Hartnäckigsten in Vertheidigung der Partei war, jetzt aber eine von Denen, die am meisten brennen sie auszurotten, befragte einmal die Schwester Angelica von St. Johann, Niece von Dr. Arnauld, bei Gelegenheit der ersten Unterschrift, welche die Nonnen leisteten: Ich weiß nicht, wie wir in unserer Unterschrift sagen können, daß wir für die Glaubensnorm Glauben versprechen, da ihr wohl wißt, daß wir die von den beiden letzten Päbsten verdammten Glaubensartikel nicht von Herzen verdammen. Darauf antwortete ihr Agnes: Wenn wir so redeten, würde man uns für Ketzer halten; lasse dich das nicht anfechten; schweige nur für den Augenblick; unsere Theologen werden sich schon einmal darüber erklären."

Es scheint zwischen dem Princip, daß die Majorität die Tradition in der Wahrheit sei und der Lehre von dem Allen angebotenen Heil, sofern sie auf der minderen Verdorbenheit der menschlichen Natur beruht, eine gewisse Wechselwirkung zu liegen, während die Lehre Jansens, daß nur der kleinere Theil der Menschheit durch die allgewaltige Gnade gläubig und selig werde, den katholischen Prädestinatianern ihre Zweifel heben mußte, wenn sich die starke Majorität der Kirche gegen ihr Häuflein erhob. — Chamillard aber ruft ihnen zu: „Woher wißt ihr denn, daß die Unterschrift, welche der Pabst euch befiehlt, eine so große Sünde wäre. Wäre es möglich, daß Gott den Pabst und die Bischöfe, denen er doch seine Verheißung gegeben, so verlassen hätte, daß er ihnen alles zu ihren Ämtern nöthige Licht entzogen hätte, um es auf die Nonnen von Port-Royal und auf ihre Leiter überzutragen! Die Kirche müßte allerdings in diesen letzten Jahrhunderten in eine befremdende Verwirrung verfallen seien, wenn Mädchen, welche verpflichtet sind zu schweigen, die Einzigen wären, die Gott mit ihren Leitern zur Behauptung der Wahrheit aufbehalten hätte! Habt ihr die Anmaßung zu glauben, daß zwei Päbste, welche Jansens Lehre verdammt haben, daß die Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, die Doctoren, Geistliche, Manns- und Frauen-Klöster, welche diese beiden Constitutionen angenommen haben, nicht blos in Frankreich, sondern in der ganzen christlichen Welt, daß sie alle in Irrthum und Sünde verfallen sind? Wagt ihr den Gedanken zu fassen, daß der heilige Stuhl, auf den Christus seine Kirche gegründet, daß die Prälaten, welche der h. Geist zu ihrer Leitung eingesetzt hat, daß die Doctoren, welche alle ihren Fleiß auf die h. Schrift, auf die Theologie, auf das Lesen der heiligen Väter richten, um alle ihnen vorgelegten Schwierigkeiten der Gewissen zu lösen, daß eine so große Zahl von Mönchen und Nonnen, die der Welt entsagt haben, um den Rest ihres Lebens in der Übung der Abtödtung und Buße hinzubringen, daß sie alle so mit Blindheit geschlagen wären, die Sünde

nicht zu sehen, welche ihr in dieser Unterschrift so deutlich seht, oder so unglückselig, daß sie sie sehen und doch darein verfallen? Der Pabst, welcher euch die Unterschrift seines Formulars befohlen hat, weiß wohl, daß ihr nicht gelehrt genug seid, die Lehre des von ihm verdammten Buches zu verstehen; er hätte aber nie geglaubt, daß ihr nicht gelehrig genug wäret, euch zu unterwerfen, noch weniger aber, daß ihr so verblendet sein würdet zu glauben, ihm gehorchen wäre eine Todsünde."

Den Schlüssel zu diesem unbegreiflichen Ungehorsam giebt uns Chamillard nun in den Maximen von Port-Royal; die Quellen, woraus er sie geschöpft, sind seine Unterredungen mit einzelnen Nonnen, Briefe ihrer Beichtväter und Schriften, womit sie sich in ihren Widerstand ermunterten; am verdächtigsten sind vielleicht die Mittheilungen der Schwester Flavie. Sie werden zuletzt namentlich auf den Einfluß St. Cyrans zurückgeführt. Die Nonnen sagten ihm selbst, sie verwundern sich nicht darüber, daß die beiden letzten Päbste die Lehre der fünf Sätze Jansens verdammt hätten, da ja die Kirchen-Geschichte,' welche man ihnen über Tisch vorlese, sie lehre, daß Liberius, Honorius und mehrere andere Päbste in die Ketzerei verfallen seien. Es befremde sie auch nicht, daß alle die Prälaten und Doctoren, welche sich ihren Constitutionen unterworfen hätten, die Wahrheit verlassen; denn sie haben ja in der Schrift gelesen, daß Kaiphas, der hohe Priester des Gesetzes, daß die Schriftgelehrten und Pharisäer, die Doctoren jener Zeit, alle Juden, welche die damalige Kirche bildeten, den Sohn Gottes gekreuzigt haben. Man habe sie mehrere den Anderen unbekannte Wahrheiten gelehrt; man würde ja nach der Schrift in den letzten Jahrhunderten keinen Glauben mehr finden; sie seien die kleine Zahl, so dem Sohne Gottes angehöre, die Anderen sein in der breiten Straße, welche zum Tode führt. Sie bleiben nichts desto weniger in der Kirche, wenn sie auch dem Pabst in Betreff der Unterschrift nicht gehorchten; denn die Kirche ist die Gemeinschaft der Gläubigen, welche durch den wahren Glauben und die wahre Liebe verbunden seien. Die Excommunication, womit man sie bedrohe, würde auf diejenigen zurückfallen, die sie gegen Port-Royal schleudern; sie würden nichts desto weniger mit Christo unsichtbar verbunden bleiben. In einer aufgefundenen Handschrift sagen sie, sie wollen mit Geduld die Beraubung der Sacramente und des Wortes Gottes ertragen, und des Worts des Propheten sich getrösten, Gott werde selbst alle Menschen lehren, der Glaube nähre den Gerechten, das Fleisch diene zu nichts, der Geist aber ists, der lebendig macht. Die Communion habe keine auf eine bestimmte Zeit beschränkte Wirkung; St. Maria, die Egyptierin, und mehrere Anachoreten haben mehrere Jahre lang das Sacrament nicht empfangen. Die Sacramente sind ja den Guten und Bösen gemein, die Liebe aber füllt jeden Mangel aus; davon leben sie, dieses Fleisch genüge ihnen; sie macht uns würdig an dem unsichtbaren Altar im Himmel zu stehen, welchem nur die Heiligen sich nahen, wo Christus, der Hohe-Priester, selbst, sich ohne Unterlaß seinem Vater opfert mit Denjenigen, welche ihm durch einen lebendigen Glauben und durch die Liebe einverleibt sind. Auch die äußere Trennung von der Gemeinschaft der Kirche schließt uns nicht von der geistigen Theilnahme an dieser göttlichen Tafel aus, welcher sich die Seele durch den Glauben naht. Denn man hätte eine zu niedrige Idee von diesem für die Sinne unbegreiflichen Mysterium, wenn man glaubte, es hänge so von den Menschen ab, welche es consecriren und austheilen, daß es sich nicht auch ohne ihre Handreichung den reinen Seelen mittheilte, welche verstehen, was der Sohn Gottes Denen sagte, die es fleischlich verstanden, daß man ihn als den Geist und das Leben ansehen müsse."

(Die Briefe von Agnes und Angelica aus dieser Zeit sprechen sich allerdings auf gleiche Weise aus.)

Die Leiter dieser Nonnen, fährt Chamillard fort, behaupten, sie haben

dieselben nichts gelehrt, als die Erkenntniß Christi, des Gekreuzigten. Diese Erkenntniß Christi aber, der gehorsam war bis zum Kreuzestod, besteht sie darin, daß man diese Jungfrauen von dem Fall von Liberius unterrichtet, um sie zur Verachtung des heiligen Stuhls zu reizen; darin, ihnen die Geschichte der drei Kapitel auseinanderzusetzen, um zu beweisen, die Kirche sei nicht untrüglich in Thatsachen, darin, ihnen die Verderbniß der letzten Jahrhunderte vorzustellen, um sie in der heimlichen Eitelkeit zu erhalten, daß sie mit dem Pharisäer im Evangelium sprechen: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie die Anderen; darin, ihnen mehrere Schriftstellen auf dieselbe Weise auseinanderzusetzen, wie die Ketzer unserer Zeit, um sie ihr ganzes Leben in der Beraubung der Sacramente verharren zu lassen? Kraft dieser Belehrung widerstreben sie allen von Gott verordneten Gewalten, fallen sie in Verwirrung, weil sie zu disputiren verstehen."

„Manche sind ein Raub des Hochmuths, ohne es zu wissen. Denn außer dem weltlichen Hochmuth giebt es auch einen, der vom Himmel stammt, wo der erste Engel sich in seiner eigenen Bosheit verloren hat. Dies geschieht besonders bei den von Gott reicher Begabten, der Teufel bekämpft sie mit ihren eigenen Tugenden und macht sie zu seinem Fallstrick. Ich fürchte, daß die Nonnen von Port-Royal und noch mehr ihre Leiter in diesen gefährlichsten Hochmuth verfallen seien. Die Schrift lobt mehrere Könige Israels, daß sie den wahren Gott angebetet, aber sie tadelt sie zu gleicher Zeit, daß sie die Götzenbilder nicht gestürzt haben, welche man auf den Höhen anbetete. Ich will gern dasselbe Lob einigen dieser Doctoren geben und ihnen zum Ruhm nachsagen, daß sie nicht, wie viele Andere, dem Glücke opfern, weil sie dasselbe verachten, oder auch weil es ihnen nicht sehr günstig ist; daß sie dem Vergnügen nicht anhängen, aber ich fürchte, diese Tugenden möchten mangelhaft sein, weil sie sich keine Mühe geben, die Erhöhungen zu niedrigen, wo sie alle Tage dem Götzenbild ihres eigenen Urtheils opfern."

Die wahre innere Demuth aber erniedrigt den Stolz unseres Geistes und läßt uns einerseits die Größe und den Ruhm Gottes erkennen, anderseits das Elend und das Nichts des Menschen, welcher in die Sünde gefallen ist und führt uns so in eine tiefe Erniedrigung ein und in das äußerste Mistrauen gegen uns selbst. Diese Tugend gemahnt uns, daß die Sünde unserer Seele zwei Wunden geschlagen hat, die eine dem Erkenntnißvermögen, welches mit Unwissenheit erfüllt ist, die andere im Willen, der einen so mächtigen Hang zum Bösen hat. Darum zieht er das Urtheil seiner Oberen dem seinigen vor, weil er in den Irrthum zu verfallen fürchtet und weil er die Anderen für vollkommener in der Übung der Tugend hält; denn er hält sich nur an die Erkenntniß seines eigenen Elends. Das ist die wahre, innere Demuth; sie demüthigt sich selbst und ehrt den Nächsten. Diese Leute aber erheben und erniedrigen in ihrer Leidenschaft nach Gutdünken, nach der Gewohnheit der Ketzer, welche immer nur die Leute ihrer Partei ehren, wie Tertullian sagt, es genüge ins Lager der Rebellen überzugehen, um von ihnen geehrt zu werden. Sie glauben eher, die ganze Kirche sei in den Irrthum verfallen, sie halten sich für die Einzigen in der Kirche, die Licht genug haben, um die Wahrheit zu erkennen und Muth genug, um sie zu vertheidigen. Ihre Beichtväter sagten bisweilen zu ihnen: Meine Schwester, du bist Gott zum besonderen Dank verpflichtet, daß er dich in seiner Gnade in dieses Kloster hat führen wollen, wo man die den Anderen unbekannten Wahrheiten lernt, daß er dich unserer Leitung unterstellt; denn wir sind die Kirche."

„Dieses ganze Benehmen giebt uns den Schlüssel dazu, wie St. Cyran sich in seiner Definition der Kirche begnügte zu sagen, sie sei die Gemeinschaft Derer, welche Gott im Lichte und im Bekenntniß des wahren Glaubens und in der Einigkeit der wahren Liebe dienen, ohne vom Pabste und

den Bischöfen, von welchen sie regiert wird, auch nur ein Wort zu sagen. Es ist dies absichtlich, denn ich habe es also in allen Katechismen gefunden, worin sie die Kinder unterrichteten. Ich habe zwei Manuscripte davon. In dem einen ist die Kirche als die Gemeinschaft der gläubigen Diener Gottes bestimmt, in dem anderen als die Gemeinschaft der in dieser Welt lebenden wahren Diener Gottes, ohne ein Wort von Pabst und Bischöfen. Damit wollten sie sich aber von diesen unabhängig erhalten, um sagen zu können, wie sie denn auch gethan haben, daß sie unsichtbarer, innerlicher Weise in der Kirche bleiben können, wenn sie auch sichtbarer Weise und äußerlich von Denen, die sie regieren, vom Pabst und den Bischöfen getrennt wären." —

„Die Ordnung Gottes hat zwei Gewalten auf der Erde geschaffen, welche uns in der Schrift unter dem Bild der zwei Arme dargestellt werden; der eine, der rechte, welcher die Ewigkeit trägt, stellt uns die geistliche Gewalt vor, der andere, der linke, welcher Reichthümer und Ruhm hält, stellt uns die weltliche Gewalt dar. Diese beiden Arme sind gleich, denn die beiden Gewalten sind von einander unabhängig, diese beiden Arme gehen von demselben Körper aus, denn die beiden Gewalten haben nur dasselbe Eine Princip, Gott. Diese beiden Gewalten sind für den Staat (die Gesellschaft) wesentlich und unentbehrlich, wie für den Menschen seine beiden Arme. Wir sollen beiden um des Gewissens halber gehorchen; die Jansenisten widersetzen sich beiden. Sie antworten den Aussprüchen und Befehlen des Pabstes, er könne sich täuschen; wenn der König, um den Frieden in seinem Staate zu erhalten, seine Declaration der Bulle des Pabstes anschließt, und ihnen als seinen Unterthanen die Unterschrift des Formulars befiehlt, so erstaunen sie, daß der König die Gränzen seiner Gewalt überschreite und Ordonnanzen in Glaubenssachen ausschreibe. Wenn sie sich nun aber weder der einen, noch der anderen dieser Gewalten unterwerfen wollen, welche Auctorität auf Erden erkennen sie an? — Vielleicht sagt ihr, ihr unterwerft euch der Wahrheit allein! — Aber habt denn ihr allein die Wahrheit? theilt sie sich nicht Allen mit? Heißt das nicht rebellisch sein, wenn man sein Urtheil dem aller Gewalten in Kirche und Staat vorzieht?"

Außer dem Geist des Hochmuths und einer erstaunlichen Sucht nach Unabhängigkeit findet Chamillard als Frucht der Maximen von Port-Royal auch einen bösen Geist der Verleumdung. „Diesen üben sie besonders gegen ihren Erzbischof; er aber thut seine Pflicht, verachtet ihre Verleumdungen, und gedenkt des Worts von St. Augustin, daß der gute Hirte nicht stutzig werden darf, wenn die Dornen, worein er sich begiebt, um die von der Heerde abgeirrten Lämmer zu suchen, ihn zerfleischen und das Blut seiner Ehre vergießen. Was ihn betrübt ist, daß die, so ihn angreifen, ins Verderben rennen; sein Trost aber ist, daß die Kirche, für welche er streitet, unbesiegbar ist."

Beilage XXIV.

Besuch des Erzbischofs in Port-Royal des Champs am 15. November 1664.

Es findet sich handschriftlich die Ordonnanz des Erzbischofs vom 17. November 1664, welche zugleich den Visitationsbericht enthält:

Wir Hardouin, durch die Gnade Gottes und des heiligen apostolischen Stuhls Erzbischof von Paris haben uns den 15. November 1664 nach der

Abtei Port-Royal des Champs verfügt, begleitet von dem Priester Wilhelm de la Brünetiere, Doctor der Theologie, Archidiakon Unserer Kirche zu Paris, eines unserer Großvicare und Unserer Almoseniere, um zur Visitation genannter Abtei zu schreiten, gemäß der Mittheilung, welche darüber Tags zuvor von Unserer Seite der Priorin durch einen Unserer Geistlichen gemacht worden war. Nachdem Wir um zwei Uhr Mittags an genanntem Orte angekommen waren, haben Wir Uns sofort nach der Kirche verfügt, allwo Wir durch die Geistlichen des Hauses empfangen wurden und die Nonnen das Te-Deum sangen. Hierauf nahmen wir das Sacrament des Altars und das heilige Öl in Augenschein und richteten dann am großen Gitter der Kirche eine kurze Ermahnung an die Nonnen, damit sie in der rechten Verfassung wären, Unseren Besuch sich zu Nutz zu machen und haben der Priorin aufgetragen, den folgenden Tag Alles bereit zu halten, um Unsere Visitation fortzusetzen. Den folgenden Morgen, den 16., nachdem Wir die Messe des h. Geistes gefeiert, haben Wir uns nach einem der Sprechzimmer der Abtei verfügt, wo Wir nach Empfang eines Verzeichnisses aller Nonnen, welche als Professen in genannter Abtei Port-Royal des Champs ihren Sitz haben, — der Chorschwestern sind aber 16 —, sie alle eine nach der anderen gehört haben (dans leur scrutin) während des Sonntags und Montags Morgen. Nachmittags sind Wir, in Begleitung Unseres Großvicars und Unseres Almoseniers und des Beichtvaters der Nonnen dahin zurückgekehrt, die Visitation zu schließen. Zu dem Ende führte man uns in die Clausur, und Wir nahmen alle dazu gehörigen klösterlichen Räume in Augenschein, welche Wir in gutem Stande fanden. Nachdem sich nun die ganze Gemeinschaft in Kapitel versammelt hatte, und Wir den h. Geist angerufen, bezeugten Wir Unseren gerechten Schmerz über die Schwierigkeit, welche die Priorin und die übrigen Nonnen gegen die Unterschrift Unseres Formulars vom 7. Jun. erheben. Unser Ausschreiben war ihnen mitgetheilt worden durch den Landdekan de Chasteau-Fort, zu der Zeit, da es in den Pfarrkirchen Unserer Diöcese veröffentlicht wurde, wie sie es denn selbst eingestanden. Wir haben sie mit allen den dringendsten Gründen des Gewissens väterlich ermahnt, und ihnen sehr weitläuftig auseinander gesetzt, daß sie sich Unserer Ordonnanz unterwerfen müßten. Schließlich haben Wir ihnen durch die Gewalt, welche Gott Uns als ihrem Erzbischof über sie übertragen, ausdrücklich befohlen, ihren rechtmäßigen Oberen zu gehorchen. Aber Unsere Vorstellungen, Ermahnungen und Befehle hatten so wenig Gewalt über ihren Geist, daß sie Uns vielmehr noch viel deutlicher das eigensinnige Festhalten an Allem dem zeigten, was die Vertheidiger des Jansenismus an Subtilitäten erfunden haben, um mit der Verdammung seiner Lehre ihr Spiel zu treiben.

Um daher einem so großen Übel zu steuern und eine für die Urtheilssprüche der Superioren und der Geistlichen so beleidigende Rebellion zu bestrafen, haben Wir sie erklärt und erklären sie durch unsere gegenwärtige Ordonnanz für ungehorsam und darum auch für unfähig, an den heiligen Sacramenten der Kirche Theil zu nehmen, bis Gott ihnen die Gnade erwiesen hat, daß sie zur Erkenntniß ihrer selbst kommen.

Wir haben sie ferner erklärt und erklären sie für unfähig zu activer und passiver Stimme bei den Wahlen. Endlich verbieten Wir ihnen bei Strafe des Ungehorsams mit Personen zu verkehren, welche in Verdacht stehen, die verurtheilte Lehre zu begünstigen; Wir verbieten ihnen unter sich oder mit wem es auch sei, über diese Angelegenheiten zu verkehren, es sei denn, um sich in guter Absicht mit den Gründen bekannt zu machen, welche sie zum Gehorsam zurückführen können und wollen besonders die Priorin ermahnt haben, die Nonnen weder insgemein, noch besonders zu bewegen, sich von der Unterwerfung, welche sie uns schuldig sind, zu entfernen.

Um ihnen aber zu bezeugen, daß Wir für sie immer die Zärtlichkeit eines wahren Vaters hegen und ein Herz, welches offen steht sie aufzunehmen, sobald sie nur gehorchen und in ihre Pflichten als rechte Töchter der Kirche zurückgehen wollen, beschwören Wir sie bei dem Erbarmen Gottes (par les entrailles de la miséricorde de Dieu) und tragen ihnen kraft der uns verliehenen Auctorität auf, Gott ohne Unterlaß anzurufen, auf daß sie die ihnen nöthige Gelehrigkeit erhalten mögen, und ernstlich zu bedenken, wie schuldig sie sich machen würden, wenn sie noch länger in der beleidigenden Geringschätzung beharrten, womit sie bisher die Stimme ihrer wahren Hirten vernommen haben.

Geschehen in genannter Abtei Port-Royal des Champs, am 16. November 1664.

Beilage XXV.

Verbot des gemeinschaftlichen Gebets.

Es findet sich noch im Archive ein Manuscript der erzbischöflichen Ordonnanz, welche das strafende Erkenntniß vom 6. Sept. 1665 erklärt und bestätigt; sie lautet wie folgt:

Wir Hardouin de Perefixe, durch Gottes und des heiligen apostolischen Stuhles Gnade Erzbischof von Paris, entbieten Unseren theuren Schwestern, den Nonnen von Port-Royal des Champs, Unseren Gruß in unserem Herrn. Seit der an Euch gemachten Mittheilung Unserer letzten Ordonnanz vom sechsten dieses Monats September, durch welche Wir Euch zur Strafe Eures Ungehorsams für unfähig erklärt haben, irgend eine Corporation oder Gemeinschaft zu bilden, und für unwürdig die göttliche Offiz öffentlich zu singen, bei Strafe der Excommunication ipso facto über die Dawiderhandelnden, — haben Wir vernommen, daß Ihr, mit Verachtung oder Umgehung der Ordonnanz, Euch unterwunden habt, die gottesdienstliche Offiz zu recitiren, indem Ihr dabei von der einen und sofort von der anderen Seite psalmodirend ein Chor gebildet habt, was ganz und gar gegen Unsere Absicht ist; in Betracht dessen sehen Wir Uns veranlaßt, eine Erklärung Unserer Ordonnanz vom sechsten zu geben und verbieten Euch bei den darin angedrohten Strafen, Eure Offiz öffentlich zu recitiren, sei es nun singend oder psalmodirend, oder auch sie mit lauter Stimme zu sprechen, so daß man Euch außerhalb hören kann. Wir erlauben Euch nur sie besonders im Geiste der Demuth und der Buße zu sprechen. Wir wollen, daß Unsere besagte Ordonnanz vom sechsten dieses und alle darin enthaltenen Ausdrücke Unserer Absicht gemäß ausgelegt und verstanden werden, welche Wir Euch durch gegenwärtiges Schreiben erklären, und befehlen, daß dieses Euch durch einen Gerichtsboten Unserer Officialität mitgetheilt werde, damit Ihr nicht Unkenntniß desselben vorschützen möget.

Gegeben zu Paris, den zehnten September 1665.

In Betreff dieser Signification folgt nun:

Im Jahre 1665, Freitag den 11. September, ungefähr um acht Uhr Morgens wurde obige Ordonnanz durch mich, endesunterzeichneten huissier apariteur am geistlichen Hof zu Paris, vorgezeigt, mitgetheilt und gehörig zu wissen gethan den ehrwürdigen Müttern, den Nonnen des Klosters Port-Royal des Champs, indem ich anstatt mit allen, mit der Schwester Johanne Fare, einer der Pförtnerinnen des inneren Klosters, sprach. Dieselbe

hatte ich gebeten, mich mit der Mutter Superiorin oder einer anderen Nonne sprechen zu lassen; besagte Schwester Johanne Fare sagte mir aber, daß sie im Kapitel seien und ich mit keiner unter ihnen reden könne; ich habe ihr aber nur zu sagen, was ich ihnen zu sagen wünschte. In Betracht dessen und nachdem ich lange gewartet, sah ich mich genöthigt, ihr zu erklären, daß ich eine Ordonnanz des Erzbischofs von Paris ihnen mitzutheilen habe, worauf besagte Schwester mir antwortete, daß sie darin (la dedans) keine Significationen annehmen; da genannte Schwester viele Worte machte (d'abondant), legte ich in das Pförtnerzimmer eine Copie der Ordonnanz, wie auch von dem Act ihrer Signification nieder, damit die Nonnen und die Pförtnerin davon in Kenntniß gesetzt wären und dem Inhalt genannter Ordonnanz unter den darin angesetzten Strafen nachzukommen hätten. Dies geschah in Gegenwart des Priesters-Saugei, des Stallmeisters N., des exempt des gardes du corps N., und des garde du corps N.

Nikolas.

Beilage XXVI.

Wahl einer Äbtissin durch die Abgefallenen.

Der Brief des Erzbischofs vom 16. November 1665 beruft sich zuvörderst auf sein Formular vom Jun. 1664, daß aber die Nonnen des alten und neuen Hauses von Port-Royal ihre Verpflichtung nicht erfüllt haben, daher sich der Erzbischof dahin begeben und der Äbtissin und den Nonnen seinen gerechten Schmerz über ihre Unbotmäßigkeit kund gethan, sie ermahnt und mit den darauf gesetzten Strafen bedroht habe. „Da aber die Äbtissin und der größte Theil der Nonnen sich doch weigerte, hat man sämmtliche Widerspenstige (refractaires) den vierten Juli 1665 nach dem alten Kloster Port-Royal des Champs, in der Pfarrei Magny, gebracht, wo man alle, welche die Unterschrift des Formulars verweigerten, versammeln wollte, um ihnen daselbst in der Ruhe und Einsamkeit die Zeit zu lassen, um gemeinsam sich zu berathen, was sie zu thun hätten, um ihre Schuldigkeit zu erfüllen, in der Hoffnung, Gott würde ihnen eingeben, was sie zu thun hätten. Aber statt daß sie sich nach mehreren Aufforderungen ihrem Vorgesetzten unterworfen hätten, mußten Wir Uns endlich den 6. September dieses Jahres in genanntes altes Kloster verfügen, um Uns selbst davon zu überzeugen. Nachdem Wir sie daselbst mit aller möglichen Zärtlichkeit ermahnt und ihnen kraft Unserer Macht über sie die Unterschrift befohlen, ihnen auch zu verstehen gegeben hatten, daß es das letzte mal sei, aber keine Unterwürfigkeit, sondern nur offene und allgemeine Rebellion gefunden, haben Wir sie für ungehorsam erklärt, und so weiter wie oben im Text. Ferner in Betracht, daß durch das Grundgesetz der besagten Abtei Port-Royal die Nonnen das Recht haben, alle drei Jahre ihre Äbtissin selbst zu wählen und daß die Abtei ohne Äbtissin ist, sowohl weil die drei Jahre der Schwester Magdalena von St. Agnes Ligny abgelaufen sind, als weil sie und alle gegen Unsere Ordonnanz ungehorsamen und widerspenstigen Schwestern kraft Unseres Urtheils unfähig dazu sind, so haben Wir Uns heute früh um neun Uhr nach dem neuen Kloster (Port-Royal de Paris) verfügt, allwo das heilige Opfer der Messe des h. Geists gefeiert wurde, damit es Gott gefalle, die Nonnen des Klosters zu erwecken, eine Person

zu wählen, die würdig und fähig wäre, die Würde der Äbtissin auszuüben; nachdem Wir Uns denn mit rochet et camail bekleidet und die genannten Nonnen das Veni Creator gesungen und Wir mit dem gewöhnlichen Gebet geschlossen hatten, nahten Wir Uns dem Sprachgitter und ermahnten die dazu im Chor versammelten Nonnen, bei dieser Wahl keine andere Absicht zu haben, als der Inspiration zu folgen, welche ihnen der h. Geist geben würde, und diejenige zu wählen, welche sie als die Tüchtigste und in der Disciplin gegen sich selbst für die Eifrigste kennten. Sofort fragten Wir die Älteste unter den anwesenden Nonnen, in Gegenwart des Superiors Chamillard und des apostolischen Notars, welche Nonnen tauglich seien bei der Wahl mitzustimmen, da die von Port-Royal des Champs aller activen Wahlstimme beraubt seien; sie übergab die Namen der neun Folgenden:

Elisabeth des Anges,
Katharina de St. Flavie,
Magdalena de St. Mathilde,
Philiberte de St. Magdalena,
Marie de St. Dorothea,
Margarethe de St. Euphrosine,
Jakobine von St. Katharine,
Katharine von St. Pelagie,
Marie Agnes von St. Pelagie.

So erklärte denn der Erzbischof, nachdem er die Wahlzettel gelesen hatte, Marie von St. Dorothea für die kanonisch gewählte Äbtissin und vermochte sie zur Annahme der Würde, indem er ihr vorstellte, es sei ihre Pflicht sich in Gottes Willen zu ergeben, worauf das Te-Deum gesungen und sie in Besitz ihrer Würde über dieses neue Haus gesetzt wurde.

Beilage XXVII.

Racine gegen Port-Royal.

Desmarets de St.-Sorlin, welcher sein ganzes Leben über Komödien und Romane geschrieben hatte, ließ es sich im Alter beifallen gegen Port-Royal die phantastischen avis du St. Esprit au roi und eine Antwort auf die Apologie der Nonnen zu schreiben. Seine Komödie les Visionnaires gaben Nicole Veranlassung, seinen beiden Briefen gegen ihn diesen Namen zu geben. Die starke Stelle darin gegen die Romanschreiber und Theaterdichter war Nicole um so mehr aus dem Herzen geschrieben, als er die neue Ausgabe der etwas freien Gedichte seines Vaters umsonst zu unterdrücken versucht hatte. Racine aber glaubte sein Streben dadurch gebrandmarkt, ja die Stelle auch gegen sich persönlich gemünzt, der emancipirte Schüler erhob sich gegen den Lehrer, dessen Schwächen er wohl beobachtet hatte. Die Gegner Port-Royals waren erfreut, daß sie in dem Verfasser des anonymen Briefes einen gefunden hatten, welchen sie Pascal nachträglich entgegen stellen könnten. Nicole selbst gesteht, daß der Brief viel Aufsehen gemacht habe, nach ihm natürlich nur bei den „kleinen Geistern." Abbe Testú gab sich das Ansehen, als sei er der Verfasser des Briefs, worüber aufgebracht Racine sich selbst nannte. Racines Sohn erzählt auf unverbürgtes Hörensagen hin, der Erzbischof von Paris habe seinen Vater auffordern lassen, gegen Port-Royal zu schreiben und habe ihm dafür ein Kanonikat angeboten.

Es macht dem Herzen Racines keine Ehre, daß er im Anfang von 1666, also als Port-Royal am ärgsten mishandelt wurde, diesen Brief drucken ließ. Er enthält offenbare Unwahrheiten, besonders eine aufgegriffene komische Anekdote über die ältere Angelica. Aber der Brief, das Pamphlet hat auch Stellen, welche die Mängel, die schwachen Seiten der Port-Royal vertheidigenden Literaten ins hellste Licht stellen: „Ich bemerkte, daß ihr euch anmaßtet, die Stelle des Verfassers der kleinen Briefe einzunehmen, aber auch, daß ihr weit unter ihm seid und daß ein großer Unterschied unter einer Provinziale und einer Imaginaire sei." (Des Lions sagt: der große Pascal, der Verfasser der kleinen Briefe. Man vergleiche damit, was P. Courier in seinem pamphet des pamphets sagt.) Er spottet über Nicole, daß dieser über den zufälligen Umstand, daß Desmarets früher Theaterstücke geschrieben, hundert Andere in seinen Privatstreit verwickelte, die ihm nichts gethan haben. „Ihr habt genug Feinde, warum sucht ihr neue? o, der Provinziale war viel klüger, als ihr! seht wie er der Akademie schmeichelt, während er die Sorbonne verfolgt. Er wollte sich nicht alle Welt auf den Hals laden, er hat die Romanmacher geschont. Er hat sich Gewalt angethan, sie zu loben; denn Gott sei Dank, ihr lobt nur das, was ihr selbst macht. Aber glaubt mir, dies waren vielleicht die einzigen Leute, welche euch günstig waren. (Die Literaten waren durch die Provinzialbriefe für Port-Royal gewonnen.) Wenn ihr aber mit ihnen nicht zufrieden waret, so hattet ihr nicht nöthig, sie auf einmal so zu injuriren. Glaubt ihr, daß man sie auf euer Wort hin für Vergifter halten werde? — Nein, nein, mein Herr, man ist nicht gewöhnt, euch so leichthin zu glauben; seit mehr als zwanzig Jahren wiederholt ihr jeden Tag, die fünf Sätze seien nicht in Jansen; indeß glaubt man es euch noch nicht."

„Aber wir kennen die Strenge eurer Moral. Wir verwundern uns nicht, daß ihr die Dichter verdammt; ihr verdammt noch viele Andere. Wir verwundern uns nur, daß ihr die Menschen verhindern wollt, sie zu ehren. Begnügen Sie sich, mein Herr, doch lieber damit, Plätze in der anderen Welt anzuweisen, aber verzichten Sie darauf, die Vergeltung in dieser zu regeln. Sie haben dieselbe ja so lange verlassen. Lassen Sie sie über ihre Sachen urtheilen. Beklagen Sie sie, wenn Sie das wollen, daß sie Bagatelle liebt, und daß sie Diejenigen liebt, welche dergleichen machen; aber beneidet sie nicht um die elenden Ehrenbezeigungen, auf welche Sie ja verzichtet haben."

„Sie glauben sonder Zweifel, daß es viel ehrenvoller ist Enluminures, Chamillardes, Onguents pour la brulure zu schreiben. (Ong. ou le secret d'empêcher aux Jésuites de brüler des livres 1665 von Barbier d'Aucourt.) Aber was wollen Sie? nicht Jedermann ist im Stande, sich mit so wichtigen Dingen zu beschäftigen; es kann nicht alle Welt gegen die Jesuiten schreiben. Man kann auf mehr als einem Wege zum Ruhm gelangen."

„Aber, werdet ihr sagen, es ist jetzt kein Ruhm mehr, Romane und Komödien zu machen, was die Heiden ehrten, ist „„bei den Christen abscheulich geworden."" Ich bin kein Theologe, wie Sie; ich werde mir jedoch die Freiheit nehmen, Ihnen zu sagen, daß die Kirche uns das Lesen der Dichter nicht verbietet, uns nicht gebietet, sie zu verabscheuen. An ihrer Lectüre haben die alten Väter sich zum Theil ausgebildet. St. Gregor von Nazianz hat keinen Anstand genommen, die Passion unseres Herrn in Form einer Tragödie zu bringen. St. Augustin citirt Virgil so oft, als ihr St. Augustin. Ich weiß wohl, daß er sich darüber anklagt, daß er sich in der Komödie hatte rühren lassen, und daß er beim Lesen Virgils geweint hat. Was schließet ihr daraus? Ihr werdet sagen, daß man Virgil nicht mehr lesen dürfe, noch weiter in die Komödie gehen. Allein St. Augustin

macht sich auch darüber einen Vorwurf, daß er an den Gesängen der Kirche zu viel Vergnügen gefunden habe. Heißt das, daß man nicht mehr in die Kirche gehen solle? Und ihr, die Nachfolger dieser Väter, wie habt ihr euch können beifallen lassen, die Komödien von Terenz ins Französische zu übersetzen? (Sacy.) Mußtet ihr eure heiligen Beschäftigungen unterbrechen, um Übersetzer von Komödien zu werden? Wenn ihr sie nur auch mit ihrer Anmuth wiedergegeben hättet, so wäre euch das Publicum zum Dank für eure Mühe verpflichtet. Ihr werdet vielleicht sagen, daß ihr einige Freiheiten davon weggeschnitten habt. Aber ihr sagt ja, „daß die Mühe, welche man sich giebt, um die Leidenschaften mit einem Schleier der Ehrbarkeit zu bedecken, sie nur gefährlicher mache." So seid ihr denn selbst in der Klasse der Vergifter!"

„Oder seid ihr vielleicht jetzt heiliger als damals? Durchaus nicht. Aber Desmarets hatte damals nichts gegen euch geschrieben. Dieses Verbrechen des Dichters hat euch gegen die Dichtkunst erbittert. Da habt ihr nicht in Betracht genommen, daß doch weder d'Urfe, noch Corneille, noch Gomberville, euer alter Freund, für das Betragen eines Desmarets verantwortlich gemacht werden könne; ihr habt sie in seine Ungnade verwickelt."

„Ihr habt sogar vergessen, daß Fräulein von Scudery in ihrer Clelie (einem Roman) ein vortheilhaftes Bild von Port-Royal gegeben hatte. Ich habe jedoch sagen gehört, ihr habet geduldig ertragen, daß man euch in diesem „abscheulichen" Buche lobte. Man ließ den Band, welcher von euch redete, in die Wüste kommen; er lief daselbst von Hand zu Hand und alle Einsiedler wollten die Stelle sehen, wo sie als „ausgezeichnete Männer" behandelt wären. Hat man ihr nicht sogar ihre Lobeserhebungen in den Provinzialbriefen gegeben, ist es nicht sie, welche der Verfasser versteht, wo er von einer Person redet, die er bewundert, ohne sie zu kennen? Aber wenn ich mich recht erinnere, so hat man sogar Desmarets in diesen Briefen gelobt. Zuerst hatte der Verfasser, auf das Gerücht, daß er an der Apologie der Jesuiten arbeite, von ihm mit Verachtung gesprochen. Er ließ euch sagen, daß er keinen Theil daran habe und sogleich wurde er als ein Mann von Ehre und als ein Mann von Geist gelobt."

„Kurz, mein Herr, scheint es Ihnen nicht, als ob man über dieses Verfahren dieselben Betrachtungen anstellen könnte, welches ihr so oft über das Verfahren der Jesuiten gemacht habt? Ihr klagtet sie an, daß sie bei den Personen nur auf den Haß oder auf die Zuneigung sehen, welche man zu ihrer Compagnie habe. Ihr solltet es vermeiden, ihnen zu gleichen. Wenn eine Frau unordentlich lebte, wenn ein Mann ausschweifend war, wenn sie sich nur eure Freunde nannten, so hofftet ihr immer ihre Seligkeit; waren sie euch ungeneigt, so mochten sie so tugendhaft sein, als sie wollten, ihr fürchtetet immer das Gericht Gottes für sie. Die Wissenschaft wurde behandelt wie die Tugend; um gelehrt zu sein, genügte es nicht, sein ganzes Leben studirt zu haben, alle Autoren gelesen zu haben; man müßte auch noch Jansen, darin aber nicht die fünf Sätze gelesen haben."

„Ich zweifle nicht, daß ihr euch mit dem Beispiele eines Kirchenvaters rechtfertigt; denn was findet ihr nicht Alles in den Vätern! Ihr werdet sagen, daß St. Hieronymus den Rufin, so lang er sein Freund war, als den gelehrtesten Mann seines Jahrhunderts lobte, und daß er denselben Rufin als den größten Ignoranten seines Jahrhunderts behandelte, seit er sich in die Partei des Origenes geworfen. Aber ihr werdet gestehen, daß es nicht diese Ungleichheiten der Ansichten waren, welche ihm den Rang des Heiligen und Kirchenlehrers erwarben."

„Und welche Ausrufungen macht ihr, daß Desmarets die Keckheit hatte, über Gegenstände der Religion zu schreiben! Sagt mir, was machte Le

Maitre in der Welt? er plädirte, er machte auch Verse, was gleich profan ist, nach euren Maximen. Er gesteht in einem Briefe, daß auch er ein unordentliches Leben führte. Wie habt ihr denn dulden können, daß er so viele Übersetzungen, so viele Bücher über die Materien der Gnade machte? Oho! werdet ihr sagen, er hat zuvor eine lange, ernstliche Buße gethan! Er hat zwei ganze Jahre den Garten geschort, die Wiesen gemäht und das Geschirr gewaschen, das hat ihn der Lehre St. Augustins würdig gemacht!"

„Endlich möchte ich Sie gerne fragen, was wir lesen müssen, wenn diese Art von Werken uns verboten ist; der Geist muß sich doch manchmal erholen, wir können doch nicht immer Ihre Bücher lesen. Und dann, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, Ihre Bücher machen sich nicht mehr so gelesen wie früher. Seit langer Zeit sagen sie nichts Neues mehr. Auf wie vielerlei Weise haben Sie die Geschichte von Pabst Honorius erzählt? Man sehe an, was Sie seit zehn Jahren gemacht haben, Ihre disquisitions, Ihre dissertations, Ihre réflexions, Ihre considérations, Ihre observations, man wird darin nichts Anderes finden, als daß die fünf Sätze nicht in Jansen sind. Meine Herren, bleiben Sie dabei; sagen Sie nicht mehr. Wir sind, um frei mit Ihnen zu sprechen, entschlossen, darin eher dem Pabst und dem Klerus von Frankreich zu glauben, als Ihnen."

„So stellen Sie denn immerhin aus den Kirchenvätern gute Regeln auf, um uns zu helfen die Visionäre und Narren zu erkennen; wir werden uns bei guter Gelegenheit derselben bedienen. Aber gebt Desmarets keine Streiche, die auf Andere zurückfallen könnten; besonders, ich wiederhole es, hüten Sie sich ja zu glauben, daß Ihre Briefe eben so gut seien, als die Provinzialbriefe. Das wäre eine seltsame Vision. Ich sehe wohl, daß Sie diese Schreibart treffen wollen; die heitere Art Pascals hat Ihrer Partei mehr Dienste gethan, als aller Ernst Arnaulds. Aber diese heitere Weise ist durchaus nicht in Ihrem Charakter; Sie fallen in die kalten Scherze der enluminures zurück, Ihre Bonsmots sind in der Regel nur platte Anspielungen. Verschanzen Sie sich also ins Ernsthafte, füllen Sie Ihre Briefe mit langen, gelehrten Perioden an, citiren Sie die Väter, werfen Sie sich häufig auf die Injurien und beinahe immer auf die Antithesen; Sie sind zu diesem Styl berufen, Jeder muß seinem inneren Beruf folgen."

Gegen diesen Angriff eines Ungenannten antworteten zwei Freunde Port-Royals, dú Bois, Akademiker, Übersetzer von Cicero und Augustin, welchen Nicole den Prätendenten auf das Reich der Übersetzungen nennt, wohl derselbe, welcher auch bei der Bibelübersetzung half, und der junge Advocat Barbier d'Aucourt, ein Feind der Jesuiten, welcher später in die Akademie aufgenommen wurde. Als Nicole in einer neuen Ausgabe seiner Imaginaires 1667 diese beiden Briefe wieder abdrucken ließ, so schrieb Racine als Antwort darauf einen zweiten Brief und eine Einleitung dazu. Er las sie fertig Boileau vor; dieser lobte seine witzige Behandlung, schloß aber mit den Worten: Aber denken Sie nicht daran, daß Sie gegen die ehrlichsten Leute auf der Welt schreiben? In Racine erwachte das Andenken an seine großen Verpflichtungen gegen Port-Royal. Er unterdrückte beide Aufsätze; der zweite Brief erschien — seltsam genug — das erstemal 1716 in einer Gesammtausgabe von Boileaus Werken, die Vorrede erst hundert Jahre nach des Verfassers Tode.

Racine spottet darin über die Lobeserhebungen und die Bedeutung, welche Messieurs de Port-Royal sich unter einander geben. „Besonders loben Sie Ihre Herren, ruft er ihren beiden Vertheidigern zu, loben Sie dieselben nicht mit Zurückhaltung. Sie stellen dieselben gerade nach David und Salomon; das ist nicht genug, stellen Sie sie vor diese; Sie werden ihrer Demuth ein wenig wehe thun, aber fürchten Sie nichts, sie sind gewöhnt Alle zu segnen, welche ihnen Leid bereiten. — Die beiden Vertheidi-

ger hatten Racine vorgeworfen, daß er die Imaginaires neben die Chamillardes heruntersetze und behauptet, jene seien den Provinzialbriefen nicht so ganz unebenbürtig. Racine ist fein genug, sich nicht nur der Provinzialbriefe, sondern auch der Chamillardes, wenigstens scherzhaft, gegen ihre eigene Partei anzunehmen. „Wißt Ihr, daß in den Chamillardes ziemlich gute Sachen sind? Diesem Manne fehlt es nicht an Kühnheit; er hat den Charakter von Port-Royal ziemlich gut, er geht mit dem Pabst familiär um, er redet zu den Doctoren mit Auctorität. Was sage ich? wißt Ihr, daß er eine bedeutende Schrift geschrieben hat, welche verdiente verbrannt zu werden?"

Über die neue Ausgabe der Visionnaires heißt es: „Die erste Ausgabe, obgleich verboten, ist in Paris noch nicht verkauft. Der Verfasser trug Sorge, sie mit denselben Lettern, wie die 18 Provinzialbriefe drucken zu lassen, wie er sich die Mühe gab, sie bis auf 18 zu treiben, obgleich ohne Nothwendigkeit; so ungeduldig war er, als zweiter Theil von Pascal zu dienen. Er wird aber ebenso wenig gelesen werden, als die Fortsetzung des Cid und das Supplement zu Virgil." Gewiß viel Wahrheit liegt in der Bemerkung: „Und meint Ihr, die Provinzialbriefe seien etwas Anderes, als Komödien? Sagt doch, was geht in den Komödien vor? Man spielt einen Spitzbuben von Bedienten, einen geizigen Bürgersmann, einen tollen Marquis, was es in der Welt recht Belachenswürdiges giebt. Ich gestehe, daß der Provinziale seine Personen besser gewählt hat; er hat sie in den Klöstern und in der Sorbonne gesucht, er führt auf der Scene bald die Jacobiner, bald die Doctoren, immer die Jesuiten auf. Wie viele Rollen läßt er sie spielen! bald führt er einen gutmüthigen Jesuiten auf, bald einen boshaften, aber immer einen lächerlichen Jesuiten. Die Welt hat einige Zeit darüber gelacht und der strengste Jansenist hätte geglaubt, die Wahrheit zu verrathen, wenn er nicht gelacht hätte."

Damit zeigt Racine die parteiische Inconsequenz der Jansenisten und ihrer Feindseligkeit gegen das Theater, welche er zugleich aus dem traurigen Stand ihrer Angelegenheiten erklärt. — Erscheint aber nach diesem Pascal nicht als Vorläufer Molieres und seines Tartüffe? Racine schreibt: „Eine Euch befreundete Person hatte große Lust Moliere seinen Tartüffe lesen zu hören und man widersetzte sich nicht ihrer Neugierde, denn man hatte euch gesagt, die Jesuiten seien darin dargestellt; die Jesuiten dagegen schmeichelten sich, daß man es dabei auf die Jansenisten abgesehen habe."

Beilage XXVIII.

Jesuiten-Predigten.

Perier erhielt in einem Briefe vom 14. September 1667 von einem seiner Söhne Bericht über einen Jesuitenprediger, welcher, zu gleicher Zeit mit Maimbourgs Angriffen gegen das N. Testament (Maimbourg hatte davon gesagt: Voilà donc bien des Louis perdus), seiner Zunge und seinem Witze gegen die Jansenisten die Zügel schießen ließ. Es war dies der Schotte le Brun. Am Himmelfahrtsfeste hatte er seine nächste Predigt mit den Worten angekündigt: Nächsten Sonntag werde ich den Weltmenschen die große Paradiesespforte öffnen; ich weiß wohl, daß die Pharisäer unserer Zeit darüber werden wüthend werden; mögen sie aber bersten, soviel sie wollen, die Wahrheit wird auf dieser Kanzel immer triumphiren. Er erman-

gelte nicht dadurch ein großes Auditorium herbeizulocken und hielt sein Versprechen. Er beschrieb die Dimensionen, Länge und Breite der Himmelsthüre, deren beide große Flügelthüren immer offen stehen. Er führte nun eine recht weltliche Dame ein und beruhigte sie über ihre Besorgniß, ob sie auch selig werden würde, auch wenn sie ihr Wesen fortsetze, wenn es nur nicht aus böser Absicht geschehe. Er wisse wohl, daß sich Beichtväter finden, welche all' die weltlichen Sitten nicht erlauben würden; diese Leute seien aber nur für Andere so streng, Beichtväter von Heu und von Stroh, die schon ihrer Abstammung halber keine anderen Tapeten haben als Spinngewebe und daher auch nicht wollen, daß Andere schönere haben. Nachdem er sich so über die Lebensregel ausgesprochen, versprach er am nächsten Feiertage St. Augustins auch den Glauben zu erörtern.

Er sprach denn diesmal von der Unterscheidung der Thatsache und des Glaubensgesetzes; er zeigte, daß wenn man sich nicht auch in den Thatsachen gemischter Natur dem Ausspruch des Pabstes unterwerfe, man dadurch die Rechtmäßigkeit, die Kanonicität der Concilien, jedes Pabstes, die Ordination jedes Priesters, die Authentie der Schriften der Kirchenväter und der neutestamentlichen Bücher, und damit auch alle ihre Aussprüche, unsicher und schwankend machen könne; es giebt keine Ketzer mehr, also auch keinen Kirchenglauben. Hat man sich nicht auch in Betreff der Person Derer, welche eine Ketzerei lehren, dem Ausspruch der Kirche zu unterwerfen, so kann man gute Übersetzungen in schönem Französisch von Arius, Nestorius, Luther, Calvin machen, sie mit schönen holländischen Lettern drucken und schön binden lassen. So kann man diese Bücher den Damen mit der Versicherung geben, daß keine Gefahr dabei sei, sie zu lesen, da es ja nur eine Frage über eine Thatsache ist zu wissen, ob die von der Kirche verdammten Irrthümer in diesen Büchern enthalten sind. Unter Anderem sagte er auch, daß es für die Jansenisten keine Gewissensfreiheit in Frankreich gebe, sondern nur für die Kalvinisten, wie es unser Pater Annat (wobei er die Hand an seine Mütze legte) in seinem Buche (la conduite du Roy justifiée) sehr gut bemerke. Die Jansenisten können sich derselben nicht erfreuen, bis sie sich für Kalvinisten erklärt haben und ich für meinen Theil, fügte er hinzu, wollte lieber mit Lutheranern, Kalvinisten und allen anderen Ketzern verkehren, als mit den Jansenisten, da jene ihre Irrthümer wenigstens laut verkündigen, so daß man sich davor hüten kann, während die Jansenisten, selbst nachdem sie unterzeichnet haben, ihre Ketzerei noch in ihrem Herzen behalten. Die Moral, welche er daraus zog, war, daß es keine größere Beleidigung gebe, als einen Menschen einen Jansenisten zu nennen; daher habe man sich sehr davor zu hüten, es einem ohne Grund aufzubürden, indem dies eine große Sünde sei. So sei man auch nicht durchaus zu dem Schluß berechtigt, es sei Jemand ein Jansenist, wenn man höre, daß er von den Jesuiten übel rede, — da dies ja auch alle anderen Ketzer thun. — Der Großvicar von Orleans, wo le Brun diese Predigten gehalten hatte, verbot ihm, fürder an irgend einem Orte der Diöcese zu predigen, und da dieser sich darüber ungehalten bezeugte, erklärte man ihm, daß man, wenn er sich dennoch unterwinden würde zu predigen, entschlossen sei, ihn für der Vollmacht ermangelnd (irregulier) zu erklären, dies an die Straßenecken anzuschlagen und von allen Kanzeln der Pfarrkirchen herunter verkündigen zu lassen.

Beilage XXIX.

Hermant.

Godefroi Hermant ist geboren den 6. Februar 1617. So zart seine Gesundheit auch war, hatte er schon im 19. Jahre seine philosophischen und theologischen Studien (bei den Jesuiten) vollendet. In seinem 23. Jahre arbeitete er schon mit Jay an der Polyglotte von Vitre. So wurde er Doctor der Sorbonne und 1646 Rector der Universität Paris. Er hatte das Jahr zuvor in Schriften zu erweisen gesucht, wie unbegründet das erneuerte Verlangen der Jesuiten sei, in die Universität aufgenommen zu werden. In diesem Sinne handelte er auch nachdrücklich als Rector. Außer mehreren Häuptern des Parlaments, namentlich Lamoignon, Mole, dem Präsidenten de Mesmes, war ihm namentlich Luynes sehr befreundet. Ganz besonders aber schloß er sich an den Nachfolger seines Gönners Potier, an den (am 8. Jan. 1651 geweihten) Büzanval, Bischof von Beauvais, an. Seine Treue erprobte sich, als die mehreren Domherren gegen ihren jansenistischen Bischof sich auflehnten und von der Klerusversammlung unterstützt wurden. Hermant verlor seine Domherrn-Einkünfte, und als er todtkrank darniederlag, versagten sie ihm das Sacrament. Der Bischof aber eilte auf diese Kunde selbst herbei und ertheilte ihm, unter vielen gegenseitigen Thränen, das Sacrament. Indeß überlebte ihn Hermant noch um viele Jahre. Im Jahre 1690 ging er nach Port-Royal, um von seinen Freunden Abschied zu nehmen, und communicirte alle Schwestern; er eilte zurück und sagte: in nidulo meo moriar. Allein schon zwei Tage darauf, als er von einem Mahl mit seinen Freunden im lateinischen Quartier in Paris zu Fuß zurückkehrte, fiel er einem Vertrauten auf der Straße todt in die Arme. „So ersparte Gott die Schrecken des Todes seinem Diener, welcher sie sein ganzes Leben über vor Augen gehabt und sich seit mehreren Jahren auf diesen schrecklichen Moment vorbereitet hatte." Die von den Jesuiten unterdrückte Grabschrift faßte seine Hauptwerke zusammen in den Worten:

(Impendit) Doctis elucidata illustrium Patrum gesta,
Piis sacras in Matthaeum et Marcum exercitationes,
Civibus urbis hujus et dioecesis historiam,
Omnibus seipsum, verbo, conversatione, caritate;
Superem pendit
Egenis sua omnia.

Die zahlreichen Schriften Hermants sind zum Theil Gelegenheitsschriften zum Schutz und Angriff. Außerdem werden hauptsächlich genannt: Vie de St. Jean Chrysostome, Patriarche de Constantinople, docteur de l'Eglise et confesseur. Paris. Savreux 1664 in 4. (zweite Ausg. 1666, dritte 1669.) — La vie de St. Athanase, Patr. d'Alexandrie, qui comprend encore l'hist. de St. Eustache d'Antioche, de St. Paul de Constantinople, de St. Hilaire de Poitiers, de St. Eusèbe de Verciel, des Papes Jules et Libère et de plusieurs autres saints, avec la naissance et le progrès de l'Arianisme. Chez P. Aubouin. 1671. 2 Vol. in 4. Paris. (zweite Ausgabe 1679). Er gerieth darüber mit dem Verfasser der Gesch. des Arianismus, dem Jesuiten Maimbourg, in Streit. — La vie de St. Basile le Grand, archev. de Césarée en Cappadoce, et celle de St. Gregoire de Nazianze, archev. de Constantinople, 1674, 2 Vol. in 4. — Die beste Empfehlung für diese ein Ganzes bildenden Biographien ist die Nachricht von Dupin, daß die Grundlage dazu Manuscripte von Tillemont seien Bei der ersten hatte ihm aber besonders Le-Maitre geholfen. — Im Jahr 1678 dedicirte er Innocens XI das Leben von Ambrosius, mit welchem er diesen Pabst vergleicht. —

Von den in seinem Epitaph genannten Hauptwerken sind im Druck nur erschienen: Entretiens spirituels et intérieurs sur l'Evangile de St. Matthieu, tirés de l'Ecriture Sainte et des pères de l'Eglise, par M. G. Hermant. Paris, chez Bouillerot. 1690. 3 Vol. in 12. Sie waren zuvor dreißig Jahre lang in verschiedenen Handschriften von Hand zu Hand gegangen. — Außerdem existirt handschriftlich noch: Mémoires sur l'histoire ecclésiastique du 17 siècle.

Baillet hat sein Leben geschrieben.

Mezangui giebt uns noch folgende Züge zu diesem Bilde: Er war zugleich ein Weltmann und Gelehrter; nur war seine Schreibart etwas zu weitläufig, besonders wird die Stärke seines Gedächtnisses gerühmt. Täglich las er, ehe er zu Bette ging, vier Kapitel der Bibel und fehlte auch bei der strengsten Kälte nie bei der Frühmesse. Jeden Samstag fastete er, um sich vorzubereiten, den Tag des Herrn zu heiligen.

Beilage XXX.

Motive der Unterschrifts-Verweigerung des Bischofs von Angers.

Doctor Arnauld hatte seinen Bruder daran gemahnt, daß er sein Bisthum um politischer Verdienste willen und durch Vermittlung von sehr weltlichen Leuten, also nicht auf die rechte Weise erhalten habe; er schreibt: Zweimal glücklich ist der, welcher zwar nicht klar genug sieht, um seine Bande zu brechen, aber Gott bittet, ihn davon zu befreien und die Gelegenheiten, durch einen heiligen Ausgang die Mängel seines Eingangs zu reinigen, als eine besondere Gunst betrachtet. — Heinrich bedachte sich, ob er ein so segensreiches Amt, wie ein Bisthum, daran setzen dürfe, um zu gerechter Entscheidung einer Sache beizutragen, welche doch nicht von so großem Belang sei und durch ihre Ungesetzlichkeit sich selbst stürzen müsse. Der Doctor meint, er dürfe sein bischöfliches Amt um so eher daran wagen, da man sehe, mit wie wenigem Erfolg er daran gearbeitet, seinen Klerus zum festen Glauben an die alt-kirchliche Lehre zu ziehen. Auch macht er ihm einen Vorwurf daraus, daß er noch kein Priesterseminar eingerichtet habe, was später geschah. — Der Bischof schrieb am 6. Juli 1661 an den König zu Gunsten des, die Glaubens- und die Thatsache unterscheidenden Mandements der Großvicare. Der König fand den Brief in einer sehr starken Sprache abgefaßt; der königliche Gewissensrath, Annat, und einige Hofbischöfe hielten dafür, daß man gegen den Bischof von Angers den Beschlüssen der Klerusversammlung gemäß verfahren sollte. Lionne setzte diesen davon in Kenntniß, wie es den König namentlich sehr befremdet habe, daß er als der erste einen solchen Schritt gethan. Arnauld antwortete, es thue ihm dies Leid, aber er hoffe doch damit Gutes zu wirken, und daß auch andere Bischöfe seinem Beispiele folgen würden.

Angelica, welche im Sterben lag, schreibt ihrem Bruder (es ist der vorletzte unter ihren gedruckten Briefen) am 14. Juli 1661 darüber: Ob ich gleich nur noch eine Tochter der Schmerzen bin, kann ich doch im Tode selbst nicht umhin, mich zu freuen über die Freude, welche Du der heiligen Kirche schenkst, und uns Allen, die eine wahre und herzliche Liebe zu Dir haben. Das bezeuge ich Dir und bitte Gott, daß Deine wahrhaft bischöfliche Handlung von ihm gezählt, und von seiner göttlichen Güte mehr angesehen werde, als mehrere andere, die hoch scheinen angeschlagen werden zu müssen.

Das Schreiben des Bischofs von Angers an den Pabst, vom 28. August 1661 blieb unbeantwortet. (Nach Clemencet ist dieser Brief, wie der an Lionne, von Doctor Arnauld abgefaßt.) Er wurde vom Nuntius nur auf das Breve an die Großvicare von Paris verwiesen. Doctor Arnauld unterdrückte sein Befremden nicht, daß der Pabst einen Bischof nicht einmal einer Antwort würdige. Für den Bischof war es eine um so delicatere Sache dem Könige auf sein Schreiben zu antworten, da der König seine königliche Würde nicht allein dabei geltend machte, sondern auch seine Person selbst.

Bischof Arnauld schreibt indeß am 24. Juli 1662 an den Allgewaltigen:

Sire!

Man kann Gott nicht genug loben für den Fleiß, welchen Eure Majestät anwenden für Alles, was Sie dem Besten der Kirche und des Königreichs angemessen glaubt. Indem aber Ihr Eifer ein Beispiel sein kann für den Eifer, welchen alle Bischöfe Denjenigen schuldig sind, deren Leitung Gott ihnen anvertraute, so hat Sie auch zu viel Güte, um nicht gut zu finden, daß dieselben in Ausübung dieses Eifers den Regeln folgen, welche Gott ihnen vorgeschrieben hat. Diese sind aber die Auctorität der Kanones in den dadurch bestimmten Dingen, die Decrete ihrer rechtmäßigen Oberen, in den Angelegenheiten, welche diese ihnen nach dem Geist der Kirche anbefehlen, und ihre eigene Erleuchtung in dem, was dieser Geist ihrer Urtheilskraft und ihrer Klugheit überläßt. Darum that es mir sehr leid, daß ich, indem ich diese Regeln zu Rath zog, mich nicht frei fand, dem Wunsche, welchen Eure Majestät in Ihrem gnädigen Schreiben vom 20. Mai gegen mich ausspricht, so vollkommen zu entsprechen, wie ich es von ganzem Herzen wünschte. Denn ich gestehe, daß dieselben Gründe, welche ich schon früher auszusprechen die Ehre hatte (rücksichtlich der Unruhe, welche das Auferlegen der Unterschrift in meiner Diöcese erregen würde), mir noch auf dem Herzen liegen; sie überzeugen mich noch, daß ich durch diese meine Zurückhaltung und Umsicht wirklich die Hauptabsicht Eurer Majestät erfülle, nämlich daß nichts in der Kirche geschehe, als was darin den Frieden erhalten mag, daß nichts von den Bischöfen verlangt werde, als was Gott und ihre Amtspflicht von ihnen verlangt. — Ich habe, wie Eurer Majestät, so auch dem Pabst über diese Angelegenheit geschrieben und erwarte was es Seiner Heiligkeit gefallen wird, mir zu antworten.

Ich bitte aber Eure Majestät unterthänigst, in Betracht dieser Unterschriften und der guten Folgen, welche man sich davon versprechen zu dürfen glaubte, zu erwägen, daß man bis auf diese Stunde noch von keinem einzigen reden hörte, welcher durch die erzwungene Unterschrift zu einer Veränderung seiner Gesinnung vermocht worden wäre; denn so weit sich darüber urtheilen läßt, giebt es Niemand, welcher die Glaubenslehre daran bezweifelte; was aber die Thatsache betrifft, weiß alle Welt, daß es unmöglich ist, man möge nun eine Überzeugung haben, welche man wolle, daß dieser Artikel Jemanden zu einem minder guten Katholiken machte. Jeder bildet sich Ansichten nach Belieben, um sich zu überzeugen, man könne mit gutem Gewissen unterzeichnen, ohne ein Wort davon zu glauben. So sind nun diese Unterschriften nur eine Täuschung bei den Meisten und ein Grund der Verfolgung für zarte Gewissen, welche in nichts von der inneren Überzeugung Vieler, welche unterzeichnen, sich unterscheidend, bei denselben Gedanken und Ansichten, es nur schwer nehmen einen Schritt zu thun, welcher ihnen die christliche Offenherzigkeit zu verletzen scheint. — Wenn also auch alle Welt unterschrieben hätte, würden die Dinge doch stets auf demselben Punkte bleiben und man hätte nur zu beklagen, ein Beispiel eingeführt zu haben, wovon gar leicht Misbrauch gemacht werden kann, unnöthiger Weise den Frieden der Kirche und Ihrer Unterthanen gestört,

Scrupel in die Gewissen geworfen, zu tausend übeln Nachreden und Verleumdungen Veranlassung gegeben, sehr wackere Leute verdächtig gemacht zu haben durch allgemeine, übel begründete Beschuldigungen.

Dieses Bekenntniß auszusprechen, Sire, nöthigt mich der Anblick Dessen, was täglich vor meinen Augen vorgeht. Ich zweifle nicht, daß es Eurer Majestät, deren Erleuchtung und Fleiß auf Alles sich erstreckt, angenehm sei, davon in Kenntniß gesetzt zu werden. Dabei ist es mir kein geringer Trost zu wissen, daß mehrere meiner Mitbrüder, welche von Demselben Zeugen sind, auch derselben Überzeugnng leben. Es ist mir indeß auch nicht unbekannt, daß es Andere giebt, welche darüber eine verschiedene Ansicht hegen und Eurer Majestät andere Eindrücke gegeben haben; ich fühle mich auch durch Gottes Gnade bereit, ihre Gründe zu hören, wenn es ihnen genehm ist, sie mir mitzutheilen. Wie ich mich aber selbst für sehr unbillig halten würde, wenn ich verlangen wollte, daß meine Überzeugung ihnen ein Gesetz sein müsse, so halte ich sie auch für viel zu billig, als daß sie es misbilligen sollten, wenn ein anderer Bischof, welcher dieselbe Auctorität hat wie sie, der Norm seines Gewissens und Überzeugung in der Regierung der Kirche folgt und sich nicht für verpflichtet hält, der Überzeugung seiner Mitbrüder zu folgen, welche keine Gewalt über ihn haben. Da ich denn, Sire, in Betreff der Unterschriften dieser Überzeugung bin, so könnte ich nur durch die meinen Oberen schuldige Unterwürfigkeit mich dazu verpflichtet finden.

Es dürfte aber Eurer Majestät nicht wohl unbekannt sein, daß die Bischöfe Ihres Königreichs in Angelegenheiten, welche die Leitung Ihrer Diöcesen insbesondere betreffen, keine andere Auctorität über sich anerkennen, als die der Concilien und der Päbste; und da Eure Majestät der Protector ihrer Freiheit ist, ist Sie ohne Zweifel weit davon entfernt, ihnen eine neue Knechtschaft auflegen zu wollen. Daher kann ich auch nicht glauben, daß Eure Majestät mich verpflichten wollte, die Berathungen der letzten Versammlung als Kanones eines National-Concils zu betrachten, welche für die Bischöfe Gesetzeskraft hätten; da es gewiß ist, wie andere Prälaten es Eurer Majestät schon vorgestellt haben, daß nach dem beständigen Herkommen Ihres Königreichs solche Versammlungen nur auf dem Wege der Ermahnung und der Bitte verfahren sind und daß sie nur durch eine offenbare Usurpation irgend eine geistliche Gerichtsbarkeit über abwesende Bischöfe sich anmaßen könnten.

Arnauld zeigt sofort, wie es eine schreiende Ungerechtigkeit sei, Unschuldige, die doch jeden von der Kirche verdammten Irrthum auch männiglich verwerfen, als Häretiker zu behandeln, daß es keine offenbarere Ketzerei gebe, als die Behauptung, eine nicht geoffenbarte, eine Thatsache könne ein Gegenstand des religiösen (divine) Glaubens sein, dessen Anerkennung man nicht ablehnen könne, ohne Häretiker zu sein. Darum habe auch der Pabst nicht die Absicht haben können, eine so neue Usurpation dieser Versammlung durch seine Bulle an die Großvicare von Paris (vom 1. Aug. 1661) gut zu heißen, da seine Rechte selbst dadurch gefährdet sind. Dazu kommt noch eine neue Schwierigkeit; man hat, um die Unterschrift auch in Betreff der Thatsache durchzusetzen, eine neue schändliche Lehre aufgestellt, als sei der Pabst in diesem Punkte eben so unfehlbar, wie Christus selbst; was offenbar eine Häresie ist. Man hat aber den durch den Pabst entschiedenen Thatsachen keine andere Unterwürfigkeit zu zollen, als diejenige, welche man gewöhnlich den durch allgemeine Concilien, z. B. durch das fünfte und sechste Concil entschiedenen bezeugt. — Der Pabst selbst aber erwähnt in seiner Bulle mit keinem Worte weder des Formulars, noch der Unterschrift, woraus man höchstens schließen kann, daß er sie zwar nicht billige, aber doch zulasse. Es ist aber leicht einzusehen, daß die Zulassung von Sei-

ten des Pabstes kein Gesetz für die Bischöfe sein kann, da die Kirche eine unzählige Menge von Dingen duldet, welche sie, nach Augustins Ausspruch, durchaus nicht billigt. Welche heimliche Absichten man auch dabei seiner Heiligkeit zuschreibe, welche Folgerungen man auch aus dem Breve ziehen wolle, so sehe ich doch nicht ein, wie man Eurer Majestät sie hätte vorlegen mögen als Gesetze, welche die Bischöfe Frankreichs verpflichten, in einer Kirche, welche sich mehr als irgend eine andere in der Welt in ihrer alten Freiheit erhalten hat, das heißt im gesetzlichen Gebrauch der heiligen Kanones. Wie sollte auch ein für die Großvicare von Paris ganz besonders gegebenes Breve einem Bischof von Angers für ein unverbrüchliches Gesetz gelten!

Dieses versetzt mich, sagt Arnauld, durchaus in die Unmöglichkeit, die Befehle Eurer Majestät zu vollstrecken, da man Sie nicht nur vermocht hat, den Bischöfen eine Sache zu befehlen, wozu sie durch kein Kirchengesetz angehalten sind, sondern denselben auch ihr Verfahren in einer rein kirchlichen Sache vorzuschreiben, nämlich ein einfaches Mandement, wegen der Unterschrift des Formulars ergehen zu lassen, welches nichts Anderes enthalten sollte, als daß man dieses zu unterzeichnen habe. Denn abgesehen davon, daß es mir sehr befremdend scheint, daß der Staatsrath Eurer Majestät den Männern, welche Christus zu Meistern seiner Kirche eingesetzt hat, sogar die bestimmten Worte vorschreiben wollte, deren sie sich zu bedienen hätten; abgesehen davon, wäre es mir unmöglich je über diesen Gegenstand ein Mandement ausgehen zu lassen, ohne den Skandal aufzudecken, welchem die ganze Kirche ausgesetzt wäre, wenn man ihre Feinde glauben ließe, als übte man gegenwärtig in ihr eine solche Tyrannei über die Gewissen, daß man Diejenigen als Häretiker behandelte, welche sich nur weigern an Thatsachen zu glauben, in Betreff deren die Kirche sich noch nie das Recht angemaßt hat, dem Gewissen ihrer Kinder Zwang anzuthun und als änderte man den Grund des Glaubens, indem man auch für das, *was sich nicht auf das Wort Gottes stützt*, unbedingten frommen Glauben verlangte.

Das Schreiben schließt: Eure Majestät weiß wohl, daß die Bischöfe als Diener des Reiches Christi, das heißt seiner Kirche, nicht frei sind Alles zu thun, was man von ihnen begehren möchte, sondern daß sie verantwortlich sind für ihre Handlungen gegen Gott, gegen die Kirche und gegen die ganze Nachkommenschaft. Daher zweifle ich nicht daran, daß Eure Majestät, nach Auseinandersetzung dieser Gründe, es billigen wird, wenn ich bei diesem Benehmen verharre, auf welches ich nur eingegangen bin aus Furcht dem obersten Fürsten der Hirten zu misfallen und aus Liebe zu seiner Kirche, um nichts Neues anzufangen, was den Frieden meiner Diöcese stören könnte. Ich hoffe im Gegentheil, daß Gott, welcher das Herz der Könige in seiner Hand hält und Sie unter allen Königen der Welt erwählt hat, um Sie mit dem so glorreichen Titel eines allerchristlichsten Königs und des erstgeborenen Sohnes der Kirche zu beehren, das Herz Eurer Majestät rühren wird und Sie vermögen, die Rechtfertigung eines Bischofs gnädig aufzunehmen; ich hoffe es um so zuversichtlicher, da er den Grund meines Herzens sieht, da er weiß, wie ich in dieser Sache also handle durch seine Barmherzigkeit frei von allem menschlichen Interesse, nur um mein Gewissen nicht mit Schuld zu belasten, und daß ich ohne dieses mit eben so viel Bereitwilligkeit, als sonst, dem Befehl Eurer Majestät gehorchen würde.

Der König, statt aller Antwort verlangte, Arnauld solle sofort das Formular ohne Weiteres unterzeichnen lassen. — Auch der Bischof von Beauvais hatte ein ähnliches Schreiben an den König erlassen und selbst Godeau von Vence, ob er sich gleich durch das Ansehen des Königs zu wi-

derſprechenden Schritten verleiten ließ und die Unterſchrift in ſeinem Bisthum ohne Unterſchied des Glaubenspunkts von der Thatſache befohlen, ſpricht ſich doch für die Rechtmäßigkeit dieſer Unterſcheidung nachdrücklich gegen den König in einem Schreiben aus. Sein Schreiben wurde bei Hof verachtet, comme venant d'un petit évêque, qui n'avait pour diocesains qu'une vingtaine de paysans, wie Arnaud ſagte. — Um 1669 erblindete er und dachte nur daran, ſich auf den Tod vorzubereiten; er ſtarb im April 1671.

Zu derſelben Zeit, als Arnauld an den König ſchrieb, hielt ſich auch eine Nonne, welche als die einzige in ihrem Kloſter, trotz der Bitten der Vorſteherin und der Schmähungen des Beichtvaters, das Formular nicht mit gutem Gewiſſen unterſchreiben zu können glaubte, für verpflichtet, ihren Oberen in aller Demuth davon Rechenſchaft zu geben. Sie betheuert, ihr Stolz ſei es, daß ſie als Glied der katholiſchen Kirche ſich anſehen dürfe, ihr Stolz, ihren Glauben feſtzuhalten, wie ſie denn auch die fünf Sätze verdammt in demſelben Sinn, in welchem ſie von den beiden Päbſten verdammt worden ſind. Ich wünſchte, fährt ſie fort, rückſichtlich der Thatſache von Janſen eben ſo unterrichtet zu ſein, als ich es nicht bin, um auch dazu meine Unterſchrift geben zu können. Ich glaube es aber nicht ohne Verbrechen thun zu können, da ich nicht weiß, ob er St. Auguſtin falſch ausgelegt, wie ich denn ſein Buch nie geleſen habe und mit meiner Unwiſſenheit im Latein nicht im Stande bin zu urtheilen. Ihn verdammen iſt, auf den Fall, daß er ſchuldig iſt, Sache Derer, die es thun können; mir aber kommt es zu, ihn in der Ruhe zu laſſen, welche ihm Gott ſchenken wollte und mich innerhalb der Gränzen zu halten, die das Evangelium mir vorſchreibt, um nicht in die Verdammniß Derer zu fallen, welche über ihren Nächſten ohne Beruf urtheilen und ihn verdammen. Wenn ich nicht glaubte, daß eines Tags einem Jeden nach ſeinen Werken werde vergolten werden, ſo würde es mich nichts koſten, die Welt zufrieden zu ſtellen und das geringe Intereſſe, welches ich für Janſen habe, würde mir dabei kein Hinderniß in den Weg legen. Da wir aber hienieden arbeiten müſſen, um eine genaue Rechenſchaft von unſern Handlungen abzulegen und da Jeder für ſich wird einzuſtehen haben, finde ich keine ſicherere Bahn, als die, Niemanden zu verdammen und anzuklagen. Ich überlaſſe dieſe Sorge den Oberen und will nur darnach trachten, in dem Stande, wozu mich Gott berufen hat, mich zu heiligen und nur um das zu bekümmern, was zu ſeiner Ehre und zu meinem Heile beitragen kann, da nur dieſes Noth thut, nach dem Evangelium.

Dies ſind meine wahren Gründe, welche mich bedenklich gemacht haben, meine Unterſchrift in Dingen zu geben, welche ich nicht kenne, auf welche mich zu verſtehen nicht meines Standes, noch meines Berufs iſt. Wenn meine Furcht, mich gegen mein Gewiſſen zu verſündigen, gemacht hat, daß ich gegen den Ihnen ſchuldigen Gehorſam ſündigte, ſo bitte ich Sie um Verzeihung; ich klage mich ſelbſt bei Ihnen an und erkläre mich bereit, alle Strafen zu tragen, welche mein Fehler verdient, mit der Verſicherung, daß es mir über alle Maaßen leid thut, mich nicht Ihren Befehlen unterwerfen zu können. Ich hoffe, die Offenherzigkeit, womit ich Ihnen meinen Fehler bekenne, werde bei Ihnen vielmehr Mitleiden, als Unwillen erregen, und da Sie ein väterliches Erbarmen gegen Alle hegen, welche Gott Ihrer väterlichen Leitung unterſtellt hat, möchten Sie daſſelbe beſonders gegen mich erweiſen, die ich mit aller möglichen Unterwerfung und Hochachtung bin u. ſ. w.

Beilage XXXI.

Aus dem Schreiben der vier Bischöfe an sämmtliche Erzbischöfe und Bischöfe von Frankreich über die Absicht des römischen Hofs, ihnen den Proceß zu machen.

Die vier Bischöfe erweisen, daß ein Theil der kirchlichen Auctoritäten den Bischöfen erlaube, nach Umständen auch Bischöfe von außerhalb ihrer Diöcese zu Richtern sich auszubitten; damit sei aber nicht gegeben, daß sie sich auch wider Willen solche müßten aufdrängen lassen. Denn ihre Provinzialbischöfe seien nach dem Recht der ganzen Kirche ihre natürlichen Richter, jenes nur eine Vergünstigung für den angeklagten Bischof. Die afrikanische Kirche bestritt, daß der Pabst die höchste Instanz sei, davon Ausnahmen zu machen.

„Daß Dieses auch in der gallikanischen Kirche Rechtens sei, dafür kann man keinen entscheidenderen Grund anführen, als daß gewiß bis zur Zeit Karls des Großen, die Kirche in Frankreich sich allein nach zwei Arten von geistlichen Gesetzen gerichtet hat, nach den Kanones ihrer eigenen Concilien und nach einem Codex anderer Kanones, welcher außer den neun orientalischen Concilien von dem nicänischen an, die den Codex der allgemeinen Kirche bildeten, die 50 ersten Kanones der Apostel enthielt, das Concil von Sardika, zwei Sammlungen der afrikanischen Concilien (die eine „Concil von Karthago", die andere „afrikanisches Concil" genannt), mehrere Decrete der Päbste von Siricius bis Gregor II. Es ist aber gewiß, daß nach allen diesen kanonischen Constitutionen die Bischöfe, wenigstens in erster Instanz, durch die Concilien ihrer Provinzen gerichtet werden sollen."

„Aber im Anfang des zweiten Stamms unserer Könige erschienen in der Kirche Frankreichs zwei neue Sammlungen von Kanones, die eine vom Pabst Hadrian I, veröffentlicht von Ingilram, Bischof von Metz, A. 785, die andere vom angeblichen Isidor, die, außer einer Sammlung von Concilien, eine große Anzahl von Decreten enthielt, welche den ersten Päbsten zugeschrieben werden, deren Falschheit jetzt von allen Gelehrten anerkannt ist. Beide wurden von den Bischöfen Frankreichs übel aufgenommen, welche sie in mehreren Stücken den Päbsten zu vortheilhaft und den anerkannten Kanones der Kirche entgegenlaufend fanden. Aber daß die Bischöfe von ihrem Metropolitan und ihren Comprovinzialen gerichtet werden sollen, ist in beiden anerkannt. Die Bischöfe von Frankreich wollten nur die Ausnahmen nicht dulden, welche man zu Gunsten der Angeklagten durch Appellationen an die Päbste in diesen falschen Briefen zu autorisiren suchte. Daher haben auch nach der Publication dieser falschen Decretalen die Päbste das Recht der Bischöfe, durch ihren Metropolitan mit 12 andern Bischöfen gerichtet zu werden, anerkannt." — In diesem Sinne habe die Klerusversammlung, namentlich der jetzige Erzbischof von Ambrún 1645 das Recht eines angeklagten Bischofs gewahrt.

„Daraus erhellt, daß man einer so festen Tradition umsonst entgegensetzen würde, was angeblich Widersprechendes im Concordat und tridentiner Concil enthalten ist, weil auch seitdem diese Maxime in der gallikanischen Kirche für nicht minder feststehend gegolten hat. Überdies sind die Oppositionen bekannt, welche das Parlament, die Universitäten und der ganze Klerus Frankreichs dem Concordat entgegensetzten. Dies genügt gewiß, um die Rechte zu erhalten, worüber der entgegengesetzte Gebrauch nicht die Oberhand gewonnen hat. Überdies sind die Ausdrücke des Concordats unbestimmt. — Noch weniger kann man Anstoß nehmen auf Grund des tridentiner Concils, wenn man seine Geschichte auch noch so wenig kennt, und wenn

man von dem berühmten Widerstand hat reden hören, welchen der Cardinal von Lothringen im Namen der ganzen gallikanischen Kirche entgegensetzte, als die Ultramontanen, ohne Rücksicht auf seine Gegenvorstellungen, ein diesen Gebrauch gefährdendes Decret faßten. Dies hat der Weigerung zur Basis gedient, worin dieses Königreich immer beharrt hat, wenn es sich um Unterwerfung darunter und unter mehrere Disciplinarpunkte handelte, weil sie den Freiheiten dieser Kirche entgegen sind, welche die Könige, der Klerus und die Parlamente immer mit großer Sorgfalt erhalten haben. Als denn wirklich kurz nach diesem Concil der Pabst Pius IV, unter welchem es geschlossen wurde, fünf französischen Bischöfen, welche des Lutherthums angeklagt waren, den Proceß machen wollte, um sich in den Besitz dieses angeblichen Rechts zu setzen, so schickte König Karl IX an Loisel, seinen Gesandten in Rom, Instructionen, welche vom General-Advokaten des Parlaments, du Mesnil, abgefaßt waren, mit strengem Befehl, dem Pabste das Recht der Bischöfe, von ihren Comprovinzialen gerichtet zu werden, vorzustellen; was der Gesandte mit solcher Festigkeit that, daß der Pabst zur Unterdrückung seiner Proceduren die Zustimmung geben und versprechen mußte, es solle von diesem Urtheile keine Rede mehr sein."

„Wir haben gehört, wie übel man in Rom die Verminderung der Feste aufgenommen hat, welche der Erzbischof von Paris vornahm, und daß er mit einem Breve bedroht ist, welches ihm befehlen wird, diese Ordonnanz, wozu er doch berechtigt war, entweder ganz oder zum Theil zurückzunehmen; weigert er sich, dieses Joch auf sich zu nehmen, so braucht der Pabst nur sieben Bischöfe zu wählen und ihnen bei Strafe des Ungehorsams zu befehlen, daß sie dem Erzbischof gebieten, wenigstens einige Feste bei Strafe der Suspension von seinen Functionen wieder einzuführen. Wenn man ein so verderbliches Verfahren in die Kirche einführen läßt, so kann man jede Wahrheit unterdrücken und jeden Irrthum einführen, wenn es nur mächtige Personen unternehmen wollen. Denn die Kirche war nie und wird voraussichtlich nie in einem so glücklichen Stande sein, daß man nicht unter hundert Bischöfen sechs bis sieben herausfinden könnte, welche sich aus menschlichen Rücksichten zu Allem brauchen ließen. Um Alles umzustürzen, brauchen sie nur, wenn sie die Gewalt haben, trotz aller Verwendung der Anderen, Diejenigen aus ihren Kirchen zu vertreiben, welche am meisten Eifer für die Wahrheiten haben, die man stürzen wollte."

„Es ist nicht von heute her, daß die Umgebungen der Päbste, welche nur daran arbeiten, ihnen ihre Leidenschaften einzuflößen, sie vermocht haben gegen Bischöfe so verächtlich zu verfahren und auf ihre Briefe nicht einmal zu antworten. Es scheint, daß sie seit einiger Zeit ihnen durch Gewohnheit das Recht verschaffen wollten, sich aus den Briefen der Bischöfe nichts zu machen, wenn sie nur als Bischöfe schreiben, ohne durch den Credit und die Gunst weltlicher Personen gestützt zu sein. Da der Pabst zwei Eigenschaften hat, die des zeitlichen Fürsten und des Hauptes der Kirche, so vermengt man sie so sehr, daß man, selbst wenn es sich nur um Functionen der letzteren handelt, welche nur Geistliches und Göttliches haben darf, in Versuchung ist, viel von jenem Geist weltlicher Größe einzumischen, welchen die erste Eigenschaft einflößt. Daher verschafft auch die bloße Eigenschaft eines Nachfolgers der Apostel, wenn sie von menschlichen Stützen entblößt ist, keine Achtung an dem Ort, wo die, welche am meisten Credit bei den Päbsten haben, gewohnt sind, die Dinge mehr nach politischen, als apostolischen Gesichtspunkten zu betrachten. Sie lehren durch die That, was die römischen Theologen in ihren Büchern lehren, der Pabst sei souveräner, absoluter Herr der Kirche, die Bischöfe seien nur seine Vicare, indem sie alle ihre Gewalt nur von ihm empfangen; daß er sie hört, wenn es ihm gefällt, daß er sie nicht hört, wenn es ihm nicht gefällig ist; daß

er ihnen eine Ehre erweise, ihnen zu antworten, wenn sie ihn um Rath fragen, daß er ihnen aber kein Unrecht thue, wenn er ihnen nicht antworte; daß es ihm frei stehe, es zu halten, wie er wolle und daß es, was er auch thue, den Untergeordneten zukomme, sein Benehmen gegen sie zu respectiren." — Die Bischöfe werden zur Erklärung aufgefordert, ob man sich eine solche geringschätzende Behandlung, eine Stellung des Episkopats ohne gesetzlichen Schutz gefallen lassen wolle.

Beilage XXXII.

Schreiben der vier Bischöfe an den Pabst vom 1. Sept. 1668 und dessen Antwort darauf.

Allerheiligster Vater!

Da es nicht weniger Pflicht der Bischöfe ist, die Einheit der Liebe, als die Wahrheit des Glaubens zu erhalten, so wissen Alle, die uns kennen, daß wir in unserem ganzen Benehmen uns stets beflissen haben, nie diesen beiden so gewichtigen Regeln ungetreu zu werden. Haben wir diesen Vorsatz stets in unserem Herzen getragen, so mußten wir uns ganz besonders angefeuert fühlen, der ganzen Kirche in der gegenwärtigen Angelegenheit der Unterschrift einen augenscheinlichen Beweis davon zu geben, in der Absicht, daß die Maßregeln, welche wir dabei ergreifen würden, dem heiligen Stuhl ein Zeugniß von unserer ehrfurchtsvollen Hochachtung ablegen möchten. Denn da wir in Kenntniß gebracht haben, daß mehrere französische Bischöfe, unsere Brüder, obgleich uns sonst durch dieselben Gesinnungen, in der Art die Constitution Alexanders VII zu vollstrecken und das Glaubensformular zu unterschreiben, verbunden, rücksichtlich der Disciplin ein verschiedenes Benehmen beobachtet haben, welche Eurer Heiligkeit angenehmer gewesen ist, so glaubten wir sie in diesem Punkte nachahmen zu müssen. Demnach haben wir denn in der Art die Unterschrift des Formulars zu verlangen eine Veränderung verordnet, da uns nichts so sehr am Herzen liegt, als zum Frieden und zur Einheit der Kirche beizutragen und Beweise unserer Achtung für den römischen Stuhl zu geben. So haben denn auch wir in unseren Diöcesen Synoden berufen, eine neue Unterschrift befohlen und selbst geleistet, wir haben unseren Geistlichen dieselben Instructionen gegeben, wie diese Bischöfe, wir haben ihnen dieselbe Unterthänigkeit unter die apostolischen Constitutionen empfohlen, wie die anderen Bischöfe; und wie wir denn mit ihnen stets in derselben Lehre und denselben Gesinnungen vereint waren, so haben wir uns mit ihnen auch in diesem Punkt der Disciplin und des Verfahrens vereinigt. Wir wollen es nicht verbergen, Allerheiligster Vater, daß wir nicht ohne Mühe und Schwierigkeit diesen Schritt gethan haben, da wir recht wohl wissen, wie sehr diese Veränderung des Benehmens und der Disciplin Übelwollenden Gelegenheit geben könnte, auf eine nachtheilige Weise von uns zu reden. Da aber einige Bischöfe, unsere Brüder, welche mit allem Eifer arbeiten, daß sie die Unruhen in der Kirche beilegen möchten, uns vorgestellt haben, daß dieses das rechte Mittel sei, den Frieden fest zu gründen und daß dieses Mittel, als das ehrerbietigste gegen Eure Heiligkeit, Derselben auch das angenehmste wäre, konnten wir so christlichen Betrachtungen nichts verweigern, entschlossen wie wir sind, nicht nur Alles, was wir in dieser Welt besitzen, sondern auch unser Leben selbst dar-

anzusetzen, den Frieden der Kirche zu befestigen; denn welche Gerüchte auch, Heiligster Vater, Leute, die uns nicht lieben, ausgestreut haben mögen, wir können Gott und unser Gewissen zu Zeugen nehmen, daß wir immer in Betracht der römischen Kirche dieselbe Gesinnung in unserem Geiste und Herzen gehabt haben, welche die der Bischöfe der gallikanischen Kirche seit den ersten Jahrhunderten der Kirche war, die doch dem römischen Stuhl sehr angenehm waren. Aber wir wissen auch, daß die Liebe nicht wahr wäre, wenn sie sich weigerte den geistlichen Gewalten Dasjenige zuzugestehen, was man ihnen nach dem Grad der Ehre, in welche Gott sie eingesetzt hat, schuldig ist; wenn sie nicht in den Nachfolgern St. Peters das Primat in der Kirche anerkennte, welches Jesus Christus diesem Apostel gegeben hat und nicht bekennte, daß die in der ganzen Welt zerstreuten Kirchen nothwendig und unzertrennlich mit der römischen Kirche vereint sein müssen, als mit der Quelle der Einheit. Wir werden, Heiligster Vater, diesen Glauben bis vor den Richterstuhl Christi tragen, wir werden so lange wir leben öffentliche Zeugnisse davon ablegen und nie irgend einer unserer Pflichten ungetreu werden, wozu wir durch dieses Glaubensbekenntniß verpflichtet sind.

Diese religiöse Unterthänigkeit (déférence, zweideutig, auch Nachgiebigkeit), Heiligster Vater, welche auf den Glauben selbst gegründet und tief unserem Herzen eingegraben ist, ist nicht blos die allen obersten Bischöfen, welche auf dem apostolischen Stuhl gesessen sind, allgemein schuldige Achtung, es ist noch eine besondere Pflicht, welche wir Eurer Heiligkeit zollen, welche so ausgezeichnete Beweise Ihres Eifers für Gründung des zeitlichen und geistlichen Friedens der Kirche gegeben hat und so unsere ganz besondere Liebe und eine Verehrung in Anspruch nimmt, welche wir derselben mit um so mehr Freude darbringen, mit je mehr Recht sie verdient ist; wir hoffen auch zu gleicher Zeit, daß nachdem die Wolken, welche einiger Verdacht hatte bilden können, zerstreut sind, Eure Heiligkeit sich von selbst bewogen fühlen wird, über uns die Wirkungen Ihrer Güte und apostolischen Liebe zu verbreiten, wie denn Dieselbe, nachdem Sie mit so vielem Ruhm allen Samen der Zwietracht, welche die Ruhe der Staaten, oder die Einheit der Gläubigen hätte stören mögen, entwurzelt hat, fürder mit allem Ihrem Eifer und Erleuchtung sich der Heilung der Wunden der Ihrer Sorge anvertrauten Kirche wird widmen können. Um deswillen, Heiligster Vater, bitten wir ohne Unterlaß Gott durch unsere Gebete und Opfer, daß er für das Beste seiner Kirche Eure Heiligkeit lange erhalten möge, Ihrem Pontificat eine lange Dauer gebe und Sie mit seinen reichsten Segnungen und Gnaden überschütte.

Das päbstliche Breve darauf lautete: An unsere ehrwürdigen Brüder, Heinrich Arnauld, Bischof von Angers, Nicolaus Choart, Bischof von Beauvais, Franz Stephan Caulet, Bischof von Pamier, Nicolaus Pavillon, Bischof von Alet.

Unsern ehrwürdigen Brüdern Unsern Gruß und apostolischen Segen! Unser ehrwürdiger Bruder, der Erzbischof von Theben, Unser Nuntius am französischen Hof, hat Uns vor einiger Zeit den Brief (la lettre de vos fraternités) von Euch, meinen Brüdern, übersandt, durch welchen Ihr Uns mit großen Zeichen der Unterwerfung, welche Ihr für Unsere Person und für den Heiligen Stuhl habt, versichert, daß Ihr gemäß dem, was durch die apostolischen Briefe, so von Unseren Vorfahren seligen Gedächtnisses, Innocens X und Alexander VII ausgegangen sind, verordnet ist, das in den Schreiben desselben Pabstes Alexander VII enthaltene Formular aufrichtig unterschrieben habt und unterschreiben lasset. Wir glaubten nun zwar, um gewisser umgehender Gerüchte willen, in dieser Sache langsamer verfahren zu müssen, (denn Wir hätten in dieser Beziehung nie irgend eine Ausnahme

oder Beschränkung zugelassen, da Wir fest auf die Constitutionen unserer Vorfahren halten); da Uns nun aber noch lange und nachdrückliche Versicherungen von Frankreich aus über den wahren und vollkommenen Gehorsam, mit welchem Ihr das Formular aufrichtig unterschrieben habt, zugekommen sind; da Ihr ferner ohne irgend eine Beschränkung oder Ausnahme die fünf Sätze in dem Sinn verdammt habt, in welchem sie von dem Heiligen apostolischen Stuhl verdammt worden sind und Ihr somit nichts weniger als gesonnen seid, die von diesem Stuhl verdammten Irrthümer zu erneuern, so geruhten Wir, Euch hiemit ein Zeichen Unseres väterlichen Wohlwollens geben zu wollen."

Der Pabst spricht also nicht ausdrücklich von Jansen, daß die fünf Sätze als seine Lehre zu verdammen seien, aber von einem bestimmten verdammten Sinn derselben; was einerseits auch die Jansenisten ganz erwünscht finden mußten, während man anderseits gelegentlich einmal darunter den „Sinn Jansens" verstehen konnte, um zu beweisen, daß der Pabst auch hier nicht auf die Entscheidung über das Factum verzichtet habe.

Beilage XXXIII.

Amelotte, Übersetzer des Neuen Testaments.

Denys Amelotte, geboren zu Sainte, Mitglied des Oratoriums seit 1650, längst schon dem General Condren befreundet, war ein sehr thätiger Gegner des Jansenismus und betrieb die Annahme des Formulars und seine Unterschrift nicht blos innerhalb der Congregation. Seine Übersetzung des Neuen Testaments machte in der ersten Ausgabe vier Bände in 8. und ist mit und ohne Anmerkungen öfters von neuem herausgegeben worden. Die zwei ersten Bände, die Evangelien und Apostelgeschichte, erschienen 1666, der dritte, die Briefe Pauli, 1667, der vierte erst 1670. In der Vorrede zu dieser ersten Ausgabe behauptet Amelotte, er habe bei dieser Arbeit zu Handen gehabt und verglichen alle Manuscripte der Vatican-Bibliothek, 20 Manuscripte aus Frankreich, 16 aus Spanien, alle die sich in Italien, England, im Norden und Griechenland finden. Dieses war nun großentheils eitle Prahlerei; er hat allerdings namentlich italienische Gelehrte um Varianten gebeten und bisweilen darauf Rücksicht genommen. Dr. Arnauld indeß und Goujet glaubten ihm zuerst aufs Wort. Man sah sich jedoch veranlaßt, diese Vorrede bei der zweiten Ausgabe zu unterdrücken. Er hatte sich darin auch sehr lebhaft gegen Port-Royal ausgesprochen. Nichts destoweniger behauptet das Dictionnaire de Soissons, seine Übersetzung der vier Evangelien sei nur eine wenig veränderte Copie der Arbeit von Port-Royal, welche er sich noch als Manuscript zu verschaffen gewußt habe. Man habe sich daher sehr gehütet, ihm die Übersetzung der Briefe Pauli in die Hände zu geben. Er soll sich Mühe gegeben haben zu verhindern, daß die Übersetzung von Port-Royal das zum Druck nöthige Privilegium erhielte.

Es ist noch die Rede von einem Neuen Testament, welches zwei Protestanten, der jüngere Daillé und Conrart, in Paris 1671, in 12. herausgaben. Es soll dabei von ihnen die Übersetzung von Amelotte mit Zuziehung der von Mons, zu Gunsten ihrer Ansichten etwas verändert worden sein. Da sie aber sogleich unterdrückt wurde, ist sie sehr selten geworden.

Der Oratorianer Ambrosius Alouette schrieb: Histoire des traductions (versions) françaises de l'Ecriture Ste., tant manuscrites, qu' imprimées,

soit par les catholiques, que par les protestans, avec les changements que les protestans y ont fait en différens tems, dont on donne la preuve en marquant les bibliothèques de Paris où elles se trouvent. Paris 1 Vol. in 12. 1692.

Beilage XXXIV.

Schreiben des Königs an den Pabst, um die Bulle für Dorothea als Äbtissin von Port-Royal.

Aus dem Archiv.

Allerheiligster Vater!

Wir haben Uns augenscheinlich überzeugt, daß das Unglück, worein ein Theil der Nonnen des Klosters Port-Royal, so nach der Vorstadt St. Jakob Unserer guten Stadt Paris ist versetzt worden, durch ihren Ungehorsam gegen die Befehle der Kirche und durch die ausdrückliche Verweigerung der Unterschrift des Glaubens-Formulars gefallen ist, welche ihnen doch durch ihren Director und Oberen, den Erzbischof von Paris, befohlen worden, in Folge der Bullen der Päbste Innocens X und Alexander VII, Vorgänger Eurer Heiligkeit —, daß dieses Unglück besonders von der übeln Wahl ihrer Äbtissinnen kam, seit der selige König, Unser geehrtester Herr und Vater, sich seines Rechts begeben, benannte Äbtissinstelle zu besetzen und den Nonnen erlaubte, dazu durch ihre eigene Wahl zu ernennen. So haben Wir denn für gut gefunden, daß das schleunigste und sicherste Mittel, die Fortsetzuug dieses Übels zu verhindern, die Abschaffung jener Wahl wäre, indem Wir in Unser früheres Ernennungsrecht wieder eintreten, gemäß dem Beschluß Unseres großen Raths vom 20. Februar 1629, welcher ausdrücklich ausspricht, daß genanntes Wahlrecht nur so lang bestehen sollte, als das Kloster selbst in dem Stande verbleiben würde, in welchem es sich zur Zeit der Einführung des Wahlrechts befand, kraft dessen könnten Wir also das Recht der Ernennung üben, wie vor der freiwilligen Entäußerung desselben durch Unseren Herrn und Vater zu Gunsten der Nonnen, und zwar um so mehr, als dieser Fall zu Unserem großen Bedauern eingetreten ist und der Stand der Unterwürfigkeit und der Achtung genannter Nonnen gegen ihren Oberen, welcher Unseren Herrn und Vater vermocht, ihnen diese Gnade zu gewähren, durch ihre Rebellion gegen die Kirche völlig zerstört ist, so haben Wir nun Unseren offenen Brief ausfertigen und in Unserem großen Rath diesen Monat bestätigen lassen, worin Wir erklärt haben, daß Wir gesonnen sein, von nun an Gebrauch von Unserem Ernennungsrecht zu machen. Diesem gemäß haben Wir Unsere Augen auf die Person der Schwester Marie de St. Dorothea Perdreau, Professe genannten Klosters geworfen, deren gutes Leben, Sitten, Frömmigkeit, weises Benehmen und vollkommene Unterwerfung unter den Erzbischof, ihren Director und Oberen, und unter die Befehle der Kirche Uns besonders bekannt sind durch verschiedene Beweise, welche sie bei allen möglichen Gelegenheiten gegeben und namentlich in der Stelle der Kellermeisterin besagten Klosters, worin sie durch den Erzbischof eingesetzt und später in der Würde der Äbtissin auf drei Jahre, wozu sie durch die Wahl und die freien Stimmen der gehorsamen Nonnen erhoben worden ist, welche sie auch noch heute zu großer Erbauung ausübt, und Wir ernennen und präsentiren sie Eurer Heiligkeit, damit Dieselbe geruhe auf Unsere Ernennnng, Präsentation und Requisition hin, ihr die Abtei

Noſtre-Dame du Port-Royal, vom Orden von Ciſteaux, ſo nach der Vorſtadt St. Jacob Unſerer guten Stadt Paris verlegt iſt, zu übertragen, welche erledigt iſt durch die freiwillige Abdankung (zur Zeit der Einführung der Wahl) der Schweſter Marie Angelica Arnauld, Äbtiſſin und der Schweſter Katharina Agnes Arnauld, Coadjutorin der Abtei, wie auch durch den Tod genannter Äbtiſſin kurze Zeit nach ihrer Abdankung, und durch die Unfähigkeit und Untauglichkeit genannter Coadjutorin, in Folge des Ungehorſams und ausdrücklichen Weigerung das Glaubensformular zu unterſchreiben, wie in Folge des durch Uns geſchehenen Widerrufs des den Nonnen ertheilten Wahlrechts und durch die freiwillige Abdankung in Unſere Hände von Seiten der Schweſter Marie de St. Dorothea Perdreau, wodurch ſie ſich alles Rechts begiebt, welches ſie an beſagte Abtei in Folge ihrer Wahl hatte, und die durch einen Beſchluß Unſeres Staatsraths vom 12. Febr. 1666 beſtätigt worden war, und wie ſonſt die Abtei erledigt ſein mag, — indem Wir Eure Heiligkeit bitten, genannter Schweſter Marie de St. Dorothea Perdreau die apoſtoliſchen Bullen und Proviſionen zu gewähren und auf die weitläufigeren darüber vorgelegten Mittheilungen und Bittſchriften hin ausfertigen laſſen zu wollen; und ſo bitten Wir Gott, daß er Euch, Allerheiligſter Vater, lange Jahre erhalte im Regiment und der Leitung Unſerer Mutter, der heiligen Kirche.

Geſchrieben zu St. Germain en Laye, am 18. Mai 1668.

Katharine Agnes Arnauld proteſtirte gegen die Ernennung der Marie de St. Dorothea Perdreau zur Äbtiſſin durch den König. Sie berief ſich auf ihr Recht der Coadjutorin, alſo Nachfolgerin ihrer Schweſter in der Abtei, auf welches ſie A. 1629 nur bedingungsweiſe zu Gunſten der Reform verzichtete. In dieſe ſei auch die Wahl der Äbtiſſin auf je drei Jahre durch die Gemeinſchaft ſelbſt eingeſchloſſen; ſobald alſo der König in ſein früheres Recht, die Äbtiſſin zu ernennen, wieder eintrete, müſſe auch ſie, Agnes, wieder in ihr ſuſpendirtes Recht der Coadjutorin und, da ihre Schweſter Angelica geſtorben, in den Beſitz der Abtei ſelbſt eintreten.

Wir finden auf den Archiven eine handſchriftliche Copie du mémoire contre les pretentions de la mère Agnes, ohne irgend ein Datum oder Unterſchrift. Sie lautet wie folgt:

Die Mutter Katharina Agnes Arnauld hat, da ſie ſich ihres Rechts auf ihre Coadjutorie der Abtei Port-Royal begeben hat, keinen Grund zu ihren Anſprüchen in dieſes ihr Recht wieder einzutreten, weil Seine Majeſtät die Mutter Marie von St. Dorothea Perdreau zu genannter Abtei ernannt hat und zwar aus folgenden Gründen:

1) Der Vorbehalt, welchen die Mutter Agnes gemacht zu haben behauptet, iſt blos ein eingebildeter, da, nach den Grundgeſetzen des Königreichs, die Könige eine Gnade ertheilen und ſie wieder zurückziehen können, ſie können ſich eines ihrer Rechte begeben und wieder darein eintreten, aber ihre Unterthanen haben nicht daſſelbe Privilegium; indem ſich alſo die Mutter Agnes ihres Rechts auf die Coadjutorie begab, mußte ſie darunter verſtehen, ſie gebe dem König die Gewalt zurück, fürder darüber nach ſeinem Wohlgefallen zu verfügen und ſie durfte nicht vorausſetzen, daß ſobald es ſeiner Majeſtät gefallen würde, ſeine Anſicht zu ändern und in das Recht der Ernennung wieder einzutreten, deren Sie ſich begeben hatte, es auch ihr (Agnes) erlaubt ſein würde, in die Anſprüche auf genannte Abtei wieder einzutreten; da alſo die Mutter Agnes einmal ſich ihres Rechts auf die Coadjutorie begeben hat, kann ſie in dieſes Recht nicht mehr zurücktreten, ohne ein neues Ernennungs-Brevet Seiner Majeſtät und ohne neue Bullen Seiner Heiligkeit.

2) Der Vorbehalt, welchen die Mutter Agnes bei ihrer Verzichtleiſtung gemacht hat, indem ſie ſagte, ſie begebe ſich ihres Rechts auf die Coadjutorie nur zu Gunſten der Reform, dieſer Vorbehalt begünſtigt ihre Anſprüche keines-

wegs, da die Mutter Angelica Arnauld, indem sie im Namen der Mutter Agnes und als deren Procuratorin ihre Absichten erklärt und in ihrem Namen sich ihres Rechts auf die Coadjutorie begiebt, — da Angelica dabei ausdrücklich sagt, sie begebe sich desselben zu Gunsten der Reform gemäß den Briefen und Beschlüssen des Königs. Es ist aber gewiß, daß unter der Reform, wovon in den Briefen des Königs die Rede ist und in dem Beschluß des Großen-Raths, welcher sie registrirte, nicht die dreijährige Wahl verstanden werden kann, wie die Mutter Agnes behaupten möchte, sondern von der Reform, welche die Nonnen auf die strenge Observanz der Regel St. Benedicts zurückgeführt hat, und welche jetzt noch bei ihnen beobachtet wird; wie denn auch in gemeldeten Briefen ausdrücklich gesagt ist, Seine Majestät begebe sich seines Ernennungsrechts zu Gunsten der Reform, welche die Mutter Angelica 22 Jahre vor Annahme der dreijährigen Wahl eingeführt hatte.

3) Es ist in dem Beschluß des Großen-Raths, welcher die Registrirung genannter Briefe des seligen Königs vollzog, ausdrücklich gesagt, daß wenn die Reform im Kloster Port-Royal zerfallen sollte, Seine Majestät von ihrem Ernennungsrecht, wie zuvor, Gebrauch machen werde; daher muß die Mutter Agnes, sobald sie nur zugiebt, die Reform bestehe noch, auch zugeben, daß die Verzichtleistung, welche sie zu Gunsten besagter Reform geleistet hat, auch noch besteht. Im Gegentheil aber, sobald sie behauptet, diese Reform bestehe nicht mehr, steht es dem König zu, sein Ernennungsrecht wieder an sich zu ziehen, nicht aber steht es ihr zu, von ihrem angeblichen Vorbehalt Gebrauch zu machen, welchen der König nie weder autorisirt, noch anerkannt hat. — Noch ist zu bemerken, daß die Reform, wovon in diesem Beschluß des Großen-Raths die Rede ist, nicht von der dreijährigen Wahl verstanden werden kann, weil diese noch nicht im Hause war; denn die erste dreijährige Wahl wurde den 23. Juli 1630 vorgenommen, während der Beschluß des Großen-Raths vom 20. Februar 1629 ist und doch redet der Beschluß des Großen-Raths von der Reform, welche zu der Zeit im Kloster bestand.

Beilage XXXV.

Motivirung und Bestimmung der Theilung.

Es finden sich auf den Archiven drei handschriftliche Aufsätze, ohne Datum und Unterschrift, worin im Interesse der Nonnen von Port-Royal de Paris die Trennung der beiden Häuser von Port-Royal verlangt wird.

Der erste hat die Aufschrift: Die Vereinigung der Nonnen von Port-Royal de Paris mit denen von Port-Royal des Champs erscheint aus mehreren gewichtigen Gründen als unmöglich:

1) Die Nonnen von Port-Royal des Champs werden nie die Mutter Äbtissin von Port-Royal de Paris als ihre Vorgesetzte anerkennen, wie diese Äbtissin von Port-Royal de Paris auch nicht glaubt, über ihr Recht hinaus gehen, noch sich den Müttern und Nonnen von Port-Royal des Champs unterwerfen zu dürfen. Sie glaubt dieses aber nicht sowohl ihren besonderen Interessen schuldig zu sein, als der Sorge, welche sie für die ganze Gemeinschaft von Port-Royal de Paris zu tragen hat und für mehrere Jungfrauen, welche sich ihr in der Hoffnung, im Hause von Paris zum Noviciat und zur Profession aufgenommen zu werden, übergeben haben.

Auch hat sie Grund zu fürchten, sie möchte sich mehr als irgend eine andere Schwester den Haß der Mütter und Nonnen von Port-Royal des Champs zugezogen haben, nicht blos weil sie mit großer Festigkeit den Gehorsam behauptete, welchen sie den Befehlen der Kirche geleistet hat, sondern auch, weil sie die Gnade angenommen hat, welche seine Majestät ihr durch Ernennung zur Abtei Port-Royal de Paris zu erweisen geruht.

2) Diese Vereinigung würde nicht geschehen können, ohne die Entfernung der Mutter Äbtissin und aller anderen Professen aus dem Hause von Paris, abgesehen von einer großen Zahl anderer Jungfrauen, davon die Einen nicht mehr entlassen werden können, weil sie zur Profession aufgenommen sind, Andere sind Novizen, Andere seit zwei bis drei Jahren Postulantinnen; es wäre dies aber sehr hart für diese Nonnen, welche den schuldigen Gehorsam gegen die Befehle der Kirche und seiner Majestät allen ihren persönlichen Interessen vorgezogen haben, und es würde ihnen ein solches Verfahren eine vernünftige Veranlassung geben, wenigstens heimlich in ihrem Herzen einige Klagen gegen ihre Vorgesetzte zu führen. Es sind gegenwärtig im Hause von Paris 40 Jungfrauen und unter diesen 40 sind nur zwei bis drei Professen mit zwei bis drei Dienenden, welche sich gern mit den Nonnen von Port-Royal des Champs vereinigen wollten.

3) Die Nonnen von Port-Royal de Paris, welche gewohnt sind, ihre Oberen zu achten und ihnen zu gehorchen, werden nicht daran zweifeln, daß man ihre Schwestern mit gutem Grunde durch den Kirchenfrieden wieder in die Theilnahme an den Sacramenten eingesetzt hat, und sie haben darüber sogar eine große Freude; aber wenn sie deren Betragen und die ihnen eigene Gesinnung in Betracht ziehen, so haben sie doch Mühe, sich zu überzeugen, dieselben seien von ihrer ursprünglichen Gesinnung zurückgekommen, wie es zu wünschen wäre; und eben darum glauben sie nicht, daß sie irgend einmal sich mit denselben werden verständigen können; sie fürchten selbst, es möchte ihr Gewissen durch die Leitung im Inneren und Äußeren äußerst beschwert werden, wenn sie dieser Vereinigung zustimmten. Was aber diese ihre Furcht in ihnen vermehrt, ist, daß einige ihrer Schwestern, welche mit ihnen unterschrieben hatten, und sich anmaßten, mit den Anderen zurückzukehren, zu gleicher Zeit in ihren ersten Irrthum zurückgefallen sind.

Der zweite Aufsatz lautet also:

Die Trennung des Hauses Port-Royal de Paris von dem des Champs ist nicht blos möglich, sondern auch nothwendig und sehr leicht ausführbar.

1) Sie ist möglich, weil in dieser Trennung nichts liegt, was der Rechtsverfassung oder dem gemeinen Gebrauch entgegen wäre. Man findet vielmehr mehrere Beispiele, welche sie autorisiren: In alten Zeiten war das Einkommen der Bischöfe mit dem ihrer Kapitel zusammengeworfen, später aber wurden ihre Einkünfte der häufigen Streitigkeiten wegen getrennt. Alle von Abteien und Conventual-Prioraten abhängigen einfachen Priorate waren ursprünglich bloße Pachthöfe, wie die Kanonisten versichern, rissen sich aber mit der Zeit von den Haupthäusern los und wurden eigene Titel. Das Hotel de Dieu von St. Nikolas an der Brücke von Compiegne war ein gedopptes Kloster, von Mönchen und Nonnen; da sie sich aber nicht vertragen konnten, wurden die Mönche durch einen Urtheilsspruch gezwungen, mit dem ihnen zugewiesenen Antheil an den Einkünften sich in ein anderes Haus zurückzuziehen. Man könnte außerdem noch das Beispiel mehrerer Häuser anführen, welche sich trennten, wie neuerdings noch das von Ville l'Evesque und das von Montmartre. Ohne uns aber bei einzelnen Beispielen aufzuhalten, welche noch mehreren Erörterungen unterworfen sind, genügt es, daß diese Trennung weder etwas den Verordnungen des Rechts, noch dem gemeinen Herkommen Zuwiderlaufendes enthalte, um zu behaupten, daß sie möglich sei.

2) Diese Trennung ist aber für das eine Haus nothwendig, wie für das andere. Man muß sie zum Besten der Nonnen von Port-Royal des Champs ausführen, weil sie sonst nothwendig die Mutter Äbtissin von Port-Royal de Paris für ihre Oberin anerkennen müßten, weil der Titel, den sie gegenwärtig trägt, ihr Auctorität über beide Häuser giebt. Man muß es aber auch für die Nonnen von Port-Royal de Paris thun, weil sie sonst in beständiger Störung und Furcht leben müßten, ihre Schwestern (deren Lehre und Geist sie fürchten) möchten zu ihnen zurückkehren; überdies könnte das Haus von Paris ohne diese Trennung sich nie mehr herstellen, denn da dieses Haus keine eigene feste Verfassung hat, wird jede Jungfrau sich fürchten, sich daran zu binden.

3) Diese Trennung ist aber auch leicht auszuführen, weil das bis jetzt nicht getheilte Einkommen der beiden Häuser sich auf eine Summe von 29,957 Livres, 17 Sols, 4 Deniers beläuft, welches sich mit der Zeit noch vermehren muß durch das Erlöschen einiger lebenslänglicher Renten und durch die Aneignung einiger Häuser, welche einige Privaten zu ihrem eigenen Gebrauch bei Lebzeiten gebaut haben, welche aber mit ihrem Tode an das Haus zurückfallen. Somit ist gewiß, daß das Einkommen mehr als hinreichend ist für den Unterhalt zweier Häuser, wenn man ihre Trennung nur erst ausgeführt hat; und es läßt sich dies gegen etwaige Einwendungen durch das Beispiel mehrerer Häuser rechtfertigen, welche viel weniger Einkommen haben und nichts desto weniger ohne Noth leben.

Mehrere Nonnen von Port-Royal de Paris hatten erklärt, sie würden eher aus ihrem Kloster austreten und ein anderes suchen, als daß sie zu der Vereinigung ihre Zustimmung gäben.

Der dritte Aufsatz ist in einem scharfen, spöttischen Tone geschrieben; berufen sich die Nonnen von Port-Royal des Champs auf die großen Auslagen, welche sie für das Haus Paris gehabt hätten, welches man ihnen nun ungerechter Weise entreißen wolle, so antwortet man, es sei aus diesen großen Geldmitteln der Parteigeist der Schüler St. Cyrans zu ermessen. Wenn sie sich aber Stifterinnen dieses Hauses in Paris nennen, so maßen sie sich offenbar das Recht des Königs an, der diesen Titel getragen hat, der König bleibt trotz Allem Herr der Abtei und kann sie schenken, wem er will.

Berufen sich die Nonnen von Port-Royal des Champs darauf, daß sie in der Majorität seien, so ist zu verwundern, wie sie, die gegen die Kirche behaupteten, die von aller Welt verlassene Wahrheit habe sich in ihr Haus geflüchtet, die ganze Kirche sei nur auf die kleine Zahl ihrer Lehrer und Leiter zusammengeschrumpft, wie sie nun das Recht der Majorität geltend machen wollen. — Es würde aber die Vereinigung für die Zukunft ein gar übles Beispiel geben, wenn man das Haus von Paris den Nonnen von des Champs Preis geben würde, nachdem man sie wiederholt für wegen ungehorsamen Ausbleibens verurtheilt erklärt hat, und wenn man es denen entzöge, welche gegenwärtig daselbst wohnen, und den Befehlen der Kirche und seiner Majestät nachgekommen sind; denn das hieße ja das Laster begünstigen und die Tugend nicht anerkennen. Berufen sich die Nonnen von Port-Royal des Champs auf die Enge des Raums und daraus entspringende Gefahr für die Gesundheit, so wird erwidert, seit 300,000 Livres auf den Bau und Trockenlegung des Klosters verwandt worden seien, habe man sich gar nicht mehr darüber zu beklagen; es seien daselbst nur 65 Nonnen, während das Kloster zwei Dormente habe mit 72 Zellen und vier heizbaren Zimmern; außerdem finden sich noch 22 heizbare Zimmer, die Krankenstuben und einige andere darunter begriffen; alle klösterlichen Räume und Bequemlichkeiten, die man nur in einem geistlichen Hause verlangen könne; man findet daselbst ein sehr schönes und ein kleiner Chor, welcher oben ist, wo

man bei dem heiligen Sacramente wacht, einen Kreuzgang, ein Kapitel, ein Refectorium, eine gewölbte Vorrathshalle mit zwei schönen Küchen für die Nonnen und für die Leute außerhalb, ein Verkehrshaus (tour) mit zwei Kammern und drei oder vier Sprachzimmern, eine Bäckerei, eine Milcherei, ein Waschhaus, einige Gärten mit einem großen abgeschlossenen Raum, mit einem kleinen Wäldchen und einem großen Kanal. Außerdem ist noch die Wohnung d'Andillys, die man seit kurzem in das Innere des Klosters befaßt hat, nur von einer einzigen Person bewohnt. Es ist noch ein großes Gebäude im Garten, welches leicht durch eine kleine Gallerie mit dem Krankenhause des Klosters in Verbindung gesetzt werden könnte, das man früher zur Wohnung der Pensionaire auszubauen gedachte.

Die Nonnen von Port-Royal des Champs berufen sich auf das tridentiner Concil und auf die Bedrängnisse in der Zeit der Kriege, daher ihnen ein Haus in der Stadt zum Bedürfniß werde; allein sie werden an die Anweisung ihres Ordensstifters St. Benedict erinnert, daß man die Einsamkeit lieben und entfernt von den Städten die Niederlassung gründen solle.

Es wollen aber die Nonnen von des Champs ihre Äbtissin auf je drei Jahre selbst wählen, während die von Paris sich der vom König ernannten Äbtissin unterworfen; beide Theile werden also befriedigt, indem man sie trennt und jeden nach seinem Wunsche leben läßt.

Die Ansprüche von Agnes kamen dabei noch einmal zur Sprache. Obiger Aufsatz sagt schließlich darüber: Alle diese Gründe beweisen, daß der König nicht zu zerstören braucht, was er einmal gethan (die Ernennung der Perdreau), daß es vielmehr seiner königlichen Güte, ja selbst seiner Gerechtigkeit zukommt, die Nonnen von Port-Royal de Paris in ihrem Hause zu erhalten, um seinen Unterthanen die Vortheile des Gehorsams gegen der Kirche und Ihrer Majestät Befehle zu zeigen.

Um alle Streitigkeiten zu vermeiden, sollten die liegenden Güter der beiden Port-Royal so gut wie möglich von einander geschieden seien, kein Theil sollte Recht auf den Grundbesitz des anderen Theils haben, noch Lasten für denselben tragen. So lautet ausdrücklich die handschriftliche Instruction für die mit der Schätzung und Scheidung beauftragten Schiedsrichter vom 2. April 1669. (Chacun des lotz portera ses charges et pour l'un di ceux l'on ne pourra prétendre aucun recours sur l'autre, sinon etc.

Dagegen lautet eine handschriftliche Eingabe von Seiten der Nonnen von Paris in Betreff der Theilung also: Die Nonnen von Port-Royal de Paris hoffen, daß die liegenden Güter und Einkünfte, welche ihnen zugetheilt werden sollen, von allen Lasten und von allen jährlichen Zinsen, wozu die Abtei verpflichtet ist, für frei und ledig werden erklärt werden, in Betracht, daß sie, wenn sie zwischen ihnen und den Nonnen von Port-Royal des Champs getheilt würden, Samen zu Processen sein würden. Denn die von Port-Royal des Champs werden ja in Besitz des größeren Theils der Güter und Einkünfte der Abtei sein; daher sie auch von den Gläubigern und Besitzern von Lebensrenten als Besitzer der vorgeschossenen Fonds zu betrachten sind. Wo nicht, müßte man den Nonnen von Paris außer dem ihnen zu ihrer Existenz Angewiesenen auch noch einen weiteren Antheil zuweisen im Verhältniß zu den von ihnen zu bestreitenden Zinsen und Lasten. — Sie reden kein Wort davon, daß die bei weitem größere Majorität der Nonnen von Port-Royal in des Champs ist.

Es war schon zuvor von Montholon Billard und Nagueneau, Advocaten des Parlaments, begutachtet worden, daß die Güter von Mondeville, Trour, Petit-Port-Royal, Villiers am ehesten an Port-Royal de Paris gegeben werden könnten, da sie durch ihre Lage und Rechtsverhältnisse von den um Port-Royal des Champs herum arrondirten Gütern unabhängig waren. Außer diesen verlangten die Nonnen von Port-Royal de Paris noch

ein kleines Gut und die Übertragung aller Zinsen, Schulden und passiven Renten auf das übersetzte Kloster von Port-Royal des Champs.

Der König beschließt in seinem Rath, nachdem er die Vorschläge genannter von ihm Bevollmächtigter zu Rathe gezogen, daß die Bulle, wodurch Marie de St. Dorothea Perdreau als Äbtissin eingesetzt wird, auch fürder ihre volle, unbeschränkte Kraft habe, daß aber doch das Kloster Port-Royal des Champs geschieden, getrennt und unabhängig von der Abtei Port-Royal de Paris bleiben soll. Sofort werde jedem seine Güter, in Baulichkeiten, Ländereien, Renten und Zehnten zugetheilt. Renten auf den Herzog von Luynes und Bernieres wurden Port-Royal de Paris zugetheilt. Chacune des partyes seront tenues de payer et aquitter les charges et redevances foncières et autres droitz seigneuriaux des biens cy-dessus déclaréz à Elles apartenant.

Da die Äbtissin von Port-Royal de Paris in den letzten Jahren die Verwalterin des ganzen Einkommens war, hat sie auch für die in dieser Zeit gemachten Schulden zu stehen, dafür hat aber Port-Royal des Champs zu bezahlen, was die Masse noch für mehrere, an Port-Royal de Paris abgetretene, liegende Güter schuldig ist, wie auch für die Zukunft die auf dem Kloster Port-Royal überhaupt haftenden rentes constituées, pensions ou rentes viagères.

Beilage XXXVI.

Agnes an die sterbende Flavie und deren Antwort.

Agnes schrieb am 25. April 1670 an die Schwester Flavie: Ich konnte, meine theuerste Schwester, unmöglich erfahren, daß Sie am Ende Ihrer Laufbahn stehen, ohne von einem sehr fühlbaren Schmerz durchdrungen zu sein; ich erinnere mich, daß ich Sie einst ungefähr in derselben Lage gesehen. Aber damals war der Schmerz über Ihren Verlust durch den Trost versüßt, welchen der Glauben bei solchen Gelegenheiten giebt, indem er uns überzeugt, daß selbst der Tod die Einigkeit nicht bricht, welche die Liebe in Gott geschlossen hat. Was aber damals der Tod nicht hatte thun können, haben die unglücklichen Begegnisse des Lebens nunmehr gethan. Und ich gestehe Ihnen, meine theuerste Schwester, daß diese Entzweiung, welche Sie seit so vielen Jahren von uns trennt, mir das Herz schmerzlich durchbohrt, besonders da ich Sie in einer Lage weiß, wo sich Ihnen wohl keine Gelegenheit darbieten würde, auch wenn Sie uns nunmehr andere Gesinnungen bezeugen wollten. Ich glaubte diese Gelegenheit versuchen zu müssen, Ihnen theuerste Schwester, so viel wie möglich entgegen zu kommen und indem ich Sie von ganzem Herzen umarme, und meine Thränen mit denjenigen mische, welche eine lautere Buße Sie bewegen muß vor Gott zu vergießen, bezeuge ich Ihnen, daß ich Ihnen in einer vollkommenen Fülle von Liebe Alles vergebe, und ich kann Sie Dasselbe von unserer Mutter, der Äbtissin, und von unseren Schwestern versichern, welche nicht aufhören zu Gott zu beten, er möge in seinem Gerichte sich dessen nicht erinnern, was sie selbst vergessen wollen, wenn Sie nur bereuen, daß es geschehen ist. So sprechen Sie denn, eben so viel Schmerz, als Vertrauen im Herzen: mein Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und gegen dich, ich bin nicht mehr werth eine Stelle unter deinen Kindern einzunehmen.

Da Sie sonst so viel Vertrauen zu mir gehabt haben, meine theuerste

Schwester, glaubte ich, Sie würden diese meine Ermahnungen gut aufnehmen, da sie nur aus der Liebe kommen, welche mich drängt, Ihnen die letzten Zeichen meines Eifers für Ihr Heil zu geben. Siehe der Richter ist an der Pforte; Sie werden ihm mit Vertrauen öffnen, wenn Sie sich zuvor mit der Wahrheit in Übereinstimmung gesetzt haben, denn sie ist unsere Gegnerin, so lange sie uns anklagt, wir uns aber vertheidigen, während sie selbst uns von der Gerechtigkeit Gottes befreit, wenn wir ihr unsere Fehler bekennen und unsere Hoffnung auf sein Erbarmen allein setzen. Ich bitte Sie überzeugt zu sein, daß ich es ohne Aufhören für Sie anrufen werde, da ich so stark wie je verlange, daß ich Ihnen und Sie ewig Gott angehören.

Flavie gab hierauf folgende Antwort, welche man in Port-Royal des Champs als ihr untergeschoben betrachtete: Inmitten der Leiden, welche ich nach Gottes Wohlgefallen für meine Sünden leide, habe ich keinen größeren Trost, als zu denken, daß ich meinen rechtmäßigen Vorgesetzten aufrichtig gehorcht habe. Obgleich ich nur eine Jungfrau bin, weiß ich, daß Gott in der Schrift sagt, daß Jeder, der sie hört, ihn hört, und daß Jeder, der sie verachtet, ihn verachtet. Wenn ich davon nicht solchen Gebrauch gemacht hätte, sagt mir, wem könnte ich dies zuschreiben, als dem Stolz, als einer guten Meinung von mir selbst, und einer offenbaren Verachtung der Ansichten meiner Obern? Möge es Gott nicht gefallen, daß ich mich nicht über sie erhebe in der Erkenntniß der Dinge, wovon sie Richter sind. — Sie beklagen mich, mich auf dem Weg zu sehen, auf welchen meine wahrhaften Hirten mich führen, und ich beklage Sie, und ich kann sagen, ich seufze über Sie, Sie davon entfernt zu sehen, weil ich glaube, daß dies das Einzige ist, was uns zu einer glücklichen Ewigkeit führen kann. Das, meine theure Mutter, ist Alles, was die Krankheit, in welcher ich jetzt darnieder liege, mir erlaubt hat Ihnen zu schreiben.

Beilage XXXVII.

Pomponne nach St. Simon.

St. Simon giebt zum Jahr 1699 (Band II. P. 35, etc. eine Charakteristik und Biographie Pomponnes. Er war ein eben so beliebter, geachteter Gesellschafter und Freund, als gewandter und rechtschaffener Geschäftsmann, welcher durch Gewinnung Schwedens für Ludwigs Allianz Deutschland ebenso gefährlich, als seinem Vaterlande nützlich wurde. Die Grundeigenschaften seines Charakters erinnern an die seines Vaters, nur war er ungleich besonnener. Nach Lyonnes, des Ministers und Staats-Secretairs Tod berief der König ihn aus dem Norden als dessen Nachfolger. Aber Colbert und Louvois vereinigten sich gegen ihn, da er ihr gehässiges Treiben durch sein edles, weises Benehmen zugleich ins Licht und in den Schatten stellte. „Der Jansenismus war ihr Hülfsmittel. Es war wirklich das Wunder des Verdienstes von Pomponne, daß er als Sohn, Bruder, Neffe, Cousin und nächster Verwandter oder als mit den innigsten Banden mit Allem verbunden, was man dem König im Ganzen und persönlich am gehässigsten gemacht hatte, sich auf einem Ministerium des ersten Zutrauens erhalten konnte. — Sie trieben ihn und kamen endlich zum Ziel, ihn unter dem Vorwand der Religion sich zum Opfer zu machen. Dies war jedoch nicht ohne das stärkste Widerstreben. Der König, so vollkommen zufrieden mit der Führung Pomponnes, sah an ihm nur Maaß und Weisheit in allem, was den Jansenismus betraf.

Es kam ihm schwer an, ihm zu mistrauen, selbst in diesem Punkte, und die Gefahr und das Ärgerniß, sich des Neffen von Arnauld in seinen geheimsten und wichtigsten Angelegenheiten zu bedienen, schienen ihm nichts im Vergleich mit der Gefahr und den Schmerzen, sich seiner zu berauben. Endlich gab er kraft beständiger Angriffe nach, und wie der letzte Tropfen macht, daß ein Gefäß überfließt, richtete nach so ununterbrochenen Vorbereitungen ein Nichts Pomponne zu Grunde. Dies geschah 1679. — Pomponne ging nicht ungewarnt auf ein Paar Tage nach Pomponne. Indeß kam der Courier mit der Nachricht der Bairischen Heirathsallianz für die Dauphine an. Louvois brachte seine Privatnachricht darüber dem König, während Pomponne noch unterwegs nach Paris war. Der König verlangte sofort von ihm die Depesche und seine Entlassung. — Er bereute es indeß bald, besprach sich öfters mit Pomponne im Vertrauen und nahm ihm das Wort ab, daß er wieder in seinen Rath treten werde, sobald er ihn berufen würde."

Dies geschah nach Louvois Tod nach zwölfjähriger Ungnade. Der König nahm ihn mit herzlichen Freundschafts-Bezeugungen auf. — Er starb am 26. Sept. 1699, 81 Jahre alt, ohne daß er je krank gewesen war, an einer Indigestion. Sein Vater und Oheim, welche so strenge Asceten waren, wurden bei voller Kraft noch älter. Ein hoffnungsvoller Sohn starb jung an der Spitze eines Dragonerregiments; ein anderer war simpelhaft; der Abbe gab mehrere Memoires von Verwandten heraus. St Simon schreibt zum Jahre 1704: „Der Abbe de Pomponne alterte in der Stelle eines Quartier-Almoseniers. Der König hatte sich vortheilhaft über ihn ausgedrückt aber gesagt, sein Name Arnauld sei ihm im Episkopat zu sehr zuwider, als daß er ihn je dazu erheben würde. Er war Torcys Schwager. Sein Vater Pomponne hatte ihn mit Einwilligung des Königs die Nase in seine Papiere stecken lassen, er fuhr so fort mit Torcy. Er war schon zu Rom und an verschiedenen Höfen Italiens gewesen. Das Alles machte, daß er zum Gesandten in Venedig gewählt wurde."

Beilage XXXVIII.

Le-Tourneux und die Übersetzungen der kirchlichen Gebetbücher.

Nicolas le Tourneux ist geboren den 30. April 1640 in Rouen. Er zeigte sehr früh Talent zum Predigen, konnte auch fremde Predigten so gut im Gedächtniß behalten, daß die Bürgersleute ihn öfters aufforderten, ihnen vor ihrer Hausthüre eine Predigt zu halten. Man durfte den Heiligen auswählen, der ihm zum Text dienen sollte. Les bourgeois lui donnoient un sol marque par sermon, meldet Clemencet. Ein Verwandter von Fossé hatte eine Stiftung für Erziehung unbemittelter Leute gemacht, welche ihm nun zu Gute kam. So konnte er in Paris bei den Jesuiten studiren, man gab ihn den Söhnen des Kanzlers le Tellier bei, dem nachmaligen Erzbischof von Rheims und Louvois, um ihren Ehrgeiz durch seine Fortschritte zu stacheln. In einem Alter von 22 Jahren erhielt er die Priesterweihe. Fossé lernte ihn in Rouen kennen und lud ihn ein, mit ihm und Tillemont seine Wohnung in der Straße St. Victor zu beziehen, wo le Tourneux denn von 1669 bis 1671 in Bußübungen und den vorbereitenden Studien zu seiner semaine sainte lebte, worauf er Caplan aux Grassins wurde. Doch blieb er mit der Familie Fossés stets eng verbunden; dieser bezeugt: meine Mutter,

welche zunächst Gott all' ihr Vertrauen auf ihn gesetzt, kam jedesmal mehr gestärkt, weit demüthiger von ihm zurück.

Im Jahre 1682 trat er für den verdrängten Quesnel als Prediger auf. Die Eifersucht der Gegner griff ihn um so heftiger an, als er zugleich Beichtvater der Nonnen von Port-Royal des Champs war, wo er am 19. Oct. in diese Wirksamkeit eingetreten. Als er hier weichen mußte, zog er sich in sein Priorat in der Diöcese Soissons zurück. Da er einige Pfründen hatte, suchte er diesen Bruch der Kirchengesetze dadurch zu sühnen, daß er junge Leute aus seinen Mitteln bei sich erzog und bildete, mit welchen er auch täglich die Offiz der Kirche sang. Als Fossé ihn hier in seiner Einsamkeit besuchte, erschrak er über die Strenge seiner Lebensart, als hätte er keinen Körper mehr, oder als wollte er ihn durch Enthaltsamkeit und Fasten tödten. So starb er denn auch schon in einem Alter von 46 Jahren am 28. Nov. 1686 an einem Schlaganfall. Er hatte nicht blos den Nonnen von Port-Royal 4000 Livres vermacht, auch sein Herz wurde dahin gebracht.

Sein erstes Werk, woraus sich auch die anderen ergaben, war: L'office de la semaine sainte en latin et en françois avec une préface, des remarques et des réflexions. 1673 in 8. und in 12. Paris bei Petit. Es ist eine Erklärung der Passion. Beinahe jedes der folgenden Jahre erschien eine neue Auflage. Ähnlichen Inhalts waren seine folgenden Schriften, oder sie entwickeln die Principien der Buße und des christlichen Lebens. Besondere Erwähnung verdienen: Die Akademie française hatte einen Preis auf die beste Rede über das: Martha, Martha u. s. w. ausgesetzt. Le-Tourneux soll sich erst den Tag vor der Prüfung der eingeschickten Arbeiten daran gemacht haben und erhielt den Preis. Die Predigten, die er unvorbereitet, oder doch ohne Manuscript hielt, sollen beinahe immer seine besten gewesen sein. — Ein wesentliches Hinderniß der sogenannten Bekehrung der Reformirten war, daß sie ihre französische Predigt nicht gegen eine lateinische Messe vertauschen wollten, von der sie nichts verstanden. Daher ließ der König auch in Versailles ausdrücklich für die Neubekehrten eine Übersetzung der Kirchengebete (les Heures) drucken. Pelisson der selbst von der reformirten zur katholischen Kirche übergetreten war, klagte, die reformirten Geistlichen bereden das Volk, der Meßkanon namentlich, den das Volk eben deshalb nicht verstehen solle, sei voll von Gräueln. Das gab nun die Veranlassung zu dem Hauptwerke Le-Tourneux l'Année chrétienne, ou les messes des dimanches, féries et fêtes de l'année en latin et en françois, avec les explications des épitres et un abrégé de la vie des Saints (des Heiligen für jeden Tag des Kirchencalenders) dont on fait l'office, chez Elie Josset. 13 Vol. in 12., 1683—1701. Allein kaum waren die zwei ersten Bände erschienen, als die Jesuiten in Paris und Rom Lärmen machten: da Alexander VII durch das Breve von 1661 die französische Übersetzung des Missels verdammt habe, so sei es Ehrensache, daß noch vielmehr dieses neue Product unterdrückt werde; der Nuntius redete mit de la Chaise, dieser mit dem Könige, der König mit dem Erzbischof von Paris, der die Fortsetzung des Drucks verbot. Le-Tourneux nahm dieses Verbot ohne Murren an; er legte die Feder ruhig nieder, ohne über die Gründe dieses Verfahrens zu raisonniren und begnügte sich, vor Gott den Gewinn zu prüfen, welchen er selbst daraus ziehen sollte. Indeß blieb das Verbot nur auf der Übersetzung des Meßkanons selbst und auch dieses wußte man mit der Zeit zu umgehen. Le-Tourneux war indeß lange nicht der Erste gewesen mit einer Übersetzung der kirchlichen Andachtsbücher. Namentlich hatte der Missel Romain traduit en François avec le Latin à côté. Paris chez Simon Piget et Rollin de la Haye 1660, 5 Vol. in 12. schon diese Fragen lebhaft angeregt. Es war von Joseph Voisin einem früheren Parlamentsrath, welcher nachher Geistlicher und Prediger Contis geworden war (gestorben 1685). Mazarin soll seine Verdammung durch

die Hofbischöfe (am 7. Dec. 1660) betrieben haben, um daraus eine Waffe gegen Retz zu machen, obgleich der Staatsrath das Verbot der Bischöfe besiegelte und der König die lettres patentes zu dem päbstlichen Verdammungsbreve gab (am 4. April 1661), hatten doch die Großvicare von Retz, Contes und Hodencq dieser Übersetzung ihre Bestätigung gegeben, wie sie denn auch 1677 neu aufgelegt wurde.

Wird einerseits erzählt, le-Tourneux habe es nicht verschmäht, auch durch Verkehr mit Juden in den Sinn der Schrift tiefer einzudringen, so ließ er sich die Überzeugung der Reformirten und ihre Zurückführung in den Schoos der Kirche sehr angelegen sein. Er stand mit Mehreren derselben in einem nachmals gedruckten Briefwechsel. Man hat noch einen Brief von le-Tourneux vom Jul. 1686, worin er bei Gelegenheit dieser seiner Versuche schreibt: Sie haben Recht, es ist ein Wunder, was der König für die Ausrottung der Ketzerei gethan. Gottes Hand hat dieses Werk glücklich geführt, und es ist zu hoffen, daß sie es auch zu Ende führen wird. Man muß ihn bitten, daß er die Geister erleuchte und die Herzen rühre, da die Meisten abschwören, was sie auch nachher noch glauben und festhalten. — Allein er sollte wider Willen diesen Gegnern eine scharfe Waffe in die Hände spielen. Im Jahre 1688 erschien, von mehreren Approbationen von Doctoren der Sorbonne begleitet, sein Bréviaire Romain en latin et en françois de la version de N. l Tourneux, Paris chez Thierry, 4 Vol. in 8. Allein der Official und der Erzbischof von Paris sprachen ein sehr nachdrückliches Verbot dagegen aus. Dieses gab einem reformirten Geistlichen Veranlassung zu einer Lettre pastorale du 15. Mai 1688 aux Nouveaux Convertis. Durch dieses scandalöse Verfahren, heißt es darin, verrathen sich die Prälaten als offenbare Feinde Gottes, sie verrathen ihren unversöhnlichen Haß gegen die Wahrheit, gegen die h. Schrift und die heilsame Gnade Gottes. Der Übersetzer des römischen Breviers hatte die Absicht, daß das Volk sich durch Stücke der h. Schrift, durch einige Gebete und Hymnen dieses Breviers möchte erbauen können. Dieses Licht, vor welchem damit der Schleier weggezogen war, hat die Augen dieser Vögel der Finsterniß verletzt. Sie haben sich versammelt und haben diese Übersetzung zu ewiger Finsterniß verdammt. Die Thatsache selbst ist gehässig, ihre Gründe aber sind abscheulich. Man giebt sich zwar den Anschein, als wollte man nur die von den Bischöfen nicht approbirten Übersetzungen der h. Schrift und der kirchlichen Erbauungsbücher für verdammt erklären. Allein die Gründe dafür, namentlich die angebliche Dunkelheit der Schrift, würde ebensogut auf die approbirten Übersetzungen fallen. Man beruft sich auf ein Schreiben der pariser Facultät an Richelieu in Betreff einer 1641 erschienenen Übersetzung der Schrift, worin es heißt: damit sie unterdrückt werde und begraben unter dem Sand und keine Spur mehr davon erscheine, wie Moses den Egypter, welchen er erschlagen hatte, begrub. So verpflichtet man euch also, die Bibel eurer Väter für ein Machwerk des Antichrists zu halten. Sträuben sich euch darüber nicht die Haare? Wie wollt ihr eine Religion ansehen, welche euch einen Glaubensartikel daraus macht, daß ihr die Übersetzung verabscheut und für einen Gräuel haltet, dieses heilige Buch, woraus ihr euren christlichen Glauben gezogen habt, das für euch so oft eine Quelle der süßesten Tröstungen gewesen ist, worin ihr euren Gott gehört habt, wie er mit euch sprach und in seine heiligen Mysterien einweihte. Wollt ihr auch diesmal eure Augen nicht öffnen, wenn sie auch bisher verschlossen gewesen? Seht ihr nicht ein, daß man der Antichrist sein muß, um eine solche Sprache zu führen? — Man hat euch bei eurem Übertritt freilich nicht gesagt, daß ihr auf die h. Schrift verzichten müßt, man hat vielmehr über 100,000 Exemplare von der Übersetzung Amelotes ausdrücklich für euch gedruckt. Aber das währte nur eine Weile; die Vertheilung hörte nicht nur auf, man nahm euch auch davon wieder ab. Daran mögt ihr sehen, ob man

es ehrlich mit euch gemeint. — Der reformirte Geistliche nimmt auch großes Ärgerniß daran, daß der Official in der Übersetzung le Tourneurs auch das für eine Ketzerei erklärt, daß von einer unbesiegbaren Gnade die Rede ist, daß diese als die einzige Urheberin des frommen Verlangens, der gerechten Absichten und guten Handlungen angerufen wird. — Clemencet wendet wegen dieses Briefs auf die Jesuiten und ihren Anhang die Worte Pauli an die Römer 2, 24 an, er bekennt, daß selbst das Breve Alexanders VII ein Skandal sei; allein das Alles falle doch nicht auf die Kirche selbst. — Da namentlich auch die Übersetzung des Gebets um Frieden vom Official angefochten wurde, wandte man auf ihn die Verse an:

Peut — on espérer que jamais
Ils cessent de troubler la terre,
Si de l'oraison de la paix
Ils font même un sujet de guerre.

Santeuil hatte unter Anderem auch Hymnen gedichtet, noch ehe er selbst zu einer ernsteren Überzeugung gekommen war. Le-Tourneux schreibt ihm deshalb: Bedenken Sie, mein lieber Bruder, daß man hier in der sichtbaren kämpfenden Kirche mit unreinem Herzen und befleckten Lippen Lobgesänge auf Gott singen und verfassen kann, daß man aber nicht also im Himmel Gottes Lob singen wird. Sie haben in Ihren Versen wohl Lobopfer gebracht, aber das Feuer im Rauchfaß war ein fremdes; die Eitelkeit that, was die Liebe hätte thun sollen. Er warnt Santeuil davor, daß er in seinen neuen Liedern Gott nicht um Belohnung für die früheren bitte. — Wären Sie wie ich, oder vielmehr wären wir, wie wir sein sollten, wir würden vor Furcht zittern, daß wir gewagt haben, Sie Gottes Heiligkeit zu besingen, ich sie zu predigen, ohne sie geachtet zu haben, und wir dürften uns überglücklich schätzen, wenn er uns unsere Predigten und Verse verzeiht. Das Stillschweigen ist wohl jetzt das beste Opfer. Die Heiligen bemerken, daß alle Creaturen zum Lobe Gottes eingeladen sind, selbst die Drachen; der Sünder allein ist es nicht.

Beilage XXXIX.

Agnes an Sevigné.

Agnes schreibt an Herrn von Sevigné: Es ist aller Grund zu der Hoffnung da, Ihre Übersiedlung in die Einöde werde für Sie von gedoppeltem Nutzen sein, da sie nicht zu der Zeit geschehen ist, wo Sie es erwarteten. Ist ja doch gewöhnlich der beste Wille mit einer menschlichen Eigenwilligkeit verbunden, von welcher Singlin uns gesagt, daß die Verehrung Gottes, welche durchaus geistig und göttlich sein muß, sich nicht darin findet. So werden Sie denn, nachdem die Verzögerung Ihr feuriges Verlangen dahin zu fliegen gereinigt hat, nunmehr nur auf den Füßen des neuen Menschen dahin gehen, welcher nicht schneller schreitet, als nöthig ist, nach der Lehre Petri, der Gläubige beeile sich nicht.

Agnes nahm die Geschenke Sevignés an die Klosterschaft mit der offenen Herzlichkeit einer Schwester an, welche den Dank durch einen leichten Vorwurf würzt. Ich glaube, Sie nehmen in einem falschen Sinne ein Wort der Schrift: der Gerechte lebt von seinen Erfindungen; denn Sie suchen diese von aller möglichen Art, nicht um gerechter zu werden, sondern um Ihre Nei-

gung zur Freigebigkeit zu befriedigen, während Ihre Aufmerksamkeit die Nonnen verzärtelt.

Als Sevigné zu Anfang des Jahres 1660 eine Lampe schickte, antwortete sie ihm: ich ergebe mich, mein theurer Bruder, in den Vortheil, welchen Sie über mich haben, da ich als eine Arme die Almosen, welche man mir geben will, nicht ohne Stolz ablehnen kann. Ich bitte Christum für Sie um eine Lampe der klugen Jungfrauen; ich hätte gewünscht, daß das Loos, welches Ihnen zufiel, als wir die Worte dieses Evangeliums verloosten, das gewesen wäre, wo der Herr von der Lampe spricht; das Ihrige ist aber noch vortrefflicher, weil es Sie dem Bräutigam näher bringt. — Es scheint, Sevigné habe den Verdacht gehegt, man loose nicht für ihn, sondern sende ihm ausgewählte Sprüche, welche man für passend auf seine Seelenverfassung halte. Den 9. Januar 1661 schreibt sie: Ihnen allen Grund des Zweifels zu benehmen, versichere ich Sie, mein theurer Bruder, zum dritten Male, daß Gott seine Hand von oben ausstreckt, um Ihre Looszettel zu ziehen, und daß nach Gott nur Ihre Schwester dieselben für Sie zieht, damit das Loos Ihnen günstig sei. Nach dieser Versicherung bewundern Sie, soviel Sie wollen, ihre Beziehung auf die Seelenverfassung, worin Sie sich befinden. Die Wahrheit ist Eine und wie sie auch dargestellt werden mag, man findet immer Gelegenheit dazu, sie auf sich selbst anzuwenden, wenn man zuvor von dem Verlangen eingenommen ist, von Allem Nutzen zu ziehen. — In einem anderen Briefe vergleicht Agnes diese kleinen Looszettel mit dem Senfkorn, welches auch in einem gut gebauten Acker zu einem Baume wird, wenn Gott seinen Segen von oben dazu giebt.

Mit Beziehung auf das Fest der drei Könige schreibt sie ihm: Ich hoffe, Sie finden Christum heute in diesem geringsten unter seinen Tempeln, nachdem Sie ihn mehrere Jahre gesucht, und er wird nicht zu Ihnen sagen: warum suchst du mich? da er selbst der Urheber Ihres Suchens ist; auch redet er mit den Neugeborenen nicht, wie mit den vollkommenen Seelen, indem er vielmehr, mit einem uns unbekannten Mysterium, bei den Einen billigt, was er an den Anderen zu tadeln scheint.

Beilage XL.

Racines geistliche Theater.

Die Tragödie Esther ist von 1689. Sie wurde als Übung in Declamation und Gesang für die Zöglinge von St. Cyr auf den Wunsch von Maintenon geschrieben. Racine beabsichtigt den Gebrauch des Chors zu heiligen, indem israelitische Mädchen, welche das St. Cyr von Esther bilden, Loblieder auf ihren Gott singen. Denn daß in Esther Maintenon besungen wird, unterliegt keinem Zweifel. Etwas gar zu naiv-deutlich ist die Entfernung der Montespan und die Erhebung Maintenons in den Worten Esthers geschildert:

Peut-être on t'a conté la fameuse disgrace
De l'altière Vasthi, dont j'occupe la place,
Lorsque le roi contre elle enflammé de dépit,
La chassa de son trone ainsi que de son lit.
Mais il ne put sitôt en bannir la pensée:
Vasthi régna longtemps dans son ame offensée.

Dans ses nombreux états il fallut donc chercher
Quelque nouvel objet qui l'en pût détacher.

Esther besiegt in ihrer Bescheidenheit alle Rivalinnen und Kotterieen und verkündet dem König den wahren Gott. — Die Warnungen des Königs vor Verleumdung, vor blutigen Rathschlägen werden von dem Chor mit gewaltiger Stimme vorgetragen, zumal wenn man bedenkt, daß Ludwig XIV den Vorstellungen öfters selbst beiwohnte. Racine und mancher Hörer mag dabei auch an das verleumdete Port-Royal gedacht haben. Wäre nicht Racines Weichheit, Umsicht und Schweigsamkeit bekannt, so möchten wir bei folgenden Versen, welche Haman spricht, an einen Jesuiten-Beichtvater des Königs und an den Haß zwischen der Compagnie und Port-Royal denken:

Je sais que, descendu de ce sang malheureux
Une éternelle haine a dû m'armer contre eux. —
Mais, crois-moi, dans le rang où je suis élevé,
Mon ame, à ma grandeur toute entière attachée,
Des intérêts du sang est faiblement touchée.
Mardochée est coupable; et que faut il de plus?
Je prévins donc contre eux l'esprit d'Assuérus;
J'inventai les couleurs; j'armai la calomnie,
J'intéressai sa gloire; il trembla pour sa vie:
Je les peignis puissants, riches, séditieux;
Leur dieu même ennemi de tous les autres dieux.
Jusqu'à quand souffre-t-on que ce peuple respire,
Et d'un culte profane infecte votre empire? —
Je dis; et l'on me crut. Le roi dès l'heure même,
Mit dans ma main le sceau de son pouvoir suprême:
Assure, me dit-il, le repos de ton roi;
Va, perds ces malheureux: leur dépouille est à toi.

So hat man auch die Gräuel der Verfolgung gegen die Reformirten, deren verwaisten Töchtern in eigens dazu errichteten Häusern der Katholicismus aufgezwungen wurde, in folgenden Versen finden wollen:

Une Israélite:

Quel carnage de toutes parts!
On égorge à-la-fois les enfants, les vieillards,
Et la soeur et le frère
Et la fille et la mère,
Le fils dans les bras de son père!
Que de corps entassés, que de membres épars,
Privés de sépulture!
Grand Dieu, les saints sont la pâture
Des tigres et des léopards!

Une des plus jeunes Israélites:

Hélas! si jeune encore,
Par quel crime ai-je pu mériter mon malheur?
Ma vie à peine a commencé d'éclore,
Je tombai comme une fleur
Qui n'a vu qu'une aurore.
Hélas! si jeune encore,
Par quel crime ai-je pu mériter mon sort?

Une autre:

Des offenses d'autrui malheureuses victimes,

Que nous servent, hélas, ces regrèts superflus?
Nos pères ont péché, nos pères ne sont plus,
Et nous portons les peines de leurs crimes.

Daß Racine beſonders in den Chören der um das zerſtörte Jeruſalem klagenden Jungfrauen an Port-Royal gedacht habe, iſt um ſo wahrſcheinlicher, als er in ſeiner Geſchichte von Port-Royal, indem er von der vortrefflichen Erziehung junger Mädchen in Port-Royal ſpricht, beifügt: On pourrait citer un grand nombre de filles élevées dans ce monastère, qui ont depuis édifié le monde par leur sagesse et par leur vertu. On sait avec quels sentiments d'admiration et de reconnaissance elles ont toujours parlé de l'éducation qu'elles y avaient reçue; et il y en a encore qui conservent, au milieu du monde et de la cour, pour les restes de cette maison affligée, le même amour que les anciens Juifs conservaient, dans leur captivité, pour les ruines de Jérusalem.

Ungleich weniger Beziehung auf die Schickſale Port-Royals hat auf jeden Fall Athalin. Die Akademie von Frankreich iſt zu proſaiſch klaſſiſch, um verhüllte Parallelen vergangener Zeiten und der Gegenwart durchzuführen. Was von Port-Royal darin iſt, iſt die genaue Kenntniß der griechiſchen Dramatiker. — Die Freunde Port-Royals mochten allerdings an einen jeſuitiſchen Beichtvater und an einen Helden wie Condé bei dem Dialoge des Baalspriesters Mathan und Abners denken, wo dieſer den unſchuldigen Sprößling Davids gegen den Blutdurſt des abgefallenen Leviten in Schutz nimmt.

Mathan.

On le craint: tout est examiné.
A d'illustres parens s'il doit son origine,
La splendeur de son sort doit hâter sa ruine:
Dans le vulgaire obscure si le sort l'a placé,
Qu' importe qu'au hasard un sang vil soit versé?
Est-ce aux rois à garder cette lente justice?
Leur sûreté souvent dépend d'un prompt supplice.
N'allons point les gêner d'un soin embarrassant;
Dès qu'on leur est suspect, on n'est plus innocent.

Abner.

Hé quoi, Mathan, d'un prêtre est-ce là le langage?
Moi, nourri dans la guerre aux horreurs du carnage,
Des vengeances des rois ministre rigoureux,
C'est moi qui prête ici ma voix aux malheureux!
Et vous, qui leur devez des entrailles de père,
Vous ministre de paix dans les tems de colère,
Couvrant d'un zèle faux votre ressentiment,
Le sang à votre gré coule trop lentement!

Und wenn vollends Mathan einem Vertrauten erzählt, wie er ſich Einfluß verſchafft habe, indem er den Leidenſchaften der Fürſten ſchmeichelte, ſo iſt es, als hörten wir die Worte eines casuiste relaché. Racine ſagte dem Könige manches Wort der Warnung und Ermahnung, aber war das nicht eben die feinſte Schmeichelei, dem Könige ſolche Wahrheiten über die gewöhnlichen Abwege der Könige ins Geſicht zu ſagen?

Mathan ſpricht:

Qu'est il besoin, Nabal, qu'à tes yeux je rappelle
De Joad et de moi la fameuse querelle,
Quand j'osai contre lui disputer l'encensoir,

Mes brigues, mes combats, mes pleurs, mon désespoir?
Vaincu par lui j'entrai dans une autre carrière,
Et mon âme à la cour s'attacha toute entière.
J'approchai par degrés de l'oreille des rois,
Et bientôt en oracle on erigea ma voix.
J'étudiai leur coeur, je flattai leurs caprices,
Je leur semai de fleurs le bord des précipices.
Près de leurs passions rien ne me fut sacré:
De mesure et de poids je changeais à leur gré.
Autant que de Joad l'inflexible rudesse
De leur superbe oreille offensait la mollesse,
Autant je les charmais par ma dextérité;
Dérobant à leurs yeux la triste vérité,
Prêtant à leurs fureurs des couleurs favorables,
Et prodigue surtout du sang des misérables.

Die Jesuiten sind bekanntlich die Verfasser und Beförderer mancher absurden, plumpen geistlichen Theater oder Tableaux. Von anderer Art waren die Theater, welche sie häufig durch ihre Zöglinge in ihren Collegien aufführen ließen. Die Herzogin von Orleans schreibt von einem solchen:

„weillen ich die Kinder undt Insonderheit die Kleinen buben liebe so hatt mich die Commedie Im Colege divertirt die Kinder haben recht artig gemacht hie spilt man bey die jesuwitter Keine geistliche Commedie auffs wenig die Zwey so Ich gesehen die Erste von Einem duc de Bourgogne undt dießes letzte war Essope au Colesge, sein herr findt daß Er so Viel Verstandt hatt daß er die Kinder Im Colege beßer unterrichten wirdt alß die Meister, Esope umb zu sehen waß Vor humor die Kinder währen, lest Kauffleute Kommen mit allerhandt wahren, undt Erlaubt Ihnen Zu Kauffen undt Zu wehlen waß sie wollen, und davon judicirt Er Von Ihren humor macht jedem drauff Etliche fablen die recht artlich Erzehlt sein und auff jedes sujet Kommen, die Kinder aber so Muthwillig sein, thun den Essope allerhandt possen ahn, auß dießem allem segt Ihr woll liebe Louise daß Es gar Keine geistliche Commedien sein, aber Zu St. cire hatt made. de maintenon Etliche geistliche Commedien durch mons. racine machen lassen alß Ester und attalia die seindt über die Maßen schön undt Keine Quackeleyen drin — — —"

Beilage XLI.

Boileau an Racine, über die Nothwendigkeit der Liebe Gottes. (wegen seiner zwölften Epistel.)

Sie werden wohl begierig sein, Kunde zu haben, wie es bei dem Besuch gegangen ist, welchen mein Bruder und ich Ihren Rath gemäß dem ehrwürdigen Pater de la Chaise gemacht haben. Wir kamen um 9 Uhr Morgens bei ihm an und sobald man ihm unsere Namen gemeldet hatte, ließ er uns eintreten. Er nahm uns mit großer Güte auf, erkundigte sich sehr verbindlich nach meiner Krankheit und schien sehr erfreut darüber, daß ich ihm sagte, meine Beschwerden nehmen nicht zu. Hierauf ließ er Sitze bringen, setzte sich nahe zu mir, damit ich ihn um so besser verstehen könnte, kam sogleich zur Sache und sagte mir, daß Sie ihm ein Werk von mir geliehen haben,

worin sehr viel Gutes sei; der Gegenstand, den ich behandle, sei aber ein sehr delicater, welcher sehr viele Kenntnisse verlange, wenn man darüber reden wolle; er habe früher Unterricht in der Theologie gegeben und müsse also gründlich in der Sache unterrichtet sein; man müsse sehr unterscheiden zwischen der affectiven und der effectiven Liebe; diese, die effective, sei durchaus nothwendig und gehöre zur Zerknirschung (attrition), während die affective Liebe aus der vollkommenen Buße (contrition parfaite) hervorgehe; diese rechtfertige an und für sich den Sünder, während die effective Liebe nur mit der priesterlichen Absolution wirksam sei. Kurz er erklärte uns in ziemlich deutlichen Ausdrücken und mit vielen Worten Alles, was viele scholastische Schriftsteller über diesen Gegenstand schon geschrieben haben, ohne jedoch zu wagen, wie diese gerade hin zu sagen, daß die Liebe Gottes nicht absolut nothwendig sei für die Rechtfertigung des Sünders. Mein Bruder, der Domherr, bezeugte mit den Augen und durch Geberden seinen Beifall zu jedem seiner Worte und betheuerte, er sei von seiner Lehre und seinem Vortrag ganz hingerissen. Ich für meinen Theil blieb ziemlich kalt und unbeweglich. Endlich als er müde geworden war zu sprechen, sagte ich, es habe mich sehr befremdet, daß man ihn habe glauben machen wollen, ich habe ein Werk gegen die Jesuiten geschrieben, man habe mich bei ihm verleumdet (prêté des charités auprès de lui); das wäre doch befremdend, wenn behaupten, man müsse Gott lieben, so viel hieße, als gegen die Jesuiten schreiben; mein Bruder habe zwanzig Stellen von zehn oder zwölf ihrer berühmtesten Schriftsteller mitgebracht, welche behaupten, es sei nothwendig Gott zu lieben und zwar in viel stärkeren Ausdrücken, als die meiner Verse; ich habe so wenig daran gedacht, gegen die Gesellschaft zu schreiben, die Ersten, welchen ich mein Gedicht vorgelesen habe, seien sechs der berühmtesten Jesuiten gewesen, welche mir einmüthig sagten, ein Christ könne keine anderen Gedanken über die Liebe Gottes haben, als die in meinen Versen ausgedrückten; sodann habe ich es darauf abgesehen, sie dem Erzbischof von Paris vorzulesen, welcher ganz entzückt darüber geschienen habe, wie auch der Bischof von Meaux; wenn Seine Reverenz mein Werk jedoch für gefährlich halte, so sei ich gekommen, es ihm vorzulesen, damit er mich über meine Fehler unterrichten möge; ich müsse ihm Dasselbe erklären, was ich dem Erzbischof erklärte, als ich es ihm vorlas, daß ich nämlich nicht komme um gelobt zu werden, sondern um seine Zustimmung zu erhalten, ich bitte ihn daher, mir eine lebendige Aufmerksamkeit zu schenken und zu erlauben, daß ich ihm mehrere Stellen wiederhole. Er lobte meine Absicht sehr, und ich las ihm meine Epistel mit allem möglichen Nachdruck und Energie. Ich vergaß, daß ich ihm vorher noch etwas sagte, worüber er sehr erstaunt schien, nämlich ich behaupte in meiner Arbeit nichts Anderes gethan zu haben, als daß ich die Lehre, welche er uns eben selbst entwickelte, in Reime gebracht habe; ich glaube, er selbst werde das nicht bestreiten können. Aber um auf das Vorlesen meiner Arbeit zurückzukommen, so hielt ich, ich versichere Sie, ich hielt dem guten Pater Wort und zwei Einwürfe ausgenommen, welche er uns schon vorher gemacht hatte, rief er nur immer: „pulcre, bene, recte! Das ist wahr! das ist nicht zu bezweifeln! das ist doch wunderschön! das muß man dem König vorlesen! lesen Sie mir diese Stelle noch einmal, ist das Dasselbe, was Racine mir schon gelesen hat?" Namentlich aber war er äußerst frappirt durch die Verse, welche Sie bei ihm ausgelassen hatten und welche ich ihm nun mit allem Nachdruck, dessen ich fähig bin, las:

Cependant on ne voit que docteurs, même austères,
Qui les semant partout, s'en vont pieusement,
De toute piété, etc.

Es ist wahr, daß ich für gut gefunden hatte, in meine Epistel acht Verse einzuschalten, welche Ihr nicht gebilligt habt, die mein Bruder aber für sehr passend hielt, und wieder an ihre Stelle zu setzen rieth, nämlich:

Oui, dites-vous; allez, vous l'aimez, croyez moi.
Ecoutez la leçon que lui-même nous donne.
Qui m'aime? C'est lui qui fait ce que j'ordonne.
Faites-le donc; et sûr qu'il nous veut sauver tous,
Ne vous alarmez point pour quelques vains dégoûts
Qu'en sa ferveur souvent la plus sainte ame éprouve.
Courez toujours à lui; qui le cherche le trouve.
Et plus de votre coeur il paraît s'écarter,
Plus par vos actions songez à l'arrêter.

Dreimal mußte ich ihm diese Verse wiederholen. Aber ich kann euch nicht beschreiben, mit welcher Freude, mit welchem schallenden Gelächter er die Prosopope anhörte. Kurz der ehrwürdige Pater wurde so warm und herzlich, daß ohne einen Besuch, welchen ihm eben sein Bruder abstattete, er uns nicht hätte fortgehen lassen, ich hätte ihm denn vorher die beiden Stücke aus meiner Fabrik vorgetragen, welche Sie schon dem König gelesen haben. Auch ließ er uns nur unter der Bedingung von sich, daß wir ihn in seinem Landhause besuchen würden; er versprach uns, uns den Tag zu melden, an welchem wir ihn allein treffen würden. Sie sehen daraus, daß wenn ich kein guter Dichter, doch wenigstens ein guter Vorleser bin.

Nachdem wir den Pater de la Chaise verlassen hatten, besuchten wir Pater (Jesuiten) Gaillard, welchem ich, wie Sie sich wohl denken können, die Epistel vorlas. Ich sage Ihnen nichts von den übertriebenen Lobeserhebungen, die er mir machte. Er behandelte mich als einen von Gott inspirirten Mann und sagte mir, nur Schelme können meiner Ansicht widersprechen. Ich erinnerte ihn an den kleinen Theologen, mit dem ich bei Lamoignon in Streit gerieth. Er sagte mir, dieser Theologe sei ein miserabler Mensch; wenn seine Gesellschaft irgend Ursache habe ärgerlich zu sein, so würde sie es nicht über mein Werk sein, sondern darüber, daß es Leute gebe, welche wagen zu sagen, es sei gegen die Jesuiten gemacht.

Ich schreibe Ihnen Dieses Zehn-Uhr Abends in aller Eile. Sie werden davon Gebrauch machen, wie Sie für gut finden. Indessen bitte ich Sie, die Copie wieder zurückzuziehen, welche Sie in die Hände der Frau von Maintenon gelegt haben; ich werde ihr eine andere dafür geben, wo das Werk in der Form ist, in welcher es bleiben soll. Ich küsse Sie von Herzen.

Beilage XLII.

Belege für die katholische Abendmahlslehre.

Lancelot, der Verfasser der Memoires über St. Cyran und Port-Royal, damals Lehrer der Prinzen Conti, schreibt den 11. Januar 1671 (es ist eine handschriftliche Copie des Briefes auf uns gekommen) an Perrier, den Vater, in Clermont: Die Prinzen von Modena haben diesen Nachmittag die Prinzen Conti besucht und ihnen eine schreckliche Geschichte erzählt, die sich in Riom zugetragen hat und ihnen von Clermont aus durch eine Person mitgetheilt worden ist, welche den Mönch gesehen zu haben versichert, von dem sogleich die Rede sein soll. Es soll also ein Beamter zu Riom gestorben und bei den Franziskanern beerdigt worden sein. Die folgende Nacht um Mitternacht ging

ein junger Mönch, Matines zu läuten; da habe er die Kirche ganz in Feuer und die Kanzel in Flammen stehend gesehen, und als er seine Augen darauf warf, erblickte er einen entsetzlichen Teufel. Er erschrickt darüber so sehr, daß er, ohne weiter zu gehen, sogleich dem Superior Anzeige davon macht; dieser kommt eilends herzu, sieht das Feuer und denselben Teufel, und da er diesem im Namen Gottes befohlen, ihm zu sagen, was er da thue, habe der Teufel geantwortet, er warte bis ein Priester die Hostie aus dem Munde des Todten, welche darin geblieben sei, nehme, um den Leichnam, der ihm gehöre, wegzutragen. Sogleich habe man gesehen, wie das Grab sich regte und von der Stelle rückte; der Todte ging zugleich in scheußlicher Gestalt daraus hervor und bot seinen weit aufstehenden Mund dem Priester hin, damit er die Hostie herausziehe, was er denn auch so gut wie möglich that und die Hostie auf den Altar niederlegte. Als er aber zurückkam, fand er nur noch die Leintücher des Todten, dessen Leichnam der Teufel im Augenblicke mitgenommen hatte; was den armen Mönch so sehr erschreckte, daß er zwei Tage darauf starb.

Dies wäre also die Geschichte, welche mir um so weniger glaublich scheint, als sie überraschend ist; da sie jedoch von zuverlässigen Leuten erzählt wird, welche versichern, daß der Mann, der es ihnen geschrieben, keiner von Denen ist, die Visionen und Fictionen nachhängen, hielt ich die Sache für zu wichtig, um sie zu vernachlässigen, und bitte Sie, ihr Schritt für Schritt zu folgen und uns Alles zu melden, was Sie irgend davon erfahren können. Denn wenn sie wahr wäre, verdiente sie wohl, daß man in aller Form ein Protokoll darüber aufsetzte und man könnte sehr nützliche Folgerungen daraus ziehen: 1) für die Realität des Sacraments; 2) für die Unsterblichkeit der Seele, da der Teufel diesen Leib, nur um ihn zu peinigen, mit der Seele verlangte, welche für ihn gesündigt hatte; 3) für die den Kirchen schuldige Ehrfurcht, da der heilige Ort einen mit Sünden befleckten Leib nicht ertragen konnte; 4) um zu zeigen, daß man öffentliche Sünder nicht in geweihter Erde begraben darf, wenn sie nicht große Zeichen von Buße gegeben haben, da dieser nicht geduldet werden konnte, ob er gleich die Hostie im Munde hatte. Sie sehen, wie viele Gründe uns verpflichten, uns dieser Geschichte im Einzelnen zu versichern; aber wie ich Ihnen sage, ich glaube nichts davon, indem ich überzeugt bin, daß, wenn etwas der Art geschehen wäre, Sie der erste gewesen wären, uns durch einen Brief davon in Kenntniß zu setzen.

Beilage XLIII.

Arnauld über Leibnitz und Grotius.

Arnauld und der Landgraf Ernst (von Hessen-Rheinfels) vereinigten ihre Bemühungen, um Leibnitz zu vermögen, „den Sprung zu thun" und katholisch zu werden. Zum erstenmale geschieht in ihrer Korrespondenz Leibnitzens Erwähnung in Arnaulds Brief vom 10. Mai 1683: Ich kenne Leibnitzen, dessen Brief ich Ihnen zurücksende. Er hat mich in Paris oft besucht. Er war un fort bel esprit, sehr gelehrt in der Mathematik. Ich möchte wissen, ob er die beiden schönen Maschinen hat ausführen lassen, eine mathematische, die andere eine tragbare Uhr, von der er behauptete, sie werde von der äußersten Genauigkeit sein.

Leibnitz hatte der katholischen Hierarchie in seinen socialen Ideen, in seiner philosophischen Weltordnung eine hohe Stelle eingeräumt; aber er fühlte sich über alle Confessions-Feindseligkeiten weg schon in der Einen christ-katholischen

Kirche, welche alle Christgläubigen, und wohl noch einige Andere, umfaßte. Die beiden Freunde wollten ihn am Gewissen fassen und setzten Beunruhigung desselben bei ihm voraus. Er aber versichert sie, daß er in seiner Ruhe nur gefährdet werden könnte, und daß nur Diejenigen Verantwortung auf sich haben, welche ihren Bruder ausschließen, der doch mit ihnen in Gemeinschaft stehen wolle und in der Hauptsache Eins sei. In seiner Antwort an den Landgrafen vom 25. November 1683 führt Leibnitz seine katholischen Freunde ziemlich aufs Eis, seine Weigerung überzutreten schließt den Vorwurf in sich, daß ja seinen jansenistischen Freunden selbst Unruhe über der Ächtheit ihres Katholicismus gemacht werde.

Leibnitz hätte gerne die Vortheile des Katholicismus und des Protestantismus zugleich genossen; er wäre mit Freuden mit dabei gewesen, wenn die katholische Kirche allen Protestanten ihre Thore geöffnet hätte, ohne von ihnen Ablegung ihrer persönlichen Überzeugung zu verlangen. Was diesen Wunsch in ihm rege machte, war nicht sowohl sein Herz und Gewissen, sondern es war ein philosophisches Postulat. Denn da Arnauld sich theilnehmend über die Geistesqual des gelehrten Mannes aussprach, so bat Leibnitz den Landgrafen, Arnaulden zu bedeuten, daß „ihr Freund" weit entfernt, in den Gemüthsqualen zu stehen, wovon jener in seinem Briefe spreche, sich einer wahren Ruhe des Geistes rühme. — Der Landgraf hatte nämlich auf Leibnitzens Bitte um Discretion in Betreff seines ersten Briefs, worin er ihm den Grund seines Herzens aufdeckte, keine Rücksicht genommen, sondern ihm Arnauld mitgetheilt, welcher den 2. März 1684 dem Landgrafen schreibt, er wisse nicht, was er von ihrem gemeinschaftlichen Freunde sagen solle; denn er könne nicht errathen, welches seine „philosophischen Meinungen" sein können, welchen er besorge entsagen zu müssen, wenn er katholisch würde. Er habe ja selbst erklärt, daß er nicht glaube, daß diese Meinungen der Schrift, oder der Tradition, oder der Definition eines Concils entgegen seien; warum sollte er also nicht im Gewissen das Glaubensbekenntniß ablegen können, das man von Denjenigen fordere, welche in die Kirche zurücktreten? Was aber die Censuren der Schultheologen betreffe, so dürften ihn diese nicht zurückhalten. Es sei moralisch unmöglich, daß, zumal da er Laie sei, man ihm irgend Schwierigkeit darüber mache. In keinem Falle werde es ein Hinderniß für ihn sein, in die Kirche aufgenommen zu werden. Bei diesen Bewandnissen sehe er nicht, wie Leibnitz sein Gewissen beruhigen könne, *ohne diesen ersten Schritt zu thun, um sich in der Folge auf Gott zu verlassen*, in der Hoffnung, daß Gott ihn über seine philosophischen Meinungen aufklären werde, wenn sie irgend einen der Religion nachtheiligen Irrthum enthielten. — Wenn er nach Holland kommen wollte, so würde der Bischof von Kastorie ihn in die Kirche aufnehmen, ohne ihm Schwierigkeiten zu machen."

Den 31. August 1687 schreibt Arnauld an den Landgrafen: „Eure Hoheit wird ersehen, daß Leibnitz ganz außergewöhnliche Meinungen über Physik hat, welche offenbar unhaltbar sind. Ich habe versucht, meine Gedanken darüber auf eine nicht zu verletzende Weise zu entwickeln. Es wäre besser, er verließe wenigstens auf einige Zeit diese Speculationen, um sich der wichtigsten Sache zu widmen, nämlich der Wahl der wahren Religion, gemäß dem, was er Euer Hoheit vor einigen Jahren geschrieben hat. Es ist sehr zu fürchten, daß ihn der Tod überrasche, ehe er einen für sein Heil so wichtigen Entschluß gefaßt habe." Zu Ende des folgenden Jahres spricht Arnauld die Hoffnung aus, daß man ihn werde mit Freuden in die katholische Kirche aufnehmen können, wenn er nämlich nur die Bedenken habe, dergleichen er bisher vorgelegt habe und die man leicht lösen könne. Aber die Scheidewand bestand nicht aus einzelnen Stücken. — Die deutlichen Erklärungen Leibnitzens finden sich bei Guhrauer; uns lag nur ob, Arnaulds Benehmen dabei darzustellen und dadurch das Ganze noch etwas mehr ans Licht zu stellen. Guhrauer versichert uns,

daß Arnauld anfangs die ihm bald darauf vorgelegte Philosophie Leibnitzens unbedingt mit der Censur belegte, was Leibnitzen natürlich nicht irre machte, aber doch etwas wehe that; als Arnauld zuletzt seinen Prinzipien zum Theil selbst beitrat, und das Übrige von der Censur befreite, so bezeigte Leibnitz doch nicht mehr Lust katholisch zu werden, da er kein wahres Bedürfniß hatte, es zu werden, sondern nur seine protestantische Freiheit auch im Gedanken an die bedingte Möglichkeit dieses Schrittes erwies.

Hiezu füge ich noch, was Arnauld den 6. October 1689 an Dú Vaucel schreibt: Leibnitz ist nicht ein Mensch ohne Religion. Was er von den holländischen Arminianern sagt, kann wahr sein, daraus folgt aber nicht, daß er eine Neigung zu Socinianismus habe. Was Grotius betrifft, so konnte er in seiner Jugend wanken, es erhellt aber deutlich aus seinen letzten Büchern, daß er am Ende seines Lebens ganz in die Ansichten der katholischen Kirche eingegangen war, wie Jürieu es in seinem Geiste Arnaulds wohl zu sagen weiß. Er stellt in seinem nach seinem Tode gedruckten Werke entschieden fest, daß die Dogmen des Glaubens durch Tradition und Auctorität der Kirche entschieden werden müssen, nicht durch die Schrift allein. Vielleicht hat Leibnitz das Buch nicht gesehen. Man sollte es ihm mittheilen, vielleicht würde er davon ergriffen. Ich meine das letzte seiner Bücher gegen Rivet, welches erst nach seinem Tode gedruckt wurde. Ich habe einen Brief von Leibnitz gesehen, worin er bezeugt, daß er keine Abneigung habe, katholisch zu werden. Man sollte diesen Anfang einer guten Verfassung benützen. Es ist vielleicht mehr zu hoffen, als Sie glauben; Sie sagen uns aber nicht, was ihn nach Rom geführt hat."

Den 25. Novbr. schreibt Arnauld an Denselben: „Ich habe vergessen, Ihnen von Grotius zu sagen, daß es sehr falsch ist, daß er vor seiner letzten Reise nach Schweden beabsichtigt habe, nach Charanton (in die reformirte Kirche) zu gehen, und daß er nur durch den Rang, welchen er ansprach, davon abgehalten wurde. Dieser Rangstreit kam ganz im Anfange seiner Gesandtschaft vor, wie aus seinen Briefen erhellt, und nicht am Ende. Ich habe im Gegentheile von Issali erfahren, daß er von Bignons Vater erfahren habe, daß er seinem großen Freunde Bignon versprochen habe, sobald er von seiner Reise nach Schweden werde zurückgekehrt sein, wo er der Königin Christine Rechenschaft von seiner Gesandtschaft ablegen wollte, werde er sich öffentlich zur katholischen Religion bekennen."

Den 4. Juli 1692 schreibt Arnauld wieder an Dú Vaucel: Ich glaube nicht, daß man dem boshaften Libelle Simons antworten solle. Es sind darin zu viele Privatsachen boshaft angeführt, so daß es nicht passend wäre, darauf gründlich einzugehen. Dieser Simon ist ein boshafter Geist. Er desavouirt dieses Libell. Denn das ist seine Gewohnheit, seine Werke zu desavouiren, wenn er fürchtet, es möchte ihm Dieses Ungelegenheiten machen. Man darf nicht befremdet darüber sein, daß er sagt, Grotius sei Socinianer gewesen. Aber es ist der Kirche nicht von Nutzen, daß man diese Meinung von einem so geschickten Manne habe und man sollte mindestens die Zeiten unterscheiden. Es scheint, daß er immer sehr offen gehandelt habe. Aber er ist nur nach und nach von den Irrthümern zurückgekommen, worin er erzogen wurde und worin er sich, indem er die Schrift nach dem Grundsatze der Häretiker durch seinen eigenen Geist erklärte, hineinziehen ließ. Seitdem näherte er sich immer mehr den katholischen Wahrheiten. — Daher ist es besser, scheint mir, das Gute zu benützen, was in seinen Commentaren über die Schrift ist, als Lärm zu machen über die Fehler, welche sich darin finden können und welche beinahe alle in Auslassung bestehen. Dasselbe thut man der Zeit mit Erasmus, statt daß man früher nur darauf bedacht war, besonders die Jesuiten, keinen guten Fetzen an ihm zu lassen."

So ging denn Arnauld auf die von Bossuet besonders aufgebrachte mehr diplomatische Polemik ein.

Beilage XLIV.

Polemik gegen die Reformirten.

Der lyoner Arzt Spon, ein sehr unterrichteter Mann, Verfasser einer Geschichte von Genf, war reformirter Religion und hatte einen Schutzbrief für seine Glaubensgenossen und deren Bekenntniß an den Pater La-Chaise geschrieben (1681). Es erschien sofort eine gedruckte Beantwortung desselben, welche man Arnauld, wie es scheint fälschlich, zuschrieb. Spon spricht sich über dieses Bündniß der polemischen Wissenschaft und literarischen Fertigkeit mit der Gewaltthat der königlichen Inquisition in einem Briefe vom 21. Juli 1681 gegen den Abbe Nicaise also aus: Ich werde mich nicht sehr beeilen, diese treffliche Widerlegungsschrift zu lesen, und zwar aus guten Gründen. Hätte ich auch von Eurer Religion die besten Gefühle (was kaum der Fall sein könnte, wenn ein Engel herabkäme mich zu katechisiren), so macht uns die Weise, wie man uns gegenwärtig behandelt, Eure Religion oder doch Eure Moral so unerträglich, daß ich Eure Schriften nur als erkünstelte Werke ansehen kann, welche im Stande sind, unsere Trübsale zu vermehren. Es ist uns sehr wenig daran gelegen, daß unser Geist den Leuten von Geist in dieser Welt als kläglich erscheint, wenn uns nur unser Gewissen nichts vorwirft und Gott uns nicht verläßt. Ein anderer Grund, warum ich keine Eile habe, diese Schrift zu lesen, ist, daß ich, wenn ich sie nicht sehr überzeugend finde, sehr wünschen würde, in vollkommener Freiheit zu leben und in einem Lande, wo ich frei sprechen könnte. — Es ist ein Gott, der uns richten wird, und wenn dies heute wäre, würde ich nicht anders reden.

Nicaise war einer von den Frieden und ihre eigene Gemüthsruhe liebenden Männern, welche, um diese möglichst zu erhalten, auch an dem schreiendsten Unrechte die Gerechtigkeit heraussuchen oder hineinlegen und sich so von der Gewissens-Verpflichtung entbinden, gegen das Unrecht kühn Zeugniß abzulegen. So schreibt ihm auch Spon: Ich werde die Bezeugungen Ihrer Freundschaft und Ihres Eifers nie übel auslegen, ich beklage aber nur gleichermaßen die Mühe, welche sie sich für mich geben, wie die, womit Sie sich in den üblen Ansichten von unserer Religion zu befestigen suchen. Den 12. Sept. 1684, da man schon das Gerücht verbreitet, Spon sei als Aufrührer hingerichtet worden, schreibt er an Nicaise, nachdem er ihm von seinen Arbeiten geredet: „Um das Nothwendigste nicht zu vergessen, eine Stunde des Morgens und eine des Abends für die Andacht. Ich sage Ihnen dies, damit Sie mich doch nicht für einen durchaus schlechten Menschen halten und mich nicht mehr so wegen meiner Bekehrung drängen. Ich müßte wirklich sehr undankbar gegen Gott sein, wenn ich nicht glaubte, seine Gnade habe mich wirklich bekehrt. Ich weiß wohl, daß die Reste der bösen Lust und der Fleischesschwachheit immer eine unterstützende Gnade und Buße für jeden Fehler verlangen. *Aber ist es das, was Sie Bekehrung (conversion) nennen?* Auf diese Weise wünsche ich sie für uns beide. Was aber die Veränderung der Religion betrifft, bin ich durch Gottes Gnade versichert, daß ich sie nicht nöthig habe und wünsche Ihnen nur den Frieden des Herzens, den ich habe."

Den 12. August (?) schreibt Spon: Endlich ist das furchtbare Buch von Arnauld angekommen, man hat es aber nicht so furchtbar gefunden, als man

es gemacht hat. Wenn er nicht mehr thut, wird er nicht so viele Bekehrungen zu Stande bringen, als der Intendant von Poitou, der die Leute gut zu gewinnen wußte, aber ohne die Herzen zu gewinnen. Ich bin dennoch nicht der Ansicht, daß man antworten solle, aus Besorgniß, man möchte dadurch unseren anderen Glaubensgenossen schaden, da man nicht ermangeln würde sie anzuklagen, daß sie dogmatisiren! — Patria est ubicunque bene, schließt er, und so lange das unsrige uns nicht das Brot und das Wort Gottes verweigert, werden wir darin bleiben.

Man sagte damals, der katholische Klerus habe die Stimme Jakobs, aber die Hände Esaus.

Rancé de la Trappe schreibt an Nicaise unter dem 12. Januar 1686: „Das Buch von Nicole über das Schisma hat Alles, was zum Überzeugen nöthig ist. Die Wahrheit ist darin in ihr Licht gestellt, und die Schwierigkeiten sind auf die präciseste und die kräftigste Weise zerstört. Aber Gott muß dabei reden. Denn wenn das Herz nicht gewonnen ist, so finden die klarsten und überzeugendsten Gründe in den besten Köpfen keinen Eingang. Die Menschen machen die Erde urbar und bereiten sie vor, aber Gott allein giebt ihr die Fruchtbarkeit." — Aber auch Rancé theilt die Ansicht beinahe aller Katholiken seiner Zeit über die den Gewissen angethane Gewalt; den 28. October 1685 schreibt er an Nicaise: „Es ist wunderbar, was der König für die Ausrottung der Ketzerei gethan hat; es war dazu eine Gewalt und ein Eifer für die Kirche nöthig, wie der seinige; der Tempel von Charanton zerstört und keine Religionsübung im Königreiche! das ist eine Art von Wunder, wie wir es nicht geglaubt hätten zu sehen, und das die Nachwelt Mühe haben wird zu glauben und zu begreifen! (sic!).

Beilage XLV.

Nicoles Rechtfertigung seines Rücktritts.

Nicole schildert die Geschichte seiner Verbindung mit Port-Royal in einem Briefe von 1679 selbst also: „Ich ging mit Arnauld vor 24 Jahren ein näheres Verhältniß ein (je fus engagé), um ihn bei dem zu unterstützen, was er für seine Vertheidigung glaubte thun zu müssen; ich nahm diesen Vorschlag ohne irgend eine Absicht an, mich bei diesem Streite auszuzeichnen, und hatte wenig Einsicht in die Schwierigkeiten dieser Stelle. Das Studium des Grundes dieser Differenzen, worauf ich eingehen mußte, vermehrte bei mir nur die Überzeugung von der Güte der Sache, und weder diese, noch die Achtung und Liebe zu Port-Royal ist bei mir wankend geworden. Nur lernte ich die Schwierigkeiten der Verhältnisse im Kampfe gegen Diener der Kirche immer mehr kennen, daher ich mich bei Gelegenheit des Kirchenfriedens ganz aus diesen Verpflichtungen herauszog." — Seitdem betrachtete er sich als eine durchaus freie Person, die also nach Augustin keinen anderen Beruf habe, als das Gebet und Erforschung namentlich der erbaulichen Wahrheiten. So trennte er sich denn sechs Wochen nach dem Kirchenfrieden von Arnauld unter dem Vorwande, sich nach Troyes zurückzuziehen, und wich seitdem aus, sich mit demselben auf eine festere Vereinigung einzulassen, um nicht wieder gebunden zu werden.

Der Ton Nicoles in beinahe allen Briefen über diese Angelegenheit drückt Festigkeit, Ruhe, philosophische Besonnenheit und Billigkeit aus. Er scheidet und secirt kalt und logisch die leidenschaftlichen Vorwürfe, er zieht moralische Regeln und Nutzanwendungen. Ein skeptischer Grundzug läuft durch das

Ganze durch; dieser steht mit seiner Billigkeit in der nächsten Beziehung. Die Verschiedenheit der Ansichten erscheint ihm nicht als ein persönlicher Fehler, sondern als eine Schwachheit und ein Gebrechen der menschlichen Natur, daher glaubt er kein Recht zu haben, Jemandem etwas übel zu nehmen. Es ist durchaus unmöglich, Alle in derselben Ansicht zu vereinigen, sagt er; deswegen lasse man Jedem Raum und gestatte ihm, seiner Meinung gewiß zu sein. „Die kleinen Kinder auf unseren Dörfern haben eine komische Gewohnheit, wenn sie nach Ostern in Procession ziehen. Derjenige, welcher das Glöckchen trägt, entfernt sich mit einigen Kameraden auf eine Viertelmeile von dem Hauptzuge der Procession, und wenn man nun einer anderen Glocke begegnet, kommt es zum Kampfe; man schlägt die beiden Glocken stark wider einander, bis die eine zerbrochen ist. Dann ist der Streit aber beendigt, da Jedermann weiß, auf welcher Seite der Sieg ist. Es wäre sehr zu wünschen, daß es beim Conflict der Einbildungen auch so wäre, und daß die zerbrochene es sichtbar und unbestreitbar wäre; dem ist aber nicht so. So vernichtet auch eine solche Einbildung sein mag, sie wird bald wieder hergestellt und ist bereit, von Neuem den Kampf zu eröffnen. Daher ist es nie abgemacht. So geht es mir denn auch mit der Verschiedenheit der Ansichten. Ich bilde mir immerhin noch ein, daß ich da und dort noch Einen, den ich auf meinem Wege finde, enttäuschen könne. Wenn die Leute aber auch nachher auf ihre Einbildungen zurückkommen, lasse ich sie, täusche mich nicht und suche mich allein an das Gute zu halten, das ich an ihnen finde.

Der Abt Le-Roy schreibt den 3. December 1679 an Nicole und wirft ihm, voll herzlicher Trauer über den unerwarteten Fall des Freundes vor, daß er nicht blos die Freundschaft, sondern auch die Wahrheit und die Kirche einem elenden Frieden der Welt und einer Ruhe zum Opfer gebracht habe, welche ihm doch so nie werden würde. Es sei beinahe unglaublich, daß das Beispiel eines so hohen, wahrhaft priesterlichen Muths ihn nicht an Arnauld gefesselt habe. Wie, Sie haben kein Verlangen nach diesem so bleibenden und christlichen Ruhme? Haben Sie nicht öfters aus dem Überströmen Ihres Herzens gesagt, daß Sie Einer für den Anderen gemacht seien? Haben Sie nicht gesagt, daß Sie unzertrennlich seien? Und alle Freunde haben diese innige Sympathie bewundert, welche Sie in der Vertheidigung der Sache Gottes so glücklich zusammen stimmen ließ.

Heißt das nicht auf das Fleisch säen? Nichts verdient nach dem Apostel mehr den Namen der Verderbniß, als dieser Friede der Welt, den man nur erlangen kann, indem man die Hände zur Unterdrückung der Wahrheit reicht, und sich einem ängstlichen, einem feigen Stillschweigen in einem Augenblicke überläßt, da man so sehr verpflichtet ist, all sein Talent zu seiner Vertheidigung aufzubieten. Indem ich das Neue Testament aufschlug, wo die trefflichen Worte der heutigen Epistel stehen, fand ich das Kreuz in Miniature, welches Sie mir hier voriges Jahr als Zeichen Ihrer Freundschaft gaben. Sie erinnern sich wohl, daß am Fuße dieses Kreuzes ein Herz ist, worunter geschrieben steht: Libertas summa, nach der schönen Philosophie des Abtes von St. Cyran. Es ist dies kein Zufall; was will uns aber Gottes Vorsehung durch dieses Libertas summa anders lehren, als daß wir unsere höchste Ruhe und Freiheit darein setzen sollen, uns unbeweglich an Christum festzuhalten, und zwar an Christum den verfolgten, den gekreuzigten, den von der Welt verachteten, den in der Wahrheit und in den Grundsätzen seines Evangeliums verfolgten. Das sollen aber Diejenigen besonders thun, welchen eine schwache Gesundheit nur noch ein kurzes Leben verspricht: denn gerade diese wenigen Tage läßt uns Gott, nur um sie für die Ewigkeit zu sparen. Das Wort Gottes aber und seine Diener sind nicht gebunden, selbst nicht in Banden, sie verachten von Herzen, sie verachten die frivole Freiheit der Welt, denn die Wahrheit allein, der Sohn Gottes allein macht sie recht frei.

In so harten Ausdrücken zum Theil auch das Schreiben Le-Roys abgefaßt war (er wirft Nicole vor, daß er ein schreckliches Beispiel gegeben habe, daß die Umstände seines Benehmens odieuses und criminelles seien), so ruhig aber fest antwortet ihm Nicole darauf: „So stark auch der Brief ist, womit Sie mich beehrten, finde ich darin doch viel Stoff mich zu erbauen, aber keinen mich zu beklagen." — Er erkennt die aufgestellten Grundsätze durchaus an und findet die daraus gezogenen Folgerungen nicht zu hart, nur giebt er Le-Roy zu bedenken, daß der Minor des Schlusses, die Thatsachen, welche die Anwendung der oberen Grundsätze und Urtheile auf Nicole vermitteln, ohne die gehörige Prüfung angenommen worden. Le-Roy habe sich trotz des allgemeinen wahren Grundsatzes, daß die Wahrheit bis aufs Blut zu vertheidigen sei, wie die meisten Anderen, darauf beschränkt, in aller Ruhe und Stille für die Wahrheit zu beten. Es liegt in diesem Grundsatze noch nicht u.-mittelbar das Gebot, daß Jeder zu jeder Zeit für die Wahrheit zu schreiben habe. Dazu gehört besonderer Beruf; Jeder muß sich darüber selbst prüfen und den Anderen ist geboten, über Verborgenes nicht zu urtheilen. (Man wandte dagegen ein, Nicole verlange damit in durchaus klaren Dingen, daß man zu seiner bloßen Versicherung einen „menschlichen Glauben" habe, den er doch einst gegen Perefixe bekämpft habe). „Der größte Theil der Leute in der Welt, sagt Nicole weiter, betrachtet in Rücksicht auf die an und für sich guten und legitimen Handlungen nur die Eine Art von Pflicht, nämlich diejenige, welche verbindlich macht, sie bei gewissen Gelegenheiten zu vollbringen, sieht aber die Verpflichtung, sie unter anderen Umständen zu unterlassen, nicht als eine Pflicht an. Die Meisten verstehen wohl, daß das Reden, aber nicht daß das Stillschweigen eine Pflicht sei."

Nicole macht noch die bemerkenswerthe Mittheilung, daß diese seine Bedenken gegen die Schriften, woran er mit gearbeitet habe, längst von ihm zu Papier gebracht und dem Bischof von Alet vorgelegt worden seien, worauf ihm dieser nichts gesagt habe, was ihm dessen Zustimmung zu seinem jetzigen Benehmen zweifelhaft machte. Wie sich Nicole gegen die zu allgemeinen Principien verwahrt, so auch gegen die Anführung eben so allgemeiner Bibelstellen, indem die Meisten glauben, sie haben ihn überführt, wenn sie ihm die Stelle vorhalten: Wer bis ans Ende beharrt, wird selig werden.

Indeß wurde Le-Roys Brief gedruckt; Nicole hofft, es sei dies wider die Absicht Le-Roys geschehen; doch hält er diesem das apostolische Wort vor, daß man den sündigen Bruder unter vier Augen strafen solle, während Le-Roys Brief mit seinem Willen allen Nonnen von Port-Royal vorgelesen worden sei. Nicoles Klage darüber spielt wohl nicht ganz unwillkürlich auf den von den Apologeten der Nonnen und ihrer Unterschriftsverweigerung vorgebrachten Grund an, daß die christliche Liebe ihnen verbiete, über Jemanden (über Jansen) ohne Noth voreiliger Weise ein nachtheiliges Urtheil zu fällen. Die guten Nonnen, hält Nicole Le-Roy vor, sind sie unfähig, ein voreiliges, ungerechtes, verwegnes Urtheil zu fällen? heißt das nicht im Gegentheile, ihnen eine große Veranlassung zur Versuchung geben, da Sie wollen, daß sie sich in einer Sache zu Richtern machten, während sie es doch nicht im Stande sind. Ihr Stand ist ein Stand des Stillschweigens, nicht blos des äußeren, in Betracht der Menschen, sondern auch des inneren, in Rücksicht auf alle Dinge, worin sie nicht Richter und worüber sie nicht hinreichend unterrichtet sind. Ich bin überzeugt, daß Sie dieselben nicht bewogen haben, das äußere Stillschweigen zu brechen; wer steht Ihnen aber dafür, daß Sie dieselben nicht vermocht haben, das andere, noch viel wichtigere, Stillschweigen zu brechen, und daß Sie durch Ihre Ausdrücke in ihnen eine Menge von Gedanken angeregt haben, welche wenig Wahrheit enthalten, und von welchen sie zurückzubringen es nach der Natur ihres Geschlechts sehr schwer sein wird. Da man die Sünde eines ungerechten Urtheils, wozu man einen Anderen veranlaßte, zu tragen hat, fürchtet

Nicole, es möchte sein Freund sich selbst durch diesen Brief mehr wahrhaften Schaden gethan haben, als ihm. Die Verschiedenheit der Ansichten ist aber eine unvermeidliche Wirkung des menschlichen Elendes, und so hofft er, ihre Herzen werden doch immer durch Gottes Gnade in der rechten Liebe eins bleiben.

Nicole beruft sich in einem anderen Briefe noch auf seine schwache Gesundheit, auf Kopfweh und andere Übel, denen er ausgesetzt sei, wie er denn im Nothfalle ärztliche Zeugnisse beibringen könnte! Dazu komme, daß es in solchen Zeiten beinahe unmöglich sei zu schreiben, ohne in schreckliche Inconvenienzen zu verfallen. Er findet den ihm zugeschriebenen Beruf, von Arnauld unzertrennlich zu sein, lächerlich und widersinnig. Denn man kann sich doch nicht verpflichten, immer dieselben Ansichten (lumières) zu haben, wie ein Anderer, weil dies nicht von uns abhängt, und man die Leute nur dann in ihren Schriften unterstützen kann, wenn man dieselben Ansichten hat. Er vertheidigt sich aber vollkommen mit den Grundsätzen Port-Royals, wenn er sagt: Wie man es in Betreff der allerdings schwierigen und gefährlichen geistlichen Stellen nicht tadelt, daß ihnen die Leute möglichst ausweichen und sich weigern, sie auf sich zu nehmen, ohne offenbare Beweise des göttlichen Willens zu sehen, so muß man auch dieselbe Gerechtigkeit einer Person wie mir widerfahren lassen, welche zwölf Jahre lang Betrachtungen über die Schwierigkeit dieses Berufs angestellt, der sein ganzes Gewicht mehr gefühlt hat, als man ausdrücken kann, und die Befreiung davon als eine der größten Gnaden Gottes betrachtet hat.

Ein Brief von Nicole an Pontchateau (Manuscripte der königlichen Bibliothek, Suppl. 393) ist ohne Datum. Nicole charakterisirt darin nicht blos sich selbst, er betrachtet zugleich die ganze Handlungsweise der Männer von Port-Royal und die Stellung, welche sie seit Arnaulds Entfernung nothwendig gegen die Auctoritäten in Kirche und Staat einnehmen mußten. Er läßt die dogmatische Frage und die Deutung, welche man in dieser Beziehung seinem Schreiben an den Erzbischof geben könnte, auf der Seite und sagt vielmehr: Um Sie nicht in Ungewißheit zu erhalten, will ich Ihnen nur mit Einem Worte sagen, daß die Klagen, welche man über mich laut werden läßt, vorzüglich auf einen Punkt hinauskommen, nämlich daß ich mich geweigert habe, mich Arnauld anzuschließen, welcher sich aus Frankreich zurückgezogen hat, während alle Freunde glauben, wir müßten uns wieder vereinigen, um vereint an dem zu arbeiten, was unter den gegenwärtigen Conjuncturen und unter anderen, die sich noch entwickeln könnten, zu thun wäre. Diese Klagen wurden, wie gewöhnlich, bitterer gemacht und führten so zu unzähligen Gereden und machten mich so schrecklich verschrien, daß es keine harten Ausdrücke mehr gab, deren man sich nicht bedient hätte, mich zu verschreien. Freunde und Gleichgültige haben darin unter einander gewetteifert. Dies Alles hat aber nur dazu gedient, mich allen den Verpflichtungen (engagement) noch mehr abgeneigt zu machen, in welchen man beständig einer solchen Behandlung ausgesetzt ist, wenn die Bewegungen des Gewissens, welchen zu folgen man doch verpflichtet ist, nicht mit der Hitze einiger Geister übereinstimmen, die es sich anmaßen (qui se mettent en possession) über Diejenigen zu urtheilen, welche sie mit einem Amte zu belasten geruhen, wovor sie sich für ihre Person sehr hüten.

Meine Gründe aber, welche mich bestimmt haben, mich den Verfügungen dieser Leute nicht zu fügen und welche mir so viele Klagen zugezogen haben, sind in Kürze folgende: Dieses Engagement, dessen Ablehnung man mir vorgeworfen, hatte keine andere Absicht, als gegen Personen zu schreiben, welche von der Kirche mit Auctorität bekleidet sind; denn sonst wäre unser Zusammenwohnen unnöthig gewesen. Alle meine Betrachtungen haben mich aber überzeugt, daß man keine gefährlichere Partei ergreifen könnte, als diese, und daß bei dem Antheile, welchen der König an diesen Angelegenheiten nimmt, und bei dem wenigen Anscheine, den es hat, als wollte er seine Ansicht verän-

dern, dieses das Mittel ist Port-Royal zu Boden zu drücken und ohne Rettung zu Grunde zu richten, und den Feinden dieses Hauses die Waffen in die Hand zu geben, es zu vernichten. Alle Frucht, die man von diesen Schriften erwarten kann, ist, daß man sich einige leere (unfruchtbare) Lobeserhebungen zuzieht und die Bosheit gewisser Leute befriedigt. Statt dieser eiteln, vorübergehenden Vortheile würde man sich bleibende Übel zuziehen, indem man unzähligen schwachen Seelen Ärgerniß bereitete, den König nöthigte, seine Ehre in die Ausrottung Port-Royals und alles Dessen zu setzen, was damit in Verbindung gestanden, und das einzige noch übrige Gut verlöre, den guten Ruf, ungerechter Weise verfolgt zu werden. — Entweder täusche ich mich dabei, oder ich täusche mich nicht. In einem Falle habe ich Recht, keinen Theil an einem Plane nehmen zu wollen, welcher den wahren Interessen Port-Royals zuwider ist. Täusche ich mich aber, so wäre meine Ansicht immerhin ein Beweis, daß ich nicht berufen bin, Theil daran zu nehmen. Denn da ich mich durch keinerlei geistlichen Beruf zu diesem Werke verpflichtet sehe, müßte ich, um mich dazu zu entschließen, es wenigstens für gut halten, und der Mangel dieser Bedingung ist ein Mangel von Berufung, gesetzt selbst daß diese meine Meinung falsch wäre. Es ist zugleich gegen alle christliche Weisheit, sich in ein mühevolles, langwieriges Geschäft einzulassen, ohne die Überzeugung, daß es gut und nützlich sei, zumal nur daraus die nöthige Ausdauer kommen kann; es müßten ohne diese dem Geiste selbst die nöthigen Hülfsmittel und Gedanken fehlen. Dazu kommt, daß ich wohl zu überlegen habe, auf was ich vorbereitet sein muß, indem ich diesen Posten annähme. Man nennt das mir vorgelegte Engagement nur eine Vereinigung mit Arnauld zur Vertheidigung von Port-Royal. Arnauld wäre im Stande es ganz allein auf sich zu nehmen, ohne Jemands Unterstützung, wenn er noch die Kräfte seiner Jugend hätte; nun aber ist er krank und die Hälfte des Jahres außer Stand zu arbeiten. Vielleicht sagt man, dies wird nicht geschehen; aber es kann eintreten und wäre selbst ein Wunder, wenn es nicht geschähe. Man müßte sich also entschließen, die ganze Last allein zu tragen. Denn ich gestehe Ihnen, daß ich nicht im Stande wäre, eine solche Sache anzufangen, ohne bis aufs Äußerste zu gehen; man müßte auf Alles vorbereitet sein und sein ganzes Leben daran setzen. Wie die Sachen stehen, wäre es für mich dabei unmöglich, für die Leute verborgen zu bleiben, unmöglich, für ein bloßes Werkzeug Arnaulds zu gelten, das die ihm angegebenen Gedanken ausdrückte. Man hatte früher diese Ansicht von mir, aber man hat sie nicht mehr. Man weiß, daß ich unabhängig von ihm schreibe, man unterscheidet die Charaktere und die Welt täuscht sich dabei nicht mehr.

Ich müßte also darauf gefaßt sein, in dieser Sache als ein bedeutender Theilnehmer angesehen zu werden; diese Rolle würde mir aber gegen alle Regeln der Kirche und selbst der menschlichen Wohlanständigkeit zu laufen scheinen, und mich nicht blos vor ganz Frankreich, sondern auch vor ganz Europa als einen unverschämten Menschen darstellen. Ich habe immer erfahren, daß, obgleich die Ansichten und die Schriften Arnauld und mir gemeinsam angehörten, dennoch das ganze Ungewitter auf mich fiel, als es sich darum handelte, dem Abte von St. Cyran (Barcos) zu widersprechen. Was würde die Welt erst sagen, wenn man sähe, daß ein bloßer Klerk in öffentlichen Schriften die Bestimmungen der öffentlichen Gewalt angriffe; giebt es eine Strafe, eine Gewaltthätigkeit, deren man mich nicht würdig achtete? Da die Welt nur nach der Etiquette richtet, glaubte man meine Schriften schon widerlegt zu haben, indem man sagte, ein bloßer Klerk habe die Frechheit gehabt, den Erzbischof von Paris anzugreifen. Das Schlimmste aber wäre, daß bei solchen Anklagen das Gewissen, statt mich zu vertheidigen, ihnen beipflichten würde. Denn ich finde wohl viele Beispiele von Klerks und Laien, welche gegen die Ketzer oder über nicht streitige geistliche Materien geschrieben haben, aber keine, daß sie sich

in öffentlichen Schriften gegen die ersten Diener der Kirche erhoben; ich könnte die inneren Vorwürfe und die Furcht nicht ersticken, daß ich mich als ein solcher in Dinge mische, welche mich nicht angehen und über mich hinausgehen. Ich erkenne auch darin Gottes Vorsehung, die es immer verhindert, daß ich die priesterlichen Weihen erhielte; da mir auch dieser Beruf fehlt, hätte ich keinen Grund zu glauben, Gott werde mir die Gnade schenken, es gut auszurichten. Es wäre besonders ein völliges Verkennen des gegenwärtigen Standes der Kirche, wenn man glaubte, ein Klerk könnte sich einem mit der Auctorität der Kirche Bekleideten entgegensetzen, ohne etwas Anderes, als bloße Erbitterung hervorzubringen.

Es handelt sich aber nicht darum, menschliche Schriften zu machen, welche in der Welt einigen Beifall finden könnten, noch darum, daß sie solid und wahr seien, sondern Schriften, die Gott angemessen wären, Früchte seines Geistes, durch seine Liebe beseelt, durch das Licht seiner Weisheit geregelt, wo man der Wahrheit und der Gerechtigkeit, der Liebe, der Auctorität der Kirche und des Königs giebt, was ihr gebührt, endlich aber Schriften, welche zur Heiligung Derer beitragen, welche daran arbeiten. Sie müßten Früchte der Sammlung in Gott sein. Dagegen wären sie für mich ein beständiges Hinderniß des Gebets. Es ist dies eine Folge meines Temperaments, das sich nur durch ein Wunder ändern kann. Denn mein Geist ist von Natur enge, so daß ihn der Gegenstand ganz erfüllt, sobald ich ihn auf irgend eine bedeutende und schwierige Angelegenheit richte. Es ergreift meine Einbildungkraft, es ist mir beim Gehen, beim Essen, beim Gebet gegenwärtig und schließt jede andere Beschäftigung (application) und Gedanken aus. Es besitzt mich und verhindert mich, mich selbst zu besitzen; regt eine Menge von Gedanken und von Bewegungen auf, und setzt mich so außer Stand an mich zu denken und über meine Handlungen zu wachen. Daher halte ich vielmehr Einsamkeit, Verborgenheit und kleinere Arbeiten für meinen Beruf, und ich würde mich durch eine solche Verbindlichkeit außer Stand setzen, an meinem eigenen Heile zu arbeiten. Ich sehe auch nicht, wie ein wahrhaft geistiger Mensch mir dabei etwas Anderes rathen könnte.

Nicole fährt fort auseinanderzusetzen, daß ihm alle nöthigen Eigenschaften zu einem solchen Kampfe fehlen, vor Allem die Ruhe des Geistes, da er von Natur unruhig und ängstlich sei und für das Urtheil der Leute über seine Schriften sehr empfänglich, daher er auch nie das feste Maaß zu halten wüßte. Die göttliche Berufung offenbart sich durch Instinkte; ich habe von jeher gesehen, daß man darauf viel Rücksicht genommen hat, wenn es sich um Andere handelte. Da sagt man, H. taugt nicht zum Schreiben, weil es nicht sein Instinkt ist. Man kann aber zu derartigen Schriften unmöglich weniger Instinkt haben, als ich. Man muß dabei von den Fehlern der geistlichen Oberen reden und sie veröffentlichen, und das ist eine Sache, worüber ich mich nicht zu beruhigen wüßte. Ich habe eine schreckliche Abneigung, an Schriften Theil zu haben, worin man ihre Unordnungen bekannt machen müßte. Man hat sich darüber beklagt, daß ich die morale pratique (des Jésuites) nicht gebilligt, ich hatte dabei vielleicht Unrecht, allein es kam dies aus diesem Grunde, obgleich die Jesuiten nicht meine Oberen sind. Ich verdamme die Anderen nicht, wenn ihr Eifer sich gegen die öffentlichen Excesse erhebt, ich fühle aber eine ungemeine Abneigung dagegen.

Die Seele hat bei jeder Anstellung und bei jeder Verpflichtung das Bedürfniß einiger klaren Principien, welche sie aufrecht erhalten können in Fällen von Entmuthigung und Mistrauen, namentlich wenn diese Stellungen mühsam sind und viele unangenehme, niederschlagende Folgen haben. Ich kann Ihnen aber in Wahrheit sagen, daß ich hier keine solche Principien sehe. Ich kann mich nicht auf die äußere Auctorität der Kirche stützen, da sie mich nicht zu solchen Schriften verpflichtet, noch auf die Verbindlichkeit gewisser Berufe

(ministères), da ich keinen habe, noch auf die Berufung Arnaulds, weil ich daran zweifle, noch auf die Rathschläge, die man mir giebt, weil sie von Leuten kommen, so keine Auctorität in der Kirche haben, mich nicht kennen und die mir verwegen scheinen, noch auf meine Fähigkeiten und freie innere Neigung, da ich nur entgegengesetzte habe. Was sollte mich also in den endlosen Trübsalen aufrecht halten, welche diese Angelegenheiten mit sich bringen? — Vielleicht die Gerechtigkeit der Sache? Aber ich weiß recht wohl, daß nicht alle Welt berufen ist, die beste Sache zu unterstützen, und daß man sehr verwegener Weise sich zur Vertheidigung der Gerechtigkeit und der Kirche verpflichtet glauben kann. Oder wäre es die Nothwendigkeit oder die Nützlichkeit dieser Schriften? Das ist es aber gerade, worüber ich mehr zweifle, als über irgend eine Sache in der Welt. Ich müßte mich also in dieser Stellung als einen Menschen betrachten, welcher ohne Stütze auf der Höhe eines Thurmes wäre, ohne irgend etwas, daran er sich halten könnte. Urtheilen Sie selbst, ob man in einem solchen Stande bestehen kann und ob man sich dazu verpflichten muß? — Bei meinem gegenwärtigen, wenn auch harten Exil, habe ich doch immer den Trost, daß Gottes Wille dabei klar ist und ich nichts durch Unbesonnenheiten dazu beigetragen habe. Aber ich gestehe, daß ich mich sehr schwach fühle für die Art von Übel, welche mich des Angesichts des göttlichen Willens berauben würden und mich die Worte Petri fürchten ließen: Niemand unter Euch leide als Mörder, oder als Dieb, oder als Lästerer.

Da Sie aber denken könnten, dieselben Ansichten hätten mich auch früher abhalten sollen, an mehreren Werken Theil zu nehmen, so ist es wohl ersprießlich, Ihnen den Unterschied der gegenwärtigen und der früheren Angelegenheit anzuzeigen. Es ist allerdings wahr, daß ich schon damals einen Theil dieser Ansichten hegte. Da aber stärkere Gründe nöthig sind, um sich loszusagen, brachten sie in mir nur Unentschlossenheit hervor, Zweifel und das heiße Verlangen, von diesen Beschäftigungen und scharfen Entschlüssen, und von diesen starken Entschlüssen mich befreit zu sehen und mich nicht mehr dazu zu verpflichten, wenn ich einmal davon befreit wäre. Die Natur der Sachen ist eine ganz andere geworden. Damals (vor 1669) handelte es sich darum, sich in der Gemeinschaft der Kirche zu erhalten, indem man zeigte, man sei nicht ketzerisch; gegenwärtig aber handelt es sich um nichts Ähnliches, sondern nur darum, daß Einige von ihren Stellen entfernt werden und um Unterwerfung (reduction) eines Klosters von etwa 50 Nonnen. Das ist ein großer Unterschied. Die Nonnen sind gegenwärtig der Sacramente nicht beraubt, man klagt sie nicht der Ketzerei an. Sie können in dieser Lage eine bessere Zeit abwarten. Es ist dies eine Angelegenheit, die sie besonders betrifft (qui leur est particulière). Man konnte aber in der Lage, worin sie damals waren, gewissenshalber nicht bleiben, ohne sein Möglichstes zu thun, um daraus herauszugehen. Es war nichts zu schonen, sie konnten nicht schlimmer daran sein, und da ihre Sache gemeinsam mit Denjenigen war, welche das Formular nicht unterzeichnen wollten, so hatte man das Recht sich darein zu mischen. Damals waren immer auch Bischöfe darein hineingezogen und dabei interessirt, man handelte unter ihrem Namen und wie in ihrem Berufe, da sie auctorisirten, was man gethan. Das ist jetzt nicht mehr. Man kann es mit allem Schreiben nur schlimmer machen; ich hielt mich damals in meinen Verbindlichkeiten durch die Hoffnung einer nahen Befreiung aufrecht, diese Hoffnung habe ich aber im gegenwärtigen Falle nicht.

Ich kann nicht umhin, Sie ein wenig lachen zu machen über die Ehre, welche mir die Welt bei diesem Begegniß zutheilt. Denn man behandelt mich ungefähr wie Cicero den Cato; denn indem er sich mit diesem vergleicht, behauptet er, er habe wegen der Verschiedenheit ihrer Naturen sich mit Cäsar aussöhnen können, um nach der Schlacht von Pharsalus in Ruhe zu Rom zu leben, während Cato nothwendig sterben mußte: Moriendum potius quam

tyranni vultus aspiciendus fuit. Man macht denselben Schluß in Betreff unserer anderen Freunde, daß sie mit Ehren in Paris bleiben könnten, daß sie Alles, was Perefixe anstößig sein möchte, vermeiden, ihm Besuche machen und Höflichkeiten bezeigen könnten; daß aber mir für meine Person nichts von all dem erlaubt ist, daß ich vielmehr nach ihrem Urtheile mein ganzes Leben in den Schenken von Flandern und von Deutschland zubringen muß, ehe ich mich dazu erniedrigte. Wenn diese Herren es aber auch verdienten, daß man ihnen die Gnade erweise, welche Cicero sich selbst zuerkennt, so sehe ich doch nicht ein, was sie in Stand setzt, mir die Rolle Catos zuzuerkennen, mit dem ich doch, wie mir scheint, sehr wenig Ähnlichkeit habe.

Könnte man nicht mit Wahrheit sagen, daß diese Ungleichheit des Urtheils bei dieser Gelegenheit eine ziemlich bizarre Ursache hat. Es giebt nämlich gewisse Leute, welche man an und für sich selbst betrachtet und die nach der Schätzung der Anderen für sich selbst existiren, während Andere nur in ihrem Verhältniß zu ihrem Nächsten in Betracht kommen. Man nimmt Rücksicht auf die Bedürfnisse, die Beschwerden, die Schwierigkeiten und die Neigungen der Ersteren, gewöhnt sich aber rücksichtlich der Letzteren weder ihre Seele, noch ihren Körper in Betracht zu ziehen und entscheidet ohne alle Rücksicht auf ihre Neigungen und ihre Abneigungen mit Beziehung auf Diejenigen, denen man sie beigegeben hat. Auf diese Weise ungefähr haben viele Leute mich bisher angesehen, so viel Mühe ich mir auch gegeben habe, ihnen verständlich zu machen, daß man nicht so absolut über mich verfügen sollte, trotz einiger Schritte, die ich gethan habe, um mich von Arnauld zu trennen. Seit mehr als zehn Jahren habe ich es nicht so weit bringen können, es bemerklich zu machen, daß ich einen Körper und eine Seele für mich (à part) habe, daß ich deshalb auch besondere Bedürfnisse und Pflichten haben könnte. So hielten denn auch gewisse Freunde, und namentlich die entferntesten, die auch am meisten Lärmen gemacht, sich zu der Behauptung berechtigt, ich müßte schnell in ein neues Engagement eintreten, ob ich mich gleich nur um des Studirens willen nach Flandern zurückgezogen habe, und auf die Schwierigkeiten, die ich machte, hat sich die Welt mit diesen Freunden verbunden und man hat mich des wenigen guten Rufs, den ich hatte, beraubt. Es scheint mir aber nichts so unvernünftig, als die Leute nur nach ihrem Verhältnisse zu ihrem Nächsten zu betrachten, indem man verfügt, daß sie an allen Unternehmungen Derer Theil nehmen, mit welchen man sie sich verbunden denkt. Aber alle Menschen stehen in einem unmittelbaren Verhältnisse zu Gott; sie müssen unmittelbar für ihn leben, und wenn sie sich mit anderen verbinden und in Gemeinschaft der Arbeiten eintreten, so muß Gottes Wille diese Verbindung schließen und ihr immer einwohnen. Offenbar hat aber Arnauld einen anderen äußeren und inneren Beruf. Diese Beschäftigung wird ihm nicht die Ruhe rauben, er wird sich nicht übereilen; er hat mehr Vertrauen als Mistrauen, mehr Eifer als Furcht.

Sie sehen, mein bisheriges Stillschweigen kommt nicht, wie man es mir auslegt, daher, daß ich keine Gründe hätte. Vielleicht täusche ich mich, aber ich bin überzeugt, daß wenn ich diese Sache betreiben wollte, wie ich könnte, ich würde einen Theil der Leute auf meine Seite bringen und man könnte mir nicht mehr vorwerfen: vae soli! Ich ziehe es aber vor, lieber meinen guten Ruf dem Gerede der Menschen preiszugeben, als daß ich mich aussetze, dem der Anderen ein wenig zu schaden, zumal ich mich von der Schwäche des Urtheils bei den Leuten und von der Wichtigkeit der sogenannten Reputation bei dieser Gelegenheit gründlich überzeugt habe. Schließlich bezeugt Nicole noch, daß durchaus nicht die geringste Klage über das Benehmen seiner Freunde sich auf Arnauld beziehe, der sich ihm auch jetzt noch immer nur als Freund gezeigt; und noch in seinem letzten Briefe über diesen Gegenstand erklärt er mir, er sei weit entfernt, mich gegen meine Neigung zu irgend etwas anheischig

machen zu wollen, und er ist so verbindlich geschrieben, daß er wohl im Stande wäre, mich zu jeglicher Verpflichtung zu vermögen, wenn dies Angelegenheiten der Freundschaft und der Gefälligkeit wären, und wenn es erlaubt wäre, etwas Anderes im Auge zu haben, als Gott und sein Gesetz.

Nicole täuscht sich nicht darüber, daß Mehrere seiner Freunde von dem einmal gefaßten Vorurtheile gegen ihn nie wieder zurückkommen würden. Er schildert recht das Wesen des eigenthümlichen jansenistischen Eigensinns und der Arnauldischen Familienzähigkeit, wenn er sagt: Man muß ja nicht glauben, daß die Frömmigkeit die Leute immer biegsamer mache. Es geschieht vielmehr oft gerade das Gegentheil, wenn ihr Geist ein wenig durch ihre Einbildungskraft dominirt wird. Das Gefühl, daß sie frei von Eigennutz sind, benimmt ihnen das Mistrauen, ihre Frömmigkeit macht sie empfindlicher und ihre Eindrücke sind lebhafter und tiefer, und wenn es geschieht, daß sie sie auf eine wenig geprüfte Einbildung gegründet haben, so ist ihre Geistigkeit gleichsam ein Siegel, das sie fest und dauerhaft macht. Es ist hermetisch verschlossen; man muß das Glas zerbrechen oder es lassen, wie es ist. Das Letztere ist das Beste; denn es wäre Schade, es zu zerbrechen, da es für andere Dinge schön und gut ist. Die Vorurtheile der Weltleute sind leidenschaftlich, oberflächlicher und vorübergehender. Bei den Leuten von Religion aber empfängt die Einbildungskraft tiefe Wunden, und diese Wunden selbst sind kostbar für sie, da sie dieselben für ein Zeichen ihrer Empfänglichkeit für die Interessen der Wahrheit ansehen. Es thut ihnen wohl, daß sie nicht heilen, und das bildet eben das hermetische Siegel, wovon ich gesprochen.

Beilage XLVI.

Aus Arnaulds Briefen.

Der Katholicismus in Deutschland und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfeld.

In allen Urkunden werden die deutschen Katholiken als auf einer sehr niederen Stufe, tief in Aberglauben stehend dargestellt. Besonders groß erschienen die Misbräuche in Folge der reichen Pfründen, durch deren Häufung auf Ein Glied eines fürstlichen Stammes man diesen an die Interessen des Pabstthums zu knüpfen suchte. Dabei spricht Arnauld öfters sehr lebhaft aus, was für ein Interesse Frankreich dabei hatte.

Den 10. Sept. 1683 schreibt er an Du Vaucel: der Churfürst von Köln ist zum Bischof von Münster gewählt. Es genügte ihm nicht an drei Bisthümern, für deren geistige Bedürfnisse er nicht mehr Sorge trägt, als ich für das Erzbisthum Toledo. Es steht zu erwarten, daß er nicht der Einzige sei, den eine solche Last zu Boden drückt. Denn was kann man von Denen urtheilen, welche diesen strafbaren Bruch der Gesetze autorisiren, indem sie ihm die Bullen geben! Eine wahre solide Reformation so großer Misbräuche wäre mehr im Stande Gott zu versöhnen, als Alles, was am Äußeren von Christen geschieht, welche ihr Leben nicht ändern.

Im Briefe vom 3. Nov. 1688 redet er von dem unterdrückten Rechte des Cardinals Fürstenberg auf Köln, welcher sich besonders auf die alten deutschen Concordate und die Wahlfreiheit der Kapitel berufe. Der Pabst habe also keinen Prinzen als Erzbischof von Köln bestätigen können. Was das betrifft, daß sie anführen, der Pabst habe nicht anders handeln können, weil der

Kaiser sich der Wahl des Cardinals widersetzt habe, so daß er sogar erklärte, er werde ihn nicht mit dem Churfürstenthum investiren, so scheint mir das dem König (von Frankreich) den größten Grund zu Klagen zu geben. Denn die Bischöfe und Erzbischöfe von Deutschland, besonders die Churfürsten sind so sehr Glieder des Reichs, daß sie innerhalb ihres Bereichs Fürsten sind. Sie haben außer dem hommage alle Souverainitätsrechte, da sie ohne Erlaubniß des Kaisers Krieg und Frieden, auch Allianzen mit Fürsten selbst außerhalb des Reichs machen können. Da sie nun unbestreitbar in diesem Besitz sind, haben die benachbarten Fürsten ein Interesse dabei, daß sie darin erhalten werden und daß die Kaiser sie nicht noch mehr unterwerfen.

Es ist aber klar, daß der Kaiser den gegenwärtigen Stand des Reichs umstürzen würde, wenn er prätendirte, daß er die Investitur zu der mit dem Erzbisthum Köln unzertrennlich vereinigten Churwürde verweigern könnte. Es wäre folglich eine offenbare Parteilichkeit für das Haus Oestreich gewesen, auf eine so ungerechte Anmaßung Rücksicht zu nehmen, und die Postulation des Cardinals nicht zu bestätigen, auf den Fall, daß er alle Stimmen hätte, welche man für nöthig halten möchte, wie auch geschehen wäre, wenn er den Prinzen nicht wahlfähig gemacht hätte. — Was das betrifft, daß man gegen Fürstenberg einen verdächtigen Umgang anführt, so ist es nicht erwiesen, und da es den Pabst nicht abgehalten hat, ihn für Strasburg zu bestätigen, ihn seitdem zum Cardinal zu erheben und Breven an ihn zu richten, worin er sehr gelobt wird, kann es auch den Entschluß des Pabstes nicht rechtfertigen, seine Postulation auch dann nicht zu bestätigen, wenn er so viele Stimmen hätte, als er für die Coadjutorie gehabt hatte. Das sind Gelegenheiten, wo man sich verpflichtet sieht, die unwürdigen Hirten zu dulden, wenn man keine hinreichende Beweise ihrer Unwürdigkeit hat; unbewiesener Verdacht genügt nicht sie auszuschließen.

„Man mußte auf die Quelle dieser Unordnungen los arbeiten, nämlich auf die Wiederherstellung der geistlichen Disciplin in Deutschland, indem man darauf hinwirkte, daß die Kapitel mit Personen besetzt würden, welche Gewissenhaftigkeit und Furcht vor Gott hätten. Aber daran denkt man nicht. Und man wird auch nicht daran denken, so lange selbst die guten Päbste, wie der, welchen uns Gott gegeben hat, sich so sehr über allen Concilien glauben, daß sie sich keinen Skrupel daraus machen, ihre heiligsten Verordnungen umzustoßen, welche durchaus nothwendig sind, um zu verhindern, daß nicht eine Unzahl von Christen zu Grunde gehe. Gute, von Gott wohl berufene Bischöfe denken ernsthaft daran, ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Sie thun was sie können, um sich einen guten Klerus zu bilden, gute Priester und Untergeordnete Pfarrer zu machen; und diese Pfarrer, indem sie die Völker in ihren Pflichten unterweisen, sind Ursache, daß Viele gerettet werden. — Was kann man aber von allen Kirchen Deutschlands hoffen! Da die Bischöfe Fürsten sind, so trachten nur Prinzen und große Herren nach Bisthümern, aber nicht um des Episkopats, sondern um des Fürstenthums willen. Sie werden in dieser Absicht Domherren in mehreren Kirchen zugleich, und so streng dieses auch durch das tridentiner Concil verboten ist, so werden ihnen doch die Dispensen nie verweigert."

„Wenn ihr Ehrgeiz einmal zum Ziel gelangt ist, und sie wissen sich als Bischöfe, so ist ihr Bisthum ihre geringste Sorge. Sie denken nur ans Zeitliche. Für das Geistliche verlassen sie sich auf einen Suffragan in pontificalibus und für die Leitung der Seelen auf einen Großvicar, der aus einem verdorbenen Kapitel genommen ist, worin man sich so wenig auf den rechten Geist der Kirche bei Regierung der Diöcese versteht, als ich mich auf Führung einer Armee verstehe. Beinahe Alle sind Trunkenbolde. Und St.

Paulus lehrt uns, was die Folge der Trunkenheit sei. Nolite inebriari vino, in quo est luxuria."

„Man weiß nicht, was Buße für die größten Unordnungen ist. Ein Fürst schrieb mir einmal, daß, als einmal ein „Domherr" einem Mönch wegen infamer Sünden beichtete, der Mönch feierlich zu ihm sagte: Sie sagen drei Paternoster und ich werde die Buße für Sie thun! und gab ihm Absolution, indem er ihn zum Altar sandte. Wenn die Häupter der Kirche so sind, können die Pfarrer nicht besser sein. Und was können die Völker ohne Unterricht werden?"

„Derselbe Fürst stellte mir als eine betrübte Sache dar, daß es beinahe kein Andachtsbuch in der Volkssprache gebe und daß es zur Schande der katholischen Kirche viel mehrere unter den Lutheranern gebe. — Dazu kommt noch eine andere sehr gemeine Unordnung, der infame Handel mit heiligen Dingen. Dieser findet selbst in den Diöcesen Statt, deren Prälaten persönlich gut scheinen, wie in der von Trier. Zum Übermaß des Übels muß man noch sehen, daß man sich keinen Skrupel macht, Dispensen zu geben um zwei, drei, vier Bisthümer an Personen zu geben, welche nicht im Stande wären, Pfarrer einer einzigen Dorfpfarre zu sein, und endlich, daß dies für Kinder von 17 Jahren geschieht. Denn man hatte gesagt, daß der Indult der Wählbarkeit für den Prinzen Clemens enthalte, er solle seine beiden Bisthümer verlieren, wenn er zu einem anderen gewählt würde. Offenbar aber hätte man sehr gewünscht, daß er zu Köln und zu Lüttich gewählt worden wäre, ohne seine beiden ersten aufzugeben. Man will das Alles mit politischen Gründen entschuldigen, welche vor Gott nichts gegolten hätten, selbst wenn sie wohl begründet gewesen wären. Denn Gott kann nicht billigen, daß man so schlechte Mittel gebraucht hat, weil man sich einbildete, das sei nöthig, um zu verhindern, daß der Friede in Europa gestört werde.

Es ist aber sehr befremdend, daß man nicht einsah, daß wenigstens sehr zu fürchten sei, dadurch eine Gelegenheit zu seiner Störung zu geben, wie es denn geschehen ist. Es war überdies ein starkes Mittel für die protestantische Partei sich zu befestigen und die gegenwärtige Unterdrückung der katholischen Religion in England zu unternehmen. Denn der Prinz von Oranien hat Alles nur in Übereinstimmung mit dem Markgrafen von Brandenburg, dem Herzog von Sachsen, den Herzogen von Lüneburg gethan, welche den Holländern ihre Truppen gegeben haben, um sie in ihre festen Plätze zu legen, während der Prinz von Oranien eine Landungsarmee auf die Flotte thun würde, um mit den Einverständnissen, welche er im Lande zu haben glaubte, seinen Schwiegervater zu Boden zu schlagen. Hätte der König nicht von der Parteilichkeit des Pabstes Gelegenheit genommen, den Deutschen zuvorzukommen, von welchen er fürchtete, sie möchten ihn von der Rheinseite angreifen, so hätte er die Holländer durch einen Angriff von der Landseite in Verlegenheit bringen und das hätte die große Ligue der Protestanten sprengen können. Das wird aber jetzt viel schwieriger sein, ob er gleich diesen Plan noch immer zu haben scheint, weshalb er sich auch des Lütticher Landes versichern will. Denn wären die Deutschen, welche die Holländer begünstigen, in die Citadelle aufgenommen worden, so wäre es ihm beinahe unmöglich, sie von der Seite von Mastricht anzugreifen.

Ich weiß nicht, wie ich mich in eine so lange Rede eingelassen habe. Nehmen Sie es nicht als eine Billigung Alles Dessen, was man in Frankreich thut. Da ich aber einen rechten Schmerz über diesen neuen Krieg empfinde, und da ich die Folgen davon für die Religion in England erwarte, so kann ich mich kaum des Bedauerns erwehren, daß der Pabst den Adelichen nicht sprechen wollte, welchen der König ihm geschickt hatte. Das hätte die Sachen vielleicht beschwichtigt und wäre dem Unglück zuvorgekommen.

Wer der Fürst ist, welcher Arnauld diese traurige Schilderung der katholischen Kirche in Deutschland gemacht hatte, lernen wir aus seinem Briefe vom 8. April 1688 an den Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels. Er drückt demselben den Wunsch aus, daß der Landgraf dazu behülflich sein möchte, daß Nicoles Erklärungen über die Episteln und Evangelien in deutscher Übersetzung könnten verbreitet werden. Arnauld hofft, der Churfürst von Trier werde zur Verbreitung derselben in seiner Diöcese beitragen. „Was mir wünschenswerth macht, daß dieses geschehen, ist, daß Eure Hoheit mir in einem Ihrer Briefe mit einem wahren Schmerzen vorgestellt hat, in welcher Unwissenheit die meisten Katholiken in Deutschland in Beziehung auf die praktischen Wahrheiten des Christenthums sind, weil so gar wenige Bücher in der Volkssprache geschrieben sind; indem die Jesuiten, welche am meisten in der Lage dazu sind, nur Latein schreiben, weil sie sich während ihrer Lehrämter an das Sprechen und Schreibrn nur in Latein gewöhnt haben."

Sonst scheint es, daß man den deutschen Katholiken das Lesen der katholischen Bibelübersetzung nicht verboten habe.

Mit Obigem stimmt zusammen, was die Prinzessin von Orleans an eine nahe Verwandte in Deutschland am 4. Nov. 1701 schreibt:

meinet Ihr liebe amelise dasz ich die Bibel nicht mehr leße weillen ich hir bin, Ich leße alle morgen 3 Capittel, Ihr müst nicht meinen daß die frantzösche Catholischen so alber sein wie die teutschen Catholischen, Es ist gantz Ein andere sach mitt, schir alß wens Eine andere religion were, Es lest hir die heylige schriefft wer will, Man ist auch nicht obligirt ahn bagatellen undt abgeschmackte miracle Zu glauben Man helt hir den papst nicht vor unfehlbar, wie Er mons de lavardin Zu rom excommunicirte hatt man hir Nur drüber gelacht, man bett Ihn nicht ahn man helt nichts auff wallfahrten, undt hundert dergleichen, worinen Man hir Im landt gantz different Von den teutschen Catholischen ist wie auch Von den spaniern undt ittalleinern.

Das Advokatische ist die nur negative, diese Aufklärung und größere Freiheit und deren Früchte sind die positive Seite des Gallikanismus.

Der katholisch gewordene Landgraf von Hessen-Rheinfels hatte schon 1679 an Arnauld seine gegen den Lutheraner Kumäus gerichtete Schrift: Le véritable, sincère et discret catholique in 4. 1666 geschickt (Der Titel ist wohl deutsch oder lateinisch, mir aber nicht bekannt). Er schrieb auch (um 1683) an einer Paränesis an die Jesuiten und Jansenisten, sie sollten sich zum Besten der Kirche vertragen und einsehen, daß auf beiden Seiten Unrecht sei. Arnauld schreibt dem Landgrafen, es sei diesem der Thatbestand zu wenig bekannt, Gerechtigkeit sei besser als diese scheinbar über den Parteien stehende Unparteilichkeit, welche Weltmännern natürlich sei und ihrer Eigenliebe schmeichle.

Dú Vaucel, Valloni genannt, Arnaulds Agent in Rom, besuchte den Landgrafen am Rhein, der Landgraf machte in Brüssel die persönliche Bekanntschaft Arnaulds, sagte aber nicht einmal seinen Söhnen, welche dabei waren, wer er sei.

Im April 1683 hatte Arnauld dem Landgrafen geschrieben, er solle seine Briefe ohne Arnaulds Namen nur an Hondt, Superior des Oratoriums in Brüssel, schicken, sie werden ihm schon richtig zukommen.

Beilage XLVII.

Dû Breuil.

Johann Baptista Dû Breuil trat 1629 zu Aix in die Congregation des Oratoriums ein und war sofort als Professor der Rhetorik und Philosophie, wie als Prediger in Aix und Marseille sehr thätig. Nach dem Tode Senaults war man im Begriff ihn zum General zu ernennen (1672), als Harlay, Erzbischof von Paris, es im Namen des Hofes verbot. Er war als Jansenist übel angeschrieben; einige Ballen mit Exemplaren von Arnaulds Apologie für die Katholiken, welche ihm auf seine Pfarre in Rouen zugeschickt wurden, stürzten ihn 1682 ins Elend.

Umsonst hatte man ihm gerathen zu entfliehen; so wurde er denn verhaftet und siebzehn Jahre lang in verschiedenen Gefängnissen herumgeschleppt, in die Bastille, St. Malo, Brest, Oleron, Brescou; das Oratorium schloß ihn aus seinem Schooße aus, was Arnauld, ob es gleich auf ausdrücklichen Befehl des Königs geschah, eine unverantwortliche Feigheit nannte. Auf den verschiedenen Umzügen von einem Gefängniß zum anderen thaten sich Äußerungen der allgemeinen Achtung und Verehrung kund, welche man in dem Staate Louis XIV für unmöglich halten würde. In Agde wurde er mit Geschützsalven empfangen, das Kapitel und die weltlichen Behörden erwiesen ihm große Achtung (les consuls furent le visiter en chaperon). Der Bischof, Fouquet, versammelte seine Seminaristen, damit Dû Breuil ihnen den Segen ertheile.

Er schrieb 1693 von dem Schloß zu Alais aus, wo er gefangen saß, an Gaume, Superior des Hauses St. Honore in Paris:

Gratia et pax a Deo patre nostro et d. J. C.

Die äußerste Schwäche, worin ich mich in Folge einer dritten Krankheit schon seit vierzehn Monaten befinde, mahnt mich und macht mir glaubwürdig, daß: velox est depositio tabernaculi mei. Dies verpflichtet mich, mein langes Schweigen gegen die Leiter der Congregation während der eilf Jahre meines Gefängnisses zu brechen. Ich glaubte, da ich durch die beiden Zeichen der Ungnade, durch meine Verhaftung und meine Ausschließung, welche zu gleicher Zeit über mich ergingen, empfindlich gedemüthigt werden sollte, so sei mir eben damit auch ein Verkehr verboten, in welchem ich den Trost und die Erleichterung gefunden hätte, die meinem gegenwärtigen Stande nicht zukämen. Ich betrachtete mein Gefängniß als eine gerechte Züchtigung meiner Unvorsichtigkeit, meines Fürwitzes und der anderen Fehler, um deren willen man mich strafbar gefunden. Zugleich betrachte ich sie als eine Wirkung des göttlichen Erbarmens, welche mich aus zu großen äußeren Hemmungen und aus der Zerstreuung herausziehen wollte, welche dem Mangel an Eifer und Ordnung (Regularität), verbunden mit der Verschiedenheit meiner Functionen und Ämter, entweder als Gelegenheit, oder, als Vorwand dienten. Gottes Güte wollte, damit ich in mich ginge, mich der Zurückgezogenheit unterwerfen, mich zu tieferer Buße bewegen, um so viele frühere Fehler zu sühnen, kurz mich aufzuwecken, was ich bei meinem geringen Eifer freilich sehr schwer gefunden habe, zumal unter den beständigen Unordnungen einer wilden Soldateska, da ich an sieben verschiedenen Gefängnissen, mitten unter den Garnisonen leben mußte, wo ich ohne Unterlaß vor meinen Augen und Ohren, links und rechts, Lärmen hatte, ärgerliche, anstößige Reden, denen nicht auszuweichen war.

Meine Ausschließung betreffend, so habe ich auch sie achtungsvoll als

einen Akt der Gewalt betrachtet, welche die Congregation über mich hatte; es wäre ja nicht billig gewesen, daß meine Ungnade ihr auf irgend eine Weise zum Nachtheil gereichte, was hätte geschehen können, wenn ich noch ihr Mitglied geblieben wäre. Ich glaubte, Gott habe sie zugelassen, um mich für so manche Untreue gegen meine Berufung zu strafen. Nach all' der Güte, der Liebe und Geduld, womit diese Congregation die 54 Jahre, die ich in ihr lebte, mich getragen, haben diese Betrachtungen mir den Mund verschlossen und mich abgehalten, irgend eine Bitte an Euch zu richten; ich hielt mich für verpflichtet, in aller Demuth, ohne alle Unruhe, schweigend Gottes Befehle zu erwarten, und die Worte des Propheten für mich zu nehmen: **Exspecta dominum, viriliter age, confortetur cor tuum et sustine dominum.**

So hätte ich denn auch noch keine Bitte gewagt; aber in der Schwachheit, worin ich mich befinde, glaubte ich dieses Zeugniß der wahren Gefühle meines Herzens ablegen zu müssen, welches immer voller Treue und Dankbarkeit, voller Achtung und Liebe für die Congregation geblieben ist. Und so bitte ich sie denn auch demüthig, daß ich, wenn auch aus ihrem Schooße, doch nicht von ihren Gebeten ausgeschlossen bleibe; wenn ich auch nicht verdiene als eines ihrer Kinder betrachtet zu werden, daß sie mich doch würdige, mich als einen der Fremden zu betrachten, welche sie sich anschließt und über welche sie die Wirkungen ihrer Liebe in der Gegenwart Gottes und seiner Altäre ausgießt.

Du Breuil lebte noch bis zu einem Alter von 80 Jahren im Gefängniß, in welchem er am 4. September 1699 starb.

Beilage XLVIII.

Der Erzbischof in Port-Royal des Champs am 17. Mai 1679.

Die Schwester Magdalene von St. Christine Briquet erzählt in ihrem Briefe vom 9. Jun. 1679 an die jüngere Perier in Clermont [1]) den ganzen Hergang des Besuchs vom 17. Mai und seine Folgen.

Der Erzbischof kam also (nach Port-Royal des Champs) den 17. Mai; er ging, wie man sagt, einen Augenblick in die Kirche, jedoch ohne sich darin aufzuhalten und ohne sich als Erzbischof oder als unser Superior mit einem Te-Deum empfangen zu lassen. Er kam ja, uns zu lehren, Gott auf eine andere Weise zu loben, durch das Opfer unserer Thränen, eines zerschlagenen und gedemüthigten Herzens und die Anerkennung, die er von uns verlangte, sollte sich nicht durch unsere Stimmen, sondern durch unsere Unterwürfigkeit ausdrücken. Er verlangte sofort mit Sacy zu sprechen, erklärte ihm den Zweck seines Kommens und befahl unsere Mutter davon in Kenntniß zu setzen. Hierauf stieg er selbst ins Sprachzimmer hinauf, und nachdem er ihnen alle möglichen Artigkeiten und Höflichkeiten gesagt, woran er es nie fehlen läßt, erklärte er ihnen, daß der König es nicht gut heiße, daß wir eine so starke Corporation bilden, und da es gegen die Kanones

1) Handschriften der königlichen Bibliothek Suppl. françois N. 1485, première partie des mémoires de mademoiselle Marguerite Perier. Pag. 162. Es ist derselbe Band, welcher mir zu meiner Biographie Pascals als Hauptquelle diente.

laufe, so befehle ihnen Seine Majestät unverzüglich alle Kostgängerinnen und Postulantinnen zu entlassen und keine einzige weiter anzunehmen, bis unsere Zahl auf weniger als 50 Chorjungfrauen und zwölf Conversen zurückgeführt worden sei. Unsere Mutter stellte ihm vor, daß der König bei der Theilung des Klosterguts (1670) ausgesprochen habe, die uns zugewiesenen zwei Dritttheile müssen hinreichen, 72 Chorjungfrauen und 18 Conversen zu ernähren, soviel wir eben damals waren; seit dieser Zeit haben wir uns ungefähr auf diese Zahl beschränkt, indem wir seit einigen Jahren keine Jungfrau mehr aufgenommen haben, außer wenn Gott eine zu sich gerufen hatte und so ein Platz frei geworden war. Er antwortete aber nicht darauf, bezeugte seine Überraschung darüber, zu hören, daß man uns schon einmal unsere Kostgängerinnen und Novizen genommen habe; indeß sagte er in der Folge, nur um uns den Schmerz zu ersparen, abermals die Lieutenants-Civils und andere Justiz-Beamte zu sehen, habe er selbst den Auftrag über sich genommen, uns die Befehle Seiner Majestät zu significiren, welche ihm die Besorgung der ganzen Angelegenheit übertragen hätte. Deshalb erlaubte er uns nicht ihm unsere allerunterthänigsten Vorstellungen zu übergeben, sagte aber, er nehme es auf sich, ihm von unserer Seite Alles vorzustellen, was wir ihm zu sagen haben, und gab damit zu verstehen, man sei ihm zum Dank dafür verpflichtet, daß er unser Mittelsmann beim König sein wolle.

Unsere Mutter fragte ihn ehrerbietigst, ob er mit unserer Aufführung unzufrieden sei und ob man der Art, die Kostgängerinnen zu erziehen, etwas vorzuwerfen habe. Er versicherte uns das Gegentheil, sagte aber, es sei nichts desto weniger für den Staat von Wichtigkeit, daß wir keine mehr erziehen; denn ob wir gleich unsere Pflicht dabei vortrefflich erfüllen, sei es doch sehr gefährlich wegen der großen Menge von Freunden, welche wir uns dadurch machen, welche sich noch vermehren, wenn diese Kostgängerinnen austreten, sich verheirathen und Kinder bekommen, welche sie bei uns erziehen lassen wollen. Die mit uns verbundenen Männer seien, Jeder für sich allein betrachtet, rechtschaffene, wackere Leute, man habe ihnen nichts vorzuwerfen, wenn sie nur Jeder allein wären, sobalb sie aber zusammen kommen, mache es eine Verbindung, welche eine dem Staat furchtbare Partei bilde. — Da nun aber diese Versammlungen und diese Verbindung sich an keinem Orte finden, so hält man sich, um diesem Übel zu steuern, an die 42 Kostgängerinnen und an die 14 Postulantinnen in diesem Hause, welche also diese für den Staat furchtbare Partei bildeten.

Der Erzbischof machte große Lobeserhebungen von dem Verdienst Sacys, indem er mit unsern Müttern sprach, und sagte ihnen, er wisse wohl, daß er sich nicht in die Streitigkeiten der Zeit mische und nur arbeite, die Kirche durch seine Frömmigkeit in seinen Werken zu erbauen; so daß man beinahe überzeugt war, er wolle ihn uns lassen. Denn er bezeigte unsern Müttern keineswegs die Absicht, die man hatte, uns seiner Leitung zu berauben. Er unterhielt sich auch lange mit Sacy selbst, ohne ihm ein Wort davon zu sagen, machte ihm vielmehr tausend Artigkeiten und Freundschaftsbezeugungen; erst als er im Begriff stand abzureisen, auf der Thürschwelle, sagte er zu ihm, indem er ihn umarmte: Mein Herr, Sie müssen sich von hier zurückziehen und die anderen Beichtväter desgleichen. — Da ihm Sacy mit vieler Freiheit, aber zugleich auch sehr höflich Vorstellungen machte, sagte er, man solle ihm einen Aufsatz machen, er wolle dann mit dem König selbst reden. Gott weiß, was er gethan. Die ganze Antwort war, die Dinge sollten ausgeführt werden, wie er es gesagt und man solle sich beeilen; er hatte 14 Tage Zeit gegeben, um alle Kostgängerinnen und Postulantinnen zu entfernen. Die Fräulein von Luines waren die ersten; noch an demselben Tage und während dieser beiden Wochen ertönte das Haus

nach allen Seiten von dem Geschrei und Seufzen dieser armen kleinen Opfer. Die Eltern, welche kamen, sie abzuholen, waren darüber so gerührt, daß sie meistens mehr weinten als wir selbst, so sehr uns auch die Gefahr zu Herzen ging, welcher Mehrere davon ausgesetzt werden mußten.

Man war sehr erbaut über eine siebenjährige Kostgängerin; eine Dame machte sich den Scherz mit ihr zu streiten, machte Port-Royal allerlei Vorwürfe und fragte die Kleine, warum man es denn so verfolge. Wie kann ich das sagen, antwortete diese, da es der Erzbischof, der unsere Mütter so verfolgt, selbst nicht weiß, warum? Sagt er doch selbst, die Mamma Äbtissin habe eine wunderbare Weisheit!

Der Erzbischof, schreibt Briquet weiter, hat die Güte, ein sehr vortheilhaftes Zeugniß von dem Verdienste Sacys und von der Tugend unserer Mutter abzulegen; er gesteht frei vor der Welt, daß er von ihrer Weisheit und Mäßigung überrascht gewesen sei.

Was nun die Ursachen dieser Maßregel betrifft, so spricht sich Briquet folgendermaßen darüber aus: Man weiß aus guter Quelle, daß dieser Prälat und der Pater de la Chaise sich darüber erklärt und gesagt haben, die löwner Doctoren wären nicht im Stande gewesen, allein die Censur der Sätze in Rom zu erhalten. Daraus sei nothwendig zu schließen, daß die Jansenisten sie heimlich betrieben hätten, sie haben dies für ausgemacht angenommen und dem König zu verstehen gegeben, es seien hier über 200 Männer; Dieses bilde eine Ligue, eine staatsgefährliche Partei. Der Erzbischof von Paris hatte die Güte, diese Zahl auf 50 oder 30 Geistliche herabzusetzen. Er hat sie nun selbst gesehen und nur sechs gefunden. Sacy, Bourgeois, Sta. Marthe, Borel, die Beichtväter, den 82jährigen Thibout, der im Sterben liegt, Tillemont, der sich hier angebaut hat. So hat er sie also nur verfünffacht. Indeß hat man nur Thibout erlaubt zu bleiben, und hätte man Leute gefunden, die als Beichtväter hier eintreten wollten, wären wir schon seit vierzehn Tagen ihrer Leitung beraubt, wie wir es demnächst sein werden. Die Einen lehnen diese Anstellung ab, da sie fürchten, man möchte sich ihrer bedienen, uns zu plagen, Andere, weil sie sich dadurch ihre Aussichten auf Beförderung zu verderben fürchten.

Der Erzbischof hat auch erklärt, es sei des Königs Wille, daß alle Adeliche, welche sich verkleidet und vermummt, wie er sagt, unter den Namen Peter, Johann, Jakob, sich ohne Verzug zurückziehen, da diese so verkleideten (travesti) Büßer, wenn auch unter einem guten Vorwand, ihm sehr verdächtig und gefährlich sind. Er sagt, er arbeite an der Entdeckung eines großen Geheimnisses, könne aber nicht zu Stande kommen, ehe er viele Leute aus Port-Royal entfernt habe. Auch hat er dieselbe Fürsorge für die Vorstadt St. Jakob, woraus er Ariste und Andere vertreibt, ob er gleich viel Gutes von ihnen sagte. Er hat den Ursulinerinnen, von welchen Arnauld ein Haus gemiethet hat, die Weisung gegeben, ihm aufzukündigen. Man spricht davon, daß man uns abermals zerstreuen und wegführen werde; der Erzbischof tröstet uns aber, wir sollen Dergleichen nicht glauben. Er hat Sacy noch kürzlich gesagt, Gott sende uns diese Trübsal, wir würden aber guten Gebrauch davon machen und fügte bei, er habe bei dem König Zeugniß von der Weisheit der Äbtissin abgelegt und ihm gesagt, das milde Verfahren sei beinahe von ihrem Gehorsam noch überwogen worden.

Am Schluß des Briefs sagt Briquet: Wenn wir betrachten, daß wir unterdrückt werden, nur, weil die Wahrheit über den Irrthum und über die Lüge triumphirt hat, so sind wir Gott zum Lob verpflichtet und müssen in unseren Herzen sprechen: oportet illam crescere, nos autem minui.

Der König ist gegenwärtig mehr aufgebracht gegen die sogenannten Jansenisten, schreibt Briquet bald darauf, als gegen eine seinem Staate feindliche Partei, so daß ich nicht weiß, was man nicht davon erwarten

könnte. Wir dürfen nur darauf gefaßt sein, die Wirkungen seiner Auctorität zu erfahren, um nicht zu sagen, die seines Unwillens. Er will nicht, daß man sage, der Erzbischof habe Theil an Allem, was wir dulden. Er erklärt wiederholt öffentlich, er habe es befohlen.

Diese Befehle ergingen nur mündlich, ohne Urtheil und Protokoll. Zum Glück handelte M. de St. Benoit, welchem die Ausführung zustand, mit möglichster Schonung und that so viel gute Dienste, als er nur konnte. Man hatte den Nonnen ihr Recht, einen Beichtvater vorzuschlagen, nicht genommen; aber umsonst präsentirten sie deren 23 nach einander. Er sollte weder ihnen, noch ihren Freunden bekannt sein, noch diese kennen. Wie konnten sie aber einen solchen vorschlagen? Der Erzbischof sagte, „er solle von einer mittelmäßigen Capacität sein, da wir unterrichtet genug seien." Die Noth drängte. Die Äbtissin, die Priorin, mehrere Schwestern waren krank; Gottes Hand ruht nicht minder schwer auf uns, als die der Menschen; nur mit dem Unterschied, daß diese uns verfolgen, weil sie uns hassen, er aber aus Liebe, um uns Gelegenheit zur Buße zu geben. Eine Stunde nach dem Besuch des Erzbischofs war eine der Schwestern gestorben; umsonst bat der Cardinal Retz den Erzbischof um einige Tage Verzug, der gefährlich kranken Priorin beizustehen. Endlich schickte der mit Vollstreckung der Befehle beauftragte M. de Benoit einen jungen Doctor der Sorbonne, de Poligny; da er sie nicht quälte und man eher einen schlimmeren zu bekommen fürchtete, begnügten sich die Nonnen mit ihrer Armuth, mit diesem provisorischen Beichtvater."

Beilage XLIX.

Schimpfende Charfreitags- und Osterpredigt.

Die Schwester Briquet erzählt in einem Briefe an Margarethe Perier, wie ihr Beichtvater de Poligny den Nonnen am Charfreitag 1680 durch eine Schmähpredigt Ärgerniß gegeben habe. Er predigte drei Stunden und davon verwandte er über zwei darauf, uns zu insultiren, indem er die Personen, welche uns geleitet haben, und uns mit Ketzern verglich, mit den Arrianern, Macedonianern, Eutychianern, Donatisten, Pelagianern und den Calvinisten. Er klagte uns an, wir haben keine Unterwürfigkeit gegen die Entscheidungen der Päpste und sagte, wir beklagen uns, wie die Pelagianer, daß wir mit Unrecht verurtheilt worden seien; wir glauben mit den Calvinisten und mehreren anderen Ketzern, Christus habe für uns gesagt: Nolite timere pusillus grex, wir bilden uns ein, wie die Donatisten, die Wahrheit, so die Sonne der Kirche ist, leuchte nur noch von einer Seite der Erde für uns allein. Darüber warf er, wie Pilatus spricht, die Frage auf, was die Wahrheit sei? Er bewies, daß sie sehr schwer zu finden sei; die Wahrheit, antwortete er sich selbst, ist nach dem Ausspruch eines Alten im Grunde eines Brunnens. Damit bewies er nun, daß nur die blinde Unterwerfung und der Gehorsam gegen die Bischöfe sie daraus hervorziehen können. Dafür sprach er sehr wenig von der Passion, schien sie überhaupt nicht studirt zu haben. Denn er folgte nicht blos ihrer Ordnung nicht, sondern er machte auch plumpe Verstöße und sagte unter Anderem, der Rock Christi sei in drei Theile getheilt worden, sein Untergewand sei das vierte gewesen.

Er machte eine ganz unwürdige Beschreibung von der Geißelung und stellte Christum wie einen armen Sünder (pauvre misérable) dar, welcher bald seinem Vater einen schmachtenden Blick (oeillade) zuwarf, um zu sehen, ob er ihn nicht befreien würde, darauf sich gegen seine Peiniger wandte, und einen Schrei that, um ihr Mitleid zu erregen. Er schloß mit einer schönen Emphase, und wünschte mit Mose aus dem Buch des Lebens ausgelöscht zu werden, um Vergebung für unser Verbrechen auszuwirken.

Obgleich davon Anzeige gemacht worden war, wollte er doch an Ostern predigen und unsere Mutter, die es ihm nicht wehren konnte, hielt es für verdienstlicher ihn zu hören. Er schien sich nicht vorbereitet zu haben und setzte daher in seiner Verwirrung an die Stelle der gewöhnlichsten Ausdrücke uneigentliche; er war auch diesmal in seinen Citationen sehr unglücklich, indem er unter anderen drei Stellen von Petrus anzog, sie aber Paulus zuschrieb. Er sprach beinahe gar nichts von dem großen Geheimniß, ermangelte jedoch nichts desto weniger einen Misgriff zu thun, indem er sagte, es sei aus Christi Seite nur Wasser herausgekommen, was beweise, daß kein Blut, also auch kein Leben mehr dagewesen, die Auferstehung also eine wirkliche sei. Bei Gelegenheit des Conversi estis ad pastorem et episcopum animarum vestrarum, zeigte er, da Christus der Erzhirte im Sacrament nicht rede, noch handle, haben wir den Erzbischof als unsern Hirten zu ehren und ihm zu gehorchen, und da dieser gewöhnlich nicht hier sei, ihm, Poligny, der nichts ohne dessen Auftrag thue. So deutete er auch das: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, auf den Erzbischof. Der arme Mann ging den anderen Tag sehr zufrieden mit sich selbst nach Paris; der Erzbischof aber, den M. de St. Benoit schon davon unterrichtet hatte, befahl ihm unser Haus zu verlassen. So wurden wir denn von einer Person befreit, welche uns seit vier Monaten viele Unruhe gemacht hatte, während wir ohne diese seine Unbesonnenheit viel Mühe gehabt hätten, seiner ledig zu werden.

Indeß blieb nur der schlichte Caplan Hermite als Beichtvater, da es schwer war für einen Anderen die Zustimmung des Erzbischofs zu erhalten. Nur kurze Zeit war le Moine, früher Director des Seminars von Aleth, geduldet; man untersuchte bei den Banquiers von Paris, durch wen dem Bischof von Pamiers Almosen konnten zugekommen sein und fand, daß 2000 Thaler durch genannten le Moine ihm zugeschickt worden seien. Daher ward er nach St. Germain beschieden und unverzüglich aus der Diöcese Paris verbannt.

Beilage L.

Sacys und du Fossés Schriften.

(Hauptsächlich nach der histoire littéraire de Port-Royal par Clemencet.)

Sacy gab die meisten seiner Schriften mit angenommenen Autorsnamen heraus, schon weil er nicht von sich wollte sprechen machen.

Traduction du poëme de St. Prosper sur la grace en vers français et en prose 1646 in 4°., Paris und zweite Ausgabe in 12°. Paris und 1717 in 12°. Paris. Angelica schickte drei Exemplare davon der Königin von Polen.

Les fables de Phèdre traduites en Français, par le Sr. de St. Aubin. Paris 1646 und wiederholt von Terenz hat er drei Komödien übersetzt: Andrienne, les Adelphes und Euphormion. In dem Krieg der Schriftsteller des wiederhergestellten Parnaß von Gabriel Guéret unterbricht Terenz die Klagen Horazens über seine schlechten Übersetzer und rühmt die reine Prosa, die feinen, delikaten Ausdrücke der Übersetzung dreier von seinen Komödien.

Die sogenannten Heures de Port-Royal oder l'office de l'église et de la Vierge en latin et en françois avec les Hymnes de l'Eglise en vers françois. Par le Sr. Dumont écclésiastique. Paris 1650. in 8°. Diese Übersetzung wurde ihm, als er beinahe noch in der Rhetorik war, nach und nach von seiner Mutter abgenommen, indem sie ihn um ein Lied nach dem anderen bat. Es war mit dieser Ausgabe eine Sammlung auserwählter Gebete von Akakia, Diakon von P. R. des Ch. verbunden. Man mußte in Einem Jahre sechs Ausgaben davon machen; die brüsseler und andere Ausgaben nicht mitgerechnet zählt Arnauld 1688 allein dreißig, die in Paris erschienen sind. Pater Adam verbreitete schon einen Monat nach Erscheinen der ersten Ausgabe auch eine Übersetzung derselben Hymnen (heures catholiques), auch St. Sorlin trat mit Sacy in Concurrenz. Die Jesuiten erlangten von Pius V. eine Bulle, worin die heures de P. R. mit andern abergläubischen Offizen zu Ehren der Jungfrau in der Landessprache verboten wurden und die Inquisition wiederholte bestimmt diese Verdammung. Die Sorbonne sprach jedoch keine Censur darüber aus, sondern nur über die Prières en françois prises de l'office de l'Eglise et de l'Ecriture pour dire en commun dans les familles chrétiennes le matin et le soir, par le Sr. de Laval (der Herzog von Luynes).

Es wurden Sacy auch zugeschrieben Les enluminures du fameux Almanach des Jésuites intitulé: La deroute et la confusion des Jansénistes ou triomphe de Molina jésuite sur St. Augustin 1654.

L'Office du St. Sacrement, pour le jour de la fête et toute l'octave, en latin et en françois à l'usage de Rome et de Paris in 12°. Paris 1659. 1660. Tradition de l'Eglise touchant l'Eucharistie, recueillie des Sts. Pères et autres auteurs ecclésiastiques des douze premiers siècles. in 8°. 1661. und in 12°. 1686. Die Vorrede ist von Arnauld, die historische chronologische Tafel von Le Maitre, das Übrige von Sacy. So hat dieser auch gemeinschaftlich mit Arnauld nach den Tagebüchern von St. Amour und Lalane das Journal de St. Amour (in Fol., Elzivir 1662. geschrieben.

De l'Imitation de J. Chr. Traduction nouvelle par le Sr. de Breuil, prieur de St. Val. Par. 1663 und so fort viele neue Auflagen desselben. — Nach den Vorarbeiten Fossés, welcher deshalb das Spanische gelernt, schrieb er: La vie de D. Barthelemy des Martyrs, religieux de l'ordre de S. Dominique, archeveque de Brague en Portugal, tirée de son histoire écrite en Espagnol et en Portugais, par cinq auteurs, dont le premier est le p. Louis de Grenade, avec son esprit et ses sentiments pris de ses propres écrits. Paris 1663 in 4°. 1664 in 8°. Montmorency erzählte, viele Bischöfe schelten sehr gegen das Buch, als hätten die Jansenisten es gemacht en dépit d'eux et pour les décrier.

Homélies ou sermons de St. Jean Chrysostome sur l'Evangile de St. Matthieu, trad. en françois par P. A. de Marsilly Paris 1664 — 65. 3 Vol. in 4°. und 1666 in 8°.

Heures canoniales contenues dans le Ps. 118. Beati Immaculati, avec un commentaire tiré des S. S. Pères. à Paris in 12°. 1672, zweite Ausgabe 1673, dritte 1676.

Les Epitres et Evangiles, avec les oraisons qui se disent à la

Ste. Messe durant toute l'année, à l'usage de Rome et de Paris, révues et considérablement augmentées par M. de Bonneval, 2 Vol. in 12°. Paris G. Desprez.

Vie de St. Louis, 2 Vol. in 4°. Paris, J. B. Coignard 1688. Der Herzog von Montausier hatte Sacy aufgefordert, das Leben „dieses Heiligen der Großen" zu schreiben. Tillemont sammelte die Materialien dazu und, da Sacy indeß gestorben, schrieb der mit der Herzogin von Longueville befreundete Filleau de la Chaize diese Heiligenbiographie, welche indeß von der Censur Louis XIV viel zu leiden hatte, wie man ihr auch eine andere von Abbe Choisi engegenstellte.

Lettres chrétiennes et spirituelles de M de Saci. Paris chez G. Desprez et E. Josset. 2 Vol. in 8°. 1690.

Schon 1630 schrieb er Poëme contenant la tradition de l'Eglise sur le St. Sacrement de l'Eucharistie, partagé en dix chants. Paris, chez G. Desprez 1695 in 4°. und in 12°. herausgegeben von Fossé.

Von Sacy angefangenes Bibelwerk.

La Bible traduite en François, avec l'explication du sens littéral et du sens spirituel, tirée des saints Pères et des auteurs ecclésiastiques. 32 Vol. in 8°. Der Abt von St. Luc hatte Sacy zur Bedingung der nöthigen Erlaubniß zum Druck gemacht, daß dieser Bibelübersetzung Erläuterungen beigefügt würden.

Sacy gab die explication suivant le sens littéral et le sens spirituel von Genesis, Exodus, Leviticus, von den beiden Büchern der Könige, den Sprüchen, dem Prediger, der Weisheit, von Jesaias, und den zwölf kleinen Propheten. Dies Alles erschien Eins ums Andere, zuerst 1572 chez Savreux, les Proverbes. Nach seinem Tode setzte es du Fossé fort, nämlich Les Nombres et le Deuteronome 1685 gedruckt. Les deux derniers livres des rois 1686. Josue, les Juges (welche Sacy noch verfaßt zu haben scheint, wie die erste Hälfte der Nombres) et Ruth 1687. Tobie, Judith et Esther 1688. Job 1688. Les Psaumes 1689. Jérémie et Baruch 1690. Daniel et les Macchabées 1691. Ezéchiel 1692. Les Paralipomènes avec Esdras 1693. Le Cantique des Cantiques 1694. Du Fossé gab noch St. Matthieu et St. Marc 2 Vol. 1696 und St. Luc et St. Jean 2 Vol. 1697. Er war bis zum 17. Vers des 13. Kapitels der Apostelgeschichte gekommen, als er starb. Als Fortsetzer und Vollender der ganzen Arbeit wird Hüré, Prinzipal des Collegiums von Boncourt, angesehen; es haben jedoch Mehrere, namentlich Touret de St. Katharine bei dem Wortsinn der Briefe Pauli mitgeholfen.

Die ganze, 1696 abgeschlossene, Sammlung belief sich auf 32 Bände; in demselben Jahre erschien auch der lyoner und der amsterdamer Abdruck. Die Übersetzung wurde theils allein, theils mit den weitläufigen Erklärungen abgedruckt, theils mit kurzen Noten, welche du Fossé angefangen (die fünf Bücher Moses), Beaubrun fortgeführt und vollendet hat. Dies ist die Ausgabe von Brüssel 1699, in 4°., drei Bände. Die Noten sind eine Auswahl aus den Kirchenvätern und den besten Interpreten. Die Ausgabe dieser Bearbeitung von 1707 ist schon die neunte unter den uns bekannten. Besonders bekannt ist die unter dem Namen Bible de Liège oder Bible de Godard, vier Bände in Fol. 1701 chez Broncard et à Luxembourg chez Chevalier, um welche der Oratorianer Lami sich verdient gemacht hat. So haben auch Calmet und Carrière ihre Commentare und Paraphrasen auf diese Übersetzung gegründet. Sehr geschätzt ist desgleichen die Ausgabe von 1716—1717: La Sainte Bible en latin et en françois, avec des notes littérales, pour l'intelligence des endroits les plus difficiles et la con-

corde des 4 évangelistes, par M. le Maître de Saci, à laquelle on a ajouté les livres apocryphes tant de l'ancien que du nouveau testament, les ouvrages des tems apostoliques, la Chronologie et la Géographie enrichie de cartes et de figures. Paris, G. Desprez et Ch. Desessarts. 4 Vol. in Fol.

Schriften von du Fossé.

Mémoires du S. de Pontis, officier des armées du Roi, contenant plusieurs circonstances des guerres et du gouvernement sous les règnes de Henri IV, Louis XIII et Louis XIV. 2 Vol. in 12°. Paris chez G. Desprez. 1676. Fossé besprach sich 1657 und 1658 in den Erholungsstunden mit dem greisen Krieger und dessen Schicksal und schrieb es sofort nieder. Clemencet vergleicht sie mit den von Severus Sulpitius niedergeschriebenen Gesprächen von Postunien und Gallus. Sodann war er der Gehülfe Le Maitres bei seiner Geschichte der Heiligen, als sie die letzten Jahre vor dem Tode des verstummten Demosthenes in dem Quartier von St. Antoine zusammenlebten. Sacy schrieb, wie schon gemeldet, mit den ihm von Fossé gelieferten Materialien, die von den Jacobinern gewünschte Biographie des Erzbischofs von Braga, Barthelemi des Martyrs. Dazu war ihm wohl die Gesellschaft Tillemonts von großem Nutzen gewesen, mit welchem er seit 1656 in der rue des postes (hinter dem jetzigen Pantheon, bei dem St. Genevieve-Kloster) und wiederum 1660 aux Troux zusammenlebte. Hier und in dem Pachthofe Klein-Port-Royal schrieb er um 1662 Vie de St. Thomas, archeveque de Canterbery, welches 1674 in 4° bei Peter le Petit in Paris erschien. — Nach den ihm von Tillemont mitgetheilten Materialien schrieb er Histoire de Tertullien et d'Origenes qui contient d'excellentes apologies de la foi contre les payens et les hérétiques avec les principales circonstances de l'histoire ecclésiastique et prophane de leur tems, par le S. de la Motte. Paris, chez E. Josset 1675 in 8. — Lyon 1691. — Die Ausführung, wenn auch nur eine theilweise, des von Le-Maitre gefaßten Planes waren die Vies des Saints des mois de Janvier et de Février. 1685 und 1687. in 4°. Fossé hatte es einige Zeit aufgegeben, da Sacy es beinahe für unmöglich hielt, eine solche Geschichte zu schreiben.

Beilage LI.

Quesnels Leben und Schriften.

Die Quellen dieser Beilage sind die handschriftliche Literatur-Geschichte von Port-Royal von Clemencet und die in den Archiven von Paris aufbewahrten Manuscripte, namentlich der vierte Band der Bibliothèque des écrivains de l'Oratoire, ou histoire littéraire de cette congrégation, ou l'on trouve la vie et les ouvrages, tant imprimés que manuscrits des auteurs qu'elle a produits depuis son origine en 1613, jusqu' à présent par M. Adry, de l'Oratoire, Paris 1790. (Archives M. 448); ferner finden sich einzelne Thatsachen in den handschriftlichen Annales de la congrégation de l'Oratoire, Paris 1791; endlich ist in der Sammlung von Kupferstichen und Portraits dieser Väter in den Archiven Frankreichs auch eines von Quesnel, welches mit zwei Palmzweigen eingefaßt ist; auf jedem Blatte derselben steht ein Datum aus seinem Leben und seine Schriften der Reihe nach.

Pasquier Quesnel ist geboren zu Paris am 14. Jul. 1634, nachdem er sein theologisches Studium beschlossen hatte, trat er in die Congregation des Oratoriums Jesu ein, am 17. November 1657, und erhielt 1659 die priesterliche Weihe. Er stammte von einer altadelichen Familie Schottlands, sein Vater war Buchhändler, sein Groß- und Urgroßvater waren Maler; diesem hatte Maria Stuart nach Frankreich gebracht. Noch zwei Brüder Pasquier's, Simon und Wilhelm, waren Glieder des Oratoriums. Unter dem Generalat Ste. Marthes wurde ihm die Ausfertigung der wichtigsten Schriften, namentlich 1677 mit Johannet des precis de doctrine für die Congregation, wie mehrerer Schutzschriften für diese übertragen. Als aber der Hof dem Oratorium eine antijanseniſtische Unterschrift als Gesetz dictirte, fand der Visitator Camoin unseren Quesnel 1685 zu Orleans, wohin er sich seit dem an ihn vom Erzbischof von Paris ergangenen Befehl (1681), seine Diöcese zu verlassen, zurückgezogen hatte. (Man hatte Quesnel die Wahl seines Aufenthaltsortes überlassen; Coislin nahm ihn mit großer Auszeichnung in Orleans auf.) Der Erzbischof war persönlich gegen ihn gereizt wegen seiner treuen Anhänglichkeit an Ste. Marthe, weil er ihm seinen St. Leo nicht hatte dediciren, noch an zwei Controverſschriften hatte arbeiten wollen, wobei der Erzbischof auf ihn gerechnet hatte. Quesnel weigerte sich, das antijanseniſtische Formular zu unterschreiben und erklärte sich schriftlich gegen den Erzbischof über die Gründe, welche ihm davon abhalten; dieser Prälat aber verwies den Rath des Oratoriums nur darauf, daß die Unterschrift der bestimmte Wille des Königs sei. Die Räthe suchten die Schwierigkeiten, welche die Unterschrift für Quesnel hatten, möglichst zu heben, um sie ihm möglich zu machen. Quesnel aber antwortete von Brüssel aus, am 13. Februar 1685, wohin er sich indeß zu Arnauld, begeben hatte. Seine Antwort war fest (er erklärte sich indeß über eine Stelle in einem anderen Briefe, welche man ihm als Drohung ausgelegt, indem er sagt, es wäre dies von seiner Seite une puerilité gewesen). Er sagt, es sei schon längst seine Absicht gewesen, sich irgend wohin in die Einsamkeit zurückzuziehen.

In den spanischen Niederlanden lebte er nun namentlich mit dem daselbst angesiedelten Oratorium im besten Einverständniß. Die Deputirten dieser Häuser hatten sich von der 1684 zu Paris gehaltenen Generalversammlung, auf welcher das Formular zum Gesetz gemacht worden war, zurückgezogen, ehe sie beendigt war und ohne die Beschlüsse zu unterschreiben. Man hatte sie aufgefordert, ein Gleiches mit den französischen Gliedern zu thun. Allein der Vorsteher der niederländischen Oratorianer Picquerry erklärte in einem sehr trockenen Schreiben vom 17. August 1687, er wolle sich nicht gegen seinen König vergehen und Befehle unterschreiben, welcher von einer fremden Macht ausgegangen seien. Er rechtfertigt sich darüber, daß er den flüchtigen Gliedern des französischen Oratoriums eine Zuflucht gegeben, und fügt bei: „Ihr erregt das Mitleiden (vous faites pitié) allen aufgeklärten Leuten bei uns im Lande, welche sagen, ihr thut immer eher das, was euch die Jesuiten dictiren, als was euch euer Gewissen gebietet. Die Jesuiten predigen hier laut, ihr habt die Lehre Augustins aufgegeben und berufen sich zum Beweis dafür auf das Statut eurer letzten Versammlung." — Da man von ihm die Gründe seiner Weigerung erlangte, schickte er im September 1687, in Gemeinschaft mit seinen Assistenten, eine Erklärung über sämmtliche Bedenken gegen das Formular. Sie ist, sagt der Bibliothekar von St. Honore, gedrängt, gemessen, gediegen und mit vielem Scharfsinn geschrieben. Man sieht an dem Style, daß er von der Feder einiger französischen Augustinianer Gebrauch gemacht hat, welche sich nach Holland zurückgezogen hatten. — Die neunzehnte Generalversammlung zu Paris im September 1687 wurde von Seiten des niederländischen Oratoriums nicht beschickt; obgleich damals Frieden war.

Der Name Quesnel war längst auch unter den Gelehrten rühmlich bekannt, namentlich durch die von ihm besorgte Ausgabe der Schriften des Pabstes St. Leo. S. Leonis Magni Papae I opera omnia nunc primum epistolis triginta, tribusque de gratia Christi opusculis auctiora, secundum exactam annorum seriem accurate ordinata, appendicibus, dissertationibus notis observationibusque illustrata. Accedunt S. Hilarii Arelatensis episcopi opuscula, vita et apologia. Unà prodite tenebris genuinus codex canonum et constitutionnm sedis apostolicae. Paris 1675 2 Vol. in 4. Quesnel schrieb Leo auch drei sonst St. Prosper beigelegte Schriften zu, worüber sich mit Anthelmi ein Streit entspann. (Siehe darüber Journaux des Savans den 8. und 15. August 1689.)

Er hatte dabei ein altes venetianisches Manuscript zu Grunde gelegt, welches dem Cardinal Grimani gehört hatte und dem Oratorium von Paris geschenkt worden war. Quesnel hatte in den Noten zum Theil die Rechte der gallikanischen Kirche gegen Rom in Schutz genommen. Das Buch erschien 1675 zu Paris, wurde aber schon am 22. Jun. 1676 durch ein Decret der Congregation des Index verdammt, ohne daß man sich, nach der Versicherung eines französischen Cardinals, welcher der Congregation beiwohnte, auch nur die Zeit genommen hätte, das Buch zu lesen. Der Cardinal Barbarini sagte darüber, die Censur von Rom verderbe ja ein Buch nicht. Quesnel hatte eine Apologie seines Buchs aufgesetzt, deren Herausgabe Arnauld verhinderte, um ihn nicht noch mehr mit Rom zu verfeinden. (In Lyon erschien 1700 eine zweite Ausgabe dieser Werke St. Leo's in folio.)

Eines der wichtigsten Werke Quesnels sind seine moralischen Betrachtungen über jeden Vers des Neuen Testaments. Er hatte diese Arbeit in Paris zum Gebrauch seiner jüngeren Genossen im Oratorium angefangen. Ursprünglich waren es nur erbauliche Betrachtungen über die Worte Christi; jeder Zögling des Oratoriums hatte sich eine Sammlung von Aussprüchen Christi zu machen. (Auch Pater Nik. Jourdain ließ zu diesem Behuf eine solche Sammlung drucken; mit dazwischengeschobenen kurzen, lateinischen Betrachtungen. Auf die Aufforderung des Grafen Brienne wurden sie von Quesnel ins Französische übersetzt, vermehrt und dem Druck übergeben.)

Der Marquis d'Aigues und einige andere fromme Personen bewogen ihn, die sämmtlichen vier Evangelisten so zu bearbeiten. So entstand: Abrégé de la Morale de l'Evangile ou pensées chrétiennes sur le texte des quatre Evangelistes, pour en rendre la lecture et la méditation plus facile à ceux qui commencent à s'y appliquer. Paris 1671 in 12. Auf die Empfehlung des Marquis las der Bischof von Chalons, Vialart, diese Arbeit und empfahl sie durch einen Hirtenbrief vom 9. November 1671 sämmtlichen Gläubigen, wie den Geistlichen seines Bisthums. Das Buch wurde mit der Zustimmung des Erzbischofs von Paris 1671 hier gedruckt. Im Jahre 1679 erschien bereits die dritte Auflage in drei Bänden; auch eine lateinische Übersetzung davon 1694 in Löwen. Noch ehe Quesnel sich nach Orleans zurückzog, hatte er auf den Rath Nicoles angefangen, auch über die Apostelgeschichte und die Briefe Pauli moralische Betrachtungen zu schreiben, ungefähr in derselben Art. In Orleans und Brüssel setzte er diese Arbeit fort, so daß 1687 Anmerkungen über das ganze N. Testament erschienen. Da aber die Betrachtungen über die Evangelien sehr kurz waren, besonders im Verhältniß zu den folgenden, überarbeitete er sie noch ein Mal und erweiterte sie, so daß es als ein Ganzes zuerst 1687 in zwei Bänden in 12. in Paris und sofort 1693 und 1694 gedruckt werden konnte, und darauf eine Reihe anderer Ausgaben bei Pralard in Paris und in Holland 1727 und 1736 in je acht Bänden mit großen Zusätzen von Quesnel selbst. Die letztere allein enthält auch eine bedeutende Vorrede über das Lesen der Schrift.

Urfe, Bischof von Limoges, bat den Verfasser, die Betrachtungen über

die Episteln und Evangelien auf die Sonntage und Festtage in Einem Bande besonders drucken zu lassen, welchen die Landgeistlichen sich um ein Billiges anschaffen könnten. Quesnel entsprach diesem Vorschlag und verband damit Betrachtungen über die alttestamentlichen Abschnitte, welche sich im römischen Missale finden. Das Manuscript ging aber zwischen Brüssel und Paris verloren und da keine Copie davon gemacht worden war, druckte man die neutestamentlichen Abschnitte des Missals allein.

Noailles, Nachfolger Vialarts im Bisthum Chalons, fand die moralischen Betrachtungen in seiner Diöcese verbreitet und daß sie vielen Segen stiften. Er las das Buch selbst und gab ihm, nachdem er einige Veränderungen darin vorgenommen hatte, seine Bestätigung und empfahl es durch einen Hirtenbrief vom 23. Juni 1695 den Priestern und Laien seiner Diöcese. Dasselbe Jahr noch sah er sich auf den erzbischöflichen Stuhl von Paris berufen. Hier nun publicirte er am 20. August 1696 eine Instruction über Prädestination und Gnade. Bei dieser Gelegenheit erschien das fatale problème ecclésiastique. Diese Flugschrift wurde durch einen Parlamentsbeschluß vom 10. Jan. 1699 zum Feuer verurtheilt, auch in Rom verdammt.

Der Erzbischof beauftragte einige sehr unterrichtete Theologen, welche nicht eben als Anhänger des Verfassers bekannt waren, eine genau revidirte Ausgabe der Betrachtungen zu besorgen, welche 1699 in Paris erschien und weitläufiger ist als die bisherigen. Obgleich Quesnel dabei nicht mitwirkte, so hatte man ihn doch davon in Kenntniß gesetzt und er hatte allen möglichen Vorschub dazu gethan. Bossuet hatte viel dabei gethan und schrieb eine Rechtfertigung der Betrachtungen gegen das Problem, welche erst 1710 veröffentlicht wurde (Justification des réflexions). Selbst Clemens XI soll privatim bezeugt haben, er sei durch die Betrachtungen sehr (singulièrement) erbaut worden. Ein Großer am Hofe drückte La-Chaise sein Befremden aus, daß er das Buch lese, worauf dieser gestand, daß er seit zwei Jahren daraus den Gegenstand seiner täglichen Betrachtung nehme, da der Inhalt ihn sehr ergreife.

Nachdem der cas de conscience den Streit wieder heftiger als je angefacht hatte, beklagte sich Humbert von Precipiano, Erzbischof von Mecheln, daß die Ruhe und Ordnung in seinem Sprengel durch das Treiben Quesnels gestört werde und ließ, auf einen Befehl des Königs von Spanien hin, welchen die Jesuiten ausgewirkt hatten, am 30. Mai 1703 Quesnel in Brüssel verhaften und in das erzbischöfliche Gebäude in Brüssel bringen. Er wurde in drei verschiedenen Gefängnissen herumgeschleppt, das erste hatte nur vier Fuß ins Quadrat. In dem einen war es so unreinlich, daß Schwämme zu hunderten aus der nassen, modernden Mauer sproßten. Er saß einige Monate, ohne daß ihm die Ursache der Gefangenschaft notificirt, oder er verhört worden wäre. Man versagte ihm sogar am Fest der Trinität die Messe zu hören, da er als excommunicirt zu betrachten sei, weil er 1) die Messe ohne erzbischöfliche Erlaubniß in der Diöcese gelesen, 2) weil er dasselbe in seiner Hauskapelle gethan, 3) weil er von Rom verbotene Bücher bei sich gehabt. Der Erzbischof war offenbar persönlich gereizt durch die Schrift Quesnels: Très humble remonstrance à M. l'archeveque de Malines sur son décret du 15 Janvier 1695 pour la prohibition de plusieurs livres, besonders von Arnaulds Schrift gegen das häufige Communiciren. Alle seine Papiere wurden in Beschlag genommen.

Auf diese Nachricht eilte sein Bruder Wilhelm, Priester des Oratoriums, herbei, um auf gerichtlichem Wege seine Befreiung auszuwirken. Pasquier Quesnel durfte aber seinen Bruder nicht sehen, er versichert uns, der Großvicar habe ihn so lange in der Unwissenheit über dessen Anwesenheit erhalten, bis er es auf einem anderen Wege erfahren. Wilhelm ließ dem Erzbischof am 6. Juli 1703 eine acte de recusation seiner Gerichtsbarkeit notificiren,

andere am 6. August und 4. September 1703, Bittschriften an den König in seinem souverainen Rath von Brabant, an die Staaten von Brabant reichte er ein. Da ihm dieses Alles aber nichts half, wußte er seinen Bruder am 13. September 1703 aus der Officialität durch die Flucht zu retten. Die wesentlichsten Dienste leistete ihnen dabei der Marquis von Aremberg. Er war früher in Paris von Wilhelm Quesnel in großer Noth unterstützt worden; aus Dankbarkeit übernahm er nun die Leitung des lebensgefährlichen Unternehmens. Die Ausführung selbst wurde einem jungen Spanier übertragen, dem Grafen Salazar, welchem Aremberg als Preis die Hand seiner Tochter versprach. Die Scheune eines Wirthshauses war an die Mauer des Gefängnisses angebaut. Salazar stieg daselbst mit einem geschickten Arbeiter ab; die erste Nacht wurde ihre Arbeit unterbrochen. Der Gefangene war aufgeweckt worden, er zitterte am ganzen Leibe, warf sich auf die Kniee, und brachte seine Freiheit Gott als Opfer dar. Aber bald wurde es wieder todesstille, er war einen langen Tag in völliger Ungewißheit. Zugleich fürchtete er, die Menschen möchten Gottes Plane mit ihm durchkreuzen. In der folgenden Nacht, des 13. Septembers, um 11 Uhr fing die Arbeit wieder an und um ein Uhr konnte er durch die Öffnung hinaus, nachdem er sein Brevier, Crucifix und Missel hinausgereicht hatte. Man eilte Aremberg abzuholen, überraschte den befreundeten Pfarrer von St. Katharinen, wo man nicht minder warten mußte, als Petrus nach seiner Befreiung, und setzte die Freunde von dem Wunder in Kenntniß. Quesnel schrieb es der heiligen Jungfrau zu, welche er erst noch brünstig angerufen hatte, ob sie denn nichts für ihn thun werde. So befreite Gott seinen Diener „de manu Herodis et de expectatione plebis Judaeorum."

Man bemerkte seine Entweichung erst Mittags um zwei Uhr, als man ihm zu essen bringen wollte. Sogleich wurden die Thore von Brüssel geschlossen und blieben es drei Tage lang. Obgleich man die Nachricht dem Erzbischof mit aller möglicher Vorsicht durch seinen Beichtvater mittheilte, soll er in eine Ohnmacht gefallen sein, von welcher er erst nach einer Stunde zu sich kam.

Das französische Oratorium glaubte deshalb Wilhelm den Aufenthalt in einem Congregationshause verweigern zu müssen.

Pasquier Quesnel aber blieb bis zum 2. October in Brüssel verborgen; in Namür wurde er von Ximenes, dem Gouverneur, auf den Befehl des Königs von Spanien hin, Niemanden durchzulassen, verhaftet, ohne daß man ihn jedoch erkannt hätte. Auf die Bürgschaft eines bedeutenden Mannes hin wurde er frei gelassen, aber in Hui von den Holländern wieder angehalten. Er war nicht sobald von ihnen in Freiheit gesetzt, als er gegen den erzbischöflichen Steckbrief vom 13. Februar 1704 sein motif de droit erscheinen ließ, worin die Gründe auseinander gesetzt sind, welche ihm die Person und das Tribunal des Erzbischofs von Mecheln verdächtig machen und ihn bewegen, es zu recusiren; zugleich antwortete er dem Procurator des geistlichen Gerichtshofs von Mecheln, welcher ihm öffentlich mehrere Verbrechen vorgeworfen hatte. Die raisons de suspectation et de recusation des Tribunals sind: die Ungerechtigkeit der Verhaftung, da die Kirche nur wegen schwerer, notorischer Verbrechen und in Nothfällen einen Priester zu verhaften erlaubt; der Erzbischof regiert nur dem Namen nach, der Official ist anerkanntermaßen eine Null, auch wurde er, der doch der Richter zwischen den Parteien sein sollte, ganz auf die Seite geschoben, der Erzbischof selbst ist Partei; Alles geschieht durch den Großvicar Heinrich von Sustern aus Amsterdam, einen Schüler und bloßes Werkzeug der Jesuiten; „denn man kann nicht ihr Freund sein, ohne ihr Sklave zu werden." Die Jesuiten misbrauchen das Alter und das Vertrauen, oder vielmehr den Besitz der Person, des Namens und der Auctorität des Erzbischofs, darein sie sich ge-

setzt haben; daher ist auch eine solche Verwüstung im Erzbisthum angerichtet worden, die besten Hirten und damit auch die Heerden sind geschlagen. So hat man namentlich den trefflichen Domherrn von St. Gedula, Ernst Ruth d'Ans verfolgt und verbannt, weil er Arnaulds Genosse und Secretär gewesen. „Ich hätte also selbst meine Verdammung über mich ausgesprochen, hätte ich mich diesem parteiischen Gericht unterworfen, nachdem ich das ausgezeichnete Glück genossen, neun Jahre Tischgenosse dieses berühmten Doctors zu sein. Der Erzbischof ist so fanatisch gegen den Jansenismus, daß darum bei ihm angeklagt werden, schon eine Verdammung ist. Er hat den Buchdruckern Dispens gegeben, Schmähschriften wie: le Jansenisme destructeur de toute religion selbst die Festtage über zu drucken."

Der Prälat sprach dessenungeachtet am 10. November 1704 seine Sentenz über Quesnel. Es ist leicht einzusehen, daß der Erzbischof von Mecheln seine Gründe gehabt haben mag, die bei Quesnel vorgefundenen Papiere, welche als Beweise für die Gerechtigkeit seines Spruchs in seinen Archiven bei Handen behalten wurden, vor fremden Augen zu verschließen. Auf die Einladung Coddés, des Erzbischofs von Utrecht, welcher eben entschieden mit Rom zerfallen war, begab sich Quesnel nun im April 1704 nach Holland; hier griff er im folgenden Jahre den Spruch des Erzbischofs an durch: Idée générale du libelle publié en latin sous ce titre: motif de droit pour le procureur de la cour ecclésiastique de Malines und durch die Anatomie de la sentence de Mr. l'archeveque de Malines. Nach dem Tode des Erzbischofs, 1711, reichte Quesnel bei dem hohen Rath von Brabant eine Bitte ein, nicht sowohl daß die Sache selbst durch denselben untersucht würde, welche nur vor den geistlichen Richter gehöre, sondern um die gewaltsamen Proceduren, welche man sich gegen ihn erlaubt, untersuchen und gerichtlich für ungesetzlich und null erklären zu lassen. Aber van Susteren, früher Großvicar des verstorbenen Erzbischofs, seitdem Bischof von Brügge, vermochte den Staatsrath, dem hohen Rath von Brabant das Erkenntniß über diese Sache zu verbieten.

Indeß war in Frankreich über Quesnels Schrift ein neues Ungewitter ausgebrochen. Foresta de Colongne, Bischof von Apt, hatte sich bewegen lassen am 15. October 1703 eine Ordonnanz gegen die moralischen Betrachtungen ausgehen zu lassen. Man hatte, wohl absichtlich, den Titel derselben verändert angegeben; es war nichts davon gesagt, daß sie auf Befehl des Bischofs und Grafen von Chalons herausgegeben seien, was doch vor allen Ausgaben stand. Als Druckort war Trevoux oder Lyon angegeben. Man glaubt, es sei dies geschehen, um es mit dem N. Testament Simons zusammen zu werfen, welches schon in Rom und von Noailles verdammt war. In diesem Verfahren zeigt sich, daß man noch nicht wagte dagegen aufzutreten, man wollte sich Ausreden offen halten, das Buch indeß verdächtigen und den entscheidenden Kampf vorbereiten. Im folgenden Jahre klagten zwei Flugschriften Quesnel als Ketzer und Aufrührer an und stützten diese Anklage nur auf Sätze, welche aus seinen Betrachtungen gezogen waren. Man hat bemerkt, daß diese Sätze beinahe dieselben sind, welche sich in der Bulle Unigenitus ausgehoben finden.

Der Cardinal Noailles, fährt Adry fort, hatte sich das Misvergnügen des römischen Hofs zugezogen, indem er 1705 in der Versammlung des Klerus die Rechte des Episkopats nachdrücklich verfochten hatte. Clemens XI machte ihm seine Ungnade fühlbar durch die Breves, welche er 1706 an den König und die Bischöfe ergehen ließ. Dies gab den Gegnern des Jansenismus Muth, diesen und den Cardinal-Erzbischof durch eine neue Rüge der moralischen Betrachtungen anzugreifen. Es waren nicht blos davon viele französische Ausgaben erschienen; das Buch wurde seit 36 Jahren mit vielem Segen allenthalben in Frankreich gelesen, es war auch ins Lateinische und

Englische übersetzt. Es wurde ein, vom 13. Juli 1708 datirtes, Decret vom Pabste ausgewirkt, welches das Buch im allgemeinen, in sehr harten Ausdrücken verdammte; noch wurde kein besonderer Satz ausgehoben. Im folgenden Jahre erschien eine sehr lebhafte Widerlegung des Decrets unter dem Titel: Entretiens sur le décret de Rome contre le nouveau Testament de Chalons, accompagné de réflexions morales 1709. Man schrieb sie Quesnel zu.

Das Decret selbst aber konnte in Frankreich nicht angenommen, noch publicirt werden, da es den Gebräuchen des Landes zuwider war und die nöthige Approbation der weltlichen Macht nicht erhalten konnte. Indeß verdammten die Bischöfe von Luçon, Rochelle und Gap die moralischen Betrachtungen durch Hirtenbriefe vom Juli 1710 und vom März 1711, ohne jedoch des päbstlichen Decrets Erwähnung zu thun, man erdreistete sich sie sogar an das erzbischöfliche Gebäude in Paris anzuschlagen. Noailles ließ eine Ordonnanz ausgehen, welche gewisse Schriften zu lesen verbot, welche unter dem angeblichen Titel genannten Bischöfen zugeschriebener Ordonnanzen und Pastoral-Ermahnungen ausgegangen seien. Die Jesuiten verfuhren auf eine ähnliche Weise, wie bei der Verfolgung der Reformirten. Sie wußten aus verschiedenen Theilen des Reichs sich Briefe zu verschaffen, welche über die Betrachtungen Quesnels und ihre Gefahr Klage führten; sie gaben wohl selbst die Muster und Concepte zu solchen Schreiben.

Dieses Alles sollte aber gleichsam die Vorhut des Angriffs bilden, welcher ein sie stützender gewichtiger Brief an den König folgen sollte. Dieser Brief, welcher wohl die Annahme und Einschärfung des Decrets durch die weltliche Gewalt beabsichtigte, sollte von den mehreren Bischöfen des Reichs unterschrieben werden. Der Anschlag scheiterte aber, wenigstens theilweise, die Mine wurde entdeckt; das Muster (modèle) dieses Briefs, welches Tellier durch den Abbe Bochart de Saron an den Bischof von Clermont schickte, fiel in die Hände der Bedrohten.

Indeß wandten sich doch einige Bischöfe an den König mit der Bitte, der Verbreitung des Buchs zu steuern. Louis XIV schrieb daher im November 1711 an den Pabst und verlangte eine förmliche Constitution, welche das Buch verdammen und die zu rügenden Sätze namhaft machen sollte. Sobald der Pabst erst sich versichert hatte, der König werde seine ganze Gewalt anwenden, um der neuen Bulle unbedingte Anerkennung zu verschaffen, ernannte er im Juni 1712 eine Congregation von Cardinälen, von Prälaten und Theologen, welche sich mit dieser Sache befassen sollten. Quesnel schrieb auf diese Nachrichten an den Pabst; ob er aber gleich diesen Brief auf zwei verschiedenen Wegen an den Pabst sandte, erhielt er doch durchaus keine Antwort darauf.

Endlich erschien die berüchtigte Bulle Unigenitus Dei filius, datirt vom 8. September 1713. Sie verdammt das Buch und 101 daraus ausgezogene Sätze durch 24 oder 25 Qualificationen, ohne daß eine auf einzelne Sätze bestimmt angewandt worden wäre. Desgleichen werden alle früheren und zukünftigen Schriften zur Vertheidigung des verdammten Buches mit verdammt. Obgleich die Majorität der Bischöfe auf den Klerus-Versammlungen 1713 und 1714 die Bulle annahm, protestirte Noailles mit einigen Bischöfen dagegen und nach dem Tode Louis XIV, als der Druck der weltlichen Gewalt nachließ, zeigte es sich, daß auf mehreren Universitäten und theologischen Facultäten nur die Gewalt der Bulle Unterwerfung verschafft hatte. Dies ist nun eigentlich das Jahrhundert des Appellanten-Jansenismus.

Quesnel verlebte seine letzten 15 Jahre in Amsterdam in großer Zurückgezogenheit; er ging in der Regel nur Sonntags und an Festtagen aus, dem katholischen Gottesdienst beizuwohnen und die Geistlichen zu besuchen. Er

wohnte bei Dúbois, welcher 1703 mit ihm in Brüssel gefangen genommen worden war und seitdem einen Buchhandel angefangen hatte, um Quesnel Handreichung zu thun. Auch Fouillou und Petitpied, flüchtige Doctoren der Sorbonne, waren hier lange mit ihm; sie arbeiteten zusammen an den zahlreichen Werken, welche Dúbois sofort drucken ließ. Beide waren durch den cas de conscience aus Frankreich vertrieben worden. Fouillou, aus la Rochelle gebürtig, hatte sich Verfolgung zugezogen durch die considérations sur la censure faite par M. l'eveque d'Apt. in 12. 1703. Er folgte 1705 Petitpied nach Holland, dessen Luft ihm aber ein Asthma zuzog, welches ihn sehr an der Arbeit hinderte. Nicolaus Petitpied, geboren in Paris am 4. August 1665, war Doctor der Sorbonne. Er hatte die Erklärung der 40 Doctoren über den cas de conscience aufgesetzt, und wurde am 6. April 1704 nach Beaune verbannt, wohin er am Osterfest selbst abreisen mußte; man stieß ihn aus der Sorbonne und da er mit Gefängniß bedroht war, flüchtete er nach Amsterdam. Die drei Männer wollten gemeinschaftlich eine Geschichte der bisherigen Streitigkeiten und eine, durch Quesnels Verhaftung schon 1703 einmal unterbrochene Sammlung von dahin einschlagenden Schriften herausgeben, als die Bulle Unigenitus sie auf eine andere Weise in Anspruch nahm. Fouillou und Petitpied machten Anmerkungen zu der Histoire du cas de conscience par J. Louail et Françoise Marg. de Joncour. 8 Vol. in 12. Nanci 1705—1711. Auch Petitpied konnte 1718 wieder nach Frankreich zurückkehren und wurde wieder in die Facultät eingesetzt. Nach dem Tode der M. M. de Bayeux und de Lorraine wurde er am 12. Juni 1728 verhaftet, allein während die Wache mit einer Katze spielte, entwischte er. Da ihm Gott die Gnade erwiesen 15 Jahre lang für eine geringe Frage über eine Thatsache das Exil zu dulden, hoffte er um so mehr auf ihn, daß er ihm Kraft geben würde Alles zu dulden, da es gelte die 101 Sätze zu vertheidigen, davon die meisten die wesentlichsten Wahrheiten der Religion betreffen. — Im Sommer 1729 traf er in Holland ein, wo er von den geflüchteten Appellanten mit offenen Armen aufgenommen wurde. Die Marquise Vieuxbourg wirkte 1734 von dem Cardinal Fleury für ihn die Erlaubniß aus zurückzukehren. Da seine rechte Hand vom vielen Schreiben erlahmt war, bereitete er sich nur noch auf den Tod vor und verschied am 7. Jan. 1747. Seine letzten Worte waren: Ne tradas bestiis animas confitentes tibi et animas pauperum tuorum ne obliviscaris in finem.

Nicht selten wurde Quesnels amsterdamer Einsamkeit durch den Besuch Reisender heimgesucht, welche Verlangen bezeugten, den berühmten Verbannten kennen zu lernen.

Gegen das Ende Novembers 1719 wurde Quesnel in Amsterdam von einer Lungenentzündung befallen, einer heftigen Beklemmung der Brust und starkem Fieber, welche ihn nach fünf Tagen am 2. December, in einem Alter von 85 Jahren, vier und einem halben Monat wegrafften. Da die Heftigkeit des Anfalls sogleich dieses Ende voraussehen ließ, erhielt er den zweiten Tag seiner Krankheit voller Ehrfurcht die Sacramente der katholischen Kirche. Als der Geistliche erschienen und Alles bereit war, wollte er durchaus aus dem Bett aufstehen; er achtete seiner Schwachheit nicht, kleidete sich selbst an, kniete während der Priester die Gebete sprach und empfing die Salbungen auf der Fußmatte seines Zimmers liegend. Er zerfloß in Thränen und erweichte alle Anwesenden durch seine tiefe Andacht. Nachdem er sich wieder zu Bett gelegt, unterschrieb er in Gegenwart zweier apostolischer Notare sein Glaubensbekenntniß, wie er dasselbe schon in anderen Schriften gethan, namentlich in seiner Appellation an das künftige Concil und in seinem geistlichen Testament. Er erklärt darin, er wolle im Schooße der katholischen Kirche sterben, wie er immer darin gelebt habe, er glaube alle

Wahrheiten, welche sie lehre, verdamme alle Irrthümer, welche sie verdamme. Er erkennt den Pabst als den ersten Vicar Christi an, den apostolischen Stuhl als den Mittelpunkt der Einheit. „Ich beharre im Glauben, heißt es, daß ich in meinen „„moralischen Betrachtungen"" und in meinen anderen Schriften nichts gelehrt, was nicht dem Glauben der Kirche ganz angemessen wäre. Wenn mir aber etwas dagegen Laufendes wider Willen entfallen sein sollte, widerrufe und verabscheue ich es und unterwerfe mich zum voraus Allem, was die Kirche in Betreff meiner Schriften und Person entscheiden wird. Ich erneure meine Klagen und Protestationen gegen die offenbare Ungerechtigkeit Derer, die mich verdammt haben, ohne mich zu hören. Ich beharre in meiner Appellation an das zukünftige, allgemeine Concil von der Constitution des Pabstes: Unigenitus und wegen aller Klagepunkte, über welche ich die Kirche um Gerechtigkeit angerufen; verabscheue aber jeden Geist des Schismas und der Trennung."

Fouillou hat für die Freunde des großen Verbannten die Züge seines Leidens und seiner gottergebenen Geduld gesammelt. Die Psalmen waren hauptsächlich sein Trost. Man schrieb an die Freunde, daß sie ihm mit ihrem Gebet beistünden; er segnete die ganze Familie der Vertriebenen, indem er ihnen das Crucifix zum Küssen reichte. Als der Arzt erklärte, er könne jeden Augenblick verscheiden, rief er: Benedic, Domine, hoc sacrificium tuo sancto nomini praeparatum.

Seine Leiche wurde nach Warmond gebracht, einem Dorfe bei Leyden, und in das Begräbniß von van-der-Graft beigesetzt. Daselbst ruhen auch die Gebeine von Codde, Steenhoven, Baarchmann und van-der-Croon, Erzbischöfen von Utrecht und von mehreren ausgezeichneten Gliedern dieser holländisch-katholischen Kirche.

Man hatte gehofft, der Tod von Louis XIV werde ihm die Rückkehr nach Frankreich eröffnen. Ob er gleich sich nicht verbarg, welchen Nutzen die Kirche von jenem Ereigniß zog, beklagte er doch sehr einen Verlust, welcher auch den Ruhm seines Vaterlandes zu treffen drohte. Er schreibt um diese Zeit an einen Freund: „Was die Folgen betrifft, welche dieser Tod für Veränderung meiner Lage haben könnte, so hätte ich nur den Nutzen, daß mir die Freiheit würde im Schooße des Vaterlandes zu sterben; vielleicht verliere ich aber dabei mehr, als ich gewinne. Ich habe in diesen Provinzen immer eine große Ruhe genossen, während ich mich nunmehr in ein Chaos, in eine Welt stürzen müßte, wo ich mir selbst nicht mehr angehörte. Im Exil dieser Welt kommt wenig darauf an, in welchem Winkel fremder Erde man sein elendes Leben zubringt, aber es ist für einen Menschen, der nur so kurze Zeit zu bleiben hat, von großer Wichtigkeit, einen Ort der Ruhe zu haben, wo er sich vorbereiten kann vor Gott zu erscheinen."

Seine Schriften sind folgende:

1) Tradition de l'église Romaine sur la predestination des saints et sur la grace efficace. Cologne 1687. 4 Vol. in 12. Er giebt darin, unter dem Namen Germain, Doctor der Theologie, außer einer langen Analyse des Römerbriefs, die Lehre der Kirche von Anfang an, bis auf das Concil von Trient, die Lehre dieses Concils, die Geschichte der Congregatio de auxiliis, einen Theil ihrer Original-Acten, die vorzüglichsten Kanones und Decrete über diesen Gegenstand. Die Widerlegung der Tradition des Jesuiten Deschamps nimmt beinahe den ganzen dritten Band ein. Seine Geschichte der Congreg. d. aux. war schon 1687 (Frankfurt in 12.) unter dem Titel: Histoire abregée des congr. d. a. besonders erschienen. Sie findet sich aber besser verarbeitet im zweiten Band der Tradition. Der vierte Band erschien erst 1696 in Lüttich und kann auch als eine besondere Schrift betrachtet werden, wie er denn auch einen besonderen Titel führt: Défense de l'Eglise Romaine et des souverains pontifes contre Melchior

Leydecker, théologien d'Utrecht; avec un recueil de plusieurs écrits curieux et importans pour l'histoire de la paix de l'Eglise sur les questions du temps. Quesnel ist auch der Verfasser des: La souveraineté des rois défendue contre Melchior Leydecker, théol. protestant, contre son histoire du Jansénisme. Paris in 12. 1704.

2) Apologie historique des deux censures de Louvain et de Douay sur la matière de la grace, unter dem Namen: Gery, in 12. Cologne 1688. Es wurde geschrieben bei Gelegenheit der Schutzschrift von Tellier für die „neuen Christen in China", worin behauptet wurde, die 1613 erneute Censur genannter Universitäten gegen die Thesen der Jesuiten Lessius und Hamelius sei von Sixt V verdammt worden.

3) Die nach dem ersten Worte genannte Schrift „Coram", eine neue Ausgabe der Reden von Augustin, welche er auf die Bitte des Cardinals Aguirre(?) gemacht hatte und die Alexander VIII vorgelegt, von ihm gebilligt worden waren.

4) La discipline de l'église tirée du Nouveau Testament et de quelques anciens conciles. 2 Vol. in 4. 1689 à Lyon. Quesnel hatte es auf Befehl seiner Oberen gesammelt, ohne es für den Druck zu bestimmen, daher er auch diese Ausgabe desavouirte.

5) Règles de la discipline ecclésiastique recueilles des conciles, des synodes de France et des saints pères de l'église, touchant l'état et les moeurs du clergé. Dieses Werk dagegen ist ursprünglich von dem Oratorianer Darcis, aber diese Ausgabe von 1679 ist durch Quesnel sehr verbessert und vermehrt. — Quesnel giebt selbst in dem Motif de droit etwas anders die Geschichte der Discipline ecclésiastique: „Ste. Marthe, General des Oratoriums, hatte im Jahre 1675 oder 76 Conferenzen über geistliche Studien im Congregationshause beim Louvre angeordnet. Man konnte nicht umhin mit der heiligen Schrift anzufangen, welche so gut als die Tradition der Grund der Glaubenslehre ist; man glaubte aber mit der Apostelgeschichte den Anfang machen zu müssen. Es wurden drei Personen gewählt, welche die Materien fleißig studiren sollten. Der Erste war beauftragt aus der Apostelgeschichte sich Alles anzumerken und zu sammeln, was das Dogma betrifft; der Zweite, was geeignet ist die Regeln der christlichen Moral festzustellen; der Dritte was die geistliche Disciplin betrifft, wozu sich alle Keime in diesem heiligen Buche finden. Dieser Theil fiel mir zu. Nach Beendigung der Apostelgeschichte that ich vor der Congregation Dasselbe in Betreff der Kanones der ersten Concilien, nach einer einleitenden Bemerkung über die verschiedenen Codices der Kanones." — Diese Bemerkungen nun hatte Quesnel flüchtig niedergeschrieben; ein Buchhändler in Lyon, welcher sich eine Abschrift davon zu verschaffen gewußt, ließ sie drucken, was Quesnel umsonst durch den Kanzler zu verhindern suchte. Er erklärte öffentlich, daß diese Anmerkungen durchaus unreif und voll Fehler seien; und als er sie 1703 zu verbessern angefangen hatte, wurde er verhaftet und das Manuscript ihm genommen.

6) Causa Arnoldiana, in 8., 1699 Leodii, ist eine Sammlung von lateinischen Aufsätzen zur Rechtfertigung Arnaulds, beinahe alle von ihm selbst und von Nicole geschrieben.

7) Der dritte Band der Justification de M. Arnauld, contre la censure de 1656, Liège 1702, 3 Vol. in 12. enthält einen discours historique et apologetique von Quesnel; die erste Hälfte giebt namentlich eine kurze Biographie Arnaulds und eine neue Sammlung von Briefen von St. Cyran, Arnauld und einigen Anderen. Der erste und zweite Band sind großentheils von Arnauld selbst.

Avertissement sur deux lettres de M. Arnauld à M. le Feron, écrites 1687, au sujet du livre de Bourdaille, intitulé: La théologie morale

de St. Augustin, 1700 gedruckt. Quesnel zeigt gegen die Morale relachée, in Lüttich gedruckt, daß die von dieser der theol. mor. gemachten Vorwürfe nicht auf die Männer von Port-Royal fallen.

Nunmehr folgt eine Menge von Gelegenheitsschriften, Acten zur Geschichte seines Lebens, welche um so mehr hier ihren Raum finden, als sie nie gesammelt erschienen:

Lettre à M. van Susteren, 5 Dec. 1703.

Motif de droit en 1704, principalement contre l'archévêque de Malines et sa procedure 1704, Das Motif zerfällt in zwei Theile; der erste enthält les raisons que le père Quesnel a eues et qu'il a encore de suspecter et de recuser la personne et le tribunal de M. l'archévêque de Malines, der zweite Theil, sans le reconnaitre pour juge, il repond sommairement aux faits calomnieux avancés contre lui par le procureur d'office de la cour ecclésiastique dudit seigneur archévêque dans le placard du 13 Février dernier.

Problème morale et canonique proposé à M. Malo, chanoine de Malines et ancien official de l'archévêché lequel des deux est plus probable, ou que M. Humbert Guillaume de Precipiano, autre fois abbé de Bellevaux, aujourd'hui archévêque de Malines, ait été pendant vingt ans contumace et rebelle an St. Siège apostolique sous quatre papes, pour être malgré eux doyen et pasteur du chapitre metropolitain de Bezançon; ou que le St. Siège apostolique et quatre Papes ayant persécuté injustement M. H. G. de Precipiano etc.

Lettre au roy contre les Jésuites. 1704.

Lettre à M. le chancelier. — Lettre du p. Quesnel au Port-Royal de la Chaize.

Lettre à un archévêque. — Diese und andere Briefe von Quesnel finden sich im fünften Band des cas de conscience; sie werden deshalb hier nicht alle namhaft gemacht.

Lettre d'un particulier à un ami.

Lettre à un ami touchant celle qui court sous le nom du roy catholique. 1704.

Declaration et protestation contre le placard de M. l'archévêque de Malines du 13 Fevrier 1704, dattée du 3 Mars de la même année.

Idée générale du libelle du fiscal de Malines 1705.

Lettre du père Quesnel à un de ses amis au sujet du procès ou motif de droit publié contre ce père par M. l'archévêque de Malines. 18. Fevr. 1705.

Anatomie de la sentence de l'archévêque de Malines contre le père Quesnel; in 12. 1750.

Mémoire justificatif du recours qu'a le p. Quesnel au roy 1712. Die hauptsächlichsten Schriften gegen Quesnel waren: Causa Quesnelliana oder Procès du p. Quesnel ou motif de droit pour le procureur de la cour ecclésiastique de Malines accusateur contre le p. Pasquier Quesnel, fugitif et cité, avec la sentence portée contre le même père par l'archévêque de Malines, primat de la Belgique. Es wurde ganz im Anfange von 1705 publicirt. — Le p. Quesnel séditieux dans les réflexions sur le N. T. — Le p. Quesnel hérétique dans les réflexions.

Quesnel besorgt die Herausgabe der Lettres de M. le prince de Conti et du p. Deschamps, jésuite; avec des notes 1689.

Le Roman séditieux du Nestorianisme renaissant, convaincu de calomnie et d'extravagance. 1693. Brochure in 4., eine Schutzschrift für Fontaine, den Verfasser der Memoires, gegen die Angriffe von Riviere und Daniel.

Très humbles remontrances à M. Humbert de Precipiano, arch. d.

Malines, sur son décret du quinze Janvier 1696, portant défense de lire, retenir et debiter plusieurs livres et particulièrement celui de la fréquente communion. in 12. 1696.

Mémoire touchant les accusations de Jansénisme, de rigorisme et de nouveauté. 1696.

Histoire abrégée de la vie et des ouvrages de M. Arnauld; urſprünglich unter dem Titel: Question curieuse, si M. Arnauld est hérétique, à M..., conseiller du conseil privé de Mgr. l'évêque et prince de Liège. 1690. 1696 und wiederholt gedruckt.

Premier et second mémoire en faveur du séminaire de Liège contre les prétentions des Jésuites in 12. 1698.

Motif de droit et deffense du séminaire de Lièges et du droit de M. M. les proviseurs. in 12. 1698. Gegen die engliſchen Jeſuiten. Van Eſpen hat auch daran gearbeitet, die franzöſiſche Überſetzung aber wird Quesnel zugeſchrieben.

Solution de divers problèmes très importants pour la paix de l'église, tirées du problème ecclésiastique proposé depuis peu contre Mgr. l'archévêque de Paris (Noailles) 1699. in 12. und die Suite de la solution de divers problèmes, pour servir de reponse à la lettre du p. Daniel à Mgr. l'arch. d. P. 1700, in 12.

La foy et l'innocence du clergé de Hollande defendues. 1700.

Le p. Bouhours, Jés., convaincu de ses calomnies anciennes et nouvelles contre M. M. de Port-Royal ou recueil de divers écrits faits contre ses deux lettres et autres libelles. Es iſt wohl nur die darin enthaltene reponse au nouvel écrit intitulé: l'auteur des avis importants, in 12. 1700 von Quesnel ſelbſt.

Avis sincères aux catholiques des Provinces-Unies sur le decret de l'inquisition contre Mgr. l'archévêque de Sebaste (Codde) en 1704.

Trois mémoires sur l'introduction du formulaire dans les Pays-Bas, en 1707.

Lettre à Mr. Decker contre son nouveau système du Jansénisme. 1707.

Divers abus et nullités du décret de Rome du 4 Oct. 1707 contre M. l'arch. d. Sebaste. 1708.

Deffense de la justice dans la cause de M. van Denesse, pasteur de St. Cathérine de Bruxelles, contre M. l'arch. de Malines, in 4. 1708.

Desaveux d'un libelle calomnieux faussement attribué au p. Quesnel.

Reponse aux deux lettres de M. l'arch. de Cambray (Fenelon) 1711. in 12. Witte, doyen de la collégiale de Notre-Dame in Mecheln, hatte Denuntiatio solemnis bullae Clementinae quae incipit: Vineam Domini Sabaoth, facta universae ecclesiae catholicae, geſchrieben. Fenelon ſchrieb dagegen zwei Briefe an Quesnel, die 1737 bei Lüſſeux erſchienen ſind. Er macht Quesnel zum Mitverfaſſer der Denuntiatio, wirft den Janſeniſten Abfall von der Kirche vor, welchen ſie nur aus Feigheit heuchleriſch verbergen. Sie glauben, die gratia efficax ſei mit den fünf Sätzen von der Kirche verdammt, warten aber auf den günſtigen Augenblick mit der zwingenden Gnade aufzutreten. Dies bewog Quesnel öffentlich zu antworten.

Mémoire sur l'ordonnance publiée sous le nom de M. l'eveq. d'Apt contre la traduction du N. Test. et les réflexions morales imprimées par l'autorité des trois derniers évêques de Châlons s. M. 1705.

Reponse à M. de Witte sur son dernier écrit où il prétend justifier sa denonciation de la Bulle d. N. S. P. Clement XI contre ce qui en est dit dans les lettres d. M. l'arch. d. Cambray au p. Quesnel 1712.

L'intrigue découverte au sujet de la lettre de M. l'abbé Bochart de

Saron 1711. Enthält sehr wichtige Actenstücke über die Umtriebe der Jesuiten gegen Noailles und Quesnels Neues Testament.

Entretiens sur le décret de Rome du 13 Juillet 1708 contre les réflex mor. du N. Test.

Edition de la justification des réflexions morales par M. Bossuet 1710.

Lettre au Pape Clément XII touchant le livre des réflex. mor. 1712.

Explication apologétique des sentimens du p. Quesnel dans ses réflexions sur le N. T. à rapport à l'ordonnance de M. M. les évêques de Luçon et de la Rochelle. in 12. 1712.

Vains efforts des Jesuites contre la justification des reflexions sur le N. Test., composée par feu M. Bossuet. 12. 1713.

Lettre à l'assemblée du clergé de France en 1712 au sujet de la constit. Unigenitus. 1714.

Lettre adressée à un des eveques de la même assemblée de 1714.

Protestation et plainte du p. Quesnel contre la bulle Uuig. in 12. 1715. Lateinisch Dasselbe. 1716.

Sept mémoires pour servir à l'examen de la constit. de N. S. P. le Pape contre le N. Test. en français avec des réflex. Sieben Bände in 12. 1713—16.

Reponse à une contestation sur le devoir d'une religieuse. 1716. Über denselben Gegenstand Lettre à M. le Cardinal de Rohan. 1716. Desgleichen Lettre apologétique à M. l'évêque et Comte de Beauvais, pair de France en date du mois de Nov. 1716, au sujet de son ordonnance du 14 Juin 1714 et du discours fait aux curés de son diocèse, avec un avertissement de l'éditeur et un avis du P. Quesnel du 18 Mars 1717.

Deux actes d'Appel de la Bulle Unigenitus. 1717.

Reponse à quelques accusations des évêques. 1719.

Suscription en faux et la suite. 1719.

Justification du droit du chapitre d'Utrecht, in 4. 1719. — Hist. abrégée de la paix de l'église, par Quesnel, Mons 1698. in 12.

La paix de Clément IX, ou démonstrations des deux faussetés capitales avancées dans l'histoire des V propositions, contre la foi des disciples de St. Augustin et la sincérité des quatre evêques, avec l'histoire de leur accommodement et plusieurs pièces justificatives. Chambery, 1700 in 12.

Ungleich weniger Beziehung auf die Streitigkeiten der Zeit hatten folgende ascetische Schriften:

Lettre contre les nudités, adressée aux religieuses qui ont soin de l'éducation des filles. 1686. Die Prediger der Zeit eifern vielfältig besonders gegen die üppigen Anzüge, worin die Frauen halbnackt dem Morgen-Gottesdienst beiwohnten. „Glaubt ihr, wir seien nicht auch von Fleisch und Blut, wie die Anderen, daß ihr uns, indem wir das reinste, heiligste Opfer darbringen, so gefährliche Schlingen legt? — Wenn wir verblümt dagegen reden, thut ihr, als verstündet ihr es nicht; sprechen wir frei und offen davon, so lacht ihr."

L'idée du sacerdoce et du sacrifice de J. Ch. wiederholt herausgegeben. Der zweite Theil des Buchs ist von Condren.

Elevations à J. Ch. sur sa passion et sa mort ist größtentheils von Desmarets.

Jésus pénitent, in 12. Paris 1683 und seitdem wiederholt aufgelegt; für die Fastenzeit, namentlich sieben Bußpsalmen.

Du bonheur de la mort chrétienne, ou retraite de huit jours, Paris. 1688. in 12. Arnauld empfiehlt es sehr in einem Briefe (12. Nov. 1693)

Madame de Fontpertuis, er nennt es eine gedrängte Darstellung des Christenthums und bereitete sich selbst noch damit auf den Tod vor.

Prières chrétiennes en forme de méditations sur tous les mystères de notre Seigneur, de la Sainte Vierge et sur les dimanches, et les fêtes de l'année wurden in Paris, Brüssel und Lüttich häufig aufgelegt und sehr verbreitet. Man hat damit auch verbunden Exercices de piété pour le renouvellement annuel des trois consécrations, du baptême, de la profession religieuse et du sacerdoce.

Nouvelles prières chrétiennes avec des pratiques de piété, sur la dédicace des églises et des fêtes de Ste. Geneviève, de St. Etienne et de St. Denys, in 12. und mehrere ähnliche Schriftchen sind nun besonders gedruckte Abschnitte der eben genannten prières chrétiennes.

Prière à notre S. J. Ch. au nom des jeunes gens et de ceux qui désirent de lire la parole de Dieu et surtout l'Evangile, in 12. Le nouvel Adam. — Conduite chrétienne touchant la confession et la communion. Paris 1692.

Mehrere Werke von Quesnel und Arnauld wurden im Manuscript mit seinen anderen Papieren in Brüssel auf Befehl des Erzbischofs weggenommen.

Im Jahre 1721 erschienen in Paris bei Barois: Recueil de lettres spirituelles sur divers sujets de morale et de piété, in 12. 3 Vol. Der erste Theil ist gerichtet an Hericourt, Domherr zu Soissons, gestorben am 19. Februar 1731. Der zweite und ein Stück des dritten Theils ist an Madame de Monglat, Äbtissin und Reformatorin des bei Port-Royal des Champs gelegenen Klosters Gif. Der Rest ist an eine Dame und handelt über den Tod ihres Beichtvaters, des Abbé Richard, Domherrn von St. Opportuna in Paris.

Außerdem schrieb er Notas in epistolam eximii Steyaert. Coloniae 1691. in 12. über die Angelegenheiten des Oratoriums in Mons. Dahin gehört auch Défense de deux brefs d'Innocent XII. 1697 und ein gleichzeitiger Brief an Steyaert. — Seine Schriftchen über die Schelmerei von Douai wurden gesammelt unter dem Titel: Faux Arnauld, in 4., dazu eine Reponse à une lettre anonyme 1691 diese Angelegenheit betreffend. — Memoiren zur Geschichte der Facultät Douai. — Lettre sur l'état présent de la faculté de Louvain, um 1692.

Wir geben noch einige Stücke aus Quesnels Schriften, welche durch die, für Port-Royal so verhängnißvolle, Beschlagnahme seiner Papiere veranlaßt waren.

Eine eigenthümliche, auf den Gegner eindringende Kraft der Beredtsamkeit liegt in der zuerst, drei Monate nach seiner Entweichung, erlassene Lettre du r. p. Quesnel, prêtre de l'Oratoire de Jésus, à M. van Susteren, Vicaire-général de Mr. l'archévêque de Malines, vom 5. December 1703. Er sagte in Beziehung auf seine Entweichung, es wäre Gott versucht gewesen, wenn er das ihm ganz unverhofft dargebotene Mittel der Befreiung nicht ergriffen hätte, da man ihn für ein Gefängniß aufbewahrt habe, woraus er ohne ein Wunder hätte nicht errettet werden können. Denn es wäre gar keine Aussicht da gewesen, bis der Erzbischof oder er vor Gottes Richterstuhl wäre gestellt worden.

Der Brief beabsichtigt den allregierenden Großvicar von weiteren gerichtlichen Formularitäten und Verfahren gegen ihn abzumahnen und ihn zur Zurückgabe Dessen zu vermögen, was noch in seinen Händen ist und zwar zu restitution volontaire et reparation édifiante au moins d'une partie des meaux et des pertes. Er verlangt zuvörderst die Zurückgabe seiner Bücher und Manuscripte, die man großentheils den Jesuiten in Frankreich ausgeliefert habe. Der Einwand, es befinden sich darunter auch vom Pabst förmlich verbotene Schriften, kann den Vicar der Pflicht ihrer Rückgabe

nicht entheben, da Quesnel ausdrückliche Erlaubniß gehabt, mehrere derartige Schriften zu lesen. Ich glaube aber nicht, daß die Jesuiten, welche doch für Alles eine Bulle haben, eine besäßen, welche ihnen erlaubte, sich das Gut der Andern zu eigen zu machen.

Bei politischen Verhaftungen scheidet man immer die für die Anklage der Verschwörung wichtigen Papiere von den Familien-Papieren, welche man zurückgiebt, ohne in ihr Geheimniß eindringen zu wollen. Das heißt aber sich für einen Feind der bürgerlichen Gesellschaft erklären, ihre Bande brechen, wenn man sich der Freundschaftsbriefe, der Familienpapiere bemeistert, der Contracte, der Testamente, welche mit Vergunst der Gesetze unter öffentlicher Auctorität zum Frieden der Familien und zu noch heiligeren Zwecken aufgesetzt sind; was müßte man aber erst von einem Priester, einem Großvicar, einem Erzbischof denken, welcher zum Werkzeug seiner Leidenschaft die Briefe machte, worin ein Bußfertiger sein Herz aufschließt und dem Arzt seine verborgenen Wunden zeigt und das tiefste Geheimniß seines Gewissens aufdeckt! Erinnere Dich an den Lärmen, den Du und die Deinigen gegen die besten Doctoren zu Löwen erhoben, um sie zu verschreien, als hätten sie sich schwer verschuldet und eine das Geheimniß des Sacraments untergrabende Lehre vorgetragen. Die Angeklagten haben damals ihre frechen Ankläger mit Schmach bedeckt heimgeschickt. Es ist aber schlimmer nach solchen Grundsätzen handeln, als sie lehren.

Ihr werdet unter unseren Papieren einige Schriften, sowohl gedruckte, als ungedruckte, gefunden haben, von welchen ihr wohl denkt, daß sie einigen Mächten nicht ganz angenehm sein werden. Ihr werdet wohl nicht ermangeln, die gute Gelegenheit zu benutzen, sie gegen uns aufzureizen; ob mit Recht oder Unrecht, das bekümmert euch nicht. Es ist ja gegen die angeblichen Jansenisten Alles gut; wenn man sie nur verschreit, die boshafteste Verleumdung wird das verdienstlichste Werk. Man versichert, ihr habt schon mit den Jesuiten einen böswilligen Gebrauch davon gemacht, Arnauld und die Seinigen an mehreren Höfen noch gehässiger zu machen. Alle Welt weiß, daß der römische und der französische Hof in Betreff der Regale zur Zeit Innocens XI sehr verschiedener Ansicht waren. Arnauld hatte Freunde auf beiden Seiten und Jeder schickte ihm sorgfältig Alles, was von beiden Theilen an Schriften veröffentlicht wurde, damit er gehörig unterrichtet wäre, um mit voller Sachkenntniß in dieser Angelegenheit sowohl den Bischöfen und Magistraten Frankreichs, als den Beamten des römischen Hofes zu antworten, welche ihn nach ihren verschiedenen Gesichtspunkten und ihren entgegengesetzten Interessen aufforderten, ihnen seine Meinung zu schreiben. Was thut ihr nun, ihr und eure Jesuiten, um von Allem boshaft euern Nutzen zu ziehen? Ihr schickt an den französischen Hof die Schriften gegen die Regale, oder vielmehr gegen ihre Allgemeinheit und nach Rom die Schriften zu Gunsten dieser Allgemeinheit, um den Pabst glauben zu machen, Arnauld sei den Interessen der Kirche entgegen gewesen, den französischen Hof aber, er sei gegen dessen Ansichten gewesen und im Einverständniß mit denen, welche sie bekämpften. Wer könnte einer so feinen Bosheit entschlüpfen?

Ihr findet auch unter den Papieren Arnaulds eine große Menge von Schriften und Briefen eines deutschen Fürsten, welcher ihn mit seiner Freundschaft beehrte und ihm mit „deutscher Freimüthigkeit" seine Ansichten über die öffentlichen Angelegenheiten schrieb, wobei er oft Frankreichs Benehmen tadelte; man wird vielleicht diesem Hofe diese Briefe und Schriften vorlegen, wenn es noch nicht geschehen ist, um Arnauld ein Verbrechen aus diesem Verkehr mit einem Fürsten zu machen, welcher in den Interessen des Reiches war. Man wird sich aber wohl hüten zu sagen, daß dieser Fürst auch in einem ähnlichen Verkehr mit einem Pater Jouber, einem Jesuiten,

ſtand, welcher Vorgeſetzter und Repetent der Prinzen, ſeiner Kinder, war. Man wird ſich aber noch mehr hüten, die Antworten Arnaulds an dieſen Prinzen vorzulegen, weil man daraus den Eifer erſehen würde, womit er ſeinen König und ſein Vaterland gegen die Vorurtheile einiger Fremden und gegen die Verleumdungen einiger Schriftſteller vertheidigte.

Es fand ſich unter Quesnels Papieren eines folgenden Inhalts: Nos amis viennent d'entrer en Bonne. Avant trois mois ils seront à Malines, ou du moins à Louvain. Alors nous serons en état de parler bien haut. Je voudrais que Mr. de Sebaste (der apoſtoliſche Vicar in Utrecht, Haupt der Janſeniſten in Holland) fût déjà arrivé ici. Quand il sera de retour nous donnerons des coups de pied dans le cul à ses ennemis et à ceux qui les soutiennent. De la Chaise hatte dieſes Billet, welches von der Hand eines holländiſchen Janſeniſten ſein ſollte, dem König von Frankreich vorgelegt mit dem Beiſatz, daß die Randbemerkungen von Quesnels Hand ſeien. Dieſer leugnet nicht nur dies, ſondern erklärt auch, der Brief ſei gar nicht an ihn gerichtet geweſen, ja man habe ihn gar nicht aus ſeinen Papieren herausziehen können, ohne es zuvor böswillig hineingeſchoben zu haben.

Quesnel verlangt außer anderen ihm genommenen Habſeligkeiten auch eine goldene Uhr zurück, die ihm anvertraut worden. „Sie gehört einem lutheriſchen Edelmann, der durch die Lectüre der Schrift de la perpetuité de la foi vermocht worden iſt, ſich in den Schooß der katholiſchen Kirche aufnehmen zu laſſen; da er ſein Vaterland, ſeine Verwandtſchaft und Vermögen zum Opfer gebracht, iſt er dieſer Uhr vielleicht bedürftig, ſich Brot zu verſchaffen. Es iſt nicht zu hoffen, daß ein Großvicar einen ſolchen Mann bis zur Erbitterung über ſeine neue Glaubensgenoſſen und zur Reue über ſeine Bekehrung will kommen laſſen. Indeß hat er, ob man ihm gleich Zeugen geſtellt, daß es ſich ſo verhalte, ſich geweigert, Gebrauch zu machen von einer ſehr guten Gelegenheit, das Kleinod dem Eigenthümer zurückzugeben. Man könnte glauben, daß er, der von mehreren reichen Pfründen ſich mäſte, auch an den Gefangenen Beute machen wolle." — Er werde doch wohl das, was ſich in ſeinen Händen befinde, nicht unter dem Titel ſich aneignen, daß es für die Koſt des Gefangenen ſei. Hoffentlich feilſche der Großvicar nicht alſo mit der Tafel ſeines Erzbiſchofs. — „Es war allerdings die Koſt das Einzige, worüber ich mich nicht beklagen konnte, ſie war ſehr gut, denn ich wurde von den Reſten, den Broſamen der erzbiſchöflichen Tafel geſpeiſt."

Da aber unſere Freunde einer der koſtbarſten Theile unſerer Güter ſind, habe ich das Recht, von euch die Zurückgabe auch meines Freundes zu verlangen, als eines mir gehörigen Guts. Ich rede von Herrn von Brigode, wie ihr wohl verſteht. Gebt mir denn dieſen Freund zurück, gebt ihn ihm ſelbſt, ſeiner Familie zurück, einer frommen Wittwe, deren Innerſtes ihr zerreißt und die ihr von neuem durch eure unmenſchliche Behandlung die Wehen der Mutter ausſtehen laßt. Seit ſechs Monaten haltet ihr ihn gefangen und trotzt dem allgemeinen Unwillen darüber. Welches Recht habt ihr über ihn, der als Laie nie den geringſten geiſtlichen Grad gehabt, noch darnach getrachtet hat? Durch welches Verbrechen konnte ein Mann ſechsmonatliches Gefängniß verdienen, der die Gebete der Kirche zu ihrer Zeit ſprach, in der Woche öfters faſtete, die Armen mildthätig unterſtützte und durch ſeine Sanftmuth ſich bei aller Welt beliebt machte?

Um in eurem Glühofen immer die myſteriöſe Zahl der drei Kinder Iſraels zu haben, warft ihr bei meiner Gelegenheit, um meine Stelle auszufüllen, einen der heiligſten und fleißigſten Arbeiter der Diöceſe hinein, Verſchuren, Vice-Paſtor der Kirche von St. Katherinen. Ihr habt ihn aus dem auserwählten Weinberg weggeriſſen, um ihn in euern Kerkern vermo-

dern zu lassen, bis er die Statue Nebukadnezars angebetet. Der Schmerz durchbohrt mein Herz, wenn ich sehe, wie ihr diesen Theil von des Herrn Feld verwüstet, welchen dieser Diener Gottes mit so vielem Segen baute; Singularis ferus depastus est eam. Das heißt aber Gottes Reich zu Grunde richten und das des Satans aufrichten, die von der Hand des Herrn in seinen Weinberg gepflanzte Frucht ausreißen und sie bis auf die Wurzel austrocknen wollen, wenn man seinem Weinberg Diejenigen entreißt, welche ihn mit ihrem Schweiß benetzten, mit ihren Thränen, gleichsam mit ihrem Blut, indem sie nach dem Vorgang des Fürsten der Hirten ihre Kräfte und ihr Leben in den Arbeiten des Hirtenberufs verzehrten.

Quesnel mahnt den Großvicar an das Wort Augustins: Niemand ist so verschränkten Geistes, daß er behauptete, man müsse zurückerstatten, was heimlich gestohlen ist, aber nicht was öffentlich im Heiligthum der Gerechtigkeit selbst entwendet wurde, wo man die anderen Verbrechen bestraft, Dasjenige, was man sich nur mit Umgehung der Gesetze zugeeignet hat. Besonders verlangt er die Erstattung der ihm geraubten Ehre, er versichert sie ohne Furcht aus allen Kräften vertheidigen zu wollen, da sie zugleich die Ehre der Kirche sei. Der Gegner solle wissen, daß wenn er seine Vorwürfe gegen Quesnel, als hätte er den Frieden der Kirche und des Staats gebrochen, als sei er seinem Vaterlande ungetreu, als hätte er sich gegen seine himmlische und irdische Mutter vergangen, wenn er seine allgemeinen Anklagen nicht beweise, — zumal er alle Papiere Quesnels in Händen habe —, er als ein ehrloser Verleumder dastehe. Feierlich wird er aufgefordert, die Belege für seine Anklage vorzulegen; je Vous en prie, je Vous en conjure, je Vous en defie!

Eine Art Antwort auf diesen gedruckten Brief auf diese Appellation an das Publicum, war das Schreiben des Erzbischofs vom 13. Febr. 1704 an alle Behörden, den entflohenen Quesnel wo möglich vor das geistliche Gericht zurückzuführen. Es wird ihm darin vorgeworfen, daß er vor der den Jansenismus verdammenden Unterschrift, aus Frankreich entflohen sei, in Belgien wo er noch dazu weltliches Gewand getragen, die Geistlichkeit gegen die Bischöfe aufgewiegelt, daß er die von Alexander VII verlangte Verdammung des fait für Sacrilegium erklärt, die Lehre von Bajus und Jansen verbreitet, von päpstlichen Decreten in dieser Sache gesprochen habe, als wäre etwas eingeschoben worden und als hätte man die verdammte Schrift zuvor nicht geprüft; sodann soll er mehrere verbotene Bücher wieder herausgegeben haben, besonders die Geschichte der Congregationes de auxiliis; ferner habe er mit Gerberon und Ruth d'Ans Gr. Gemeinschaft gehabt und den Erzbischof von Paris Noailles und die Doctoren scharf getadelt, die sich über den cas de conscience ihren Oberen unterworfen hätten. Quesnel habe beharrlich der Partei angehängt, welche sich verschworen habe, den Decreten der Kirche und den Edicten der Kirche zum Trotz, das Buch und die Lehre Jansens zu verfechten; diese Faction sei weit und breit durch Frankreich, Belgien und Holland verbreitet, habe ihre sogenannten Abteien, Priorate, Collegien, Häuser Hospize und Eremitagen; es gehören Leute von der Welt- und Ordens-Geistlichkeit dazu, von denen die Einen Visitatoren, die Anderen Prioren, Andere einfach Väter oder Brüder genannt werden. Seit dem Tode Arnaulds, des Vater Abts, habe Quesnel unter dem Namen eines Vater Prior, die Faction regiert; man habe eine Kasse, um sowohl in Rom, als in Paris und sonst Procuratoren der Partei zu halten. So habe man sich auch in den Briefen der Chiffern bedient. — Dies giebt Gerberon zu, da man es mit einem scharfsichtigen Feind zu thun gehabt habe, er giebt auch zu verstehen, man habe sich dazu jener Titel bedient, die Namen zu verbergen. Besonders gefährlich aber klang der Vorwurf, daß Quesnel Briefe geschrieben und von seinen Vertrauten erhalten habe, welche gegen den König von Spa-

nien, wie den von Frankreich, gegen ihre Minister, gegen den Pabst, die Cardinäle und Bischöfe sehr beleidigend sprechen; Leute, von welchen er solche Briefe erhalten habe, habe er fortwährend als seine vertrautesten Freunde behandelt. Gegen alle diese Vorwürfe rechtfertigt sich Quesnel in seinem motif de droit.

Quesnel giebt zu seinem Motif de droit 1704 einige Anmerkungen, darunter auch (Pag. 252 bis 263) Idée de la conduite de Messire Guillaume Humbert de Precipian, archévêque de Malines. Einer der ersten augenscheinlichen Beweise davon, von welchem Lichte er erleuchtet sei, habe sein Decret vom 9. Januar 1691 gegeben, worin er seinen Völkern einen solchen Begriff vom dem in die Volkssprache übersetzten Worte Gottes und heiligen Schriften gebe, daß sie sofern sie sich daran halten, dieselben nur als ein gefährliches Buch ansehen können, welches im Stande sei die Seelen zu vergiften, welches zu lesen so gefährlich sei, daß man ihm alle Zuchtruthen des göttlichen Zornes zuschreiben könne, wovon das Land sich getroffen fühle, wie der Prälat es in ziemlich deutlichen Ausdrücken gesagt habe. „Nachdem er versucht hat, das Wort Gottes aus den Händen der Gläubigen zu reißen, gab er sich Mühe, aus ihren Herzen auch die Achtung und das Vertrauen zu reißen, welches sie für ihre Hirten hegten; dies that er in seinem Hirtenbriefe vom 12. October 1692. Er entehrt darin selbst die ihm Angetraute, indem er sie fälschlich als von Irrthümern, außerordentlichen Unordnungen, durch Neuerungen ganz verdorben darstellt, um den Fehler auf die Hirten und auf die übrigen Diener fallen zu lassen, welche ihr zur Erbauung und mit Billigung seines Vorfahrers dienten. Das Decret vom 15. Januar 1695 krönte diese Ausfälle durch Verdammung des Buchs gegen das häufige Communiciren und der Méthode de remettre et de retenir les péchés, par Huyghens. So wurde man der Kasuistik der Jesuiten in die Arme gestoßen."

„Derselbe Prälat hatte sein Regiment eröffnet, indem er das Seminar zu Mecheln durch die Entfernung Opstraets ruinirte. Er machte den Ankläger der Geistlichen bei den weltlichen Gewalten. So beschuldigte er Vanden-Esse, Pastor von St. Katharinen zu Brüssel, im October 1696, daß derselbe im August den Magistrat und die Nationen von Brüssel zu bewegen gesucht habe, die Auflage eines Liard auf den Krug Bier nur unter der Bedingung zuzulassen, daß der Gouverneur die gegen die Jansenisten und Neuerer gegebenen Decrete aufhebe und außer Wirkung treten lasse. Die Anklage wurde aber nach Verhörung von 70 Zeugen als falsch erfunden und dafür erklärt und die Flugschrift Copia del Carta kraft eines Beschlusses des geheimen Raths im September 1697 verbrannt."

„In demselben Jahre beschuldigte der Erzbischof denselben Pastor von St. Katherinen, Doctor Huyghens, den Restaurator der Frömmigkeit und der theologischen Studien auf der Universität Löwen, Baerts Pleban von Mecheln, Baer Pleban von Antwerpen, van Geet, Pleban von Gent, er beschuldigte diese mehrerer Acte der Rebellion gegen den König, indem sie dessen und des Gouverneurs Auctorität selbst durch den Rath von Brabant anzugreifen und umzustürzen sich unterwunden hätten. Sie haben Vanden-Esse bevollmächtigt, den Staaten von Brabant mehrere Schriften im Namen der ganzen Partei zu überreichen, worin sie den König wegen seiner Decrete der Ungerechtigkeit, der Treulosigkeit und des Meineids beschuldigen und die Staaten bitten, sich diesen Decreten zu widersetzen und nie ihre Ausführung zuzulassen. Die meuterischen Priester, welche nicht sobald als sie hofften Bescheid darauf erhalten hätten, haben sich versammelt und sich in Masse auf die Kanzlei der Staaten begeben, um zu erzwingen, was sie nicht auf anderem Wege haben erhalten können, womit sie den Völkern ein Beispiel des Aufruhrs gegeben hätten. Der Erzbischof habe seine väterlichen Wünsche in

Betreff dieser ihm untergebenen Priester in der Bemerkung niedergelegt: Hätte man gleich im Anfang Luther, Kalvin und die ersten ihrer Sectirer verhaftet, so wäre Europa noch ganz katholisch, man hätte nicht so viele Staatsumwälzungen, noch so viele Provinzen sich von ihrem Fürsten losreißen gesehen. — Diese ganze Anklage aber endigte damit, daß der Gouverneur auf die Bitte des Erzbischofs die Untersuchung abzubrechen befahl."

Der Erzbischof sandte auch nach der Entweichung Quesnels seine Leute am 27. September 1703, Vanden-Esse in seinem Hause zu verhaften, was man, da er selbst nicht zu finden war, mit seinen Dienstboten und dem Untergeistlichen von St. Katherin Verschuren that, welcher zwei Monate in dem Gefängniß des Erzbischofs blieb.

Quesnel wandte sich in einem besonderen Briefe an de la Chaise (Lettre du r. p. Quesnel au r. p. de la Chaise, ohne Datum). Dieser hatte großes Aufheben gemacht mit einer Kapsel voller Papiere und wiederholte vor Jedem sein: Voilà tous les mystères d'iniquité du père Quesnel; er rühmte sich alle Memoires, Briefe, Concepte, sogar ihre Chiffre und ihre geheime Sprache (jargon) zu besitzen; es sei erstaunlich Vieles gegen den König und den Staat darin. Darüber fordert Quesnel ihn auf, seine Wunderkapsel einmal zu öffnen, das Geheimniß laut werden zu lassen, es genau anzugeben, die Papiere zu drucken; sonst gebe er sich ja nur das Ansehen eines Marktschreiers. Der Gebrauch der Chiffre habe doch an sich selbst nichts so Arges, daß man einem deshalb als Schwarzkünstler anklagen dürfte; der Pabst und die Fürsten haben Personen, die besonders dazu angestellt seien, in Chiffern zu schreiben und sie aufzulösen. Die Jesuiten selbst üben sich genug in dieser Kunst, obgleich allerdings die Kunst in Chiffern zu schreiben von Abbe Tritheme in Rom verdammt worden sei. Die Kirche habe früher auch aus ihren heiligsten Acten ein Geheimniß gemacht; auch sie habe eine geheime, eine Zeichensprache gebraucht. Wenn es aber nicht erlaubt ist, seinen Namen zu verbergen, warum verbergt ihr eure Personen und ohne Noth? Macht ihr euch doch daraus so wenig einen Skrupel, daß ihr euch gewöhnlich verkleidet, nicht in Engel des Lichts, sondern der Finsterniß. Denn es sind die Priester der Götzen Japans und Chinas, deren Tracht ihr anlegt, unter dem Vorwande, der Jesuite habe keine eigene Tracht, sondern nehme überall die der Priester und Gelehrten des jedesmaligen Landes an.

Esterlin, Domherr von St. Genevieve in Paris, war auf 30 Meilen von Paris verbannt worden, eine vielleicht nie aufzuhebende Quarantäne zu halten, man hatte ihn für unfähig erklärt, die Stelle eines Professors der Theologie und Bibliothekars an genannter Abtei zu verwalten, es war ihm auch sein College nachgeschickt worden, weil man unter Quesnels Papieren folgende Linien gefunden: „Sie können sich an Esterlin wenden, er ist ein sehr rechtschaffener Mann und von guter Lehre." — Quesnel versichert, daß er nie die geringste Gemeinschaft oder Verkehr mit Esterlin gehabt, daß er ihn nur einmal, bei seiner Anwesenheit in Paris 1700, in der Eigenschaft des Bibliothekars habe nennen hören und sich des Namens kaum entsonnen habe; die besagten Linien aber waren von einem mit Quesnel unzufriedenen Manne geschrieben, welcher ein Exemplar eines Briefs gegen Quesnel dem Bibliothekar in die Hände zu spielen suchte. Man hatte Quesnel eine Copie dieses Billets zugeschickt und diese wurde nun mißbraucht, den unschuldigen Esterlin der Verbrüderung mit den Jansenisten zu beschuldigen, die man hinwiederum für schlimmer als Diebe und Buhldirnen schilderte; zugleich hoffte man die ganze Congregation von St. Genevieve zu verdächtigen.

Wie diese Verbindung nur eine eingebildete ist, so auch das Verbrechen, dessen man Quesnel und seine Freunde beschuldigt. „Ihr habt mich, fährt er fort, meinem König als einen so abscheulichen Menschen dargestellt, daß ich einen gelehrten, frommen Mann nicht achten kann, ohne ihm den Fluch der

Menschheit zuzuziehen; ich kann ihn nicht einen ehrlichen Mann nennen, ohne zu machen, daß er seine Ehre verliere; noch seine Lehre loben, ohne ihn verdächtig, ohne ihn zum Ketzer zu machen; mit ihm nicht im geringsten Verkehr der bloßen Höflichkeit stehen, ohne ihm die Acht zuzuziehen, ohne daß er verdiente von den Lehrstühlen der katholischen Kirche ausgeschlossen zu werden, als ein Mensch, der im Stande ist die Herzen zu vergiften. Und habt denn ihr allein das Privilegium mit verdächtigen, gefährlichen Leuten umzugehen, ohne daß es eurer Ehre schadete? Hat sich doch de la Chaise von Spon, einem Manne, den der König als Unruhestörer verwies, Bücher dediciren lassen, und hat mit ihm in Briefwechsel gestanden. Ich will nichts sagen von dem Verkehre, den ihr mit dem reformirten Geistlichen Claude gehabt habt, dem gefährlichsten Gegner der Kirche in unseren Tagen. Er hat sich in Frankreich und Holland der guten Dienste gerühmt, die Sie ihm, so gut als die anderen Jesuiten, geleistet, die ihm Aufsätze gegeben haben, um gegen Arnauld, den glorreichen Verfechter der Kirche, zu schreiben.

Wie die Heiden einst sagten: Er ist ein ehrlicher Mann, nur Schade, daß er Christ ist, so habt ihr nun, um rechtgläubige, fromme Leute von Würden zu entfernen, die Redeweise angenommen: Er gilt für einen rechtschaffenen Mann, für geordnet und gelehrt; Schade, daß er Jansenist ist! — Jansenist aber ist nach euch ein guter Bürgersmann, eine Magistratsperson, ein Beamter, der den Gottesdienst in seiner Pfarrkirche fleißig besucht, Gottes Wort liebt, den Unterricht seines Geistlichen in Ehren hält, eure Congregationen nicht besucht, euch nicht den Hof macht. Jansenist, das ist ein guter Ordensbruder, der seine Regel liebt und ihr genau nachkommt, der darüber seufzt, wenn er sie durch Diejenigen vergessen und verletzt sieht, welche Gott ihre Beobachtung feierlich angelobt haben und der, wenn er in einem ungeordneten Kloster lebt, die Herstellung der Regel durch eine gründliche Reform ersehnt; oder ein guter Pfarrer, der seine Pflicht gewissenhaft thut und eine evangelische Moral lehrt; ein Doctor, ein Priester des Oratoriums, ein Benediktiner, ein Dominikaner, ein Regular-Domherr, der sich zu Augustins und Thomas Lehre bekennt. Jansenist ist ein Bischof, der fest in seiner Diöcese bleibt und nicht zu Hof fährt; daher ihr den Bischof von Lúçon, Barillon, gerathen habt, er solle sich von Zeit zu Zeit am Hofe sehen lassen, um nicht in den Verdacht des Jansenismus zu fallen. Rücksichtlich der Verschwörungen aber werdet ihr kein anderes Verbrechen an Port-Royal und den Jansenisten finden, als das der ersten Christen. Ja es ist wahr, die Liebe ist ein Band, das die davon durchdrungenen Herzen enge vereinigt; es ist wahr, daß die lauteren Verehrer der Wahrheit, obgleich in den Provinzen zerstreut, durch weite Zwischenräume getrennt, unter sich befeindenden Gewalten lebend, nur Ein Herz und Eine Seele haben, wie St. Lucas von den ersten Christen sagt. Man kann ihnen allerdings vorwerfen, was die Heiden den ersten Verehrern der Wahrheit vorwarfen: Amant se pene antequam norint. Man kann wohl sagen, daß Christi Leiden sich wiederholt; die Weiber, selbst Heiden, beweinten ihn und gaben dem Gekreuzigten die Ehre, nur die Pharisäer lästerten ihn. Man kann wohl sagen, in unseren Tagen sei das Reich der Beichtväter; die Gewissen der Könige sind ihre Eroberungen; sie besitzen die Herrschaft über sie, über ihre Throne, sie verfügen über ihre Gewalt. Heil uns, wenn sie dieselbe als Boten der Wahrheit und des Friedens übten; wenn sie den Königen bezeugten, man müsse Erbarmen mit Anderen haben, um auf Gottes Erbarmen hoffen zu können. Habt Ihr das gethan, mein Pater? Ihr werdet nicht wagen, es zu bejahen; ganz Frankreich würde seine Stimme wider Euch erheben und Zeugniß vom Gegentheile ablegen.

Beilage LII.

Der Mauritaner Gerberon.

Die Congregation von St. Maurus nennt sich nach einem der Schüler Benedicts; sie hatte ihren Ursprung der Reform des Benedictinerordens zu verdanken, welche um 1600 in der Abtei St. Vanne in Verdün sich fest setzte. Da dieses zu dem, damals von Frankreich getrennten, Lothringen gehörte, Dom Didier de la Cour aber die Reform früh bis nach Frankreich ausdehnte, wurde hier 1618 eine eigene Congregation gegründet. Studium der Bibel, der Kirchenväter und strenge Disciplin zeichneten sie aus; sie hat die größten Verdienste um die Geschichte des Mönchthums im Mittelalter, um die Geschichte der Provinzen Frankreichs auch in ihrer bürgerlichen Entwicklung — wir erinnern nur an die Annalen des Benedictinerordens —, wie um die alten und die orientalischen Sprachen. Besonders verdient machte sich Dom Gregor Tarisse, Mabillons Name spricht für sich selbst und für seine Congregation. Auch das protestantische Ausland hat ihr den gebührenden Zoll der Achtung zu allen Zeiten bezahlt. Besonders berühmt war die Bibliothek von St. Germain des Près, womit auch die von Korbie und von St. Maur-des-Fossés vereinigt wurden, wie mehrere nicht minder bedeutende Privatbibliotheken, mit ausgezeichneten Manuscriptensammlungen. Auch das Gedächtniß der hauptsächlichsten Wohlthäter der Bibliothek beging die Congregation jährlich je mit einem feierlichen Gottesdienst.

Dom Johann Guerrier, Pfarrer und Prior von St. Johann von Angely, welcher von Fräulein Perier die Bibliothek Pascals an sich gebracht hatte, schickte die Manuscripte derselben an den General. — Um sich einen Begriff von den Arbeiten, gedruckten und handschriftlichen Werken dieser emsigen Priester zu machen, dient Histoire littéraire de la congrégation de St. Maur, ordre de St. Benoit, où l'on trouve la vie et les travaux des auteurs qu'elle a produits, depuis son origine en 1618 jusqu' à presént etc. A Bruxelles et à Paris 1770. (von Dom Tassin.) In Quarto. Daß man namentlich im katholischen Süddeutschland den Tendenzen der Congregation nicht fremd war, zeigen Bibliotheca Benedictino-Mauritana von Bernhard Pez, Bibliothekar der berühmten Benedictiner-Abtei Melk und Historia rei litterariae ordinis S. Benedicti von Ziegelbauer, herausgegeben von Oliverius Legipontius; Augustae Vindelicorum et Herbipoli 1754.

Die Congregation von St. Maurus hatte sich durch die Verwandtschaft des in ihr waltenden Geistes und durch einen besonderen Act der Verbrüderung mit dem Oratorium nahe verbunden.

Dom Gabriel Gerberon (außer dem Artikel Gerberon in der Literaturgeschichte von St. Maur ist unsere Hauptquelle im Folgenden Clemencet. Dieser hatte eine mit dem Orginal kollationirte Copie der Erzählung vor sich, welche Gerberon in dem Krankenhause in St. Denys dictirte, „wo er eben so wenig Freiheit hatte, als Jeremias, da er im Gefängniß Baruch seine Aufträge schreiben ließ") war geboren zu St. Calais, in Nieder-Maine, am 12. August 1628, legte schon im 21. Jahre sein Ordensgelübde ab und wurde 1655 Priester. Als Lehrer der Theologie zogen ihm seine strengen Grundsätze über die Buße einige Versetzungen zu, er wurde aber nichts desto weniger 1666 nach St. Germain des Près berufen und erhielt vom General den Auftrag, eine Benedictiner-Theologie (das heißt, eine Sammlung der theologischen Tradition der Benedictiner) zu schreiben; er feuerte den General sehr an, zu einer neuen Ausgabe Augustins eine Congregation niederzusetzen, und damit das Unternehmen nicht wieder rückgängig gemacht werden könnte, wie die Benedictiner-Theologie, trug er dazu bei, daß die Gelehrten Frankreichs,

Italiens, Spaniens, Englands und Deutschlands durch ein Rundschreiben um ihre Unterstützung angegangen wurden. Da sich aber Gerberon, der zugleich im Beichtstuhl und als Katechet wirkte, gegen die Grundsätze und den Orden der Jesuiten laut aussprach, erhielten seine Oberen Winke, daß sie ihn aus Paris entfernen sollten, widrigen Falls es auf höheren Befehl geschehen würde. So wurde er 1672 nach Argenteuil geschickt, und da dies noch nicht genügte, 1675 nach Corbie. Da er auch hier als Unterprior ein strenges Leben führte und auch die Anderen dazu anhielt, wandten sich drei der ihm unterstellten Brüder, welche später aus der Congregation gestoßen wurden, an de la Chaise mit der Anklage des Jansenismus, er schreibe und verbreite in diesem Sinn Flugschriften und sei in der Sache der Regale gegen den Hof gewesen. So wurde denn ein exempt du prévôt de l'Isle de France abgeschickt, ihn zu verhaften. Dieser kam denn am 14. Januar 1682, dem Tag vor St. Maurus, in Corbie an und wohnte der Messe bei, welche Gerberon las. Der Maire von Corbie aber, welcher am Abend in die Abtei kam, den Eid der Treue zu leisten, meldete die Ankunft des verdächtigen Fremden, der sich nach allen Ausgängen des Klosters erkundigte. Gerberon konnte nicht ungewiß sein, wen dies angehe und nachdem er noch am folgenden Morgen die Frühmesse gelesen hatte, warf er sich auf ein Pferd und entkam so, mit Zustimmung seines Priors, nach Amiens, von wo aus er am 20. zu Brüssel anlangte, von Pater Gabrielis gut aufgenommen und von der Baronin Steenpuis beherbergt wurde. Neerkassel lud ihn nach Holland ein; er folgte diesem Rufe und hielt sich besonders in Delft bei Van Erkel auf, einem der Geistlichen der Beguinage, bei welchem er mit dû Vaucel zusammen wohnte; er führte nun den Namen Augustin Kergre, auch ein Abt, Fürst des deutschen Reichs, hatte ihn zu sich geladen.

Der Minister Seignelay war auf den Bericht des exempt äußerst aufgebracht und erklärte einem der Vorsteher der Congregation, den er vor sich beschied, man habe seit dem Tage der Barrikaden keinen Ungehorsam gesehen, der dem des Priors von Corbie gleich komme. Es wurden sogleich Dragoner abgeschickt, ihn zu verhaften. Er kam aber auf Nebenwegen indeß selbst nach Paris und ward, nachdem er sich heimlich mit seinen Vorgesetzten besprochen hatte, dem Minister vorgestellt, der dadurch etwas begütigt wurde; zuerst untersuchte der Prior von St. Denys in Corbie auf die Reise, welche Gerberon vor einigen Jahren in die Niederlande gemacht hatte, auf seine Verbindung mit Fräulein Bailly, auf einige Bücher, namentlich le miroir de piété, le miroir sans tache, le combat des clefs, les lettres du clerc tonsuré; aber die drei Übelwollenden klagten nur heimlich unmittelbar bei dem Minister, selbst über den Prior, der bei der Untersuchung durch die Finger gesehen und versprachen für Kirche und Staat wichtige Dinge aufzudecken. Als nun ein weltlicher Beamter erschien, klagten sie über die Verfassung der Congregation, über Bedrückung, daß die Oberen, welche allein die Wahlen machen, sich in ihren Ämtern fortbestätigen, die Congregation besitze große Reichthümer. Die Congregation stand am Rande des Untergangs, alle Statuten und Gesetze, namentlich mußten einem königlichen Bevollmächtigten alle Rechenbücher, Einnahmen, Ausgaben der verschiedenen Häuser vorgelegt werden; es fand sich Alles in der besten Ordnung, auf jeden Bruder kamen 437 Livres, wovon auch Reisen und Bibliotheken bestritten werden mußten.

Umsonst suchte sich Gerberon von Holland aus wegen der gegen ihn erhobenen Anklagen bei dem Minister zu rechtfertigen und seine Flucht zu entschuldigen. Dieses sein Manifeste oder Lettre apologétique wurde gedruckt; es ist vom 15. Januar 1683. Man hatte ihn mit Trompetenschall aufgefordert vor Gericht zu erscheinen. Er habe sich zurückgezogen, dem Rath des Evangeliums gemäß, das uns zu fliehen erlaubt, wenn wir um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; aber er komme, so gut er könne und dürfe,

vor den Minister, ihm schriftlich Rechenschaft von seinem Verhalten zu geben. Es war nun aber eine schwierige Sache, wie er auf die Klagepunkte eingehen sollte, ohne weder ein böses Gewissen, noch seine Freunde zu verrathen, die ihm diese warnende Mittheilung gemacht hatten. Er bedient sich folgender Wendung: Ich kenne meine Ankläger nicht, noch die Klagen, die sie wider mich erhoben. Die Lage aber, worin sich Frankreich, wie Jedermann weiß, befindet, läßt mich glauben, daß sie sich derselben Anklagen bedient haben, auf welche hin man so viele Priester als Feinde des Staats und der Religion in die Bastille wirft. Ob ich nun gleich durch Gottes Gnade nichts gegen Religion noch Staat gethan habe, bin ich doch überzeugt, daß man mich derselben Verbrechen angeklagt hat, unter deren Vorwand man auch andere Leute ins Gefängniß wirft, ob sie gleich viel mehr Tugend und Ansehen genießen, als ich. — Er war indeß Hugues Gael, den Neerkassel zum Pfarrer der Paradieskirche zu Rotterdam gemacht hatte, dahin gefolgt, da ihm aber das Klima Krankheiten zuzog und er Jürieus Leidenschaft fürchtete, gegen den er geschrieben hatte, zog er sich nach Brüssel 1690, wo er nebst Quesnel und Brigod am 30. Mai 1703 verhaftet wurde. Nach einigen Verhören (am 9. August, 4. Sept., 20. Nov.) wurde ihm am 24. November das Urtheil gesprochen; seine Entweichung und der Jansenismus waren die Anklagepunkte, auch habe er ein Laiengewand getragen und Bücher ohne Approbation, also mit Umgehung der Censur geschrieben. Er wird für exkommunicirt erklärt, verurtheilt das Formular ohne alle Distinction zu unterschreiben, und soll seinen Oberen zu weiterer Bestrafung (sequestrer) ausgeliefert werden. So wurde er denn im December unter Bedeckung nach Amiens gebracht, wo er bis zu Anfang des Jahres 1707 als Gefangener auf der Citadelle blieb. Der Pabst hatte indeß seine Appellation angenommen und erlaubte ihm, nachdem er das Formular unterschrieben hatte, wieder die Messe zu lesen. Allein als er von hier nach Vincennes gebracht war, behandelte man ihn viel strenger, ließ ihn sogar ein Jahr lang ohne das Abendmahl. Ein Schlaganfall lähmte seine rechte Seite. Der Erzbischof zwang ihn durch die Drohung, ihn also „wie einen Hund sterben zu lassen", zur Unterschrift mehrerer Artikel außer dem Formular. Ich that es, sagt er selbst, mit der ausdrücklichen Erklärung, damit der Kirche die Unterwürfigkeit zu bezeugen, die ihr alle ihre Kinder schuldig sind. Der Cardinal erklärte mir auch, er verlange nur für die fünf Artikel selbst die innere Unterwerfung. So holte ihn Pater Ste. Marthe am 25. April 1710 in Vincennes und führte ihn nach St. Germain-des-Pres und von da nach St. Denys, wo er, wegen der seiner Unterschrift gegebenen Deutung, als hätte er seine frühere Lehre widerrufen und wegen der Veröffentlichung seiner Unterschrift sagt: Ich bedaure jeden Tag, daß ich aus Vincennes herausgekommen bin. Le vain triomphe des Jésuites dans la rétractation de D. Gerberon, welches er einem vertrauten Bruder dictirte, wurde vom Superior entdeckt und unterdrückt. Er behielt bis an sein Ende die ganze Freiheit und Lebendigkeit des Geistes und starb am 29. März 1711 in einem Alter von mehr als 82 Jahren. Noch auf dem Todenbett widerrief er seine Unterschrift von Vincennes, die er auch in St. Germain-des-Pres erneuert hatte, entschuldigt sich mit seiner Schwachheit und der List seiner Umgebung und bestätigte seinen Brief an den Pabst (Lettre latine au pape, du 16. Août 1710), welcher durch Abbe von Louvois nach Rom geschickt wurde. In diesem erklärt er, daß er zu allen Zeiten die fünf Sätze in demselben Sinne verdammt habe, in welchem die Kirche und der apostolische Stuhl es gethan habe: er erkenne für hartnäckige Ketzer alle, die sich weigern, die fünf Sätze als Sätze Jansens anzuerkennen, nur um ihrer Verdammung enthoben zu sein; indem er das Formular Alexanders VII unterzeichnete, habe er, um der Kirche die Unterwerfung zu bezeugen, welche ihre wahren Kinder ihr schuldig sind, nur

in Betreff der Dogmen eine Unterwerfung des inneren Glaubens leisten wollen, in Betreff der nicht geoffenbarten Thatsachen aber eine Unterwerfung äußerer Unterthänigkeit, welche sich auf innere Achtung stütze; gemäß dem, worüber man im Frieden von Clemens IX und nach der Gesinnung des Cardinal Noailles übereingekommen, wie denn dieser auch nichts Anderes verlangt habe.

Clemencet sagt, man könne mit größerem Rechte auf die Unterschrift von Vincennes das anwenden, was Athanas von der Unterschrift des Pabstes Liverius gesagt habe, man ersehe daraus nicht sowohl dessen eigene Gesinnung, als die seiner Verfolger. Auf die Jesuiten, welche Keinen aus ihrer Gewalt entkommen lassen, ohne daß sie ihn genöthigt hätten, ihrem Willen zu fröhnen, lasse sich anwenden, was im Buch Judith von den Assyrern gesagt sei: Foedum enim est apud Assyrios si foemina irrideat virum agendo ut immunis ab eo transeat. — Bei Gelegenheit des von dem geistlichen Gericht in Brüssel ausgesprochenen Urtheils sagt derselbe Benedictiner: Man sieht auch hier, wie bei unzähligen anderen Gelegenheiten, daß die geistlichen Tribunale diejenigen sind, in welchen man am frechsten alle Gesetze verletzt; die größten Männer der Kirche sind von ihnen mißhandelt worden.

Man zählt der größeren und kleineren Schriften Gerberons, die zweifelhaften nicht mitgerechnet, im Ganzen hundert und eilf. Besonders bedeutend sind: Le miroir de la piété chrétienne, où l'on considère, avec les réflexions morales l'enchaînement des vérités catholiques de la predestination et de la grace de Dieu, et de leur alliance avec la liberté de la créature. Par Flore de Sainte-Foy. — Liège 1577. Bruxelles 1676 in 16. Die beste Ausgabe ist eine holländische. Dr. Arnauld sagt, es enthalte diese Schrift im Grunde nur die orthodoxe Lehre, obgleich einige Dinge auf eine etwas harte Weise hingestellt seien, die man vielleicht in ein Buch, das in der Volkssprache geschrieben ist, nicht hätte setzen sollen, da es ja in die Hände von allen möglichen Leuten kommen solle. Das Buch wurde in mehreren Schriften angegriffen, auch von Grimaldi, Erzbischof von Aix, le-Tellier, Erzbischof von Rheims, Camús, Bischof von Grenoble und einigen anderen halbjanseniistischen Bischöfen verdammt, da es die Lehre der fünf Sätze enthalte. Daher schrieb Gerberon zur Vertheidigung des Buchs den Miroir sans tache où l'on voit que les vérités que Flore enseigne dans le miroir de la piété sont tres-pures; et que ce qu'on a écrit pour les réfuter, n'est rempli que d'injures, de faussetés et d'erreurs. Par l'abbé Valentin A. Paris proche l'archevêché, 1680, petit in 12. Es sind darin besonders auch über die Weise Mittheilungen gemacht, wornach man in Aix und Grenoble gegen das erste Buch verfuhr. Der combat des deux clefs (la clef de science et de puissance) ist in derselben Absicht und etwas scharf großentheils von le-Noir Theologal von Seez geschrieben. Eine Schutzschrift für diesen, als er von Medavi de Grancé, Bischof von Seez und vom Harlay, Erzbischof von Rouen, verfolgt wurde, war la fable du temps, ou un coq noir qui bat deux renards von Gerberon.

Besonders ärgerlich waren den Jesuiten seine Acta Marii Mercatoris, St. Augustini, ecclesiae doctoris, discipuli, cum notis Rigberii, theologi Franco-Germani. Bruxellis, typis Lamberti Marchant, 1673, in 16; denn Gerberon kam dadurch der Ausgabe desselben Buchs durch den Jesuiten Garnier zuvor. Seinen kritischen Tact bewährte Gerberon in: Sancti Anselmi ex Beccensi Abbate Cantuariensis archiepiscopi opera: nec non Eadmeri monachi Cantuariensis historia Novorum et alia opuscula: labore et studio D. Gabrielis Gerberon, monachi congregationis St. Mauri, ad manuscriptorum fidem expurgata et aucta. Lutetiae Parisiorum, sumptibus Ludovici Billaine et Joannis Dupuis 1675 in-Folio.

Seit er 1672 nach Argenteuil versetzt war, schrieb er außer einigen an-

deren Andachtsbüchern namentlich Histoire de la robe sans couture de Notre Seigneur Jésus Christ, qui est révérée dans l'église du monastère des religieux Benedictins d'Argenteuil, avec un abrégé de l'histoire de ce monastère 1676 in 12. Er handelt darin vom Werth, der Form und der Farbe dieses Gewands. Mehrere alte Schriftsteller behaupten, es sei von Maria verfertigt worden, Christus habe sein ganzes Leben über nur dieses Eine Obergewand gehabt, da es, ohne sich abzunützen, mit ihm gewachsen sei. Es wurde den Kriegsknechten von Christen abgekauft; es folgt nun seine Geschichte, bis es um 800 nach Frankreich kommt. Dieses Büchlein hat fünf bis sechs Auflagen erreicht.

In Corbie schrieb er gleich 1675 Apologie de la pénitence, worin er die göttliche Einsetzung und Recht der Satisfaction nachweist.

Der Jesuite Hazart hatte zu Antwerpen die augustinische Lehre angegriffen in seinem triomphe ou grand catéchisme und in einer Predigt, welche unter dem Titel Calvin battu à plate couture gedruckt wurde; beide in flämischer Sprache. Aufgefordert von Neerkassel schrieb Gerberon mehrere Bändchen gegen die von den Protestanten wider den Katholicismus erhobene Anklage des Pelagianismus. Seine vérité catholique victorieuse (Amsterdam 1784) wurde von Brosen, Pastor der Beguinage zu Delft, auch ins Holländische übersetzt.

Gerberon erzählt selbst: Gegen das Jahr 1690 ging ich nach Brüssel und nachdem ich alle Werke von Michael Bajus, des vorzüglichsten Theologen der letzten Zeiten gesammelt hatte, fügte ich noch mit Anmerkungen Alles das hinzu, was für und gegen ihn gethan worden war. Das Ganze wurde gedruckt; es ist dies: Michaelis Baji, celeberrimi in Lovaniensi academia theologi opera: cum bullis pontificum, et aliis ipsius causam spectantibus, jam primum ad romanam ecclesiam ab convitiis Protestantium, simulac ab Arminianorum, ceterorumque hujusce temporis Pelagianorum imposturis vindicandam, collecta, expurgata, et plurimis, quae hactenus delituerant, opusculis aucta: studio A. P. Theologi. Coloniae Agrippinae, sumptibus Balthasaris ab Egmont 1696 in 4. Auch die von ihm herausgegebenen Lettres de Cornelius Jansenius, evêque d'Ypres et de quelques autres personnes, à M. Jean du Verger de Hauranne abbé de St. Cyran, avec des remarques historiques et théologiques, par François du Vivier. A Cologne chez Pierre le Jeune, 1702, in 12. sind, nach Gerberons eigener Angabe, in Brüssel gedruckt. Er schrieb hier Mehreres über die augustinische Gnadenlehre und Prädestination, über die Tradition derselben und apologetische Arbeiten gegen den Vorwurf, daß sie zur Verzweiflung führe, sodann Bedenken über das belgische Formular und 1690 eine Klagschrift gegen das Verfahren und die Lehre des Erzbischofs von Mecheln. Seine Histoire générale du Jansénisme, contenant tout ce qui c'est passé en France, en Espagne, en Italie, dans les Pays-Bas au sujet du livre intitulé: Augustinus Cornelii Jansenii par l'abbé ******** enrichie de portraits en taille-douce. Amsterdam chez Louis de Lorme, 1700, 3 Vol. in 12. war ein Auszug aus der handschriftlich gebliebenen Geschichte des Jansenismus, welche er in einem Folianten verfaßt. Er ließ jene „en faveur" von Fräulein von Steenpuis drucken, deren christlicher, hülfreicher Liebe er sehr verbunden war. Auch gegen die Geschichte des Jansenismus von Leydecker schrieb er 1696 und die Epistola Christiani Philirini, darin besonders die Bemerkung auffallend ist, Gott habe Le-Maitre durch seine Gnade in den Schoos der katholischen Kirche zurückgeführt.

Endlich, sagt Gerberon, setzte ich eine Schrift in lateinischer und französischer Sprache gegen die „Idee der Freiheit" auf, von welcher man behauptet, daß sie von Arnauld sei, worin ich beweise, daß diese Idee Allem, was dieser Doctor behauptet hatte, sehr entgegengesetzt sei und Alles umstürze,

was St. Augustin gegen die Pelagianer geschrieben hat. Gegen das Ende seines Lebens sei Arnauld der Ansicht geworden, die menschliche Freiheit bestehe in einer vis electiva, sie sei das Vermögen zu wählen, während er, Gerberon, der augustinisch-jansenistischen Ansicht getreu geblieben sei.

In mehreren Schriften vertheidigt Gerberon die Verbreitung der Bibel unter das Volk in der Landessprache, als im Recht und Herkommen der Kirche gegründet. So namentlich in seiner justification générale des plaintes qu'on avait faites des sentiments et de la conduite de M. l'archévêque de Malines. 1691. Arnauld sagt davon in einem seiner Briefe: „Ich habe das Buch gestern gesehen und ganz gelesen; es schien mir überzeugend. Man behauptet darin mit Nachdruck die Freiheit, welche alle Christen haben müssen, die h. Schrift zu lesen. Aber man erklärt auch, wie man thun muß, die vierte Regel des Inder. Man kann diese Wahrheit nicht zu stark behaupten." Daran schließt sich la règle des moeurs contre les fausses maximes de la morale corrompue, pour ceux qui veulent suivre les voies sûres du salut et faire un juste discernement du bien et du mal. Par D. G. A Cologne chez Nicolas Schouten, 1688. Es wurde 1712 und 1733 neu aufgelegt. „Die allgemein bindende Lebensregel ist die von Gottes Gebot untrennbare Wahrheit; die Norm für unser Leben liegt also nicht in der Vernunft, noch im Gewissen, noch im Beispiel, noch in den Ansichten der Doctoren und Beichtväter, als so wahrscheinlich sie sich auch darstellen; sie sind es nur sofern sie Gottes Gesetz und der ewigen Wahrheit angemessen sind, nach welcher das Böse bös, das Gute gut ist. Es ist dies die einzige positive Auctorität, wodurch der Probabilismus gestürzt werden kann." — In einer besonderen Schrift erörtert er die Fragen, ob das Lesen der h. Schrift durch die Edikte Karls V verboten sei und ob die Nonnen von Binch in diese Strafe verfallen.

In einigen Briefen an Bossuet sucht Gerberon Fenelon zu vertheidigen und zu beweisen, daß man Gott ausschließlich und rein nur um seiner selbst willen lieben könne.

Beilage LIII.

Entziehung der Sacramente, das für und wider.

Die Nonnen glaubten, man würde ihnen, wie sonst gestatten, einige Priester vorzuschlagen, welche ihnen als Beichtväter beistehen sollten. Allein der Erzbischof sandte ihnen zwei Priester aus eigener Gewalt zu, wovon der eine Pollet Superior von St. Nicolas du Chardonnet war; mit dem ausdrücklichen Verbot an die Nonnen, irgend einem Anderen zu beichten. Sie wurden von den Nonnen anerkannt und besprachen sich, kraft besonderer erzbischöflicher Erlaubniß, mit ihnen einzeln. Am Ende Septembers ging Pollet nach Paris und erhielt vom Erzbischof mündlichen Befehl, den Nonnen die Sacramente zu verweigern, was noch durch einen schriftlichen Auftrag an ihn vom 3. Oct. 1707 bestätigt wurde. Dieser lautet:

Je mehr ich das Benehmen der Nonnen überlege, desto mehr finde ich ihren Widerstand unentschuldbar; sie handeln gerade gegen die Worte Christi selbst, sie verachten Diejenigen, welche zu hören er ihnen befiehlt und hören Die, welche zu verachten er ihnen gebietet. Deshalb achte ich sie der Sacramente unwürdig und kann es nicht geschehen lassen, daß man sie dazu annehme; man hat ihnen vielmehr die Communion und die Absolution zu verweigern, und es ist nicht zu dulden, daß andere Priester sie ihnen ertheilen.

Wenn sie das Unglück gehabt haben, sich ein falsches Gewissen über den Artikel zu bilden, um welchen es sich handelt, so müssen sie es ablegen und dem Gericht ihres legitimen Oberen unterwerfen, dessen Auctorität von Gott kommt, und dem sie nicht widerstehen können, ohne zugleich Gott selbst zu widerstehen. Da ich Dienstmann der Kirche bin, sehe ich mich auch verpflichtet, ihre verachtete Auctorität zu rächen und ihr an allen Orten meiner Gerichtsbarkeit Achtung zu verschaffen. Je mehr sie glauben, daß ich Güte für sie habe, desto mehr Unrecht haben sie und desto mehr machen sie sich des Undanks schuldig, mir ins Angesicht so öffentlich zu widerstehen. Ich habe diese Güte für sie nur so lange gehabt, als ich an ihnen die alten Fehler gefunden habe, welche gewissermaßen durch meinen Vorfahrer Perefire gutgemacht und vergeben waren und durch den Pabst selbst. Ihr neuer Ungehorsam hat mich mit Recht meine Gesinnung gegen sie verändern lassen, da ich darin außer dem der Kirche angethanen Schimpf (was das Wesentliche ist) auch eine persönliche Beleidigung gegen mich gefunden habe. Es ist aber nicht wahr, daß die Strafen, die auf ihnen lasten, nur vom bösen Willen ihrer Feinde und nicht von meiner eigenen Bewegung kommen. Allerdings ist wahr, daß ich mich nur mit großem Schmerz durch ihre Empörung gezwungen sehe, sie zu bestrafen. Ich halte mich aber Gewissens halber dazu verpflichtet und ich werde es so stark thun, als ich es für meine Pflicht halte, in Wahrheit wegen des Interesses, das ich an ihrem Heil nehme, in großer Betrübniß darüber, daß ich sie nicht für die Gerechtigkeit dulden sehe, indem sie sich einem falschen Martyrthum aussetzen. Denn es steht nach dem Urtheil der Väter fest, daß es die Sache, nicht das Leiden ist, was das wahre Martyrthum ausmacht. Das ist es, was ich vor Gott von diesen armen Jungfrauen denke.

Pollet theilte diesen Befehl den Nonnen mit. Sie waren schon betrübt genug, daß sie Niemanden mehr hatten, welchem sie in vollem Vertrauen ihr Gewissen hätten aufschließen können. Und nun sollte ihnen vollends die Thüre des Heils verschlossen werden. „Die Worte fehlen uns, sagt die kapitularische Acte, unser Staunen und unseren Schmerz darüber auszudrücken, daß Eure Eminenz, ohne uns anzuzeigen, worin sie uns für schuldig (criminelles) finde, uns behandelt, als wären wir gerichtlich der skandalösesten Verbrechen überwiesen. Da diese Excommunikation zuerst nur mündlich war, ohne alle vorläufige Formalitäten, welche die Kirche zu einer so harten Strafe für nöthig erachtet, so hielten wir uns dadurch nicht für gebunden, weder vor Gott noch vor den Menschen und glaubten uns dem Tische Gottes nahen zu dürfen ohne die Eurer Eminenz schuldige Achtung zu verletzen. Wir erklärten Pollet, wir würden uns wie gewöhnlich dazu vorstellen und halten ihn für zu erleuchtet, als daß er nicht wüßte, daß ein Diener des Altars nur den öffentlichen Sündern und Denen, welche dafür anerkannt sind, die öffentliche Communion verweigern dürfe. Er antwortete uns aber, daß er sie uns verweigern würde, und da wir ihm dringend vorhielten, daß er ja keine juridische Acten von Seiten Eurer Eminenz habe, die ihn dazu verpflichten könnten, war seine ganze Antwort, er werde uns nicht communiciren, denn wir haben das Gelübde unserem Erzbischof blindlings zu gehorchen. Da wir ihn in dieser Verfassung sahen, hielten wir uns durch die Liebe verpflichtet, auf diesen unseren einzigen Trost zu verzichten, um ihm den Skandal einer Verweigerung zu ersparen. — Ist dies aber in der Weise der Kirche, welche als Mutter den verirrten Kindern Frist und Gnade gewährt; denn sie weiß, daß der große Apostel nicht die Schwachen verdammt, sondern Diejenigen, so die Schwachen nicht tragen."

„Aber die erleuchtete, so mitleidsvolle Weise der Kirche ist sehr verschieden von den Grundsätzen des blinden Gehorsams, welche Pollet uns mit so großem Eifer und so wenig Genauigkeit predigt; denn es ist doch einleuch-

tend, daß es, um uns als gegen die Kirche ungehorsam zu behandeln, nicht genüge, uns Stellen aus der Schrift und aus den Vätern zu citiren, welche beweisen, daß die Gläubigen verpflichtet seien, ihren Oberen den legitimen Gehorsam zu leisten und uns zugleich zu sagen, daß diese Stellen uns verdammen, Stellen wie: Wer euch hört, hört mich; wer euch verachtet, verachtet mich; wer die Kirche nicht achtet, sei wie ein Zöllner u. s. w. Da er wohl fühlte, daß die Klausel unserer Unterschrift nichts gegen die Lehre und Disciplin der Kirche und also nichts Übles enthalte, hat er sich darein verschanzt uns zu sagen, es handle sich nur um einen Punkt der Disciplin, worin die Kirche ändern und heute etwas Anderes verlangen könne, als im Jahre 1669; unsere Mütter haben zu ihrer Zeit allem Genüge gethan, was die Kirche von ihnen verlangte, und er glaube sie deshalb in Sicherheit; gegenwärtig aber verlange die Kirche etwas Anderes als damals und man müsse ihr gehorchen."

„Wir sind überzeugt, daß Eure Eminenz weit davon entfernt ist, eine solche Sprache gegen uns zu führen, denn es ist Ihnen wohl bekannt, daß die Disciplin nur auf die äußeren Handlungen sich bezieht, welche durch das Gesetz Gottes nicht bestimmt sind und nach Zeiten und Orten wechseln können; auch ist Ihnen nicht unbekannt, daß es sich 1669 nicht um eine Frage dieser Natur handelte, sondern allein darum, zu wissen, zu welcher Art von Unterwürfigkeit gegen die Entscheidungen der Kirche in nicht geoffenbarten Thatsachen die Gläubigen verpflichtet sind. Es ist offenbar, daß diese Frage nicht unter die Disciplin gehört, sondern zu den Dogmen und daß sie einen Theil des der Kirche Anvertrauten ausmacht, so daß es die Kirche des Irrthums anklagen hieße, wenn man behauptete, sie sei im Stande, über diese Frage zwei entgegengesetzte Antworten zu geben. Man kann also nicht sagen, die Kirche verlange heute in diesem Artikel, was sie im Jahre 1669 nicht verlangte. Sie erlangt keine neue Erleuchtung über das, was den Gegenstand ihres Glaubens ausmacht, die Offenbarung ist immer dieselbe und die nicht geoffenbarten Thatsachen gehören heute ebenso wenig zum Glauben, als sonst, und was die Kirche 1669 geglaubt, glaubt sie noch heut zu Tage und wird es noch in allen zukünftigen Jahrhunderten glauben."

Pollet sagte uns ausdrücklich, daß wenn unser Bischof etwas von uns verlange, wir uns zu unterwerfen haben; dafür habe er es auch zu verantworten, und wenn es geschehe, daß er sich in etwas täusche, das er uns befohlen habe, werden wir vor dem Gericht Gottes entschuldbar sein, indem uns unsere Unterwürfigkeit vertheidige; denn sonst könnten wir ja, wenn wir vor Gott treten, sprechen: Herr, so hast also du uns betrogen; denn du hast zu uns gesagt: Hört, hört."

„Es kommt uns nicht zu, diesen Misbrauch mit den Worten Christi so stark zu rügen, wie er es verdient, als wäre die Schrift nicht voll von Vorschriften, welche diese allgemeinen Stellen zu einem gerechten, vernünftigen und mit dem Gesetz Gottes übereinstimmenden Gehorsam bestimmen, welchen zu verletzen nie erlaubt ist, auch nicht unter dem Vorwand, seinen Oberen zu gehorchen." — Die Nonnen berufen sich gegen diese Rechtfertigung unserer Fehler durch den Gehorsam gegen die Oberen auf das: „Die Wahrheit wird euch frei machen; wenn aber ein Blinder einen Blinden leitet" — und darauf, daß man Gott mehr zu gehorchen habe, als den Menschen. — „Wenn man diese gerechten Gränzen des Gehorsams gegen die Oberen nicht anerkennt, müßte man ja in den Provinzen, wo die Bischöfe aus Dingen Glaubenspunkte machen, welche Seine Eminenz als falsch ansieht, doch unterzeichnen oder in den uns vorgeworfenen Ungehorsam fallen."

Sie bitten den Erzbischof also, da sie ihre Unterwürfigkeit so weit ausdehnen, als es die heilige Mutter, die Kirche, immer nur verlange, er wolle den Eifer Pollets zügeln, sich ihnen wieder als Vater erweisen; sie hoffen

zu seiner Güte und Gerechtigkeit, er werde einen der ihm von ihnen vorgeschlagenen Priester zu ihrem Beichtvater ernennen, den überhaupt zur Seelsorge der Nonnen befähigten Priestern auch bei ihnen diese Erlaubniß gewähren und sie in den Genuß der Sacramente wider einsetzen.

Die Acte ist von 17 Nonnen unterschrieben. Sie begnügen sich nicht, sich zu beklagen, daß er sie verdammt habe, ohne ihnen die Fehler, um deren willen er es gethan, anzuzeigen. (Il n'aurait pas été moins nécessaire, Monseigneur, de nous marquer en quoy consiste notre nouvelle désobéissance qui Vous a fait changer de sentiment à notre égard, et aussi le point précis sur lequel nous nous sommes formé une mauvaise conscience.) Sie sagen auch in Beziehung auf sein Schreiben an Pollet: Es wäre für uns nützlich gewesen, wenn Sie uns hätten auseinander setzen wollen, welches die alten Fehler sind, welche zu dulden Sie die Güte gehabt, weil sie durch Peresixe und den Pabst gut gemacht und vergeben waren. Denn wir sehen doch deutlich aus der Ordonnanz von Peresixe, wovon Eure Eminenz reden will, daß er unsere Ansichten billigt und sie übereinstimmend findet mit den vom Pabst gebilligten; wir sehen aber nicht, daß er die Anhänglichkeit an diese Ansichten als Fehler bezeichnet hätte. War also durch diese Ordonnanz etwas wieder gut zu machen gewesen, so war es der Skandal, welchen das Verfahren gegen uns in der Kirche verursacht.

Beilage LIV.

Hinterlassene Apologie des Herzogs von Burgund.

Den 18. Februar 1712 starb der Enkel Ludwigs XIV, nunmehriger Thronfolger, der Herzog von Burgund. Man will in seinem verschlossenen Schranke, bei anderen wichtigen Papieren, einen Aufsatz gefunden haben, welcher für den Pabst bestimmt ihn von dem Verdachte eines heimlichen Jansenismus reinigen sollte. Die Schrift und die Verbesserungen waren von seiner Hand; das Ganze lautet also (Choisy, histoire de l'église, Band 11. p. 389.): Ob ich gleich keine tiefe Kenntniß in der Theologie habe, weiß ich doch, daß die Lehre des Jansenius selbst für die Gerechten einige Gebote Gottes für unmöglich erklärt, daß sie eine Nothwendigkeit aufstellt, unter der Herrschaft der inneren Gnade zu handeln, oder unter der der Begierde, ohne daß es möglich wäre zu widerstehen, indem diese Lehre nur den Zwang zur Handlung, der verdienstlichen, wie ihres Gegentheils, ausschließt; ich weiß, daß sie Gott selbst ungerecht macht, indem sie, der ausdrücklichen Entscheidung des tridentinischen Concils zuwider, behauptet, Gott zuerst verlasse die Gerechten, welche in der Taufe von der Befleckung der Erbsünde reingewaschen und mit ihm versöhnt sind; also daß Gott, trotz der Sündenvergebung, doch der Sünde noch so sehr gedenke, daß er ihnen darum die Gnade verweigere, deren sie nothwendig bedürfen, um in der Möglichkeit zu sein, nicht zu sündigen; wodurch denn ein offenbarer Widerspruch in Gott gesetzt wird, wie es auch seiner Güte und Gerechtigkeit gerade widerspricht. Auch erkenne ich wohl, daß diese Lehre die Freiheit durchaus aufhebt und namentlich das Mitwirken des Menschen zum Werke seines Heils ausschließt, da er dem Zuvorkommen der Gnade nicht widerstehen kann, weder in Beziehung auf den Anfang des Glaubens, noch auf jede Handlung insbesondere, wenn ihm die Gnade gegeben ist; da Gott dann im Menschen wirkt, ohne daß der Mensch einen andern Antheil dabei hätte, als daß er das, was er nothwendig thun muß, durch seinen Willen thut; ich erkenne, daß dieses System des Menschen

Freiheit auf den einzigen freien Act in der Sünde Adams zurückführt und daß er mit Nothwendigkeit Gutes und Böses thue, was doch vor Gott weder ein wahrhaft Gutes und Verdienstliches, noch Böses und Strafbares sein kann, da er ja unendlich gerecht ist; endlich, daß damit gelehrt werde, Gott wolle unter allen Menschen nur das Heil seiner Auserwählten, und Christus habe duach die Vergießung seines Bluts allein diese seine Auserwählten retten wollen.

Ich weiß, daß dieses System, indem es in Gott Ungerechtigkeit und launische Eigenwilligkeit (de la bizarrerie) voraussetzt, wenn ich diesen Ausdruck wagen darf, den Menschen durch Unterdrückung seiner Freiheit zum ausschweifenden Unglauben (libertinage) führt. Ich weiß auch, daß, nachdem die Jansenisten die Zulässigkeit und Wahrheit der Lehre der fünf Sätze nachdrücklich behauptet hatten und sofort verdammt worden sind, sie sich auf die Frage des Thatbestandes rücksichtlich des Buches von Jansenius geworfen haben; daß sie, nachdem sie es auch in diesem Punkte verloren, sich zurückgezogen haben auf die Genügsamkeit eines ehrfurchtsvollen Stillschweigens, und daß sie auch aus dieser Verschanzung hinausgeworfen durch die letzte Constitution unseres heiligen Vaters, des Pabstes, zu tausend scholastischen Subtilitäten die Zuflucht genommen haben, um als bloße Thomisten zu erscheinen, während sie doch alle im Grunde dieselbe Gesinnung bewahren; ich weiß, daß sie in Holland Schismatiker sind; daß sie, sie mögen nun ihre Lehre offen vertheidigen, oder sich hinter die Thatsache verschanzen, sie mögen sich nun an das ehrfurchtsvolle Schweigen halten oder an den vorgeblichen Thomismus, daß sie in allen Fällen immer eine und dieselbe Kabale bilden, die zu den gefährlichsten gehört, welche je angesponnen worden und vielleicht je sein werden. —

Ich glaube, dieses werde genügen, den Verdacht zu zerstören, welchen man so grundlos in Betreff meiner ausgesprengt hat; wodurch ich aber doch sehr beunruhigt werden mußte, da er bis zu den Ohren des Oberhauptes der Kirche gedrungen ist. Ich wünschte im Stande zu sein, diesen Verdacht selbst zu zerstreuen und noch mit Mehrem, als hiemit geschieht, meine Unterwerfung gegen die Kirche, meine Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl und meine Sohnes-Ehrfurcht für den, welcher jetzt darauf sitzt, an den Tag zu legen. Damit er nun meine Gesinnungen kennen lerne, glaubte ich diese Erklärung von mir geben zu müssen, worin ich Punkt für Punkt Rechenschaft gebe von dem, was man in Beziehung auf mich vorgebracht hat; so wird es denn hoffentlich nicht mehr zweifelhaft bleiben, und man wird mich nicht blos durch meine Worte, sondern durch mein ganzes Benehmen genau den Fußstapfen des Königs folgen sehen, meines Großvaters, auf dessen Zeugniß ich mich, wenn es nöthig ist, berufen kann.

Der König sandte nach dem Tode seines Enkels diese Erklärung an den Cardinal de la Tremouille, sie dem Pabste vorzulegen, welcher denn auch in seinem Breve vom 4. Mai den König versicherte, er habe sie mit Vergnügen empfangen und mit Eifer gelesen; er habe Thränen der Freude vergießend dem Allerhöchsten Dank dafür gesagt, daß er dem Prinzen so schöne und fromme Gesinnungen eingeflößt, um die Reinheit der lauteren Lehre und die den apostolischen Constitutionen schuldige Unterwerfung aufrecht zu erhalten. Man könne auf ihn anwenden, was früher einmal von einem großen Monarchen gesagt worden sei: Er hat sich erklärt, wie er es nicht sowohl als Kaiser, denn als Bischof hätte thun mögen. Der Pabst fügte hinzu, obgleich billige Männer nie den geringsten Grund gehabt hätten, an der Reinheit und Fleckenlosigkeit des Glaubens des Dauphins zu zweifeln, sei es dennoch für die orthodoxe Lehre sehr wichtig, daß dieser Aufsatz alle Wolken zerstreue, die List und Betrügerei derjenigen aufdecke, welche Reden voll Betrug ausstreuten; es sei diese Schrift ein Monument, dauernder als Erz, ein ewiges Denkmal von der Frömmigkeit und dem Ruhme des Prinzen.

Woher diese Beschuldigung des Jansenismus kam, erhellt vielleicht schon

aus St. Simon zu Anno 1706: Der Herzog von Burgund hörte auf, die Musik zu besuchen, ob er sie gleich sehr liebte; er verkaufte die vielen Edelsteine, welche er von der verstorbenen Dauphine hatte, und ließ das Geld alles den Armen geben. Seit einiger Zeit ging er nicht mehr in die Komödie.

Beilage LV.

Erzbischöfliches Decret zur Aufhebung von Port-Royal des Champs.

Das Decret des Erzbischofs Noailles vom 11. Juli 1709 findet sich in einer Handschrift des Archives und lautet nach Aufzählung einer langen Reihe von Acten, welche den Rechtsstand von Port-Royal constituiren, wie folgt:

Veu l'arrest du conseil d'état du Roy du 17 avril 1706 par lequel et pour les causes y contenues Sa Majesté a fait tres expresses inhibitions et deffenses à l'abbesse et aux religieuses de Port-Royal des champs d'y recevoir aucune novice jusqu'à ce que par Sa dite Majesté en eust esté autrement ordonné; (veu) autre arrest du conseil d'estat du 29 decembre 1706 par lequel et avant faire droit sur les conclusions de la requeste presentée par lesdites abbesse et religieuses de Port-Royal de Paris Sa Majesté auroit commis Monsr. Voysin conseiller d'Etat pour dresser procès verbal de l'état, du nombre des religieuses etc. de la Maison de Port-Royal des champs, (veu) autre arrest du conseil d'Estat, du neuf fevrier 1707, par lequel Sa Majesté faisant droit sur la requeste des dites abbesse et Religieuses de Port-Royal de Paris, a revoqué et annullé le dit arrest du 13 May 1669 et Lettres Patentes du mois d'avril 1672 en ce qui concerne le partage, et en consequence ordonne Sa dite Majesté que les abbesse et Religieuses de Port-Royal de Paris se retireroient par devers nous pour estre statué sur l'extinction et suppression du tittre de la d^e^ abbaye de Port-Royal des champs et sur la reunion des biens et revenus qui en dependent à la d^e^ abbaye de Port-Royal de Paris et faire droit sur leur requeste ainsy qu'il appartiendra suivant les règles et constitutions canoniques, (veu) autre arrest du Conseil d'Estat du douze May 1707 par lequel Sa Majesté a debouté les dites Religieuses de Port-Royal des Champs de l'opposition par elles formée aux dits arrets du Conseil du 17 avril et 29 decembre 1706 et 9 fevrier 1707 et ordonné que les dits arrests seront executez selon leur forme et teneur, nostre ordonnance du 18 novembre 1707 par laquelle sur le refus des dites religieuses des champs de se soumettre purement et simplement à la constitution de Nostre St. Pere le Pape du 16 Juillet 1705 et après avoir epuisé tous les moyens que la charité que nous devons à toutes les ames confiées à nos soins nous auroit inspirez et avoir attendu inutilement avec toute la patience que nostre caractere exige de nous que les dites religieuses rentrassent en elles memes nous les aurions declarées contumaces et désobeissantes aux constitutions apostoliques, et comme telles incapables de participer aux Sacrements de l'Eglise deffendant à tous prestres seculiers et reguliers de leur administrer aucun Sacrement jusqu'à ce qu'elles se fussent soumises à la dite constitution et qu'elles l'eussent receue purement et simplement sans exception, ny restriction quelconque declarant de plus les dites religieuses incapables de voix active et passive dans les ele-

ctions et leur faisant deffenses expresses de s'assembler pour elire une abbesse le tout à peine d'excommunication, veu aussy la nouvelle Bulle de Nostre St. Pere le Pape Clement XI obtenue par les dites abbesse et Religieuses de Port-Royal de Paris et à la recommandation du Roy à nous adressée dattée à Rome à Ste. Marie Majeure le Sixième avant les Calendes du mois d'avril de l'année dernière 1708 pour la suppression entière du tittre du dit monastère de Port-Royal des champs etc. avec derogation expresse à la Bulle de Clement X et faculté à nous de transferer les Religieuses de Port-Royal des champs en un ou plusieurs autres monasteres en une ou plusieurs fois et de pourvoir à leur subsistence ainsy que nous jugerions à propos, (veu) Lettres d'attache de Sa Majesté pour l'enregistrement de la ditte nouvelle Bulle en datte du 14 novembre 1708, arrest du Parlement d'Enregistrement de la dite Bulle du 19 decembre ensuivant, (veu) conclusions de nostre Promoteur, après que nous avons employé inutilement tous les moyens qui ont esté en nostre pouvoir même depuis Notre dite Ordonnance du dixhuit novembre mil sept cens sept pour porter les dites religieuses des champs à la soumission qu'elles doivent à l'Eglise les dites Religieuses perseverant en leur opiniatreté et tout considéré le saint nom de Dieu invoqué, — Nous archevesque de Paris susdit tant de Nôtre autorité ordinaire, que de celle du St. Siège apostolique avons supprimé et esteint, supprimons et esteignons par ces presentes à perpetuité le tittre de la dite abbaye et Monastère de Port-Royal des champs et en consequence avons réuni et appliqué, reunissons et appliquons par ces mêmes presentes à la dite abbaye et Monastere de Port-Royal de Paris tous les biens, pour à l'avenir l'office canonial dudit Monastère des champs estre acquitté dans celui de Paris et jouir par le dit Monastère de Paris de tous les biens et droits ainsi réunis, à la charge par les dites abbesse et Religieuses de Port-Royal de Paris d'acquitter ou faire acquitter conformement à la dite Bulle les mesmes et autres fondations particulières faites depuis la separation des deux maisons qui ne pourront estre acquitées par le Prestre cy-après nommé desservant l'Eglise dudit Monastère des champs et generalement de payer les autres charges comme les decimes et taxes du clergé, et qu'il sera pris et distrait par préference sur les fruits et revenus des dits biens reunis pour la nourriture et entretien et autres besoins desdites Religieuses qui restent en ladite maison de Port-Royal des champs, sçavoir pour chacune religieuse du choeur la somme de trois cens livres par chacun an, et pour chacune converse la somme de deux cens livres aussy par chacun an que les dites abbesse et Religieuses de Port-Royal de Paris leur payeront, ou leur feront tenir en quelque lieu qu'elles soient leur vie durant de quartier en quartier et par avance, si ce n'est que les dites Religieuses des champs eussent des pensions de leurs familles de pareilles sommes.

Es werden nun weiter die jährlichen Summen angeführt, dazu Port-Royal de Paris verpflichtet iſt zur Unterhaltung eines Prieſters, eines Gärtners, eines Pförtners und einer Dienſtmagd in Port-Royal des Champs. Zugleich wird befohlen, daß ein Inventarium von allen Urkunden, Geräthen und Schmuck für Kirche und Haus in Port-Royal des Champs durch einen Bevollmächtigten des Biſchofs gemacht werde: pour icelle (copie de l'inventaire) veue estre par Nous statué sur ce que Nous jugerons devoir rester en la possession des dites Religieuses des champs pour leur usage.

Beilage LVI.

Die Sache beider Port-Royal vor dem Parlamente.

Die Nonnen von Port-Royal de Paris berufen sich in ihrer Bittschrift an das Parlament (die Copie davon auf dem Archive bezeichnet mit: Classe 1, sac 1, liasse 1), besonders auf die 1647 gegebenen Bestimmungen, als Angelica, „aus Jedermann bekannten Gründen", die Übersiedlung eines Theils der Nonnen nach P.-R. des Champs begehrte. Der Erzbischof knüpfte seine Zustimmung an die Bedingung, daß dieselben stets der im pariser Kloster, als dem lieu de stabilité, zurückbleibenden Äbtissin untergeben bleiben sollten, so daß sie zu jeder Zeit von ihr zurückgerufen werden könnten; sie solle auch die durchaus freie Verfügung über alle Güter behalten, wovon sie ganz nach ihrer Weisheit und ihrer Liebe das verabreichen werde, was ihr für die Nonnen in P.-R. d. Ch. nöthig scheine. Dies sei durch die Ordonnanz des Erzbischofs Perefixe vom 8. Febr. 1666 geregelt worden, damit diese Bestimmung von der im Hauptorte des Klosters, im Hause von Paris, residirenden Äbtissin vollstreckt würde. Die Nonnen im Hause des Champs haben in dieser gerechten und vernünftigen Abhängigkeit gelebt, bis es dem Könige gefallen habe, 1669 anders zu verfügen, die beiden Häuser zu trennen und für unabhängig von einander zu erklären. Es ist dieses aber ohne Untersuchung und Erkenntniß (sans connaissance de cause), und aus nicht weiter entwickelten, jetzt aber nicht mehr bestehenden Gründen geschehen. Seine Majestät hat aus Ihr bewußten Gründen den Nonnen von P.-R. d. Ch. verboten, Novizen anzunehmen; daher es geschehen sei, daß, während die Zahl jener, welche doch den größeren Antheil an den Einkünften erhalten hatten, abgenommen hat, die der Nonnen des pariser Hauses sehr gestiegen ist. Da diese aber seit Jahren nur mit Schulden sich durchhelfen konnten, lastet nunmehr eine Schuldenmasse von 108,000 Livres auf ihnen. Sollten die nunmehrigen 17 Chornonnen und 9 Konversen von P.-R. d. Ch. dieselben Einkünfte haben, wie die 71 Chornonnen und Konversen von 1669? sollen sie mehr haben, als die 39 Chornonnen und die 16 Konversen von P.-R. d. P.? Die jährlichen Einnahmen dieses Klosters belaufen sich nur auf 9000 Franks, die Auslagen auf 22,600. Das Kloster des Champs gehe ja ohnedies seiner Auflösung entgegen, da es aussterben müsse, und la suppression de cette communauté devient toute favorable, indem dadurch die Sachen auf den alten Stand vor 1669 zurückversetzt würden. Es ist aber billig, daß die Güter von den verlöschenden P.-R. d. Ch. an P.-R. d. P. fallen, und nicht einem Anderen zugetheilt werden. Da man dieses fürchtete, wollte man lieber noch die Lebenden beerben, zumal die dringende Noth des pariser Hauses schleunige Hülfe verlangt. Selbst die in den Acten von 1624 erwähnte Einsamkeit und ungesunde Lage des Hauses von des Champs wird hervorgesucht und in die Wagschale geworfen; die Rebellion und Ungehorsam gegen die Kirche werden nicht vergessen.

Der Auszug aus den Registern des Staatsraths vom 8. October 1709 (aus dem Archive) ist eingeleitet durch eine Geschichte des ganzen Processes vom 8. Mai 1709 an. Auf diesen Tag seien die Nonnen von P.-R. d. Ch. vor das Parlament geladen gewesen, um sich gegen die von Marie Louise Franziska de Rousselet de Chateau-Renault gegen die Bulle von Clemens X vom 23. Sept. 1671 und gegen die Trennung beider Häuser erhobenen appellations comme d'abus zu vertheidigen. Da aber die Nonnen von P.-R. d. Ch. von den Rechtsmitteln dieser Appellation gehörig unterrichtet gewesen seien, haben sie es nicht für gut gefunden zu erscheinen. Darauf hat das Parlament auf die Conclusionen des General-Procurators Seiner Majestät hin den 3. Au-

guſt auf den appel comme d'abus de la fulmination et execution de la dite bulle du 23. Sept. 1671 den Spruch gethan, qu'il a été mal, nullement et abusivement procédé et executé, daß alſo die Äbtiſſin von P.-R. d. P. und ihr Kloſter in dem Beſitze und Genuſſe aller Güter, Rechte und Einkünfte von P.-R. d. Ch. ſein und bleiben ſollen, wie im Beſitze derer von P.-R. d. P. Desgleichen wird Chateau-Renault in dem Beſitze und in der Ausübung der geiſtlichen Jurisdiction und Auctorität über das Kloſter des Champs erhalten werden, wie ſie vor der Bulle von 1671 gethan. Obgleich nun dieſer Spruch den 7. Auguſt 1709 den Nonnen von P.-R. d. Ch. amtlich mitgetheilt worden iſt, haben ſie ſeine Vollſtreckung zu durchkreuzen geſucht, ohne jedoch ihre Rechtsgründe dazu auseinander ſetzen zu wollen. Ohne ſich, wie die Ordonnanz vom April 1667 befiehlt, Artikel 3, Titel 35, vor dem Tribunale, von welchem der Spruch ausgegangen, zu ſtellen, ohne ſich durch eine Eingabe beim Parlamente zu verwahren (pourvoir), haben ſie nur durch eine Acte vom 13. Auguſt ſignificirt, ſie widerſetzen ſich der Ausführung genannten Spruchs, ohne irgend einen Grund zu nennen, ohne auch nur bei dem Parlamente einen Procurator aufzuſtellen. So ließ denn Chateau-Renault den 14. den Nonnen von P.-R. d. Ch. erklären, da dieſe keine Oppoſition in geſetzlicher Form gegen den Spruch des Gerichts erhoben, ſei ſie geſonnen, die Vollſtreckung deſſelben zu verfolgen, wie ſich denn auch die Äbtiſſin mit Erlaubniß des Erzbiſchofs den 1. October nach P.-R. d. Ch. begeben habe, um Beſitz davon zu nehmen. Dagegen haben zwar die Priorin und Nonnen von P.-R. d. Ch. durch eine Acte vom 2. October eine Erneuerung ihrer früheren Oppoſition ſignificiren laſſen, nebſt einer Proteſtation de se pourvoir par les voyes de droit, aber ohne eine Eingabe an das pariſer Parlament zu machen. Sie ſcheinen ſogar in dieſer Oppoſition vom 2. October die Gültigkeit ihrer erſten Oppoſition zu behaupten, trotz genannter Ordonnanz (von 1667), von welcher ſie ſogar behaupten, ſie ſei dabei auf eine Weiſe ausgelegt worden, welche nur zu Misbrauch führen könnte, als käme es nicht allein Seiner Majeſtät zu, ſeine Abſicht dabei auseinander zu ſetzen und ſeinen Willen beſtimmt zu erklären.

Das ganze Verfahren der Nonnen von P.-R. d. Ch. ſei nur eine Fortſetzung der Ausflüchte und ſchlechten Zwiſchenacte (incidens), welche ſie ſeit drei Jahren dem rechtlichen Verfahren derer von Paris entgegenſetzen. Daher erklärt Seine Majeſtät die genannten Oppoſitionen für caſſirt, null und nichtig, als der Ordonnanz von 1667 entgegen und befiehlt die Vollſtreckung des Parlamentsbeſchluſſes vom 3. Auguſt 1709, dem zu Folge die Nonnen von P.-R. d. Ch. die Chateau-Renault als Äbtiſſin von Port-Royal anzuerkennen haben, ihr die Pforten des Kloſters zu öffnen, ſie als ſolche mit Ehren und Gehorſam aufzunehmen, ihr die Schlüſſel der Archive, Urkunden und Papiere zu übergeben, damit ſie über die Verwaltung der Güter verfüge.

Geſchehen im Staatsrath des Königs in Beiſein ſeiner Majeſtät, Marly den 8. October 1709, im ſieben und ſechszigſten Jahre ſeines Königreichs; unterzeichnet von Phelypeaux, geſiegelt mit dem großen Siegel in gelbes Wachs.

Johann le Marquant, huissier à cheval au Châtelet de Paris, berichtet den 19. October 1709, daß er ſich an demſelben Tage von Chevreuſe aus nach P.-R. d. Ch. begeben, daß er den Beſchluß des Staatsraths ſignificirt, geleſen, gezeigt und eine Copie davon den Nonnen, namentlich der Priorin, hinterlaſſen habe.

Beilage LVII.

Die Äbtissin von Port-Royal d. P. in Port-Royal d. Ch. und in St. Cyr.

Madame von Chateau-Renault erzählt uns in einem eigenhändigen Schreiben von dem Acte ihrer Besitznahme in Port-Royal des Champs den 1. October 1709:

Nachdem alle nöthigen Berathungen gepflogen worden waren, um zu wissen, ob ich in Person ausgehen sollte von Port-Royal des Champs Besitz zu nehmen, war beschlossen worden, daß ich es thun sollte, und zwar kraft des Parlamentsbeschlusses vom 3. August. Man hielt deshalb dafür, daß ich dem Cardinal von Noailles eine Bittschrift überreiche und ihn um die Erlaubniß bitte, aus unserem Kloster zu gehen. Seine Eminenz beehrte uns den Sonnabend vor meiner Abreise mit seinem Besuche, um mir Ihre Befehle zu geben und die Maßregeln für diese Reise zu treffen. Es wurde ausgemacht, es sollte darüber das größte Stillschweigen beobachtet werden, da zu fürchten wäre, die Partei von Port-Royal des Champs möchte uns einige Hindernisse machen.

Sonnabend Morgens, den 1. October 1709, um 4 Uhr, nachdem wir das gemeinsame Frühgebet gesprochen hatten, zogen wir aus, ohne der Klostergemeinde etwas davon zu sagen, und legten den Pförtnerinnen Stillschweigen auf bis die Mutter Priorin einen Brief von mir erhalten würde, welcher ihr um 9 Uhr Morgens übermacht werden sollte; also daß wir über vier Stunden von hier entfernt sein mochten, ehe man erfuhr, daß wir ausgegangen seien. Ich hatte die beiden Schwestern, Margaretha Agnes von St. Paul, Kellnerin, und Louise Franziska von St. Alexis, Untermeisterin der Novizen, welche zu meiner Begleitung ernannt waren, erst den Abend vorher sehr spät in Kenntniß gesetzt. So wurde das Geheimniß vollkommen beobachtet; ich glaube, die angestellten Gebete machten es, daß wir nicht auf die gefürchteten Hindernisse stießen. Um 11 Uhr des Morgens langten wir in dieser weit und breit bekannten Wüste an; wir kamen ohne Widerstand bis in den äußeren Hof der Abtei. Der Wagen der beiden Notare, welche uns begleiteten, war vorangegangen, sie hatten uns angekündigt und die Mutter Priorin zu sprechen verlangt. Während dessen gingen wir in die Kirche das allerheiligste Sacrament anzubeten.

Sobald die Mutter Priorin im Sprechzimmer angekommen, ließen uns die Notare rufen. Als wir eintraten, fanden wir den Rahmen mit Leinwand vor dem Gitter verschlossen; ich grüße die Priorin, nachdem ich zu ihr die Worte gesprochen, deren wir uns in unseren Versammlungen bedienen: Unser Herr, Jesus Christus, im allerheiligsten Sacramente werde in uns verherrlicht! worauf sie mir mit dem: Amen! geantwortet. Ich nannte sie: ma reverende mère und bat sie, das Gitter zu öffnen; da sie es ablehnte, indem es gegen die Regel sei und ich Männer bei mir habe, hieß ich diese abtreten; nachdem sie mir den auf meine Bitte ausgestellten Befehl seiner Eminenz eingehändigt hatten, welcher ihnen (den Nonnen von P.-R. des Champs) gebot, mich und meine Begleiterinnen mit Ehren und Achtung zu empfangen. Sobald die Notare abgetreten waren, öffnete sie das Gitter, ihre Stimme war ziemlich zitternd; ich meinerseits hatte auch nicht mehr Zuversicht, that mir indeß Gewalt an, meine Furchtsamkeit zu überwinden und las ihr den Befehl seiner Eminenz vor. Als sie mir sagte, sie haben zu Lyon gegen sein Decret Appellation eingelegt, erwiderte ich ihr, ich komme nicht kraft dieses Decrets, sondern kraft des Parlamentsspruchs vom 3. August dieses Jahres, welcher Ihnen ja mitgetheilt worden ist, wodurch die beiden Häuser auf den Stand vor der Bulle von

Clemens X zurückversetzt werden, ihre Trennung aufgehoben wird und sie wieder zu Einer Abtei vereinigt sind, womit ich die Ehre habe bekleidet zu sein. Deshalb erscheine ich auch, Besitz von dem Hause zu nehmen, und bitte sie um ihre Zustimmung, daß sie die Klostergemeinde zusammenrufe und mich für ihre Äbtissin anerkenne, daß sie mir als solcher die Schlüssel des Klosters und ihrer Archive überreiche. Sie erwiderte mir darauf, daß sie gegen den Parlamentsspruch Widerspruch erhoben haben; worauf ich ihr bemerkte, dieser Widerspruch gelte nichts, da er nicht in gehöriger Form und gegen die Regeln der Ordonnanz erhoben worden sei; sie sehe wohl, daß wir überzeugt seien, daß er gar keine Rücksicht verdiene und uns nicht hindere, weiter zu verfahren. Ich bitte sie, die Klostergemeinde zusammenzurufen. Darauf sagte sie mir, sie könne mir im Namen aller antworten, da sie die Gesinnung aller ihrer Schwestern kenne und protestire im Namen aller und in ihrem eigenen Namen; das Kloster habe das Wahlrecht, wäre es nicht also, würde sie nicht darin Nonne geworden sein. Es würde ihr eine große Ehre und Vergnügen sein, mich als Madame de Chateau-Renault zu empfangen, da sie wisse — indem sie mir tausend Artigkeiten sagte. Sie kenne die Achtung, welche man Fräulein von Stand zu erweisen habe, aber als Äbtissin von Port-Royal könne sie mich nicht aufnehmen, noch anerkennen. Ich antwortete, da Madame de Chateau-Renault und Madame de Port-Royal in meiner Person vereinigt seien, so könne man die eine nicht antasten, ohne die andere zu verwunden.

Auch als ich die Notare berufen, forderte ich sie umsonst von Neuem auf, mich als Äbtissin anzuerkennen; ich drang in sie, die Nonnen zusammenzurufen, um von ihnen selbst ihre Gesinnung zu erfahren; vielleicht würden sich einige finden, die anders sprächen. Als sie auf ihrer Weigerung beharrte, erklärte ich ihr, wie es mich befremde, daß eine Priorin, welche ich widerrufen und absetzen könne, sobald es mir gefalle, für eine ganze Körperschaft antworte, ohne sie zu versammeln und um ihre Ansicht zu befragen. Dieses Regiment scheine mir sehr despotisch. Ob ich gleich als rechtmäßige Äbtissin mehr Auctorität und Gewalt habe, wollte ich doch selbst in einer Sache von minderer Bedeutung nicht verfahren, ohne meine Schwestern um ihre Ansicht und ihren Rath zu befragen. Da sie aber in ihrer Weigerung beharrte, sagte ich ihr, ich sehe mit Schmerz, mit lebhaftem Schmerze, wie sie selbst in den einfachsten Dingen Zeichen geben, daß sie keine Oberen, weder geistliche, noch weltliche, anerkennen wollen; es mache mir dies viel mehr Kummer in ihrem, als in meinem Interesse, zumal mir ihr Widerstand durchaus nicht schaden könne, da ich mich dessen unerachtet in Besitz setzen würde. Ich fand aber immer denselben Geist der Halsstarrigkeit, deren Wurzeln längst zu tief geschlagen haben, als daß zu hoffen wäre sie auszureißen; so sagte ich noch zu ihr, es sei traurig, daß sie durch den Mangel an Unterwerfung so viel Frömmigkeit, Zucht, heilige Übungen und Strenge, welche sie an sich selbst üben, unnütz machen. Da sie mir darauf sagte, es urtheile nicht Jedermann darüber, wie ich, hielt ich für gut nicht weiter zu antworten, indem ich mich fürchtete, mich in eine Controverse einzulassen, wobei ich in die Lage kommen könnte, mich sehr schlecht herauszuziehen, da es über die Fassungskraft meines Geschlechts und über die meinige insbesondere hinaus ist, zumal es auch in gar keiner Beziehung stand zu dem, was mich herführte. So setzte man das Protokoll in unser aller Beisein auf.

Meine Schwester M. A. von St. Paul, welche mich begleitete, sagte zu der Priorin, sie würde sich mir nicht so hartnäckig widersetzen, wenn sie mich kennte. Sie antwortete nichts darauf und bat mich nur um die Erlaubniß sich eine Viertelstunde zu entfernen, so lange man schreibe. Ich unterbrach nachher das Stillschweigen nur durch einige Fragen an sie, wie viele Nonnen noch von der Zeit der Trennung da seien und ob Niemand krank sei. Sie verneinte dieses und sagte, es seien noch vier Nonnen aus jener Zeit im Kloster. Hierauf verfielen wir wieder in tiefes Stillschweigen. Das Alles währte etwa bei

zwei Stunden. — Hierauf verlasen die Notare das Protokoll, welches mit der ihnen ausgestellten Vollmacht schloß, Gewalt zu gebrauchen und um uns einzuführen die Thüren einbrechen zu lassen. Auf Dieses sagte ich, diese Mittel seien gegen meinen Charakter; da man sich milderer Mittel mit demselben Erfolge bedienen könne und ich keinen Skandal zu veranlassen wünsche, bat ich sie, keinen Gebrauch davon zu machen. Nachdem die Priorin in wenigen Worten ihre und ihrer Schwestern Protestation hatte niederschreiben lassen, unterschrieb sie das Protokoll und erhielt eine Copie davon. Die Notare setzten mich noch in ihrer Gegenwart durch Berührung des Gitters im Sprachzimmer in Besitz. Meine Schwester M. A. von St. Paul sagte zur Priorin: wie, meine Mutter, Sie lassen uns weggehen, ohne uns den Trost zu geben, unsere Schwestern zu sehen? ich sagte ihr im Weggehen, ich scheide, von Schmerz durchdrungen, daß ich sehe, wie sie sich weigern von den Mitteln Gebrauch zu machen, welche man ihnen anbiete; daß sie sich ins Verderben stürzen (se noyer) wollen, trotz der Mühe, welche man sich gebe, sie daran zu verhindern.

Wir gingen sofort zur Kirche, um die bei einer ähnlichen Gelegenheit gebräuchlichen Ceremonien zu verrichten, welche ich mit dem Geläute der Glocken beschloß. Da einige Leute dieselben lange anzogen, kam der Caplan der Nonnen herbei, lehnte aber die Bitte der Notare ab, als Zeuge zu unterschreiben. Sobald wir aus der Kirche hinaus waren, schnitt man im Thurme das Glockenseil ab, und es war dies das einzige Zeichen von Heftigkeit, das uns bei dieser Gelegenheit begegnete. Denn außerdem ging Alles mit Sanftmuth und gleicher Mäßigung vor sich, Alles, bis auf das Gesinde, war in großem Schweigen, in der Kirche, in der Pforte, im Sprachzimmer, wo sich keine Bewegung zeigte, welche den Frieden auch noch so wenig gestört hätte. Daraus schloß ich, daß, wenn diese Jungfrauen Unterwürfigkeit gegen die Kirche hätten, sie im Stande wären, dieselbe sehr zu erbauen. Hierauf nahmen wir Besitz von den Gastzimmern, vom Thorhause (le tour), von der Pforte der Klausur, stiegen dann zu einem Pachthof hinauf, wovon ich auch Besitz nahm. Hier schrieben die Notare vollends ihr Protokoll und schlossen es ab, machten Copien aller Acten, welche sie um 5 Uhr des Abends der Priorin brachten, die ihnen eine von der ganzen Klostercorporation unterschriebene Acte zeigte, worin diese ihrer Opposition beipflichtete und welche sie die Notare ihrem Protokolle beizuschließen bat. Diese erklärten aber, es sei unmöglich, da das Protokoll schon abgeschlossen sei.

Wir reisten um 6 Uhr des Abends wieder ab und kamen zum Übernachten nach St. Cyr, wo wir in einem Wirthshause abstiegen. Den anderen Morgen gingen wir in die große Abtei zur Messe; nachdem wir sie gehört hatten, hatte Frau von Maintenon die Gnade uns bei ihr einführen zu lassen. Wir hatten die Ehre, in ihr Gemach eingeführt zu werden, wo sie uns mit der größten Gnade und Artigkeit entgegen kam. Ich berichtete ihr über die obgenannte Angelegenheit, und sie erwies mir die Ehre, mir mit vieler Geduld, Güte und Aufmerksamkeit länger als eine Stunde zuzuhören. Hierauf fragte sie mich lächelnd, ob ich in der Kirche von P.-R. d. Ch. diese Salbung gefühlt, welche man daselbst zu finden behaupte; ich antwortete ihr, ich sei nicht gut genug, um solche Gefühle zu haben, und versicherte sie, daß ich nichts Besonderes daselbst gefühlt habe. Es sei wahr, daß die Lage dieses Hauses in einer angenehmen Einsamkeit eine Idee von der Thebaide zurückrufe und geeignet sei, Sammlung einzuflößen. Doch glaube ich, daß jedes andere Haus in einer ähnlichen Lage dieselbe Wirkung haben müßte. Ich habe aber die Ehre sie ohne Schmeichelei zu versichern, daß ich in St. Cyr wirklich diese Salbung gefunden habe, indem ich die Bescheidenheit, das Stillschweigen und die Sammlung bei einer so großen Anzahl von jungen Personen, und die erbauliche Weise gesehen habe, wie man hier Gott diene. Ich sagte ihr dabei nur lauter Wahrheit. In Allem, was ich sonst noch in diesem Hause sah, fand ich nichts, das

nicht Bewunderung verdiente. Durch die wunderbare Ordnung, welche überall herrscht und auffällt, wird man völlig überzeugt, daß die Schöpferin und Lenkerin eines vollendeten Werks einer von jenen höheren Geistern (genies) ist, wie kaum ein Jahrhundert einen hervorbringen kann. So verließ ich es voll von ihrer Bewunderung.

Beilage LVIII.

Abbruch der Kirche.

Die Ordonnanz des Erzbischofs vom 29. December 1710 (in den Manuscripten der Archive Carton L, 1621, Classe 1, Sac A, Liasse 7) gesteht auf eine naive Weise ein, daß die Bedingungen, an welche er seine Zustimmung zum Abbruch der Baulichkeiten gegeben, nämlich die Unterhaltung eines Priesters, Gärtners, Pförtners, einer Dienerin, umgangen und gebrochen worden sind. Hatte man auch die Kirche stehen lassen, so war doch für den Geistlichen und für die Anderen kein Obdach geblieben, der Garten selbst verwüstet. So hatten denn die Nonnen von Port-Royal de Paris ihn gebeten, sie dieser übernommenen, sehr beschwerenden Verpflichtungen zu entbinden und ihnen zu erlauben, die Kirche auf den Abbruch zu verkaufen. Der Erzbischof gab nun Louis Le-Doux, Priester im Seminare von S. Nikolas du Chardonnet, den Auftrag, sich an Ort und Stelle zu begeben, die Örtlichkeiten einzusehen und nebst ihrer Beschreibung ein Protokoll aufzusetzen, ob die Gebäude nützlich seien, oder nicht. Le-Doux entledigte sich seines Auftrags den 1. und 2. December und berichtet, daß alle Baulichkeiten bis auf den Grund zerstört seien, ausgenommen die Kirche, die noch ganz stehe, die Mühle, über welcher einige Kammern seien, das Taubenhaus, einige dazwischen liegende kleine Stallungen und eine kleine Loge am Eingange der Hauspforte.

„Der äußere Gottesacker für Personen außerhalb der Klausur, der Kirche entlang, ist noch im Stande; der innere Gottesacker aber, préau genannt, wo man gewöhnlich die Nonnen begraben, ist beinahe ganz mit Trümmern erfüllt; die Ringmauern der Abtei können nicht mehr lange halten und sind an mehreren Orten schon gestützt. Der einzige Nutzen der Kirche bestünde darin, daß sie den Bewohnern des Pachthofs, der Scheunen und einiger anderen Häuser eine größere Bequemlichkeit verschaffte, die Messe zu hören. Die benachbarten Geistlichen, bei welchen sie eingepfarrt sind, beklagen sich aber eben darüber. Die Unterhaltung der Kirche mit Thurm, Fenstern und Altardecken, der Bau einer Wohnung für den Caplan und einen Chorknaben würden sehr kostspielig sein. Es würde sich nicht leicht ein ordentlicher Geistlicher finden, der in einer so großen Einsamkeit wohnen möchte, wo er die größte Mühe hätte, sich auch nur die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen. Es wäre auch Gefahr, daß die Kirche eine Zuflucht für Räuber, oder für Vögel und Insecten würde, welche sie mit Unrath erfüllten, wie es jetzt der Fall ist; auch möchte sie in der Folge als Scheune oder Magazin gebraucht werden, wie es einigen benachbarten Kirchen ergangen ist."

Diese Rücksichten und Gründe vermögen den Erzbischof zu seiner Ordonnanz vom 29. December 1710, worin er dem Kloster Port-Royal de Paris gestattet, die Kirche an den Meistbietenden zum Abbruch zu verkaufen und die Nonnen von den früher gemachten Bedingungen und Ausgaben entbindet. Sie haben aber einen besonderen unabsetzbaren Caplan in ihrem Kloster zu halten,

welcher jeden Tag für die Stifter und Wohlthäter des Hauses eine Messe zu lesen hat.

Am Schlusse der Ordonnanz heißt es: „Wir befehlen, daß die in Port-Royal d. Ch. beerdigten Leichname mit dem gebührenden Anstande nach der Begräbnißstätte der Pfarrei St. Lambert, als nach der nächstgelegenen, gebracht und daselbst wieder beerdigt werden, diejenigen ausgenommen, deren Übertragung in ihre Familienbegräbnisse wir besonders erlauben werden."

Der Beschluß des Staatsraths vom 16. November 1711 hatte den königlichen Rath, Marquis d'Argenson, beauftragt, die Kirche von P.-R. des Champs zum Abbruch im Aufstreich zu verkaufen. Es war dies in Paris auf die gewöhnliche Weise bekannt gemacht worden durch drei öffentliche Anschläge, die von 14 zu 14 Tagen wiederholt wurden, wie auch durch Anschläge an die Kirchen der benachbarten Kirchspiele und in Port-Royal des Champs selbst. Am ersten Verkaufstage, den 20. Januar, Mittwoch, fand sich im Hotel d'Argensons (rue vieille du temple) Niemand ein, der ein Gebot gemacht hätte, ob man sich gleich bereit erklärte, auch nur Einzelnes zu verkaufen. Vierzehn Tage darauf machte Ouchard, Priester an der Kirche von St. Gilles in Paris, ein Gebot auf die beiden Glocken (14 Sols auf das Pfund Metall). Auch für das Holzwerk, das Metall, Glas und Ziegel wurden 600 Livres geboten; ein Skulpteur wollte die Marmorsteine auf den Gräbern ankaufen. Allein man wollte die leeren Mauern und Gewölbe nicht stehen lassen und so sah man sich zu einem vierten Aufstreichstermine genöthigt. Am 2. März endlich überließ man das ganze Gebäude, mit Glocken, Holz, Steinen, kurz die ganze ehemalige Kirche um 600 Livres an Louis Ravinet, Maurermeister in Paris, unter der Bedingung, daß in vier Monaten nur noch die Steine übrig seien, nach zwei Jahren aber auch diese weggeschafft wären, so daß Alles von Grund aus abgebrochen und zerstört wäre (à la charge par ledit Ravinet, de faire et faire faire la demolition de fonde en comble à ses frais). Siehe darüber eine lange Acte in den Archiven, bezeichnet mit Classe 1, sac 1, liasse 2.

Beilage LIX.

Gleichzeitige Lieder über die Tyrannen.

Unter den handschriftlichen Versen aus der Zeit der Streitigkeiten über die Bulle Unigenitus finden sich auch folgende:

Tristes et lugubres objets!
J'ay vû la Bastille et Vincennes
Le Châtelet, bissettre et mille prisons pleines
De braves citoyens, de fidèles sujets;
J'ay vû la liberté ravie
De la droitte raison la règle peu suivie;
J'ay vû le peuple gemissant
Dans un rigoureux esclavage;
J'ay vû le soldat rugissant
Perir de faim, de soif, de depit et de rage;
J'ay vû les sages contredits,
Leurs remontrance inutilles
J'ay vû des intendans vexer toutes les villes
Par de criants impôts et d'injustes édits;

J'ay vû un borgne épouvantable,
Ce barbare ennemy de tout le genre humain,
Exercer dans Paris les armes à la main
Une police abominable;
J'ay vû les gens d'honneur persécutéz, bannis;
J'ay vû même l'erreur en tous lieux triomphante,
La vérité trahie et la foy chancelante;
J'ay vû le lieu saint avili;
J'ay vû Port-Royal demoli;
J'ay vû l'action la plus noire
Qui pourra jamais arriver!
L'eau de tout l'océan ne pourroit la laver
Et nos derniers neveux auront peine à la croire!
J'ay vû dans ce sejour par la grace habité
Des Sacrilèges, des profanes
Remuer, tourmanter les manes
Des corps marqués du scau de l'immortalité!
Ce n'est tout encore, j'ay vû la prelature
Se rendre et devenir le prix de l'imposture;
J'ay vû la dignité en proye aux ignorants,
J'ay vû des gens de rien tenir les premiers rangs,
J'ay vû de saints prélats devenir la victime
Du feu divine qui les anime!
O temp! o moeurs, J'ay vû dans ce siècle maudit
Le cardinal l'ornement de la France
Plus grand encore, plus savant qu'on ne le dit,
Ressentir les effets d'une horrible vengeance!
J'ay vû l'hypocrite honoré;
J'ay vû, c'est dire tout, les Jesuites adorés;
J'ay vû ces meaux sous le regne funeste
D'un prince que jadis la colère céleste
Accorda par vengeances à nos désirs ardents,
J'ay vû ces meaux et je n'ay pas vingt ans!

Auf Ludwigs XIV Grab:

Cy git le prince des imposts,
Toute la France en est ravie;
Dieu lui donne pain et repos
Qu'il nous ota pendant sa vie.

An die Jesuiten:

De vos tristes prospérités
Craignez une funeste suite;
Un jour viendra, qu'en vos cités
S'éteindra le nom de Jésuite;
Tamburin, Doucin et Tellier;
Craignez le sort des templiers!

Diese Sachen sind zu singen nach der Melodie de Joconde, du tabac, du pendu, du branle de Metz. — Die Bulle Unigenitus heißt in einem die natürliche Tochter des Pabstes.

Äbtissinnen von Port-Royal.

	Wahl.	Ende ihres Amtes.
Jeanne de Boulehart	1575.	stirbt 1602.
Jacqueline-Marie-Angelique Arnauld	1602.	legt das Amt nieder 1630.
Marie-Geneviève de St. Augustin le Tardif, erste frei Gewählte..	23. Juli 1630.	1636.
Jeanne-Cathérine Agnès de St. Paul Arnauld	19. Sept. 1636.	1642.
Jacqueline-Marie-Angélique Arnauld	3. Oct. 1642.	1654.
Marie des Anges Suireau.....	26. Nov. 1654.	gestorben 10. Dec. 1658.
Jeanne-Cathérine-Agnès de St. Paul Arnauld	17. Dec. 1658.	1661.
Magdeleine de Ste. Agnès de Ligni	12. Dec. 1661.	1669.
Henriette-Marie de Ste. Magdeleine du Fargis	23. Juli 1669.	1678.
Angélique de St. Jean Arnauld..	3. Aug. 1678.	1684.
Henriette-Marie de Ste. Magdeleine du Fargis	1684.	1689.
Agnès de Ste. Thècle Racine....	1689.	gestorben 1700.
Elizabeth de Ste. Anne Boulard de Ninviliers	1700.	gestorben 20. Apr. 1706.

1660. Der König und die Klerusversammlung machen Ernst mit der Unterschrift.
1661. Die zwei widersprechenden Mandements der Großvikare von Paris. — Zerstreuung der meisten Einsiedler, Entfernung der Beichtväter. 11. Juli beginnt die Visitation von P.-R.
1662. 19. Aug. stirbt Pascal.
1663. Unterhandlungen mit Ferrier. — 29. Jul. Starkes päbstliches Breve. Lettres patentes zur Exequirung desselben.
1664. 15. Apr. Lettres patentes befehlen streng die Unterschrift. — 17. Apr. stirbt Singlin. — 8. Jun. Der Erzbischof verlangt foi humaine für das Factum. — 26. Aug. zwölf Nonnen aus P.-R. abgeführt. — Sept. Flavie und ihr Anhang unterschreiben.
1665. 15. Febr. päbstliche Constitution mit Formular zur Unterschrift auch für das Factum. Die vier Bischöfe verlangen in ihren Mandements nur eine respectueuse silence. — 3. Juli. Die gefangenen Nonnen aus Paris in P.-R. des Ch. vereinigt. — 16. Nov. Dorothea zur Äbtissin in Paris gewählt.
1666. 14. Mai. Sacy gefangen.
1667. Mehrere Prälaten verdammen das N. Test. von Mons. — 27. Apr. Der Pabst ernennt Commissaire gegen die vier Bischöfe.
1668. Der Kirchenfrieden abgeschlossen. — Mai. Der König ernennt eine Äbtissin für P.-R. de Paris. — 1. Sept. Brief der vier Bischöfe an den Papst. — 28. Sept. Breve dankt dem Könige für Friedensvermittlung. — 31. Oct. Sacy freigelassen.
1669. 14. Febr. Unterschrift der Nonnen. — 13. Mai. Die beiden Häuser Port-Royals getrennt.
1670. Restauration Karls II in England.
1661. Seligsprechung von St. Franz von Sales.
1662. 29. Juni stirbt Marca, der neue Erzbischof von Paris. — 20. Aug. Crequy, der französische Gesandte in Rom, von der päbstlichen Corsengarde insultirt.
1663. 8. Mai. Die pariser theologische Facultät erläßt eine Erklärung gegen die Anmaßungen des Pabsts.
1664. 10. Apr. Hardouin de Perefixe als Erzbischof von Paris vom Pabst bestätigt. — 17. Apr. Der König läßt selbst im Parlament seinen Befehl der Unterschrift registriren.
1665.
1666. Paul Gerhardt wegen verweigerter Unterschrift seines Amtes entsetzt.
1667. 22. Mai stirbt Alexander VII. — Clemens IX.
1669. 9. Dec. stirbt Clemens IX.
1670. 29. Apr. Clemens X. — 14. Juni stirbt Annat; Ferrier Beichtvater des Königs.

1671. 19. Febr. stirbt Agnes.
1674. Herzogin und Herzog von Liancourt sterben. Der Erzbischof von Sens, Goudrin, stirbt. — 27. Sept. stirbt Arnauld d'Andilly.

Speners collegia pietatis.
1671. 1. Jan. stirbt Perefixe, Harlai sein Nachfolger im Erzbisthum Paris.

1676. 20. Mai. Königliche Erklärung über die Unterschriftsstreitigkeit in Angers aus dem Lager von Ninove.
1677. 8. Dec. stirbt der Bischof von Alet.
1679. 2. März. 65 Sätze der laxen Casuistik vom Pabste verdammt. Nicole und Arnauld in die Sache verwickelt. — 15. Apr. stirbt die Herzogin von Longueville. — 17. Mai. Der Erzbischof decimirt Port-Royal. — Juni. Arnauld und Nicole entweichen in die Niederlande. — 21. Juli stirbt der Bischof von Beauvais.
1680. 7. Aug. stirbt der Bischof von Pamiers. Nicole kehrt nach Frankreich zurück.

1682. Dübreuil gefangen gesetzt.
1683. 11. Oct. stirbt Ste. Marthe.
1684. 4. Jan. stirbt Sacy. 29. Jan. stirbt Angelica von St. Johann. — 10 Febr. stirbt Luzancy.
1687. 22. Febr. stirbt Hamon.
1690. 27. Juni stirbt Pontchateau. — 11. Oct. stirbt Ste. Marthe.

1673. Königliche Erklärung über die Regale.
1674. De La-Chaise Beichtvater des Königs.
1675. Der geistliche Führer von Molinos erscheint.
1676. Clemens X. stirbt 22. Juli. Innocens XI.
1678. 12. März. Erstes Breve an den König wegen der Regale. — Sept. Die sechste Generalversammlung des Oratoriums verdammt Jansenismus und Kartesianismus. Quesnel geht nach den Niederlanden.
1679. 29. Dec. Drittes scharfes Breve an den König in der Regalsache.

1682. Allgemeine Klerusversammlung. 19. März. Erklärung des französischen Klerus in den vier Artikeln. Zugleich Einleitung zum Widerruf des Edicts von Nantes. Der Benedictiner Gerberon flüchtet in die Niederlande.
1684. Waffenstillstand zwischen Spanien u. Frankreich.
1685. Widerruf des Edicts von Nantes. Quesnel flüchtet nach Brüssel. Molinos von der Inquisition gefangen gesetzt. Jakob II. von England.
1687. Streitigkeiten zwischen dem Pabst u. Ludwig XIV über die Rechte der Gesandtschaft.
1688. Wilhelm von Oranien in England.
1689. Innocens XI stirbt 12. Aug. Alexander VIII.
1690. Die vier Artikel von 1682 durch Bulle vom 4. Aug. verdammt.

1692. 2. Juni stirbt der Bischof von Angers
1694. 8. Aug. stirbt Dr. Arnauld.
1695. 15. Apr. stirbt Lancelot. — 16. Nov. stirbt Nicole.
1698. 10. Jan. stirbt Tillemont.
1699. 21. Apr. stirbt Racine.

1691. Alexander VIII stirbt 11. Febr. Pomponne wieder Minister. Innocens XII 12. Juli gewählt.
1693. Ausgabe des N. Test. von Quesnel, Noailles, dem Bischof von Chalons, dedicirt.
1694. 6. Febr. Zwei Breven an den belgischen Klerus

1700. über Prädestination und Unterschrift des Formulars. — (1696. 29. Nov. noch bestimmteres, strengeres Breve.) Die französischen Bischöfe erlassen Ordonnanzen gegen den Quietismus. Der Streit über die Religionsmengerei der Jesuiten in China heftiger, besonders in Frankreich.

1695. 6. Aug. stirbt Harlai, Erzbischof von Paris; ihm folgt Noailles.

1697. Fenelons Maximes des saints; vom Pabst verdammt.

1699 stirbt Pomponne.

1700. Karl II von Spanien stirbt. Erbfolgekrieg. Die chinesische Angelegenheit in Rom untersucht.

1701. 20. Juli. Zwanzig Doctoren entscheiden für den cas de conscience.

1703. 12. Febr. Päbstliche Breven und erzbischöfliche Ordonnanz gegen den cas. 10. Mai. Quesnel und Gerberon in Brüssel gefangen. 13. Sept. entflieht Quesnel aus dem Gefängnisse.

1705. 15. Jul. Bulle Vineam Domini Sabaoth gegen den cas; von König, Klerus, Parlament angenommen. Kaiser Leopold I stirbt, ihm folgt Josef I.

1706 und 1707. Maigrot und Cardinal Tournon in China gefangen gesetzt.

1709. 20. Jan. stirbt La-Chaise. Tellier sein Nachfolger.

1710. 18. Apr. widerruft Gerberon und stirbt 25. Jan. 1711.

1706. April. Alle Vorsteherinnen von P.-R. sterben.

1708. Sept. Die Bulle vom 27. März zur Aufhebung von P.-R. d. Ch.

1709. 1 Febr. stirbt Mallon de Beaupuis. — 11. Juli. Der Erzbischof erklärt P.-R. d. Ch. für aufgehoben. — 29. Oct. Abführung aller Nonnen aus P.-R. d. Ch.

1710. Abbruch des Klosters.

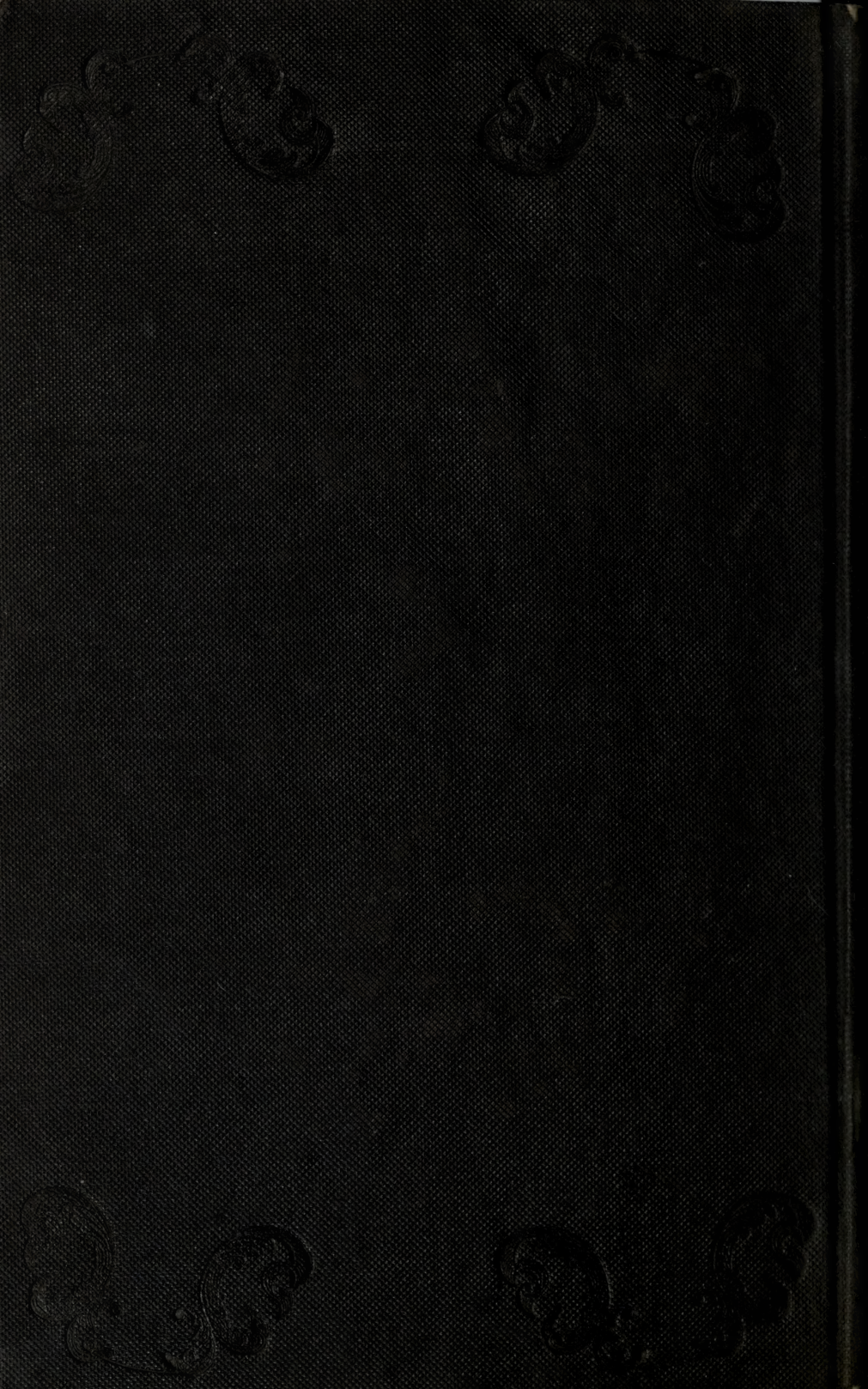
1711. Ausgrabung der Leichname.

1713. Abbruch der Kirche.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

18752. HEcclF.
R.
Author Reuchlin, Hermann.
Title Geschichte von Port Royal. Vol. 2.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU